

42. Jahrgang Band 1




BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
Digitized by Google



Velhagen & Klasings Monatshefte

42. Jahrgang 1927/1928

1. Band



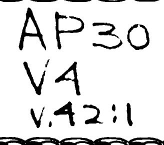
Verlag

Velhagen & Klasing

Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis

42. Jahrgang 1927/1928. Erster Band



Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kompositionen

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes



Fischerboot

Aquarell von Artur Nikodem



42. Jahrg. September 1927 / 1. Heft

Im Zeichen der Jungfrauen

Roman von Clara Ratzka

Über dem Sofa, im Hinterzimmer der Hirschapotheke, hing das Bild einer gepflegten und lächelnden alten Dame. Es war Cornelia ter Meulen, die Frau des Amsterdamer Bankiers.

Man konnte sagen, daß sie mit viel Recht diesen Ehrenplatz einnahm: sie hatte ihrem Neffen, dem einzigen, den sie besaß, ein Vermögen gerettet. Im Jahre 1914 kam sie mehrere Male nach Münster, rosig, betulich, seidenrauschend, Diamantgehänge in den Ohren. Sie saß auf dem Sofa im Hinterzimmer und legte dem Apotheker Kerssenbrok umständlich auseinander, daß sein schönes Vermögen nunmehr in den Schutz ihres Mannes, des Bankiers, gehörte. Später erwies sich, daß sie recht gehabt hatte.

Da sie kinderlos war, sah sie Kerssenbrok als ihren Sohn an. Auch das Haus am Roggenmarkt, die altangesehene Hirschapotheke, hatte sie ihm gekauft, damals, als er heiratete. Er nahm die etwas auffallende und fahrige Luise Bantinck zur Frau — oder nahm sie ihn? —, und da Luise gesund, stets guter Laune und zudem aus einer angesehenen Familie war, hörte Cornelia ter Meulen nicht hin, wenn irgend jemand eine Einwendung gegen dieses Mädchen machte.

Luise Bantinck — Lulu nannte sie sich — war nicht mehr ganz jung, Ausgang der zwanziger Jahre etwa, als sie sich entschloß, in die Hirschapotheke zu ziehen und damit ihr Lebensfeld einzuengen. Sie war so versessen auf Lustbarkeiten, so überzeugt von ihren Reizen und deren Wirkung auf die Männer, daß Münster ihr bis dahin keineswegs für ihren Siegeszug genügt hatte; sie nahm mehrere leicht erreichbare Städte hinzu. Überall hatte sie die praktische Einrichtung der Pensionsfreundinnen.

Aber wenn sie auch eine Lulu war und sich für gefährlich hielt, so war es für sie doch an der Zeit gewesen, ihre Flüge aufzugeben, auch die Höhenflüge, und beispielsweise statt eines Regierungspräsidenten einen Apotheker zu heiraten. An das Kerssenbroksche Geld hatte sie dabei nicht einmal gedacht; dazu war sie viel zu sorglos.

Als dann alles so weit war, berauschte sie sich an ihrem Entschluß, war hemmungslos glücklich, und man kann sagen: sie blieb es auch. Alles andre wäre ihr, nachdem sie ihr großes Wirkungsfeld aufgegeben hatte, viel zu unkommode gewesen.

Jetzt war Lulu Kerssenbrok, wenn man so unhöflich sein wollte, das festzustellen, fünfundvierzig Jahre alt, und immer noch war sie das Bild der Verführung um die Jahrhundertwende, mit Schleifchen und Spitzchen, einem griechischen Knoten und Löckchen auf der Stirn. Sie duftete, sie kicherte, doch sie konnte auch lachen, wie ein großes Kind lachen. Nein, raffiniert war sie nicht.

Soeben kam sie aus der Stadt und brach in das stille Hinterzimmer ein. Doch dann blieb sie erstaunt stehen, denn ihr Mann maß und wog, hatte allerlei um sich gebreitet — und das war ein zu merkwürdiger Anblick. Karl Kerssenbrok arbeitete nicht. Er pflegte zu sagen: „Alle wirklich intelligenten Leute sind faul,“ und wenn er das auch nicht beweisen konnte, so tönte es immerhin bedeutend und prägte sich ein.

Auch jetzt arbeitete Karl Kerssenbrok nicht. Er bereitete einen alten, seit Jahrhunderten, so sagte er, mit dieser Apotheke verbundenen Trank, den Usquebah. Man hatte gestern die vorletzte Flasche angebrochen, und da ein gutes Ding Weile haben will, mußte man frühzeitig brauen: vor zwei bis drei Wochen war gar nicht daran zu denken, daß das richtige Aroma herauskam. Kerssenbrok sah wichtig zu seiner Frau hinüber. „Du könntest mir helfen," sagte er.

„Natürlich, aber gern, Karli!" rief sie, und schon lagen Hut, Jacke, Schirm, kleine Pakete — mindestens fünf — auf dem Sofa. Der Hut, Lulu hatte wirklich noch eine Hutnadel, flog hinterher, und dann kamen die engen Handschuhe an die Reihe, an denen sie lange zupfen mußte, denn Lulu meinte immer noch: eng macht schlank.

Kerssenbrok senkte die kraus zusammengezogene Stirne auf die kleine Wage. „Vier Lot Nelken, ein Lot Muskatnuß, ein Lot Ingwer, ein Lot Kümmel," murmelte er.

„Gib her, ich lese!" Sie riß die Augen auf, hellblaue, große Augen. „Hier steht Sternanis, den hast du nicht." Sogleich lief sie durch das angrenzende Laboratorium in die Apotheke. „Fräulein Ludowika," sagte sie zu der Gehilfin, „haben wir Sternanis?"

„Natürlich!" Das weißgekleidete Mädchen lächelte mit ihrem klugen Gesicht hinüber. „Ich bringe es. Herr Doktor macht den Usquebahlikör, nicht wahr?" fragte sie näherkommend, ganz leise.

Lulu drückte sich wieder in das Laboratorium hinein, denn sie hatte den strafenden Blick des Herrn Isfordt aufgefangen, des Allmächtigen der Apotheke. Hier in diesem Raume, in dem alles spiegelte und blitzte, mußte es korrekt zugehen. Lulu zog die Schultern hoch und lachte.

„Er hat mich wieder gemaßregelt," sagte sie zu ihrem Manne.

Auch Karl Kerssenbrok lachte. „Bringt Wika ein Lot Anis?"

„Immer sagst du einfach ‚Wika'!" Seine Frau stieß ihn in den Rücken.

Er lachte noch mehr. „Sie ist doch auch ‚Familie an uns', wie Gesine sagt."

„Das ist aber sehr weit hergeholt, Karli. So, hier hast du die Rosinen, sechs Lot, und die zehn Lot Kandiszucker."

Die Tür öffnete sich, und ein borstenköpfiger Lehrling erschien. Er trug eine Riesenflasche. „Jetzt den Franzbranntwein bringen, Jüll, zwei und eine halbe Flasche!" rief ihm Kerssenbrok zu.

„Jüll hat wieder kein Wort gesagt. Will es denn immer noch nicht gehen?" Lulu blickte ihren Mann vorwurfsvoll an.

„Das kommt in Ordnung, auf Stottern verstehe ich mich." Kerssenbrok tat das abgewogene kleine Zeug in die Flasche. „Der Junge muß nur singen lernen, das ist alles."

Ludowika Aldensell erschien jetzt wieder, schwenkte das kleine Tütchen, und fast zu gleicher Zeit kam Jüll, der Laufbursche, vom Flur her. Er hielt die Flaschen fest an sich gepreßt und stieß glückselig hervor: „Guten Abend, Frau Doktor."

„Na ja — na also!" sagte Kerssenbrok leutselig, „immer proben, immer proben. ‚Kommt ein Vogel geflogen', damit kann man das meiste herausbringen. Ich merke schon, du faßt rasch auf, du lernst, du machst Fortschritte, mein Junge."

Der Kleine nickte eifrig und verschwand.

Fräulein Aldensell sah auf Kerssenbroks ungeschickt arbeitende Hände. „Ich glaube, vorn steht Kaplan Vietinghof mit Herrn Geheimrat Bantinck," sagte sie.

„Oh, sieh an!" Lulu lief hinaus, über die schwarzweißen Kacheln des Flurs, die so blank waren, daß sie ihre hübschen Füße widerspiegelten, durch die halboffene Glastür bis auf die Straße lief sie. „Hereinkommen, Gregor — und auch Sie, Herr Kaplan! Es ist Zeit zum Dämmerschoppen!"

„Gewiß, gern," sagte der stattliche Kaplan Vietinghof. Neben ihm schritt Bantinck, der Geheime Regierungsrat mit dem gut geschnittenen, etwas müden Gesicht.

„Guten Abend, Lulu. Wie das ewige Leben!" Er hielt ihre Hand recht fest, denn er hatte immer das Gefühl, für seine Schwester sorgen zu müssen.

„Guten Abend, Gregor," und dann sich schnell seinem Begleiter zuwendend: „Wie sollen wir in diesem Haus denn ein gottgefälliges Leben führen, wenn Sie uns so im Stich lassen, Herr Kaplan? Sie waren ewig nicht bei uns!" Sie schritten nebeneinander durch den Flur. „Das letztemal, als Sie uns besuchten, erzählten Sie uns die Geschichte aus Ihrer Heimat. Wie war es noch? Es gab wenige Tänzer und Heiratskandidaten in Brilon, aber ein Gymnasium, auf dem ganz alte Kerle saßen, die anderswo hängen blieben. Das waren nun die Hoffnungen der Mädchen —" Sie stockte.

„Richtig, Frau Kerssenbrok. Da Jünglinge dieser Art aber, selbst von unserm weitherzigen Gymnasium, bisweilen —"

Lulu fuhr fort: „geschwenkt wurden, erhob sich ein großes Murren unter den Müttern und Töchtern, und sie erreichten es auf dem Familienwege, daß fortan die Stadtväter darüber zu entscheiden hatten, ob ein Briloner Gymnasiast geschwenkt werden sollte oder nicht."

Sie öffnete strahlenden Angesichts die Tür zum kleinen Hinterzimmer. Man sah gerade noch einen weißen Kittel im Laboratorium verschwinden. „Oh du Schliekenfänger!“ rief Lulu ihrem Manne zu, den Finger drohend erhoben, und dann, sich umwendend: „Herr Kaplan, ich sage es Ihnen, die Liebe des Mannes geht durch die Augen. Ludowika Aldensell, dieses reizende Kind, hat es ihm angetan, und er behauptet, er sei ihr Onkel!“

Geheimrat Bantinck behielt sein müdes Gesicht, Lulus Freiheiten waren ihm stets von neuem unangenehm. Kaplan Vietinghof, gewandt und niemals einem Scherz abgeneigt, sagte: „So legen wir ihm also eine hohe Buße auf,“ und er setzte sich händereibend unter Tante Cornelias Bild.

„Also eine extra gute Flasche!“ Kerssenbrok zwinkerte vergnügt hinüber.

Da lockerte sich Bantincks Wesen. Er seufzte ein wenig auf, wie er es oft tat, dann glitt er in einen Sessel.

„Gemütlich habt ihr es hier, das muß man euch lassen.“ Und ein wenig bitter ging es ihm durch den Sinn, daß Kerssenbroks es ja immer gut gehabt hatten, ganz gleich, was über das Land dahinging, und daß ihnen ihr einziges Kind, der Felix, bisher keine ernsten Sorgen machte und nichts an ihm und seiner Erziehung gespart werden mußte, während er — Clarisse, Hubertus und die Jo — ja, seine unbändige Jo! Drei erwachsene Kinder, drei Probleme! Er nahm alles schwer, der Geheimrat. Die bösen Jahre über Deutschland und seiner einst so zuverlässigen Heimatstadt hatten sich ihm eingeprägt. Gewiß, seine Frau, sein Bruder Christopher auf Rehbrügge und manche anderen Leute sagten: es geht bergauf. Er konnte es nicht sehen, er blickte zurück.

„So — und nun erzählen Sie uns etwas, Frau Kerssenbrok,“ sagte Kaplan Vietinghof, „Sie kommen doch überall herum, haben drei Kränzchen.“ Er lächelte.

„Immer müssen Sie mich aufziehen, Herr Kaplan. Nein, in meinen Kränzchen höre ich die schönsten Geschichten nicht, die leben hier so in den Straßen und Wirtschaften. Übrigens Wika ist auch eine gute Quelle. Wir müssen sie hereinrufen. Wenn Isfordt sie nur losläßt!“

Karl Kerssenbrok ging sie holen.

Jetzt kam Ludowika, die spielenden, dunklen Augen vom einen zum andern wendend.

„Hierher, in die Sofaecke, und jetzt erzählen Sie Herrn Kaplan Vietinghof mal von den Schulkindern.“ Lulu wandte sich dem Geistlichen zu: „Wikas Freundin ist nämlich Lehrerin und sammelt solche Sachen.“ Sie schob dem Mädchen ein Glas Wein hin und Gebäck; daran fehlte es nie in der Apotheke.

Ludowika legte den kleinen Kopf auf die Seite und sagte: „Da will ich zahm anfangen, mit den Entschuldigungszetteln. Eine Mutter schrieb von ihrem Kinde: ‚unser Trudchen war teilweise bettlägerig‘; eine andre: ‚die Weckuhr hat verzagt‘ und von ihrem achtjährigen Jungen: ‚er mußte von wegen seinen Magen ins Bett bleiben; is doch sonst so'n tüchtigen Lebemann!‘“

Alle lachten. Es klopfte, und zwei beleibte Männer erschienen, Freunde von Kerssenbrok. Fast jeden Tag waren sie im Hinterzimmer der Apotheke anzutreffen. „Nicht stören lassen, weiter erzählen!“ rief der ältere. „Ja,“ Ludowika lehnte den Kopf zurück, „aber nicht meine Döhnkes und meinen Namen in Münster herumtragen!“

„Bewahre. Weiter, Fräulein Ludowika!“

„Nun denn!“ Wika machte ein verschmitztes Gesicht. „Eine empörte Mutter schrieb der Lehrerin: ‚Geehrtes Fräulein, wenn Sie unsre Kathrina noch einmal schlagen, schicke ich meinen Mann: dann sind Sie die längste Zeit Fräulein gewesen.‘“

Lulu hielt ihr, frohlockenden Auges, den Mund zu. „Herr Kaplan, Herr Kaplan!“ rief sie wehklagend. Das kleine Zimmer dröhnte von Gelächter.

„Fräulein Aldensell!“ Der Kaplan drohte ihr. „Ich glaube, wir müssen Sie mal kürzer halten.“

„O nein, nein,“ rief das Mädchen, ausgelassen werdend, „jetzt erzähle ich noch etwas Köstliches von meinem Bruder. Als er neun Jahre alt war, lag er mit Masern zu Bett. Sobald es ihm besser ging, kam eine von unsern vielen alten Tanten und hielt ihm, langsam durchs Zimmer schreitend, eine Tafel Schokolade entgegen. Was meinen Sie, Herr Kaplan, was der Junge nachher beichtete? Unsre Mutter sah es auf seinem Sündenzettel. ‚Ich habe ein Weib mit Begierde angesehen!‘“

Der Kaplan wischte sich mit einem großen Taschentuch übers Gesicht, alle hatten rote Köpfe vor Lachen.

So ging es nun einmal zu in der Hirschapotheke, unter den Augen der würdigen Cornelia ter Meulen.

★

In der weiten und fruchtbaren Ebene, vom Frühling durchleuchtet und locker umkränzt, liegt jenes Haus, aus dem die Bantincks kommen. Jetzt bewohnt es nur Christopher Bantinck, der etwas unbekümmerte Junggeselle. Das Haus steht in einem

klaren und dunklen, hier und da schilfbewachsenen Graben. Ein glattes, moosigweiches Grün zieht an den Quadersteinen empor; es kann dem schweren Untergrund des Bantinckschen Hauses nichts von seiner Kraft nehmen. Doch je höher man an ihm emporblickt, um so festlicher und blühender wird das Haus. Über der Tür, um die zarten und sicheren Verzierungen der Fenster und um das Walmdach, schwingt die lebensvolle Melodie des Barocks. Das satte Rot der Ziegel und die gelbgrauen Steinfassungen, weich, von der Zeit liebevoll abgetastet, fügen sich in die lichte Umgebung.

Wenn man auf der Freitreppe steht, sieht man die Türme von Münster. An klaren Tagen liegt die Stadt, fein hingezeichnet, ein perlmutternes Gebilde, am zitternd umspielten Horizont.

Und wenn man diese Treppe hinabsteigt und nach rechts hinüberbiegt, dann liegt dort jene Kapelle, die ein Vorfahr zum Dank dafür erbauen ließ, daß die Familie wiederum in den Besitz des Gutes und des Hauses Rehbrügge kam, nachdem beides viele Jahre durch andere Hände gegangen war. Der Treppe gegenüber, jenseits des Herrschaftshofes, ist die grüne, weitausladende Pracht des Gartens, „der es halten kann wie er will, wenn er nur Platz genug zu sommerlichen Festen hergibt," sagt der gastliche Christopher Bantinck. An einer feuchtdunklen Stelle schwebten Orchideen über dem blaugrünen Grund. Sie gehörten seit Jahren Jo Bantinck, der jüngsten Nichte Christophers, und was Jo, die eigentlich mit ihrem langen und sehr christlichen Namen Josephine hieß, als ihr gutes Recht ansah, das sollte niemand ihr nehmen!

An diesem Tage, dem letzten im April, war die Kapelle schöner, als ob sie eine Braut erwartete, denn im Marienmonat, im Mai, gehörte sie ganz und gar der Mutter Gottes, und an jedem Abend war sie durchströmt von Gesang, Weihrauch, Gebet, Kerzengeflimmer und dem Duft des Frühlings. Auf dem Altar, zwischen Flieder und Goldregen, stand die herrliche alte Madonna, holzgeschnitzt, unbemalt, ihr schmales und sehr junges Gesicht erwartungsvoll emporhebend. Viel schöner war sie hier, als in der braunen Nische des Eckzimmers, in der sie all die andern Monate verträumte. Eigentlich lebte sie nur im Mai.

Auf dem Herrschaftshofe an einem breiten Tische standen zwei Frauen, in einfachen Kleidern, große, helle Schürzen umgebunden, und wanden Kränze.

„Du premst mich das viel zu fest aufeinander, Gesine," sagte die Behäbige mit dem gescheitelten, braunen Haar.

„Jä, wenn du das män weißt, denn is das ja gut," sagte die andere ledern. Gesicht, Haar, Hände, ja auch die Augen, die Stimme und der ganze flache Körper des alten Mädchens hatten etwas unsäglich Langweiliges, grau Überschüttetes. Sie war die Wirtschafterin von Frau Kerssenbrok aus der Hirschapotheke, der geborenen Bantinck. Jedermann aus der Familie nannte Gesine den Landregen.

Der Landregen kümmerte sich also keineswegs um die Ermahnung, und das wäre auch merkwürdig gewesen, denn sie tat uneingeschränkt, was sie wollte.

Nach einer Weile hub die erste, Lebhaftere, wieder an: „Kuck' mal hinter dir, Gesine, was für 'n neugierig Mens — ch auf unsern Hof zu pattket."

„Laß ihm." Gesine bückte sich und nahm Rotdorn aus einem Korbe, der neben ihr stand. Doch Seraphine, die langhaarige braune Hündin, konnte diese Angelegenheit nicht so gelassen nehmen. Sie hatte oben auf der Treppe gelegen und kam nun mit gelenken Sprüngen auf den Fremden zu. Auch Betty, die Haushälterin Christopher Bantincks, setzte sich in Bewegung. Sie strich mit den Händen langsam über ihre breiten Hüften und sah ungnädig in das Brillengesicht, das ihr entgegenkam. Sie war ganz und gar konservativ, und sobald ihr ein Zweifel aufstieg, ob ein Fremder katholisch sei und Westfale, wurde ihr sonst angenehm gepolstertes Gesicht ganz steif.

Der etwas hurtige Mann aber ließ sich nicht anfechten; er kam stracks auf Betty zu, von Seraphine bellend umkreist, und stieß hervor: „Martitz, Journalist und Historiker."

Betty sah ihn großäugig an, zog die Schultern sehr bedenklich in die Höhe und sagte mit einem halb verlegenen Mitleid: „Jä, wat kann ik derbi dauhn?"

Doch auch das Gesicht des Neuangekommenen wurde steif — er verstand nicht. Dann sagte er geläufig: „Liebe Frau, wollen Sie mich Herrn Bantinck melden?"

Kopfschüttelnd ging Betty ins Haus, öffnete die Tür zur Garderobe, die rechts unter der hochgeschwungenen Treppe lag, und klopfte an Herrn Bantincks Zimmer, denn in einem andern Raume war er kaum zu finden; es war sein Wohn- und Arbeitszimmer mit den vielen Jagdtrophäen.

Christopher Bantinck hob den Kopf. „Betty," sagte er, und seine Stimme hatte etwas Warmes und Blankes, „Fräulein Clarisse und unsere Jo kommen sogleich."

Er hatte die kräftige Gestalt aufgerichtet, den Kopf ein wenig zurückgeworfen und blinzelte das alte Mädchen vergnügt an.

„Da muß ich Herrn Bantinck aber eklig stören, draußen is ein Mann, dem is nich gut."

„Na, das wollen wir schon sehen," Christopher ging mit langen Schritten an ihr vorbei, pfiff der bellenden Seraphine, denn da stand auch schon der Brillenmann in der Halle, dicht neben der Tür.

„Doktor Martitz, Journalist und Historiker," wiederholte der Fremde.

Christophers ganzes Gesicht lachte. Er begriff, wendete sich verschmitzt zu Betty hin und dann wieder zu dem Fremden. „Sie kommen gewiß hierher, um Rehbrügge zu sehen? Ein schöner Bau, jaja."

„Ein köstlicher Pictorius," versicherte der Fremde, sich höflich verbeugend.

Christopher machte es nicht das allergeringste Vergnügen, den Fremden durch das Stammhaus der Familie zu führen, und um sich überhaupt einmal an den unangenehmen Gedanken zu gewöhnen, sagte er: „Vielleicht beginnen wir mit der Außenseite," und das war eine glückliche Idee, denn kaum stand der wißbegierige Mann neben Bantinck auf dem Hofe und betrachtete die Fassade, da flog sein Kopf auch schon zur Seite. Mit lautem Geklingel bogen zwei Räder in die Allee ein, schwenkten um die Ecken, flitzten über Wirtschaftshof und Brücke und hielten neben den Männern.

„Hallo, Onkel Christopher," rief die erste, ein zierlich gebautes, sehr schlankes Mädchen, das dicht neben ihm absprang und jungenhaft in seine ausgestreckte Hand einschlug. Die zweite war weniger schnell. Sie hatte nichts Übermütiges, eher das besonnen Westfälische.

„Meine Nichten!" Christopher deutete zuerst auf die Größere, Ruhige: „Clarisse, und hier Fräulein Jo Bantinck."

„Die Töchter des Herrn Geheimrats aus der Johanniter-Kommende," sagte der Fremde, sich wiederum mehrere Male verbeugend, „ich habe das alte Anwesen an der Bergstraße bereits gestern gesehen."

„Wat for'n Knicksen und Nickkoppen," murmelte Betty zum Landregen hinüber. Sie räumten den Tisch auf, die Girlanden waren fertig. Seraphine, die schöne braunhaarige Hündin, schnupperte an Jos Kleidersaum.

„Sie haben das alte Johanniterhaus und die Kirche gewiß nur von außen gesehen, nicht wahr?" fragte Clarisse, sich dem Fremden zuwendend. Sie hielt den von weichem, blondem Haar umwellten Kopf ganz gerade. So wie sie dastand, kräftig und groß gewachsen, hell und blauäugig, war sie das Bild einer Niedersächsischen. Doktor Martitz blickte sie bewundernd an.

„In der Kirche war ich; sie ist ja leider so etwas wie der große Geräteschuppen einer Gärtnerei geworden. Das Haus betrat ich nicht."

„Wenn Sie es sehen wollen —" Clarisse war stolz auf ihre Heimatstadt, sie liebte deren Geschichte und alten Geschlechter.

„Hör' mal, Clarisse," sagte Christopher Bantinck befreit, „wie wäre es, wenn du Herrn Doktor Martitz zunächst einmal Rehbrügge zeigtest? Jo und ich hängen derweil die Girlanden auf."

Clarisse lächelte, sie durchschaute ihn. „Gewiß, wir bringen nur schnell die Räder fort," sagte sie.

Christopher sah ihnen nach, zumal der beweglichen Jo.

Sie trug einen sehr kurzen, dunklen Rock und eine schlichte, weiße Seidenbluse, die bis zum Halse geschlossen war. Ihr Haar lag knapp, leuchtend rot um den energischen jungen Kopf. Wie sie sich jetzt umwandte und Christopher einen belustigten Blick zuwarf, schillerte es grünlich in ihren Augen, deren Farbe niemals recht festzustellen war.

Als Clarisse schon hoheitsvoll neben dem Fremden die Treppe hinaufschritt, kam Jo langsam zurück, blieb dann dicht vor ihrem Onkel Christopher stehen und sagte leise und fröhlich: „Jetzt gehen wir in Thürs Busch und suchen Maikräuter." Immer hatte sie einen Vorschlag, und immer war er rund, fertig und so, als könne man nicht widersprechen.

„Gut, gehn wir!" Christopher, der mit seinen fünfzig Jahren sehr jung aussah, faßte ihr kleines Ohr: „Du Leckertiänken! Eine Maibowle, natürlich, du schlägst nicht aus der Art."

„Na — unser Vater?" — Jo wendete den Kopf schnell zur Seite.

„Euer Vater war ein Prachtkerl!" Als Christopher das sagte, glitt ein ernster Ausdruck über sein Gesicht. —

Der Geheimrat Gregor Bantinck war mehrere Jahre älter als Christopher und hätte, wenn alles nach der Ordnung ging, auf Rehbrügge sitzen sollen; doch er war nun einmal ein „Studierkopp", wie selbst seine Klassenkameraden bemerkten, während Christopher den „Pferdeverstand" hatte und Reiteroffizier wurde, solange die Alten noch die Zügel auf Rehbrügge führten.

Man hatte sich über alles geeinigt, nur das eine konnte niemand gefallen, daß Christopher auch jetzt noch, zehn Jahre nach

dem Kriege, Junggeselle war und es zu bleiben gedachte.

Der alte Bantinck war vor mehreren Jahren gestorben, und seine Frau, Franziska Amalie, lebte bei dem ältesten Sohne in der Johanniter-Kommende. Es war so recht kein Altfrauenleben, das sie führte, sondern weit mehr das Leben einer großen Dame, die mit Klugheit und Grazie in einen geschmackvollen Hafen eingelaufen ist, und die immer noch, fast unmerklich, regiert.

„Hör' mal, du kleine Jo," sagte Christopher, als die beiden durch die sonnenüberschüttete, hellgrüne Allee schritten, „was hast du eigentlich mit dem melancholischen Referendar gemacht?"

„Ich werde mich doch nicht mit einem Referendar verloben! Und niemals, das sage ich dir, niemals werde ich einen melancholischen, abwartenden, zögernden Mann heiraten. Außerdem — ich habe noch lange Zeit, nicht wahr?" Sie strich ihr kurzes, schräg gescheiteltes Haar glatt. „Und, wer weiß, vielleicht heirate ich nie, genau wie du."

„Sieh, sieh an," sagte Christopher. „Als ich aber knapp hinter dem Abiturium stand, da war ich heidenmäßig verliebt."

„Das warst du gewiß etliche Male," sagte Jo, leicht neben dem großen Mann herwippend, „früher gehörte das dazu."

„Nun, ich denke, meine Eidechse, das gehört auch heute noch dazu."

„Dazu lasse ich es erst gar nicht kommen. Etwas anderes ist es mit Clarisse; Clarisse muß heiraten."

Sie überschritten die Steinfurter Straße und bogen in den Mittelweg des dichten, mit Unterholz durchwachsenen Waldes ein. Christopher verlangsamte seine Schritte. „Nanu! Weshalb denn?"

Jo blieb stehen, wie ein frischer, schlanker Junge sah sie aus. „Ganz einfach deshalb, weil ihr Beruf ihr nicht die geringste Freude macht, und weil sie so etwas braucht, wie Wärme und einen eigenen, unabhängigen Wirkungskreis. Wir sind ja längst nicht alle geborene Hausfrauen und Mütter; Clarisse ist es. Aber ein großer Stil muß dabei sein, nichts Enges, Sparsames, davon hat sie ganz genug. Es muß ein vermögender Mann sein und zugleich einer, der weiß, was eine Herrin ist. Tradition muß er haben, nichts Frischgebackenes. Es ist nicht leicht —" Sie zog die Stirne kraus.

„Daß Clarissens Beruf ihr Freude machen könnte, habe ich niemals geglaubt, aber eure Mutter —"

„Und Mutter hat recht," fiel Jo ein.

„Gut, nehmen wir das an."

„Nicht nur so annehmen," sagte Jo mit erhobener Stimme, „wir Mädchen aus gutem Haus müssen, mehr noch als die andern Mädchen, unabhängig sein. Stell' dir vor, unsereins wäre auf die Heirat angewiesen und kämpfte nun um den Mann!" Ihre Augen funkelten.

Christopher lachte. „Ich kann es mir von dir nicht vorstellen, Jo, eher gegen den Mann."

„Nein," sagte sie, „er soll mir nur den Weg frei geben, soll fair sein, wie ich es gegen ihn bin, sonst nichts." Sie trug den kleinen Kopf mit dem streng geschnittenen, roten Haar sehr hoch, ihr knabenhafter Körper reckte sich.

„Also das ist alles?" sagte Christopher, auf sie hinabblickend. ‚Ganz anders als Lulu damals und ihre Freundinnen', dachte er.

„Ja — vorläufig," entgegnete Jo leichthin. „Doch jetzt müssen wir hier in diesen Pfad einbiegen, da gibt es Maikräuter in Menge." Sie kroch unter den Zweigen hindurch, ohne sich groß um Christopher zu kümmern.

★

Am Abend gingen Clarisse und Jo durch den blauenden Garten in der Johanniter-Kommende. Das große Gelände war zum Breul und zur Bergstraße hin mit einer alten, dicken Mauer umgeben, die sich hier und da stark ausbuchtete, so als ob der Garten sie bedrängt hätte. Sie konnte auch mit der Zeit müde geworden sein, denn die Johanniterritter hatten sie schon aufgerichtet, als sie nach Münster kamen, und das war im dreizehnten Jahrhundert gewesen.

Clarisse und Jo spazierten in der Newelschen Gärtnerei umher. Das Johanniterhaus mit seinen großen, grauen Flächen, den vielen Fenstern und dem mächtigen Dach, das sich an einer Seite zu einem trotzig turmartigen Bau erhob, lag innerhalb dieser Gärtnerei, die nun schon lange Jahre über die träumerischen Gründe und die ehemaligen Wandelgänge der Johanniter ihr emsiges Leben spannte. Es war ja wohl nicht ganz so emsig wie anderswo, denn die gelassene Behäbigkeit dieser Stadt, die das Auf und Ab vieler Jahrhunderte sah, kehrt auch nach leidenschaftlichen Ausbrüchen wieder zu ihr zurück: sie ist ihr eigen. Seltsamerweise ist ihr diese Behäbigkeit eigen, wie ihr Nebeneinander von Askese und aufschäumender Lebenslust, von handfester Burleske und abseitiger Verträumtheit.

„Clarisse," sagte Jo, einen schnellen Blick auf die ältere Schwester werfend, „Martin Steveningh ist wieder bei der Großmutter gewesen. Er hat ihr einen sehr

schönen alten Kupferdruck vom Landhause der Familie Steveningh gebracht."

„Ja, ich weiß," sagte Clarisse kurz. Sie sah zu dem grünlich werdenden Himmel empor, an dem die ersten zitternden Sterne aufblinkten. Die Giebel und Schornsteine der alten, engen Häuser an der Aa standen bizarr in diesem seltsamen Lichte.

„Ich würde es mir doch überlegen, Clarisse," sagte Jo gedehnt, „wenn du nun einmal keine Lust hast, Bibliothekarin zu bleiben, dann kann ich mir gar nichts Besseres für dich denken, als Martin Steveningh zu heiraten."

‚Gar nichts Besseres für dich denken', diese Worte hatten etwas eigentümlich Bitteres für Clarisse, denn sie hatte sich anderes ausgedacht, doch sie würde niemals darüber sprechen, ja, sie ließ sich nicht so weit gehen, diese Gedanken nochmals hervorzuholen. Zudem lag das alles weit zurück.

„Du hast im Grunde recht," sagte sie zu der jungen Schwester, die allem sehr nahe rückte, es beleuchtete, sichtete. „Es ist ja wirklich so, daß ich heiraten möchte."

„Das läßt du Martin Steveningh aber nicht merken! Zwei Jahre lang wartet er nun schon auf ein Entgegenkommen. ‚Es ist kein Gottbescheren, es ist ein Beimachen,' sagt Tante Lulu, du mußt auch mal das deine tun, und dich ‚beimachen', ehe eine andre ihn dir wegschnappt. Sonst muß ich noch mit Steveningh sprechen!"

„Ich werde ja schon," sagte Clarisse ungeduldig, „du mußt bedenken, damit ist dann alles zu Ende — ich meine," sie verwirrte sich ein wenig — „es ist ein Entschluß für das ganze Leben. Wenn ein Mädel ins Kloster gehen will, dann hat sie mehrere Jahre Probezeit, lernt das Klosterleben als Novize kennen, und dann erst legt sie die ewigen Gelübde ab. Unsereins hat keine Probezeit, lernt die Ehe nicht kennen und soll sich doch für ihr ganzes Leben binden."

„Das ist wahr — es ist ganz richtig, Clarisse. Aber sag' einmal, machst du dir so wenig aus Martin Steveningh?"

„Das kann ich nicht sagen, nein, nein, ich mag ihn gern; er ist gebildet, rücksichtsvoll, zuverlässig und offen, wenn auch eigentlich wenig mitteilsam."

„Na, in dem Punkt stimmt ihr ganz gut überein!"

Clarisse beachtete den Einwurf nicht und fuhr fort: „Ich mag ihn auch äußerlich, er hat etwas Sauberes und ein gutes Auftreten. Nichts sonderlich Auffallendes oder Anziehendes trotz seiner Größe, eher wie so ein Mensch im Hintergrunde, aber sehr anständig, meinst du nicht auch?"

„Aber ja, Clarisse, daß du das nur endlich merkst! Und weißt du — auf die große Liebe warten! Na!" Jo hatte eine sehr nachdrückliche Art, dieses „Na" hervorzustoßen. „Jetzt bist du glücklich im sechsundzwanzigsten Jahre, und hast du je so etwas wie eine große Liebe" — diese Worte sprach sie übertrieben pathetisch — „eine große Liebe verspürt!" Jo legte ihre linke Hand aufs Herz und schlug mit der rechten darauf. Clarisse lachte. „Ich glaube, das ist ausgestorben," fuhr Jo fort. „Früher einmal, als die Menschen soviel Zeit hatten, steigerten sie sich in derartige Gefühle hinein oder sie ließen es sich von den Dichtern aufreden, Gott weiß!"

„Immerhin," sagte Clarisse, deren Augen wieder nachdenklich geworden waren, „man liest doch auch heute noch von kühnen und tragischen Begebenheiten — ich meine in sachlichen Berichten, nicht in Büchern — die sich um der Liebe willen ereigneten, und dann" — sie zögerte — „kannst du es dir wirklich nicht vorstellen?"

Jo, die einen halben Schritt vor Clarisse herging, wandte sich schnell um, ihre Augen spitzten sich zu. „Du bist imstande!" rief sie laut. —

Clarisse blieb vor ihr stehen. „Das muß ich schon sagen, Jo, du bist kalt, und man sollte sich gar nicht mit dir unterhalten, über — derartiges nicht."

Ohne im geringsten beleidigt zu sein, sagte Jo herzhaft: „Und weshalb tust du es?"

„Weil du anfängst."

„Nein, weil du weißt" — ‚daß ich dich lieb habe,' hätte sie sagen müssen, doch sie konnte es nicht — „daß ich deine beste Freundin bin!"

Der grünliche Himmel hatte sich verwandelt, er wurde dunkler, glitt von einem Graublau in tiefere Tönungen. Die Tulpen auf den langen Beeten legten ihre ovalen Köpfe zur Seite, doch die Hyazinthen dufteten der Nacht entgegen.

Zwischen den Flieder- und den Holunderbüschen jenseits der Aa, unter den rötlich beleuchteten Fenstern, war ein heimliches Leben. Junge Burschen und Mädchen.

Clarisse sah hinüber. „Komm, wir müssen ins Haus gehen, Jo," sagte sie.

★

Es war eine alte Sitte auf Rehbrügge, am ersten Samstag im Mai festlich beisammen zu sein. Die ganze Familie kam zum Stammhause, was in den neuen und in dieser Beziehung kärglichen Zeitläuften nicht viel heißen wollte. „Nich mal Stücker zwölf," sagte Betty kopfschüttelnd. Man hatte, wie

hergebracht, eine große Kalbskeule auf dem Tische gehabt und tiefe Schüsseln mit Salat und Eiern, und als Betty selbst dann zum Obstkuchen eine Schüssel Schlagsahne herumreichte, rutschte ihr der Löffel hinein, denn sie war so etwas nicht gewohnt. Servieren, das mochte das leichtfertige Ding, das Söffchen, tun! Doch sie griff seelenruhig in den Rahm, holte den Löffel heraus, legte ihn auf die Anrichte und sagte: „Schad't nich, wir nehmen einen andern."

Frau Franziska Amalie Bantinck, die am Kopfende des Tisches saß, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf dem weißen Haare, lange Ohrringe bis zur zarten, kleinen Halsrüsche hinabhängend, eine schwarzseidene Pelerine mit Volants um die Schultern, blickte so beherrscht lächelnd die Familientafel entlang, daß selbst der halbwüchsige Felix Kerssenbrok an sich hielt, dem doch sonst jede Gelegenheit zum Loslachen recht war.

„Nein," sagte die alte Dame, Betty zunickend, „so eine Schlagsahne wie deine gibt es in ganz Münster nicht! Bring uns doch noch eine Schale zum Kaffee nach vorn, ins Musikzimmer."

Und dann erzählte sie, ihr schönes altes Gesicht schelmisch überhaucht, vom Pfarrer in Nienberge, der, in ihrer Jugend, eine Berühmtheit um seiner Predigten willen war. „Im Mai, an einem Tag wie heute," sagte sie, „fuhren der Vater und ich zur Nachmittagsandacht. Damals waren die Bantincks noch Patrone der Nienberger Kirche. Der Pfarrer, dessen breites Westfälisch so köstlich war wie seine originellen Aussprüche, hielt eine Predigt zu Ehren der Muttergottes. Vieles hatte er schon gesagt, wahrhaft begeistert, dann beugte er sich weit vor, der Gemeinde entgegen, und rief eindringlich: ‚Ja, meine Lieben'," — die alte Frau Bantinck erhob lebhaft die fein beringte, weißliche Hand — „die Franzosen, diese frommen katholis — chen Mens — chen, sie haben das richtige Wort gefunden: s — chers — chez la femme! Kommet alle zur Mutter!'"

Ein schallendes Gelächter erhob sich. Betty und Söffchen hörten es unten in der Küche, und Betty nickte kichernd vor sich hin. Gewiß hatte Herr Christopher wieder eine seiner „undöchtigen" Junggesellengeschichten erzählt. Als aber Söffchen sich davonmachen wollte, um von den Erzählungen da oben etwas aufzuschnappen, zog Betty sie an der Hand zurück und sagte streng: „Daß du dich nich dertüsken mengleerst. Was nach das Essen kömmt, das is for die Herrs — chaften alleine." Söffchen aber warf die Lippen auf, denn sie hatte mit so strengen Unterscheidungen längst aufgeräumt, und auch das Du paßte ihr nicht. — —

Als Philipp, der Diener, eine Hilfe für alles, hereinkam und meldete, daß im Musikzimmer die Kaffeemaschine angezündet sei, gingen alle hinüber, aus dem etwas ernsten, eichengetäfelten Speisezimmer, das nach hinten hinaus lag und in weite Wiesen sah, durch das seitliche, sogenannte blaue Zimmer, in dem die schönen Vitrinen standen, voll von altem Porzellan, durch das Eckzimmer mit dem kunstvollen Kachelofen und der Madonnennische, in der sich jetzt ein riesiger Strauß von Flieder, Goldregen und Schneeballen bauschte, in das weitläufige und frohe Musikzimmer hinein.

Im Kamin brannten dicke Buchenscheite, weil es das Behagen erhöhte, denn dieser Raum war eigentlich ein wenig zu festlich für den kleinen Familienkreis. Drei hohe Fenster mit tiefen Nischen sahen zum Herrschaftshof hinaus. In den Fenstern, rot umrahmt von Brokat, standen Zimmerlinden; sie waren zu Bäumen geworden. Die Decke hatte auf zartrosa Grund eine graziöse Bemalung im Geschmack des Rokokos. Aus den Ecken schwebten blumenstreuende Amoretten zu einer Venus hin, die auf einer Wolke ruhte. Der Parkettfußboden war fast ganz frei; er spiegelte im Licht des hellen Nachmittags. Vor den drei Sofas und den Sesseln, alle mit dem gleichen, großblumigen Sammet überzogen, lagen einzelne, ziemlich abgeschabte, Perserteppiche. Die beiden Ecken des Zimmers, die den Fenstern gegenüber lagen, waren abgeschrägt und mit hohen Spiegeln versehen, um die eine leichte Malerei und Goldschnörkel liefen. In der Mitte dieser Wand war der Kamin, vor den man einen ovalen Tisch gerückt hatte.

Hier beschäftigte sich Söffchen mit der Kaffeemaschine. Doch Clarisse, der das Lachen noch im Gesichte stand, schickte sie fort. „Das übernehme ich schon," sagte sie.

Nahe dem Mittelfenster stand der Flügel. Der einzige junge Bantinck, Hubertus, der Sohn des Geheimrats, spielte einen frisch aus Berlin gekommenen Charleston.

„Nein," sagte seine Großmutter, die Hand auf seine Schulter legend, „das nicht, mein Junge." Und sie ging mit ihren vorsichtigen Schritten weiter, zum Sessel am Kamin, mit Schritten, die niemals verrieten, wieviel Mühe ihr das Gehen machte.

In diesem Zimmer, in diesem Lehnstuhl, hatte sie als ganz junge Frau gesessen und ihre Hände an das Feuer gehalten, als sie



Vornehme chinesische Familie in ihrer Theaterloge. Gemälde von Alexander Jakowlew

spät am Abend von der Hochzeitsreise kamen. Ihr Mann hatte neben ihr gestanden mit einem stolzen Ausdruck im Gesicht, denn es war auch etwas, eine Frau in dieses Heim zu führen. Frau Bantinck dachte daran, und als sie nun um sich blickte, war sie nicht so befriedigt, wie sie geglaubt hatte, im Alter sein zu können.

Aber wer war das denn? Das Leben, das verwundete und zersplitterte, würde sich dennoch wieder zusammenschließen und weiter wachsen. Besser vielleicht als vorher — wer konnte das sagen! Franziska Amalie war allezeit eine aufrechte Frau gewesen.

Jo kam zu ihr, kniete sich neben sie und reichte ihr den Kaffee. Sie konnte ihre Liebe und Verehrung zu dieser Frau am besten dadurch verdecken, daß sie sich zu dem „Pagen" der Großmutter machte.

Hubertus, schlank, ein wenig vornübergebeugt, hielt eine schöne, silberne Schale mit Gebäck hin, aus der die Großmutter wählerisch ein kleines Stückchen nahm. Sie sah den Enkel an, der so sehr seinem Vater glich und auch ihrem Manne, als er jung war, und sie dachte, daß sie vieles darum geben würde, wenn er die Zuverlässigkeit der beiden geerbt hätte. Auffallend gut sah er aus, dieser Hubertus, und auffallend gut war er gekleidet, anders als die beiden Mädchen, seine Schwestern, die ihre schlichten Sachen so lange trugen, bis es wirklich gar nicht mehr ging. Es wäre an der Zeit gewesen, daß er sein Referendar-Examen machte, doch wenn man mit ihm darüber sprach, dann hatte er die liebenswürdigste Art von der Welt, auszuweichen. Es war auch schwer, ihm etwas nachzutragen — obwohl es allerlei gab, was er besser unterlassen hätte — denn er war von einer treuherzigen und angenehmen Leichtigkeit und dabei ein frischer, gewandter Bursche, für jedermann eine Augenweide.

Kerssenbroks, Bantincks und Christopher standen in einem lebhaften Gespräch beisammen. Elisabeth, Gregors Frau, ein wenig dozierend wie immer, sah nicht sonderlich gut aus. Weshalb trug sie nur diese farblosen Kleider, und weshalb war es ihr nicht möglich, das Haar — ohnehin zu früh ergraut — etwas gefälliger zu ordnen? ‚Sie ist viel zu theoretisch,' dachte Franziska Amalie, ‚und sie hat in diesen niederziehenden Jahren versäumt, was eine Frau nie vergessen soll, die Pflege ihrer eigenen Person und die ihres Haushalts, in dem auch immer eine gewisse Schönheit sein muß!'

Und richtig hörte man die Geschichte von den Dienstmädchen. Sie hatten wieder einmal beide gekündigt. Kein Wunder, Elisabeth verstand nicht, warmherzig zu regieren; sie ordnete alles höchst sozial, so sozial, daß die Mädchen es niemals verstanden und nach kurzer Zeit üppig wurden.

Da war Lulu anders. Sie hatte Gesine, den Landregen, mit in die Ehe gebracht, doch es verschlug ihr auch nichts, wenn der Landregen gelegentlich von ihr sagte: „Sie is ein so unwieses Mens—ch, man kann ihr nich alleine lassen!" Sie lachte dazu und fand, daß sie für ihre Person — und das war doch wohl die Hauptsache — im Leben auf ihre Kosten kam und keinerlei soziale Reformen brauchte.

Jetzt saß sie auf der Sessellehne, wippte mit dem übergeschlagenen Bein und sagte: „Ist so etwas denn überhaupt notwendig? Unserer Apotheke ist nichts geschehen. Sogar während der Revolution, als es auf dem Roggenmarkt ganz gewiß zuging wie zur Wiedertäuferzeit, hat man die Hirschapotheke in Ruhe gelassen. Jedermann sieht ein, daß man so etwas braucht."

Die alte Frau Bantinck lächelte: ihre Tochter war eben immer ahnungslos! Lulu erhob sich eifervoll, lehnte sich an ihren wohlausstaffierten Mann und fuhr fort: „So etwas wie meinen Karl braucht man immer, nicht wahr? Während man zum Beispiel dich, Gregor, einen Geheimrat —"

Franziska Amalie schüttelte den Kopf. Taktlos, nein, das durfte ihre Tochter nicht sein. Gregor fuhr ruhig fort: „Einen Geheimrat abbauen kann, und das wird man auch wohl tun."

„Tante Lulu —" die schlanke Jo rief es durchs ganze Zimmer — „gestern habe ich gelesen, in einem Reichstagsbericht, daß die Apotheken verstaatlicht werden!"

Lulu bekam gläserne Augen. Alle lachten, denn sie wußten, daß Jo log und daß Lulu noch niemals in ihrem Leben einen Bericht gelesen hatte.

Jetzt bemerkte Lulu, daß man sie neckte. „Wat?" rief sie lachend. „Ik gleiw, du wust mi öwen (aufziehen)!" Sie lief hinter Jo her, um die Sessel und Tische herum.

„Pack' ihr, hau' ihr!" spornte Kerssenbrok seine Frau an, die kleinen Fettpolster in seinem Gesicht glänzten.

Doch Jo war mit einem Satz zur Tür hinaus. „Du wirst schon noch in die Moratzke kommen!" rief sie von der Halle her, dann sprang sie die Treppe hinunter.

„So'n Wicht!" sagte Lulu atemlos. Nein, auch ihr, Lulu, konnte man nicht böse sein.

Philipp kam herein und meldete den Wagen. Da erhob sich die immer noch aufrechte alte Dame, ging langsam zur Tür, in die Halle hinein, den Arm um Clarissens

Schultern gelegt. Und als sie in dem hohen Raume stand, mit den geschnitzten Eichentruhen und dem gewaltigen Schrank, den schäbig gewordenen Polsterbänken und den schweren Tischen, sah sie einen Augenblick wehmütig zum linken Flügel des Hauses hinüber, einen Augenblick nur.

Hubertus hatte die Tür zur Freitreppe hin geöffnet, und es war, als käme der blitzende und musizierende Frühling in das alte Haus hinein.

★

Lulu war neben ihrer Mutter in dem altmodischen Landauer dahingeschaukelt. Alle andern waren zu Fuß gegangen. Nun saß man in Nienberge bei Kinnebroks unter den seidig in der blauen Luft stehenden Linden. Eine dichte Hecke von Lebensbaum, die stark duftete, grenzte diesen Platz oberhalb des bäuerlichen Gartens von dem rückwärts gelegenen, belebten Platze unter den Kastanien ab. Von der Kegelbahn her hörte man das Rollen und Klappern der Kugeln, dazwischen die Stimmen spielender Kinder. Über dem buntbestickten, stillen Garten, mit seinen langen, von Buchsbaum eingefaßten Rabatten, schwebten die weißen und rosigen Blütenwolken der Obstbäume.

Einzig Jo konnte sich der friedlichen Stimmung nicht ganz hingeben, denn sie hatte einen Plan gemacht und wußte nicht, ob er ausgeführt wurde. Und Hubertus, der dem Garten den Rücken kehrte, versuchte es, einen Blick durch die Hecke zu gewinnen; auf dem Platze unter den Kastanien ging ein Mädchen — ein Mädchen! — nun, er würde sich schon heranpirschen.

Felix dachte gar nichts; er stopfte mit Hochgenuß eine Scheibe Korinthenstuten in sich hinein, auf der die Butter einen halben Zentimeter dick lag. Lulu sah ihm wohlgefällig zu, er war wirklich ein magerer Schlacks. Man konnte nichts an seine Rippen bringen, meinte der Landregen.

Jetzt kam Kinnebrok selbst. Mit gewichtigen Schritten, etwas schwerfällig, stapfte er heran. Im ganzen überließ er die Gastwirtschaft dem Weibervolk; er war der Bauer. Doch wenn die alte Frau Bantinck kam, setzte er sich in Bewegung; er fühlte sich mit ihr und Rehbrügge von alters her verbunden. Bantinck hatte viele Abende am offenen Feuer in seiner großen Küche gesessen, in der auch heute noch die Schinken, Speckseiten und Würste oben an den verräucherten Balken hingen. Feine Jagdgeschichten hatte der Alte erzählt. Kinnebrok lachte vor sich hin. „Gu'n Dag auch," sagte er, an seiner Mütze rückend, „ick mot nu langsam an 'nem Stock dohiärstaffken."

„Sie sehen aber prächtig aus." Frau Franziska Amalie reichte ihm mit einer besonderen, frohen Herzlichkeit die Hand, und sie begannen über alte Zeiten zu reden. Nach diesem und jenem fragte sie. Offenbrinks Tonnius? Oh ja, der lebte noch, es ging ihm sogar sehr gut. „Dä hätt' sien Liäwen Glück hod! Twee Fruggen daut, tweemol affbrannt, un nu de Isenbahn mitten dour't Hus! Jäjä. Un doch — de Fruggen? Ik segge immer: et geiht äöm just as de Katuffeln, de auk dat Beste under de Äde hätt."

Lulu und Jo warfen sich lachende Blicke zu. Clarisse betrachtete die Großmutter und dachte zugleich an die Mutter des Martin Steveningh, die geborene Faber aus Würzburg, die sich niemals ganz in die westfälische Art einfügen konnte. Dieses Abgeschlossene und zugleich burlesk Derbe, das war freilich nichts für die allzeit fein abgetönte, vielleicht ein wenig verzogene, rücksichtsvolle Frau Dorette Steveningh.

Hubertus, Jo und Felix waren aufgestanden und gingen ihrer Wege. Jo spähte nach dem Berliner Historiker aus, der mit Martin Steveningh zum nahegelegenen Rüschhaus gegangen war, um in Annette von Drostes Heimat zu wandeln. Sie hatte die beiden zusammengebracht und erwähnt, daß man die ganze Familie Bantinck bei Kinnebroks treffen würde.

Den Heimweg nach Münster über die hügeligen Ausläufer der Baumberge, durch den abendlichen Wald, war es nicht ein „Gottesgeschenk" für Martin? — und wahrlich noch längst kein „Beimachen" von der stolzen Clarisse.

Jo spazierte unter den blühenden Kastanien, betrachtete deren zartgelbe und rote Umrisse, die im flockigen Himmel verschäumten, und sie dachte, daß ihre Zeit auch einmal käme, doch wie sie aussehen würde, das wußte sie nicht. Kein Steveningh, keine heimatliche Enge, kein Idyll! Federnden Schrittes ging sie umher; sie fühlte sich gesund und sicher.

Als sie nach einer Weile an den Tisch zurückkehrte, waren die beiden schon angekommen. Man rüstete sich gerade zum Aufbruch. Philipp stand kerzengerade neben der alten Frau Bantinck, ein Plaid auf dem Arm. Clarisse war gegangen, um Felix von der Kegelbahn zu holen, und Hubertus — wer konnte wissen, wo Hubertus steckte! Unterwegs würde er sich irgendwo, in herzlicher Liebenswürdigkeit, zu ihnen gesellen und der Mutter und Tante Lulu den Mantel tragen.

Clarisse hatte mit Martin Steveningh

nur wenige Worte gewechselt, und auch sie dachte an den langen Heimweg.

Die Familie Steveningh war ihr wohlbekannt. Sie hatte während ihrer Ausbildungszeit einige Monate in dem mehr als zweihundert Jahre alten Verlag und der Buch- und Kunsthandlung der Stevenighs gearbeitet. Wenn man ihre Tätigkeit so bezeichnen wollte! Die längste Zeit verbrachte sie oben im gotisch geschnitzten Saale, in der wundervollen Sammlung alter Kupfer- und Stahlstiche. Wo immer in Deutschland ein Kenner und Liebhaber alter Stiche saß, da war Johannes Steveningh, Martins Vater, wohlbekannt.

Clarisse war ein wenig in ihn verliebt. Sein geistiger Kopf mit der Biedermeierfrisur und den Koteletten gefiel ihr. Die ruhigen, blauen Augen, der hohe Wuchs, die breiten Schultern, die feinen Hände mit den sorgsamen Bewegungen, die Art, wie er die Worte setzte, seine starke und stille Liebe zu schönen Dingen, das alles zog sie an.

Martin hatte eine große äußere Ähnlichkeit mit dem Vater, doch es war Zäheres in ihm, Härteres. Er hatte eine merkwürdige Tradition des Hauses fortgesetzt: kein Steveningh war ein gelernter Verleger und Buchhändler. Sie waren Philosophen, Juristen, Künstler, studierten Altertumskunde oder, wie Martin, Kunstgeschichte; Kaufleute waren sie allesamt nicht. Immer waltete ein Geschäftsführer in der alten Buchhandlung gegenüber dem Rathause, während die Stevenighs sich mit zunehmenden Jahren in ihre Sammlungen vertieften.

Es waren ja nicht nur Stiche; ihr ganzes großes Haus draußen vor der Stadt und jenes andre, tief in einem Garten liegend, nahe der Promenade, sie waren erfüllt von schönen, sorgfältig ausgewählten und gepflegten Dingen. So fest gefügt und so sehr in diesen alten Werten wurzelnd war ihr Wohlstand, daß Deutschlands böse Jahre ihn nicht zerstören konnten. Manches hatte sich verändert, gewiß, doch es war nicht anders, als ob eine verwöhnte Dame erstaunt bemerkt, daß die Seide nicht mehr so schwer ist.

Und still für sich lebten diese Menschen. Früher war es einmal anders gewesen. Sie paßten nicht so recht in die schnelle, technische, neue Zeit. Nur der zweite Sohn, Andreas, der gleich nach dem Kriege ins Ausland gegangen war und jetzt in Neuyork lebte. Er hatte, gemeinsam mit einem Holländer, ein Antiquitätengeschäft an der Fifth Avenue.

Auf einem Bilde im Privatbüro Stevenighs sah Andreas dunkel aus, mondän und auch hochmütig; er blickte den Beschauer überlegen an, mit den Augen der süddeutschen Mutter, der Dorette Faber, die sich niemals ganz eingewöhnt hatte.

Ja, Clarisse kannte die Stevenighs besser, als irgendein anderes Mädchen sie kannte, und sie war ein wenig in den vornehmen, kunstsinnigen alten Herrn Steveningh verliebt. Und weil es so war — wie sie hin und wieder lächelnd zugab —, sah sie auch Martin besonders gern.

Er schritt jetzt neben ihr über das hügelige, grüngolden dahinwellende Land, das noch warm und süß von dem langen Frühlingstag duftete, und er erzählte etwas, das sie entzückte: es war die Geschichte einer Vorfahrin, deren Bild sie kannte.

Man ging in kleinen Trupps hintereinander her, ganz vorne Lulu Kerssenbrok, die sich auf Hubertus' Arm stützte und das Lied von der Lindenwirtin sang. Alle stimmten ein, nur der Geheimrat Bantinck nicht, der seinem Verstand und Herzen nicht erlauben wollte zu sehen, daß auch über einem besiegten Lande die Sonne schien, daß Gesundes, Starkes aufkeimte, ganz wie auf den Feldern, der das Gepräge einer Zeit verwerflich fand, weil es dem jener Jahre nicht glich, da er selbst noch jung und aufnahmefähig war.

Seine Frau löste sich von den andern, kam zu ihm. Ihr Gesicht sah verjüngt aus. „Ist es nicht herrlich heute abend?" Er nickte, gab ihr Lächeln schwach zurück.

Sie beachtete es nicht. „Sieh nur, unsre Jo, wie sie nach den hohen Zweigen springt, sie ist wie aus Stahl und so lustig."

„Das ist ja wohl nun so, das Körperliche ist die Hauptsache," sagt Bantinck grämlich.

„Aber Mann," Elisabeth legte die Hand auf seinen Arm, „wir können der Rasse doch am besten durch eine gesunde Jugend aufhelfen!" Sie lächelte, zog ihre Hand zurück. „Oder denkst du: ‚Meinetwegen herunter mit uns; der Osten mag marschieren'?"

Der Geheimrat antwortete nicht. „Es fällt mir auf," sagte er, „daß Hubertus mit Geld offenbar gut versorgt ist. Verstehst du das? Ich sprach mit Kerssenbrok. Karl und Lulu sind unvernünftig genug, ihm was zu geben; das allein erklärt mir nicht, wie es für ihn möglich ist, alle Festlichkeiten zu besuchen, in einer Mailcoach zum Rennen zu fahren, daß er auf Regatten rudert, auswärts sogar, und in diesen tadellosen Anzügen umhergeht." Wie er das sagte, stieg Röte in seine Stirne.

„Hast du ihn denn vor einigen Tagen zur Rede gestellt? Du wolltest es doch. Und dann —" — Elisabeth zögerte — „Hubertus bekommt doch auch von dir mehr als die beiden Mädchen zusammen." Sie zuckte die

Achseln. „Solange so etwas in den Familien Sitte ist, auch heute noch, und in unserm Hause —“

„Jaja, ich weiß,“ ihr Mann unterbrach sie, „es ist das alte Lied.“

„Und es wird nicht verstummen,“ sagte Elisabeth kühl.

Vorn sang man ein Wanderlied, die Füße schritten leicht dahin. Jetzt ging Christopher voran, er hatte eine lange Gerte in der Hand, mit einem grünen Büschel daran. Hin und wieder schlug er fröhlich den Takt. Es war ein herzhaftes Schreiten und Singen.

Und doch sah alles unwirklich aus. Der oben fast zusammengewachsene Weg schloß die Wandernden in sein grünes Licht ein, machte Angesicht und Kleid fahl, und im Walde versanken die Lieder.

Vielleicht erschien es den beiden auch nur so, die weit hinter den andern zurückgeblieben waren, Clarisse und Martin Steveningh. Jetzt sprach Martin von sich selbst, von seinem Aufenthalt in Rom, in Athen, in Paris. Doch er streifte es nur, es hing mit seinen Plänen zusammen.

‚Wenn er mich fragt, ich bin allein mit ihm, habe ihm diese Gelegenheit gegeben, wie kann ich mich dann zurückziehen? Und will ich es? Verbindet mich nicht Vertrautes mit Martin und seinen Eltern? Ist es nicht, als wären sie, ihr Haus, ihre Welt, meine Heimat? Mehr als in der Johanniter-Kommende, wo die Gedankenkreise so selten übereinander fallen!‘

„Sagten Sie nicht,“ fragte Clarisse etwas unsicher, „daß Sie im Herbst Ihren Bruder besuchen wollten?“

Ihre Augen begegneten sich, ihre Schritte wurden langsamer. „Ich hatte es vor —“ Martin blieb stehen und zwang Clarisse, den Blick nicht abzuwenden. „Doch ich gebe den Plan vorläufig auf. Es gibt Dinge, die wichtiger für mich sind, und die zu einem Ende gebracht werden müssen.“ Er nahm Clarissens linke Hand, denn in der rechten hielt sie einen Blumenstrauß. „Sie wissen, was ich meine.“

Clarisse wollte den Blick gar nicht fortwenden, denn in dem Gesicht des Mannes war etwas, das sie bisher nie wahrgenommen hatte: eine Entschlossenheit, unter die sie sich beugte. Sie wußte und fühlte es: ein Hinhalten war unmöglich; sie mußte sich entscheiden, in zwei, drei Herzschlägen.

Verstellen? Wie kindisch, wie häßlich wäre es gewesen. Sie war nicht verwirrt, fühlte nur ein leichtes Zittern. „Ich vertraue mich Ihnen an,“ sagte sie.

Martin zog ihre Hand an seine Lippen, sein Gesicht blieb ernst. Etwas anderes als das, Innigeres, Berauschendes, hatte er von Clarisse Bantinck nicht erwartet.

Doch dann erfaßte ihn die Wonne, dieses Mädchen in kurzer Zeit als sein Weib im Arme zu halten. Er zog Clarisse an sich, küßte sie, behutsam, in starker Ergriffenheit. Diese kühlen, weichen Lippen, dieses erblaßte und noch so stille Gesicht, hatte niemals ein Mann geküßt, dessen war er sicher. Diese Hände, er nahm sie nun beide, mitsamt dem Strauß, Hände, die spielend und doch sorgsam über Kostbarkeiten glitten, wie die seines Vaters, sie sollten Zärtlichkeit lernen, festhalten, sollten sich in die seinen schmiegen wie zahme Vögel, die wissen, wo sie zu Hause sind.

„Du Liebe, wärst du erst meine Frau,“ sagte er und zog sie nochmals fest an sich.

„Das wünsche auch ich,“ sagte Clarisse, doch die Worte waren träumerisch, wie alles auf diesem Weg, in diesem Wald ein wenig unwirklich gewesen war. Zudem machte es ihr keine Freude, an eine Verlobungszeit zu denken. Man entschließt sich und führt es aus. Und nun sie hier in Martins Arm lehnte, das Fürsorgliche und zugleich Kräftige, Entschlossene in ihm fühlte, schien es ihr schön und leicht, ihr Leben mit dem seinen, dem seines Hauses und seiner Eltern zu verbinden. Niemals sah sie Martin allein; es waren die Stevenninghs, ihr Leben, ihre Art, zumal die des Vaters, und sie liebte das.

Christopher und Jo waren nun in die Gasselstiege eingebogen, die in ihrem ganzen Grunde grün ist, ein breiter Rasenweg, von unregelmäßig wachsenden Wallhecken eingefaßt. Weithin atmete jung bestelltes Feld, nicht fern, zwischen seinen mächtigen Bäumen, lag Rehbrügge. Und ganz hinten die vielen, von zartem Licht umspielten Türme von Münster.

„Eins will mir nicht in den Sinn,“ sagte Christopher, „daß du nicht Herrin auf Rehbrügge werden willst.“ Und als er das sagte und dabei an nichts anderes dachte als an den alten Familienbesitz, störte ihn der doppelte Sinn seiner Worte auf. Was war das nur? Wie konnten seine Gedanken derartige Seitensprünge machen! „Ich glaube, Jo, du bekommst mal eine ganz kräftige Hand, könntest das da zusammenhalten und weiterbringen!“ Er deutete mit seiner Gerte nach Rehbrügge hinüber. „Hubertus hat nicht das Zeug dazu und vor allem: er will ja nicht.“

„Er weiß noch nicht genau, was er will.“ Jo sah nachdenklich aus.

„Und du, du weißt es? Ich meine für dich —“ Christopher blickte sie forschend an.

„Im großen und ganzen: ja. Ich muß

hinaus, ich muß etwas erleben. Das Leben gründlich spüren, weißt du. Doch vorläufig — es nützt ja alles nichts, Pläne zu machen —, vorläufig habe ich einmal hier an der Universität belegt, Dinge von allgemeinem Interesse. Es ist mir unmöglich, mich schon in eine feste Form zu pressen." Sie lachte auf. „Gib mal deinen Stock her." Sie peitschte um sich herum und sagte, ihre Worte mit den Hieben unterstreichend: „Erst Clarisse, dann ich, dann Hubertus, paß auf, er wird der letzte sein."

Christopher hielt ihre Hand fest. „Du meinst aber, er wird sein?"

Jo sah ihn unbesorgt an. „Natürlich," antwortete sie knapp.

„Ein Bantinck, meinst du?"

„Ein Bantinck," antwortete sie überzeugt.

Als man nach Rehbrügge einbog, kamen alle der Reihe nach näher, zuletzt auch Clarisse und Martin, um die etwas Schönes und Verhaltenes war.

Aus der Kapelle strömte eine süße Wolke von Gesang, Weihrauch und Blumenduft.

Ohne Worte, ganz so, als ob es zu ihrem Leben gehörte, gingen sie alle hinüber, in die Maiandacht und sangen mit den andern:

„Maria, dir empfehlen wir,
Was grünt und blüht auf Erden!
O, laß es eine Himmelszier
In Gottes Garten werden."

★

Frau Dorette Steveningh, die geborene Faber aus Würzburg, die sich niemals ganz in die westfälische Art eingewöhnen konnte, saß am Flügel und spielte aus der „Zauberflöte", dann aus „Figaros Hochzeit". Den Gesang deutete sie nur ganz zart an.

„Daß ich mit Rosen bekränze dein Haupt!" Sie bog ihr immer noch reizvolles Gesicht zur Seite und blickte zu Martin hin, der am Fenster stand. Sie wußte es, ihr großer Junge war maßlos glücklich. Weshalb war das Leben so kurz? „Daß ich mit Rosen — mit Rosen —" sang sie nochmals. Hatte sie nicht viele auf ihrem Wege gehabt? Viele Rosen, wahrlich, ja. Dankbarkeit war in ihr, ein wenig Wehmut und auch Glück.

„Martin," sagte sie, das Spiel leise beendend, „du hast recht, ihr müßt schnell heiraten, in wenigen Wochen. Komm einmal her." Sie streckte ihre Hand nach ihm aus. Das hatte sie früher selten getan, er war so herb, der Martin, anders als Andreas, der ihr Sohn war.

Martin kam und hielt ihre Hand, sah mit neuen Augen in dieses Frauengesicht. Ihm hatte sich alles verändert. Das war nicht nur die Mutter, deren Hand er da umschloß, es war eine Frau, die durch die Liebe, die Ehe gegangen war und die noch in beidem lebte. Man sah es ihren Augen an, dem immer noch zärtlichen Mund. So sollte es auch mit Clarisse sein. Er hatte im Elternhause gesehen, was für ein Reichtum, welch ein Segen eine glückliche Ehe ist.

„Mutter," sagte er, „wenn du das fertig bringst, wenn wir — sagen wir Mitte Juni — heiraten könnten —!" Er stockte, er war nicht überschwenglich, küßte ihr nur die Hand. Seine Mutter stand auf und ging mit ihm umher, wie sie es gern tat, wenn sie lebhaft wurde und einem andern irgend etwas recht nahebringen wollte. „Hier in meinem Kopf ist das alles fertig," und sie schlug ganz leicht gegen ihre Stirne. „Wir, der Vater und ich, wollen im Juli verreisen. Unser Landhaus steht leer, die schönen Zimmer, mein Junge! Und es darf nicht leer stehen, nicht wahr? Die Zeiten haben sich sehr verändert!" Sie seufzte ein wenig. „Das geht nicht." Sie stützte sich fester auf ihres Sohnes Arm. „Hier müßt ihr wohnen, du und deine Clarisse!" Ganz triumphierend sagte sie das. „Im September kommen wir zurück, eher nicht. Ihr werdet doch nicht herumreisen, von einem Hotel ins andere! Später, ja, doch jetzt gehört ihr hierher, in unser Haus. Und dann bedenke doch, Martin, wer sollte euch wohl entgegen sein? Doch nicht Clarissens überaus fortgeschrittene Mutter!" — Hier lächelte Dorette. — „Oder gar ihre geistvolle Großmutter, die doch nach niemand fragt! Der Vater — es bleibt nur der Vater. Vor ihm habe ich ein wenig Angst." Sie schmiegte sich an ihres Sohnes Arm. „Denk' nur, ich fürchte, er will eine Aussteuer anschaffen. Als ob wir nicht Möbel über Möbel hätten und alles andre auch! Das muß ich dem Geheimrat ganz und gar aus dem Kopfe reden."

„Wenn es einer kann, dann kannst du es, Mutter!" Auch Martin sah freudig in den schön ausgestatteten Raum. Hier würde er die ersten Wochen seiner Ehe mit Clarisse leben. Auch sie war musikalisch, auch sie würde an diesem gelblichen Flügel mit den Goldschnörkeln sitzen, wenn er auch nicht so ganz zu ihr paßte; aber die vielen Blumen rings umher, das etwas willkürlich Zusammengestellte an diesem Raume, das dennoch in einer höheren, nicht allen fühlbaren, Harmonie zusammenklang, und vor allem die weichen Farben und das Gepflegte — wie es zu seiner Clarisse paßte!

Diese Gedanken blieben in ihm verschlossen, er sagte nur: „Wie gut du dir das ausgedacht hast! Wenn Clarissens Vater durchaus Anschaffungen machen will, dann kann er das ja tun, während wir hier draußen

sind und die Wohnung am Prinzipalmarkt für uns hergerichtet wird. Morgen beginnt ein großes Räumen. Wir können wirklich einige von den altmodischen, grau versponnenen Stuben freimachen — das Geschäft braucht sie nicht.“ Er lächelte. „Zumal die schönen Zimmer zum Prinzipalmarkt hin, ganz oben die, meinst du nicht auch?“

„Gewiß, mein Junge, doch jetzt erzähl', wie es bei Bantincks war.“ Sie blickte Martin amüsiert an. „Eine etwas zerfahrene Wirtschaft, nicht wahr?“

Martin gab ihren Blick zurück. „Erst schien das ganze weitläufige Haus leer zu stehen,“ sagte er, „doch das kenne ich. Nach einigen Versuchen fand ich Frau Bantinck, über Ernährungstabellen gebeugt, im Wohnzimmer. Sie rechnete gerade den Kaloriengehalt verschiedener Gerichte aus. Mitten in dem an sich sehr schönen Raume stand ein Wäschekorb, und über einer Stuhllehne lagen Kleider. Du weißt, die ewige Mädchennot. Frau Bantinck sagte mir ohne Umschweife, ich wäre ihnen willkommen, und dann zog sie mich gleich in ein Gespräch über Biochemie, rationelle Ernährung und dergleichen mehr. Als besonders freudiges Ereignis teilte sie mir mit, es sei ihr gelungen, regelmäßige Sendungen von ungeschältem Reis zu erhalten. Damit sei das Ernährungsproblem fast gelöst, denn dieser enthielte alles —“

Sie lachten. „Der arme Geheimrat,“ sagte Dorette Steveningh, und sie dachte an ihre eigenen leckeren, kleinen Menüs.

„Etwas merkwürdig sind die Leute schon,“ fuhr Martin fort. „Hubertus sitzt im Ratskeller und läßt sich die schönsten Beefsteaks machen. Dann geht er nach Hause zum Essen. Und Jo speist bald bei der Großmutter, bald bei Kerssenbroks und sehr oft draußen bei ihrem Onkel Christopher.“

„Das ist aber mal ein köstlicher Mann,“ sagte Frau Steveningh. „Er hat mich auf dem letzten Zivilklubsball zu Tisch geführt und mir allerlei von Rehbrügge und von seiner Haushälterin erzählt und daß es auf Rehbrügge spukt. Und immer hat er etwas von einem rechten Kavalier, dieser Christopher.“

Während sie sich noch unterhielten, kam Johannes Steveningh nach Hause. Nun er ein seidenes Tuch um den Hals geschlungen hatte — es waren ein paar kühle Tage gekommen — sah er ganz und gar wie ein vornehmer Herr aus der Biedermeierzeit aus.

„Nein,“ sagte er, beide Hände seiner Frau nehmend, „Dorette, es ist ewig schade, daß du diese Leute nicht recht goutieren kannst.“ Er nickte seinem Sohne zu. „Ich komme aus der Apotheke. Man hat mir viel von den Sitzungen im Hinterzimmer erzählt, doch die Wirklichkeit übertrifft die Schilderung. Lulu, die in Schöninghs Töchterschule bekanntlich in allen Fächern sitzenblieb und nur in Religion und Handarbeit bis zur ersten Klasse stieg, ist wirklich köstlich. Heute erzählte sie, eine Frau halbwegs Nienberge soll zu ihrem todkranken Mann gesagt haben, als sie gehen mußte, um das Vieh zu füttern: ‚Wann di 't Stiärwen ankümmt, dann blaos iärst die Kiärsse ut, dat 't kien Brand giff.‘“

„Nein, nein, Johannes, ihr seid ein zu wüstes Volk!“ rief Dorette lachend. „Nie werde ich mit euch fertig werden.“

„Mit mir nicht?“ fragte ihr Mann und schob sie zärtlich vor sich her in das angrenzende kleine Zimmer mit der verblaßten, roten Damasttapete, in dem seine schönsten Stiche hingen. „Unsere Clarisse hält sich davon fern, meine ich, sonst ist sie ja mit allen in der Familie gut Freund.“

„Das will bei ihr nicht sehr viel heißen,“ sagte Dorette, sich zu ihrem Mann umwendend. „Findest du nicht, daß sie sich unserm Martin gegenüber wenig verändert hat?“

„J—a,“ antwortete Steveningh gedehnt, „aber uns gegenüber.“

„Wirklich, Johannes, da ist sie entzückend!“ Frau Dorette sagte das mit großer Wärme.

*

Es ist ein kleiner Platz, im Grunde nichts als eine Wegkreuzung, wo der Breul mit vier andern Straßen zusammenläuft. Hier, nahe der wuchtigen, mit Graswuchs und kleinen Blumen bedeckten Mauer, die das Gelände der Johanniter-Kommende umgibt, standen Clarisse und Jo schweigsam.

Der Tag war mit einem leichten Regengeriesel verhangen. Wie durch ziehende Schwaden sah man die einfachen, alten Häuser, den klotzigen, starren Buddenturm, in dem man einst ruhigen Herzens die Menschen verhungern ließ, die Ecke der ehemaligen „Reitenden Artilleriekaserne“ mit ihrem verklungenen Barock, und über schiefes Dachwerk hinweg die Schwingungen des schönen Giebels der alten Observantenkirche.

Clarisse wies leicht mit dem Kopfe hinüber. „Es dauert nun nicht mehr lange, dann ist das eure Aula,“ sagte sie.

Jo sah scharf zu ihr hin. „Du tust gerade, als ob du mit uns — der Universität, dem Studium, den Büchern und all dem, nichts mehr zu tun hättest.“ Sie stieß einen verächtlichen Ton aus. „Mein Gott, ja, wenn man verlobt ist!“

„Laß nur, Jo.“ Clarisse schob ihre Hand in der Schwester Arm. „Wohin mit uns im Regen?“ Sie wandte sich der neuen Promenade zu. Das hellgrüne Gewoge der Linden lag wie ein huldigender Kranz um die Stadt.

„Nein, nicht, ich muß Menschen sehen, Licht, muß Musik hören. Komm mit ins Café, zum ‚Kaiserhof‘, da kann ich dir denn auch gleich meinen Freund zeigen.“ Das Wort Freund betonte sie ironisch.

„Sei vorsichtig, die Sache ist gar nicht spaßig.“ Clarisse schloß sich der Schwester an, die den Weg zur Observantenkirche nahm.

Jo war in einen alten, blauen Mantel geknöpft; ein Hütchen von der gleichen Farbe trug sie trotz des Regens in der Hand. Das Gesicht stand hell, fast milchig, über dem hochgeschlossenen Kragen, das festanliegende Haar sah wie ein glänzendes, braunrotes Käppchen aus.

„Es regnet mir in die Augenbrauen,“ sagte sie. „Laufen sie schon übers Gesicht? Im Café muß ich mich wieder neu aufmachen.“

Clarisse blickte gerade in den alten Winkel hinter der Kirche. Da stand ein rotes, stilles, ganz in sich versunkenes Haus, mit einem einzelnen, hageren Baum davor. Sie liebte all die Ecken und Gassen in dem alten Überwasserviertel, und es verdroß sie, daß Jo nicht hinsah, und mehr noch, daß sie von solch oberflächlichen Dingen sprach.

Das hatte sie nun kürzlich angefangen, Augenbrauen und Lippen färben! Dieses junge, wilde und gesunde Ding! Sie machte es gleich so, daß jeder es merkte. Ihr war es eine Abwechslung, ein Spiel.

„Heilige Clarisse, bitte für uns,“ sagte Jo, und sie rannte ihr davon. Ihr Rock reichte kaum bis zu den Kniekehlen.

Clarisse, die ihr schnell nachging, sah gerade noch, daß Jo in die Elektrische sprang, vergnügt zurückwinkend.

Eigentlich war es Clarisse ganz recht. Viel Sehnsucht war in ihr. Sie wartete auf die Liebe: ganz umgeben von Liebe wartete sie darauf. Trotzdem auch sie viel Wirklichkeitssinn hatte, kam immer wieder der Gedanke: ‚Heute, morgen, bald wird aus meinem Herzen etwas hervorbrechen; ich fühle, da rührt es sich. Es keimt, es sucht. Es gehört mir, ist ganz mein eigen, und mich verlangt danach, daß es rücksichtslos alles beiseite schiebt. Geliebt werden hat etwas Betörendes, aber lieben, selbst lieben — darauf kommt es an. Das nur gibt den Rausch, das nur ist das wahre Erlebnis. So ist es ein Hinnehmen, Verzärteln, und beschämend ist es.‘

Bisweilen ergab sich Clarisse willig Martins Liebkosungen, wartend, ob das, was nach Erfüllung drängte, sich an ihnen entzündete. —

Clarisse ging in den ziehenden Schwaden, die allmählich höher stiegen, wie in Gedanken versunken und hob erst den Kopf, als sie neben der Liebfrauenkirche entlang schritt, der aufsteigenden Spiegelturmgasse zu. Da standen jenseits der Aa, aus krausem Buschwerk emporwachsend, die sorgfältig abgewogenen, feuchtdunklen Ziegelbauten mit den Sandsteinumrahmungen der aufleuchtenden Fenster. Die Dächer rot, spitz zulaufend. Alles ehrbar, wohl begründet, ansteigend zum Dom, dessen weißlichgrünes, patiniertes Dach und schimmernd grüne Türme zart und doch unerschütterlich, fest, die soliden, roten Bauwerke überragten. Seitlich, wie ein Gebilde aus sehnsüchtigen Gedanken, der Lambertiturm.

Auch jetzt wieder wanderte sie zu dem blaßgrünen Hause, dem abgesondert klassizistischen, mit seinen vielen Zimmern, Gängen, Winkeln und Treppen. Sie ging hin, weil Martin und sein Vater, weil alles dort ihr wohltat. Sie konnte es nicht lassen, trotzdem ihre Sehnsucht nach Starkem verlangte. Vielleicht hatte Jo recht, die beherzt, keck, fast derb nach Realem griff. Jo scheute keine Wunden.

Als Clarisse an die Tür des altmodischen, verräucherten Spitzweggzimmers des Johannes Steveningh klopfte, schritt Jo durch das strahlende, musiküberflutete Café. Reizend sah sie aus, und sie wußte es. Der häßliche Mantel hatte ein wehendes, silbergraues Kleid verborgen, mit ein wenig rostbrauner Verzierung, die zu ihrem Haar paßte. Sie blickte selbstbewußt um sich her, und dann winkte sie zu einem Tische hinüber.

Ein junger Mann stand auf, winkte zurück, wies auf einen leerstehenden Stuhl an seiner Seite. Schmiegsam, mit ihren fast wippenden Schritten, kam Jo heran.

„Kinder, das tut gut,“ sagte sie, erst ihrem Freund, dann zwei andern jungen Männern die Hand reichend, „so ein Wetter wie das da, drei Tage lang, das kann einen wahrhaftig marode machen. — Heißen Kaffee — und schnell!“ rief sie dem Kellner zu, während sie aus einer ihr hingehaltenen Dose eine Zigarette nahm.

„Na, Heinz,“ sagte sie zu ihrem Freund, „Sie waren ja nicht im Kolleg?“

„Ich habe Sie eben anderswo gesucht,“ antwortete er lächelnd.

„Gesucht!“ Sie warf ihre stark gefärbten, herzförmig geschweiften Lippen ein wenig auf. „Ihr geht ja doch alle zum Biertisch, wenn schlechtes Wetter ist.“

Heinz rückte näher zu ihr hin. „Ich habe meine Doktorarbeit bekommen,“ sagte er, „im Herbst will ich fertig sein.“

„Fein,“ sie sah nicht auf, spürte sein Knie an dem ihren, „fein ist das! Ich möchte auch nach Berlin.“

„Sie werden schon kommen!“ Heinz sah auf ihr energisches Profil. „Wenn Sie es wollen, Jo, so wird es auch gehn.“ Er hatte im Winter oft mit ihr getanzt, doch jetzt erst empfand er ihren großen Reiz. „Es ist nicht schwer, machen Sie es wie ich: eine Stellung annehmen und zugleich studieren.“

„Für einen Mann viel einfacher als für ein Mädchen.“ Jo lehnte sich zurück und sah ihm ins Gesicht. Er gefiel ihr, doch wahrlich, sie spürte nichts von dem, was Clarisse wohl unter Liebe verstand.

„Wir könnten nachher den Black bottom üben,“ sagte sie.

„Auf meiner Bude? Ja! Ich telephoniere Hilde an, sie kann ihren Bruder mitbringen. Meine neuen Platten sind ausgezeichnet.“

Jo besann sich einige Augenblicke. Sie war niemals mit einem Studenten auf sein Zimmer gegangen. Weshalb schließlich nicht? „Gut, ja.“ Sie griff nach einer Zeitung.

Heinz stand auf, um zu telephonieren. Sie sah hinter ihm her, taxierte ihn ab, ähnlich wie sie gemeinsam mit Onkel Christopher ein Pferd einschätzte. Der Gedanke an Christopher und Rehbrügge beengte sie ein wenig, doch sie stieß das zur Seite.

‚Ein gutgebauter, kluger Bursche, der Heinz,‘ dachte sie, ‚und Ellenbogen hat er auch. Weiß, was er will, wird vorwärtskommen.‘ Sie sah in die Zeitung, beachtete kaum, daß Heinz zurückkam und nach einer Weile anfing, zum Aufbruch zu drängen.

„Es wird ja noch Zeit haben, bis ich diese Sache da gelesen habe,“ sagte sie.

Heinz Franke war der Sohn eines Offiziers, der in Berlin von seiner kargen Pension lebte. Seine zwei Kinder interessierten ihn kaum. Sie paßten sich einem Leben an, das ihm zuwider war. Frau Franke, eine Engländerin, hatte sich schon zu Kriegsbeginn von ihrer Familie getrennt; sie lebte in Indien. Das älteste Kind, eine Tochter, die in den dreißiger Jahren war, besaß ein Atelier für elegante Damenmoden. Heinz hatte zwei Jahre den Krieg mitgemacht, war dann, gleich manchen anderen Abenteurern, in mehreren Großstädten gewesen, und als er merkte, daß nicht mehr viel Raum für Extravaganzen blieb, besann er sich zur rechten Zeit auf seine guten Anlagen. Ein Freund seiner Schwester verschaffte ihm eine kleine Anstellung. Er arbeitete an einer Bank, während er zugleich studierte.

Jo kannte seine Geschichte, die er sehr frei und witzig erzählte, und gerade dieses, das unbekümmerte Preisgeben von Dingen, die manche vielleicht verhüllt hätten, gefiel ihr. Nach einer Weile stand sie auf und ging mit ihm weg, wanderte unter einem aufgehellten Himmel über den Alten Steinweg und freute sich auf den Augenblick, in dem Franke ihr die sinnige Überraschung des Alleinseins bereiten würde.

Lustig wie ein Vogel hüpfte sie die schmale, dunkle Treppe hinauf, und oben angekommen ging sie sogleich ans Fenster, denn den Martinikirchplatz, das krause Häuserwerk ringsum, die verschlafenen Adelshöfe und die altmodischen Gärten, das hatte sie noch niemals von oben gesehen.

Franke trat dicht hinter sie, umfaßte ihre Schultern und bog sie zu sich hinüber. Jo brach in ein helles Gelächter aus. „Ganz so habe ich es mir gedacht,“ rief sie.

Ernüchtert ließ Franke sie los, um sogleich nur noch heftiger nach ihr zu greifen. „Sie wußten es, daß wir allein sein würden,“ sagte er, und es war kaum unterdrückte Wut in seiner Stimme.

Jo machte sich energisch frei. „Unterwegs fiel es mir ein,“ sagte sie, malitiös lächelnd, „ich wollte aber doch sehen, ob Sie vielleicht etwas Neues erfinden würden. Ihr gebt euch ja gar keine Mühe, Kinder,“ sagte sie, höchst salopp durch ihr Haar streifend, das ein wenig in Unordnung geraten war.

„Etwas Neues soll ich dir bieten, Jo?“ fragte Heinz Franke, wieder vor sie hintretend. „Ich wußte nicht, wie es mit dir steht, entschuldige, doch kann ich dir Neues bieten.“ Er hatte ihre Hände ergriffen.

Sie blickte darauf nieder und sagte mit einer kühlen, kleinen Stimme: „Nicht wahr, diesen Unsinn geben Sie auf? Ich bin kein kleines Ladenmädchen. Brutale Kraft knickt mich nicht. Es gibt mir auch keinen Rausch. Seien Sie doch geschmackvoller.“

Da ließ er sie los, ging bis zur Mitte des Zimmers, drehte sich um, blickte Jo an und sagte: „Ein sehr hübsches, sehr pikantes Mädchen sind Sie.“

„Schon besser!“ nickte Jo freundlich. „Und nun will ich Ihnen etwas sagen: Sie können mir nichts Neues beibringen, höchstens den Black bottom. Lassen Sie dieses alte, abgeschmackte Spiel, sonst verliere ich noch jedes Interesse für Sie.“

Heinz hatte die Hände auf seine Hüften gestemmt und sah Jo einen Augenblick an. „Das hatte ich nicht erwartet!“

„Nicht wahr?“ sagte Jo leicht. „Jetzt be-



Die Seele. Gemälde von Prof. Hans Adolf Bühler

greifen Sie, wie ich mich hier langweile." Ein Lächeln spielte um ihren Mund, der in dem weißen Gesicht aufreizend wirkte. „Wenn Ihnen die Lust nicht vergangen ist, mit mir zu tanzen, dann können wir jetzt beginnen."

„Mir ist die Lust vergangen!" rief Franke, dann lachte auch er. „Tanzen nicht, nein, doch erzählen könnten Sie mir etwas. Ich habe guten französischen Benediktiner, bitte." Er wies aufs Sofa, ging an einen Schrank.

Jo setzte sich auf die Lehne. „Wissen Sie, was mich verdrießt? Daß ihr alle, auch mein Bruder, Zeit, Kraft, Geld und — Gefühl, mit simplen kleinen Frätzchen vertut. Unsereins würde es doch nicht einfallen, ein Verhältnis mit Kellnern, Kommis, Handwerkern und subalternen Beamten zu haben. Wir bleiben doch wenigstens in unserm Kreis, ihr Männer seid unglaublich bescheiden und geschmacklos."

„Ich wußte nicht, daß es hier junge Leute gibt, die sich der Töchter von Geheimräten rühmen können," sagte Franke höhnisch, die Flasche und Gläser auf den Tisch stellend.

Jo sprang auf, Zorn in den grünlichen Augen. „Meinen Vater lassen Sie aus dem Spiel, und ich gehe Sie nichts an, bin ein Mensch für mich allein, gehöre ganz mir selbst!" Sie griff nach ihrer Mütze. „Es ist genug für heute." Sie ging davon. Heinz Franke hielt sie nicht. Er setzte sich hin, geleitete Jo nicht hinaus. Langsam trank er einige Gläser Likör. „Nun erst recht," sagte er einige Male.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In dem großen, kühlen Schlafzimmer von Clarisse und Jo war es ganz still. Der Mond schien in die offenen Fenster. Hinter dem Hause, in der ansteigenden, buschig grünen Insel, rauschte es im Runde der großen Platanen.

Jo krümmte sich fast vor Wut über sich selbst. Wenn dieser Bursche sie nun mißverstanden hätte! Wie kam sie nur zu solchen Tollheiten? So wütend war Jo, daß sie aufstöhnte.

„Was hast du nur?" sagte Clarisse, die schon längst aufmerksam zu dem hellbeschienenen Bett an der gegenüberliegenden Wand hingesehen hatte.

„Das ist der Mond," erwiderte Jo mürrisch, sprang auf, lief ans Fenster, schloß es und zog den Vorhang zu. Auch die beiden andern Fenster schloß sie. Es war ein Eckzimmer. Am letzten Fenster blieb sie stehen. Man sah von hier aus den Blumengarten und die Silhouette der Stadt. Zauberhaft!

„Clarisse," sagte sie, halb zur Seite gewandt, „ich würde mich zu Tode ekeln, wenn ich keinen Respekt vor mir hätte, wenn ich wahllos oder nicht sehr eigen wäre. Anderseits: man gehört sich selbst — und nicht alles ist Wert, weil es etliche Generationen als Wert aufgebauscht haben."

Clarisse wollte antworten, war zu einem Gespräch von mehreren Stunden bereit, denn Jo war schwer erreichbar; man mußte sie halten! Doch das schlanke Ding im langen Nachthemd verkroch sich stumm unter die Bettdecke.

*

Über dem Domplatz war ein Geflimmer von Licht, ganz golden war es, denn die Sonne fiel durch die unzähligen Blüten der alten Linden. Eine dicht gedrängte Menschenmenge umsäumte den Weg, auf dem die Fronleichnamsprozession nahte. Gesang und Musik vermischten sich mit dem Klang der Glocken. Ihre Stimmen zitterten über der Stadt, sie erfüllten die Häuser und alle Straßen, die heute mit Sonnenschein bis in die letzten Ritzen wie ausgegossen waren.

Auf dem Domplatz, abgegrenzt von der mächtigen, grauen Kathedrale, dem Palais des Bischofs und den Kurien der Domherren, war eine ergreifende Feststimmung. Die Straße, über die, unter einem prächtigen Baldachin, das Allerheiligste getragen wurde, war ganz bedeckt mit Blüten, Rosenblättern und Schilf. Wie ein bunter Teppich sah es aus. Es duftete nach Blumen, nach dem eigentümlich herben Kalmus, nach Weihrauch und Wachskerzen und nach den jungen Birken, die rechts und links die Frühlingsehrenwache hielten.

Vier Altäre hatte man errichtet, hoch an den Häusern emporsteigend, brokatverhangen, blumenbedeckt. Hier wurde der Segen erteilt. Und jedesmal beugte alles die Knie. So still war es, daß man die Worte des Priesters hörte und die silbernen Glocken der Meßknaben. Dann wieder dieses hinreißende Brausen von Musik und Gesang.

Der Bischof, in strahlenden Gewändern, trug in erhobenen Händen die edelsteinbedeckte Monstranz. Ihm folgten in unabsehbarer Reihe die Domherren und die vielen Geistlichen der Stadt; ein Aufblitzen von Farben, Rot und Lila, kostbare alte Spitzen. Der berühmte Chor schritt singend dahin, die kleinen Knaben mit ihren hellen Stimmen rührten an aller Herzen.

In der Nähe des letzten Altars standen die Familien Bantinck, Kerssenbrok und Steveningh. Als sich die Prozession nahte, umfaßte Martin Clarissens Hand. Keiner unter ihnen, auch nicht Jo, die mit einem

unbewegten, blassen Gesicht dastand, konnte sich der Erschütterung entziehen.

Lange noch standen sie stumm da, bis Christopher von hinten herankam und seinem Bruder auf die Schulter klopfte. „Komm nun," sagte er, „alles steht bereit." Und als man sich dann in Bewegung setzte, aus dem Bann hinaustrat, sagte er erklärend: „Wir können die Pferde nicht warten lassen." Man lächelte dazu, denn es verdroß den alten Kavalleristen stets, wenn man keine Rücksicht auf die Pferde nahm.

Sie gingen über den Michaelisplatz zum Markt, waren gelöst und freuten sich, denn nun fuhren sie alle zu dem Mahl im Grünen, das ihnen Christopher Bantinck versprochen hatte. — Er selbst saß aufrecht, das gesunde Gesicht voll guter Laune, auf dem Jagdwagen, etwas abseits stand Jo, die kutschieren wollte.

Sie sprach eindringlich mit einem ihm unbekannten jungen Mann. „Heinz," sagte sie, ihre Augen fest auf die seinen heftend, „gut, daß ich Sie treffe. Sie sind imstande und haben mich gründlich mißverstanden!"

„Ich glaube doch nicht, Jo," antwortete er leise, „seit dem Tag, an dem Sie bei mir waren, habe ich immerfort an Sie gedacht. Mir liegt sehr viel an der stacheligen kleinen Jo. Ernsthaft!"

„An Ihrer Höflichkeit gemessen —" sagte Jo, ein wenig unsicher.

„Sie müssen einem Menschen nicht immer wieder nahelegen, daß er mal ein Esel war!"

„Richtig!" Jo hielt ihm ihre Hand hin. „Auf Wiedersehn!" —

„Nanu?" sagte Christopher, als sie mit geröteten Wangen zum Wagen kam.

„Ach!" Jo schüttelte den Kopf. „Nicht der Mühe wert." Da schwieg Christopher.

Neben dem Wagen her schob sich ein schwarzer Klumpen. Gesine hob ihr Landregenantlitz heraus und Betty das rosig und angenehm ausgepolsterte. Sie hatten einen freien Tag und gingen zur Hirschapotheke.

„Marrjoh nee, wat 'n frech Wicht!" sagte Gesine auf Jo weisend. „Wieder ne niege Mode! Sie kutscheert!"

„Nu schandudel man nich über unser Jo," sagte Betty, „'n frisk junk Wicht is se, so nett äs en Püppken. Kuck dir lieber den Bräutgam von Fräulein Clarisse an, et is sonnen upfollend staatsken Mann, allens kled em so gued!"

„Mein Gott doch to! De Mannslüd, de Mannslüd!" erwiderte Gesine wegwerfend und mit der Hand abfällig winkend.

Betty ließ sich nicht stören. „Son fröndlick Gesicht un Beniämen!" Doch als der Landregen unerschütterlich still und grau weiterging, fing sie eifrig an: „Ich sin ganz van de Hochtied affkuemen." Und richtig, in ihrem besten Hochdeutsch fügte sie hinzu: „Das is nun unsre Sache, Gesine, das mit dem Kochen müssen wir gut utklamüsern."

Gesine nickte mehrere Male. In diesem Punkt hatte sie ihre ganz festen, eigenen Ansichten, die sie nicht preisgab.

Die beiden alten Mädchen wandelten langsam, umstanden von schwarzen Radmänteln, den Bogengängen entlang. Unterwegs trafen sie auf Mariechen, Gesinens Nichte aus Hiltrup, die von ihr zur Hilfe in der Apotheke auserwählt war.

Gesine konnte fremde „niemodsche Wichter" in den Tod nicht leiden, so griff sie denn immer in die Verwandtschaft, obgleich Mariechen schon längere Zeit in Münster war, was Gesine nicht recht gefiel. Ihr war dieses Mal, wie sie sagte, überhaupt „nich ganz pük" dabei. Mariechen sprach ihr zuviel. „Immer schnäbbelt sie vor mich her," sagte sie mißbilligend. —

Am Nachmittag saßen die drei oben in der glänzend silbergrau gestrichenen Apotheke am Halbbogenfenster, über dem Fries mit dem goldenen Greifen, und tranken Kaffee, in den sie Knabbeln brockten.

Gesine und Betty, die den Hochzeitsschmaus in der mädchenlosen Johanniter-Kommende kochen sollten, waren gekommen, um nochmals das Menü zu beraten.

Ehe nun der Kampf in der oberen Mansarde, Gesinens Schlafzimmer, begann, besänftigten sich die beiden mit starkem, süßem Kaffee. Schweigend saßen sie da. Auf der nahen evangelischen Kirche läuteten die Glocken, gleichmäßig und angenehm. Betty wiegte sich in diesen Tönen, während sie den „Proß" aus der Tasse löffelte. Sie summte sogar ein wenig. Gesine sah ihr eine Weile grimmig zu. Auf einmal brach sie los. „Das is ja luthers—ches Geläute, Betty. Wie kannst du luthers—ches Geläute wohlgefällig anhören!"

„Nee, nee, Gesine," antwortete Betty tadelnd, „wat biste heute gnäsig un gnatterig. Gib mir lieber noch 'n Köppken Trost," und sie hielt ihre Tasse hin.

Gesinens flaches Gesicht überzog sich mit Übelwollen, doch sie schwieg, sich selbst überwindend. Ihre Blicke wanderten zu einem gerahmten Spruch über ihrem Bett. Hier stand mit Phosphorschrift, so daß es nachts leuchtete: „Was sagt mein Jesus dazu?"

Mariechen strich kichernd über ihren Krauskopf. Gesine aber war aufgestört. Sie trat ans Fenster, sah auf die Straße und bemerkte zu ihrem Ärger, daß sehr viele Menschen mit Gebetbüchern in der Hand zur

evangelischen Kirche gingen. „Wat dat Tüg sik vermehrt," stieß sie hervor.

Betty reckte den Hals. „Nee, wirklich, Gesine!" Hier pflichtete sie ihr ehrlich bei.

Auch Mariechen trat ans Fenster. „Da unten geht eine Dame," sagte sie naseweis, „mit die unser Herr mal in Hiltrup war."

„Du Lügentrine, halt du den Mund nettchens zu," sagte Gesine.

„Was ich weiß, weiß ich," hörte man die helle Mädchenstimme.

„Wat for 'n dummes Gekür." Betty schüttelte den Kopf.

„Hachott, ich bin doch nich die erste, die gemerkt hat, daß — daß manche von die verheirateten Herren fremd gehn."

Die beiden alten Mädchen erhoben empört ihre Hände. „Was de sagst! Raus!" rief Gesine.

Mariechen verschwand eiligst. Sie war gar nicht unzufrieden, denn es lag ihr daran, auf die Straße zu kommen.

Gesine und Betty ließen sich nicht so weit herab, an diesem Faden zu spinnen, sie gaben mißbilligende Laute von sich und kamen dann endlich dazu, in einigem Frieden über die Speisenfolge auf Clarissens Hochzeit zu sprechen, jedoch beide mit innerem Vorbehalt. —

An diesem schönen und hellen Nachmittag saßen Bantincks, Kerssenbroks und Steveninghs auf einem üppig umbuschten Rasenplatz in Christophers Garten. Und während Jo umherging und Bowle und Eiserkuchen anbot, stand Hubertus halb in einem Jasminstrauch verborgen, spielte auf einer Laute und dann sang er ein Reiterlied, das sein Onkel Christopher gern hatte. Es klang etwas zu sentimental. Jo blickte mit einem eigentümlichen Lächeln zu ihm hin. Hubertus bemerkte es und zuckte die Schultern. Diese Jo legte den Finger immer auf eine Stelle, die empfindlich war.

Frau Dorette kam zu ihm hin. Sie kannte das alte Lied nicht, sprach sehr liebenswürdig mit Hubertus. Ihre Worte waren ganz so fein geblümt wie ihr Sommerkleid.

Weshalb war Clarisse ungeduldig, konnte soviel Reizendes nicht ansehen? Ihre dunkel umschatteten Augen schlossen sich.

Ja — weshalb war alles so weich und reizend! Unerträglich war es. Doch sie lehnte sich in Martins Arm.

★

Andreas Stevening wurde zur Hochzeit erwartet. Er war jahrelang nicht mehr daheim gewesen. Wann er ankam, wußte man nicht genau, denn es war seine Sache nicht, sich lange Zeit vorher auf etwas festzulegen. Er hatte gekabelt, daß er einen Platz auf der „Resolute" bekommen hätte und von Hamburg aus wahrscheinlich die Flugzeuglinie nach Münster benützen würde.

Der alte Stevening, dieser nachdenkliche und aufmerksame Mann, hatte den Hofraum des großen, blaßgrünen Eckhauses aufräumen und das Pflaster entfernen lassen: sein feines Gefühl für Frauen sagte ihm, man könnte die Augen der stillen Clarisse am besten mit einem bunten, warmen Gartenrund aufhellen. Das war etwas zum Pflegen und Liebhaben, wonach es alle Frauen verlangt. Und so legte der nachdenkliche und aufmerksame Johannes Stevening diese blühende Huldigung zwischen die mittelalterlich durchtränkten Mauern.

Er hatte nicht gespart, einer Frau gegenüber war ihm das sein Leben lang unmöglich gewesen; der Gärtner Newels mußte den Grund tief ausheben und mit der duftenden Frühlingserde Sträucher und Blumen bringen, soviel der Platz nur fassen konnte. Es war wieder einmal ein Kunstwerk, würdig eines Steveninghs.

Und wirklich: man hätte Clarisse keine größere Freude machen können. Stundenlang beschäftigte sie sich mit dem Schmuckstück im Grau der würdigen Häuser und bewunderte die fein geschwungenen Arabesken der Beete auf der grünen Fläche.

Eine Woche vor der Hochzeit verbrachte Clarisse fast den ganzen Tag im Steveninghschen Geschäftshaus. Man hatte die Wohnung nun oben ausgeräumt, und Martin wollte sie durch ein kleines Fest einweihen. Clarissens und seine Freunde sollten am Vorabend der Hochzeit auf den alten, hier und da etwas abschüssigen Dielen tanzen und die Räume mit Freude füllen. Sie wurden eigens dazu hergerichtet, sehr lustig, bunt, mit kecken Zeichnungen an den Wänden. Steveninghs Haus hatte von jeher den Künstlern der Stadt offengestanden, und so kamen sie denn und halfen.

Heute war es ruhig da oben; es war ein zu schöner Tag.

Johannes Stevening kam erst gar nicht in die Stadt gefahren, und Martin hatte eine Zusammenkunft mit einem ihm befreundeten Verleger in Dortmund; in einigen Stunden konnte er zurück sein.

Die Stille in dem kleinen Garten, zu dem dennoch die Lebenswellen der Stadt hinübergetragen wurden, entzückte Clarisse. Es war in der letzten Zeit zu viel Ablenkung und Betriebsamkeit um sie her: Familienzusammenkünfte, Besuche bei Freunden der Steveninghs, Einladungen — Clarisse fühlte sich recht ermattet. Nun saß sie in dem kleinen Garten, ging hin und wieder ein paar

Schritte umher, beugte sich über die porzellanenen Hyazinthen, sah auf die frisch erblühten, vollkommen schönen Rosen.

Sie bemerkte es nicht, daß oben am Fenster des Spitzwegzimmers ein Mann stand und sie beobachtete. Er war halb hinter der Gardine verborgen: Andreas Steveningh. Er war auf dem Flugplatz angekommen und zunächst einmal zum Prinzipalmarkt gefahren. Er, der von der Fifth Avenue kam, stöberte lächelnd, und nicht ohne eine kleine beklemmende Ergriffenheit, in dem verwinkelten Hause umher, ging über die ausgetretenen Treppen, durch die breiten und die ganz schmalen Korridore, öffnete diese und jene Tür, und dann kam er in des Vaters Zimmer. Der Schlüssel dazu lag immer noch am gleichen Platze.

Man konnte sich so etwas kaum vorstellen, wenn man von Neuyork kam. Man konnte sich auch ein Mädchen wie Clarisse nicht vorstellen. Sie war es doch wohl, die da unten in dem abgezirkelten Gärtchen stand. Unglaublich fern war das, unglaublich weltverloren — und sehr schön.

Er ging hinunter, es war ihm nicht viel anders, als ob er eine Spieluhr aufzöge. Als er die Tür öffnete, sah Clarisse auf. Sie lächelte kaum merklich, kam ihm entgegen. In ihrem Gesicht, das seine Blüte und junge Rundung in diesen Wochen verloren hatte, standen Augen, wie er sie glaubte niemals gesehen zu haben. Sehr stille Augen von einem starken, tiefen Blau.

„Clarisse," sagte er leise.

„Andreas, nicht wahr?"

„Ja, der bin ich. Du bist der erste, den ich begrüßen kann." Und dann, ihre Hand haltend und in die Augen blickend: „Und die erste wirklich deutsche, schöne Frau."

„Du kommst so allein nach Hause, es tut mir leid," sagte Clarisse. „Wir könnten sogleich mit den Eltern telephonieren."

„Ach nein." Andreas' Gesicht wurde lebhaft. „Es ist ein merkwürdiges Nachhausekommen. Laß es mir, Clarisse."

„Du willst dich langsam an uns hier gewöhnen!" Sie lächelte, bog den Kopf zurück und ging auf die Laube zu. „Hier kannst du wenigstens sitzen. Deine Mutter hat bequeme Korbstühle hineinstellen lassen."

„Gott, weißt du," sagte Andreas, im Eingang der Laube zögernd, so daß Clarisse abgesondert von allem, nur für ihn in dem warmdurchleuchteten Grün stand, „weißt du, es ist beinah märchenhaft!"

„Ja, diese blühende Oase hier!" Clarisse wies zum Garten hin, doch Andreas wandte den Blick nicht von ihr, und da stand deutlich, daß sie es war, sie, Clarisse.

Sie fühlte es, wie sie diesen Andreas überhaupt als etwas Erregendes, Störendes und doch Anziehendes empfand.

Es war kein Mensch aus dem Hintergrunde, wahrlich nicht: auffallend, fremdartig war er. Fast so groß wie Martin, die dunklen Augen der Mutter hatte er, glattes, schwarzes Haar, ein gebräuntes Gesicht, Hände, ganz anders als Martins Hände, nicht eigentlich schön, aber Hände, die um mancherlei wußten. Auch die Stirn, der Zug von der Nase zum Munde hin — ganz anders als Martin.

„Nun — setzen wir uns," sagte Clarisse. „Ich müßte dir wohl eine Erfrischung besorgen." Ihre Augen ruhten auf diesem Munde, der außerordentlich schön war; Frau Dorettens immer noch zärtlicher Mund, doch kräftiger, sinnlicher.

„Dies hier ist Erfrischung," sagte Andreas, seinen Sessel zu dem ihren rückend. „Ich erinnere mich jetzt an dich, du hattest prachtvolle Zöpfe — und jetzt" — er faßte leicht in ihre Locken — „jetzt sind sie abgeschnitten, und man sieht erst recht, was für ein herrliches Blond das ist ... Das haben sie bei uns drüben auch, gut gepflegtes Haar — aber — du glaubst nicht, wie mir das auffällt — du hast ja nicht mal ein Stäubchen Puder im Gesicht, keine Schminke, nichts!" Er neigte sich nahe zu ihr, ließ, vielleicht mit gewohnter Absichtlichkeit, seine festen, blanken Zähne sehen.

„Sieh mich doch nicht so an!" sagte Clarisse abwehrend. „Es ist, als ob du mich Zug um Zug prüftest, um zu wissen, ob Martin auch gut gewählt hat."

„Entschuldige, liebe Clarisse, das ist es nicht. Mein Bruder ist ein glücklicher Mann."

Mehr als diese Worte war es die Art, in der er das sagte. Etwas Eindringliches, Bannendes hatte es. Da saß sie, Martins Braut, und der Fremde, der Andreas, schob das zur Seite. ‚Sieh mich an,' hieß es, ‚nur mich, ohne das weiche, verwöhnende Drum und Dran; ich, ein Mann, du, ein Weib.'

Wie kamen ihr diese Gedanken?

Morgen waren sie wohl verflogen.

Dennoch — zu diesem Manne zog es sie hin — anders als zu Martin. Clarisse stand auf, das Eingeschlossensein mit Andreas machte sie unruhig.

Er erzählte jetzt von seiner Überfahrt, sie immerfort anblickend. Konnte sie diesem Gesichte denn nicht ausweichen?

Sobald er eine kleine Pause machte, sagte sie: „Es ist doch wohl besser, wenn ich jetzt mit den Eltern telephoniere. Sie schicken uns den Wagen."

„Uns? Das freut mich, Clarisse! So fahren wir also gemeinsam hinaus!“ Auch Andreas stand auf. „Ich gehe mit dir ins Haus, ich telephoniere selbst. Wie könnte ich das einer Frau überlassen?“ Er nahm ihre herabhängende Hand leicht in die seine.

„Nein,“ sagte Clarisse unsicher, „mir scheint, das dauert zu lange. Wir können ja hier auf dem Markt ein Auto nehmen. Wenn du dich nur eben zu Hause anmeldest. Ich mache mich fertig.“ Sie ging schnell vor ihm her ins Haus.

Andreas betrachtete sie. ‚Feine Gelenke,‘ dachte er, ‚und gute Bewegungen. Hier in Münster sind doch allezeit schöne Mädchen gewachsen!‘ Er lächelte in sich hinein. ‚Aber wie ungewohnt einer Huldigung, wie leicht erregbar!‘ Den Mädels an Bord der „Resolute“ war das ganz selbstverständlich: Flirt!

Clarisse kam zurück, schnell, wie erfrischt. Der Sommerhut beschattete ihr weiches Mädchengesicht. Sie standen bei dem Geschäftsführer, warteten auf den Wagen. Andreas erkundigte sich, wie denn alles ginge, ob man weiter käme in Deutschland.

„In einem Hause wie dem unsern nur recht langsam. Die Leute kaufen zuerst das Notwendigste: man ist arm geworden. Aber sonst“ — er lächelte — „sonst geht es sehr gut.“ Das Lächeln vertiefte sich: „Gestern früh kam ein kleines Ding von vielleicht zehn Jahren herein, und was glauben Sie, Fräulein Bantinck, was sie forderte? Ein Buch, das sie irgendwo in einem andern Geschäft hatte ausliegen sehen: ‚Wie fessele ich Männer?‘“

„Na, dann geht es wirklich aufwärts!“ sagte Andreas.

„Ich fragte das Mädchen, was es mit dem Buch wollte. ‚Das schenke ich meinem Vater, er hat Geburtstag.‘ — Wer ist denn dein Vater? sagte ich. — ‚Schutzmann!‘ erwiderte die Kleine stolz.“

Andreas brach in ein lautes Gelächter aus. Das Gespannte, Beunruhigende in Clarisse löste sich.

„Das ist doch zu köstlich,“ sagte Andreas, „kaum komme ich nach Hause, da höre ich wieder Geschichten! Diese stammt aber nicht aus Münster, die haben sie nur hierher verlegt!“

Man verabschiedete sich, der Wagen fuhr vor. „Was würde Neuyork darum geben, so etwas zu haben!“ sagte Andreas, zum Rathaus und Stadtweinhaus hinüberweisend. Die vier Engel auf den Spitzen der reichen Rathausfassade standen beschwingt im Sommerblau, das blühende Barock des zurücktretenden Stadtweinhauses, die Blumen auf seinem üppigen, weit vorgebauten Balkon mit den kraftvollen Säulen, das hatte etwas Reiches und zuverlässig Bürgerliches.

„Mit Luxusdampfer und Flugzeug hierher, auf diesen Marktplatz — ringsum stolzes Mittelalter, fast ungebrochen — das ist wirklich eine Verzauberung,“ sagte Andreas, sich neben Clarisse in den Wagen lehnend. „Und nun sei lieb, erzähl' mir von allem — von den Häusern, von den Straßen, von den Menschen. Zuerst aber von dir selbst und Martin. Du mußt wissen, Martin und ich kennen uns kaum. Er war nicht lange aus der Gefangenschaft zurück, als ich nach Neuyork abreiste. Und während des Krieges — was wußte man da voneinander!“

Nun gab es wohl nichts, was Clarisse in diesem Augenblick so schwer fiel, wie von Martin zu sprechen.

„Die Eltern gehen vor!“ sagte sie ausweichend. Er sah sie mit seinen dunklen Augen zärtlich an: wie naiv sie war! Eine rechte Freude für einen jungen Ehemann. Und hübsch, wirklich.

Sie fuhren über den Alten Steinweg zum Mauritz-Tor hinaus, über den Kanal und die hellbesonnte Landstraße, zwischen den Feldern, Wiesen und Büschen hindurch — doch so klar und fröhlich es draußen war, Clarisse blieb befangen. Wie ein flatternder Vogel hinter Stäben kam sie sich vor.

★

Sie gehörte zu den Steveninghs, das wußte man auf der Johanniter-Kommende. Man fragte nicht lange, wo Clarisse sei. Sie saß am Abendbrottisch zwischen Johannes Steveningh und Andreas, der mit den Augen ihren heute ein wenig unruhigen Händen folgte. Bisweilen hob sich der Blick bis zu ihrem Munde und höher hinauf zu dem dunklen und starken Blau ihrer Augen, die leicht erzitterten.

Frau Dorette trug ein weißes Spitzenkleid mit einer Rose. Ihr Liebling sollte sie bewundern.

Von Andreas ging eine stärkere Wirkung aus als am Nachmittag, denn er gehörte zu den Menschen, die aufleben, wenn sie sich beachtet fühlen. Auch kleidete ihn die weiße Hemdbrust mit der kleinen schwarzen Krawatte und der außerordentlich gut sitzende Abendanzug. Sogar die Nelke im Knopfloch fehlte nicht; seine Mutter hatte sie ihm hineingesteckt. Sein kräftig geschnittener, dunkler Kopf, sein Lachen — diese ganz weißen, festen Zähne — seine klug gesellschaftliche Unterhaltung beherrschten den Tisch.

Andreas und Frau Dorette sprachen miteinander, und es konnte ein Zufall sein, daß

Clarissens Hände, ihr Mund, die Augen, die doch schweigen wollten, immer wieder von den Blicken des Schwagers geliebkost wurden.

Steveningh hatte sich zurückgelehnt. Er sprach leise mit Joseph, einem weißhaarigen Diener, der den Weinkeller verwaltete. „Also nicht wahr, Meursault la Desirée; aber nicht zu kalt. Ins Musikzimmer, bitte. Nein, wir sitzen nicht auf der Terrasse, es steigt kühl vom Garten herauf."

„Ich höre schon!" sagte Frau Dorette heiter. „Die Desirée! Gehn wir also."

„Wie schön es hier ist," sagte Andreas, als er in das große, weich beleuchtete Zimmer trat.

Sie tranken einander zu. Dann gingen sie in den Garten, nicht lange, denn es stieg wirklich kühl vom Grunde herauf. Steveningh führte seine Frau, und Andreas schritt neben Clarisse her.

„Nur bis zum Teich — und dann einmal herum," rief er seinen Eltern zu, die zum Hause zurückkehrten. Als Clarisse eine Bewegung machte, als ob sie ihnen folgen wollte, nahm er ihre Hand und zog sie durch seinen Arm.

„Clarisse," sagte er halb fragend, halb zärtlich. Und das war das einzige.

Ganz langsam, dicht nebeneinander, schritten sie dahin. Die Bäume rauschten. Der Himmel war tief, feuchtblau, fast schwarz. Die Sterne umgaben die kühl und klar geschlossenen Formen von Park und Haus. Hin und wieder kam ein leichtes Plätschern vom See her.

Andreas suchte Clarissens Hand, umschloß sie mit der seinen. Clarisse zog die Schultern empor. Nein, sie war nicht willenlos, wollte bleiben, die sie war.

Andreas spürte die Bewegung, sah zu ihr hin, blickte in ihr Gesicht, das nun wirklich schmal und sehr blaß aussah. „Clarisse," sagte er nochmals. Dieses Mal mit großer Innigkeit.

Sie blieben einen Augenblick stehen, schritten dann weiter, die Wangen dicht aneinandergelehnt, denn sie mußten einem starken Ast ausweichen, der über den Weg ragte. Die Finger zuckten — und lösten sich.

Als sie nahe dem Hause waren, ließen sie voneinander.

Drinnen war es warm. Clarisse trank ein Glas Wein und gleich darauf ein zweites. Sie mußte das Stumme, Beengende abschütteln. Und wirklich kam das Blut zurück, es durchflutete sie nun ganz. Weit lehnte sie sich in den Sessel, faßte in ihr Haar. „Ach, wie lange es dauert, bis Martin kommt," sagte sie aufseufzend.

Frau Dorette lachte. „In wenigen Tagen bist du seine Frau, und wir: Andreas, du, Vater, und ich, wir reisen nach Paris! Es ist ja viel zu heiß für Paris, ich weiß es, doch ich möchte es gerade nur wiedersehen, einige Tage, dann — wohin, Andreas?"

„Zur Insel Wight! Erinnerst du dich?"

„Und ob ich mich erinnere! Ich habe auch an nichts anderes gedacht, als an die Insel Wight."

Im Flur kamen Schritte. Clarisse sprang auf, taumelig. Draußen umfing sie Martin.

„Du Süße," sagte er, über ihr Haar streichend. Er hielt sie von sich ab, betrachtete sie. „Wie du blühst!"

Sie richtete sich auf, zog ihre Hand aus der seinen. Nein, einen Schutz wollte, brauchte sie nicht. Alles war wieder klar in ihr. „Andreas ist gekommen," sagte sie, „drinnen bei den Eltern sitzt er."

„Was! Andreas? Heute?" Schnell ging Martin ins Zimmer, Clarisse umfassend. „Andreas, Junge!" rief er, schüttelte die ausgestreckte Hand. Und dann, Clarisse zugewandt: „Nun?"

„Du bist ein glücklicher Mann!" Offen und herzlich blickte Andreas Martin an. Es waren dieselben Worte, die er nachmittags gesprochen hatte — anders.

Dann kam das viele Fragen und Antworten, das ablenkte und verhüllte. — — —

Als Clarisse leise die Tür zum Schlafzimmer öffnete — es war viel später geworden, als sonst — lag Jo noch wach im Bett. Sie hatte den Kopf aufgestützt und las. „Das ist ein Reisetagebuch! Herrlich, Clarisse!" Sie richtete sich auf, warf sich dann mit einem Schwung zurück. „Herrlich sage ich dir! Oh, ich muß hinaus! Ich kann nicht hier stecken bleiben. Gut, daß du heiratest; dann bin ich doch die Sorge um dich los," fügte sie lachend hinzu.

„Das magst du wohl sagen," Clarisse zog langsam ihr Kleid aus, „die Sorge seid ihr alle los."

„Wie feierlich! Du glaubst doch nicht im Ernst" — Jo richtete sich wieder auf — „im Ernst, Clarisse, daß wir dich ein wenig in diese Ehe hineingedrängt hätten?"

„Bewahre, nein, ich finde nur, daß mir all diese Vorbereitungen etwas zu viel werden. Es ist gut, daß es nun bald zu Ende ist. Übrigens" — Clarisse sah auf — „hat dir Tante Lulu nicht neulich ein Schlafmittel für Mutter gegeben, als sie die Zahnschmerzen hatte? Ich möchte mal fest schlafen."

„Ja, gewiß." Jo setzte sich auf den Bettrand. „Aber sieh einmal her: ich habe ein goldgelbes Pyjama. Wie gefällt es dir? Entzückend, was? Denk' nur, es wurde für Onkel Karl in der Apotheke abgegeben. Es

paßte Lulu gar nicht, war ihr viel zu klein! Und dann stell' dir vor, was soll Lulu mit einem Pyjama? Diese Idee von Onkel Karl! Sie ist doch für verführerische Volants und Spitzen. Auf einmal sollte sie smart werden, die arme Lulu. Aus allen Nähten platzte sie! Sie hat das Ding angezogen. Wir haben uns halb totgelacht. Und dann bekam ich es. Fühl' nur mal: eine gute, dicke Seide. Unter dem tut es Karli doch nicht."

Clarisse kam zu Jo hinüber, die aufgestanden war und sich vor ihr herumdrehte. Sie strich über Jos Arm. „Ja, wirklich — und es steht dir reizend. Was ist aber mit dem Pulver?"

„Kannst du haben, warte, sie liegen im Schreibtisch." Jo sprang davon.

Clarisse trat ans Fenster, sah hinaus. Oh, dieses Morgen, der andre Tag! Mit ihm kam Andreas wieder.

„Hier," sagte Jo, zurückkommend. „Eins genügt. Es ist ganz recht, daß du dich mal ausschlafen willst. Ich — wenn ich je heiraten sollte —, ich gehe nur aufs Standesamt, alles ganz einfach."

Clarisse löste die Tabletten in Wasser auf. Jo sah ihr zu. „Zwei? Na ja! — Ich wecke dich nicht. Also schlaf gut. Morgen bei Onkel Christopher — da gibt's noch viel zu tun — in eurer zukünftigen Behausung auch! Und dann die Braut in der Kirche!"

Sie hüpfte in ihr Bett zurück, konnte sich kaum entschließen, die Decke hinaufzuziehen, so gut gefiel ihr der gelbseidene Pyjama.

Clarisse dachte nicht — sie wollte es nicht. Schlafen, nur schlafen. Wie feige das war!

*

Am andern Morgen erwachte Clarisse mit einem seltsamen Gefühl von Traurigkeit und Erwartung.

Es war schon spät, fast elf Uhr. Sie nahm ein kühles Bad und kleidete sich schnell an. Doch als sie halb fertig war, blieb sie stehen. Martin angehören, jetzt?

Andreas stand an seiner Stelle — seine Hände umfaßten sie.

„Nein, nein!" sagte sie laut. Ihre Augen wurden heiß. Wie konnte ihr das geschehen, ihr! Nach etwas anderm, Starkem, hatte sie sich gesehnt, nach einem Erlebnis des Herzens und — ja, auch der Sinne — doch Martin sollte es ihr bringen!

Ein Nachmittag, ein Abend, und das Bild eines andern Mannes war ihr aufgeprägt. Sie empörte sich dagegen.

Einmal schon, vor Jahren, hatte sie dieses Gefühl zorniger Ohnmacht empfunden, einem Manne gegenüber, der ihr die ersten Zärtlichkeiten gab! Unter ihnen zerrann ihr Stolz, ihr Zorn; nichts blieb übrig, als eine bezwingende Sehnsucht. Sie hatte das nicht vergessen. Sie konnte sich vorstellen, was es heißt, Freiheit und ganzes Weibtum einem geliebten Manne schenken.

Andreas kam über ihren Weg, erweckte Erinnerungen und Sehnsucht; er selbst war es ja gar nicht!

Es klopfte an der Tür. Verwirrt stand Clarisse da.

Nochmals klopfte es. Wer mochte es sein? Doch nicht Martin? Dann raffte sie sich zusammen: das war gewiß Jo. Schnell ging sie zur Tür. „Bist du es, Jo?" sagte sie leise.

„Natürlich, wer denn sonst?"

Clarisse atmete tief, öffnete. „Du bringst mir das Frühstück?"

Jo lachte übers ganze Gesicht. „Jawohl, ich! Das hast du nicht gedacht! Du mußt dich übrigens bei deinen Männern bedanken, sie schicken mich. Martin und sein Bruder sitzen unten." Sie stellte das Frühstück auf den Tisch. „Ein ganz scharmanter Kerl, dieser Andreas — hat dir einen Riesenstrauß mitgebracht: Rosen! Du möchtest so schnell wie möglich herunterkommen, dein Martin sorgt sich natürlich schon. Hier, trink und iß. Wacker, wacker, mein Kind, ich lege dir derweil alles zurecht. Das neue Kleid natürlich. Hier, da hast du nun alles beisammen; ich laufe wieder nach unten hin."

„Du flirtest wohl tüchtig mit Andreas?" sagte Clarisse leicht.

„Nein, aber wir amüsieren uns herrlich. Wir sind beide so frech, wie wir nur eben können. Er hat mir schon das Kompliment gemacht, mir würde wahrscheinlich die ganze Fifth Avenue nicht imponieren! Also bye — bye und schnell 'runterkommen." Sie winkte in der Tür. So ein kecker Vogel! Sie brachte doch immer frische Luft mit herein.

Clarisse ging hinunter, durch den Vorplatz und über die alte, efeuberankte Treppe; sie hatte die Stimmen im Hofe gehört.

Martin und Andreas begrüßten sie. Als Andreas ihr die Hand reichte, sagte Jo gerade zu Martin: „Clarissens Blässe braucht dich nicht zu ängstigen; sie hat gestern abend nämlich zwei — bitte, zwei — Schlafpulver genommen. Ihr laßt ihr zu wenig Ruhe."

Andreas hielt Clarissens Hand ganz fest, blickte in ihre Augen. Martin legte den Arm um sie und zog sie fort. „Das ist so, du hast zu wenig Ruhe," sagte er. „Jetzt gehen wir in euer grünes Revier; ich habe die Stühle schon herausgebracht."

Clarisse schritt zwischen den Brüdern dahin; auf dem Tisch im Ulmenrund stand Andreas' Rosenstrauß. Er leuchtete ihr ent-

gegen. ‚Ich kenne Andreas ja gar nicht, er ist mir ganz fremd,' dachte sie in Abwehr.

„Ja, wirklich, du mußt schon etwas für mich sorgen, Martin," sie ergriff seinen Arm. Doch ein Seitenblick ging zu Andreas hin; er fing ihn auf.

Den ganzen Tag vermied sie es, mit ihm allein zu sein, und dennoch trieb sie's näher zu ihm hin. Aufgewühlt, fast sehnsüchtig, erwartete sie das abendliche Fest. Martins Güte erschütterte sie, und doch war es aufreizend, die Selbstverständlichkeit zu fühlen, mit der er sie für sich beanspruchte.

Er spürte die Veränderung in ihr, die Unruhe, war sie doch all die Zeit sehr harmonisch gewesen, fast zu ausgeglichen für ein junges Mädchen. Mehr als sonst blieb er in ihrer Nähe, beobachtete sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

An dem Abend auf Rehbrügge ging ein seltsamer Gedanke durch Frau Dorettens Kopf. Kaum, daß es ein Gedanke war — es tauchte etwas Fragendes in ihr auf.

Bis zum Spätnachmittag war Clarisse nicht recht wohl gewesen, wie sie sagte, und jetzt? Sie ging mit Andreas weit fort, hinten über die Wiese, und nicht mit Martin. Sie tanzte mit Andreas und nicht mit Martin. Freilich, Martin verstand nicht viel von den modernen Tänzen.

Aber Andreas, ja — Andreas! Stolz sah sie ihm nach. Ja, sie war stolz darauf, daß Clarisse — wie konnten nur solche Gedanken kommen? Sie querte den Garten, in dem die ersten Lampions angezündet wurden, sah nach Martin aus und fand ihn schließlich in der sogenannten Grotte, einem Halbkreis von grünüberwucherten Eichenstubben. Er unterhielt sich mit Christopher.

Als er die Mutter sah, sagte er, auf eine ausgespannte, bequeme Hängematte weisend: „Sieh nur her, hier schläft Onkel Christopher, wenn es ihm gerade so gefällt. Ein paar Decken und damit gut."

Sie lachte, setzte sich hinein. „Wirklich gut; die Hängematte ist ausgezeichnet. Ich bleibe ein wenig hier. Du, Martin, du solltest dir deine Clarisse holen. Es ist ziemlich feucht in den Wiesen."

„Keineswegs, gnädige Frau, das nicht, nur ganz hinten, wo der Bach ist und die Tümpel," sagte Christopher.

„Ja, das meine ich — ganz hinten." Sie blickte ihren Sohn an, und ihr seltsames Empfinden war in ihren Augen.

Martin machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als ob er lauschte, dann ging er wortlos davon.

„Kommen Sie her, setzen Sie sich zu mir in die Hängematte," sagte Frau Dorette, der das Herz unruhig schlug, „erzählen Sie mir eine hübsche Geschichte. Münster ist ja berühmt dafür und Ihre Familie ganz besonders."

Christopher blieb vor ihr stehen, verschränkte die Arme. „Ja, aber meine Geschichten taugen so recht nichts."

Auch er lauschte, nicht auf Verborgenes, auf eine helle Stimme hinter dem Gebüsch. Jo sprach mit Hubertus: „Wie kannst du das nur machen, auf Pferde setzen — und Wika noch hineinziehen?"

„Weißt du denn so genau, wer zieht?" Die Stimmen entfernten sich.

„Das hat Hubertus von mir," sagte Christopher ablenkend. „Der Junge ist ein Pferdenarr. Und Jo, dieses schnelle Wesen — nun, lassen wir die beiden, gnädige Frau, mir fällt wirklich eine Geschichte ein. Sie haben mich herausgefordert und dürfen nachher nicht böse sein. Also: hier um Münster herum — ich glaube, es war in Mecklenbeck, sollte ein neuer Lehrer angestellt werden. Es galt nun, eine Wohnung für ihn zu beschaffen. Der Kandidat kommt bescheiden zum Ortsvorsteher und bittet: ‚Ich bin nunmehr zehn Jahre verlobt, und so hoffe ich denn, daß es mir mit Ihrer gütigen Hilfe vergönnt ist —' Der Ortsvorsteher, ein sturer, praktischer Mann von wenig Worten, überschlägt im Kopf die Größe der Wohnung. ‚Haste denn Kinner?' fragt er kurz. — ‚Gott bewahre! Ich sagte, ich bin nunmehr zehn Jahre verlobt —' — ‚Dann kriegste auch keine. Dann is dat nich so wichtig mit die Wohnung.'"

Frau Dorette wurde es wieder leichter. Gott, war das gut, daß es solche Menschen gab! Ihr war da wirklich etwas durch den Sinn gegangen — — —

Das war am Sonntag gewesen, und am Montagmorgen gingen Martin und Clarisse zum Rathaus; sie waren beide still.

Am Abend tanzte man in den buntgestrichenen Stuben, deren Dielen hier und da abschüssig waren. Die Musik spielte so laut, daß es schien, als sei das ganze sonst etwas verschlafene Haus davon erfüllt.

Clarisse war reizvoll in dem blauen Kleide. Sie tanzte ganz langsam, schwebend, in weichen Wendungen, einen Boston mit Andreas. Er atmete den Duft ihrer Haare ein. Bisweilen zog er Clarisse fester an sich. Sie bog sich in seinen Arm zurück, ruhte fast in diesem Arm, die Augen niedergeschlagen. Es schien, als ob ihre Lippen gefärbt wären.

Martin beobachtete sie, spürte ihr nach. Wie abwesend war dieses Mädchen, als ob sie ohne Gedanken, ohne Kraft wäre.

„Clarisse," sagte Andreas, „ich muß dich



Gruppenbild des Verwaltungsrats der J. G. Farben-Industrie. Gemälde von Prof. Hermann Groeber

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1927)

Sitzend, von links nach rechts: Theodor Plieninger, Ernst von Simson, Carl Bosch, Walter vom Rath, Carl von Weinberg, Wilhelm Ferdinand Kalle, Carl Duisberg. Stehend, von links nach rechts: Arthur von Weinberg, Carl Müller, Edmund ter Meer, Adolf Haeuser, Franz Oppenheim

sprechen. Bitte, komm nach dem nächsten Tanz in Vaters Zimmer; ich habe es aufgeschlossen.“ Sie nickte.

Legte sie nicht einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter? Martin sah scharf hin. Nein, die wehenden Haare täuschten. Es konnte nicht sein. Was hatte Andreas gesagt? Sein Mund bewegte sich kaum, während er sprach. Einen schönen Mund hatte er, ganz wie die Mutter.

Wie die Mädchen ihn ansahen. Das war immer so gewesen; Andreas wußte es. Clarisse — nein, unmöglich!

Er ging zu ihr hin, holte sie wie im Übermut aus dem Arm seines Bruders. Schwerfällig, ungeschickt machte er es. Er führte sie in das Nebenzimmer, hier war es kühler und nicht ganz so laut. „Liebste, was ist nur mit dir? Hast du denn wieder von diesen Schlafmitteln genommen? Du schwankst ja fast auf den Füßen.“

„Ach,“ sie strich schnell über seine Schulter, „es ist gar nichts, Martin; ich habe zu viel getanzt und dann“ — eine stille, große Angst stand in ihren Augen — „ich fürchte — bisweilen denke ich — ich wäre nicht gut für dich. Wir beide —“ sie stockte.

„Aber Kind, du bist doch meine Frau. Wir beide sind verbunden, gehören zusammen.“

Da kam Lulu. „Nein, das gibt es nicht. Heute gehört ihr uns.“ Ein schwerer Heliotropduft ging von ihr aus.

Clarisse erhob ihre Hand, es war ihr unsagbar unangenehm. Peinlich, entsetzlich geräuschvoll war dieses ganze Fest.

„Ach, Tante Lulu,“ sagte sie, „wie freue ich mich, wenn wir zur Ruhe kommen.“

„Das verstehe ich, mir war damals vor meiner Hochzeit ganz ähnlich zumute!“ sagte Lulu, ihr Haar zurückschiebend, „aber ich kann dir nicht helfen.“

„Doch, ihr könnt mir ruhig einen kleinen Urlaub geben — auch du, Martin. Ich gehe in den Garten, dann bin ich sehr bald wieder munter,“ sagte sie belebt.

„Ja, tu das!“ Martin ging sogleich darauf ein. Es schien ihm im Augenblick das beste für sie zu sein.

„Bring' mich hinunter,“ sagte sie in zitternder Erregung. Drinnen hub die Musik wieder an. Als sie halbwegs der Treppe waren, blieb sie stehen. „Nein, einer von uns beiden müßte doch wohl oben sein —“ Sie zögerte.

„Gut, ist mir recht — aber wirklich, komm bald,“ er strich leicht über ihre Augen, denen man es ansah, wie wenig Clarisse geschlafen hatte. „Morgen abend halte ich dich im Arm,“ sagte er zärtlich.

„Ja, Martin.“ Sie lief die Treppe hinunter.

‚Wenn ich nun hier bleibe, im Garten, dann ist alles gut!‘ dachte sie.

Alles gut? Oh nein! Sie horchte hinauf; noch war der Tanz nicht zu Ende.

Sie schlich zurück, niemand war auf der Treppe. Diese Biegung, die nächste —

‚Nein, ich will, ich kann Martin nicht betrügen.‘ Clarisse blieb stehen.

Morgen abend in seinem Arm!

„Clarisse!“ Es war wie ein Flüstern. Andreas' Kopf beugte sich über die Brüstung. Sie nickte, winkte.

Jetzt, das war die letzte Form des Tangos, sie kannte ihn. Lieber jetzt hinaufeilen, nicht, wenn es still war.

Sie lief weiter, durch die ihr so wohl bekannten, verwinkelten Korridore, nochmals einige Stufen hinein, zwei, drei Biegungen — nun links. — Die Tür war angelehnt.

„Andreas!“ sagte sie, aufschluchzend. Er zog sie in das Zimmer hinein, verschloß die Tür. Mit einem halben Blick sah Clarisse, daß vom Fenster her ein matter Schein auf die beiden Stufen fiel, die in das angrenzende, höher gelegene Bibliothekzimmer führten, und zugleich kam ihr der Gedanke, daß man von hier aus ungesehen hinuntergelangen konnte, auf die Straße. Da war die enge, fast nie benutzte Hintertreppe, jenseits des Bibliothekzimmers begann sie. Ja, man konnte hinuntergelangen —

Jede Vorstellung versank. Andreas küßte sie. Leidenschaftlich, aufwühlend — anders als Martin. Doch das dachte Clarisse nicht, sie war unfähig dazu. Sie standen im Dunkel, hielten sich umschlungen, wortlos einander hingegeben.

Da hörte man das Knarren einer Tür. Aufgeschreckt ließen sie sich los. Nein, die Tür war ja von innen abgeschlossen!

In demselben Augenblick aber stand Martin auf der obersten Stufe, die zum Bibliothekzimmer führte.

Es gab kein Entrinnen — und — es war gut so.

Clarisse lehnte bebend, ganz erschöpft, an der Wand.

Andreas hatte ihr nichts von Liebe gesagt, niemals. Kein Wort über die Zukunft. Er hatte sie geküßt. Heute zum ersten Male auf den Mund geküßt.

„Martin,“ hörte sie seine Stimme, in der nur ganz leicht die Erregtheit nachklang, „ich habe dir deine Clarisse entführt. Verzeih. Es ist doch ein zauberhaftes Haus, zumal wenn da vorn alles tanzt und tobt.“ Er faßte nach der Tür, drehte den Schlüssel um. „Wir müssen wohl wieder hinuntergehn.“

„Ja, geh nur," sagte Martin ruhig.

Clarisse schwankte der Raum. Das war Andreas gewesen? Andreas! Hohn, nicht Schmerz, bitterer Hohn durchfuhr sie. Unfähig, ein Wort zu sagen, stand sie da.

Martin wandte sich ihr zu.

„Setz' dich, Clarisse, hier auf das Sofa."

„Nein — nein," stammelte sie.

Martin drehte das Licht der Schreibtischlampe an. Grausam war das.

Er blickte zu ihr hin. Mein Gott, wie sah sie aus! Wie eine halb Ohnmächtige. Die Qual der letzten Tage, jetzt lag sie aufgerissen vor ihm.

Sein Bruder! Und dennoch: Clarisse aufgeben? Sie vor die Füße des Mannes stoßen, der sie soeben verlassen, so verlassen hatte? Nein.

Morgen würde sie ihm angetraut werden, auch jetzt schon trug sie seinen Namen. Sie sollte in seinem Schutze leben, nicht als sein Weib, aber in seinem Schutze.

Er blickte sie an, sah, wie verschlossen ihr Gesicht wiederum war. Keine Tränen: Stolz. Er näherte sich ihr. „Kann ich dich jetzt wieder zu unsern Gästen führen?" fragte er beherrscht.

Clarisse richtete sich auf. „Du weißt, Martin —" begann sie.

„Ja, ich weiß," antwortete er und reichte ihr seinen Arm, „es geht nur dich und mich an."

„Martin!" sagte sie beschwörend.

„Laß nur, ich habe begriffen, und wir ändern nichts," und dann, nach einer schweren Pause: „Du bist meine Frau — aber frei."

„Es geht nicht — es ist unmöglich, Martin." Sie blickte zu ihm auf. Und da sah sie in seinem Gesicht jene Entschlossenheit, die sie damals auf dem Waldwege angezogen, die ihre Blicke festgehalten hatte. Und auch dieses Mal bezwang es sie.

„Wir werden uns beide bemühen, es erträglich zu machen, und es wird uns gelingen," sagte er mit seiner ruhigen Stimme, deren Klang sie in diesen Tagen ganz vergessen hatte.

*

Eine Wolke von Tüll, stand Clarisse in dem großen Mädchenzimmer. Jo, in einem silbernen Kleidchen, schnellte wie ein Fisch um sie herum. Sie hatte für alles gesorgt, niemand durfte Clarisse helfen, nur sie allein. Den einfachen Kranz, den sie, wie einst als Kind aus Marienblümchen, nun aus Myrten gewunden hatte, schmal, mehr grün als weiß, schob sie Clarisse bis zu den Augenbrauen hinab. Er wirkte wie ein gesticktes Band.

Jetzt kam sie mit einem kleinen Wattebausch und schminkte ihre Schwester. „Bräute sind immer blaß," sagte sie, „es ist rührend," das klang wieder sarkastisch, „doch man muß es nicht jedermann merken lassen." Sie tupfte in dem Gesichte herum. Sehr geschickt, sehr diskret machte sie das, nicht so kraß und keck wie in dem eigenen. „So — nun betrachte dich in unserm einzigen Spiegel!" Sie trat mit einer tiefen Verbeugung zur Seite, die Hände über die Brust kreuzend.

Clarisse ging zum Schranke hin, in den der schmale Spiegel eingelassen war. „Jo, du hast die Braut fein herausstilisiert," sagte sie leicht. ‚Ich bringe alles fertig, was ich will,' dachte Clarisse. Nach den Erschütterungen des gestrigen Abends erschien ihr der heutige Tag nur wie ein Bühnenspiel.

Gegen Morgen erst war sie eingeschlafen, ihre Glieder waren schwer, der Kopf dumpf.

Jo bewunderte ihre Schwester. Keine Spur sentimental, sehr gehalten, ganz große Dame. Wahrhaftig, sie hatte Stil.

Es klopfte. Jüll, von Lulu Kerssenbrok, als eine Art Hotelpage in Burgunderrot ausstaffiert, kam mit rollenden Augen herein und überreichte einen prachtvollen Strauß zartgelber Rosen. Er wollte sagen, daß Herr Martin Steveningh die Blumen für die gnädige Frau schickte, doch er konnte es nicht.

Clarisse, von Jo begleitet, trat aus ihrem Zimmer auf das obere Podest des weitläufigen Treppenhauses. In dem Augenblick begann unten ein Quartett zu spielen. Die ganze Treppe, die Absätze, der untere mit Steinplatten belegte Vorplatz, alles war mit Blattpflanzen und Blumen geschmückt. Der Gärtner Newels hatte sich das nicht nehmen lassen. Entzückend schön und feierlich sah es aus. Unten standen ihre Verwandten und sahen zu ihr empor.

„Weiter — weitergehen," sagte Jo leise. Da setzte Clarisse wie tastend einen Fuß vor den andern. Jüll nahm die Schleppe, trug sie hinter ihr her.

„Mein Gott nee, wie schön unse Clarisse is," sagte Betty gerührt. Sie wischte über ihre Augen. Dann stieß sie Gesine an: „Un nu sieh den Bräutgam, er geht ihr entgegen! Nee, nee! Js er nun nich würklich 'n upfallend staatsken Mann? Wat forn Paar, Gesine!"

Der Landregen räusperte sich. „Et wät nich alle Leeder utsungen, de anstimmt sind."

Das aber, in diesem Augenblick, war Betty denn doch zu viel. Erbost sagte sie: „Alltied häste ussen Härgoud up de Tunge un den Düwel innen Nacken." Und damit verdarb sie alles, was sich an Entgegenkommen im flachen Busen des Landregens

gerührt hatte. Gesine beschloß, ohne jede Konzession an ihrem Menü festzuhalten, soweit das noch irgend möglich war. Die Riesenküche und der Nebenraum waren verstaut mit Vorräten: man würde ja sehen!

Martin, der Clarissens Erregung und ihr Zögern bemerkt hatte, reichte ihr den Arm und führte sie den versammelten Hochzeitsgästen zu. Nichts in seinem Wesen verriet das Erlebnis des Abends.

Jeder begrüßte Clarisse, auch Andreas. Das Lächeln wich nicht von ihrem Gesicht. Er hätte vieles, sehr vieles darum gegeben, wenn diese Sache mit Clarisse unterblieben wäre. Und doch, wie sie dahinschritt, vom einen zum andern, ein köstliches Frauenbild, da ergriff ihn wieder das Verlangen nach ihr. In dieser Stunde, in ihrem Brautkleide — wie herrlich müßte es sein, sie zu erobern, ihr Blut zu fühlen, ihre Hingabe. Ein anderer Genuß, wahrlich, als die Spielereien und wahllosen Stunden des Rausches drüben in Neuyork.

Er lächelte ein wenig, es war nur eine Aufwallung, ging vorüber.

Was mochte Clarisse von ihm denken? Weiß Gott, sie wäre imstande, ihn heute hochmütig wegzuschicken. Die beiden — Martin und Clarisse — sie würden sich schon wieder zusammenfinden. Jetzt vielleicht erst recht. Pikant war das.

Die vielen Fenster des langgestreckten, zur rechten Hand liegenden Hauses der Gärtnerei, die Holztreppe, die hier vom Hofe aus zum oberen Stockwerk führte, alles war dicht gedrängt von erwartungsvollen Zuschauern. Die ganze Bergstraße, die Magdalenenstraße und der Spiekerhof, über die Clarisse schon mit ihren Kinderfüßen gelaufen war, alle wollten Bantincks Braut sehen.

Und wieder rührte es Clarisse. Sie stützte sich fest auf ihres Vaters Arm.

Der Geheimrat war heute ruhig, fast glücklich. War das nicht wie in alter Zeit?

Man fuhr ab und versammelte sich dann am Hauptportal der Liebfrauenkirche — die Bergstraße, die Magdalenenstraße und der Spiekerhof kamen eilend hinterher — und jetzt, unter feierlichem Glockengeläut, schritt Clarisse zum Altar. Durch die hohen blauen Fenster des Chores schien der Himmel in das Kirchenschiff hineinzufluten . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Währenddessen war in der riesigen steinernen Küche der Johanniter-Kommende ein großes Kochen. Gewiß, alles war vorbereitet, halb fertig, und dennoch: zwei feindliche Gewalten arbeiteten gegeneinander. Es dampfte, protzelte, siedete und zischte. Zwei Augenpaare glurten einander durch Rauchschwaden an, vier Hände rührten sich mit ungeahnter Schnelligkeit.

Den Lohndienern war das feindselige Kochen sehr unangenehm, denn sie hatten sich mit dem Tischdecken nach den vorher abgemachten Kompromißgängen gerichtet. Zuerst, bei der Suppe, ging noch alles gut, dann aber kam die Verwirrung. Die Menükarten wurden überflüssig; alles kam anders und alles doppelt.

Es gab nur einen Gang, bei dem sozusagen eine heimatliche Ruhe herrschte, das war Spargel und Schinken. In dieser kleinen Atempause blickten die Feindinnen sich durchbohrend an. „Gesine," sagte Betty breit, „de Sweet läuft dich män so pieplings de Backen dal." Worauf Gesine erwiderte: „Un dir von de Bläß runner." Doch selbst diese übereinstimmende Feststellung konnte die beiden nicht versöhnen.

Die Schlacht im Hintergrunde blieb natürlich nicht verborgen. Mit den sich häufenden Erfolgen der beiden alten Mädchen stieg die Heiterkeit an dem Hochzeitstisch. Die silberne Jo war ganz ausgelassen; sie erhob sich und hielt eine Rede auf die Liebe, sehr sarkastisch, sehr witzig. Und dann ging sie in einen salbungsvollen Ton über und sagte im breitesten Westfälisch: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt, wenn die Vöglein zwits—chern, wenn der Jüngling sich der Jungfrau nähert — dann ist es Zeit, daß die Eltern sich dazwis—chen mis—chen! Früher, wenn die jungen Leute durch die Felder gingen, dann sangen sie: ‚Maria zu lieben,' und jetzt diese unflätigen Lieder: ‚Puppchen, du bist mein Augenstern' und: ‚Das haben die Mädchen so gerne!' Nun frage ich euch, ehrbare Jungfrauen: habt ihr es wirklich so gerne?"

Nach dieser hell herausgeschmetterten Frage war kein Halten mehr, und zu gleicher Zeit wurden die Nachspeisen aufgetragen.

Die Wogen der Heiterkeit drangen durch die Fenster in den Garten, der blinkend dalag. Ein schwerer Regen war niedergegangen, doch die Sonne hatte gesiegt. Am weiten Himmel standen mächtige Wolken, über tiefgrauen Bänken lagerten weiße Gebirge. Das Blau war unendlich tief und klar.

Clarisse sah hinaus. Jetzt ins Land hineinfahren, als Weib eines geliebten Mannes! Dieses Jubilieren da draußen, diese strahlende Frische! Was immer das Leben brachte, später einmal, eine solche Fanfare des Glücks konnte man niemals vergessen.

Und zu Andreas sah sie hin. Er saß dicht neben Jo. Jetzt hob er seinen Löffel mit einer Erdbeere darin, steckte sie Jo in den Mund. Sie riß ihn weit auf, tat dann, als

könnte sie ihn nicht wieder schließen; er klopfte auf ihre Kinnlade. Jo wehrte ihn ab; sie verschluckte sich fast vor Lachen.

„Aber Jo, das geht doch nicht," sagte ihr Vater halb tadelnd.

Da sah auch Martin hinüber. „Nun, Clarisse," sagte er, ohne Andreas und Jo aus den Augen zu lassen, „meinst du nicht, wir sollten aufbrechen? Der Spätnachmittag wird draußen sehr schön sein."

Elisabeth Bantinck, die ihnen gegenüber saß, stimmte ihm bei. „Ja, geht nur, hier ist es wirklich recht ausgelassen." Martin und Clarisse waren die ganze Zeit über still gewesen, gewiß sehnten sie sich fort. Sie machte eine Bewegung, als wenn sie aufstehen wollte.

„Nein, Mutter, bleib, ich werde sehr gut allein fertig," sagte Clarisse. Elisabeth lächelte. Damals hatte Gregor ihr den Kranz selbst abgenommen.

Die Uhr auf der gegenüberliegenden Wand schlug tief die vierte Stunde.

Clarisse erhob sich, dann auch Martin. Man ließ die beiden ohne viel Aufhebens davongehen, sie fuhren ja nur zum Landhause der Steveninghs. Frau Dorette, ihr Mann und auch Andreas waren für die eine Nacht im Stadthause untergebracht. Am nächsten Morgen ging es nach Paris.

Stevening sprach mit der alten Frau Bantinck darüber, die sehr stattlich und vornehm aussah. Sie trug den Familienschmuck: große Diamanten in Silber gefaßt; er lag auf einem schwarzen Seidenkleid, das mit alten Spitzen verziert war.

„Wir wollen sogleich ein Stündchen zu mir hinübergehen," sagte sie, Frau Dorette zunickend. „Da ist es kühl und auch ruhig. Mein Mädchen macht es uns bequem. Es ist drüben zwar nicht ganz so, wie ich möchte," setzte sie mit leichtem Achselzucken hinzu, „ich konnte mich nicht entschließen, Sachen, die gleichsam mit Rehbrügge verwachsen sind, hierher zu bringen, und wenn sie auch in unbenutzten Räumen stehen. Denken Sie nur, ich habe ein Biedermeierzimmer!" Es klang belustigt.

Und auch Frau Dorette lächelte. Sie hatte sich ganz und gar beruhigt, wenngleich ihr Mutterstolz auch damit spielte, daß Clarisse wirklich ein besonderes Wohlgefallen an ihrem Andreas gefunden hatte.

Clarisse, nun in einem einfachen Sommerkleide, fuhr mit Martin über die Landstraße. Von der Hochzeit sprachen sie nicht, nur von den Feldern, und daß es Onkel Christopher zu gönnen sei, wenn es in diesem Jahr mal eine recht gute Ernte gäbe. Dann standen sie in dem großen, mit Blumen überreich geschmückten Musikzimmer, und Martin sagte, er wollte noch einen Spaziergang machen, ihr würde es nach all dem Trubel wohl zu viel sein. Zum Tee, gegen acht Uhr etwa, käme er zurück. Clarisse stimmte dem freundlich zu.

Sie ging hinauf, räumte in ihrem Schlafzimmer, das in einer sehr schönen Ordnung war, öffnete die Tür zum Bade, zu Martins Zimmer, ging wieder zurück.

Es war kaum zu ertragen. Diese furchtbare Kälte und Fremdheit.

Auch an Andreas dachte sie. So ein halber, glatter Mensch! Und er hatte sie im Banne gehalten! Sie ekelte und schämte sich. Nach dem Tee stand sie sogleich auf und verabschiedete sich; sie reichte Martin die Hand. Er zog sie fast bis zu seinem Mund. „Schlaf recht gut," sagte er.



Nach zwei, drei Stunden hörte sie ihn dann hinaufkommen.

Nun war es still. Eine tiefe, wundervolle Nacht umschloß das Haus.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Eifersuchtskampf auf dem Gletscher

Von Alwin Rath

Ich habe mir aus einem abgeschmolzenen Eisblock drüben neben dem Latschengebüsch, wo die Erde den eisstarren breiten Strom des Gletschers abtauen läßt, daß er grünlichblau von unten durchleuchtet, mit dem Messer eine zweifaustdicke Eislinse wie damals auf Island zurechtgeschabt. So was kann man hier oben in der weißen Einsamkeit, wo einem nur ein Geier irgendwo hoch aus blauer Ätherhöhle zuäugt, machen. Es hält einen keiner für verrückt. Auch nicht, wenn man diese klotzige Eislupe mit schon ganz frostklammrigen Fingern in den pelzdicken Fäustlingen gegen die Sonne richtet, ihre Strahlen in dem Eis konzentriert und damit sich erst mal eine Zigarre ansteckt. — Redet mir nicht drein, das sei Schwindel. Es haben andere in den Polargegenden so Blei zum Schmelzen gebracht. Gar nicht verwunderlich; man bringt auch heute auf Eis einen Kaffeekessel zum Kochen. Haben Sie das Bild in der Zeitung nicht gesehen? —

Als die Zigarre wohlig dampft — der Rauch ist nicht ganz so blau wie der Märchenton unten in der graulich tiefen Gletscherspalte — und ich belebt tiefer aufatme, halte ich die Eislinse schräg gegen den Gletscher unten. Der Geier da oben hält mich sicher für verrückt. Meinetwegen. Ich möchte so allerhand über die inneren Kristallbildungen in den einzelnen Hagelkörnchen wissen, aus denen so ein Gletscherkoloß in Quadrillionen starrer Regentropfen, solcher zu Eisstaub explodierter Cirruswolken — oder wie geht's da oben zu — sich zusammenbackt. Der, wie jener zwischen den Zähnen knuspernde Hagelzucker auf dem Streuselkuchen, aus harten Körnern, Septrillionen harter Körner zusammenknirschende Firnschnee — der so mit einem Milchstraßengewimmel von unter der Sonnenschmelze ineinander gefrorenen Schneekörnern schneckenlangsam, unsichtbar langsam daherrauschende Gletscherstrom, der das hundert und mehr Meter tiefe Tal zwischen zwei Bergen glasig hart durchflutet, ob er die gleichen seltsamen Blumenbildungen, Blütenformationen in seinem Innern lostauen läßt, will ich untersuchen. Und ich verlege nun den Brennpunkt des Eislinsenklumpens aus der oben von mir glattgeschabten Fläche auf dem sonst wildrauhen, borkig rissigen Panzer des Eisungeheuers etwas tiefer in den fröstlichen Kristall hinein.

Eben sehe ich bläulich silbrig umzirkt ein zartes Vergißmeinnichtblütchen drinnen, wo ich den flammenden Lichtpfeil aus der Linse ins Innere des Eisstromes sende, wie ein Blumengespenstchen vom Ufer eines lenzlichen Wiesenfließes drunten in den Tälern, sich lösen: wie ein Seelchen sich löst aus der eisigen Erstarrung der Materie, wenn die Sonne der Ewigkeit sie loslöst aus der Zeit. Da, — wie ich schon verzückt bin in den silbrig zieren, vier- oder fünfblättrig umblühten Geisterzauber des Schemens, da — was sehe ich da plötzlich durch die Linse ...? Einen dicken schwarzen Kopf? Mit zwei Spießen vornauf? Und rechts und links Beingekrabbel —?

Gleich darauf schnellt's, kaum daß es spukhaft erschienen, spukhaft schnell irgendwohin aus dem eisigen Bezirk der Linse.

Glotze ich blitzschnell darunter. Aber was sehe ich —?

Nichts mehr. — War's so was wie ein Gletscherfloh? Einer von den Springschwänzen, die's hier oben auf dem Gletscher ja geben soll? Ja, auf solch edles Wild zu jagen, auf solche springenden Punkte, solch winzigstes Hohnlachen des Lebens über die ewige Erstarrung hier oben — war mir ja auch mal durch eine Hinterkammer meines naturschnüfflerischen Hirns gehuscht.

Ich krabbele hastig umher, wie eine Katze, die einen Mauseschwanz gewittert hat. Halte mein eisig Panoptikumglas hierhin und dorthin — noch zu erwischen, was vielleicht nur Halluzination meiner hinteren Gehirnkammer war. Bin von meinen Latschenzweigen, die ich mir auf den föhntauig angeschmolzenen Gletscher untergelegt hatte, weggerutscht. —

Da, wie ich eben vorsichtig in die mächtige drei bis vier Meter breit klaffende Gletscherspalte, in das blaue Märchengrauen hinabstarre, in dem es weiter ab wie von hinabrauschendem, föhngeschmolzenem Bache leise plauscht, nur kaum vernehmbar wie ein unterirdisch Echo — wie ich eben den Blick auf die in mächtigen Zacken in die Gletscherspalte drüben vorspringende Eisbastei richte, mit der die Spalte hier winklig krumm aufgeplatzt ist, da ist mir, ich höre irgendwo aus einem Tale windverloren, föhnverweht heraufgetragen, Tierstimmen. Oder war's gleich von drüben, jenseits dieses Gletscherabzweiges? Blökend oder meckernd, Schaf- oder Ziegengetön?

Sollte da hinter einem der aus dem Eisstrom hoch aufschießenden Bergzacken mich die Idylle einer Sennhütte, mit einer käsestinkenden Männerhose von Sennerin — auf der Alm, da gibt's koa Sünd', weil — — — —, hier auf dem Gletscher erwarten? — Unmöglich. Ein paar ungeheure, gigantische Mönchskapuzen, die eine melancholisch schräg weggeknickt, zipfeln diese Felsmützen aus dem unten daran im Schatten noch blauenden Firnschnee heraus, der in großen Scheckenfetzen wie auf dem Fell einer Almkuh auch weiter hinauf hier und dort darauf

liegt. Oben auf dem melancholisch rundlich niederhängenden Gipfel sieht's aus, als gucke die mächtige glatzenkahle Tonsur eines Mönches hindurch. So rund abgekreist, abgeleckt vom Föhn, liegt dort der Schnee auf der schrägen Kuppe.

Höre ich wieder Tierstimmen von dort — — —? War's diesmal ein Kälberblöken? Nach dem Muttereuter hungrig? — Ich starre erwartungsvoll nach dem mageren, krausen, düster braunen Gelock des krummschlängelig erstorbenen Latschengekrabbels, der frostkrüppligen Latschendemut da oben um den Rand der leuchtenden Glatze herum, starre nach den grauwelk überbüschelten Hangstellen, wo's im Sommer saftgrün gesproßt hat und jetzt verwelkte Blumenköpfchen von Enzian traurig hängen läßt, die, blaue Tropfen im Blauen des Alpenhimmels, im Smaragd des Alpengrases dort oben herrlich geflammt haben, mystisch feurig, von innerster Glut des Kosmos und der darin flatternden Erdbrocke entzündet.

Ich höre nichts mehr von den Mönchskapuzen her. Sehe nur hoch oben zwischen beiden weg was breit Geflügeltes schweben. Auf zwei leicht nach unten gekrümmten dunkelnden Mondsicheln, die blau durchtränkt fast ganz im Blau ertrinken. Mit einer segnenden Ruhe und geradezu kosmischen Feierlichkeit schwebt das Biest da oben, das beneidenswerte. — Welchen Blick über den weißen Firnenozean muß es haben! Der wie die riesenweite Ausgegossenheit des Polarmeeres unterm fliegenden Amundsen, unter dem erhaben Kreisenden blendend milchig daliegen muß — mit veilchenfarbenen Tälertüten. Aber wonach wird's äugen? Vielleicht nach einem rosigen Schweinchen, das unten in einer veilchenblauen Taltüte, während der Stall ausgemistet wird, im ergötzlichen wilden Rennen, Quieken, Freudegrunzen und übermütig klappernden Ohrengeschlacke mit einem anderen im Knüppelzaun des Schweizerhofes umhersetzt, umherkreist — in Kreisen, die weniger hungrig sind als die da oben hinter gierkrummem Reißschnabel aus dem Götterauge des Äthers äugen.

Die Gedanken an käseduftende Sennerinnen und rennendes Rosa, das mit Schweineschinken Verwandtschaft hat, müssen auch wohl in meinem Magen gelandet sein. Ich habe mich zu meinem schlappen Rucksack zurückgemacht, krabbele auf Eis und Moränen nach dem, wonach der Geier äugt: von dem ich hier unter einer laubenartig mich überwölbenden Kiefer nichts mehr sehe — und lasse mir, in einem krummsenkigen Astsattel hockend, schmecken, was ich an Dörrfrüchten, Nüssen, Feuerwasser und ähnlichem Heizmaterial noch habe.

Da ist mir, ich höre wieder Tierstimmen —? Drüben an den Mönchskapuzen? Ein Schafblöken? — Ein Ziegenmeckern? —

Der Bissen bleibt mir im Munde liegen — lauschend.

Und da — was trabt da oben, gemächlich äsend, halsgesenkt, am Rande der Mönchsglatze hin? Eine Gams?

Das muß etwas anderes sein. Mit solchem Gehörn! Da kommt ein zweites, ein drittes Tier, braungrau, in vollendeter Deckfarbe mit der Umgebung, den Hals äsend gesenkt, friedlich aus den Latschen herangelatscht.

Jetzt steht das eine, sichernd, das mächtige Säbelgehörn erhoben, dunkel silhouettenscharf umrissen vor dem weißen Schnee der Mönchsglatze. Da kommt noch ein viertes. Mit was für ein paar Türkensäbeln auf dem Kopf! Und paradiert vor meinen ungeahnten Blicken, die verborgen aus der stachligen Latschenlaube hinaufstaunen, den Bissen unzerkaut, unregsam im Munde. Was aber sind das für ein paar Säbel bei dem letzten Prachtstück von Geiß! Ist es der Bock?

Klingt es nun von oben oder unten, was da wieder Laut gibt? Da fegt unten was zwischen den mächtigen scheckigen Schneehörnern der Felsen heran. Hintereinander her. Erst gar nicht erkenntlich. Einen Moment über weiße Schneefläche hin. Und nun zwischen Buschwerk. Jetzt hoppeln sie, zwei tollüstige Hornviecher, dicht hintereinander. Und das eine springt, nun das andere, das halb hingleitend hinten absackt und zurückbleibt, böckisch darauf. Als wär' es schon Sprungzeit? Aber das andere kehrt ihm plötzlich die andere Seite zu, die kurzen Hornsäbel tief über dem Schnee ihm drohend entgegengestochen.

Kaum sieht der Bock das da oben — er steht eben senkrecht aufgebäumt auf den Hinterläufen am Fels und schmäppelt mit lang zuhaschender roter Zunge was Krautiges da oben weg — kommt er mit wütigen dunklen Bockslauten und gereiztem Geschwänzel des haarigen Sterzgepruzels hinten auf kurzzackig hin- und herspringenden Wegen heruntergeborstet. Und, die Borsten auf dem Rückgrat steil aufgerichtet schnaubt er auf den anderen, den böckischen, herzu, daß er — der Kleinere macht rasch eine Kehrtwendung von der Geiß weg — in den Schnee vornüber stiebt, das tauig backende Weiß noch aufsprüht und ein Latschenzweig, in dem er, jäh eingerannt, mit den fast meterlangen Zinken des Kolossalgehirns hängen bleibt, ihn herumreißt und den haarzotteligen in die Schneedecke auf die Seite schmeißt, daß die Läufe hochfliegen und über ihn weg anderseits in den Schnee schlagen. So ein Hitzbock!

Die Geiß blökt herüber, er soll man ruhig sein, sie habe ihm die Zickentreue nicht gebrochen und denke gar nicht an so was!

Aber er hört überhaupt nichts. Sitzt einen Moment, wie überlegsam hinten aufgehockt auf dem Sterz im Schnee, als habe er sich was gebrochen. — Da stiebt er schon wieder hinter dem anderen, nach dem Gehörn zu schließen, jüngeren Steinbock her.

Der hält zu den Geißen oben auf den Kapuzen empor. Ist im Nu eingeholt. Scharmützeln sie zwischen den Felskloben da oben herum. Dem Kleineren scheint der Schneid zu fehlen, diesem Kolossalbengel gegenüber, den ich auf zwei und mehr Zentner schätze: er weicht immer aus. Jetzt stellt ihn der Große. Grunzend. Den fast bartlosen rassigen, grimmig an den Kiefern von Furchen durchrissenen Kopf tief gesenkt. — Dem anderen fahren da notgedrungen auch die Hornsäbel auf der Stirn nieder und mit einem knurrend dumpfen Ton, als ränne Fels auf Fels, knattern sie drei-, viermal ihre Bockskopfe ineinander. Rammen sich die rauhen, buckligen, fast wie Sägen ausgezähnten, hürnenen Riesendolche auf den Grimmschädeln ineinander. Glotzen sich, Wutstirn vor Wutstirn, aus dunkel blöd wütenden, verfinsterten Lichtern an. Die so dicht voreinander es bedauern, sich nicht zerschmettert zu haben. Und wiegen in der hohlen Wiege ihres ineinanderrasselnden Gehörns die Mordgedanken ihres Liebeshasses. Wie ein paar Holzfäller sägen sie und sägen sie mit den ineinandergerammten Hörnern, als könnten sie nicht wieder voneinander. Und hinten zittern die emporgebogenen kleinen Prutzelfahnen in die hehre, reine Alpenluft, in das grünliche Schmelzglühen der Ätherkuppel die Zickenwut hinaus, die da vorne rammt und rammt um des Rammelns halber.

Sie wechseln bei jedem Gang, wenn sie feierlich wie zwei Kämpen zu neuem Kreuzen der hürnenen Klingen, am ganzen Körper ganz Muskelprall und Muskelwildheit, zurücktreten, den Platz, als gehe es von einem anderen Standpunkt aus besser. Und auf diesem holprigen Gelände, wo der eine bald hoch am Hang, der andere bald tief darunter steht . . .?

Richtig, fliegt jetzt auch der große Steinbock rücklings auf die Hinterläufe ineinander und wird von dem kleineren auf die rechte Breitseite herunter gedonnert. Daß es knirschend kracht.

Aber der Kleine, der Dummerjan, nützt seinen Sieg nicht aus und hoppelt, als sei nichts geschehen, zu der Geiß wieder hinunter, der er vorher seinen Antrag auf Gamsart gemacht hat und fragt eben auf Gamsart wieder an, wie's um ihre Zickentreue nun stehe. —

Die will aber auch trotz seines Sieges, der eben nur ein halber ist, nichts von seinen verliebten Hirngespinsten wissen: zeigt, was der große Bock ihm gezeigt, ihre wenn auch kleiner bescheidenen Hirnauswüchse und rückt dann über den Gletscher weg aus, als er ihr wieder mit einem weicheren Horn die Entgegnung geben will.

An der Gletscherspalte aber holt er sie wieder ein und mit ihm zugleich in schleudernd wilden gewaltigen Sätzen einer Zickenkarriere der Großbock.

Kneift der Kleine wieder. Weicht vor den von hinten anfegenden Hornhieben, die fast tun, als sei hier auf dem krauswelligen Schneesilber des Gletschers eine mörderisch blutbenetzte spanische Stierkampfarena — mancher Stier möchte den Großbock um dies stolze Prachtgehörn beneiden — in feigen Hin- und Hersprüngen an der eisgähnenden Spalte hinauf aus. Bis er vor einem aus riesiger Gletscherkuhle schmal aufragendem Eisstiel antrappelt, auf dem oben ein gewaltiger Felsblock thronend liegt, wie ein riesiges vollbesetztes Tablett auf dünnem, hoch über die Köpfe emporgestemmtem Kellnerarm.

Und mit einem Sprung, wie ihn kaum ein Renngaul in Karriere und ganz gewiß nicht auf der wogig rauhen Gletscherkruste fertig brächte, schnellt der junge Bock plötzlich hoch auf den Gletschertisch empor. Saust aber gleich, da er's wohl nicht ganz schafft, einen keuchenden Moment — ich sehe seinen Atem rauchen — am Rande angeklammert — dann mit wegfedernden Läufen wie in übermütigen Kapriolen wieder auf den Gletscher zurück. Wo ihn der Großbock auf seiner anständigen Hornforke gleich auffangen möchte, — aber daneben sticht.

Der Kleine tollt zu den Geißen wieder hinunter. Die ihm offenbar ihre Verachtung aussprechen. Denn hier dicht an der in den Gletscherspalt vorspringenden Eisbastei stellt er sich seinem wunderbar gelenkig anhoppelnden Gegner wieder, der ihm keine Ruhe läßt.

Hier wetzen sie und rammen sie die krummen Hornsäbel von neuem ineinander, daß die Flanken hinten, schräg knallfest eingestemmt, federn und in den Haarzotteln schaudern und zucken unterm Gegenstoß und Vibrieren der Sehnen und Muskeln. Der Großbock rammt den Jungen auf die Gletscherspalte zu und ich kann schon berechnen, ich brauche nur bis fünfzehn zu zählen, stürzt der Kleine in die eisigen Kiefer, in den blauen Märchengrund in unabsehbare Tiefen hinunter.

Er ergattert nun mit verzweifelter Kraft am Rande zusammengekrümmt wie ein aufs äußerste gespannter Bogen noch eben mit dem rechten Huf die seitlich hinter ihm vorspringende Bastei und rettet sich hierauf noch gerade. Mit einer Kletterbeweglichkeit, wie sie eben nur diese auf den Aussterbeetat Gesetzten haben. Die von geweihprahlerischen Schützen schon fast gänzlich in den Alpen ausgerottet wären, wenn nicht die italienischen Könige und die Schweizer Regierung sie wieder einbürgerten, und gegen diese Schützen schützten, diese mörderischen Lausbuben, die ihren Namen nicht verdienen, der nach meiner Ansicht von Schutz abzuleiten ist.

Der Jungbock sieht rechts und links von sich den gähnenden blauen Tod im Eis und mit unerhörter Bravour, die erkennen läßt, daß er bis jetzt nur gefaulenzt hat, drängt er den alten bei jedem hornkrachen-

den Anrennen dunkelaufgrunzenden Steinbock auf den Gletscher wieder zurück. Dem allerdings auch eine Geiß, die wohl mit dem Jungen Mitleid hat, plötzlich auf die gleiche Art in die Rippen kitzelt, mit der jener den Jungbock in die Gletscherspalte rennen möchte.

Befreit von dem alten Hitzkopf, der sich mit seiner mitleidigen Frau erstmal nun über Horn aussprechen möchte, saust der Junge jetzt wieder an der gähnenden Kluft des Spaltes hinauf. Jetzt von mehreren Geißen gefolgt, die sich wohl mittlerweile bei seinem tapferen Widerstand in ihn verliebt haben. Und heidenausgelassen ob dieses schönen Erfolges bei den Weibsleuten nimmt der übermütige Bengel wieder einen Anlauf, auf den Gletschertisch oben hinauf zu springen.

Gelingt's? —

Gelingt's nicht? —

Tatsächlich, — diesmal hat er klugerweise eine tiefausgebrockte Stelle des Felsentisches angesprungen — thront er plötzlich oben darauf: in dem mächtigen, weiten Rund des leuchtenden Firnenrahmens rings um ihn herum ein wirklich schöner Zickenkönig!

Aber wer kommt da hinter ihm herangeprallt, kaum, daß er sich in den bewundernden Blicken der Weiber da unten weiden will?

Wollen die Eifersuchtshammel sich nun auch noch oben auf dem Gletschertisch gegenseitig auf die Gabel nehmen? —

Kaum, daß der Großbock auch den letzten Satz auf den Felsblock oben hinauf mit einer beispiellosen Nonchalance gemacht hat, kommt unter den drei bis vier Zentnern plötzlichen Übergewichts am Rand der Gletschertisch ins Wackeln.

Ins Taumeln.

Sinkt nach der Gletscherspalte zu jählings unter glashartem Knacken seines dünnen Eisstieles, das wie ein Schuß gellt.

Überschlägt sich einmal.

Ziegenbeine fliegen, Steinbockhörner. — Und mit einem eisspritzenden, glaseplodierenden Aufprall auf der anderen Seite der Spalte, gegen deren Kante er noch poltert, saust der gigantische Block unter einem unheimlich aufheulenden Brüllton des Gletschers, der durch die Tiefen des Eises graulich schön schauert, wie es nachts in Winterseegründen brüllt, wenn das Eis aufplatzt und aufbäumt im Frieren, in die Tiefe, die märchenblaue. Zwei- bis dreimal läutet es wie Anschlagen einer mächtigen Glocke herauf, da wohl der Fels im Niedersausen von einer Seite zur anderen zwischen den abstürzenden Wänden geschleudert wird. Und da plötzlich nach wenigen Sekunden tief unten: ein urweltlich wildes, dunkles Aufstöhnen! Ähnlich dem aus Meerestiefen hallenden Todesbrüllen des harpunierten Wals, wie ich es hinter Island mal auf einem Waljäger aus den Gründen des arktischen, weithin blutgefärbten Ozeans vernahm, in einem sonst nie wieder auf der Erde gehörten, furchtbaren, zu Herzen gehenden dumpfen Schmerzenston, — der klang, als klage das getötete Meer selbst.

Auf meiner Seite der Gletscherspalte aber galoppiert wie von fünfzig geweihprahlerischen Schützen gehetzt der Jungbock davon, die Spitzen des Gehörns im Jagen fast auf die hinten federnden Läufe gelegt: dicht an mir vorbei. Saust mit glotzig vorgeglasten Augen in blasse Firnenfernen.

Drüben jedoch auf der anderen Seite stehen verdutzt und vereinsamt die verwitweten Geißen. Denn von dem geweihprahlerischen Großbock sehe ich nichts mehr.

Ende des Sommers. Von E. A. Rheinhardt

Ihr alten Seidenfarben, hinverschwendet
Im Nachmittage, nun der Sturm verging,
Breitet euch auf den Sommer, der jetzt endet,
Hebt bunter, leuchtender nun jedes Ding
Neu in das große Licht der neuen Stille,
Darunter noch das Meer ein wenig grollt —
Die alles sänftigt, Vogelschrei und Grille
Und selbst den Schuß, der durch die Macchie rollt.
Wer sah noch gestern Trauben? Heute schwellen
Sie üppig blau im gilbenden Gerank.
Was gestern Dornwerk war, ist heut ein Quellen
Von Brombeerbächen über jeden Hang.
Der Erdbeerbaum hat jetzt im schönen Laube
Zinnoberrote Kugeln aufgehängt.
Im Erikadickicht ruft die wilde Taube.
Und Mais und Hirse gilben herbstversengt.
Und über allem schwebt ihr bunten, holden
Septemberwölkchen. Weit und rein erglänzt
Toskana abendlich, daß sanft und golden
Das heimatlose Herz jetzt Schwermut kränzt.

Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln

Von Museumsdirektor Dr. Hans F. Secker

Nachdem im Dezemberheft 1926 Prof. Dr. Schaefer die ihm anvertraute Abteilung des Kölner Museums beschrieben hat, werfen wir nun einen Blick auf diejenigen Sammlungen, die weniger der umsichtigen Liebe des alten Wallraf als der Kunstfreude und dem Urteil seiner Nachfahren zu verdanken sind: auf die Galerie des 17. und 18. Jahrhunderts, die gegenüber dem mit den neuzeitlichen Sammlungen verbundenen Kabinett der Graphik und Handzeichnungen im rechten Erdgeschoßflügel liegt, und auf die Abteilung des 19. und 20. Jahrhunderts, räumlich den ausgedehntesten Teil des Museums, der das halbe Mittelgeschoß mit Gemälden und Skulpturen sowie das ganze, sehr geräumige Dachgeschoß mit rheinischer Malerei ausfüllt.



Heilige Familie. Gemälde von Peter Paul Rubens. 1577—1640



Kinder mit Lamm. Gemälde von Jakob Gerritsz Cuyp. 1594—1651/52

Der Zufall will, daß im Brennpunkt sowohl der älteren wie der neueren Galerie je ein großer Künstler steht, der durch sein Lebensschicksal mit dem Namen der Stadt Köln verbunden ist: Rubens und Leibl. Der Flame hat die zehn ersten Jahre der Kindheit (1578 bis 1587) in Köln verlebt und ist hier mit drei charakteristischen Meisterwerken vertreten; Wilhelm Leibl wurde 1844 in Köln geboren, und seine Kunst ist, insbesondere dank der großzügigen Ankaufspolitik meines unvergeßlichen Vorgängers Alfred Hagelstange, ergiebiger denn irgendwo sonst im Wallraf-Richartz-Museum veranschaulicht.



Bildnis. Gemälde von Cornelis Janssens van Ceulen 1593—1661/62

Bevor man in den seit 1923 neugeordneten Räumen die Kunst der Holländer und Flamen besucht, muß man eine Vorhalle durchschreiten, in der einige Werke von Barockmeistern der romanischen Länder zu sehen sind. Wir können uns hier nur darauf beschränken, die wichtigsten Bilder kurz zu erwäh-



Kuchenesser

Gemälde von Adriaen van Ostade

1610—1685



Doppelbildnis der Eltern des Künstlers. Gemälde von Karl Joseph Begas. 1794—1854

nen. Da ist vor allem das große Altargemälde von Bartolomé Estéban Murillo, das den heiligen Franziskus darstellt, wie er betend in seiner Lieblingskirche, der Portiuncula bei Assisi, kniet und um Ablaß für die Pilger betet, die diese Kirche besuchen werden. Der fromme Andalusier hat das Bild um 1675 zusammen mit siebzehn andern Altären für die Kapuzinerkirche in Sevilla gemalt. Einem Maler, der einst die Kirche restaurierte, gab man statt anderen Lohnes dieses Gemälde vom Hochaltar in Zahlung, und so gelangte es in den Handel und schließlich in das Kölner Museum. Die südliche Rhetorik, der bühnenhafte Gegensatz von irdischem Dunkel und himmlischer Lieb-



Mirjam. Gemälde von Anselm Feuerbach. 1829—1880



Familienbildnis. Gemälde von Wilhelm Kleinenbroich 1814—1895

lichkeit, auch wohl die leichtverständliche Bildgestaltung des religiösen Gedankens haben allzeit ein empfänglicheres Publikum gefunden, als die künstlerische Bedeutung dieses Kolossalgemäldes wohl verdient hätte. Aber die Kölner Barockabteilung ist bescheiden, und gerade inmitten der italienischen und französischen Manieristen, die Bibelszenen in großem Format, aber geistig leer vortragen, findet Murillo eine nachsichtigere Würdigung, als wenn zum Vergleich ein Velazquez oder Greco danebenhinge. Edleres bieten einige kleinere Bilder der Vorhalle, insbesondere die „Ideale Landschaft“ von Claude Lorrain, der virtuos gemalte Kopf des alten aus Köln gebürtigen Pariser Sammlers Eberhard Jabach von Hyacinthe Rigaud und die temperamentvolle Studie „Anbetung der Könige“ von Giovanni Battista Tiepolo, die den malerischen Esprit ihres Zeitalters bekundet.

In den nächsten fünf Sälen sind die Niederländer des 17. Jahrhunderts ausgestellt, darunter eine Reihe Werke von hohem Rang. Man kann die Landschaft, das Bildnis, das Sittenbild und die figürliche Komposition an charakteristischen Beispielen kennenlernen, insbesondere die Flamen.

Unser frühestes Werk der belgischen Schule ist die „Marktszene“ von Joachim Beuckelaer, wohl um das Jahr 1570 entstanden, ein buntes Mosaik von Fischen und Gemüsen, Früchten und Geflügel, dazwischen Marktleuten und Käufern, die etwas leblos und wie übermüdete Modelle dasitzen und stehen. Aber dieses Werk leitet bezeichnend über von den altniederländischen Meistern zum kommenden Jahrhundert.



Aufziehendes Gewitter. Gemälde von Adolph von Menzel. 1815—1905

Noch ist die Einordnung der Dinge und Figuren in den Raum, ähnlich wie bei Beuckelaers Onkel Pieter Aertszen, etwas gewaltsam. Auf dem Wege von diesem Meister bis zu Rubens ist uns das Bild „Versuchung der Jugend" von Otto van Veen, wenn auch zeitgenössische Kopie nach dem etwas abweichenden Original in Stockholm, besonders willkommen als ein Bindeglied in der Entwicklung. Athene versucht einen am Boden liegenden Jüngling den Versuchungen von Venus und Bacchanten zu entreißen. Ein wilder Wirrwarr von halbnackten Körpern läßt kaum den Vorgang erkennen. — Im Jahre 1610 hat Peter Paul Rubens, dreiunddreißigjährig, das in Format und Wirkung gewaltige Bild „Juno und Argus" gemalt, das erst unlängst von schmutzigem Firnis und angestückten Leinwandstreifen befreit wurde und nun in seiner ursprünglichen Farbenpracht und Ausgeglichenheit das Glanzstück des Rubenssaales bildet. Hier ist an Stelle unübersichtlicher Häufung eine ganz einfache und großartige Komposition entstanden, so sehr das Thema zu einer Überfüllung angeregt haben könnte. Zu bewundern ist auch, mit welchem Geschmack das Grausige des Vorwurfs unterdrückt ist, so daß nur die Harmonie der Farben und des Aufbaus auf uns einwirken. — Aus der zweiten Schaffensperiode des Meisters stammt sodann die 1615 entstandene große „Stigmatisation des heiligen Franz", bestechend durch die Einfachheit der Komposition, aber grau und kühl, das festliche Rot der Rubenspalette entbehrend und, wenn auch sicher vom Meister selbst entworfen, von Schülerhänden ausgeführt. — Ganz eigenhändig ist dann aber wieder das dritte Rubensbild, „Die heilige Familie" aus dem Jahre 1633, ein Werk voll zarter Anmut und Farbenschönheit. Joseph, stiefmütterlich in die Ecke gedrängt wie einst auf mittelalterlichen Tafeln, darunter Elisabeth mit dem Johannesknaben, der einen bunten Vogel an langer Schnur aufflattern läßt, und neben diesen rechts, zwei Drittel des Bildraums füllend und dadurch ihren gegenständlichen Vorrang betonend, die Jungfrau mit dem Kinde. Das Ganze so klar und übersichtlich wie ein Relief. — Ebenso wie Rubens, der vier Jahre lang bei Adam van Noort in der Lehre gewesen, gehört auch der Flame Jakob Jordaens zu den Schülern desselben Malers. Auch von ihm besitzt das Kölner Museum drei große Werke. Während aber Rubens eine wesentliche Bereicherung seiner Kunst durch den langen Aufenthalt in Italien erfuhr, merkt man es dem Mitschüler Jordaens an, daß dieser die Heimat nie verlassen hat. Seine Kraftnatur und Freude am Lebensgenuß kommt vielfach zu derberem Ausdruck als bei Rubens, und selbst an unserem Bild „Der gefesselte Prometheus" ist die Distanz zwischen den beiden Malern deutlich erkennbar. Weniger beeinflußt und im höchsten Grade bewundernswert sind die beiden Bildnisse des Jan Wierts und seiner Frau. Mag auch ihre echt flämische Körperfülle die Dargestellten etwas steif und übersättigt erscheinen lassen: das Licht, das Jordaens durch die Bilder



Hauskonzert. Gemälde von Johann Peter Hasenclever. 1810—1853



Die Kokotte
Gemälde von Wilhelm Leibl
1844—1900

dem Himmel einen überwiegenden Raum zuteilt. Man hält sich streng an die Natur des flachen Landes und der mit diesem Lande verwachsenen Menschen, und aus dieser Natur ist die ganze Gegensätzlichkeit zum Charakter der üppigen, oft lauten, großartigen und bunten flämischen Kunst zu erklären. — Leider fehlt einstweilen Rembrandt in unserer Galerie. Seine Nähe ist am stärksten aus dem großen Bilde „Esther und Ahasver" von Jan Victors zu spüren. Der Rembrandtschüler hat, die Art seines Meisters übertreibend, die Wirkung der Szene ganz auf den theaterhaft gesteigerten Kontrast von Hell und Dunkel gestellt, des Lehrers goldbraune Töne und die Vorliebe für reichgeschmückte orientalische Gewänder übernommen, ja sogar in der Komposition sich genau, nur im Spiegelsinne, an das Vorbild Rembrandts von 1660 (im Moskauer Museum) angelehnt. — Mehr Interesse beim Publikum findet gewöhnlich das liebenswürdige „Kinder-

fluten läßt, und die saftige Wärme seiner Farben lassen alles vergessen, was nur mit dem Gegenstand und nichts mit der Kunst zu tun hat. — Auch die große dekorative Wirkung des Stillebens von Frans Snyders kommt von Rubens her. Unser „Früchtestück" auf dem roten Tischtuch, eines der schönsten und besterhaltenen Werke des Meisters überhaupt, zeigt deutlich, welchen Aufstieg dieses Thema seit Beuckelaer genommen hat. Und in gleicher Weise läßt sich an vorzüglichen Beispielen die Entwicklung der flämischen Landschaftsmalerei verfolgen, die soviel Wert legt auf Inhalt und Reichtum, auf phantastische Stimmung und stufenweise geordnetes Licht. Fast immer spielt die Staffage eine erzählende, den Genuß der Landschaft einschränkende Rolle. Aus den gleichzeitigen Landschaftsbildern der Holländer spricht mehr Liebe zur engeren Heimat, Freude am gewohnten Blick über die weite Ebene, deren Horizont tief liegt und



Bildnis des Malers Fischer
Gemälde von Wilhelm Leibl. 1844—1900



Jägerrast. Gemälde von Christian Kröner. 1838—1911

bild“ von Jakob Gerritsz Cuyp, dem Vater von Aelbert. Es nimmt dem Rokoko das Thema des kleinen Schäfers und der Schäferin, zugleich aber auch der Biedermeierzeit die Harmlosigkeit der Wiedergabe vorweg. Der Knabe und das Mädchen, ein Lamm streichelnd, füllen fast den ganzen Bildraum aus und bewirken dadurch einen Eindruck von Monumentalität, wie er auf holländischen Gemälden nicht häufig vorkommt. Das Bild entzückt in allen Teilen: sogar Nebensächliches wie der junge Hund im Vordergrund und die Landschaft mit Kühen im Hintergrund sind mit der gleichen Liebe gemalt. — Es würde zu weit führen, hier auf die kleinen Meisterwerke von Terborch und Ostade, van Goyen und Ruisdael, auf die Seestücke und Bildnisse einzugehen, nur das große Bild der „Gefangennahme Simsons“ von dem Leidener Meister Jan Steen mag noch erwähnt sein als einer der Anziehungspunkte der Galerie. Diese Beliebtheit ist in erster Linie dem Motiv und seiner unterhaltsamen Darstellung zu verdanken, und man versteht es heute kaum, daß Steens Bilder zu Lebzeiten des Malers nur jämmerlich bezahlt wurden. An Reichtum der Erfindungsgabe steht dieser Künstler in Holland neben Rembrandt einzig da. Erstaunlich ist, wie er auch unser biblisches Thema um tausend Beobachtungen aus dem täglichen Leben bereichert. — Im Saal des 18. Jahrhunderts beanspruchen das meiste Interesse die Werke der beiden Rheinländer Anton de Peters und Januarius Zick. Peters nahm in Paris die Richtung Fragonards an und kehrte erst nach der Revolution in die Heimatstadt zurück. Neben den Ölstudien, die Leben haben und großen Geschmack der Farbe, fällt das Bildnis des jungen Wallraf, des Museumsbegründers, bedeutend ab. Zick kam von München und wirkte von 1760 an bis zu seinem Tode in Ehrenbreitstein, von wo er die Malerei am Rhein nachhaltig beeinflußte. Die neuerworbenen Bilder „Anbetung der Hirten“ und „Christus am Ölberg“ veranschaulichen gut seine kleinlich-graziöse, malerisch sehr kultivierte und ausdrucksinnige Art. Aus seiner Schule ging auch der Kölner Maler Caspar Benedikt Beckenkamp hervor, der bereits in das kommende Jahrhundert weist und darum in der Galerie des 19. Jahrhunderts Aufnahme fand.

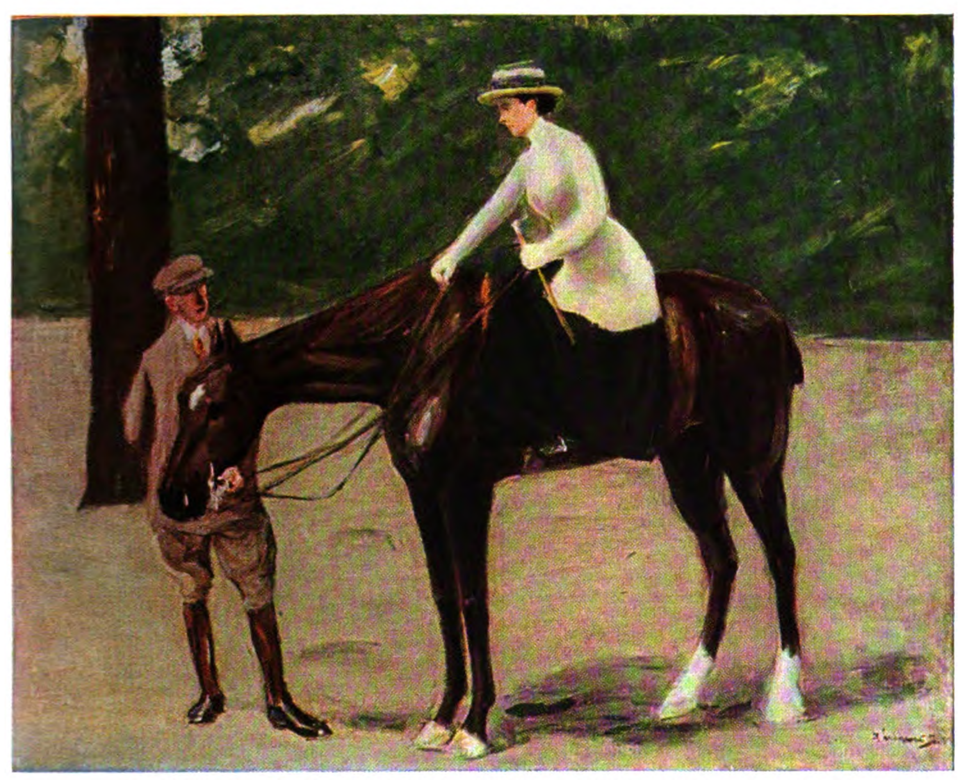
Am Eingang des Mittelgeschosses öffnen sich — mit Absicht außerhalb der historischen Reihenfolge — zunächst zwei Säle mit Bildern und Studien von Wilhelm Leibl. Der große Sohn Kölns sollte gebührend hervorgehoben und in das beste Licht gestellt werden; und unser Museumsgebäude ist leider nicht gesegnet mit hellen Räumen, die dem grauen Klima hinlänglich Rechnung tragen. Nicht weniger als 30 Gemälde und bildhafte Ölstudien des Meisters nennt die Kölner Galerie ihr eigen. Fast jedes Jahr zwischen 1865 und 1899 ist charakteristisch vertreten. Schon die Kopie, die Leibl, einundzwanzigjährig, nach einem Bildnis des Simon de Vos schuf, überrascht durch ihre Sicherheit und Frische. Ein Jahr später malte er den Vater, den damals dreiundachtzigjährigen Kölner Domkapellmeister, erstaunlich weich und zurückhaltend, noch ohne Kühnheit zwar, aber mit der Selbst-



Parkszene. Gemälde von Ernst de Peerdt. Geb. 1852

verständlichkeit eines Längstgereiften. Der Künstler hat dieses sein erstes Meisterwerk im Jahre 1868 dem Museum seiner Vaterstadt geschenkt. Kurz vor Kriegsausbruch war Leibl in Paris, und aus diesem Jahr stammen der zu Unrecht so genannte „Revolutionsheld" — eine Zigeunerin, flott und breit gemalt wie von Frans Hals —, die „Kokotte" und „Die alte Pariserin". Vor der altmeisterlich fein ausgeführten „Kokotte" hat man wiederholt an Jan Vermeer erinnert; der Vergleich ist zum mindesten lehrreich. Was jedoch den französischen Einfluß anbelangt, den Leibl in seiner frühzeitigen Bewunderung für Courbet und im Verkehr mit diesem Künstler äußerlich, aber auch in der Malweise seiner „Pariserin" geistig bestätigte, so entzog er sich diesem, nach Deutschland heimgekehrt, nie ganz. Namentlich aus unausgeführten Arbeiten der nun folgenden Münchner Zeit wie der temperamentvollen „Konzertstudie", aber auch aus dem großen Auftrag des Bildnisses Pallenberg sen., eines Kölners, sprechen uns die unverkennbaren Vorzüge der damaligen westlichen Kultur an. Der Dargestellte hat das Bild, dessen Impressionismus ihm wohl zu wenig ins einzelne ging, jahrelang auf dem Speicher seiner Möbelfabrik versteckt, bis Andreas Achenbach es von da hervorholte; und heute verehren wir in diesem Bildnis eines der hervorragendsten deutschen Meisterwerke des 19. Jahrhunderts! Aber Leibl selbst scheint mit dem Ergebnis nicht restlos zufrieden gewesen zu sein, denn bald nach dem ebenso dunklen großen Genrebild, der „Tischgesellschaft", die er unvollendet ließ, ging er zum Problem der äußersten Realistik über und schuf, nachdem er von München aufs Land gezogen war, Dinge wie unsere kostbare Neuerwerbung, das Porträt des Malers Fischer. In dieser klaren Sachlichkeit berührt er sich mit dem jüngeren Holbein. Die imponierende Ruhe, das innere Leben und die unübertreffliche Beherrschung des Stoffes machen dieses Werk zu einem Höhepunkt in Leibls Entwicklung. Doch kaum hatte er diese Höhe erreicht, da wechselt er wiederum seine Ausdrucksart. Es kamen die für den Künstler unbefriedigenden achtziger Jahre, an deren Ende er das Wildschützenbild in Stücke schnitt, wovon das Kölner Museum noch ein Bruchstück bewahrt. In den neunziger Jahren aber knüpfte Leibl wieder an die frühere Vorliebe für Innenraumschilderungen an, die Bauern im gedämpften Licht der Stube zeigen und Blicke aus dem Fenster ins helle Grün. Die stille Sprache der Bilder „Bauernjägers Einkehr", „Mädchen am Herd" und „Küche in Kutterling" wird jedem, der sich mit diesen Werken vertraut macht, unvergeßlich bleiben. Gegen Ende wird die Farbe immer aufgelöster, weicher. Die Befreiung von den Sorgen des Alltags, die er dem Berliner Mäzen E. Seeger verdankte, verlieh seiner Kunst neue Kräfte. Die Bilder „Mädchen am Fenster" und „Mädchen mit Samtmütze", beide das gleiche Modell wiedergebend, zeigen den Meister noch ein Jahr vor seinem Tode wieder bei glücklichstem Gelingen. Leibl starb 1900 zu Würzburg.

An diese Ehrensäle für den Sohn der Stadt schließt sich nun die eigentliche



Die Tochter des Künstlers zu Pferde. Gemälde von Max Liebermann. Geb. 1847

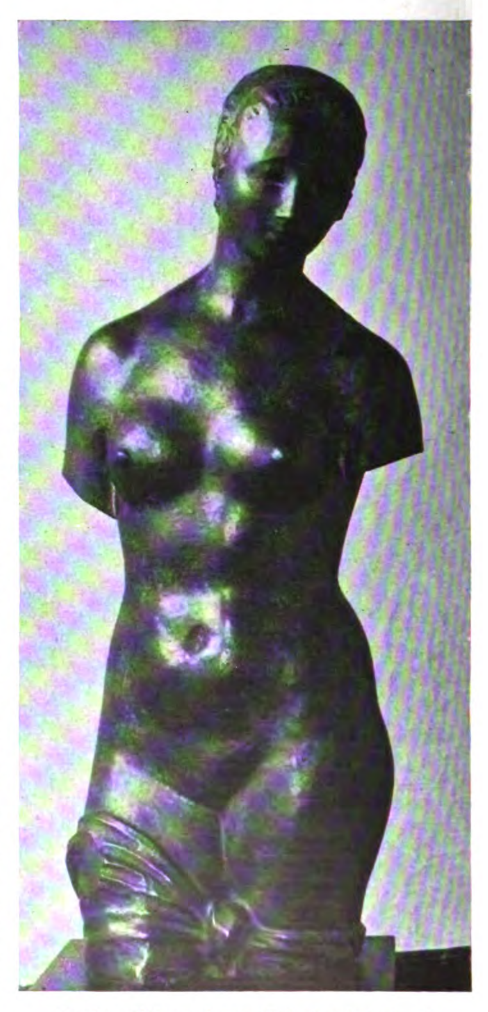
Galerie des 19. und 20. Jahrhunderts an, beginnend mit den Klassizisten und Romantikern, endend mit der Malerei und Plastik von heute.

Der Rheinländer Karl Begas hat einen Teil seiner Jugend in Köln zugebracht und hier im Jahre 1821 das etwas befangene, aber farbig so reizvolle „Gruppenbild seiner Eltern und Geschwister" gemalt, auf dem er auch sich selbst, siebenundzwanzigjährig, rechts am Rande stehend, dargestellt hat. Durchs offene Fenster sieht man Sankt Andreas und ein Stück vom Dom. — Eine fast unzeitgemäße Monumentalwirkung hat neben diesem kleinfigurigen und kleinbürgerlichen Bild von Begas das 1826 gemalte Gruppenbild von Moritz Oppenheim: „Die Brüder Jung mit ihrem Erzieher Ackermann". Hier tritt das Konstruktive und Gestellte weit zurück hinter der zufällig erscheinenden zwanglosen Verteilung und der geistvollen Charakteristik der Personen. Der kluge Kopf Ackermanns, den später sein Idealismus zur Beteiligung an den Barrikadenkämpfen des Revolutionsjahrs hinreißen sollte, steht souverän zwischen den Gesichtern der drei Jungen, die beim Nachdenken über eine botanische Frage die verschiedensten Grade von Auffassungsgabe verraten. — Joh. Anton Ramboux aus Trier wurde 1843 Konservator der Wallrafschen Sammlungen und blieb in Köln bis zu seinem Todesjahr 1866. Seinen beiden Bildern „Adam und Eva" und „Die Brüder Eberhard" sieht man aber an, daß sie vorher, noch während Ramboux' römischem Aufenthalt entstanden waren, da er sich im Verkehr mit den dort lebenden deutschen Künstlern bildete und deren religiös-patriotisches Streben übernahm. Dem Kreis seiner Bekannten gehörte auch Julius Schnorr von Carolsfeld an, dessen „Maria mit dem Jesusknaben" von 1820 ein besonders liebenswürdiges Beispiel für den künstlerischen Geist der Deutsch-Römer bietet. — Den folgenden Saal beherrschen, durch ihr riesiges Format auffallend, zwei kölnische Familienbilder, das eine von dem aus Koblenz zugewanderten Simon Meister, 1834 gemalt, das andere von dessen Schüler Wilhelm Kleinenbroich, einem Kölner, drei Jahre später entstanden. Der Zusammenhang gibt sich im schöngepflegten Handwerk wie auch in der ganzen Anlage kund. In beiden Fällen steht eine kinderreiche Familie, als Pyramide angeordnet, im hohen Rahmen; einmal läßt im Hintergrund eine Nebenwand, das andere Mal ein großer grüner Vorhang links in der oberen Ecke Raum für den Ausblick auf eine bekannte Kölner



Stierkämpfer. Terrakotta von Manolo
Geb. Cuba 1870

von ihm als unser „Castel Gandolfo". Selbst der Tiermaler Christian Kröner ist von wirklicher Bedeutung, solange sein Jägerauge die Landschaft frisch vor der Natur abliest, statt im Atelier nachzuerleben und zu sezieren. Und wie köstlich, ganz abgesehen von ihrem Humor, rein als Malerei und Äußerung künstlerischer Leidenschaft betrachtet, ist die neuerworbene Studie „Hauskonzert" von Joh. Peter Hasenclever verglichen mit den figürlichen Farbenphotos eines Hubert Salentin oder Benjamin Vautier! In unserem Hasenclever von 1850 scheinen sich Daumier und Menzel zu begegnen. Übrigens sei an dieser Stelle auch einmal für das vom Publikum so sehr geliebte und von Kennern gern geschmähte Bild „Sommernacht am Rhein" von Christian Böttcher eine Lanze gebrochen. Auch dieses ist Düsseldorfer Erzeugnis, aber



Torso. Bildwerk von Wilhelm Lehmbruck
1881—1919

Kirche offen. Nur ist Meister in seinen Farben reiner und im Aufbau gedrängter, Kleinenbroich koloristisch zurückhaltender und in der Komposition gelockerter. Immerhin, diese beiden letztjährigen Neuerwerbungen bilden einen vielversprechenden Anfang, endlich neben den Kunststätten Berlin und Hamburg nun auch eine Vorstellung vom damals malenden Köln zu geben. Eine größere Kunstschau der Wallraf-Richartz-Gesellschaft soll das wenig bekannte Bild aus der guten, alten Zeit noch im nächsten Jahr nach Möglichkeit erweitern.

An des braven Kölner Malers Egidius Mengelberg Wallrafbildnis vorüber begeben wir uns zunächst ins Dachgeschoß, wo die übrigen rheinischen Maler unter Führung der Düsseldorfer Akademie vereinigt sind. Von den Riesenformaten sind freilich in den letzten Jahren viele für einige Zeit ins Magazin gewandert. Es genügt, wenn das Historienbild mit drei statt mit dreißig großen Beispielen vertreten ist. Und bei den Landschaften von Lessing, Schirmer und Scheuren kann man hier die unwiderlegliche Feststellung machen, daß ihre Studien und kleinen Formate weitaus besser sind als die großen. Das gilt ebenfalls von Andreas Achenbach, indes sein jüngerer Bruder Oswald malerisch kaum je versagt, seien die Maße seiner Leinwand, wie sie wollen. Allerdings gibt es weniger trockene Bilder

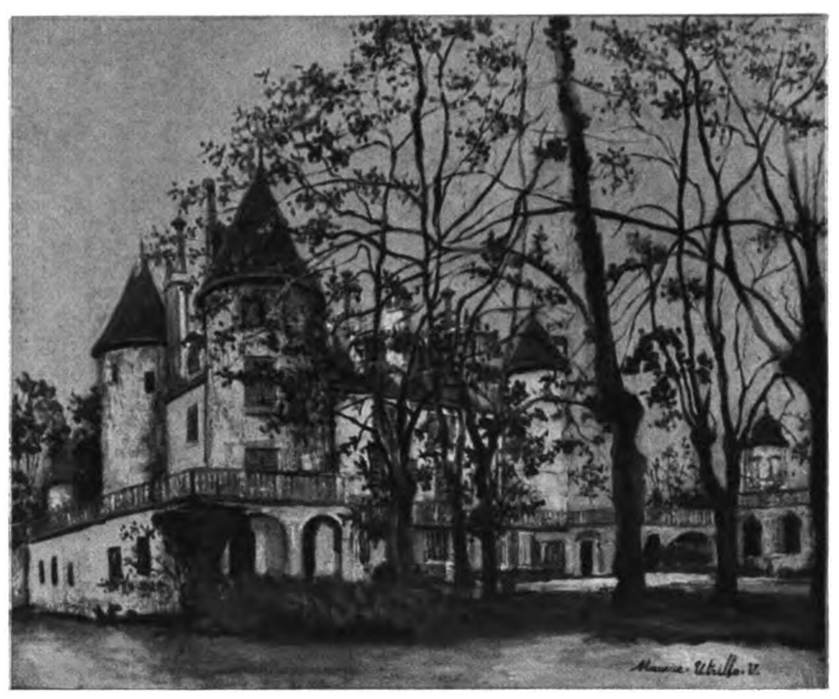


Brücke von Arles. Gemälde von Vincent van Gogh. 1853—1890

man darf nicht vergessen: von 1862! Und es hat über die romantische Rhein- und Bowle-Stimmung und über den Beigeschmack sentimentaler Erzählerkunst hinaus in der Verteilung der Massen und des Lichts genug der künstlerischen Vorzüge, um es gegen den Vorwurf des Kitsches zu behaupten. Freilich, als kleine Hasencleverstudie wäre auch dieses Werk erfreulicher! — Im Endraum des Dachgeschosses sind die letzten Jahrzehnte rheinischer Malerei von Gebhardt und Neven Du Mont bis zu Campendonk und Hoerle zu verfolgen, viel Gutes, zuweilen auch über die heimatliche Bedeutung nicht Hinausragendes, aber immer irgendwie geschmackvoll oder im besten Sinne dekorativ.

Ins Mittelgeschoß zurückgekehrt hat man zunächst den großen Saal mit der Malerei der siebziger Jahre vor sich, also jener Jahre eines raschen wirtschaftlichen Aufstiegs, der die Lebenshaltung des deutschen Bürgers in einem Tempo förderte, mit dem die Aneignung persönlicher Kultur nicht immer gleichen Schritt halten konnte. Künstler, die den Wünschen des neuen Reichtums entgegenkamen und Sittenbilder malten für den Salon, wie Defregger, Munkacsy und Grützner oder virtuose Bildnisse wie die von Lenbach (Bismarck, Leo XIII.), gelangten zu einer übertriebenen Wertschätzung, neben der die wirkliche Meisterschaft still nur für ihre Kunst schaffender Maler kaum aufzukommen vermochte. Bilder des Leiblkreises, die besser gemalt als unterhaltend sind, spielen auch heute noch für die große Masse der Museumsbesucher eine untergeordnete Rolle; das Stilleben von Ch. Schuch und die Bilder von W. Trübner erschließen sich im allgemeinen nur denen, die es verstehen, Qualität über den Inhalt zu stellen. Arnold Böcklin, der einmal Schirmer-Schüler in Düsseldorf gewesen, ist hier mit dem Phantasiestück „Burg am Meer“ nicht gerade vorteilhaft vertreten, aber die märchenhafte Heiterkeit seiner Farben stellt in diesem Saal alle übrigen Bilder mit ihrem braunen Ateliertton in den Schatten.

Es folgen zwei Säle mit den Meistern des deutschen und französischen Impressionismus. Wir sehen die aufregend hingegossene Landschaft voll schwerer Stimmung, „Aufziehendes Gewitter“ von dem jungen Adolf Menzel, und ein Juwel farbiger Glut: die Studie „Mirjam“, ein Frühwerk von Anselm Feuerbach aus seiner Pariser Zeit; dann aus der Schule von Barbizon die „Landschaft mit Obstbäumen“ von Ch. F. Daubigny, deren Blätterrauschen und Blütenduft ein Lehrbeispiel für die damals in Frankreich aufkommende neue Art des Sehens sind. Und von G. Courbet „Das Picknick“, eines seiner bedeutendsten und seltsamsten Werke vom Ende der fünfziger Jahre. Schwermütig, wie seine Landschaften meistens sind, ist auch die Jagdgesell-



Altes Schloß. Gemälde von Maurice Utrillo. Geb. 1883

schaft, die sich hier am Rande eines Baches niedergelassen hat. Gellend tönt der Klang des Waldhorns durch die müde Natur, ausgestoßen von dem Bläser in rotem Rock, der den Brennpunkt der Komposition bildet. Und fesselnd wie dieser Kontrast des Inhalts ist auch die Malerei, die schwerflüssig ist und doch voller Spannungen, rein und blühend, abwechslungsreich und harmonisch. — Gegenüber hängt „Das Ehepaar Sisley“ (1868), von Auguste Renoir, ein Feuerwerk strahlender Farbe, die sanft in dem grünen Parkhintergrund abebbt. Es ist von Interesse, dasselbe Motiv in der fünf Jahre späteren „Parkszene“ des Düsseldorfers te Peerdt damit zu vergleichen, ein Bild, das strenger gezeichnet und härter in der Farbe ist und die Verschiedenheit zweier Nationen offenbart. Von ihm führt an den verspäteten Romantikern und Idealisten Hans Thoma und W. Steinhausen vorüber der Weg zum Impressionismus eines Max Liebermann, der mit fünf Werken, darunter der kraftvoll und treffsicher hingehauenen „Judengasse in Amsterdam“, gezeigt wird. Aber Liebermann, Max Slevogt („Kürassier“) und sogar der alte, in seiner Malweise so junge Lovis Corinth („Blumenstück“) haben neben der Franzosenwand, auf der außer Renoir, Paul Gauguin, André Derain, der frühe Vlaminck, Utrillo und Vincent van Gogh vereinigt sind,

Alte Bäuerin. Gemälde von Paula Modersohn-Becker 1876—1907

einstweilen einen schweren Stand. Die Gnade jener leichten Selbstverständlichkeit des Hinsetzens von Farbe ganz aus dem Gefühl heraus ist ihnen nicht gegeben. Der nachdenklichere Deutsche hat Hemmungen des Handwerks zu überwinden und kommt im folgenden Saal der Neuen Kunst, wo Picassos faszinierende „Familie Soler“ als Qualitätsmaßstab hängt, besser auf seine Rechnung. Neben den bekannten Malern der „Brücke“ und neben Ferdinand Hodler, Karl Hofer, Purrmann und Großmann sind es namentlich zwei Gemälde, die charakteristisch sind für die Gegenwart: Die Winterlandschaft „Dent du midi“ von Oskar Kokoschka und das „Elternbild“ von Otto Dix. Vielleicht gehören diese beiden Jugendwerke zu den wichtigsten Schöpfungen in der heutigen Kunstentwicklung überhaupt, darum sei auf sie hier zum Schluß noch kurz eingegangen. Als der Österreicher Kokoschka unsere Schweizer Landschaft malte (1908), war er zweiundzwanzig Jahre alt. Um dieselbe Zeit hat er auch das bekannte Bildnis einer Herzogin und das des Professors Forel (Mannheim, Kunsthalle) geschaffen, und diese Zeit war die erfolgreichste seiner Arbeit bis heute. Ein junger sensibler Künstler, innerlichst aufgewühlt, ergriffen von den Geheimnissen des Lebens, geht wie ein Chirurg daran, die Dinge ihrer sichtbaren Haut zu entkleiden. Selten ist so spirituell



Das Ehepaar Sisley. Gemälde von Auguste Renoir
1841—1919



Schneelandschaft. Gemälde von Oskar Kokoschka. Geb. 1886

mit Mitteln des Malers die Seele eines Menschen enthüllt worden wie in den damaligen Porträts. Und ebenso legt er die Pulsadern und Nerven der Landschaft bloß. Hier ist alles ganz entgegengesetzt angefaßt und erlebt, als bei den Franzosen, die nur die schöne Oberfläche mit dem Auge streichelten und die Illusion des Natureindrucks unnachahmlich wiedergaben. Kokoschka ergründet die verborgensten Tiefen eines Stücks Natur und bringt seine Empfindungen zum Ausdruck, indem er den Kampf der Wintersonne gegen den Frost, den Trotz der Vegetation gegen die Todesgefahr des Erstarrens, das Klingen von Telegraphendrähten in der kalten Luft und das holprige Knirschen eines Pferdeschlittens zu einer Summe von unterbewußten Wahrnehmungen verschmilzt, auf die jeder empfängliche Beschauer mit angehaltenem Atem reagiert: so stark ist die Kraft dieses Bild-Erlebens, und es war durchaus keine Übertreibung, wenn gelegentlich vor diesem Werk, — das leider vereinzelt blieb, — an Matthias Grünewald erinnert worden ist. — Ganz anders wiederum, aber ebenso unromanisch und deutsch, das Bild von Otto Dix! Das Erregende des Expressionismus ist einer ruhigen Sachlichkeit gewichen. Der Künstler gibt seine Eltern wieder, verarbeitete, verquälte Menschen, deren Ausdruck stumpf ist und deren Glieder ungelenk sind wie Maschinenteile; er malt dies alles schonungslos und ohne Zärtlichkeit, registriert nur Tatsachen. Aber er erhebt die Dingschärfe in eine höhere Sphäre durch seine Kunst. Das grüne verschlissene Sofa und die verwaschene rote Bluse der Mutter sind noch Stücke Stimmungsmalerei, die Dix heute bestimmt ablehnen würde. Darum ist das Bild so wichtig: es enthält zugleich Elemente der Überlieferung sowie die untrüglichen Zeichen für den Anbruch eines neuen Realitätsgefühls und Stilwillens.

An die Gemädesammlung schließt sich neuerdings die lange Seitenlichtgalerie mit Skulpturen und Bildhauerzeichnungen an; Plastik des 20. Jahrhunderts: Barlach, Lehmbruck, Kogan, Maillol, Huf, Fiori, Haller, Kolbe, Manolo und die Sintenis. Und angesichts dieser Reihe ausgewählter Werke, die teils zur Gotik, teils zum klassischen Idealismus neigen, teils innerlicher Ausdruck und teils Kultur der Oberfläche sind, zeigt sich noch einmal deutlich und handgreiflich, wie die verschiedensten künstlerischen Absichten und Ausdrucksformen nebeneinandergestellt doch einen einheitlichen Begriff von der lebendigen Gegenwart vermitteln können, wenn Qualität sie bindet. Nur in diesem Sinne möchte das Kölner Museum sich vervollkommnen: einerseits die Tradition der rheinischen Heimat pflegen, die schon mit der Malerschule des Mittelalters verheißungsvoll begann, und dann Vorbilder aus aller Welt hinzustellen, die den Kunst Schaffenden und Genießenden einen möglichst hohen Maßstab zeigen.



Landschaft. Gemälde von Carl Hofer. Geb. 1878

Das Fest des Fontanara

Novelle von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Vor jedem Fest gibt es einen Augenblick, wo die Festgeber harren, beinahe bange harren, nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind und das schöpferische Werk sozusagen in die Geburtsstunde tritt. Denn ein Fest ist ein Werk eigenartiger Kunst, vergänglichster und doch eindrucksvollster Kunst, ein geniales, souveränes Spiel mit Menschen und Dingen; königliche Verschwendung und strenger Geschmack bauen und schmücken den Zauberbau.

Sein Gerüst ist komisch und fast unheimlich wie jedes Gerüst und Gerippe, aber unsichtbar vermöge von Girlanden und Teppichen, von blühenden Blumen und bunten Stoffen, von blühenden Frauen und glitzerndem Schmuck. Es wird erst wieder komisch und unheimlich, wenn das Fest verrauscht ist und die Nacktheit des Gerippes entblößt, abgeschlagen zutage tritt und fortgetragen wird mit letzten daran flatternden Fetzen.

Vielleicht schlich solche Erwägung unbewußt in den Sinn des Festgebers, der erster fürstlicher Gäste gewärtig an der Brüstung der prachtvollen Ehrentreppe lässig lehnte. Schwermut lag in den rassig schönen Zügen des Harrenden. Es war Graf Fontanara, der größte Meister Pariser Feste. Heute (es war im Jahre 1888) hatte er zur Einweihung seines neuen Palastes alles geladen, was Paris an Geist und Glanz besaß.

Irgendwie war es ihm in Erinnerung gekommen, daß seine Vorfahren, die berühmt gastfreien Grafen Fontanara, Freunde der Troubadours, mit den Königen einst wetteiferten in Gelagen und unerhört prunkvollen Gastereien, weit und breit von den Sängern für ihre Milde gepriesen. Lud der König zweitausend Gäste, mußte ein Fontanara deren dreitausend laden zu Lustlager und Turnier in sein Schloß oder prächtiges Gezelt.

Der letzte Nachfahre dieses glänzenden Geschlechts wollte ein Aufflammen der stolzen Pracht von vergangener Zeit. Freilich war vor Jahren der Reichtum entschwunden, die noch erhaltenen Schlösser sahen damals witwenhaft grau darein, alte fromme Damen geisterten in ihren viel zu großen, verwitterten Hallen, es nickten uralte Diener in zerschlissenen Livreen und staubten mit zitternden Händen zerschlissene Seidenmöbel behutsam ab.

Da faßte der letzte Sohn des Hauses, dessen Schönheit und Keckheit den Frauen sehr wohl gefiel, den Entschluß, sich der Neuzeit durchaus anzubequemen. Statt eine fromme, arme Cousine aus altem Geschlecht zu freien und mit ihr in die Verwunschenheit alter ersterbender Schlösser zu ziehen, fuhr er übers Meer und freite im Lande neuen Reichtums, was — es geschah ja noch Mitte des 19. Jahrhunderts — für den Sohn eines solchen Geschlechts unerhört und schier frevelhaft war, eines Neureichen Tochter, die erste Milliardärin, die nach Europa heiratete.

Als Graf Habenichts war Fontanara auf dies Abenteuer gefahren, mit unerhörter Beute kehrte er heim und ließ die Staunenden und Neidischen erfahren, was amerikanisches Geld in seinen Händen vermochte.

Es war ein Aufschäumen reichen Schöpfermutes, ein Geben und Schenken, Bauen und Gründen, ein mächtiges Verschwenden und leidenschaftliches Sammeln seltener Kostbarkeiten, das unter dem Wappenzeichen der aufsteigenden Sonne vor sich ging. Ein Feenpalast stieg empor und heute war das erste Fest, das seine Vollendung feiern sollte.

Aber war es nicht doch zu teuer erkauft?

Denn so beliebt der leutselige Bauherr war, so unbeliebt blieb die Bauherrin, die unnahbare, gleichgültige, spöttisch lieblose Gräfin. Der Warmherzigkeit des jungen Gemahls gegenüber zeigte sie sich kühl und zog sich fremd zurück. Er mochte stürmisch oder zärtlich pochen, sie schloß ihr Herz nicht auf, sondern vorläufig nur ihre Kassette und betrachtete mit beinahe feindseliger Neugier die Wunder, die Fontanaras hochherzige Verschwendung erstehn ließ.

Möglicherweise konnte sie die Herablassung nicht verwinden, mit der sie von seiner verarmten, stolzen Familie empfangen wurde nach ihrer Ankunft in Europa, die feindliche Neugier und wenig verhohlene Kritik seiner Freunde, die über ihre Toiletten und ihren ausländischen Akzent spotteten. Möglicherweise verzieh sie dem Gatten nicht, daß er, heimlich deshalb beschämt, sich auf das äußerste bemühte, sie zur Pariserin zu machen, wenigstens der äußeren Erscheinung nach zu erziehen und durch Entfaltung fabelhafter Pracht seine Heirat in den Augen der veraltet denkenden Verwandtschaft zu rechtfertigen.

Graf Fontanara blickte nach der Uhr.

War Madame de Fontanara unpünktlich, absichtlich unpünktlich? Warum erschien sie nicht? Aus Laune? Aus kränkender Absicht? Ein Glück, daß die sonst so pünktlichen Fürstlichkeiten sich etwas verspäteten, vielleicht waren ihre Equipagen gezwungen, langsam zu fahren wegen der ungeheuren Menge von Zuschauern, die sich ansammelten, um die prächtige Anfahrt der Gäste und später die Beleuchtung von Palast und Garten zu bewundern.

Als Fontanaras Mißmut schon hoch gestiegen war, gingen die goldenen Vorhänge leise auseinander, die zwischen Alabastersäulen schwer herabwallten, und Esther, die Herrin des Hauses, erschien von zartem Lichterspiel umflossen in so berückender Schönheit, daß ihr Gatte einen Seufzer der Bewunderung, der Überraschung, der stolzen Befriedigung nicht unterdrücken konnte und einen Schritt vortrat, sie zu begrüßen.

Sie aber blieb ruckartig wie eine aufgezogene Puppe plötzlich stehen und in ihren Händen, die von Diamanten blau funkelten, lag eine unmerklich leise, doch entschiedene Abwehr, wie auch in der Haltung des wundervollen Nackens.

Bitter dachte Fontanara: ‚Mein und doch nicht mein, diese Schönheit, wie dieser Reichtum, mein und doch nicht mein."

Fest schloß er die Lippen, die sich zu einem Ausruf des Entzückens öffnen wollten. Sein Stolz bäumte sich auf gegen ihren Stolz, wie ihr Stolz gegen den seinigen.

So standen sie liebeseinsam inmitten des glänzenden Hauses, voll härtester Feindlichkeit. Fontanara, der oft von Esthers Kälte abgedrängt bei anderen Schönen Trost suchte, gestand sich, während er Esther betrachtete: ‚Keine ist so schön, keine so begehrenswert. Keine wäre die würdige Feenkönigin dieses Feenpalastes, keiner gebührte eine Huldigung, wie sie ihr mein Fest heute bieten soll. Ihr fehlt nur eine Kleinigkeit, nur ein Herz.'

Esther jedoch, die soeben noch gefährlichen Ohrenbläsereien gegen ihren Gatten gespannt und gläubig gelauscht hatte, steifte ihr ganzes Wesen gegen ihn und schwieg, um ihm ja nicht die Freude eines Lobes über Palast und Fest zu gönnen.

Sie war eins mit dem Zauberreich, das ihr Gold und seine Kunst geschaffen, und doch fremd, weil so unendlich gleichgültig. Die Gemeinplätze aus alter Dichtung paßten auf sie: eine grausame, eine unnahbare Göttin, niedergestiegen auf einer Wolke aus irgendwelcher Ferne, voll Hochmut um sich blickend, bereit, sich schnell wieder aus der Nähe der Sterblichen in ihre Wolke zu entrücken, nachdem ihr Anblick verheerend genug auf sterbliche Herzen gewirkt. Ja — so priesen die Dichter einst ihre grausamen Schönen und solcher Preis gebührte dieser Königin des Festes.

Einem Traum schienen ihre tiefentblößten Schultern zu entsteigen, von hochgelocktem Köpfchen gekrönt, so unwirklich bauschte sich das zarte Gewölk des modischen weißen Tülls, durch und durch von Diamanten durchwirkt, endend in beweglicher Schleppe; wie Eidechsen huschen und sich verstecken, huschten und versteckten sich die diamantglänzenden Schuhe im Tüllgewebe.

Krönend schwebte auf den goldigen Locken, die so hoch wie möglich getürmt waren, ein Sternenkranz unendlich kostbarer, sprühender Steine.

Fontanara erinnerte sich, daß Esther, als er sie heimführte, in dem damals noch hochpuritanischen Amerika gewohnt war, sich so steif und brav und unvorteilhaft wie möglich zu kleiden, daß sie purpurn errötete bei der Zumutung des Hofausschnittes, der unverhüllte Schultern und nackte Arme verlangte. Seinem Wunsche folgend, hatte sie diese Scheu abgelegt und war zur tonangebenden Pariser Modegöttin geworden.

Heute . . . Kein Erröten wogte mehr über die Weiße des Antlitzes, obwohl der Ausschnitt viel von der Wonne des Busens ahnen ließ. Die Schnebbentaille zeichnete eine so schlanke Mitte, daß zwei Hände sie wohl umspannen konnten, wie es die Mode eben gebot. Frauen haben ja eine so merkwürdige, schier hexenhafte Anpassungsfähigkeit gegenüber dem Ideal der eigenen Zeit; streng oder neckisch die Züge, schlank oder üppig die Gestalt, wie es das Begehren des Tages erfordert, steigern sie sich in das Bild hinein und werden das geträumte Bild, nach dem das Sehnen der Stunde verlangt. Sie sind eins mit dieser Sehnsucht.

Dies fühlte Fontanara und heftete die Glut seiner Augen, die schon so manches Herz in Brand gesetzt, auf die Göttin des Tages.

Sie empfand es, richtete aber als Antwort ein wenig trotzig das Kinn empor. Das war vielleicht ihr einziger Schönheitsfehler, dieses ausgesprochen herrische Kinn.

Er klammerte sich an diesen kritisch aufsteigenden Gedanken, um der Leidenschaft Herr zu werden, die Esther ihm einflößte, und sagte mit möglichst kühlem Ton in der Stimme: „Ich fürchtete schon, daß sich die Herrin des neuen Hauses verspäten könnte. Es ist jedoch Ihre Pflicht, die Prinzessin von Gaeta und die anderen königlichen Damen, die wir erwarten, hier zu begrüßen, indes ich ihnen einige Stufen entgegengehe."

„Mit Hofknicks, ich weiß," erwiderte Esther unendlich hochfahrend. „Mein Hofknicks ist neulich von Ihnen sogar gnädig gelobt worden, und ich glaube fast, auch von Ihrer hohen Verwandtschaft. Aber, wer weiß, ob ich mich heute dazu bequeme? Eine Amerikanerin, wie ich, ist heute doch erhaben über Ihre Prinzessinnen."

Ihm entfuhr ein strafendes: „Esther!"

Die schöne Frau ergänzte aber ihr Wort mit quälender Absicht: „Europa wird nichts als ein Warenhaus für uns Amerikaner werden und wir kramen dann verächtlich darin. Anfangs imponierten uns die Curiosa, ein alter Titel, ein alter Schmuck, eine alte Krone und wir boten mit Eifer bei der Auktion. Wer weiß, wie lange uns dieses Spiel noch Spaß macht!"

Fontanara beherrschte sich und suchte den Angriff mit bitterem Scherz zu parieren. „Warum hassen Sie mich so, meine Gemahlin? Weil Sie mich hassen — oder weil Sie mich lieben?"

Auf diese Frage hätte sich Esther vielleicht selbst keine Antwort geben können.

War es Haß aus Haß oder Haß aus Liebe, daß sie so gierig alles einsog, was ihr über die tollkühne Untreue, die Verschwendung, die angeblichen Laster Fontanaras zugetragen wurde?

War es Haß aus Haß oder aus Liebe, daß sie Tag und Nacht sann, ihm weh zu tun, der so stolz und unverwundbar schien? Daß sie schließlich in eine Art von Verschwörung eingewilligt hatte, um ihn plötzlich aus allen Himmeln zu stürzen?

Sie blickte auf und ab an seiner Gestalt, die so rassig und geschmeidig, so stolz und vollkommen vor ihr stand, daß sie den Gewöhnlichen und Gemeinen gegenüber schon wie eine Beleidigung wirkte, sie prüfte ihn mit dem wilden Wunsch, die Gestalt dieses Hochmütigen zum Knicken und Knien zu bringen. Ihr geschminkter Mund öffnete sich über dem Blitzen der raubtierhaft vollkommenen Zähne und sie murmelte fast hörbar: „Mein, in meiner Macht. Mein Geld kann alles, auch das, auch das!"

Allein das heimlich Furchtbare im Zusammensein der feindlichen Gatten wurde jetzt unterbrochen durch den Beginn des Festes. Musik überfiel die Gäste — man wußte nicht recht, woher sie kam — die wachsende Zahl der Gäste, die nicht ohne eine gewisse Scheu die ungeheuere Marmortreppe aus glattestem roten Marmor würdig zu bewältigen suchte, spießrutenlaufend zwischen den aufgestellten Dienern, deren Puderperücken und reichgalonierte Livreen sich der besonderen Vorsorge Fontanaras erfreut hatten. Nicht weniger als fünfhundert Lakaien waren damit ausgestattet, der noch reicher livrierten Oberdienerschaft nicht zu gedenken.

Die Galawagen — es war zwanzig Jahre vor dem Aufkommen des Automobils — standen in Reihen, einer hinter dem anderen, und die Zuschauer hatten reichlich Muße, die edelsteingekrönten Häupter der Damen darin nicken und glänzen zu sehen. Weiß leuchteten die durch Schminke, deren sich alle gleichartig bedienten, gleichartig anmutenden, kostbaren, hochmütigen Gesichter aus Pelz und Federn hervor. Zuweilen lockerte sich eine Umhüllung, ein weißer Nacken wurde sichtbar in Gefangenschaft seiner Perlenschnüre, und mancher Blick aus der Menge haschte nach Schätzen und Schönheit, die unnahbar waren, mit haßerfüllter Gier.

Dann bewegten sich die Wagen langsam, ruckweise vorwärts, als zögen sie nicht etwa die stilisiert prächtigen Pferde, sondern die Musik, die willkommenheißend dem Zauberpalast entschwebte, zu dessen Pforte hin.

Eingedenk, die vielgefeierte, märchenhafte Gastlichkeit der fernen Vorfahren zu übertreffen, hatte Fontanara fünftausend Einladungen ergehen lassen. Davon machten vielleicht tausend keinen Gebrauch. Immerhin mußten Herr und Herrin des Hauses Tausende von Lächeln aufwenden, auch wenn ausschließlich besonders hochgeehrte Gäste ein einzelnes Lächeln erhielten und die meisten nur gruppenweis verteiltes Lächeln, das gleich mehreren zusammen galt.

Trotz ihrer revolutionären Rede stellte sich Esther als Herrin des Hauses ein und empfing die Gäste korrekt an der Seite des Gatten. Ihr Lächeln funktionierte kühl, aber es funktionierte. Sie stand in der Nähe der Treppenbrüstung aus vergoldetem, geschmiedetem Rosengezweig, einzelne besonders hervorragende Damen mit Nicken und Händedruck begrüßend, während diese in konventionelles Entzücken gerieten über die aufgebotene Pracht des neuen Hauses.

Irgendwie wurde jedoch das Wort des ebenfalls anwesenden chinesischen Gesandten kolportiert, der bemerkt haben sollte: „Bei uns in China heißt es, male dein neues Haus rosenfarb, der böse Geist wird es schon anders malen."

Fontanara stieg regelmäßig einige Stufen hinab, um die ankommenden Fürstlichkeiten zu empfangen, die gerade in Paris weilten, und nach der alten spanischen Etikette gingen denselben höhere Chargen der Dienerschaft voraus, schwer silberbetreßt, mit sichtlich schweren silbernen Leuchtern, deren Wachskerzen brannten, in Händen.

4*

Und Esther konnte nicht anders, als den eingelernten Hofknicks zu machen, angesteckt von den Damen um sie her, die tief in ihre herrlich gebauschten Röcke versanken.

Die Prinzessinnen nickten und lächelten, um sie herum entstand Platz, indes trotz der Geräumigkeit des ersten Saals den Wänden entlang sich schon ein Gedränge bildete und das Gemurmel der vielen Stimmen so laut wurde, wie eine Brandung, die an die goldglänzenden Wände schlug und von ihnen zurückgeworfen weiter tönte.

Bei Gelegenheit eines kleinen Unfalls verstärkte sich diese Brandung. Eine alte Herzogin glitt auf dem spiegelglatten Boden aus und verstauchte sich den Fuß. „So etwas bringt kein Glück," murmelte es in der Menge nicht ohne Schadenfreude.

„Heißt es nicht," so wurde entgegnet, „dieser Palast hat mehr gekostet, als die ganze Amerikanerin wert ist, die Bilder, die Kristallüstres, die Möbel, die aus den berühmtesten Schlössern gesammelten Schätze seien alle noch gar nicht bezahlt."

Jemand, der Fontanara darüber befragte, „um dem Gerücht entgegenzutreten," erhielt die Antwort: „Freilich sind meine schönen Sachen nicht bezahlt, denn sie sind unbezahlbar."

Als er dies hörte, meinte Arthur M . . ., der Herausgeber des damals führenden Organs der eleganten Welt, des „Figaro": „Sollten Gräfin Esther und ihre Familie und die Händler, die alles geliefert haben, sich mit diesem Wortspiel begnügen?" Er war Fontanara feindlich gesinnt, da dieser einmal seinen Hochmut gekränkt hatte. Der bekannte Literat schien ganz Glatze, rosige Glatze. Man mußte erst mühsam von seiner Glatze, die so vordringlich war, abstrahieren, um zu merken, daß er ganz kleine, sehr kluge, ewig zwinkernde Äuglein besaß und eine Art Kußmäulchen, in Wangen gebettet, die ebenso glattrosig glänzten wie die Glatze. Das große Lichterspiel des Festes schien es besonders darauf abgesehen zu haben, gerade auf Arthurs Haupt zu strahlen. Unwillkürlich blickte man auf ihn und hörte auf ihn.

Jetzt bot Fontanara der Prinzessin von Gaeta, der vornehmsten unter den königlichen Damen, den Arm zum Rundgang durch die zum erstenmal sich öffnenden Säle, in denen es schier verwirrend von seltenen Kostbarkeiten schimmerte, und erklärte mit Geduld der etwas tauben alten Dame im Brüsseler Spitzenkleid, das schon leicht altmodisch wirkte, die Allegorien der Künste, welche die Wände schmückten.

Indes die Festgäste langsam dahin wandelten dem langsam voranschreitenden Paare nach, fielen Rosenblätter leise auf sie nieder, weiße im ersten Saal, gelbe im zweiten, hellrosa im dritten und dunkelrote im vierten großen Raum.

Dazu bemerkte Arthur M . . . sofort: „Ich hoffe, der Protz denkt nicht, uns unter Rosen zu ersticken, wie der römische Kaiser — Heliogabal . . . oder war es Nero? — mit seinen Gästen verfuhr."

Aber der Rosenregen rieselte nur zart und die Blätter nisteten sich neckisch in Tüll und Gaze der duftigen Roben oder wurden ein wenig unwillig heruntergefegt, wo sie auf einer Uniform oder dem Schwarz des Frackes kleben blieben.

„Gibt es auch etwas zu essen oder nur zu schauen?" meinte irgend jemand ungeduldig.

Doch schon kreisten Becher, Schalen und Schälchen, die in der Tat unbezahlbar sein mochten, mit Früchten, wie man sie in Paris noch nicht gesehen, und anderen eigenartig leckeren Dingen.

Unterdessen erreichte man das Ende der langen Flucht.

Hier begrüßte die Gäste eine stattliche Anzahl von Harfen, an denen Harfenistinnen saßen, die gleich Engeln gekleidet zarteste Arpeggien erklingen ließen. Unter deren Akkorden, die etwas so erwartungsvoll Majestätisches hatten, daß die Brandung des wogenden Gesprächs einen Augenblick ebbte, öffnete sich mit einemmal lautlos die Längswand des Festsaals. Ein überraschter Aufschrei empfing die Überraschung. Statuengeziert führten Stufen abwärts zu einem unbekannten, lichterglänzenden Wasser, das Lustbarken wimmelnd belebten.

Dies war der erste Plan des Bildes. Abgeschlossen war es scheinbar durch einen Garten von Edelsteinen, denn die Festbeleuchtung war so überraschend durchgeführt, von buntglänzenden Fontänen durchschimmert, von Lichtarabesken durchflochten und durchwoben, daß die Kulissen des Gartens, flimmernd in Bewegung, bunt durcheinander spielten und jenes Märchengeheiß erfüllt war: lebende Blumen. Faltern gleich bewegten sich Elfen und schüttelten lichtsprühende Schwingen. Nixen tanzten von Boot zu Boot und mitten im Feuerwerk, das sich jetzt entfesselte, flogen weiße Schwäne schreckhaft verwunschen.

Auf diese weißen Schwäne war Fontanara besonders stolz. „Ihrer sind fünfundzwanzig," berichtete er der Prinzessin, aber es schienen viel mehr zu sein, so unablässig flogen und stoben und kreisten sie umher, aufgescheucht durch Raketen und Feuerbälle, ihre hellen Schwingen widerleuchtend in phantastischem Farbenspiel.

Jetzt überwog das Kindliche des Publikums über die grundsätzlich neidische Kritik. Die Schwäne siegten für Fontanara. Ungeheuerer Jubel brauste, man sah alte Senatoren in die Hände klatschen, selbst Arthur M . . . fand ein herablassend erfreutes Lächeln, und einen Augenblick ruhten die schlimmsten Zungen von Paris.

Nixen und Elfen verteilten Geschenke unter die Gäste, Kobolde boten in seltsamen Gläsern süßen, starken Wein.

Die Lust am Schönen, am Glänzenden, die Bezauberung des Märchens ließ Tausende von Wangen glühen. Eine berühmte Schönheit suchte unauffällig im Gedräng Fontanaras Hand zu fassen, eine andere lächelte ihm vielversprechend zu.

Doch plötzlich . . . stimmte es etwa mit dem Verknistern des Feuerwerks und dem endgültigen Entfliehen der Schwäne? . . . ging ein feindliches, geheimnisvolles, unfaßbares Etwas durch die Menge. Es entstand eine beängstigende Stille. Dann drängte man panikartig, als sei das schöne Haus plötzlich irgendwie bedroht.

Wo es zum Stillstand kam, flüsterte es leis, Gruppen bildeten sich mit erschreckten Gesichtern, man las verstohlen irgend etwas, gab es weiter von Hand zu Hand. Schadenfreude, gemischt mit Schreck, malte sich auf den Mienen, Köpfe wurden geschüttelt, Schultern hochgehoben, entblößte Schultern, befrackte Schultern, es tuschelte, es flüsterte.

Dazu spielte noch immer Musik, Erfrischungen wurden gereicht, doch man wehrte die köstlichsten Dinge ab wie eine Zudringlichkeit, denn was sollte noch munden nach der unerwarteten, für viele Gaumen unübertrefflich schmeckenden Würze von Fontanaras Fest — die sub rosa verbreitete, rasch unbarmherzig um sich greifende Nachricht von Fontanaras Skandal.

Die Blätter, die ihn brachten, gerade an diesem Abend brachten, waren irgendwie eingeschmuggelt, vielleicht zuerst von Arthur M . . in geschützter Ecke vor kleinem Kreis kommentiert worden. Nun wuchs und wuchs die Stimme des Klatsches.

Latenter Neid, der solange schon gegen den Gastgeber unter der Asche geglüht, bekam Luft, sprühte zur Flamme auf, legte sich wie dicker Rauch in den Saal.

Wer hörte oder gar las, wie es um Fontanara stand, strebte zum Ausgang, suchte Abschied zu vermeiden, flüchtete feig.

Fontanaras amerikanische Verwandte, der Schwiegervater, der Schwager waren plötzlich unerwartet in das Fest getreten mit groteskem Schauer wie Banquos Geist, wie der steinerne Gast an Don Juans Tafel.

So hieß es. Sie forderten Rechenschaft über die vergeudeten Millionen, sie hatten ausgerechnet, was Fontanara — Don Juans unzählige Liebschaften, was seine unzähligen Spielernächte angeblich kosteten. Sie hatten ihn einen frechen Abenteuerer und Grafen Habenichts genannt und ihm gedroht, ihn seine eigene stolze Treppe hinunterzuwerfen, bettelarm zu verstoßen. So raunte, so munkelte man, so hatten es die Blätter vorausverkündet.

Die vielfach betrogene Frau hatte ihre Leute aus dem fernen Westen nach Paris beschworen, sie möchten unauffällig, heimlich, überraschend erscheinen, um sie an dem Betrüger zu rächen, sie von dem Wüstling befreien, ihn beschämen, ihn verjagen.

Tatsächlich war Fontanara nirgends mehr zu erblicken.

Zuletzt hatte man ihn bemerkt, angesichts einiger amerikanisch aussehender Herren; bestürzt habe er sich mit diesen zurückgezogen in irgendein entlegenes Gemach, die Gäste ihrem Schicksal und ihrer namenlosen Neugier überlassend.

Esther war von einigen kühn vordringenden Freundinnen oder Pseudo-Freundinnen befragt worden, ob es wahr sei, daß sie gedenke, sich von Fontanara scheiden zu lassen.

Sphinxhaft lächelnd antwortete sie: „In der Tat — allerdings — ohne Zweifel," und lauschte nur wie von ferne dem affektierten Bedauern, das ihr zuteil wurde, bis auch sie irgendwie im Gedränge verschwand und nicht mehr gesehen wurde.

In dem fernen Gemach, in dem Fontanara stand vor seinen amerikanischen Verwandten und den von ihnen mit herüber genommenen Anwälten, die trotz des Festes Ledermappen, berstend von feindlichen Papieren, unter dem Arm trugen, klang fern und seufzend noch etwas von der Festmusik, die programmäßig weiterspielte.

Ihre Modewalzer, schmachtend und süß, waren eine seltsame Begleitung der scharfen und nüchternen Worte der eingedrungenen Herren, die den Gastgeber mit Zahlen überfielen, auf Delatorenklatsch eifrig pochten und ihn zu übertölpeln, niederzurennen suchten.

Fontanara konnte ihnen mit Recht erwidern, daß die Altertümer, die er verständnisinnig gesammelt und die seine Gegner verachteten, — denn die Mode des Sammelns war noch nicht verbreitet und namentlich nicht bis Amerika vorgedrungen — ein ungeheueres Vermögen darstellten, neugewonnen für Esther.

Solcher Überhebung lachten sie grimmig, nannten sie Irrsinn und erklärten, sein Tag

sei zu Ende. Auf Wunsch Esthers sei längst alles nötige Material gesammelt worden, um die Scheidung zu rechtfertigen, die sie beantragten, und der gräfliche Gemahl der schönen Esther könne sich als seines Postens enthoben betrachten.

Fontanara antwortete hochfahrend: „In diesem Augenblick bin ich hier noch Hausherr und kann daher meine verehrten Festgäste hier und heute nicht ohrfeigen, noch dies hier und heute von meinen Lakaien besorgen lassen. Aber es wird besorgt, von mir und meinen Lakaien je nach Ihrem Rang und Stand, meine Herren. Ich habe noch Leute, die zu mir halten, Leute, die ich von klein auf gekannt, Bauernsöhne aus meiner Heimat, aufgewachsen nächst meinem ruinenhaften alten Schloß. Diese sind gewiß die letzten Treuen — die Gäste" . . . er öffnete eine Tür und spähte . . . „haben sich freilich verzogen. — Holla! Jasmin, Jean, Fleury, Jacques!"

Einige baumstarke Leute erschienen, denen man trotz der feinen Kleider und Perücken die Bauern ansah.

„Ich bitte euch, Kinder," rief er ihnen zu, „wenn ihr zu euerem Grafen in Treue halten wollt, befreit mich jetzt vom Summen dieser Fliegen. Fegt die Fliegen hinaus — und wenn das geschehen ist, begebt euch zur Frau Gräfin und sagt, ihr Gemahl wünsche sie noch einmal zu sprechen, hier, auf der Stelle. Sollte sich die Frau Gräfin etwa weigern, ihrem Mann den schuldigen Gehorsam zu leisten, dann befehle ich euch, tragt sie mir herein. Sie wiegt ja leicht, sehr leicht sogar!"

Jacques, Jasmin, Fleury und die anderen handfesten Leute grinsten erfreut.

Das war saftig, das erinnerte an die Zeit, wo Robert Fontanara als Knabe wilde Räuberspiele mit den bäuerlichen Kameraden gespielt. Da war er ihr geliebter Hauptmann gewesen in den verlassenen Gärten des Schlosses und am Meer.

Eine schöne Zeit — damals.

Der Hochmut der reichen Amerikanerin hatte die Leute oft erbost, und so kam der Auftrag nicht unwillkommen.

Eilig verzogen sich die Herren des Familienrats, und wenige Augenblicke später waren die feindlichen Gatten vereint und allein.

„Setzen Sie sich, Madame," gebot Robert Fontanara, auf einen seiner unbezahlbaren und leider auch unbezahlten Fauteuils weisend.

Esther blieb trotzig stehen.

„Ich gedenke nicht, es mir lange hier gemütlich zu machen," sagte sie. „Es sei denn, daß mir Ihre Leibgarde den Weg versperrt, so hoffe ich, in fünf Minuten dieser letzten Unterredung ein Ende zu bereiten."

„Sie werden hierbleiben, solange ich will," antwortete Robert, drehte den goldenen Schlüssel der mächtigen Tür im Schloß, zog ihn ab und steckte ihn ein.

Esther war nachgesprungen, doch sie besann sich rasch, daß ein ohnmächtiges Ringen um den Schlüssel für sie nur lächerlich sei, und verließ sich lieber auf ihre Zunge, das Schloß zu sprengen.

Zwischen ihren schönen Zähnen zischte es hervor: „Der Bettelgraf wird hier nicht mehr lange den Herrn spielen."

Wie berauscht von ihrem entsetzlichen Liebeshaß stand sie da, denn jetzt, da alles vollendet, ihr Verrat gelungen war, brannte der Entschluß unheimlich und furchtbar in ihr. Sie fühlte ihre unglückliche, eifersüchtige Leidenschaft für den Gatten wie mit den Fängen eines wilden Tiers ihr Herz zerfleischen.

Und sie verlangte Schmerz um Schmerz.

Es war unerhört, so zu leiden, wenn er nicht litt, sie war ja der Einladung seiner Leibgarde hierher gefolgt, freiwillig, sogar ungeduldig, weil es sie namenlos gelüstete, ihn im Staub zu sehen, die Wonne seiner Niederlage als perverse Liebeswonne zu empfinden.

Aber Fontanara behielt die Ruhe einer Maske und seine Stimme klang eisig gelassen, als er begann: „Der Bettelgraf hat Ihnen noch einige Worte zu sagen, aber beruhigen Sie sich, nicht um zu betteln."

„Sie können mit meinen Anwälten die gewünschte Unterredung pflegen," sagte Esther mit einer heimlichen Glut, die zur Kühle des Wortes nicht paßte. „Ich habe Ihnen nur noch dies mitzuteilen. Sie tragen nichts von hier fort, nichts, nichts. Sie gehen bar von dannen, bar und bloß. Sie haben alles verspielt, verwettet, vertan."

„Das stimmt nicht, Esther," antwortete er merkwürdig mild und belehrend. „Der Bettelgraf besitzt ein Geheimnis, das in Amerika noch unbekannt ist, und mit dem er, während man ihn kurzsichtig nur als Verschwender betrachtete, ungeahnte Schätze gehoben hat."

„Er besitzt, was nur Tradition geben kann und verleiht," fuhr er nach kleiner Pause fort, „Geschmack, Madame. Und Geschmack wird der nächste große Marktwert. Die Altertümer, die ich sammelte, und die von Ihren Herren Verwandten als Trödel bezeichnet wurden, verzehnfachen ihren Wert in wenig Jahren. Mein Name, meine Kenntnisse brachten sie in Mode und diese

Mode wird gerade in Ihrer Neuen Welt plötzlich und hinreißend auftreten. Jedes Stück, das ich erwarb, wird eben deshalb, weil ich es erwarb, einzigartig und berühmt. Ich schenke Ihnen zurück, Madame, was ich von Ihnen empfing mit einem Wucheraufschlag. Ich schenke zurück mit dem freimütigen Geständnis, daß es mir äußerst bitter ist, mich von diesen Schätzen, mich von dieser Pracht zu trennen, in der mein Kunstvermögen, meine Arbeit steckt."

Esther warf einen Blick des Hasses um sich her. Ihre wütende Eifersucht ging auch auf leblose Dinge.

„Ich behalte nichts von Ihren Sammlungen," sagte sie. „Ich zerstreue alles in alle Winde . . . für mich ist es Kram."

Ohne ihrer Worte zu achten, fuhr Fontanara fort, verträumt, fast zu sich selbst: „Ja, ich leugne nicht, daß ich leidenschaftlich an den Dingen hänge, die Sie mir so erfreut entreißen und vergeuden wollen. Nichts liegt mir weniger als arm zu sein. In meiner Jugend war es mir eine Qual, unser wundervolles altes Schloß zerfallen zu sehen, da ich nichts tun konnte, es zu retten. Ich hätte wie eine Karyatide tragen, stützen wollen, das kostbare Gebälk zu erhalten — — es war mir furchtbar, unsere Gärten, durch die so viele berühmte und herrliche Gestalten einst wanderten, verwildern zu sehn. Alles verkam, verwitterte, erlosch, verkümmerte — — ich war ohnmächtig dagegen. Ich konnte nicht mehr jagen, nicht reiten, ein einziges lahmes Pferd stand noch im Stall. Ich konnte den Leuten nicht helfen, die mit mir verarmten, nicht, wie es einem Fontanara gebührt, Gold um mich werfen, jedem armen Mütterchen in den Schoß, die Leute kleiden, bewirten, die Künstler anfeuern, Feste geben, wie es mir im Blut liegt als eine Notwendigkeit, als eine Pflicht. — Arm, arm! Ein Fontanara — arm! Gedrängt von Gläubigern, von respektlosen Gesichtern gedemütigt, indes es mir oblag und zugehörte, nur Untertänige um mich zu sehen, nur Dankbare, nur Erfreute und Beglückte! Ich sah um mich zusammenstürzen und verfallen, was die Vorfahren gebaut, und sah Häßlichkeit wuchern, wo ich glühend Schönheit und Glanz begehrte, wo ich bauen und schaffen wollte und meinen Dichtern königlich goldene Körner streuen und meine Werkleute zu Künstlern erziehen und meine Liebchen zu Fürstinnen und meine weißen Windhunde mit Türkishalsbändern schmücken . . ."

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch hielt er inne und setzte ganz einfach hinzu: „Ich habe sehr begehrt, reich zu sein, Esther."

Was war das?

Esther war gekommen, ihn zu demütigen, sich an seiner Niederlage zu ergötzen und jetzt — —? War es nicht, als demütige er sie durch das freimütige Bekennen dieser furchtbaren Wahrheit, daß er sie nur genommen hatte, um reich zu sein? Und welches tiefbohrende Leid geschah ihr, die doch gekommen war, um Freude an seinem Schmerz zu haben?

„Es ist gut," sagte sie fast tonlos. „Daß Sie eine Geldheirat suchten — und leider auch fanden, ist nichts Neues."

„Als ich Sie zuerst sah, Esther," fuhr er unbeirrt und unbarmherzig fort, in seiner Erinnerung wühlend, „waren Sie unbedeutend, verlegen, fremdartig, schlecht angezogen. Doch man nannte Sie die reichste Erbin der Neuen Welt. Mit kecker, knabenhaft kecker Abenteuerlust zog ich, ein Habenichts, in das reiche Amerika, und führte Sie heim, die reichste Braut."

„Und als Morgengabe boten Sie mir Ihr verwittertes Schloß, die Moderluft Ihrer Verwandtschaft, Ihre verhungerten Leute — —"

„Ich traute Ihrer Jugend und Neuheit, die poetische Aufgabe zu erfassen, die Ihnen zufiel, neues Leben zu gestalten, eine herrliche Verjüngung. Das war die erste Enttäuschung meines Lebens, als ich merken mußte, Sie hatten kein Herz."

„Für das alte Gemäuer," unterbrach ihn Esther.

„Für die Wälder und Triften, für den Zauber des Landes, das solange Besitz und Stolz meiner Familie gewesen, für den Namen, den Sie nun trugen, für die Ergebenheit der Leute."

„Sie haben recht," unterbrach Esther wieder. „Das alles langweilte mich bald unaussprechlich."

„Ich brachte Sie nach Paris," erzählte er weiter. „Ich konnte Ihnen kein Herz schaffen, aber als Künstler schuf ich dennoch eine neue Esther. Ich schuf Ihre Schönheit! Ich machte die linkische Fremde zu einer Gräfin Fontanara. Ich bildete Sie aus zur Königin unter den schönsten Frauen, ich habe etwas Unvergleichliches geschaffen — und wie ein toller Künstler, Esther, verliebte ich mich in das eigene herrliche und kalte Werk."

Nach diesen Worten standen die beiden einander gegenüber und musterten sich.

Er hielt die Arme verschränkt, sie aber mußte an sich halten, um die Arme nicht weit zu öffnen, um der eigenen, übermächtigen Sehnsucht zu trotzen.

Denn jetzt wußte sie, was sie verschleudert hatte. Plötzlich und furchtbar grell, wie

blitzbeleuchtet enthüllte es sich, als es zu spät war, da sie alles getan, um ihn zu verlieren und ihn verloren hatte.

Es war, als hätte sie es nach seinem Tod erfahren. So viel zu spät!

Und wenn er erführe, daß sie ihn bis zur Raserei liebte, würde es auch für ihn sein, als habe er diese Nachricht von einer Toten erhalten.

„Aber Sie waren nicht nur kalt," hörte sie ihn weiter sprechen, „Sie waren bitter und falsch. Sie haben mich in einen Abgrund von Schmach gestürzt. Wenn ich jetzt Ihr Haus verlasse unter der Last von Verleumdungen, die Sie auf mich häuften, wenn mit Fingern auf mich gewiesen wird, so ist dies Ihr lange ausgesonnenes Werk. Ich habe Sie rufen lassen, um mich ein wenig, um mich ein ganz klein wenig zu rächen — zum Abschied."

Sie zitterte vor seinem Blick.

Gedachte er sie zu töten — sie verdiente es wohl nach seiner Meinung?

War er einer Waffe mächtig? Wollte er sie würgen mit diesen schönen, schlanken, kraftvollen Finger, die den Händen Borgias auf berühmten Bildern ähnelten?

Müßte sie knien und um ihr Leben flehen?

Oder vielmehr, müßte es nicht eine Wonne sein, wenn er sie würgte mit seinen schlanken, starken Händen, sehnte sie sich nicht mit Fieberglut danach, stürmte es nicht in ihr wie ein entfesselter Orkan, der alles niederreißt, plötzlich pfeifend als unerhörte Macht auftritt, rang sie nicht nach Worten, ihm zu sagen: Liebe mich, töte mich!

Ihre Macht war versunken, ihre Macht, die sich eben noch so hochmütig getürmt. Sie war in seiner Macht.

Jetzt sagte er etwas, langsam und schrecklich.

Hörte sie recht?

„Du hast mich betrogen, Weib, um mein Gattenrecht. Ich übe es aber doch einmal aus. Oder vielmehr, Esther, meines Gattenrechts bin ich verlustig — so nahe ich dir nicht mit höflicher Zärtlichkeit. Ich will deine Schönheit hinunterstürzen wie einen letzten Trunk, ich will meinen Durst nach dir ein für allemal löschen, dieses eine Mal, dieses erste Mal, dieses letzte Mal!"

Rote Flecke glühten auf, wo Fontanaras Küsse gelodert, wo er rücksichtslos die Juwelen zerdrückend Esther an sich gedrängt, sie umhalst, als wisse er in der Tat nicht mehr zu unterscheiden zwischen Liebe und Tötenwollen.

In der furchtbaren Umarmung schuf er noch einmal an dem Werk, dessen er sich berühmt, schuf eine neue, wissende Esther.

Als er sie endlich satt von sich schleuderte, taumelte sie vor ihm in die Knie und schrie mit wilder Inbrunst: „Geliebter!"

Ein Geschöpf rasender Wollust griff sie mit verzweifelter Glut nach ihm, drängte sich auf, öffnete schmachtend die Lippen.

„. . . Geliebter, bleib, halte mich, ich halte dich ja, du bist mein! Du bist Herr, dir gehört alles, dein ist alles, wie ich dein bin, Magd, wenn du willst . . . um deine Küsse — alles — ich liebe dich!"

In der grausamen Sattheit, die toller Liebesglut folgt, blickte Fontanara ironisch lächelnd auf das besiegte Weib, das ihn zu besiegen gewähnt . . . und zog langsam aus der Tasche den goldenen Türschlüssel.

„Madame, ich rate Ihnen, Ihre Schärpe umzuschlagen. Ich glaube auch, Ihr Diadem sitzt nicht mehr grade. Weiter habe ich Ihnen keine Ratschläge zu geben. Die übrigen Ratschläge erbitten Sie von Ihren Anwälten. Der Bettelgraf geht — bar und bloß. Ich nehme Sie beim Wort — nicht einen roten Heller trage ich mit. Von nun an arbeite ich, sei's mit demütiger Hantierung hier, sei's als Bauer auf väterlichem Feld. Ich arbeite, bis ich mein Schild, das Ihre Tücke, Ihre Bestechung verunglimpft hat, so glänzend herstelle, daß es, zur Blindheit blendend, den von Ihnen heraufbeschworenen Feinden entgegenleuchtet. Und mag es dauern, bis mein Haar weiß ist. Endgültig ist mein Sturz nicht, falsches Weib! Ich bleibe treu dem Spruch der Fontanara, der aufsteigenden Sonne meines Wappens: ich steige auf."

Er warf ihr diese Worte schnellgezückt und scharf hin, wie eine gezückte Klinge, die rund geschwungen wird, wirbelten sie verwirrend.

Schon stak der goldene Schlüssel im Schloß.

Jetzt drehte er den Schlüssel im Schloß, sie hörte es.

Sie wußte, daß ihr Los fiel, wenn die Tür fiel.

Esther tat einen herzbewegenden Schrei, daß die Leute draußen die Köpfe ängstlich zusammensteckten — aber schon hatte Fontanara aufgeschlossen und schritt mit gefaßtem Scherzwort an seine Leute ohne sich umzusehen durch die Säle, wo die niedergefallenen Rosenblätter den Schritt unhörbar machten, schritt hinweg von der Stätte des Festes und einsam nahm er den Weg nach dem feindlichen Paris.



Die Rakete. Gemälde von Wilhelm Heise

Die Ursachen der französischen Revolution von 1789

Von Max Lenz

„Im Gedanken des Rechts war also jetzt eine Verfassung errichtet worden, und auf diesem Grunde sollte nunmehr alles basiert sein. Solange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herum kreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, daß der νοῦς die Welt regiert; nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, daß der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren sollte. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen."

Mit so überschwenglichen Worten hat kein Geringerer als Hegel das Wesen und die weltgeschichtliche Bedeutung der großen französischen Revolution zu charakterisieren versucht und den Eindruck beschrieben, den sie, die das Erlebnis seiner Jugend und das den Werdegang seiner Philosophie selbst bestimmende Ereignis gewesen war, auf ihn gemacht hat; so hat er, um in seiner eigenen Sprache zu sprechen, die Epoche von 1789 im Gedanken gefaßt. Als er jene Sätze niederschrieb, hatte das Ungewitter der Tiefe, das im Sommer jenes Jahres ausbrach, bereits seinen Donnergang vollendet. Das System der fünf Großmächte, eine Schöpfung des vorausgegangenen Jahrhunderts, das es aus allen Fugen gerissen hatte, war wieder hergestellt, und ihre Kabinette, Sieger wie Besiegte (denn auch Frankreich hatte wieder Aufnahme gefunden) waren bemüht, die Risse im Bau, die sich bald genug gezeigt hatten, zu verkleben und den Erdteil in Ruhe zu erhalten. Denn schon begann es allerorten aufs neue zu gären. Und es waren nicht bloß die Kräfte der Revolution, welche die Regierenden beunruhigten; stärker und gewaltsamer waren, zunächst wenigstens, entgegengesetzte Tendenzen, Strömungen, die aus noch viel größerer Tiefe herkamen und auf nichts Geringeres abzielten als auf die Austilgung aller Keime des revolutionären Geistes und die Rückeroberung aller verlorenen Positionen. Wenn, wie Hegel meinte, Hunderttausende in der Revolution das Morgenrot der Freiheit, den Anbruch eines Völkerfrühlings, eine Erneuerung der Menschheit begrüßt hatten, so sahen jetzt Millionen in ihr Abgründe der Hölle. Vergangenheit und Gegenwart standen gegeneinander auf und rangen um den Sieg und die Gestaltung der Zukunft.

Auch Hegel hatte seine Philosophie in den Dienst der Reaktion gestellt. Der Rausch, der einst auch den jungen Studenten, den Zögling des Tübinger Stifts mit fortgerissen hatte, war in ihm verflogen; als Berliner Professor diente er dem Staat, der aus der Knechtschaft heraus in einer Erhebung ohnegleichen das Beste dazugetan hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, welche die Revolution über Deutschland geworfen hatte, nun aber nichts anderes mehr erstrebte, als den Frieden zu wahren, und jede darüber hinausgreifende Agitation mit eiserner Strenge niederhielt. Dennoch hat Hegel in seiner Weise auch in Berlin sich jederzeit zur Revolution bekannt. Er vermochte beides zu vereinigen, die Idee des Staates an sich, den er in Luthers Lehre verwurzelt und in Preußens Monarchie verkörpert sah, und das Prinzip der Revolution, die den Gedanken des Rechts zur Basis einer neuen Verfassung des Staates gemacht und damit das Prinzip der Freiheit in die Welt der Wirklichkeit eingeführt habe; er sah in ihr den Eingang zum letzten Stadium der Welthistorie, zur Geschichte unserer Tage, eine neue Stufe in der Folge der Geister, in denen der Weltgeist, der Allwaltende, sich den Weg zu seinem Ziele, dem absoluten Wissen bahne. Von dem Katheder her verkündigte der große Philosoph solche Lehre; die Sätze, mit denen wir diesen Essay einleiteten, sind den Vorlesungen entnommen, die von seinen Schülern nach seinem Tode in seiner „Philosophie der Geschichte" herausgegeben wurden. Und von seiten der Regierung durfte er, solange er seinen Minister und die Räte seines Ministeriums für sich hatte, nichts besorgen. Es war gerade die Aufgabe, die sie ihm gestellt, und das Ziel, das er selbst von jeher seiner Philosophie gesetzt hatte: über den Gegensatz der Parteien hinweg und fern von jeder Teilnahme an den Kämpfen des Tages nichts als der Wissenschaft des reinen Denkens zu dienen. Sie waren seine Gönner und Freunde, ja mehr noch, seine Schüler, er sah sie vor sich auf den Bänken seines Hörsaals.

Wir unserseits wollen ihm nicht auf die Höhe seiner Ideenwelt mit der dünnen Luft ihrer Abstraktionen folgen, wohin nur ein schwindelfreier Kopf sich wagen kann, in der es wenigstens dem Empiriker, auch wenn er sein eigenes Fach einigermaßen be-

herrschen möchte, schwer wird, sich zurechtzufinden. Um so weniger als wir, auch ohne uns von dem festen Boden der Tatsachen zu lösen, im Hinblick auf die Weltbedeutung der französischen Revolution zu einem analogen Ergebnis gelangen würden. Denn wir brauchen uns nur den Charakter des altfranzösischen Staates und die Aufgaben, die ihm durch seine Geschichte gestellt waren, klarzumachen, um in der Revolution, die ihn stürzte, die Notwendigkeit, ja mehr noch, das Fortschreitend-Gestaltende, das Zukunftbauende und in Wahrheit eine Epoche der Weltgeschichte, die Eröffnung eines neuen Zeitalters zu erkennen.

*

Es war die Monarchie, die unter Ludwig XIV. Europa das Gesetz diktiert, die aber ihrem eigenen Willen gegenüber keine Schranken gekannt hatte. Bis ihr von außen her die Grenze gesetzt wurde. Dies geschah genau ein Jahrhundert vor dem Ausbruch der Revolution, durch den Eintritt Englands in den Bund der kontinentalen Gegner Frankreichs; mit ihnen vereinigt zwang England in zwei gewaltigen Waffengängen, von 1688 bis 1714, den stolzen König nieder.

Danach schien es eine Zeitlang, als könnte es zu einer Versöhnung beider Mächte kommen; sogar zu einem Bündnis traten sie für einen Moment zusammen. Seitdem aber Kardinal Fleury (1740) Frankreich aufs neue in den Krieg gegen die rivalisierende Macht hineingesteuert hatte, war jeder weitere Friedensschluß für beide nur noch ein Atemholen, ein neuer Versuch, sich stark zu machen, um dem Gegner ans Leben zu kommen. Wie sehr im übrigen die Konstellationen in der europäischen Politik wechseln und sich verschieben mochten, England und Frankreich waren Generationen hindurch immer auf den entgegengesetzten Seiten zu finden. Sieger blieb England; wie die alte französische Monarchie, so warf es auch das neue Frankreich, das aus der Revolution hervorgegangene Kaisertum zu Boden. Von da ab hat keine französische Regierung, mochte sie monarchisch sein oder republikanisch, es wieder auf einen Konflikt mit England ankommen lassen; nur in Gemeinschaft mit der britischen Diplomatie oder unter ihrer Konnivenz hat Frankreich seit 1815 neue Kolonien gewinnen, seine Stellung in Europa behaupten oder auch erweitern können. Nur so hat es die Niederlage von 1870 rächen, den Weltkrieg gewinnen und auf den Trümmern Deutschlands von neuem seine Vormacht auf dem Kontinent aufbauen können.

Diese Erwägung führt uns auf den Sinn, zugleich aber auch auf die Notwendigkeit, das Schicksalhafte jener Kämpfe hin. Es war von Anfang an ein Ringen der beiden führenden Mächte Westeuropas um die Weltherrschaft und damit die Achse, um die sich alle Konstellationen der allgemeinen Politik in diesem Jahrhundert drehten; das Schicksal beider Hemisphären hing davon ab, ob Frankreich oder England das Feld behaupten würde. Daß die Erde den Nationen Europas gehören würde, war bereits entschieden; auf allen Kontinenten und ihren Meeren hatten europäische Flaggen geweht. Nun aber handelte es sich darum, welche Gruppe unter diesen Nationen den andern den Rang ablaufen würde: ob in Zukunft die koloniale Welt mit Frankreich an der Spitze ein romanisch-katholisches oder unter Englands Führung ein germanisch-protestantisches Gepräge haben sollte. Dies war bereits der Kampfpreis in dem Kriege um die Erbfolge in den spanischen Reichen gewesen, als Ludwig XIV. das Protektorat über die romanische Welt anstrebte; niemals hat seine Politik eine katholischere Farbe gehabt. Und noch stärker drängte im Siebenjährigen Kriege, mitten in dem Jahrhundert der Aufklärung, die Entwicklung dahin; nahezu alle romanischen Nationen und die ganze katholische Welt standen damals hinter Frankreich.

Auch war dies niemals unter besseren Aussichten in einen Krieg hineingegangen. Unter Ludwig XIV. war es von seinen Feinden rings umstellt gewesen, und umsonst alle Anstrengungen des Königs, den eisernen Ring zu zerbrechen; im Jahre 1756 aber war es der französischen Diplomatie gelungen, die Verbündeten Englands auf dem Festlande einzukreisen; zu seinen katholischen Freunden hatte es noch die byzantinische Großmacht in Europa, Rußland, und sogar Schweden, das vor einem Jahrhundert noch die germanisch-protestantische Vormacht gewesen war, Retterin des evangelischen Deutschlands, und das Deutsche Reich selbst hinzugewonnen; einer Koalition, wie Europa sie noch nie gesehen hatte (sie umspannte nahezu den ganzen Kontinent), hatten Preußens großer König und die paar norddeutschen Reichsstände, die zu ihm und England hielten, Widerstand leisten müssen, um die Briten zu Herren der ozeanischen Welt zu machen.

Um so stärker war der Rückschlag für Frankreich, als es nun doch vom Kriege ablassen und sich für besiegt erklären mußte. Seine Schiffe waren vernichtet, seine Heere geschlagen, seine Kolonien nahezu verloren, und der Staatshaushalt heillos zerrüttet; ruhmloser war noch nie ein Krieg für Frankreich beendigt worden. Wenn es beim Friedensschluß einen Teil seiner Besitzungen in Indien und auf den Antillen zurückerhielt, so mußte es doch aus Nordamerika völlig weichen: Kanada und alle Ansprüche auf Neuschottland und Neufundland, dazu das Ohio-Becken, um dessen Besiedelung der große Kampf entbrannt war, mußte es aufgeben; selbst Louisiana, das Land am Mississippi, vielleicht die aussichtsreichste aller seiner Kolonien, ging verloren; es mußte sie seinen Verbündeten, den Spaniern, über-

lassen, als Ersatz für Florida, das die Engländer für sich beanspruchten, die damit von der Südspitze jener Halbinsel her bis zur Hudsonbai die Herren waren. Bis zum Kriege war Aussicht gewesen, von dem Mississippi her, den die Franzosen bereits in seinem ganzen Lauf beherrschten (Neu-Orleans und St. Louis waren ihre Gründungen) bis zu den Seen im Norden eine Brücke zu schlagen. Damit war es fortan zu Ende, denn die Spanier, deren Kolonien schon jetzt überall den Engländern offen lagen, konnten ihrem Unternehmungsgeist noch weniger als Frankreich Schranken entgegensetzen. In seiner ganzen Breite lag der nordamerikanische Kontinent als Beuteobjekt vor ihnen. Umsonst hatten nun die französischen Kolonisten für ihre alte und für ihre neue Heimat gekämpft, unter der Flut der englischen Kolonisten mußten sie verloren gehen; ihr König aber behielt nichts als ein paar Inseln an der Ostküste, Stationen für die Fischereien seiner Untertanen in der Bretagne und der Normandie.

In Europa stand es etwas besser. Wenigstens seine eigenen Grenzen hatte das Königreich gewahrt. Aber die Zeiten, wo französische Heere Deutschland von einem Ende bis zum andern durchzogen, wo deutsche Stände, Katholiken wie Protestanten, sich um Frankreichs Banner geschart, von Paris her die Entscheidung ihres Schicksals erwartet hatten, waren vorüber. Niemals war das Deutsche Reich so ohnmächtig gewesen wie in dieser Zeit; gerade im Süden und Westen, dort wo vor Jahrhunderten rheinauf rheinab der Kern deutscher Kraft gelegen, war nun alles Bruch und Trümmer geworden —, und niemals hatten dennoch alle diese kleinen Dynasten und die geistlichen Herren in des Reiches Pfaffengasse sorgloser nach Westen geschaut: ihre Blicke waren in Furcht oder Hoffnung viel mehr nach Wien und nach Berlin, auf die beiden deutschen Vormächte gerichtet, in deren Machtkämpfen ihre eigenen Geschicke auf der Wagschale lagen. Auch Polen, einst der sicherste Posten für Frankreichs Stellung im Osten, war ihm entglitten; es hing nun ganz von den drei Großmächten ab, die seit dem Beginn des Jahrhunderts im Osten emporgekommen waren; Frankreich mußte tatlos beiseite stehen, als das Würfelspiel über Sein oder Nichtsein der befreundeten Nation begann. Älter noch waren die Beziehungen, die den Staat mit der Türkei verknüpften; sie gingen bis in die Anfänge seines Kampfes gegen das Weltreich Karls V. zurück, in dem auch die Osmanen ihren Hauptgegner gesehen hatten. Und noch immer suchte die französische Diplomatie diese Freundschaft zu pflegen. Jedoch war ihr das nur solange erlaubt als Österreich — wie es nach dem Siebenjährigen Kriege zunächst der Fall war — sich Rußland entgegenstellte. Als aber Wien und Petersburg sich die Hand gegen die Pforte reichten, mußte Frankreich selbst aus dem Spiele bleiben: die Freundschaft mit Österreich, die auch den Siebenjährigen Krieg überdauert hatte, und die Rücksicht auf Rußland, das man sich nicht zum Feinde machen durfte, hinderten jedes Eintreten zugunsten des alten Freundes; allen Traditionen seiner Politik entgegen mußte Frankreich sich jeden Einfluß auf die Umgestaltung des Ostens versagen.

Nun lagen freilich auch auf der Gegenseite die Dinge so, daß man an eine Erneuerung des Kampfes nicht denken konnte. Zwischen Preußen und England war das Band schon im Kriege zerrissen. Von den Briten nicht bloß verlassen, sondern verraten, war es Friedrich dem Großen nur durch das Ausscheiden Rußlands aus der Front seiner Feinde möglich geworden, dem Druck der großen Koalition bis ans Ende zu widerstehen. Mit England blieb sein Verhältnis auch im Frieden gespannt. Die Aussicht, in dem russischen Nachbar einen Freund und Verbündeten zu erhalten, war aber bereits vor dem Frieden durch die Ermordung des Zaren, die seiner Gemahlin den Weg zum Thron geöffnet hatte, enttäuscht worden; der König mußte froh sein, als sich das Verhältnis zu Rußland wieder herstellte. Er konnte an nichts anderes denken als den geretteten Staat, abgemattet und verarmt wie er war, durch das überaus schwierige Fahrwasser zwischen den ihn umgebenden Mächten friedlich hindurchzusteuern.

Demgegenüber war Frankreichs Lage ungleich günstiger. Von Rußland abgesehen, das aber auch nicht feindlich gesinnt war und nur geschont werden wollte, war die Koalition von 1756 aufrecht geblieben, und durch den Zutritt der bourbonischen Höfe, der schon am Ende des Krieges erfolgte, nur verstärkt. Jahrhunderte hindurch hatten Frankreich und Spanien um die Führung der europäischen Politik gekämpft. Nun aber war alle Rivalität zwischen ihnen wie ausgelöscht. Die Kurie, deren Politik in den alten Zeiten immer durch den Wettstreit der beiden Mächte bedingt gewesen war, und die dadurch die Möglichkeit gehabt hatte, Herrin ihrer Entschlüsse zu bleiben, war jetzt völlig an sie gebunden. Sie hätte, auch wenn sie es gewollt hätte, nichts anderes tun dürfen als sich dem Willen der katholischen Mächte unterwerfen. Auch die andern noch freien Staaten Italiens mußten den Geboten derselben folgen: Venedig war an Österreich, Genua, wie von alters her, an Frankreich gebunden, auch Piemont, das seine Stellung sonst immer zwischen beiden Mächten gesucht hatte, daran gefesselt. Es gab für die Politik beider Mächte keine Alpen und keine Pyrenäen mehr. Auch an seinen alten Beziehungen zur Eidgenossenschaft, insbesondere zu den Berner Geschlechtern, hielt der Hof von Versailles fest; die französische Armee zählte zwölf Schweizer Regimenter. Und nicht anders war es im Norden: Holland hatte sich von dem englischen Einfluß

nahezu freigemacht, dort, wie in Schweden, gab es Parteien, die den Bund mit Frankreich jeder andern Verbindung vorzogen.

Alles in allem eine Lage, die es Frankreich und seinen Verbündeten gestattete, wenigstens im Süden des Erdteils mit Nachdruck aufzutreten. Im Mittelmeer hatte die französische Politik damals eine größere Stellung als England. War ihr der Osten verschlossen, so durfte sie in den Gewässern, welche die französischen und spanischen Küsten umspülten, sich um so sicherer fühlen. England besaß zwar in Gibraltar noch immer die Pforte zum Mittelmeer, Minorka aber, eine Eroberung, die der Krieg Frankreich gebracht hatte, blieb in dessen Händen. Es gelang ihm sogar, 1769 durch den Kauf Korsikas von Genua, dem es gehörte, eine neue starke Stellung im Mittelmeer zu gewinnen.

Dennoch konnte man von seiten der bourbonischen Höfe an eine Erneuerung des Weltkrieges fürs erste nicht denken. Wenn es schon den Siegern, England und Preußen, Mühe machte, die Wunden, die der große Krieg geschlagen hatte, zu heilen, so waren die Besiegten noch weit mehr dazu genötigt; nur wenn sich in ihrem Innern die zerstörten Kräfte wiederherstellen und neue, größere, stärkere entwickeln ließen, konnten sie hoffen, ihre Flaggen aufs neue über das Weltmeer zu tragen und die Ziele ihres Ehrgeizes zu erreichen: Reform, Neuorganisation ihrer Macht wurde für sie alle die Losung.

★

Wie ist es im Laufe nur eines Jahrhunderts zu dieser völligen Umkehrung des Machtverhältnisses der beiden führenden Mächte in Europa zueinander gekommen? War Frankreich das ärmere Land, seine Bevölkerung geringer als diejenige Englands mit seinen Kolonien? Gab sein Boden weniger her, waren seine Gegner tüchtiger, intelligenter, beweglicher, hingebender an den nationalen Gedanken und von stärkerem Willen zur Macht beseelt, einiger in ihren Parteien, gesicherter nach außen und geduldiger im Ertragen des Unglücks?

Nichts von alledem.

Frankreich besaß im Jahre des Friedens von Utrecht (1714) eine Bevölkerung von 20 Millionen, Großbritannien zählte damals nicht mehr als 6—7 Millionen. Die Kolonien kamen in bezug auf die Bevölkerung neben den Mutterländern für beide Mächte kaum in Betracht. Die englische Auswanderung, obwohl bereits stärker als diejenige Frankreichs, rechnete dennoch im Jahr nur nach Tausenden. In Neuengland überwog das britische Element nur um weniges die Zahl der Ansiedler, die aus Deutschland und Holland hinüberkamen; in den Südstaaten verschwanden die Weißen unter den Massen der Schwarzen, die ihnen das Land bebauen mußten; in Kanada saßen im Jahre 1763 nicht mehr als 600 Engländer unter 60 000 Franzosen; auf allen anderen Besitzungen der Engländer jenseits des Weltmeers, in Afrika, Ost- und Westindien war ihre Nation nur durch Soldaten und Beamte oder Kaufleute und etwa noch Missionare vertreten. Mit andern Worten: der Aufbau der angelsächsischen Rasse, die heute 150 Millionen umfassen mag, ihre Ausbreitung über die Erde, ist erst ein Werk des 19. Jahrhunderts geworden; das 18. Jahrhundert gehört auch in bezug auf die Volkszahl noch Frankreich an.

Erst von hier aus ermessen wir ganz die Bedeutung des Friedens von 1763. Er hat die Vorbedingungen geschaffen für das, was wir heute vor Augen haben: die Vorherrschaft des Angelsachsentums auf der Erde.

Wir müssen aber noch hinzunehmen, daß die Bevölkerung der beiden britischen Inseln mit nichten eines Sinnes und eines Stammes war. Ein Haß von Jahrhunderten, unauslöschlich damals wie heute, trennte die Bewohner der grünen Insel von den Angelsachsen, die jene in brutaler Erniedrigung und Knechtschaft hielten. Auch Schottland war, obschon durch das Königshaus selbst mit Altengland verbunden, dennoch feindselig und widerspenstig gesinnt. Erst durch den Sieg von Culloden über den letzten Stuart, den Prätendenten auf die schottische Krone (1747), gelang es den Engländern, dies Land endgültig mit dem ihrigen zu verbinden. Auch Frankreich hatte noch fremde Bestandteile, es hatte sie erst im letzten Jahrhundert hinzugewonnen. Aber weder die Deutschen im Elsaß und in Lothringen, noch die flämischen Teile seiner Bevölkerung im Nordwesten dachten an Trennung; sie fühlten sich eher von der großen Monarchie angezogen und es begann sich bereits ein politischer Gleichklang zwischen ihnen und der herrschenden Nationalität auszubilden, an dem vor allem die religiöse Einheit Anteil hatte, welche ganz Frankreich, wiederum im Gegensatz zu England, umschloß. Es gab unter den 25 Millionen, welche Zahl die Nation bis zum Ausbruch der Revolution erreicht hatte, nicht mehr als eine Million Protestanten.

England war allerdings mittlerweile relativ stärker gewachsen; aber noch zählte es nicht einmal die Hälfte der französischen Bevölkerung.

Gewiß bot ihm seine insulare Lage Vorteile für die Verteidigung dar. Aber es waren doch nicht die Wogen allein, sondern die Herrschaft über die Wogen, es waren ihre Siege zur See, welche den Briten die Sicherung gegen ihre Feinde verschafften. Im übrigen war die englische Küste sehr viel weniger geschützt als die Frankreichs, und die Bedingungen, um eine Flotte zu bauen, für Frankreich keineswegs weniger günstig; denn es besaß nicht bloß die Küsten des Ozeans, sondern auch die des Mittelmeers, zu dem, wie bemerkt, ihr Nebenbuhler England nur erst den Zugang durch die Meerenge von Gibraltar in der Hand hatte, und

wo es sonst keinen Nebenbuhler zu fürchten brauchte: mithin Raum genug für eine Küstenbevölkerung, um ebenso große Flotten, wie die ihrer Gegner, zu bemannen. Zu Lande sperrten es gegen Süden und Südosten mächtige Gebirge ab, und eine dreifache Kette von Festungen gegen Osten und Norden. Fügen wir dazu seine großen, durch ein Netzwerk von Kanälen verbundenen Handelshäfen, welche in der Tiefe der breitausladenden Mündungen ihrer Ströme gegen feindliche Überfälle weit gesicherter waren als die von England, und Kriegshäfen wie Brest und Toulon, die hinter ihren Felswänden jeder Flotte vollkommenen Schutz gewährten, so dürfen wir sagen, daß es kein Land in Europa gab, welches alle Bedingungen der Sicherung in solchem Maße genoß wie Frankreich.

Zwar besaß England in Kohle und Eisen Schätze des Bodens, welche Frankreich in diesem Maße entbehrte. Aber das Jahrhundert des Dampfes war noch nicht gekommen, eine Schwerindustrie gab es bisher nirgends in der Welt, und Handel und Gewerbe blühten, von der Regierung nach allgemein gültigen Grundsätzen sorgsam gehegt, in Frankreich nicht weniger als jenseits des Kanals. Städte wie Bordeaux und Marseille konnten sich sehr wohl mit Liverpool und Bristol messen, und Paris mehr noch als London sich rühmen, die Kapitale des geistigen Europa und seiner vornehmen Gesellschaft zu sein. Man hat oft davon erzählt, einen wie schweren Schlag an seiner wirtschaftlichen Kraft Frankreich durch die Vertreibung der Hugenotten erlitten habe. Aber auch die Altgläubigen wußten zu arbeiten, und ihre wirtschaftliche Regsamkeit wurde durch ihr Bekenntnis nicht gehemmt. Wenn die europäische Gesellschaft in dem Leben und Treiben des französischen Hofes ihr Vorbild sah und den dort herrschenden Geschmack auf allen Gebieten der Mode und der künstlerischen Kultur nachahmte, so wurden das alles ergiebige Quellen für den Wohlstand des Landes. Englands Ackerbau mochte weiter vorgeschritten sein; dafür beherrschten die französischen Weine die europäischen Märkte. Und Getreide wurde immerhin in Frankreich mehr gebaut als das Land selbst gebrauchte, zumal seitdem um die Mitte des Jahrhunderts auch auf diesem Gebiet das Interesse in den weitesten Kreisen erwacht war. Und dem Eifer entsprach der Erfolg. In allen Provinzen wuchsen die Erträge. Sie halfen bereits dem Lande die schweren Kriegsjahre 1756—1763, die ihm das Meer verschlossen, überstehen. Die neue ökonomische Schule der Physiokraten, welche im Gegensatz gegen das merkantilistische System für die Freiheit der Bewegung im Innern und nach außen eintrat, suchte gerade in dem Boden die wahre Quelle des Reichtums. Auch der Handel mit den Kolonien hob sich im Frieden aufs neue. Gerade die Verluste, die man erlitten, trieben dazu an. Zumal Westindien blühte mächtig auf, und die Häfen an der Westküste, Bordeaux, Nantes und le Havre, führten von da her dem Lande neue Reichtümer zu. Mit einem Wort, die Kräfte Frankreichs waren in reichster Entfaltung begriffen und Regierung wie Volk begierig, sie auszubreiten; es kam nur darauf an, sie zu sammeln, zu organisieren und die Hemmungen zu beseitigen, die ihnen veraltete Ordnungen und partikulare Willkür bereiteten.

*

Wer aber hätte dies anders vollbringen, und von wem hätte man es eher erwarten können als von der **Krone**! Daß sie das Recht dazu hatte, ward von niemand bestritten, ein Abweichen von dieser Auffassung nicht einmal geduldet. Auch historisch hatte niemand ein größeres Anrecht daran als sie. Es war der Weg, auf den die Geschichte sie geführt, seitdem der gemeinsame Ahnherr ihrer Dynastien, Graf Louis Capet, den festen Kern seiner Isle de France um Paris her geschaffen hatte. Wie sie allezeit die Führung in der Hand gehabt hatte, wo immer es gegolten, die Feinde des Landes abzuwehren, so hatte sie auch alle Eigengewalten, die sich auf dem Boden Frankreichs erhoben, niedergeworfen, die abgesplitterten wiedergewonnen und die widerspenstigen unterworfen: Ruhm, Größe und Glück Frankreichs waren allezeit mit ihr verbunden gewesen, sie war Symbol und Anker der nationalen Einheit geworden. Oft genug hatten ihre inneren und äußeren Gegner im Kampf gegen sie einander die Hand gereicht. Aber der Sieg der Monarchie über die Landesfeinde hatte die eigenen Vasallen immer um so tiefer unter sie gebeugt und die Nation nur um so enger um die Krone geschart, mit lebendigem Gemeinsinn und stolzem Selbstgefühl erfüllt. So war es noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts in dem Kampf der Fronde gewesen, dem letzten Versuch der großen Vasallen, die Krone unter ihren Willen zu zwingen. In derselben Zeit, da die englische Aristokratie sich das Recht des Widerstandes gegen den Anspruch der Krone auf die Prärogative im Staat erkämpfte, gaben ihre Standesgenossen in Frankreich jede Hoffnung darauf auf; ihr Degen gehörte fortan dem König; sie standen neben dem Thron, und mit ihm zusammen sind sie untergegangen.

*

Freilich fehlte noch vieles, um von einer Konzentration des politischen Willens in der Monarchie sprechen zu dürfen. Denn die **feudalen Grundlagen** des Reichs waren trotz aller modernen Ordnungen, mit denen sie überbaut und durchsetzt waren, noch nicht abgetragen, sie waren kaum in ihren Fundamenten erschüttert. Geblieben waren die Provinzen und die ständische Gliederung in Stadt und Land, mit allen ihren Abstufungen, vielgestaltig, in einem wirren Durcheinander, das nur die Geschichte des Landes

und der Kämpfe, durch die es zu einem Staatskörper zusammengewachsen war, widerspiegelte. Die Generalstände, welche einst in Konkurrenz mit der Krone die Einheit der Nation dargestellt hatten, waren seit 1614 nicht mehr berufen; aber große Provinzen wie Languedoc und Bourgogne waren noch immer ständisch gegliedert und besaßen eine umfassende Selbstverwaltung, sogar das Recht, Steuern zu bewilligen und umzulegen. Zwar war im Hintergrunde überall der zentrale Wille sichtbar, und die letzte Entscheidung lag eben doch bei dem Träger der Krone und seinen Mandataren, den Intendanten: aber ohne Reibung erreichten diese selten ihr Ziel, und oft genug mußten sie vor dem Eigenwillen der partikularen Gewalten und ihrer Inhaber zurückweichen.

Es waren die alten Geschlechter, die Seigneurs, die von jeher die Herren des französischen Bodens gewesen waren, mit dem einst die öffentlichen Rechte in der alten Monarchie verwachsen gewesen waren, und von dem noch immer der Satz galt, daß keine Stelle an ihm ohne Herrn sein dürfe: die Familien, die mit der Krone durch die vielgliedrige Kette des Lehnwesens verbunden gewesen, seit Jahrhunderten ihre Kriege geführt oder auch gegen sie für die eigenen Rechte und Ansprüche gefochten hatten. Was sie noch an Eigengewalt besaßen, waren Reste der halbsuveränen Stellung, die sie in der alten Zeit innegehabt hatten, Vorrechte, die ihnen die Krone bei ihrer Eingliederung in den neuen Staat noch hatte lassen müssen. Nur innerhalb der Schranken, die ihnen seitdem gesetzt waren, durften sie jetzt dieselben ausüben: aber um so eifersüchtiger hielten sie daran fest.

Nun waren es allerdings nur noch Wenige, die eine fürstengleiche Stellung im Lande bewahrt hatten; die Masse der Seigneurs sah über die Grenzen ihrer Provinzen kaum hinaus. An Standesgefühl jedoch fehlte es ihnen ebensowenig wie den Großen. Reinheit des Blutes blieb für sie das oberste soziale Gesetz, und an ihre Privilegien, so gering sie sein mochten, ließen sie so wenig rühren wie jene; auch dann nicht, wenn sie dieselben nur noch den Bauern gegenüber geltend machen konnten, die auf ihren Gütern saßen.

So waren es im wesentlichen doch nur die großen Familien Frankreichs, diejenigen, welche in früheren Jahrhunderten eine oft die Macht des Königs selbst überschattende Stellung innegehabt hatten, die noch in Staat und Gesellschaft ihren Einfluß zur Geltung bringen konnten. Ihre Besitzungen umfaßten zum Teil noch halbe Provinzen. Tausende von Eingesessenen hielten sie in Abhängigkeit. Sie selbst standen dem Namen nach noch immer an der Spitze der Provinzen oder der kleineren Bezirke, in die das Königreich zerfiel, als Gouverneure, Vizegouverneure, Kastellane, Baillis und wie die Würden der mittelalterlichen Monarchie sonst heißen mochten. Die Macht, die mit diesen Stellungen verbunden gewesen war, in Verwaltung und in Rechtssatzungen, im Krieg und im Frieden, war ihnen genommen, aber die Einkünfte, die oft in die Hunderttausende gingen und zum guten Teil erblich, an den Träger des Namens, sowie einst die Landschaft selbst, geknüpft waren, hatte man ihnen gelassen. Mochten ihre Würden auch nur noch leere Paradetitel sein gegenüber der Autorität, welche die Vertreter der Monarchie in den Provinzen ausübten, so sicherten ihnen dennoch ihr Name und ihre Besitzungen einen Einfluß, vor dem jeder andere zurücktrat, und ein Ansehen, das sie unter Umständen bei der Zentralverwaltung selbst gegen die Intendanten des Königs in Vorteil setzte.

Von dem Verwaltungsdienst hielten sich diese Großen ebenso fern wie die Geringeren vom Adel. Ihre Stellung verpflichtete sie dem König nur zum Dienst mit dem Degen. Auch hier in den Abstufungen, die ihre soziale Stellung bot. Die hohen Ämter waren fast immer für die großen Herren reserviert.

Auch mit der richterlichen Laufbahn gab kein Seigneur sich ab. Diese blieb einer besonderen Klasse von Familien vorbehalten, die sich im Gang der Zeiten wiederum zu einem besonderen Stande, dem Adel der Robe, zusammengeschlossen hatten. Aus dem Bürgertum hervorgegangen, bildete dieser eine Mittelschicht zwischen jenem und dem Adel des Degens. Auch diese Klasse der Privilegierten war in sich mannigfach gegliedert, darunter Familien von hohem Ansehen, die zuweilen (es sei nur an Montesquieu, den Parlamentspräsidenten von Bordeaux, erinnert) in dem erblichen Besitz ihrer Stellen waren. Mit der Monarchie selbst emporgekommen und aus den bürgerlichen Schichten sich ergänzend, auf den Universitäten des Landes mit dem geistigen Rüstzeug ausgestattet, das zur Bewältigung der juristischen und administrativen Aufgaben des neuen Staates notwendig war, und das der alte Adel, dem in dem mittelalterlichen Frankreich auch diese Funktion anvertraut gewesen war, gar nicht handhaben konnte, boten sie der Krone ein vorzügliches Material dar für den Aufbau der Institutionen, durch die sie den Sonderwillen der Seigneurs zu brechen oder beiseite zu schieben suchte. Aus ihnen nahm sie ihre Intendanten, und indem sie ihrem Ehrgeiz Gelegenheit bot, die Schranken ihres Standes zu überschreiten und bis in die höchsten Stellen des Landes zu gelangen, fand sie bei ihnen in Konflikten, in die sie mit den frondierenden Elementen geriet, stets willkommene Helfer.

*

In diese von tausend Resten des Feudalwesens ganz durchsetzte Monarchie war eingebaut die älteste, einheitlichste und mächtigste aller Korporationen des alten Frankreichs, die Kirche. Sie war noch älter als die Monarchie selbst. Sie war auf dem

Boden Frankreichs bereits heimisch gewesen, als dieser noch ein Teil des römischen Imperiums, sie selbst aber eine Provinz der geistlichen Macht war, welche das Römerreich ganz übersponnen und alle Kulturen, die in seinem Umkreis geblüht, in sich aufgenommen, im Innersten verwandelt und ihrem eignen Geist untertänig gemacht hatte; alle ihre Metropolitansitze und die meisten ihrer Episkopate stammten aus jener Zeit. Sie war die Staatskirche, die Kirche Frankreichs, die Kirche, welche die katholische Religion, die Religion von Trient, nicht bloß zu schützen, sondern auch zu fördern und zur einzigen Religion im Königreich zu machen bestimmt war. Wenn die Monarchie, die noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre protestantischen Untertanen mit brutaler Härte verfolgte, späterhin dieselben tolerierte, sie wenigstens in ihrer Existenz nicht mehr bedrohte, so handelte sie hierin gegen ihre eigenen Gesetze; denn erst zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution ist das Edikt Ludwigs XIV. aufgehoben worden, auf Grund dessen die Hugenotten vergewaltigt oder ausgewiesen worden waren.

Auch hatte diese Kirche ihres Ursprungs niemals vergessen. Alle anderen Privilegierten leiteten ihre Rechte und Besitztitel von der Krone ab: die Kirche allein gründete die ihrigen auf eine Autorität, welche über alle irdische Hoheit hinausreichte; sie war von jeher viel mehr die Verbündete als die Untertanin der Krone gewesen, so hatte sie, mit ihr Frankreich, den Staat und die Nation, aufgebaut. Viel tiefer, als es jemals von seiten der deutschen Kaiser geschehen, war die Kurie durch die französische Krone gebeugt worden, und doch hatte Rom, sehr im Gegensatz zu Deutschland, die französische Kirche niemals zum Abfall von der Krone bringen können. Durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch war sie mit der Krone zusammengegangen; sie hatte ihr nicht bloß gegen die Feinde des Landes, sondern auch gegen den Bischof von Rom beigestanden, bis zur Zersprengung des Verbandes der Gesamtkirche selbst. Aber den geistlichen Zusammenhang mit Rom hatte sie trotzdem zu allen Zeiten festgehalten. Als im 16. Jahrhundert die Gefahr heraufzog, daß das mit den nationalen Machtzielen verbündete Königshaus zum Protestantismus übergehen könnte, war es vor allem die Kirche gewesen, welche als die Beherrscherin der Massen sie dem römischen Glauben erhalten hatte: der Stifter des bourbonischen Hauses, Heinrich IV., der als Thronerbe sich mit jener Absicht getragen hatte, war in dem Moment, da er den Thron bestieg, zu ihr wieder zurückgekehrt. Die Einheit des Glaubens in Frankreich wiederherzustellen und immer fester zu machen, dahin war seitdem das Steuer des Staates gerichtet gewesen; auf diesem Wege hatten Richelieu und Mazarin, und nach ihnen Ludwig XIV. die französische Politik fortgeführt. Wenn sie Toleranz gegen die Hugenotten geübt hatten, so war es immer nur auf Zeit gewesen; und wenn sie auch dann noch mit Rom wiederholt in Streit geraten waren, so hatte auch dies am Ende immer wieder zu neuer Verbundenheit beider Mächte geführt. Dies war um so leichter gewesen, als die Konflikte mit der Kurie immer mit der Unterdrückung der von dem katholischen Glauben abweichenden Richtungen (mochte es den Anhängern Calvins oder den Jansenisten gelten), Hand in Hand gegangen waren: niemand war gegen die Hugenotten schärfer aufgetreten als Bossuet, der Bischof von Meaux, derselbe Hirte seiner Kirche, der der Krone im Kampf mit der Kurie treu zur Seite gestanden und in seinen philosophisch-politischen Schriften die Monarchie als die höchste, von Gott mit der Schöpfung selbst eingesetzte Gewalt gefeiert hatte. Und dieser Kirche hatte die Krone nicht nur die Erhaltung ihrer Untertanen im Glauben, sondern auch ihre Erziehung anvertraut, von der untersten Dorfschule her bis in die Lehrräume der Sorbonne; sogar in den Kriegsschulen (man denke nur an Napoleons Unterricht in Brienne und Paris) lehrten geistliche Brüder, nicht nur Religion, sondern auch Geschichte und Literatur.

Bei alledem war die Kirche immer eine Macht für sich geblieben. Die Selbstverwaltung, die sonst in den Provinzen wie in allen übrigen Korporationen durch den Machtwillen der Regierung gekreuzt und oft beinahe aufgehoben war, hatte sie sich ungeteilt erhalten. In ihren „Konvokationen“, die in bestimmten Zeitabschnitten, alle fünf oder zehn Jahre, zusammentraten, verhandelte sie mit den Kommissaren des Königs über die Höhe des Anteils, den sie der Regierung von ihren Einnahmen zu bewilligen gedachte. Denn sie war die größte Grundbesitzerin in Frankreich, und kaum geringere Summen bezog sie aus den ihr zur Verfügung stehenden Zehnten. Sie verweigerte niemals, der Krone diesen Tribut zu entrichten, aber sie hielt darauf, daß sie selber das Maß desselben bestimme. „Dons gratuits“, freiwillige Gaben, nannte sie die Summen, welche sie an die königlichen Kassen abgehen ließ. Und niemals vergaß sie sich selbst. Der Krone hatte sie Raum gegeben, ihre Macht zu entfalten, aber in ihre eigenen Rechte gestattete sie ihr keinen Eingriff: die ältesten Urkunden der heiligen Geschichte holte sie hervor, wenn es den Vertretern der Krone einmal einfiel, im Namen des Staates Dienste oder Gelder von ihr zu fordern. Sie gab dem König, was des Königs war; aber die Höhe ihrer Leistungen zu bestimmen, behielt sie sich selbst vor.

Dabei hatte auch sie sich im Lauf der Zeiten der sozialen Struktur des „ancien régime“ durchaus angeglichen; auch in ihr gewahren wir die gleiche Trennung zwischen den Privilegierten und den unteren Schichten, deren wir vorhin gedachten. Als Diener

der Kirche gehörten zwar alle Träger der Tonsur dem ersten Stande im Staate an, die Curés mit ihren 500—600 Livres im Jahr ebensowohl wie etwa die Bischöfe von Cambray und Straßburg mit ihren nach Hunderttausenden zählenden Einkünften. In der Tat aber gingen jene fast ausschließlich aus dem kleineren Bürgertum oder der bäurischen Bevölkerung hervor, und ihre Bildungshöhe überragte oft kaum die ihrer Dorfgemeinden. Obschon der Idee nach die Gläubigen vor Gott alle gleich waren und der Zugang zu allen Würden der Kirche auch den Niedrigstgeborenen offen stand. Es mochte wohl vorkommen, daß einmal ein höherer Geistlicher aus den unteren Ständen hervorging. Der Regel nach aber blieben die Prälaturen und nicht bloß die Bistümer (deren es 134 im alten Frankreich gab, 100 mehr als in Deutschland), sondern auch die zahlreichen Abteien und Priorate, die Kapitel und Kanonikate ebenso den vornehmen Häusern vorbehalten, wie die hohen Stellen in der Armee und den Provinzen den Angehörigen des Adels, sei es des Degens oder der Robe. Und die Benefizien zu vergeben, war von alters her das Vorrecht des Königs.

Fassen wir dies alles zusammen, so sehen wir eine Krone, die der Idee und ihren Ansprüchen nach absolut war, und Korporationen, welche tatsächlich im Besitz der wichtigsten Funktionen des Staates waren. Dem Adel blieb die Führung der Armeen, den Parlamenten die Rechtsprechung, der Kirche die Leitung der Seelen von der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule. Armee, Verwaltung und Besteuerung waren die drei Organe, durch welche sich die absoluten Kronen überall im alten Europa erhoben. Auf sie gegründet, hatten vor allem Preußens Könige sich zu Herren im Lande und ihren Staat zu einer Macht erhoben, die ihm eine Stelle unter den Großmächten des Erdteils verschafft hatte: in Frankreich aber waren sogar diese Organe von den feudalen Elementen überwuchert worden; auch sie spiegelten die Doppelnatur der Monarchie wider.

(Fortsetzung und Schluß folgt)

Zwei Impressionen am Meere!

Von Ernst Zahn

Am Strande

Blauer Himmel, blaue Fluten!
Unablässig rauscht das Meer,
Und hinein in weißen Gluten
Senkt die Sonne Speer um Speer.

Aus der Heimat schied ich gestern.
Kunde noch erreicht mich nicht,
Weiß nicht, ob sie mich verlästern,
Ob man gut dort von mir spricht.

Bin an fremden Strand verschlagen.
Was da war und was da wird,
Keinen kann ich danach fragen.
Nur die Sonne flammt und flirrt.

Unbekannte Mächte schweben
Zwischen Gehn und Wiederkehr.
Unablässig rinnt das Leben,
Unablässig rauscht das Meer.

Das Segel

Fern am Ende aller Dinge,
Wo sich Meer und Himmel schloß,
Steht ein Segel regungslos,
Weiß wie eine Schwanenschwinge,

Steht dort ohne Ziel und Landung.
Eine tiefe Stille wohnt
Über Meer und Horizont.
Nur ans Ufer rauscht die Brandung.

Ging ein Wunsch ins Gold der Weiten?
Suchte dort ein Mensch den Strand,
Bis er tief erschrocken stand
Vor der Ferne Ewigkeiten?

Stunden gehen hin. Es rötet
Sich der Westen bei und bei.
Nur das Segel steht, als sei
Wind und Sehnsucht ihm ertötet.

Nur das Segel färbt sich nimmer.
Einsam, reglos, fern und fahl
Wie ein Sinnbild ew'ger Qual
Steht es dort und wartet immer.



Sterbende Amazone. Bildwerk von Emil Jensen

Bilder aus dem Sudan

Von Rudolf de Haas

Mit Bildern von Alexander Jakowlew

Seit im Frühlicht der Weltgeschichte im Kielwasser der „roten Männer" aus dem Lande Kanaan die Galeeren des Karthagers Hanno das Grüne Vorgebirge umschifften, reichte der Arm der tyrischen Neustadt vom Saum Kyrenes über die Säulen des Herkules und das uralt phönizische Cadiz hinaus bis nach Sierra Leone, ja vielleicht bis an die Wasser des Golfs von Guinea und den Götterberg von Kamerun.

Jedoch der wagemutige Punier, der sich nach der heimatlichen Erde seiner Vorfahren auch in Karthago noch stolz „Kanaaniter" nannte, der im Vollblut der Phönizier alle Meere befuhr und der kalten Brise der Nordsee ebenso trotzte wie der Tropenglut Senegambiens, dachte nie daran, sein Leben dem Sandmeer anzuvertrauen. Wohl war der Karthager nach einem Wort der Alten aus dem Tyrier Libyer geworden. Sobald er sich stark genug dazu fühlte, weigerte er den Nomadenscheichs den Zins und bewirtschaftete die reiche Erde Nordafrikas mit zielbewußter Energie selbst. Unter der Peitsche der Zwingherren bebaute ein Heer gefesselter Sklaven den Boden, an die zwanzigtausend im Besitze eines einzigen Kolonisten. Niemals aber gelüstete es die karthagischen Pflanzer, den Schleier zu lüften, der jenseits der Sümpfe des Lacus Tritonis und der Atlaswände die schweigende Wüste verhüllte, aus der die Karawanen des Sudan ihre Schätze vor die Tore der Byrsa brachten. Vom Sandmeer Tripolitaniens, von den südlichen Hängen des aurasischen Gebirges wanderte kein wehrhafter Zug der am Golf des Bu Kornein angesiedelten, sonst so kühnen und abenteuerdurstigen Kanaaniter an die Wasser des Tsadsees oder des Nigers . . .

Weiter als der tyrische Kolonist kamen auch Rom und Byzanz nicht. Am Portal der Sahara machten sie halt.

Anderthalb Jahrhunderte hatten die Neurömer aus der Stadt des Konstantin das afrikanische Mittelmeergestade in Besitz, als auch ihre Stunde schlug. Die Besieger der Vandalen erlagen den in frischer Jugendkraft anstürmenden Mosleminen. Der Halbmond ging über den Pyramiden auf. Das Kreuz der Byzantiner sank von den Zinnen der Byrsa von Karthago wie vor ihm der Tempel des römischen Jupiter und das Heiligtum des phönizischen Eschmun.

Die Säulen des Herkules erbebten vor dem „Allahu akbar!" der Beduinen des Mekkaners.

Der Sohn der arabischen Wüste schreckte auch vor der afrikanischen nicht zurück. Er folgte dem einheimischen Libyer, dem Berber, in die Tiefen des geheimnisvollen Sandmeers.

Der Schleier der Sahara sank. Die jungfräuliche Wüste, die wie eine Braut dem Erlöser aus dem Osten entgegengeschmachtet hatte, erwachte aus der Dämmerwelt der Träume. Von den Syrten her und aus den Felsschluchten des Atlas stoben Sandtromben und Staubwolken hoch. Frühlingsfarben wie der junge Dattelwald der Oasen kleidete sich im Hintergrunde die Welt im Norden. Es war das grüne Banner des Propheten, das über der Frühlichtschwelle des Firmaments aufblitzte. Meharis stürmten heran, schnelle Dromedare, denen kein Roß es gleichtat. Weiße Kapuzen flimmerten über bronzefarbenen, kühnen Gesichtern, weiße Mäntel flatterten über buntfarbigen Sätteln. Welle auf Welle brauste heran wie die wandernden Dünen im



Ana, das Weib des Yalinga (Bantu-Neger)
Äquatorial-Afrika

Wehen des Samum. Durch die weite, wilde Wüste stob der Zug, bis der Saum des Sandmeers erreicht war, bis jenseits des Großen Schweigens neue, fremdartige Oasen auftauchten und bald hernach unermeßliche Steppen voll bunten Tierlebens und seltsamen Menschengewimmels.

Die Welt des „Sudan“ war erreicht, das Land der „Schwarzen“, wie das arabische Wort besagt, die Gebiete der Neger südlich der Sahara.

Am Eingang dieses Reiches bewillkommnete sie ein Wunder der Erde der Tropen, die Adansonia digitata, benannt nach dem Franzosen Adanson, der sie im 18. Jahrhundert von Senegambien aus kennenlernte und in einer Monographie beschrieb, besser bekannt als der „Affenbrotbaum“, Seite 67, Träger uralter Sagen und abergläubischer Vorstellungen wie vielleicht kein anderer Stamm des dunklen Erdteils. Als Wahrzeichen einer neuen Welt steht er vor uns, an einem Dorftümpel der Sudanbewohner, deren Kegeldachhütten an den Ausläufen der Sahara erbaut sind. Der Wunderbaum, der „Baobab“ der Westafrikaner, findet sich südlich der Großen Wüste von Senegambien, den Ländern am Tsadsee und Nubien und Abessinien an bis nach Rhodesien, Angola und Deutsch-Südwest. Er erreicht ein ungeheures Alter. Adanson fand an einem Stamm von 9,4 Meter Durchmesser Inschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert und schätzte das Alter dieses Baumes auf 5150 Jahre. Die schönen weißen Malvenblüten erfreuen das Auge. Die Frucht, die an langen Stielen von dem zur Trockenzeit blattlosen Baum herabhängt, enthält ein erfrischendes, süßsaures Mark, dessen Genuß uns im ostafrikanischen Kriege eine willkommene Abwechslung bot.

Sehr gut und anschaulich hat der Maler die Landschaft wiedergegeben, farblos trotz ihrer Farben, wie die Natur sich zeigt, wo die Wüste von allem Leben Abschied nimmt. In der Art der Zeichnung wird man an die Niederländer erinnert, an Breughel z. B., ebenso in der Farbtönung, in dem fahlen Gelb und Blaugrün.

Wenn wir Land und Leute im Sudan näher kennenlernen wollen, so brauchen wir uns gar nicht sonderlich anzustrengen. Alexander Jakowlew hat es uns leicht gemacht. Er führt uns auf Seite 69 Dromedare und Rosse der Gläubigen des Propheten vor Augen, die von Norden heranziehen. Wir schließen uns ihnen bereitwilligst an, nur daß wir den Vorhang der Jahrhunderte zurückrollen und in den Reitern einen Vortrupp der Araber uns vorstellen, die diese Welt zuerst sahen.



Mutter mit Kind der Bantu-Neger in Äquatorial-Afrika

Sie haben die Oasen am Saum der Sahara hinter sich gelassen und gelangen in die unermeßliche Steppe mit dem über sie hingebreiteten blauen Mantel Allahs und den zu ihrem Triumphempfang sich rüstenden Girlanden grünweißer Euphorbien.

Über die Natur des Sudan geben wenige Worte ausreichenden Aufschluß. Das weite Land zwischen dem Saum der Sahara und dem tropischen Urwald des Küstengürtels trägt durchweg den Steppen- und Savannencharakter. Eine Ausnahme bildet nur der westliche Sudan, der die Flußgebiete des Senegal und Niger umschließt; Urwald und die den Übergang zur Steppe vermittelnde Parklandschaft gestalten dort wie in vielen Gegenden Ostafrikas die Natur vielseitiger. Eine Trockenzeit und eine Regenzeit charakterisieren das Klima des Sudan mit den für Steppengebiete üblichen, von den deutsch-ostafrikanischen Hochplateaus her uns wohlbekannten Temperaturschwankungen.

Während das Land für die Beurteilung keine Schwierigkeiten bietet, hat das Völkerproblem auch heute noch keine einheitlich anerkannte Lösung gefunden. Gewisse An-

haltsfäden zur Entwirrung der Rassefragen bieten sich aber auch dem weniger geschulten Auge auf den ersten Blick.

Die vordringenden Araber, mit deren Auftauchen im Sudan das Frühlicht in diese Welt fällt, stoßen auf hellfarbige Rassen, auf Neger und auf von uns als Pygmäen bezeichnete Zwergstämme, die ebenfalls heller als die Neger sind, hell bis hellgelb. Diese gänzlich voneinander abweichenden Völker hatten sich bereits zur Zeit der Ankunft der Araber vielfach untereinander vermischt und sind heute in ihren Einzelindividuen nicht immer ganz leicht richtig einzutaxieren.

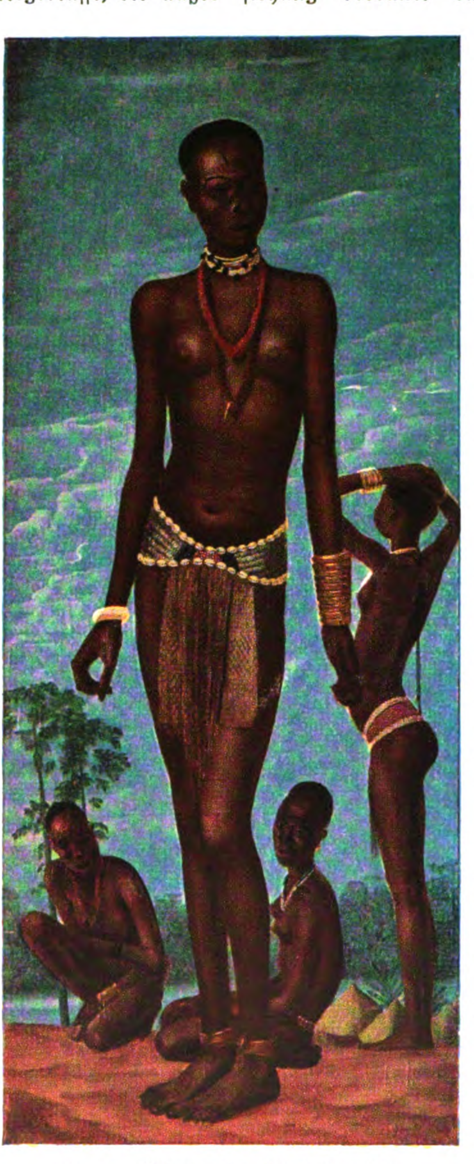
Von den drei Rassen, die die Araber im Sudan antrafen, waren die hellfarbigen Stämme ebenfalls aus Nordafrika gekommen, wie die Angehörigen des Propheten. Sie gehörten indessen nicht den Semiten an, wie die Araber, bildeten vielmehr mit den alten Libyern, den heutigen Berbern, sowie wahrscheinlich auch mit den alten Ägyptern und anderen eine große Familie. Es sind die Hamiten. Außer durch die helle Haut werden sie da, wo sie die Reinheit des



Ortschaft an den Ausläufern der Sahara in der Nähe des Niger. Vorn links ein uralter Affenbrotbaum

Blutes bewahrt haben, durch den hohen, schlanken Wuchs, das schmale, ovale Gesicht mit der wohlgeformten Nase und das lockige, nicht, wie bei den Negern, krause Haar charakterisiert. Von Hause aus sind sie alle Hirten. Ihre Sprache unterscheidet sich von den übrigen afrikanischen Sprachen dadurch, daß sie ein Maskulinum und ein Femininum kennt, eine mannigfaltige Pluralbildung aufweist und Ablauterscheinungen. Zu den Hamiten gehören das Herrenvolk der Fulbe und das handelstüchtige und gewerbfleißige Volk der Haussa. Beide sind Mohammedaner.

Die dunkelhäutige Negerrasse, die außer durch die Farbe sich durch das krause Haar, die Langköpfigkeit und den vorspringenden Unterkiefer charakterisiert, zerfällt in die weniger körperlich als vielmehr sprachlich sich unterscheidenden Sudanneger und Bantuneger. Unter Sudannegern verstehen wir die Stämme, die sich zwischen den Bantu im Süden und der Sahara im Norden niedergelassen haben. Ihre Sprachen bestehen aus einsilbigen Wurzeln, die Vor- und Nachsilben gar nicht oder doch kaum kennen und durch musikalische Töne, wie im Chinesischen ähnlich, unterschieden werden. Sie haben weder das grammatische Geschlecht wie die Hamiten noch die Klasseneinteilung der Bantu und bilden den Plural meist durch Anhängung einer Silbe. Bantuneger heißen die eine einheitliche Sprachgruppe bildenden Neger des südlichen, das große Dreieck bildenden Teils von Afrika. Ihren Namen haben sie durch den Deutschen Bleek nach dem ihre Sprachen in mehr oder weniger veränderter Form durchziehenden Wort „bantu“ = „Menschen“ erhalten. Im Norden reichen diese Stämme bis in die Nordwestecke von Kamerun hinein. Die Bantusprachen haben ebensowenig ein grammatisches Geschlecht wie die Sudansprachen und kennen auch keinen eigentlichen Ablaut, unterscheiden sich aber durch die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung von den Sudansprachen, teilen außerdem die Substantiva durch Vorsilben in Klassen ein und benutzen diese Vorsilben auch zur Bildung der Sätze. Sie haben eine reichentwickelte Grammatik und auch im Fürwort und Zeitwort eine große Formenfülle. Seine Entstehung verdankt das Bantusprachsystem wahrscheinlich der Mischung einer den Sudansprachen ähnlichen Urform mit einer Hamitensprache, die der der Fulbe ähnlich ist.



Junge Mädchen der Bantu-Hamiten

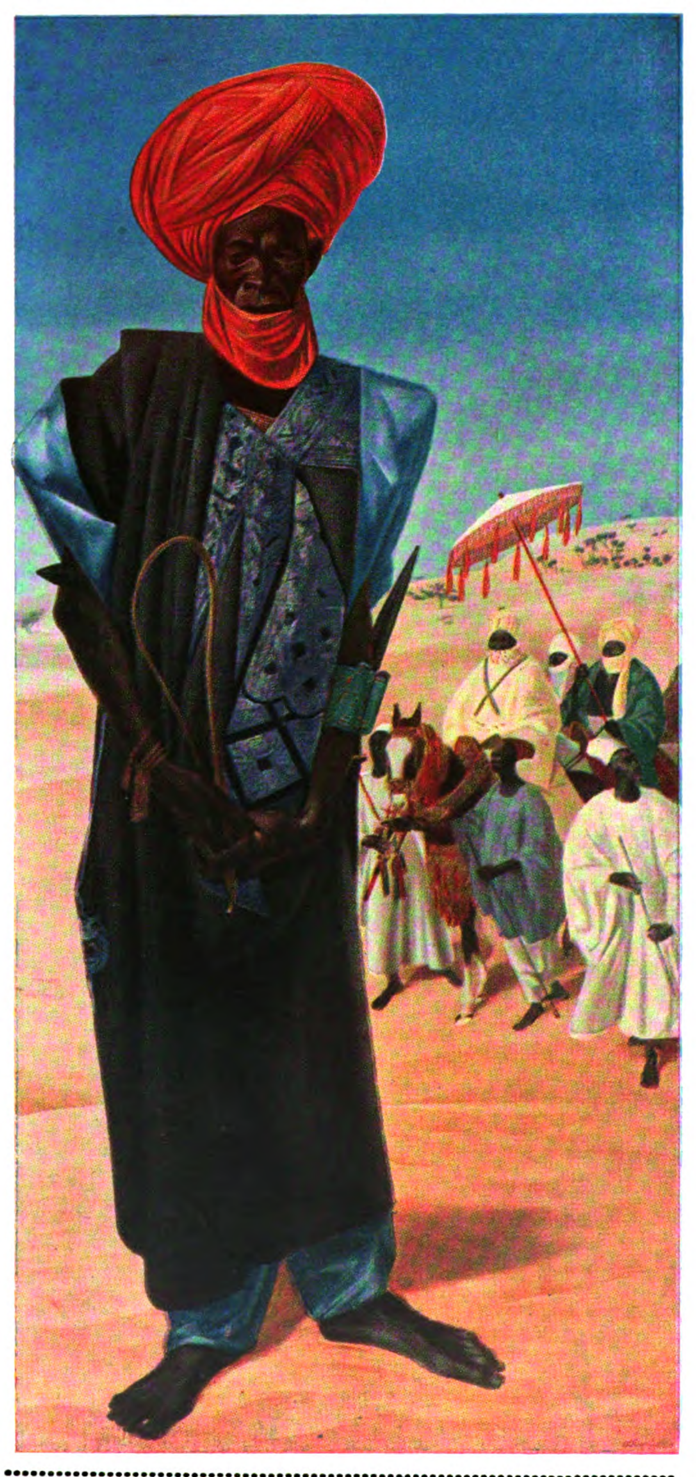
Die Pygmäen, zu denen die Bagielli in Südkamerun gehören, sind die durchschnittlich 150 Zentimeter nicht erreichenden Zwergvölker, die in einer ganzen Anzahl von Stämmen in Afrika verbreitet sind und unter anderen die Buschleute im Süden umfassen. In ihnen haben wir nach fast allgemeiner Annahme eine der ältesten Menschenrassen und jedenfalls die Ureinwohner Afrikas zu erblicken. Durch die Hamiten im Norden und die Bantu im Süden sind sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen mehr und mehr verdrängt worden.

★

Der Maler führt uns auf Seite 65 in den bunten Völkerstrudel des Sudan ein. Es ist ein häßlicher Typus. Der vorstehende, außerordentlich schwülstige Mund mit der überragenden Oberlippe fällt sofort in die Augen. Der sehr starke Hals läßt den Schluß zu, daß er einem untersetzten Körper aufgebaut ist.



Euphorbien. (Im Sudan)



Mashemma, Hauptmann der Reiterei des Sultans Serki Müssa (Sariki-n-Musulmin)

Ein Weib aus dem französischen Äquatorialafrika ist es, dem Teil des Sudan, der vom Tsadsee her östlich um Kamerun herumgreift und nahe der Kongomündung die Küste des Golfs von Guinea erreicht. Das Blut der Sudanneger fließt durch ihre Adern.

Das anscheinend auf einen Tuchhintergrund mit ganz primitiven Zeichnungen gestellte Bild der Mutter mit dem Kinde ist vortrefflich (Seite 66). Die Art, wie die Frau ihr Baby trägt, springt zunächst in die Augen. Das Kind reitet auf der Hüfte der Mutter und wird durch das Tuch gehalten, das über die Brust geschlungen ist. Das Kind sieht aus wie ein alter Mann. Das ganz besonders feine Bild läßt die Frage nach der Blutmischung in den Hintergrund treten. Eine Sudannegerin aus Französisch-Äquatorialafrika ist auch diese Frau.

Die Frage nach dem Stamm wird sofort akut bei dem ersten Blick auf Seite 68. Wie eine Riesin steht das schlanke junge Mädchen vor uns. Wir staunen zunächst über die sehr langen Arme und Beine und die hohen Hüften. Der lange, schmale, ovale Kopf fällt uns auf und an ihm insonderheit die außerordentlich hohe Stirn. Bei der Betrachtung der dieselben Merkmale aufweisenden Figur zur Rechten erregen wiederum die an junge Fohlen gemahnenden unteren Gliedmaßen die besondere Aufmerksamkeit. Wenn man von der etwas breiten, negroide Einflüsse verratenden Nase absieht, so tritt uns in der Hauptgestalt der un-



Reiter des Fulbe-Sultans Dsherma in Wattepanzern in der Niger-Kolonie Niamej

verkennbare Typus der Hamiten entgegen. Starke Metallringe zieren Arme und Füße der Figuren; der sehr schöne Lendenschurz und die geschmackvollen Halsschnüre verstärken den angenehmen Eindruck. Den Hintergrund bildet die an die Palme gemahnende schlanke Papaye, der um seiner erfrischenden Früchte willen besonders geschätzte Melonenbaum.

Die Gruppe der Mädchen leitet uns von



„Tej-tej", Papyruskähne auf dem Tsadsee

selbst über zu dem männlichen Vertreter ihrer Rasse auf Seite 70.

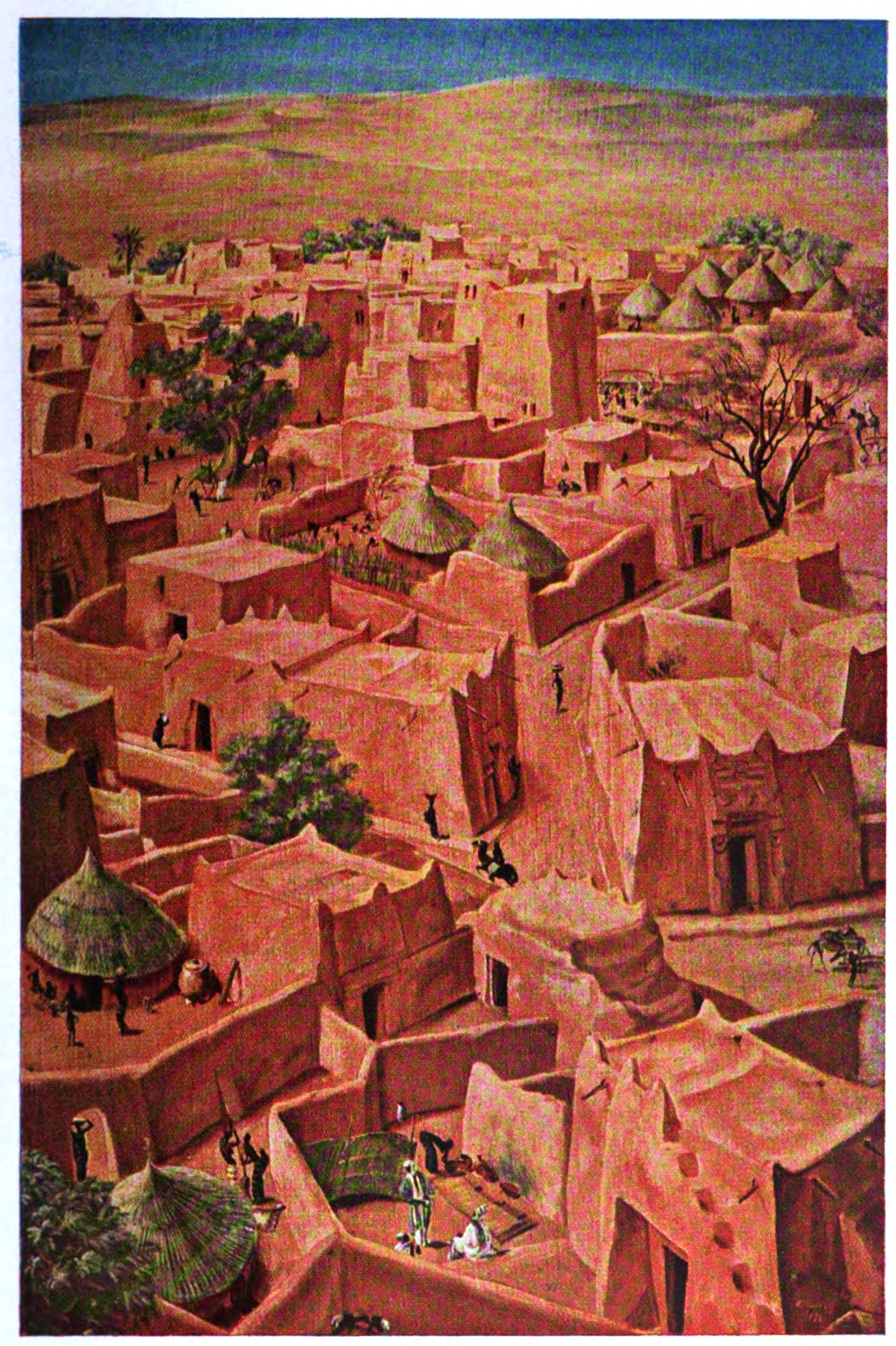
Wie andere Figuren Jakowlews ist der Reiterhauptmann scheinbar in das Überschlanke stilisiert. Wir bewundern die geschickte und geistvolle Behandlung der Kleidung und der Landschaft. Der Kontrast zwischen Himmel und Turban und dem schwarzen Gewand fällt zunächst in das Auge; das Blau hebt das Rot noch wirkungsvoller heraus. Es ist dem Maler gelungen, das Unheimliche der Erscheinung in erster Linie auf den Beschauer wirken zu lassen. Man fühlt sich zurückversetzt in die Zeiten der Sklavengreuel. Besonders wird dieser Eindruck durch die Peitsche und das in der Manschette bzw. dem Armband steckende Messer hervorgerufen, ebenso durch die spitzige Spange des rechten Arms, den man bei oberflächlicher Betrachtung für einen Dolch halten könnte. Der schwarze Überwurf verstärkt das Düstre der Persönlichkeit. Die Füße haben in ihrer Flachheit und Schlankheit, sowie in ihrer scheinbar etwas übertriebenen Länge etwas Schlangenhaftes. Der Mann ist barfuß, sieht aber trotzdem sehr elegant aus.

Die hinter der Hauptfigur ankommenden Leute sind in ihrer Bewegung ausgezeichnet beobachtet. Mit wenigen Mitteln ist die satte, finstre Ruhe orientalischer Machthaber ausgeprägt. In den begleitenden Figuren drückt sich die ganze Servilität der Neger aus.

Auf dem Bild zeigt sich die Stärke des künstlerischen Temperaments und die Eigenart der Auffassung Jakowlews. Es ist erstaunlich, mit wie zarten Farben doch die Glut wiedergegeben ist. Wie bei allen Bildern sind auch hier die Hauptfiguren und ihre Ausschnitte sehr künstlerisch gesehen.

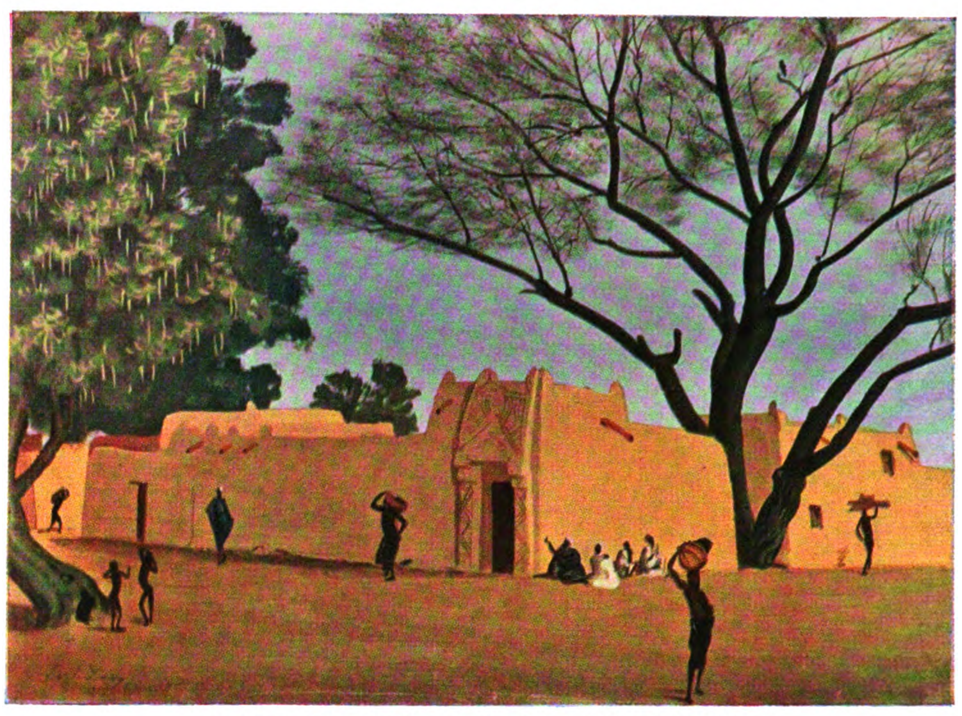
Das reich gestickte und phantastisch anmutende Kostüm bringt uns auf die Frage, wer dieser hamitische Reiterführer ist. Der „Serki Müssa", sein Herr, ist wohl identisch mit dem Sariki-n-Musulmin, wie der Titel des Sultans von Sokoto lautet, dem „Beherrscher der Gläubigen". Es ist der Sultan des großen Fulbereiches, das Othman dan Fodio 1802 auf den Trümmern der Haussamacht gründete; Sokoto erbaute er als seine Hauptstadt. Über die einzelnen Teile seines Reiches setzte er die „Lamido" genannten Statthalter oder Vasallen, die ihm alljährlich persönlich ihre Huldigung brachten und ihre Tributzahlung überreichten. Seine Herrschaft reichte vom Niger bis nach Adamaua in Kamerun. Durch die Ankunft der Europäer und die Begründung ihrer Kolonialmachtstellung sank seine Bedeutung zu einer Schattenexistenz herab.

Seite 71 führt uns dem Anschein nach ein wundervoll entworfenes modernes Plakat vor Augen, das irgendeiner frohen Laune der Phantasie seinen Ursprung verdankt. Bei näherer Betrachtung kommen wir auf den Gedanken, mittelalterliche Ritter zu schauen, die zum Turnier ausziehen, nur daß der Schauplatz im Morgenlande liegt. Wir kommen der Wirklichkeit schon näher. Es ist die Kriegsausrüstung der Fulbe-



Befestigte Sudanstadt

reiterei, aus der Kreuzzugserinnerungen hervorleuchten mögen. Der Sudan, der **Tierhautpanzer und** Eisenpanzer hervorgebracht hat, zeigt uns hier die Wattepanzer, mit denen die Fulbe Roß und Reiter gegen die Pfeile der von ihnen in



Arabische Siedlung beim Fort Lamy südöstlich vom Tsadsee

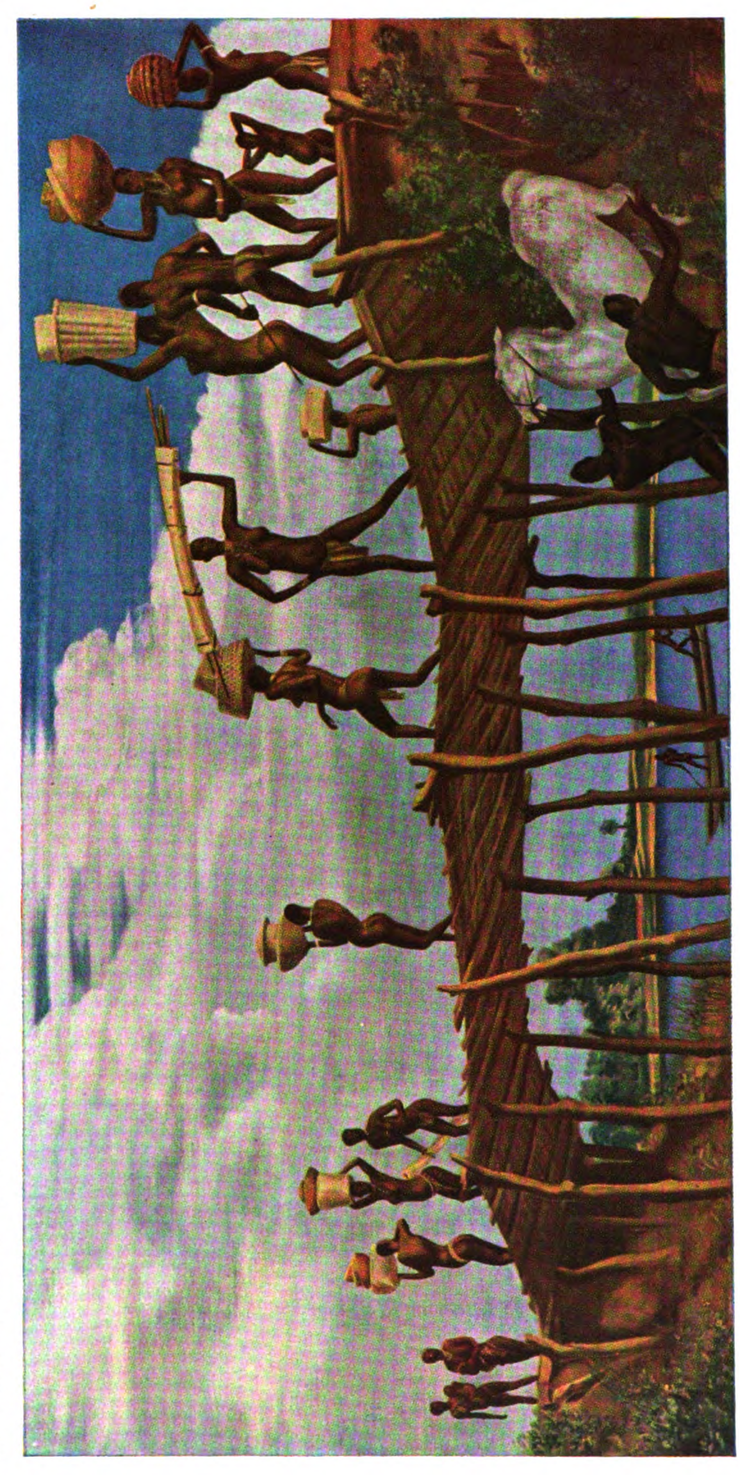
das Gebirge zurückgedrängten einheimischen Negerbevölkerung schützten. Die metallnen Helme sind durch Federbüsche prächtig verziert.

In der Art, wie die Muster der Wattepanzer gehandhabt sind, zeigt sich die große Begabung des Malers für die Einteilung der Fläche. Der strahlend blaue Himmel ist ein geschickt gewählter Hintergrund für das viele Rot und Gelb. Man hat sofort den Eindruck von Reitern, ohne zunächst von den mit Stoff verhüllten Pferden außer den Ohren und Augen etwas zu sehen. Das Bild ist geschmackvoll in Farbe und Form, wirkt monumental und gar nicht unruhig, trotzdem es in Einzelstücke zerlegt ist, und dünkt uns eine Schau aus dem Reich der Märchen.

In dem Maße, wie die Fulbe im Laufe der Zeit aus einfachen Hirten ein Herrschervolk wurden, nahmen sie die Sitten und Gebräuche der unterworfenen Haussa an, aus denen sie noch heute mit Vorliebe ihre Weiber wählen. Es ist daher kein Wunder, daß sie bis auf den später eingewanderten und rein verbliebenen Hirtenstamm der Bororo in den Haussa völlig aufgegangen sind. Als fanatische Mohammedaner haben sie nicht nur den Haussa, sondern allen Unterworfenen mit Ausnahme der in die Gebirge geflüchteten und hier ihrer Reiterei trotzenden Heidenstämme den Islam aufgezwungen.

Ursprünglich hatten die Fulbe den Kral, der aus primitiven Hütten mit rundem Kegeldach bestand, wie wir sie auf dem ersten Bilde sehen. Seite 73 zeigt uns ihren Fortschritt im Haussa- und Araberstil. Die Türen der Häuser erinnern an die Form, die sich bei ägyptischen Tempelbauten findet. Die Bäume der Lehmstadt haben den fahlen Ton der Sahara vom Wüstenstaub angenommen. Das Bild ist um die Mittagszeit gemalt, denn die Schatten sind klein. Eine große Virtuosität in der Behandlung der Perspektive tritt zutage. Der Blick überfliegt das orientalisch-biblische Stadtbild und betrachtet die Wüste, aus der für die Sudanstädte so oft die verhängnisvolle Wetterwolke in Gestalt toddrohender Beduinenschwärme nahte, die nach den Reichtümern des fruchtbaren Südens Begehr trugen. Alle Sudanstädte sind mit gewaltigen Mauern umgeben. Das bedeutendste Handelszentrum ist nicht die in einem Meer grüner Wipfel versteckte Hauptstadt Sokoto, die zwar den bedeutendsten Pferdemarkt hat und eine bemerkenswerte Ton- und Eisenindustrie aufweist, sondern das von der Vegetation vernachlässigtere Kano, der eigentliche Puls des Sudan, in dessen Nähe sich die besten Webereien und Indigofärbereien befinden; auch Leder, Eisen und Silber werden hier verarbeitet. Für die Ausfuhr nach Europa kommen heute hauptsächlich Erdnüsse in Betracht. Cha-

rakteristisch für die Sudanstädte sind die an China gemahnenden, dort „Kang“ genannten heizbaren Lehmpritschen, die in den kalten Nächten den Ofen ersetzen. Die sanitären Verhältnisse spotten, wo der Europäer nicht eingreift, jeder Beschreibung. Die Toten werden in den Höfen und unter den Wohnhäusern begraben. In den Tümpeln, aus denen das Wasser geschöpft wird, trifft man verwesende Tierkadaver und Unrat jeder Art. Sperlinge nisten in den Städten wie bei uns, nur nicht in den Häusern, sondern in den Kronen der Palmen und anderer Bäume. Die Zugvögel aus dem Norden finden sich ein. Neben ihnen gewahrt man, sobald man dem Urwald und seinen Flußgebieten mit den bunten Königsfischern, den Graupapageien und den blauen Bananenfressern mit ihren blutroten Schwingen den Rücken gekehrt hat, auch in den Bezirken der Sudanstädte als Vertreter einer mannigfaltigen Ornis den prächtigen Tantalus Ibis, den Nimmersatt, den herrlichen Kronenkranich, riesige Kropfstörche, schwarze Kormorane, heilige Ibisse, Schwarzhalsreiher, bunte Nectarinien und langschwänzige Glanzstare. In den Affenbrotbäumen horstet mancherlei gefiedertes Volk, unter anderem die



Eingeborenen-Brücke beim Fort Archambault in Äquatorial-Afrika

philosophischen Marabus. Auf den Stadtmauern recken träge die Geier ihre Schwingen.

Wir nähern uns dem Zentrum alter Reiche, die in Staub zerfielen, dem Tsadsee. Der Name Kuka taucht in unserer Erinnerung auf. Es war die Hauptstadt des einst so mächtigen Reiches Bornu, das der ägyptische Sklavenjäger und Mahdifreund Rabeh 1894 eroberte und zerstörte, nachdem er zwei Jahre zuvor bereits Bagirmi eingenommen hatte. Am Widerstand der Fulbe fand er die Grenze seiner Macht; sein Vorstoß nach Süden scheiterte.

Die Grazie der Papyrusboote auf dem Tsadsee ist unvergleichlich auf dem in Zeichnung und Farbe geschmackvollen Bild (auf Seite 72). Man empfindet die Wucht der Bewegung selbst mit und verspürt die Schnelligkeit des Dahinschießens physisch. Wie einen mächtigen Bogen hält der Eingeborene die Stange. Die Schlankheit der Glieder der Bootsleute und die Schnäbel des Fahrzeugs erinnern an Stabheuschrecken. Wundervoll ist die Färbung des Wassers und des Grüns, besonders interessant auch der kalte blaue Rock des Vordersten.



Junges, arabisches Mädchen aus Fort Lamy beim Tsadsee

Im Süden des Tsadsees sitzt in einer Kopfzahl von 100 000 der Araberstamm der Schua, dessen Wanderungen aus seiner asiatischen Heimat von der Wissenschaft eingehend untersucht sind. Seite 74 zeigt uns eine arabische Siedlung in Fort Lamy südöstlich vom Tsadsee, Seite 76 ein arabisches Mädchen von ebendaselbst, das aber, wie besonders die Mundpartie ausweist, Negerblut in starker Beimischung in seinen Adern hat. Fort Lamy liegt Kusseri gegenüber, dem Sitz der deutschen Residentur unserer ehemaligen Kameruner Tsadseegebiete, unweit der Vereinigung von Logone und Schari; hier wurde Rabeh 1900 von den Franzosen geschlagen und getötet und damit sein mächtiges Reich zerstört. Das Fort hat von einem der siegreichen Generale seinen Namen erhalten. Auf dem Bilde der arabischen Niederlassung kommt die stehende Hitze zum Ausdruck. Heißes Licht liegt über der Mauer. Die Farben wirken trotz ihrer Zartheit sehr intensiv. Während für den Sudan im allgemeinen die schattenspendende Tamarinde charakteristisch ist, erinnert der Baum links an die Kigelia aethiopica, den uns von Ostafrika her wohlbekannten „Leberwurstbaum". Das Mädchen von Fort Lamy wirkt ganz modern, als ob sie ein europäisches Kleid anhätte. Abgesehen von dem sofort sich als negerhaft charakterisierenden Unterkiefer, dem wulstigen Mund und den flachen Backenknochen fallen die Riesenohren auf und die sehr schön gewölbte Stirn. Eigenartig ist der lange, säulenartige Hals.

In den Ländern am Tsadsee wird der Ackerbau fleißig betrieben, in den Sumpfgebieten wächst der Reis wild. Im Logone-Schari-tiefland gibt es teilweise schöne Weide. Dornbuschwald ist ebenfalls reichlich vertreten. In den Steppen jagen die Araber den Strauß.

Südöstlich von Fort Lamy liegt Fort Archambault, oberhalb der Vereinigung der beiden Hauptströme, die den Schari bilden. Hierher führt uns das Bild von Seite 75, die Karawane, die die Brücke passiert.

*

Ein letzter Blick fällt noch einmal auf Seite 69. Mit den von Norden aus der Wüste kommenden Arabern sehen wir im Geiste Jahrhunderte später die ersten deutschen Pioniere von Tripolis über Kuka kommen, Barth und Rohlfs und alle die anderen, die ihr Leben daran wagten, den dunklen Erdteil zu erhellen.

Heute fährt das Dampfroß von Lagos aus in 44 Stunden mitten in das Herz des Sudans, nach Kano, der großen Handelsmetropole. Die fremde, bunte Welt ist erschlossen.

Die Straße / Novelle von Fritz Bondy

Der Norditaliener hat unter seinen vielen liebenswürdigen Eigenschaften eine, die man schon als Schwäche bezeichnen muß. Er liebt den Straßenbau über alles.

Ganz harmlos quetscht sich romantisch-verfallenes Gemäuer eines verlorenen Dorfes in die Reben hinein. Umsonst, das Auge des Straßenbauers ruht wohlgefällig darauf, er selbst aber ruht nicht, der „Capomaestro“ macht den Voranschlag, der Gemeinderat besichtigt, irgendeine in metaphysischen Höhen thronende Straßenbaubehörde gibt kostenlos den Segen — am Ende ist er gar nicht kostenlos, denn auch in den metaphysischen Höhen lebt man nicht bloß von Makkaroni —, die Gemeinde bewilligt ächzend vor Stolz und Steuern das nötige Geld, und dann kommen die Arbeiter. Lauter nette, angenehme Leute, die ihr Handwerk fabelhaft verstehen, miteinander Dialekt reden, Fremden aber höflich in einem Französisch Auskunft geben, in dem das „R“ nur so kollerollt. —

In den Gemeinden Terrassona und Ventidue bedurfte der Straßenbauehrgeiz wahrer Orgien zu seiner Befriedigung.

Terrassona gelang es, eine seiner Straßen, die zu einem einzelstehenden Gehöft führte und dort in den Wiesen ein ruhmloses Ende fand, von sechs auf zwölf Meter zu verbreitern. Nun konnte man ruhig der Entwicklung zur Großstadt entgegensehen.

Aber Ventidue ließ sich auch nicht lumpen. Seine Hauptstraße prunkte noch von Neuheit, da erreichte man durch kluge Voraussicht und ökonomische Verteilung der Möglichkeiten, daß man diese neue Hauptstraße dreimal hintereinander wieder aufreißen und schließen durfte.

Erst wurde die Kanalisation gelegt, dann kam die Gasleitung und endlich wollte man doch nach einigen tatenlosen Wochen sehen, ob Gas und Wasser einander nicht ins Gehege strömten.

Terrassona konnte diesen Erfolg der Nachbarn nicht lange auf seiner zwölf Meter breiten Straße schlafen lassen. Man studierte die Geographie sorgfältig, man sandte Expeditionen aus, und wahrhaftig, es gab eine Stelle, wo der Straßenbauwahn sich austoben konnte.

Da standen drei kleine Häuser in ihren Gärten an einem guten breiten Weg; an der andern Seite des Weges dehnte sich eine ungeheure Wiese, die vergebens darauf wartete, zum Bauplatz zu avancieren. Die Bewohner der drei Häuser waren mit ihrem Weg ganz zufrieden, nur wenn es zwei Monate ununterbrochen geregnet hatte, glich er einem Miniaturmississippi.

Das sollte anders werden.

Die üblichen Instanzen wurden in Bewegung gesetzt, der Weg war auf einmal belebt wie die Tauentzienstraße um Weihnachten, und ein Statistiker erbrachte den Beweis für die Notwendigkeit des Straßenbaus durch die Feststellung, daß schon jetzt siebenhundertdreißig Automobile jährlich den Weg frequentierten.

Diese Feststellung glückte dadurch, daß jeden Morgen das Auto des Bäckers den drei Häusern ihr tägliches Brot brachte und dann auf demselben Weg zurückfuhr.

Umsonst erklärten die Bewohner der drei Häuser, daß sie die Straße durchaus nicht brauchten, daß es schade um jeden Centime wäre — es nützte nichts, der Gemeinderat beschloß den Bau und dekretierte, daß die Anrainer und späteren Hauptnutznießer erhebliche Beiträge zu leisten hätten. — — —

In jedes Menschen Seele sprechen zwei Stimmen; die eine legt sich, wie das der Stoiker Epiktet verlangt, immer wieder die Frage vor: „Was würde Sokrates an deiner Stelle tun?“

Die andere aber ist die Stimme des ewigen Michael Kohlhaas. —

Der alte Borgaglia war zweifellos mit der stoischen Philosophie wenig vertraut; in der Praxis kaum und in der Theorie schon ganz gewiß nicht. Er hielt es lieber mit Kleist, den er auch nicht kannte. Und die Stimme des Michael Kohlhaas sprach ziemlich laut in ihm.

Als der Bau der Straße beschlossen war und zwei von den drei durch diese Wohltat betroffenen Hausbesitzern sich murrend fügten, da setzte der alte Borgaglia den Hut auf das flatternde weiße Haar und marschierte in die Stadt.

Der Advokat Rivasca kannte seine Kundschaften und besonders vor der Hartnäckigkeit des Borgaglia hatte er einen ungemeinen Respekt. Nur schüchtern widerriet er: „Was wollen Sie denn, Borgaglia! Ihr Grundstück steigt doch im Wert, wenn die Straße gebaut wird.“

„Das ist mir gleich. Mein Grundstück ist zweihundert Jahre in meiner Familie, und der Weg war immer gut genug.“

Solcher Art waren die Argumente, denen der Advokat zu begegnen hatte.

Der Hinweis auf den Fortschritt im all-

gemeinen, der immer neuer Straßen bedurfte, zog natürlich auch nicht. Borgaglia fand für den Fortschritt keine liebevolleren Worte, als er für Sokrates gefunden hätte. Mochten sie die Straße bauen, von ihm sollten sie keine fünf Centesimi dazu bekommen, und die erhöhten Steuern würde er auch nicht zahlen.

Aber die Arbeiter kamen und begannen den Weg aufzuwühlen.

Das gab den ersten Zusammenstoß.

Denn die Straße sollte natürlich breit sein; man konnte ja dem zukünftigen Verkehr nicht jetzt schon Fesseln anlegen. Es mußten daher den drei Hausbesitzern ebenso wie dem Besitzer der Wiese reichliche Streifen ihres Landes genommen werden.

Da marschierte Borgaglia abermals zum Advokaten Rivasca.

„Es sind doch nur ein paar Meter," sagte der.

„Nicht eine Handbreit!" erklärte der alte Borgaglia und hämmerte mit der Faust auf den Tisch, als ob es der Kopf des Bürgermeisters von Terrassona wäre.

Den Prozeß verlor er aber, und die Arbeiter räumten hohnlachend das Gemisch von Stacheldraht, Blech und Buchs fort, das Borgaglias Grundstück abschloß.

Es wurde die zweite Instanz bemüht, doch unterdessen ging es mit der Straße voran. Karren kamen und brachten große Steine und Sand, auf beiden Seiten wurden Mauern aufgerichtet, denn wenn man schon eine Straße baute, sollte sie auch gleich etwas höher gelegt werden. Nötig war das wohl nicht, aber es kostete mehr und war geeignet, den Ruhm von Ventidue zu verdunkeln, das auf solchen Einfall nicht geraten war.

Nachdem die Mauern standen, galt es die breiten Gräben aufzufüllen, die zwischen ihnen und dem alten Weg klafften.

Auch das gelang mit Hilfe des Abfalls von vier benachbarten Dörfern; die verbogenen Ölbüchsen Terrassonas lagen friedlich neben den Eierschalen von Sorranzo, neben der Asche von Palagno und zerbrochenen Weingläsern von Ventidue.

Die zweite Instanz war nicht klüger als die erste und bestätigte der Gemeinde das Recht, dem alten Borgaglia den zum Straßenbau nötigen Landstreifen zu enteignen. Aber der alte Borgaglia war ein wohlhabender Mann und jetzt erst ganz auf den Geschmack des Prozessierens gekommen.

Und der Advokat Rivasca fühlte sich nicht verpflichtet, seinem Klienten abzuraten. Mochte der Bauer immerhin zur dritten Instanz gehn. Selbst, wenn man da abgewiesen wurde, gab es noch genug Wege, den Prozeß zu erneuern, und der Advokat Rivasca hatte schließlich drei Töchter.

Die Gräben füllten sich, die neue Straße bekam sozusagen ein Gesicht, und man schüttete jetzt die ganze Länge lang Steine auf, grobe, große Steine, die unglaublich viel Spitzen hatten und den Bäcker dazu bewogen, sein Automobil an der Ecke warten und den Austräger zu den Häusern stolpern zu lassen. Die Sohlen des Austrägers gingen ihn nichts an, dagegen waren die Gummireifen teuer.

In diesen Wochen hätte jedenfalls der Statistiker von Terrassona Mühe gehabt, seine Verkehrsziffern zusammenzubekommen.

Doch schließlich war das nur ein Zwischenstadium, das bald überwunden sein mußte. So dachten wenigstens die Gemeinderäte.

Aber der Gemeinderat — allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz — denkt, und die dritte Instanz lenkt. Ein Formfehler bestimmte diese dritte Instanz, den ganzen Rechtsfall noch einmal an die erste zurückzuweisen.

Das alles erzählt sich schnell, aber in Wirklichkeit dauerte es Monate. Die Gemeinde hatte darüber das für den Straßenbau bewilligte Geld ausgegeben, der alte Borgaglia eine Hypothek auf sein Grundstück aufgenommen und der Advokat Rivasca die Mitgift für seine älteste Tochter zusammengebracht.

Die Straße aber blieb, wie sie war, der Brotausträger weigerte sich, sie zu betreten, und die Bewohner bahnten sich von der Rückseite ihrer Grundstücke her einen Weg über schlammige Wiesen.

Da entschied die erste Instanz, der alte Borgaglia sei im Recht gewesen, und die Gemeinde müsse ihm den enteigneten Streifen in dem Zustand zurückerstatten, wie er gewesen war.

Das hieß, die Steine, die schönen, vieleckigen Steine wieder forträumen, die Mauer einreißen und das Gemenge von Buchs und Blech und Stacheldraht wieder aufführen, das jetzt tief im Fundament der Straße ruhte.

Eine stürmischere Sitzung hatte das Municipio von Terrassona noch nicht erlebt. Die eine Partei, des Streites müde und vor allem in Angst vor Steuererhöhungen größten Stiles, war bereit, sich zu unterwerfen, aber die andere wollte nun auch bis zur dritten Instanz vordringen. —

Der Gemeindesekretär Moscati machte sich schließlich anheischig, den Fall zu einem glücklichen Ende zu führen; man müsse ihm

nur freie Hand lassen und, wenn alles gelänge, auch eine kleine Erhöhung seiner Bezüge zugestehn. Da man ja nichts Besseres wußte, ging der Gemeinderat darauf ein.

Es gab nämlich in dem unbeugsamen Kohlhaascharakter des alten Borgaglia doch einen schwachen Punkt. Er war ein wenig eitel. Nicht so sehr auf seine eigene halsstarrige Person, aber auf seine Familie, die in Terrassona ansässig war, als es noch überhaupt keine Straßen gab. Nicht so sehr, daß er seiner Eitelkeit große materielle Opfer gebracht hätte, aber für den Plan des Gemeindesekretärs reichte es doch.

Als Borgaglia am übernächsten Morgen erwachte und wie gewöhnlich auf die neue Straße blickte, da erhob sich gerade ihm gegenüber eine schöne, eiserne Tafel, und darauf stand mit schwarz lackierten Buchstaben:

Corso Borgaglia.

Er rieb sich die Augen, stieg hinunter, kletterte über die eckigen Steine. Wahrhaftig, die Tafel war da und die Stange, die sie trug, so tief in die neue Straße einbetoniert, als ob man noch den Auferstehenden beim Jüngsten Gericht den Weg über den Corso Borgaglia weisen wollte.

Der Alte kratzte sich hinterm Ohr. Das sah doch eigentlich sehr hübsch aus: „Corso Borgaglia“!

Aber da gerade der Sekretär Moscati ganz zufällig vorbeischlenderte, schnitt Borgaglia ein höhnisches Gesicht und sagte: „Damit fängt man mich nicht ein!“

„Wer denkt denn an so was?“ erwiderte Moscati arglos. „Es war ja immer bestimmt, daß die Straße nach Ihnen heißen sollte. Die Borgaglia sind doch die älteste Familie von Terrassona. Aber die Tafel ist erst gestern fertig geworden.“

„So, so,“ knurrte Borgaglia, besah noch einmal die Tafel und zog sich zurück.

Die nächsten Tage verliefen ohne Zwischenfall. Die Gemeinde ließ ihren Prozeß in der Schwebe, und der alte Borgaglia tat nichts, um das Urteil der ersten Instanz vollzogen zu sehen.

Aber am dritten Tag meldete ein zum Spion bestellter Dorfjunge, daß der alte Borgaglia nicht mehr durch die schlammigen Wiesen gegangen sei, sondern über die neue Straße.

Das hatte der Sekretär abgewartet, um den entscheidenden Streich zu führen.

Die Tafel war nämlich mit ganz besonderem Raffinement auf jenem Streifen aufgestellt worden, um den der Prozeß ging. Und eines Tages sah der alte Borgaglia, wie zwei Maurer sich mit Hacken an dem Fundament der Tafel zu schaffen machten.

Sie arbeiteten nicht gerade feurig und in großem Tempo, aber hin und wieder fiel doch ein Schlag.

Dem alten Borgaglia war es, als träfe jeder Schlag ihn in den Magen.

„Was macht ihr denn da?“ fragte er.

„Wir nehmen die Tafel weg.“

„Aber warum denn?“

„Das Stück soll doch wieder so aussehen, wie es früher war.“

Der alte Borgaglia hätte jetzt triumphieren dürfen. Aber — er wunderte sich selbst darüber — es war ihm gar nicht nach Triumph zumute. Er sah die Tafel an, sie stand noch schlank und fest, und die lackierten Buchstaben glänzten.

„Was soll denn damit geschehen?“

„O, das wird sich noch verwenden lassen! Die Buchstaben kratzt man einfach ab, und dann kann man drauf schreiben, was man will. Am Bahnhof brauchen sie immer solche Tafeln.“

Die Buchstaben kratzt man einfach ab ...! Am Bahnhof ...! Und was würden sie am Ende darauf schreiben ...? Statt Corso Borgaglia ...!

Der Träger des berühmten Namens schnitt diesmal ein saures Gesicht.

„Wartet doch eine halbe Stunde,“ meinte er. Und dann ließ er den Maurern eine Flasche Wein aus seinem Keller bringen. Es war ja kein Barbera und kein Chianti, aber immerhin ein guter „Nostrano“.

Und er selbst ging unterdessen zum Sekretär Moscati.

Was zwischen den beiden Männern verhandelt wurde, erfuhr man nicht genau.

Aber da die Maurer gleich darauf abberufen wurden, da die Tafel stehn blieb, da eine unbarmherzige Dampfwalze die kantigen Steine in den Boden des Corso Borgaglia drückte, da der Sekretär Moscati seine Gehaltserhöhung bekam und die Straße am nächsten Sonntag feierlich eingeweiht wurde, läßt sich annehmen, daß man zu einer Einigung gelangt war.

Der alte Borgaglia hatte ja schließlich den Triumph des Rechtes — wenigstens theoretisch — erlebt. Und das war ihm die Hauptsache.

Obwohl es gewiß nicht nebensächlich war, daß für alle Zeiten und Geschlechter, wenn Terrassona sich zur Weltstadt entwickelt hatte, die Menschenmenge über den Corso Borgaglia strömen würde. —

Rückkehr aus dem Süden

* * *

Gedichte von Karla Höcker

Traum

Es weht ein Hauch von Süden her
Und rührt dich an: und Lächeln bricht
Aus dem verschütteten Gesicht, —
Denn süß von ferne ruft das Meer — —

Und Silberglanz, und alter Wind,
Und wie die weißen Straßen sind,
Und wie ein Knabe träumend steht,
Wie zögernd heißer Tag vergeht —

O altes Lied, o wohlbekannt,
Wie zuckt die sonnenbraune Hand
Zurück, zurück in jenes Land!

Dein Inn'res ist wie Spiegelglas,
Das strahlt und blendet und zerbricht:
Da glänzt die schmale Wange naß,
Da senkt sich schmerzlich dein Gesicht — —

Ferner Freund

Ferner Freund, ich sage deinen Namen
Leise in die uferlose Nacht!
Sieh, kein Stern am schwarzen Himmel wacht,
Jener, die im Sommer zu uns kamen — —

Ferner Freund, Gebirge sind und Weiten,
Dunkle Täler zwischen uns gestellt;
Riesenhaft da draußen rauscht die Welt —
Aber leise klingen unsere Saiten.

Und im Dunkeln schwebt es: Lächeln, Klagen?
Sieh, dein ferner Freund, er lauscht und wacht!
Viele Stimmen hat die große Nacht,
Aber eine nur, um dir zu sagen,

Daß durch Täler, Straßen und Gefälle
Unsre Hände leise sich berühren:
Denn die Nächte sind wie offne Türen,
Und ein Berg vergeht wie eine Welle!

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Geschichten aus meinen Vortragsfahrten

Von Gabriele Reuter

Manches Jahr, sobald der Winter nahte, begann ich mich zu rüsten für die Fahrten durchs deutsche Land und darüber hinaus, nach Nord und Süd, nach Ost und West, in großen und in kleinen Städten aus meinen Werken vorzulesen. Schließlich wußte ich oft nicht mehr, welcher Marktplatz zu welcher Stadt — welcher Vorsitzende zu welcher literarischen Vereinigung gehörte. Und wo war es doch, daß der Saalbesitzer sich heimlich von hinten an mich heranschlich, um mir während des Vortrags die Uhr zu weisen — weil das Lokal für einen Maskenball gemietet und auch schon recht karnevalistisch ausgeschmückt war?

Bestieg ich im Morgengrauen den Schnellzug und hörte um mich her von betriebsamen Herren mit großen Musterkoffern ihre Unterhaltung über Absatz und Marktpreis ihrer Waren, kam ich mir richtig vor wie eine Geschäftsreisende in Literatur. Sitzt man am Schreibtisch, umgeben von ehrfurchtsvoller Stille, versunken in Träume von rhythmischen Sätzen, von der Melodie der Worte und der Formung lebensvoller Gestalten, denkt man nicht daran, daß man „Ware" fabriziert — Ware, für die Bedarf ist oder kein Bedarf — das letztere ist schlimm — und daß Vortragsreisen der Förderung des Bedarfs dienen, was man in der Geschäftssprache kurz und gut als „Reklame" bezeichnet. Die eigne Person, eine kleidsame Toilette fügt man als besonderes Reizmittel hinzu. Nun . . . Je nach der Stimmung nennt man dieses sich auf dem Podium der Neugier der Menge zur Schau stellen „eine Entwürdigung" — oder „eine Ehrung des Dichters durch sein Volk". Man kann alle Dinge in der Welt von verschiedenen Seiten anschauen und sie sind dann auch recht verschiedenfarbig beleuchtet.

Gegen den rauschenden Beifall einer großen Menge ist kein Schaffender gleichgültig. Wir wollen uns nicht idealistischer gebärden, als wir sind, wir wollen freimütig zugeben, daß öffentliche Vortragsabende viel zur Befriedigung der menschlichen Eitelkeit beitragen. Und wenn man eine Frau ist — ich ahne nicht, wie Männer in dieser Hinsicht empfinden — für eine Frau ist das leise bewundernde Raunen, das durch den Saal geht, ehe man noch ein Wort gelesen hat, das vielleicht durch den literarischen Ruf und vielleicht durch die Erscheinung hervorgelockt wird, süßer und einschmeichelnder als der Beifall am Schluß.

Zuweilen spielt in die Vorlesung eine ganz zarte Freude hinein. Man entdeckt unter der Fülle von Köpfen ein sympathisches, lauschendes Gesicht — man fühlt, wie jede Pointe, jede kaum spürbare Feinheit, die man liebt, dort verstanden — gewürdigt — genossen wird. Wendungen, die einem größeren Publikum entgehen, spiegeln sich in Lächeln, Trauer, Spannung wider auf diesem sympathischen Gesicht. Und nun liest man nur noch für diesen einen oder für diese eine. Man empfindet eine Beschwingtheit, die bisher nicht vorhanden war, man spricht feuriger, nuancierter — man gibt sich in einer tieferen Weise hin für diesen Freund oder diese Geistesschwester dort drüben in der zweiten oder dritten Reihe, die man niemals kennenlernen wird. Und man bewahrt die Erinnerung an gewisse Kopfbewegungen, an aufgeschlagene Augen, zuckende Lippen von Menschen, deren Schicksal und Sein uns immer fremd bleiben wird, lebhafter als das von Leuten, mit denen man in jahrelangem gesellschaftlichen Verkehr steht. Schenkte man ihnen doch für wenige Minuten ein Stück der eignen Seele.

Ziehe ich den Schluß aus meinen vielen Vortragsreisen: an wertvollem und sicherem Gewinn haben sie mir eine bedeutende Bereicherung meiner Menschenkenntnis eingetragen. Man begab sich für eine Weile aus dem gewohnten häuslichen Kreise, gewann überraschende Einblicke in andere Gesellschaftsklassen, in tragische, mindestens in eigenartige Familienverhältnisse. Solche Erfahrungen wurden mir vorzüglich dann zuteil, wenn ich nicht in den konventionellen Hotels übernachtete, sondern als Gast in Privathäusern aufgenommen wurde. Im allgemeinen vermied ich dies lieber, denn die Tage waren viel anstrengender, wenn auch farbiger und belebter. Zu allen Zeiten haben mir die Menschen ein sonderliches Vertrauen entgegengebracht. Ich war kaum eine Stunde in einer Familie, und ich erfuhr, ohne jedes Zutun meinerseits, von dem Gespenst, das sich in der Verborgenheit fast jedes Haushalts verbirgt, mag er äußerlich noch so friedevoll glänzen. Bei Zerwürfnissen zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern usw., versuchte regelmäßig jede Partei einige Augenblicke zu erhaschen, mir den Fall von ihrem Standpunkt aus darzustellen, das ergab dann die sonderbarsten Gegensätzlichkeiten. Überall sollte ich raten — entscheidende Unterredungen

herbeiführen, leichtsinnige Söhne zur Arbeit und Vernunft mahnen, vergrämte Ehefrauen zur Lebensfreude ermuntern, treulose Ehemänner zu neuer Wärme gegen die Angetraute anfeuern. Das waren nur die typischen Fälle, von den ungewöhnlichen Komplikationen verbietet mir selbstverständlich die Diskretion zu reden. Da befand ich mich denn in schwieriger Lage. Ich sollte und mußte meine Gedanken für den Abend zusammenhalten, dabei interessierten mich die menschlichen Schicksale oft so stark, daß dies fast unmöglich wurde und ich mich erst auf dem Podium zusammenreißen konnte. Natürlich war es meistens ganz unmöglich, den Wünschen der guten Menschen zu willfahren und bestimmend in den Lauf ihres persönlichen Geschickes einzugreifen, das ja durch Charakter- und Temperamentsanlagen bedingt wurde, die völlig außer dem Machtbereich der mir zugeschriebenen Zauberkraft lagen. Auch bemerkte ich bald, daß den Vertrauenden die Eingriffe, die sie zuweilen mit Tränen von mir forderten, am Ende kaum willkommen gewesen wären. Es genügte ihnen vollständig, sich nur einmal restlos auszusprechen, einem Menschen ihr Leid zu klagen, der am nächsten Morgen schon entschwunden sein würde und sie nie mehr, auch nicht durch einen Blick, an eine Stunde der Schwäche und Hingabe erinnern konnte.

Welche tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens zeigt sich doch in der Einrichtung der kirchlichen Beichte, die nicht nur die Sünden, sondern allen menschlichen Kummer — und wo wäre der nicht von Schuld durchsetzt? — wohltuend in sich aufnimmt. Die Beichte existiert für weite Kreise nicht mehr und der Arzt oder der Dichter muß an die Stelle des Priesters treten. Beiden traut man geheime göttliche Weisheitskräfte zu — leider sind sie nicht in dem Maße ausgerüstet und gelehrt zu dem Beruf des Seelenführers, wie der echte Priester es ist, in dessen Gewalt es steht, die Vergebung des Himmels als kostbarste Trostgabe zu schenken.

Hin und wieder hatte man auch als simples Weltkind die Freude, ein verwirrtes Gemüt mit ein paar vernünftigen Worten zurechtrücken zu können. Von einem solchen Begegnis, das mehr zu den heiteren Fällen gehörte, will ich erzählen. Ich muß voranschicken, daß bürgerliche Familien häufig angenehm überrascht waren, in der „berühmten Frau“ kein Phänomen, das mit überirdischem Augenaufschlag in samtenem Nachthemd oder wallenden Floren durch die irdischen Fluren wandelte, zu finden, sondern ein Menschenkind wie andere angekleidet, das sich, wenn die Rede darauf kam, für Kinderpflege und Kochrezepte interessierte, ja auf diesen Gebieten nicht unbewandert war. Die Mutter eines unsrer ersten Industriellen, eines gewaltigen Geldmanns, erklärte mir offenherzig, daß sie sich nur mit innerem Widerstreben entschlossen habe, mich in ihr Haus aufzunehmen, da kein gutes Hotel in dem Städtchen vorhanden sei, und sich nun aufs höchste überrascht finde, in der ersten Schriftstellerin, die ihren Weg kreuzte, eine völlig vernünftige Person zu finden. Ich verstand mich gut mit der prächtigen Frau von derbem rheinischen Humor. Einigermaßen betroffen war ich, die alte Dame vor dem Ofen meines Zimmers hockend zu finden, um eigenhändig einzuheizen — da ihr die Mädchen bei solchen Gelegenheiten leicht zuviel Kohlen verbrauchten!

Meine Theorie, daß in der Mutter die Eigenschaften latent vorhanden seien, die bei dem Sohne durch Taten in die Welt treten, bestätigte dieser kleine Beweis von großer Sparsamkeit aufs beste.

— Doch ich wollte eigentlich nicht von der Mutter eines phänomenalen Sohnes berichten — sie wäre die letzte gewesen, mich in ihr intimes Leben schauen zu lassen — sondern von einem weit harmloseren, bescheideneren Menschenkinde. Es war eine junge Witwe in einer schlesischen Stadt, der ich von dem dortigen Frauenverein als Gast zugewiesen worden war. Ein behagliches Heim, gutes Essen, gesunde, wohlerzogene Kinder, die hübsche, frische Frau. Ich fühlte mich wohl bei ihr, doch merkte ich ihr bald etwas Gequältes, Gedrücktes an. Auch sie gestand mir, daß sie etwas zwangsweise in die Rolle der Mäzenatin geraten sei, deren sie sich keineswegs würdig fühle. Als ich sie beruhigte und ihr versicherte, ich spräche von allen Dingen auf der Welt lieber als von „Literatur“, kam es denn heraus, daß die gute Seele, seit sie, eine willenlose Beute, den energischen Damen des Frauenvereins in die Hände gefallen sei, ein Leben führen müsse, das ihrer ganzen einfachen Natur von Grund aus zuwider sei. Sie solle sich unaufhörlich „zur Persönlichkeit entwickeln“, und die Damen ließen ihr mit diesem Verlangen keinen Tag Ruhe. Und sie wisse doch im Grunde gar nicht, wie sie es anzustellen habe. Sie nähme jetzt teil an dem Lesezirkel des Frauenbildungsvereins, so sei sie jetzt gezwungen, in einer Woche Bölsches Liebesleben in der Natur, alle drei Bände in einer Woche auszulesen, und dann solle sie im Verein darüber berichten. Das sei ihr eine schauderhafte Aufgabe, vor der sie sich entsetzlich fürchte, denn sie könne nun einmal nicht soviel lesen — sie sei es nie gewöhnt worden und könne nicht solange stillsitzen. Ihr Zimmer sei überschwemmt von Broschüren über Frauenfragen, sie quäle sich mit dem Bewußtsein ihrer Nutzlosigkeit, weil sie in keinem Berufe tätig sei und nur so fröhlich und zufrieden in ihrer Ehe und später allein mit ihren Kindern dahingelebt habe. Dies sei offenbar eine Schande und die Damen vom Frauenverein bewiesen es ihr auch bei täg-

lichen Besuchen. Sie hätten ihr jetzt eine französische Erzieherin für ihre Kinder besorgt (es war vor dem Kriege), damit sie sich ungehemmter ihrer geistigen Entwicklung widmen und auch Vorlesungen an der Universität hören könne. Aber ihr graue vor dem fremdsprachigen Wesen in ihrem Hause, das sie sicher ihrer Unbildung halber verachten, und vielleicht vor ihren Kindern lächerlich machen werde.

Ach — seufzte die Ärmste recht beweglich und ihre hübschen braunen Augen füllten sich wahrhaftig mit Tränen, sie wollte ja so gerne sich entwickeln — schon um ihren Kleinen gutes Vorbild zu werden — aber es fehle ihr doch jede Grundlage und sie verstehe die klugen Bücher nicht — und sie hasse die energischen Damen vom Frauenverein — und ob ich denn auch fände, daß alle die Qual für sie notwendig sei? —

Da habe ich herzlich gelacht — konnte gar nicht wieder aufhören und unter lauter Heiterkeit habe ich ihr gesagt, sie solle das Liebesleben in der Natur resolut zurückschicken und das Referat darüber ablehnen, und die Französin nicht in ihr Haus lassen, sondern ruhig weiter auf gut Deutsch mit ihren Kleinen Schulaufgaben machen und mit ihnen spielen und sich überhaupt nicht von den energischen Damen des Frauenvereins tyrannisieren lassen. Sie solle ihr eigenes Leben leben, wie es ihre gesunde Natur ihr vorschreibe, und nicht das fremder Leute, wenn die es auch noch so gut mit ihr meinten. Und eine Persönlichkeit werde man nur durch ein allmähliches inneres Reifen in Erfahrung und Beobachtung und in dem Durchfühlen jeglichen Kummers, jeglicher Lebensangst und jedes Glücks bis in ihre innersten Gründe — aber niemals durch das Lesen unverstandener Bücher. Ich war auch ketzerisch genug, einige Zweifel zu äußern, ob die energischen Damen vom Frauenverein wohl schon Persönlichkeiten geworden seien, da sie ihr so falsche Wege wiesen.

Auf dem Bahnsteig fiel mir die liebe Frau — denn das war sie — stürmisch um den Hals und küßte mich von Herzen, in überströmendem Dank, weil ich sie erlöst habe, richtig erlöst aus dem Banne des Frauenvereins. — Ob sie nun ferner den Mut gehabt haben wird, ihren eigenen Weg zu gehen, oder andern Einflüssen unterlegen ist, habe ich nie erfahren.

Sollten auf diese kleine Historie hin wilde Entrüstungsschreie aus Frauenbildungsvereinen mich erreichen, so will ich gleich von vornherein erklären, daß ich ihre Arbeit aufs äußerste schätze und hochachte. Hier ist nur von einem Fall die Rede, wo sie am ungeeigneten Objekt unternommen wurde. Es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß das allgemeine Bildungsstreben, von dem die Frauenschaft ergriffen ist, manche einfache, frische weibliche Natur auf Höhen lockt, auf denen sie schwindlig und taumelnd höchst unnützlich umherirrt, während sie im friedlich-grünen Tal gewohnter geradliniger Pflichten ein fruchtbares, gesegnetes Dasein führen könnte. Denn eines schickt sich nicht für alle. Sich selbst und seine Möglichkeiten erkennen und das eigne Selbst behaupten gegen alle Einflüsse von außen, ist wohl eine Weisheit, die die Frau am schwersten lernt.

★

In Aachen, Antwerpen, Brüssel hatte ich gelesen — nun war Köln an der Reihe und hier kam die Höhe — sozusagen die Krönung der anstrengenden Rheinfahrt.

Der herrliche alte Gürzenich-Saal — ein zahlreiches empfängnisfähiges Publikum — ein angeregtes abendliches Fest — es war alles mit viel Umsicht, ja mit Liebe vorbereitet. — Es kam keine einzige Entgleisung vor, wie in Elb-Florenz, wo man mir im Restaurant treuherzig versicherte: die Mitglieder der literarischen Vereinigung äßen zwar nur für eine Mark, aber ich dürfte mir auch eine Portion für zwei Mark aussuchen . . . Nein — in Köln war alles in großem Stil gehalten. Kein Wunder, denn der Freund, der Dichter und Schriftsteller, Herr Johannes Fastenrath hatte alles arrangiert und in seinem Hause wohnte ich auch. Frau Fastenrath kannte ich schon aus alten Schriftstellertagungen, an ihre frühverstorbene Schwester, die Wiener Dichterin Forster, hegte ich eine wehmütig-freundschaftliche Erinnerung — dies gab dem Verkehr mit meinen Gastfreunden gleich einen zutraulichen, ja herzlichen Ton. Wer hätte sich nicht wohlfühlen sollen in diesem Heim, wo der Reichtum durchgeistigt und durchwärmt war von der Liebe, dem Verständnis für künstlerisches Schaffen. War doch der verstorbene Fastenrath selbst Dichter und Gelehrter und besaß ein Herz von kindlicher Reinheit und Güte. Seine Frau aber war wie eine leise Begleitmusik zu seinem Wesen. Diese vereinte Gemütsart wirkt noch weit über Fastenraths Tod hinaus durch die Fastenrath-Stiftung für bedürftige Schriftsteller, die soviel Lebenssorge der Schaffenden lindert.

Es gibt wohl keinen Poeten, der nicht eine gewisse Schwäche für den Luxus hegt — oder bekämpft! Der sich umgeben von schönen Dingen, von edlen Möbeln, von Blumen, Bronzen, weichen Teppichen und guten Bildern, bei erlesenen Speisen und alten Weinen nicht gesteht: Eigentlich gehörtest du in solches Milieu und es ist eine Art hartnäckiger Unlogik des Schicksal, den Zwischenzustand der Kärglichkeit und der gehetzten Arbeit um das tägliche Brot nicht endgültig mit den dir einzig gemäßen Lebensumständen zu vertauschen. Nun — das Schicksal wird da wohl nach geheimen Gesetzen verfahren. Ich behagte mich in dem köstlichen Prachtbett mit seinen daunengefüllten Seidendecken, genoß das exquisite Frühstück, das die zierliche Zofe auf

schwerem Silbertablett mir an eben genanntes Prunklager stellte, genoß den Anblick der blinkenden alten Silbergeräte, des hauchdünnen Täßchens fast noch intensiver als Kaviar, Gelees, geröstete Weißbrotschnittchen und den erlesenen Tee. Und während das heiße Wasser in reicher Fülle in die Marmorwannen rauschte, konstatierte ich einmal wieder, daß ich für dieses alles doch eigentlich geboren sei.

Ein freundschaftliches Mittagessen vereinte einige der Hörer des gestrigen Abends, unter ihnen Anton von Perfall, den Romanschriftsteller und Feuilleton-Redakteur der Kölnischen Zeitung. Auch Ernst Scherenberg aus Elberfeld war herübergekommen — Ernst Scherenberg, der einst meine erste kindliche Novelle in sein Blatt aufgenommen hatte. Zwischen damals und heut lag eine lange arbeitsreiche Zeit und er freute sich in wahrhaft rührender Weise, mich so schön arriviert zu sehen.

Bei der Mittagstafel und bei dem folgenden Wiener „schwarzen Kaffee" lernte ich auch die berühmte rheinische Fröhlichkeit kennen — in diesen Räumen leicht gezügelt durch guten Geschmack, aber nicht gehemmt.

Am nächsten Abend sollte ich in Solingen, der Region des Stahls und der Messer, lesen. Frau Fastenrath behielt mich den Tag über noch bei sich. Sie meinte, in Solingen habe ich nichts zu versäumen und es wäre besser gewesen, ich hätte die Vorlesung auf eine frühe Nachmittagstunde verlegt, um mit dem Nachtzug zu ihnen zurückzukehren.

Ach ja — das wäre freilich besser gewesen. —

Wir suchten einen möglichst späten Zug aus dem Gewirr des rheinischen Bahnnetzes heraus, was nicht eben leicht war, weil wir uns dazwischen noch viel zu erzählen hatten.

„Sehen Sie hier — das paßt glänzend," sagte die liebenswürdige Frau. „Punkt sechs Uhr sind Sie in Solingen. Da können wir noch gemütlich Tee trinken — Sie fahren kaum dreiviertel Stunden."

So geschah's. — Wir nahmen dann Abschied, ihr Gatte hatte eine Sitzung und sich bereits bei mir beurlaubt. Der Diener brachte mich im geschlossenen Coupé zum Bahnhof — denn es begann nach beinahe frühlingsmilden Tagen plötzlich heftig zu schneien.

Ich saß wohlbedient und wohlversorgt in einem völlig leeren Abteil zweiter Klasse und sah mit einigem Unbehagen, wie sich Eisblumen an den Fenstern zu bilden begannen, während der Sturmwind dicke Schneewülste gegen die undurchsichtigen Scheiben peitschte. Die Namen der vielen kleinen Stationen konnte ich nicht verstehen. Ich behielt also die Uhr in der Hand und als der Zeiger auf Sechs wies und der Zug wieder haltmachte, öffnete ich die Tür, nahm meinen Handkoffer und stand gleich darauf, während der Zug schon weiter in die Finsternis toste, auf dem finsteren Bahnsteig.

„Solingen?" fragte ich den rotbemützten Beamten.

„Nein — Remscheid," antwortete er kurz und sachlich.

Ich glaube, mir entfuhr ein Schrei. „Ja — ich soll doch um acht Uhr in Solingen eine Vorlesung halten — wie in aller Welt komme ich denn noch dorthin?"

„Das wird schwer halten," meinte der Beamte, nun schon mehr für den Fall interessiert. „Sie hätten müssen auf der letzten Station umsteigen. Hat man Ihnen das nicht gesagt?"

„Nein — das hat man mir nicht gesagt," stammelte ich kleinlaut. Er belehrte mich, nach längerem Suchen in seinem Büchlein, daß ich allenfalls, wenn ich mit dem nächsten Zuge zurückfahre und mit dreimaligem Umsteigen auf einem allerdings viel weiteren Wege um sieben Uhr die Messerstadt noch erreichen könne.

Was blieb mir weiter übrig, als dem Rat zu folgen? Ich stand die ganze Zeit am offnen Fenster, ließ mir den Sturmwind um die Ohren und den Schnee in die Augen fegen, um nur nicht die Namen der kleinen Stationen zu verfehlen, bei denen ich umzusteigen hatte. Alles glückte merkwürdigerweise und gegen sieben Uhr hörte ich wahrhaftig zu meiner unaussprechlichen Erleichterung den Namen „Solingen" ausrufen. Stieg also aus und fragte noch einmal: „Dies ist doch also Solingen?"

„Ja, wollen Sie denn nach Unter- oder nach Ober-Solingen? Dann müssen Sie nämlich noch eine Station weiter . . ."

Der Zug war schon fort. Ich beschloß, mein Heil in Unter-Solingen zu versuchen, fragte nach einer Droschke.

„Die gibt's hier nicht. Es geht eine Elektrische. Sie müssen sich aber beeilen — dort den Berg hinauf. Gepäck nimmt sie nicht mit."

Ich schaute verzweifelt um mich her. „Ist denn kein Dienstmann da?"

Endlich wurde einem Jungen mit einem Handwagen mein Koffer anvertraut. In einer guten halben Stunde würde er vielleicht oben sein.

‚Im Notfall lese ich im Reisekleid,' dachte ich und jagte in Sturm und Schneetreiben — Glatteis war auch — den Berg hinauf. Warum die Elektrische so weit vom Bahnhof entfernt ihren Halteplatz hatte, verstehe ich auch heut nicht. Ich saß und fuhr in die Dunkelheit hinein, bis wir auf einem kleinen Marktplatz hielten, rechts eine Destille, links eine Destille. Ich frug nach dem Hotel mit dem fürstlichen Namen, das man mir als Nachtquartier genannt hatte. Aus der Destille rechts kam mir der dicke Wirt mit dem schlanken Lehrer aufgeregt entgegen.

„Na Gott sei Dank, daß Sie da sind — ich habe schon Blut geschwitzt vor Angst . . . das Zimmer ist auch geheizt."

Ich wurde durch den Schankraum ein Treppchen hinaufgeführt in das einzige

Gastzimmer, in das sich die ganze Kälte des Winters zurückgezogen zu haben schien. Sogar das Feuerchen, das im Ofen flackerte, hatte einen kalten gelben Schein.

„Die Hotels sind in Ober-Solingen," erklärte der Leiter der literarischen Interessen von Solingen. „Aber da unser Versammlungssaal hier am Markt liegt, dachte ich . . ."

„Ja, ja — sehr richtig," sagte ich zerstreut. „Könnte ich wohl einen heißen Tee haben?"

„Aber gewiß, gewiß . . ." Es kam eine Steinguttasse mit einem Rudiment von Henkel, die einen trüben Trank enthielt ... O laßt mich von ihm schweigen! Auf gründlichere Reinigung verzichtete ich angesichts des Waschbeckens, das man auch für ein Seifennäpfchen halten konnte, strich mir nur ein wenig das Haar zurecht, nahm meine Bücher und wollte hinuntergehen, als der Knabe mit dem Koffer eintraf und die Eitelkeit mich leider trieb, nun doch noch das reichlich dekolletierte, schmelzfunkelnde Abendkleid anzulegen.

Diese weltliche Gefallsucht sollte sich schwer rächen.

War das Zimmer kalt gewesen, so war der Saal noch hundertmal kälter. Auch blieb das Publikum unruhig, denn bald erhob sich diese, bald jene Dame, sich eine Umhüllung aus der Garderobe zu holen — so viele gehäkelte Tücher, gestrickte Kragen und Schals habe ich mein Lebtag nicht beisammen gesehen. Besonders ein Schal mit römischen Streifen, der etwas exotisch Seidenes imitieren sollte, fesselte meinen Blick, wie hypnotisiert mußte ich ihn fortwährend anstarren und hielt meine Vorlesung eigentlich nur für ihn, während ich beständig in einer Art von Kälte-Verblödung dachte: ‚Der muß sehr mühsam zu stricken gewesen sein!'

In der Pause erbot sich eine freundliche Schuldirektorin, nach dem Vortrag an meiner Seite zu bleiben, da es mir doch wohl unangenehm sei, allein in der Gesellschaft von Männern zu verweilen. Mein schüchterner Einwand, daß mir dies meine Jahre wohl ohne Gefährdung gestatteten, schien angesichts des Dekolletés und des Schmelzgefunkels nicht zu verfangen. Nachdem ich noch durch einen zusammenbrechenden Stuhl beinahe verunglückt wäre, hatte ich endlich die schwere Pflicht des Abends erledigt und zähneklappernd begab ich mich in die Destille mit dem fürstlichen Namen zurück, wo nun die Fidelitas beginnen sollte. Der Ofen im Herrenstübchen war auch wirklich tüchtig geheizt, ich hüllte mich in meinen Abendmantel und bestellte einen Grog — denn auf eine rätselhafte Weise durchzogen trotz der Heizung eisige Lüfte das Zimmer. Auch die verlegen-schweigsamen Vorstandsherren behielten ihre Mäntel an. Schließlich ermannte ich mich und fragte den Kellner nach der Ursache der sich stets steigernden Kälte.

„Hinter dem Vorhang ist die Fensterscheibe vor ein paar Tagen herausgefallen," erklärte er freundlich.

Ich schlug nun den Herren vor, lieber ins Wirtszimmer hinüberzugehen, aus dem zuweilen lebhaftes Stimmengewirr zu uns drang. Dort sei es gewiß warm und gemütlicher als hier.

Der Kellner machte Ausflüchte, rief schließlich den Wirt und dieser erklärte: „Ja, das geht leider nicht — dort übt die Vereinigung der Schornsteinfeger ein Drama!"

Da verzichtete ich auf weitere Geselligkeit und ich glaube, die Herren vom Vorstand, die Schuldirektorin und eine Fabrikantengattin waren herzensfroh, daß ich mich schnell von ihnen verabschiedete, um in die Regionen meines nächtlichen Nordpols emporzuklimmen.

Das Frühstück nahm ich dann lieber im Speisewagen des Kölner Schnellzugs und zu Haus angelangt, empfing mich für zwei Wochen mein warmes Bett. Eine tüchtige Halsentzündung war das Ende.

Sonderbar — so viele Orte und Vortragsabende sind mir aus dem Gedächtnis geschwunden — aber Solingen werde ich nie vergessen.

Gib mir deine Hände. Von Hugo M. Pachleitner

Nichts Frohes! Schwarze Äste
Lieblos im leeren Land;
Wie brauner, bleicher Sand
Des Schnees verlorne Reste.

Zu wenig Licht! Wie Wände
Der Berg, der tote Wald;
Wie ist's so bitter kalt.
O gib mir deine Hände!

O gib mir deine Hände
Und schau' mich lange an;
Ich würde froh daran,
Wenn ich noch Farben fände!



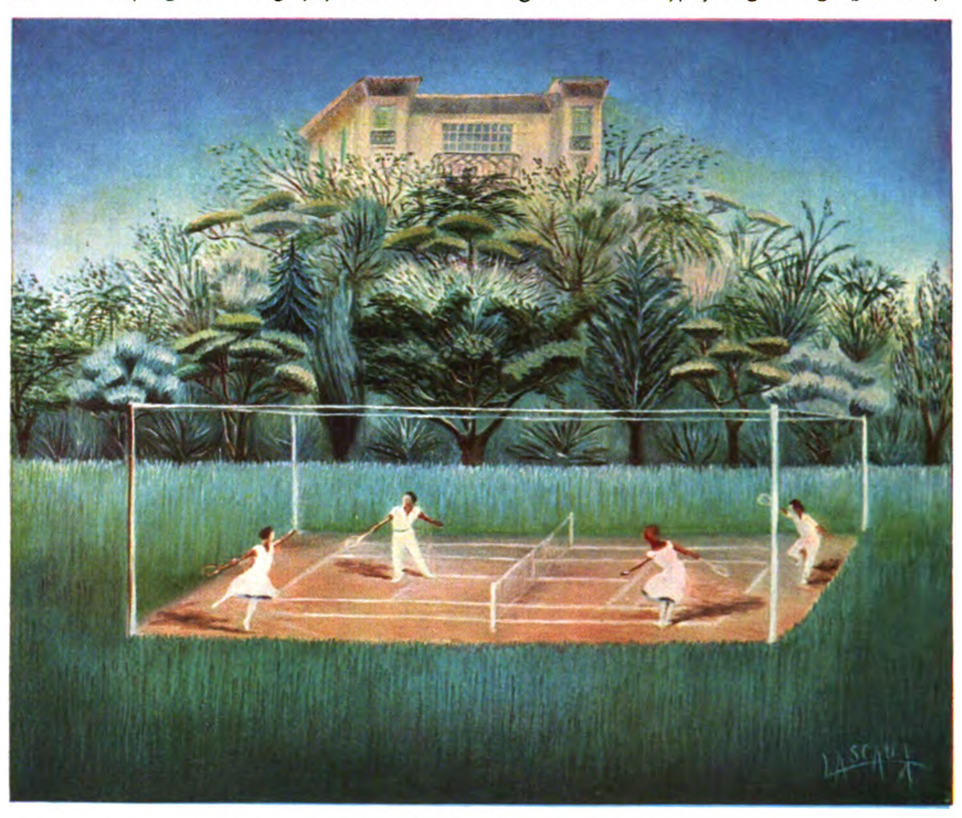
Neuzeitliche Körperschulung

Von Oberregierungsrat Dr. med. A. Mallwitz

Man hat den Eindruck, daß die Turn- und Sportbewegung nunmehr ihre Kinderjahre hinter sich hat. Die Zeit des Tastens und der Unvollkommenheit scheint überstanden zu sein; an ihre Stelle traten planmäßige Arbeit und Gestaltungsvermögen. Der neueren Körperschulung ist — neben vielen anderen Zielen — auch die Lösung einer bestimmten Staatsaufgabe zugefallen: Die heute so dringend erforderliche Hebung der Volksgesundheit. Ihrer Pflege hat die Volksgesamtheit und jeder Einzelne erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Auch das Reich wird auf diesem Wege dazu beitragen, der kulturellen Fortentwicklung der Menschheit ganz allgemein zu dienen.

Die den antiken Völkern vor Jahrtausenden bereits selbstverständlichen Anschauungen und Gewohnheiten in der täglichen Lebensführung, soweit sie das körperliche Training betrafen, haben wir bisher fast gänzlich vernachlässigt und von dem eigentlichen Geist jener Blütezeit Griechenlands so wenig begriffen, daß die alten Turnväter Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vorwiegend mit pädagogischen (Ordnungsübungen) oder politischen Zielen das große Ganze der Idee zu fassen glaubten. Und auch diese spärlichen Anfänge wurden durch die falsch angewandte Autokratie der Herrschenden wieder gänzlich zerstört (Turnsperre). Erst nach 1848 konnte die Bewegung — wenn auch zunächst nur sehr langsam — wieder neu aufgenommen werden. Götz (Deutsche Turnerschaft), von Schenckendorff und seine Freunde (Spielbewegung), der neuzeitliche Sport und die Übernahme planmäßiger Leibesübungen aller Volkskreise in die öffentliche Gesundheitspflege und die täglichen Lebensgewohnheiten bedeuten die Hauptpunkte der Entwicklung. Die Teilnahme Deutschlands an den olympischen Spielen der Völker 1896 in Griechenland (Athen) hat gerade in Deutschland den Gedankenkomplex ausschlaggebend gefördert. Die heutige planmäßige Pflege des Körpers durch Leibesübungen und die Bejahung der vernünftigen Ziele des Sportes sind heute eine Notwendigkeit geworden.

Für die Durchführung der großen Auf-



Tennis. Gemälde von Elli Lascaux



Rasen-Hockey. Wandbild von Albert Birkle

gabe aber ist bedingungslose Voraussetzung, die Ausartung in Sportidiotismus und dumpfen Arenageist zu vermeiden. Das gilt unter anderen insbesondere für den Raubbau an der Gesundheit der Jugend durch übermäßige Teilnahme an Wettkämpfen. Die führenden Sportverbände haben das erkannt und dringen auf eine Einschränkung derartiger Veranstaltungen.

Neben den sportlichen Spitzenverbänden tragen auf anderen Wegen gehende Bestrebungen zur Milderung dieses Zustandes erfreulicherweise bei: Die Jugendpflege, die Jugendbewegung und das Wandern. Hier haben wir sehr wirksame Kräfte, die geeignet sind, der ganzen Arbeit eine volkstümliche Grundlage zu sichern. Die Jugendpflege wird von öffentlichen und privaten Körperschaften bedeutend gefördert. An der Jugendbewegung sind alle Kreise des Volkes beteiligt, vom Altwandervogel bis zu den nach dem Kriege geschaffenen Bünden und Jugendgruppen. Dabei sind alle politischen und konfessionellen Richtungen vertreten. Und das herrliche Wandern, das mit seinen Stützpunkten in 2300 Jugendherbergen in Erholungsstunden an Feiertagen und in Ferien nicht nur die Jugend in hellen Scharen, sondern auch alle Erwachsenen, die den Geist der Zeit begriffen haben, hinaus ins Freie führt: starke Volkskräfte werden hier wiedergewonnen. Körperlich und seelisch kann sich in wenigen Stunden und Tagen, wenn man es richtig macht, jeder erfrischen, um den Anforderungen des Lebens immer wieder gewachsen zu sein. Die Schädlichkeit unseres Klimas kann ausgeglichen werden durch ausgiebige Bewegung und Abhärtung, die trotz aller Eigenheiten der verschiedenen Jahreszeiten selbst im Winter am zweckmäßigsten im Freien erfolgt. Von allen Übungsarten ist das Wandern besonders geeignet; daneben die schnellen Bewegungsspiele, bei schlechtem Wetter die Hallenübungen allerart, namentlich in Städten mit ihren oft schwierigen Verkehrsverhältnissen, Erkältungskrankheiten, Tuberkulose und anderen Infektionskrankheiten.

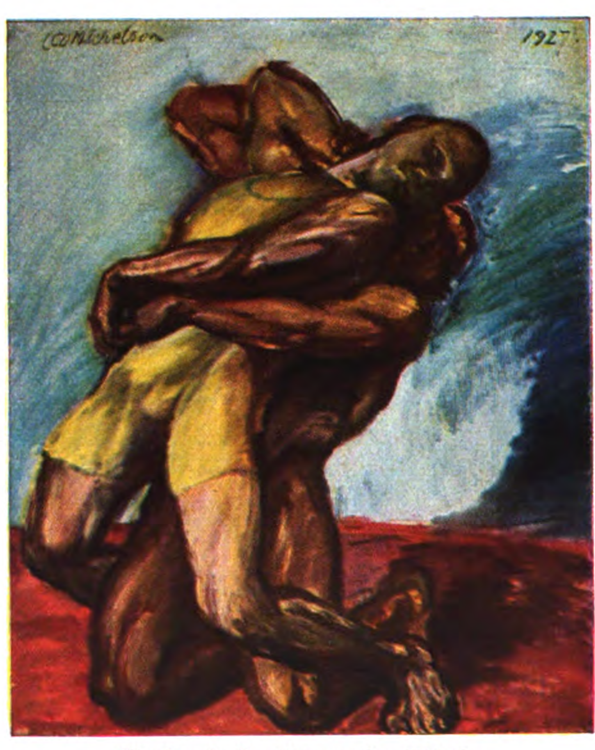
Aus den bisherigen Ausführungen geht bereits hervor, daß wir uns mitten in einer *Reform der Lebensführung* befinden. Eine neue Art der täglichen Zeiteinteilung und die eigentümliche Ausnutzung der Erholungszeit haben, das darf man wohl sagen, namentlich unter der jüngeren Generation einen neuen Typ des Menschen vorbereitet oder bereits geschaffen. Die Vorteile des Badens in Licht, Luft und Wasser, der alkoholfreien Jugenderziehung und überhaupt der Beseitigung des Alkoholmißbrauches, die Einführung des heutigen Sportbetriebes sind nach gesundheitlichem Gesichtspunkte wichtige Teilerscheinungen, die dem Leben ihr Gepräge immer deutlicher geben werden. Selbst die alte Turnergarde hat sich neu einstellen müssen. Vervollständigt und in gewissem Sinne gekrönt wird das Ganze durch die jüngste und so planmäßig betriebene Einführung des Wochenendes. In dieser laufen sehr viele Fäden auch anderer auf die geistige, sittliche und körperliche Erneuerung des Volkes gerichteten Bestrebungen zusammen. Durch entsprechende Verkehrserleichterungen und Verbilligung sowie andere Maßnahmen muß dafür gesorgt werden, daß nicht nur der Begüterte, sondern auch der Unbemittelte nach harter Arbeit draußen Erholung finden kann. Nach all der Verkrampfung von Körper und Seele, die die Automatisierung der Arbeit mit sich bringt, ist die organische Entspannung und die Lösung innerer Gebundenheit das ausschlaggebende Moment. Hier harrt für die künftige Entwicklung Deutschlands, das



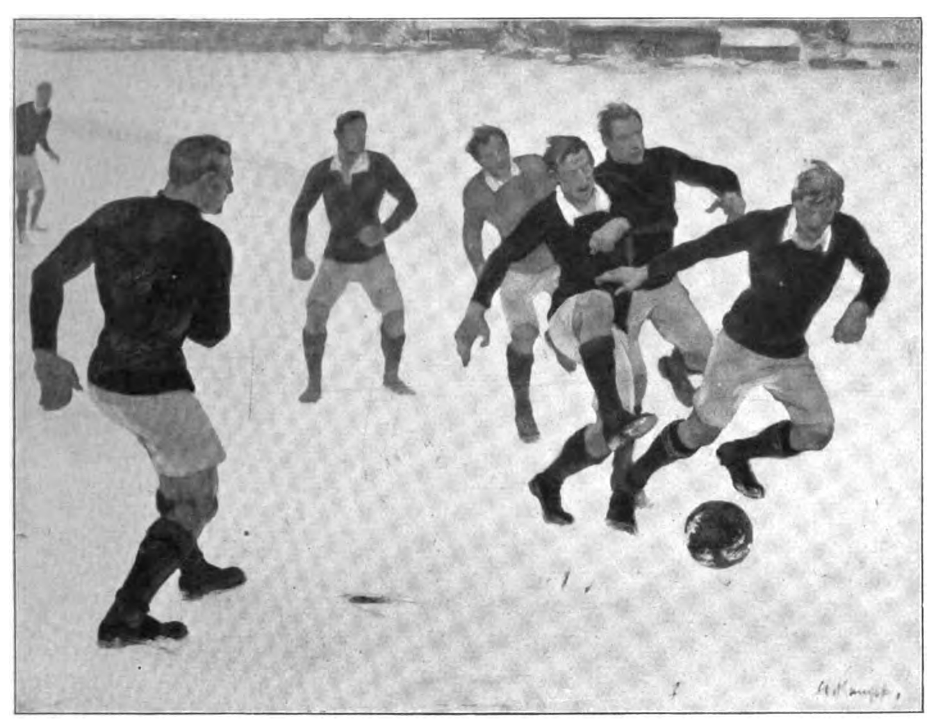
Handball. Wandbild von Franz Domscheit

nun auch infolge seiner Industrialisierung vor deren schweren Schäden geschützt werden muß, eine unendlich große Aufgabe ihrer Lösung.

In diesem Zusammenhange ist auch die Feststellung von kultureller Bedeutung, daß man endlich davon abgegangen ist, ausschließlich die in körperlicher, geistiger, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung Minderwertigen durch Bereitstellung von öffentlichen und privaten Mitteln zu betreuen. Neben die *Fürsorge und Wohlfahrt* ist die Pflege der noch nicht der Fürsorge Verfallenen getreten. Jeder einigermaßen gesunde Junge, jedes tapfere Mädel, Mann und Weib weigern sich, wenn sie noch einigermaßen Halt haben, bis zum äußersten, *Almosen* anzunehmen. Man beginnt in der *Wirtschafts- und Finanzpolitik* heute die ganze Tragweite dieser erst verhältnismäßig vereinzelt anerkannten Sachlage zu erkennen, und bei der Aufstellung von Haushaltplänen in Reich, Ländern und Kommunen zu berücksichtigen. Man muß endlich begreifen, daß jeder Pfennig, der — in gewissem Gegensatz zur charitativen Wohlfahrtspflege — für Zwecke der Jugendpflege, Jugendbewegung und Leibesübungen ausgegeben wird, nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Mark künftig erspart. Die Aktivierung aller organischen Kräfte des Körpers, die Fähigkeit zu Abwehrmaßnahmen bei bakteriellen und sonstigen

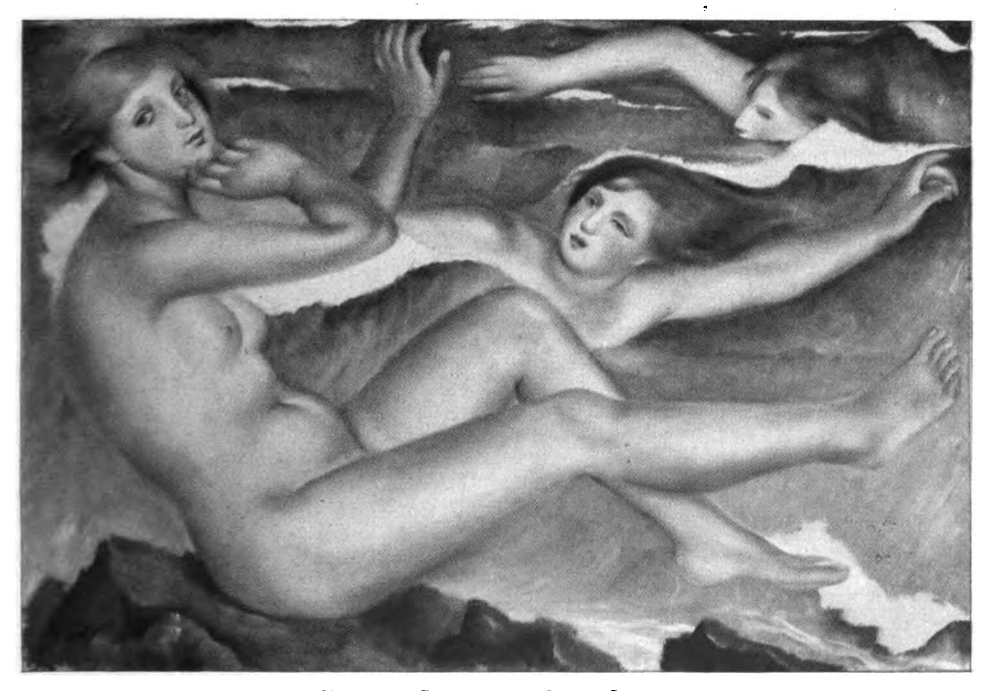


Ringkampf. Gemälde von Leo Michelson



Fußball im Winter. Gemälde von Prof. Artur Kampf

Erkrankungen, die Verminderung der Krankheitstage sind wichtig. Mit halben Maßnahmen wird die Aufgabe nicht gelöst werden! Es bleibt vorläufig noch so gut



Badende. Gemälde von J. von Togores



Der Langstreckenläufer. Gemälde von Gert Wollheim

hygienikers und des Sportarztes erkennt der Finanzfachmann wenigstens theoretisch heute im Grunde genommen an. Praktisch ist fast noch alles zu leisten. Dies wird künftig im Urteil der Geschlechter als ein schwerer Fehler angesehen werden. Wenn die Reichsverwaltung z. B. doch auch nur den hundertsten Teil von dem für Sozialversicherungen aller art aufgewandten Mitteln einstellte! Das muß mit Hilfe der Volksmeinung, der Volksvertretung und der unermüdlichen Aufklärungsarbeit der Fachkreise (Turn-, Sport- und Jugendverbände) sehr bald anders werden, ehe es zu spät ist. Denn der Dawesplan legt uns in den kommenden Jahren so ungeheure Geldlasten auf, daß wir der physischen und psychischen Auspowerung Halt bieten und die richtige Ausnutzung der Erholungszeit veranlassen müssen.

Nach diesen so wenig erfreulichen Ausblicken in die Zukunft darf eine lichtvolle Seite der auf die Kultivierung des Sportbetriebes gerichteten Bestrebungen erörtert werden: Das ist die endlich bewirkte Erhebung der Gymnastik zu einem Lehr- und Forschungsfach an den deutschen Hochschulen. Nur durch Erweiterung des erkenntnis-theoretischen Wissens und dadurch bedingte Vertiefung der Arbeitsweise in der Praxis an Schule und Hochschule können wir weiter kommen. Die Gymnastik hat nicht nur Unterrichtsgegenstand zu sein; man muß darüber hinaus bemüht sein, die Unzahl von Grenz- und Streitfragen allerart zu lösen, und zwar neben der Verbreitung des sicheren Besitzstandes in theoretischen Vorlesungen auch durch ständige Experimentalforschung. Mit der uns Deutschen eigenen Gründlichkeit und mit Überwindung aller vorhandenen Schwierigkeiten ist die Aufgabe angegriffen worden, die Unterrichtsverwaltungen der Länder helfen und, soweit das Ärztliche in Frage kommt, der Deutsche Ärztebund zur Förderung der

wie alles hier zu leisten. Wer darüber Näheres erfahren will, lese über die bisherigen Anfänge das Kapitel „Leibesübungen: Verwaltung und Organisation" des Verfassers in Band 5 des Handbuchs für soziale Hygiene 1927, Julius Springer, Berlin.

Bevölkerungspolitisch und volkswirtschaftlich gedacht, ist die heranwachsende Jugend das größte Gut des Staates. Lohnt es sich da nicht, den Nachwuchs und seine Aufzucht zum Gegenstand finanzpolitischer Überlegungen zu machen? Für Viehzucht und alles, was damit zusammenhängt, werden im preußischen Etat Dutzende von Millionen ausgegeben, für die Menschenaufzucht im ganzen etwa höchstens fünf Millionen. Sollte nicht auch der heranwachsende Mensch in den Stand gesetzt werden, wenigstens die ihm durch Vererbung überkommenen Anlagen — körperliche und geistige — auszubilden? Die Berechtigung der hiermit zusammenhängenden Forderungen des Sozial-



Eislauf. Wandbild von Erich Waske

Leibesübungen ebenfalls. Es haben sich Berührungspunkte mit fast allen Wissensgebieten ergeben; die Ausgestaltung der hier vorhandenen Ziele rein kultureller Art ermöglicht erst tatsächlich die Lösung der ganzen Aufgaben. Die nach langjährigen vergeblichen Bemühungen im Frühjahr 1920 ins Leben gerufene Deutsche Hochschule für Leibesübungen ist vorbildlich geworden auch für die gymnastischen Institute der deutschen Universitäten und Hochschulen. Die an ihr abgehaltenen Lehrgänge zur Fortbildung von Lehrern, Geistlichen, Ärzten, Verwaltungsbeamten und Juristen, Pressevertretern, Organisatoren und namentlich der Angehörigen aller Frauenberufe — schließlich der ausübenden Jugend selbst — haben weiterhin auch zur Einrichtung von Volks-



Die Turnhalle. Gemälde von Emil Büttner

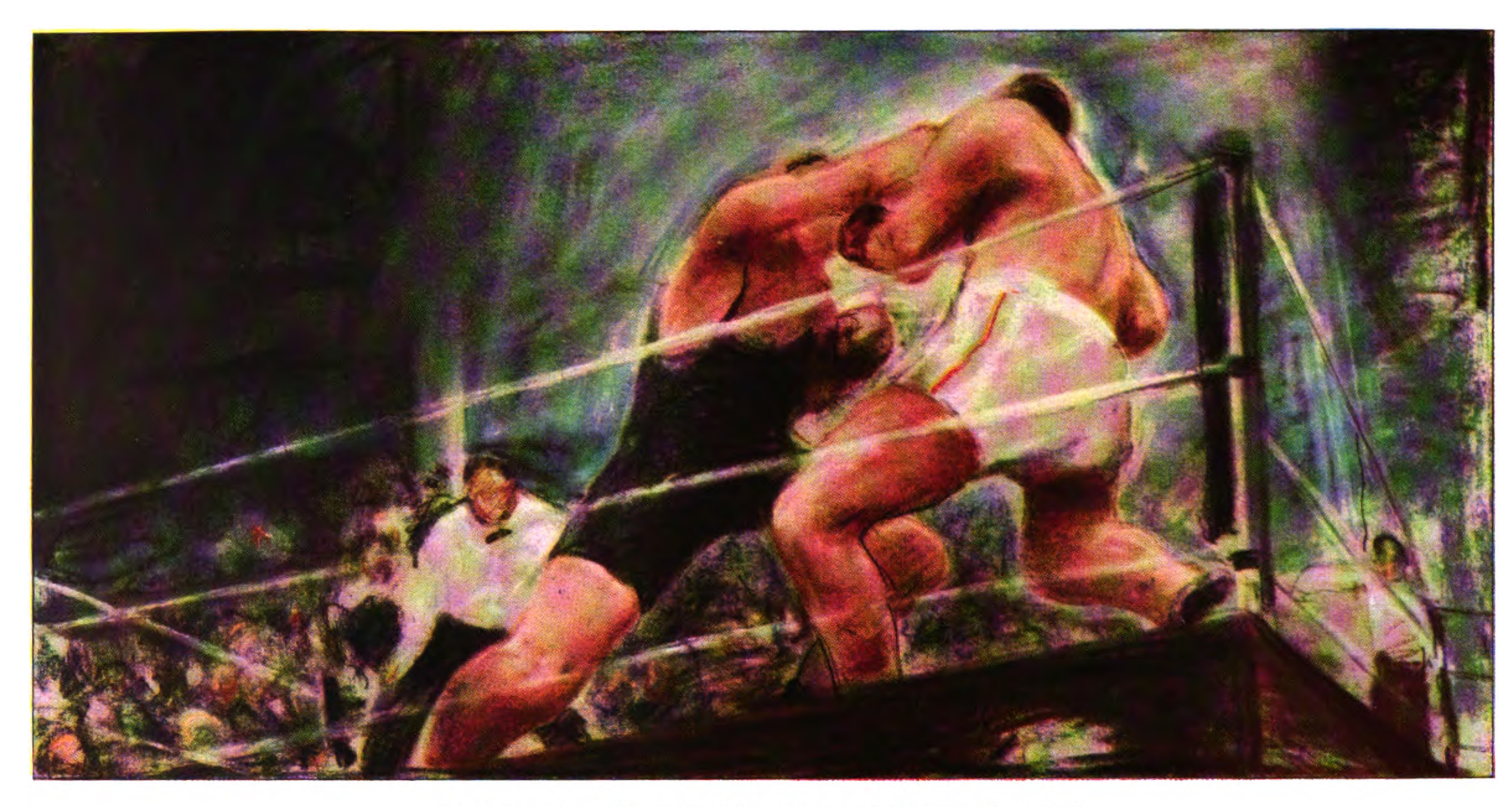
hochschul-Kursen in vielen deutschen Städten geführt. Man sieht, der Weg führt aufwärts. Der Wissenschaft steht die Kunst zur Seite, die bei dem kulturellen Ausbau der Turn- und Sportbewegung unbedingt mitarbeiten muß. Die Beziehungen zwischen planmäßiger Körperbildung und Gymnastik mit der Kunst sind Jahrtausende alt. Und trotzdem wagte Viktor von Podbielski es, bei Eröffnung des Deutschen Stadions 1913 nicht, eine Modellschule für Künstler von Anfang an mit ihm zu verbinden. Hoffentlich bietet die Prachtanlage des neuen Sportforums die Möglichkeit. In den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten blieben die Künstler, die oft genug und immer wieder zur Mitarbeit angeregt worden sind, dem Deutschen Stadion, den Übungsplätzen und in den Hallen anderer Gemeinden und der Turn- und Sportvereine fern. Nur vereinzelt hat man sie gesehen und dann um so freudiger aufgenommen. Und dabei wollen die Plastiker vom Kopieren der Antike loskommen, dabei sorgen sich die Maler und Graphiker, denen der alte Stamm kaufkräftiger Gönner verloren gegangen ist, materiell mit Recht um ihre Zukunft. Warum stehen so viele einem für die Kunst aller Richtungen so ergiebigen Arbeitsfeld wie diesem fast teilnahmlos,



Eislauf. Gemälde von L. Mallwitz



Radfahrer. Gemälde von Magnus Zeller



Boxkampf. Wandbild von Prof. Willy Jaeckel



Läufer. Gemälde von R. Delaunay

oft genug ablehnend gegenüber? Die im April dieses Jahres unter dem Motto „Sport“ abgehaltene, vom Verfasser organisatorisch betreute Frühjahrs-Sezession Berlin hat dies auch bewiesen. Von älteren abgesehen hielten sich die für die Ausstellung gearbeiteten Werke vielfach mit dekorativ wirkenden Vorwürfen auf. Der professionelle Boxkampf, Radrennen, Milieustudien standen im Vordergrund. Die Abbildungen zu diesen Ausführungen zeigen trotz allem, daß auch hier Positives bereits geleistet ist. Den Herausgebern der Hefte muß man Dank wissen, daß sie in rechter Erkenntnis der Sachlage diese Publikation aus sich heraus geschaffen haben. Wenn es gelingt, einen wertvollen Kern der Frühjahrs-Sezession — ergänzt durch gute Werke aller, auch anderer Richtungen — als Abteilung „Kunst“ des Museums für Leibesübungen mit Hilfe von Reich, Ländern und Gemeinden zu erhalten und vielleicht bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam zu zeigen, dann wäre wohl schon mehr als ein Anfang damit gemacht, den Künstler in den Kreis der an der Jugend Arbeitenden einzubeziehen. Neben Lehrer und Geistlichkeit, neben Arzt und alle Erziehungsberechtigten hat künftig im Sport auch der Künstler zu treten!



Am Ziel. Bildwerk von Alexander Oppler

Das Museum für Leibesübungen, ebenfalls eine Schöpfung jüngster Zeit, soll neben dem Studium der Veranschaulichung von Material dienen: Völkerkunde, Geschichte, Sportarztwesen (Muster einer sportärztlichen



Stafettenläufer. Wandbild von Josef Bato

Beratungsstelle) und Sporthygiene, Biologie, Architektonik (Übungsstättenbau), Kunst, Gerätekunde, Fabrikate der Turn- und Sportindustrie bilden in großen Zügen umrissen vorläufig den Inhalt des Vorhandenen. Das mit dem Museum verbundene **Deutsche Archiv für Leibesübungen** enthält die Abteilungen Bücherei, Filmarchiv, Lichtbildsammlung, Plaketten- und Plakatsammlung, Statistik (Vereins-, Übungsstätten-, Leistungs-Statistik). Man sieht, daß sich auch hier beachtenswerte Zeichen einer kulturellen Umwertung aus dem Technisch-Handwerksmäßigen des Turn- und Sportbetriebes zeigen.
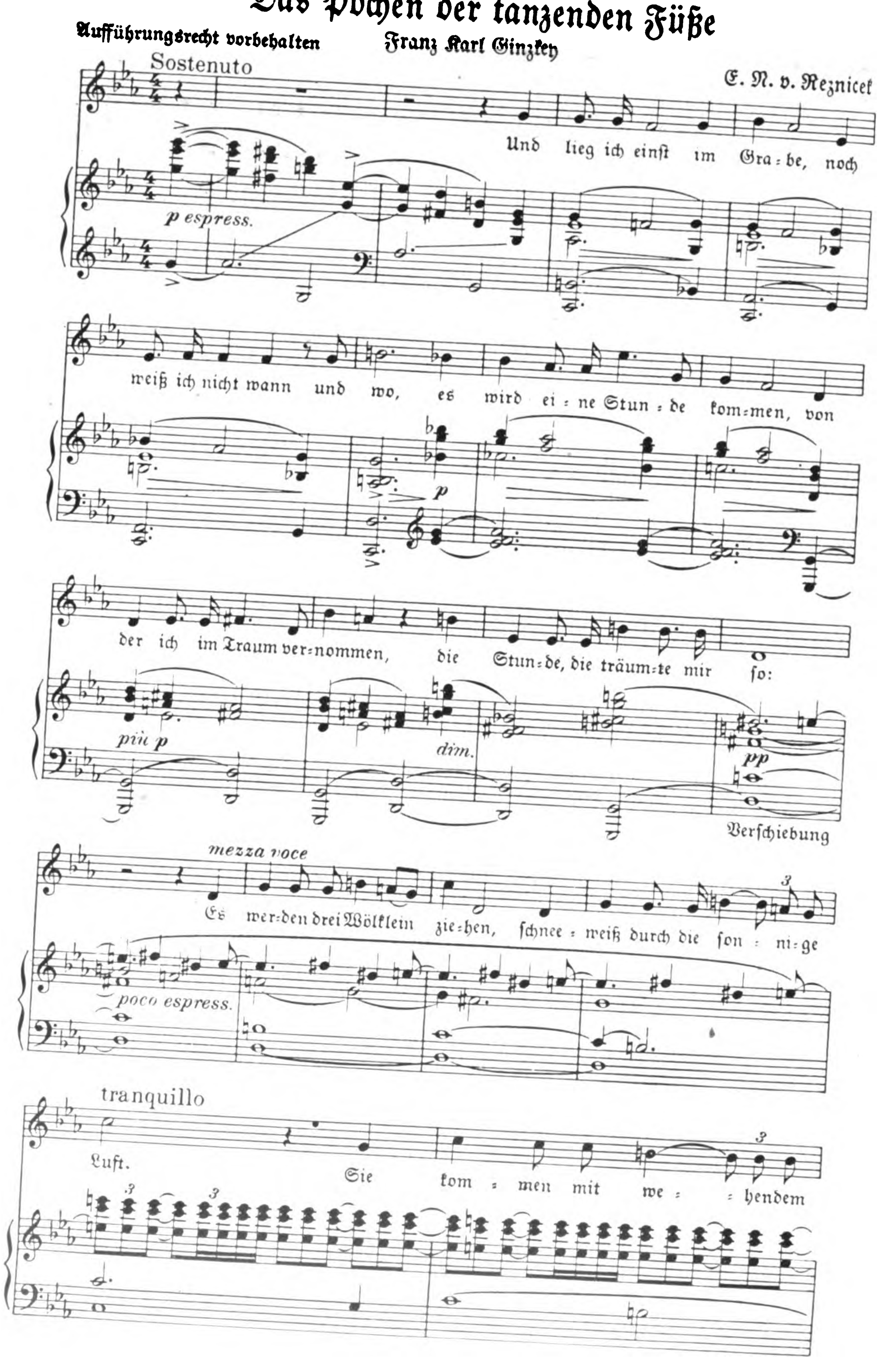
Bei Beachtung der hier gewiesenen und anderer in den vorstehenden Ausführungen nicht berührten Wege besteht keine Gefahr, daß wir über der Pflege unsers Körpers die des Geistes versäumen. Anderseits haben wir in der Pflege planmäßiger Körperschulung nach neuzeitlichen Gesichtspunkten einen zwar langsamen, aber sicheren Weg zum Wiederaufstieg des deutschen Volkes.
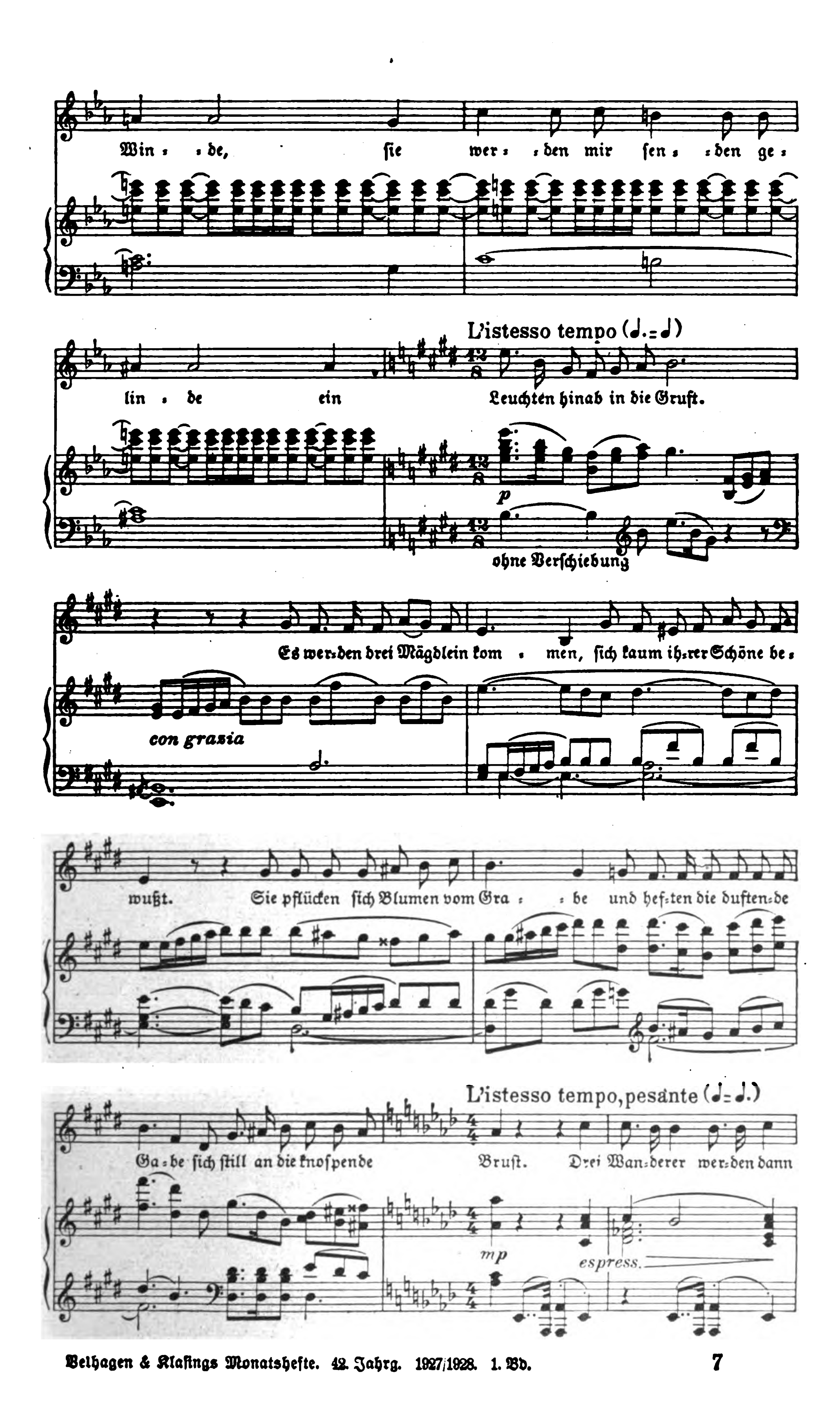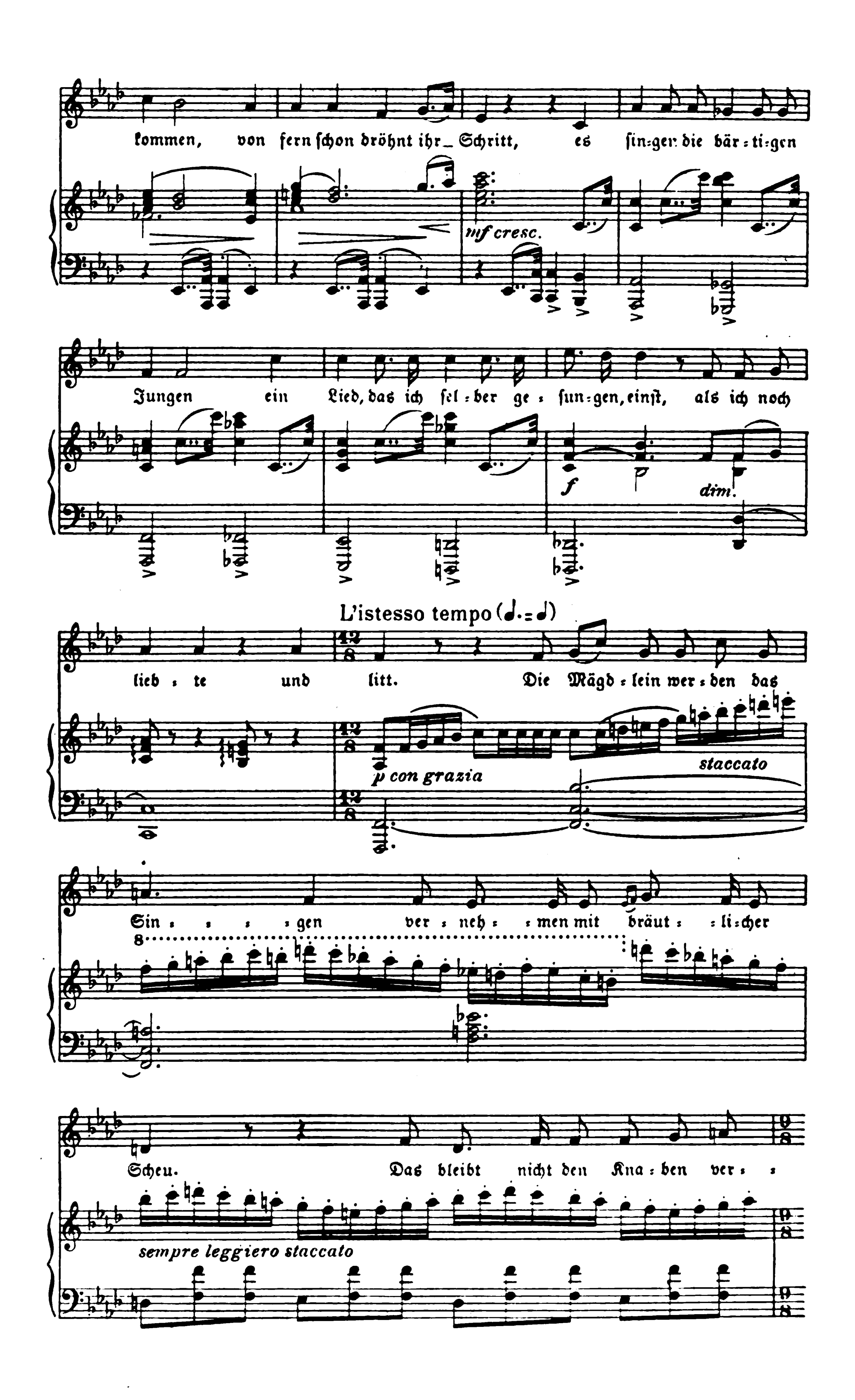


Sportstilleben. Gemälde von Eugen Spiero
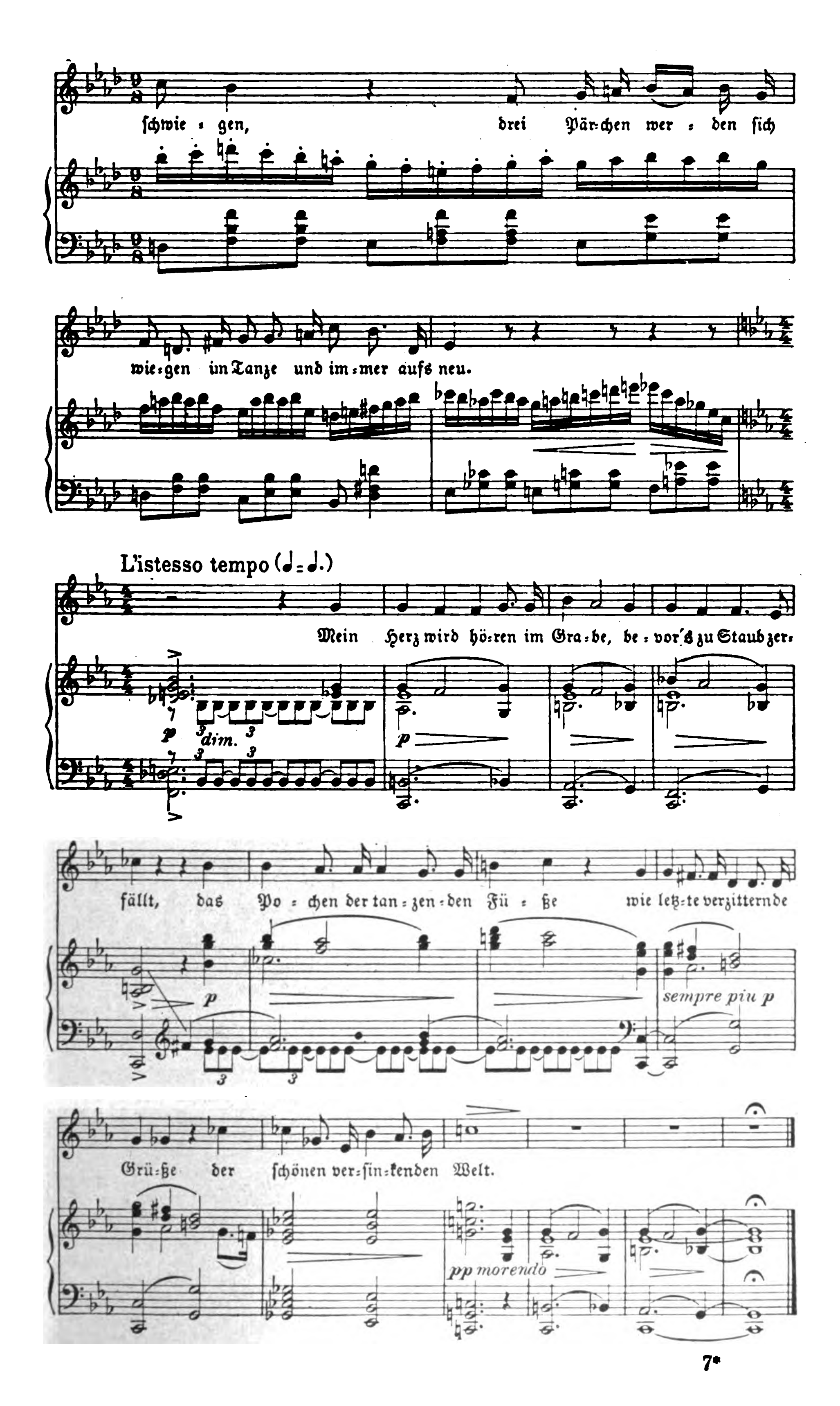
Das Pochen der tanzenden Füße

Aufführungsrecht vorbehalten — Franz Karl Ginzkey — E. N. v. Reznicek




Win - de, sie wer - den mir sen - den ge -
lin - de ein Leuchten hinab in die Gruft.
L'istesso tempo (♩.=♩)
p
ohne Verschiebung
Es wer-den drei Mägdlein kom - men, sich kaum ih-rer Schöne be -
con grazia
wußt. Sie pflücken sich Blumen vom Gra - be und hef-ten die duften-de
Ga-be sich still an die knospende Brust. Drei Wan-derer wer-den dann
L'istesso tempo, pesante (♩=♩.)
mp
espress.


kommen, von fern schon dröhnt ihr_ Schritt, es singen die bär: ti: gen
mf cresc.
Jungen ein Lied, das ich sel: ber ge: sun: gen, einst, als ich noch
f
p
dim.
L'istesso tempo
lieb: te und litt. Die Mägd: lein wer: den das
p con grazia
staccato
Ein: : : : gen ver: neh: : men mit bräut: : li: cher
Scheu. Das bleibt nicht den Kna: ben ver: :
sempre leggiero staccato


schwie = gen, drei Pär=chen wer = den sich
wie=gen im Tanze und im=mer aufs neu.
L'istesso tempo (♩=♩.)
Mein Herz wird hö=ren im Gra=be, be = vor's zu Staub zer=
p
dim.
fällt, das Po = chen der tan = zen=den Fü = ße wie letz=te verzitternde
sempre più p
Grü=ße der schönen ver=sin=kenden Welt.
pp morendo

Der Vater / Novelle von Ernst Zahn

In die große, helle Schulstube von Alpbach blickte der silberflirrende Schnn herein. Das Licht, das von ihm ausging, war so grell, daß einzelne der zweiundzwanzig Schulkinder in den Bänken unruhig geblendet hin und her rutschten. Die Lehrschwester Scholastika merkte das nicht. Sie ging in ihrer schwarzen Nonnentracht auf und ab. Ihr bleiches, hageres, kluges Gesicht war unter der Haube halb versteckt, und gerade so tagverborgen waren ihre Gedanken. Sie hatte eine dichtende Seele, ohne es zu wissen, und sie frönte dem Hang derselben, indem sie in dem Hochgebirgsdorf dicht unter den Firnen den im Begreifen und Bewegen gleich langsamen Bauernkindern manchmal Aufsatzthemata gab, die weit über ihr Verständnis hinausgingen. Der Schulinspektor hatte das wiederholt getadelt, weshalb die scheue Frau heute die Aufgabe, die sie den Kindern zugedacht, mit etwelcher Angst und zitternder Hand an die Wandtafel geschrieben hatte. „Mein Vater," war da in einer prachtvoll klaren Handschrift zu lesen, und die Schwester stand im Begriff, den Schülern zu erklären, was sie von ihnen erwartete. Jedes sollte seinen eigenen Vater schildern, nach seinem Äußern oder in seinen Charaktereigenschaften, seiner Fürsorge für Haus und Familie und in seinem Beruf. Ihre Beklemmung löste sich, während sie sprach. Ei, dachte sie, des Hirschenwirts rotköpfiger Bub, der Töni, würde von seinem Vater schreiben, er zahle die meisten Steuern in der Gemeinde, und des Bergführers Sohn, der Joseph Gamma, von den Gipfelsiegen und Lebensrettungen seines wackeren Alten berichten, die Zumbrunnen-Anni aber mit dem Sommersprossengesicht, deren Eltern ein Geschäft mit Reiseandenken unten am Bahnhof betrieben, erzählen, ihr Erzeuger mache in diesem Regenjahr schlechte Geschäfte. Alle würden harmlose Schilderungen liefern, wie sie dem Inspektor gefielen. Vielleicht würden sogar ein paar ungewollte Witzlein mit unterlaufen, wie etwa „Mein Vater hat nicht nur wenn er trinkt, sondern auch sonst Durst," oder „Mein Vater hat krumme Beine, aber er kann nichts dafür." Das Eigentliche freilich, was sie, die Lehrerin, gern hören würde, würde keines sagen. Um das Seelische, etwa, warum ein Kind seinen Vater besonders liebte oder weshalb einem Manne es im Leben nicht nach Wunsch gegangen, darum kümmerten sich die denkfaulen Alpbacher Kinder nicht. Sie waren noch nicht wach, nicht reif dazu, und sie, Schwester Scholastika, wartete umsonst auf das Aufdämmern ihrer Seele. Nur die vierzehnjährige Vita Imfeld würde vielleicht in die Tiefe gehen! Von dem seltsamen Kinde war immer etwas Besonderes zu erwarten.

Die schönen, schüchternen Augen der Schwester streiften über die Gestalten ihrer Schüler hinweg, bis in die hinterste Sitzreihe, wo in einer Ecke ein schwarzhaariger, wohlgeformter Mädchenkopf sich scharf von der hellen Wand abhob. Dann erschrak sie ein wenig; die junge Vita kam ihr heute merkwürdig bleich vor. Sie schritt die Bänke entlang, immer weiter erklärend und sich dann und wann zu einem Kinde beugend: „Hast du verstanden, was ich meine?" oder „Weißt du auch, was du jetzt schreiben mußt?"

So erreichte sie Vita Imfelds Bank. „Gefällt dir die Aufgabe?" fragte sie auch sie. Ihre Stimme bebte leise. Sie fühlte sich immer unsicher, wenn sie zu diesem Kinde sprach. Es war anders als alle andern, nicht laut, nicht lustig, nicht dumm und nicht faul, nicht frech und nicht liebenswürdig. Keines der Durchschnittsmaße paßte auf Vita. Aber wie sie eigentlich war, vermochte Schwester Scholastika auch nicht zu sagen; denn sie konnte nicht an den Grund ihres Wesens sehen, fühlte sich nur immer wie befangen in ihrer Nähe, als sei die lebenskundige Jugend der andern ihrer klosterengen Weisheit überlegen.

Vita erwiderte den Blick der Lehrerin. Ihre Augen waren von derselben nachthaften Farbe wie ihr krauses, in zwei Zöpfen über den Rücken fallendes Haar, und sie standen jetzt weit offen. „Ja, Schwester," antwortete sie mit zuckenden Lippen und in kaum hörbarem Ton.

‚Was hatte sie?' dachte die Nonne, und in ihr ängstliches Gemüt fiel eine neue Unruhe. Lag ihr Aufsatzthema dem Kinde nicht? Sein „Ja, Schwester," hatte so merkwürdig geklungen. Aber nein, beschwichtigte sie sich selbst, gerade die Vita würde sicher besonders gern von ihrem Vater erzählen. Imfelds Einvernehmen mit seinem Kinde war ein im Dorfe sprichwörtlich gutes. Und er war ein besonders wackerer, angesehener Mann, seines Zeichens Bauunternehmer. Seit die große Weltbahn durch die Berge gelegt und der Tunnel

durch die Alpenscheide gebohrt war, hatte er sich von dem Hungerverdienst, den sein eigenes kleines Bauerngut gebracht, losgemacht, war Erdarbeiter geworden und hatte sich in wenigen Jahren zum kleinen Unternehmer aufgeschwungen, der selbst Hilfskräfte anwarb. Nun lebte er mit Frau und Kind in angenehmem Wohlstand. Bahnverwaltung und Gemeinde schätzten seine Dienste und hatten immer Aufträge für ihn. Sein Kind jedoch hing mit schwärmerischer Liebe an ihm. Oft und oft konnte man sie an seinen Arm gehängt neben ihm schreiten sehen, wenn er am Morgen zur Arbeit ging oder nach Feierabend sich wieder nach seinem kleinen Hause begab, das neben der Brücke über dem tosenden Dorfbach inmitten der Ortschaft stand. Am Sonntag zog sie auch so mit ihm zur Kirche, während die zarte, früh verblühte Mutter fast immer zu Hause herumwerkte, da sie einen fast krankhaften Reinlichkeitseifer in sich hatte, oder mit einer Nachbarin schwatzte, da ihre Mitteilungssucht so groß wie ihr Hang zum Fegen war.

Bei diesen Überlegungen beruhigte sich die Nonne wieder und begab sich an ihren Platz zurück. Hier sprach sie noch über den Unterricht des nächsten Tages. Dann hieß sie den rotköpfigen Hirschen-Töni das Gebet sprechen.

Gleich darauf brach die Schülerschar mit dem bei solchem Anlaß üblichen Lärm aus den Bänken.

Auch Vita Imfeld war aufgestanden. Langsam, mit Überlegung, wie sie das immer tat. Sie war keine der ersten, aber auch nicht die letzte, die die Schulstube verließ. Ihre Knie wankten ein wenig. Sie sah die Lehrerin nicht mehr an. Sie achtete auch auf die übrigen Kinder nicht. Da sie mit keinem derselben besonders befreundet war und fast immer allein ging, so fiel das nicht weiter auf. Aber Vita war es, als schauten ihr viele nach, als folgte auch die Schwester ihr noch immer mit den verwunderten Augen. Sie, die Lehrerin, hatte ja auch in so merkwürdigem Ton gefragt, ob ihr die Aufgabe gefalle. Die Aufgabe! Mein Gott, und gerade heute! Wo — wo sie ohnehin nicht wußte, was sie denken sollte? Noch — noch letzte Woche würde sie sich mit heißem Eifer an die Arbeit gemacht haben. Sie fühlte es, wie sie gerühmt haben würde: Es gibt keinen Mann wie den Vater! So würde sicher der Aufsatz begonnen haben. Aber dieser ungeschriebene und doch so feststehende Satz brannte sie jetzt wie eine offene, salzbestreute Wunde. Warum? Sie konnte nicht klar denken. Selbst die Augen schienen ihr zu versagen. Sie wußte nicht, wie sie aus dem Schulgebäude heraus und in die Dorfstraße gelangte.

Hoch lag der Schnee in dieser Straße. Da es Mittagszeit war, hatte die heiße, königliche Sonne ihn trotz des beißenden Frosts ein wenig erweicht. Er schimmerte oben von Silberperlen; aber unter den Schuhen knirschte er, denn, wo er getreten wurde, war er hart und zäh.

Vita blinzelte. Der Himmel hoch über den Schneedächern von Alpbach war so brennend blau, so sonnedurchflammt, daß es schmerzte, hineinzusehen. Aber sie setzte zögernd und unentschlossen ihren Weg fort. Sie fürchtete sich vor dem Heimkommen. Sie fürchtete sich vor den Menschen. Vor Vater und Mutter am meisten! Sie mußten ihr alle ansehen, daß sie — diese Zweifel in sich hatte. Geradesogut wie die Schwester es gespürt haben mußte!

Den ganzen Morgen hatte sie in der Schule nicht zur Sammlung kommen können. Immer hatte sie an den Zwist denken müssen, der vor ihrem Weggang zu Hause zwischen Vater und Mutter stattgefunden. So gehe es nicht weiter, hatte die kleine, scharfe Mutter erklärt. So bleibe sie nicht im Hause.

Das war gewesen, als habe ein Blitz plötzlich in ein tiefes Dunkel gezündet und Vita Dinge gezeigt, die sie bisher weder geahnt noch verstanden hatte. Und nun hatte sie unablässig darüber grübeln müssen. Gottlob hatte die Lehrschwester gerade heute sie nichts gefragt. Sie hätte sicher keine einzige Antwort gewußt. Immer hatte sie die Mutter vor sich gesehen, bleich bis an die Lippen, zitternd am ganzen Leibe. Sie war sonst innerlich mit der Mutter nicht immer zufrieden gewesen. Sie war so empfindlich, vertrug dem Vater nichts, zankte viel und kannte auf der Welt nichts als ihren Haushalt, als Scheuern und Sparen. Sie hatte ein spitzes, kleines Gesicht, die Mutter, wie eine Maus, aber der Vater sagte, daß sie früher hübsch gewesen sei. Der Vater hatte auch einmal scherzend gesagt, die Spitzheit der Züge käme vom vielen Rechnen, Geizen und Nachspüren, und ein andermal, als er mit ihr, Vita, ganz allein gewesen und sie auf ernste Dinge zu reden gekommen waren, hatte er geäußert: „Siehst du, es tötet nichts die Liebe so als kleine Nörgelsucht und Enge des Herzens." Sie hatte damals wohl geahnt, daß er bei diesen Worten an die Mutter gedacht hatte. Jetzt aber wußte sie es. Und jetzt — seltsam — brachten diese Worte sie nicht gegen

die Mutter auf wie damals. Jetzt tat ihr die abgesorgte, abgerackerte Frau auf einmal leid. Seit heute morgen! Und seit sie immer an die schöne Therese, die Hirschenkellnerin, denken mußte! Wie das nur kam? Ihren, Thereses, Namen hatte die Mutter in schrillem, keifendem Tone herausgestoßen, als sie, Vita, noch während des Streites der Eltern die Stube verlassen und den Schulweg angetreten hatte.

Die Therese war im Dorf ein Aufsehen. Soviel Anmut und Bravheit finde man weit und breit nicht, hieß es von ihr. Sie war eine Verwandte des Hirschenwirtes und erst seit einigen Monaten im Hause. Blond, hochgewachsen, schlank, trug sie das Haar kurzgeschnitten, wie es jetzt Mode war. Dazu hatte sie schwarze Augen. Man kam gar nicht los von ihrem klaren, ruhigen Gesicht.

Der Vater kannte sie gut. Er ging seit einiger Zeit an Sonntagen und auch abends häufig in den Hirschen. Einmal, als sie, Vita, in den Beeren im Wald gewesen, hatte sie den Vater mit Therese zusammen angetroffen. Sie meinte jetzt zu wissen, sie hätten sich bei der Hand gehalten und sich plötzlich losgelassen, als sie sie erblickt. Damals hatte sie kaum darauf geachtet. Erst jetzt erinnerte sie sich daran, auch daran, wie freundlich beide zu ihr gewesen und wie sie sie gleich mitgehen geheißen hatten. Erst jetzt fiel ihr so manches auf: der Vater hatte den Arm um sie gelegt und sie im Weiterschreiten fest an sich gepreßt, sich zu ihr niedergebeugt und immer gesprochen, obschon er sonst gar nicht redselig war. Dabei hatten seine Augen in den ihren gesucht, als ob er ihre Gedanken erraten wollte, und es war ihr jetzt, daß etwas wie Angst in seinem Blick gelegen hätte. Viel Mühe hatte er sich mit ihr gegeben. Und Therese war fast vernachlässigt nebenhergeschritten. Warum kam ihr aber das alles erst heute so scharf zu Bewußtsein? Warum brachte sie die Gedanken nicht los davon? Warum durfte sie gar nicht an die Aufgabe denken, die die Lehrerin gestellt hatte? Und — und warum hatte sie solche Angst vor dem Nachhausekommen?

Plötzlich sah sie drüben in ihrem kleinen Laden die Krämerin auf der Schwelle stehen und wie erstaunt herüberschauen. Da fiel ihr erst ein, daß die andern Kinder sich längst verlaufen hatten und daß sie allein noch auf der Straße säumte. Ihr Herz tat einen Sprung. Es war ja auch bald Essenszeit! Ganz erschreckt eilte sie vorwärts.

Bald erblickte sie das kleine, hübsche, weißgetünchte Haus mit den grünen Läden dicht an der hohen Brücke, wo sie wohnte. Und jetzt kehrten die Hemmungen von vorhin mit doppelter Heftigkeit zurück. Sie meinte, wieder anhalten und Atem schöpfen zu müssen. Aber sie biß die Lippen zusammen und legte die letzten Schritte fast laufend zurück. Auch vor der Haustür machte sie nicht mehr halt, sondern stieß sie auf, trotzdem ihre Hand zitterte, als sie sie zur Klinke erhob.

Erst im Flur hielt sie um eines Gedankens Länge inne und lauschte. Wo waren die andern? Der Vater konnte noch kaum von der Arbeit zurück sein. Aber die Mutter? Vielleicht in der Küche?

Die Küche lag nach hinten. Gleich zur Rechten aber führte eine Tür in die Wohnstube.

Vita öffnete diese. Sie wußte nicht, daß sie das tat, um nicht gleich mit der Mutter zusammenzutreffen. Aber auf der Schwelle stutzte sie jäher. Es war etwas nicht wie sonst! Der Tisch noch nicht gedeckt! Auch der Küchenduft, der ihr sonst immer verriet, was es zu Mittag gab, fehlte. Es war, als spürte sie förmlich, daß der Herd draußen kalt war. Aber drüben am grauen, schweren Gültsteinofen stand der Vater, aufrecht, die Hände nach rückwärts an den Stein gelegt. Stattlich stand er da, braun von Gesicht, Haar und Bart kurz und kraus und tiefschwarz. Ein schöner Mann war er, dachte sie unwillkürlich. Im Dorf hieß es, sie sei ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Nur ihre Haut war weißer. Bleichschnabel, sagte der Vater.

Fritz Imfeld richtete sich auf. Er hatte auf die Rückkehr seines Kindes gewartet. Jetzt blickte er sie wieder an wie damals im Walde, dachte Vita, so als ob er ein wenig Angst habe. Imfeld fühlte, wie ihm an Hals und Wangen heiß wurde. Er suchte trotzig die Unsicherheit, die ihn befiel, niederzukämpfen. Es gelang ihm auch, aber es machte ihm Mühe.

„Guten Tag, Vater," grüßte Vita. Es trieb sie, die Schulmappe, die sie in der Hand hielt, eilig auf den Tisch zu legen und auf den Vater zuzuspringen. Aber sie war wie an den Boden genagelt.

„Guten Tag, Vita," antwortete Imfeld.

„Wo ist die Mutter?" fragte zaghaft das Kind, noch immer die Mappe im Arm.

„Die Mutter ist fort," entgegnete Imfeld ernst und ruhig.

Jetzt legte das Mädchen das Schulzeug beiseite. Wie eine Lawine stürzte es über sie. Der Streit von heute morgen — und was früher geschehen! Und — und jetzt — die — die Aufgabe der Lehrschwester! — Es

brauste ihr im Kopf. Die Gedanken verwirrten sich ihr. Hilflos und heiß begann sie zu weinen.

Imfeld biß die Zähne zusammen. Er hatte den Augenblick gefürchtet. Jetzt mußte er durchgefochten sein. Er streckte die Arme nach Vita aus, ließ sie aber sogleich wieder sinken. Vielleicht würde sie sich ihm entziehen, dachte er. Dann begann er zu sprechen, ruhig und überlegt, wie er es sich ausgedacht und wie es dem reifen Verständnis des Kindes entsprach. „Die Mutter und ich verstehen einander nicht mehr. Ich bin wohl viel selbst schuld. Aber ich ertrage das tägliche Nörgeln, das enge Wesen nicht länger. So haben wir beschlossen, uns zu trennen. Ich habe die Mutter gebeten, dich mir zu lassen. Du weißt, wie lieb du mir bist. Die Mutter ist aber fortgegangen, ohne mir Antwort zu geben. Zu ihrem Vater ins Tal nach Immenbrücke."

Er hielt inne. Es gab noch etwas zu sagen, und wenn er Hoffnung hatte, daß Vita das bis jetzt Erzählte verstehen werde, so war er nicht gleich gewiß, wie sie das letzte aufnehmen werde, das ihm mitzuteilen blieb. Er fürchtete sich nicht. Er wußte genau, was er wollte; aber er spürte jetzt in jeder feinsten Faser seiner eigenen, was in der kindlichen, erwachenden, vielleicht durch ihn erst geweckten Seele seines Mädchens schwang.

Vita stand am Tisch, halb vom Vater abgewendet. Sie hielt ihr von Tränen gebadetes Taschentuch in den Händen und knüllte es gedankenlos zusammen, bis es wie eine kleine Kugel geworden war. Was würde jetzt noch kommen? fragte sie sich. Würde er jetzt von Therese sprechen?

In diesem Augenblick ging die Haustür und wurden im Flur Schritte laut.

Imfeld hob den Kopf. Er wußte, wer jetzt kam. Er hatte die andere gebeten, nachher herüber zu kommen. Sie und das Kind sollten gleich einander gegenübertreten können. Sie traf nur noch — zu früh ein! Der Atem ging ihm nicht frei.

Auch Vita lauschte. ‚War es möglich,' dachte sie.

Da klopfte es und auf Imfelds „Herein!" trat Therese über die Schwelle, blond, sauber, heiter, in schwarzem Kleid mit weißer Schürze, in jedem Zoll ein Mensch, an dem man Freude haben mußte.

Vita schaute sie an. Ihre Tränen versiegten. Aber sie konnte die Eintretende nicht grüßen. Sie zürnte ihr nicht. Sie verstand nur nicht, warum sie da sein mußte. Vielleicht würde der Vater es erklären. Aber — aber — sie wußte doch nicht, was sie von allem denken und zu allem sagen sollte. Es war soviel auf einmal. Und sie hatte solche Angst. Und sie brachte ihren Kopf nicht dazu, die Dinge zu unterscheiden: Das mit der Mutter! Und das mit Therese! Und das von der Aufgabe der Lehrschwester und was noch!

Therese Sulzer war in der Nähe der Tür stehen geblieben. Sie war mit Imfeld einig, war es nicht ohne innere Kämpfe geworden, hatte lange sich gegen ihn und ihre eigene Neigung zu ihm gewehrt und die Frau nicht verdrängen wollen. Erst, als sie sah, daß der Mann wirklich keinen Frieden mehr in der Ehe fand, und als heute die Frau von ihm gegangen, hatte sie zugestimmt, in Ehren, wenn erst einmal alles geordnet sein werde, zu ihm zu kommen. Sie fühlte aber, in wie merkwürdiger Stellung sie sich in diesem Augenblick und vor dem Kinde befand; sie schaute Imfeld etwas hilflos an und erwartete, daß er spreche.

Er war auch bereit dazu. Er wollte eben sagen, daß er Vita bitte, Therese lieb zu haben an der Mutter Statt. Er fühlte die Zumutung, die in diesen Worten liegen würde, und er suchte noch nach der rechten Form.

Da gewahrte Vita, daß die Tür frei war, und im nächsten Augenblick lief sie hinaus. Sie wußte nicht, ob es das Rechte war. Sie hielt es nur nicht länger aus. Wie sie vor einer halben Stunde mit dem Heimgehen gezögert, weil sie das, was auf sie eindrang, nicht zu verarbeiten vermochte, so lief sie jetzt davon, weil sie nicht aus noch ein wußte, weil sie niemand hatte, den sie fragen konnte, und weil sie meinte, allein sein zu müssen, um denken zu können.

Imfeld machte ein paar Schritte ihr nach. Es wurde ihm schwerer und schwerer zumute. In der Auseinandersetzung mit seiner Frau hatte ihn sein Gewissen nicht gestochen. Da waren ihm die Rechtfertigungen nur so in die Augen und auf die Zunge gesprungen. Aber jetzt vor dem ernsten, klugen Kinde, das er liebte, hatte er immer mehr seine Sicherheit verloren.

Therese stand betroffen da. Der Ausdruck von Unruhe in ihrem klaren, blonden Gesicht verschärfte sich. „Sie will nichts von mir wissen," sagte sie.

Imfeld wandte sich ihr zu. Er war kein Schöntuer. Er machte keinerlei Versuche, sie durch Zärtlichkeit zu beruhigen. Er überwand die Enttäuschung, die ihm Vita bereitete, wenigstens äußerlich. „Man muß ihr Zeit lassen," antwortete er. „Sie wird schon wiederkommen. Dann will ich allein mit ihr sprechen."

Das Mädchen senkte den Kopf. Der Widerstand des Kindes kam ihr nicht unerwartet, und sie empfand die Schuld schwerer, als die sie ihr Eindringen in die Ehe Imfelds von Anfang an gefühlt. „Ich will niemand weh tun,“ sagte sie mit zerpreßter Stimme.

Imfeld bot ihr die Hand. „Laß mich machen. Es wird alles in gute Ordnung kommen.“

„Soll ich wieder gehen?“ fragte Therese verwirrt.

„Bis nachher! Bis ich mit Vita geredet habe.“

Therese wendete sich der Tür zu. Sie wollte ohne Gruß das Zimmer wieder verlassen. Aber Imfeld hielt sie zurück und bot ihr die Lippen. Sie küßte ihn ernst und ein wenig traurig. Dann ging sie.

Imfeld lauschte, wie ihre Schritte verklangen. Mehr noch lauschte er, ob nicht die Vitas sich wieder näherten. Das Herz tat ihm weh. Er hatte auf die Anhänglichkeit Vitas vertraut. Es hatte ihm immer geschienen, daß er ihr mehr als die Mutter gelte. Und er hatte erwartet, daß sie sich in dieser Sache ganz auf seine Seite schlagen werde. Hatte er sich getäuscht? Nicht doch, beschwichtigte er sich selbst, das Kind würde wohl bald zurückkommen. Es würde nur seines Zuspruchs bedürfen, um — —

Er wartete eine Weile. ‚Wo — wo mochte sie hingelaufen sein?‘ überlegte er. Sicher nur eben vor die Tür. Und wenn sie sah, daß Therese fort war, kam sie zurück.

Er wartete weiter.

Die Magd, die inzwischen spät gekocht hatte, kam herein und deckte den Tisch; alles das hatte sonst die Hausfrau besorgt.

Imfeld ging in seine Schreibstube hinüber, um seine Mappe bereitzulegen, die er nachmittags für eine kurze Reise brauchte. Er besorgte mit Überlegung und jede Besorgnis niederzwingend, was ihm beruflich oblag. Er zwang sich auch, nicht mehr nach Vita auszulauschen, und tat es unbewußt doch.

Und Vita kam nicht.

⋆

Vita hatte das Haus verlassen. Am Kleiderhaken hatte ihr Wolltuch gehangen. Das hatte sie sich umgeschlagen. So war sie in die Dorfstraße hinausgetreten. Sie schaute nicht rechts, noch links. Der Gedanke, daß jemand sie ansprechen oder aufhalten könnte, war ihr schrecklich. Ganz im Anfang dachte sie, der Vater könnte sie zurückrufen. Und seinem Ruf würde sie gefolgt sein. Vielleicht gerne sogar. Aber als nichts dergleichen geschah, schritt sie rascher aus und verließ das Dorf in der ihrem Schulweg entgegengesetzten Richtung.

Sie war niemand begegnet, die Leute saßen um diese Zeit über ihren Schüsseln. Nur hinterm Dorf mußte sie dem graubärtigen Z'graggen-Peter ausweichen, der auf seinem Hornschlitten Holz abwald führte. „Wohin willst?“ fragte er sie. Aber sie gab ihm keine Antwort. Sie nahm das Tuch vor der Brust enger zusammen und eilte das schmale Sträßlein, an dem der aufgeschaufelte Schnee auf beiden Seiten Wände bildete, hinan. Ein weites Wegstück hielt die Angst vor einem Anruf sie noch ab, über das nachzudenken, was geschehen war. Dann wurde es stiller und stiller um sie. Da fiel ihr zuerst die Aufgabe der Lehrschwester wieder ein. Das war das Quälendste. Niemals konnte sie diesen Aufsatz schreiben! Sie — sie mußte es der Schwester sagen, daß sie es nicht könne, aus irgendeinem Grunde nicht. Der Wunsch, sich von dieser Pflicht zu befreien, war so stark in ihr, daß sie stehen blieb und überlegte, ob sie nicht gleich umkehren und sich zur Lehrerin begeben sollte. Aber ebenso rasch befiel sie eine Ermattung. Mit dem Wegfall der Aufgabe war noch nicht geholfen! Da war noch soviel anderes!

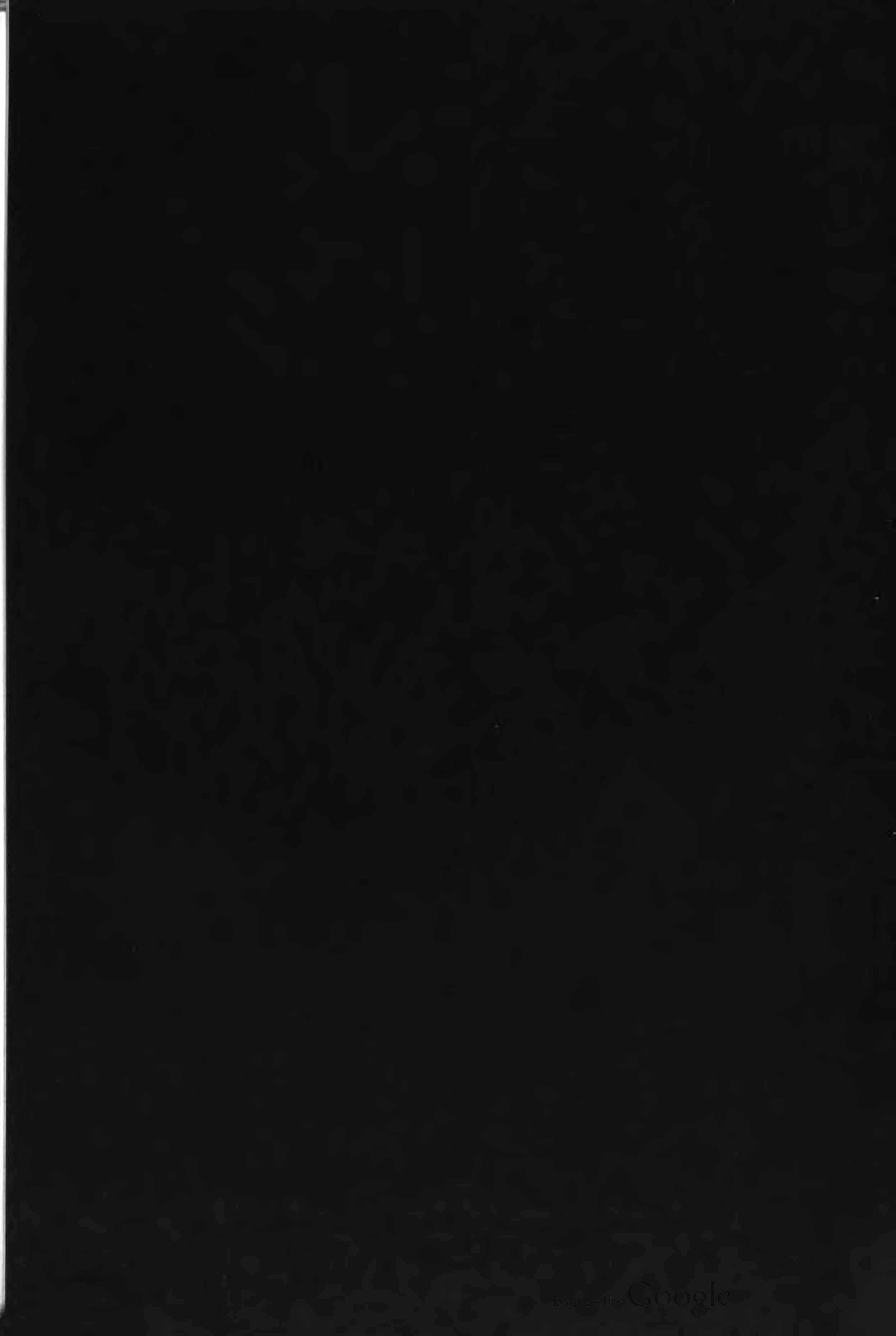
Sie setzte sich wieder in Bewegung.

Ein Steg führte über den Wildbach, der vom Schyngletscher herab dem Dorf zustürzte. Auch er war halbmeterhoch von Schnee bedeckt. Sie überschritt ihn und gelangte über eine breite Graslehne in einen Holzerweg, der durch einen aus den Trümmern eines Bergsturzes herausgewachsenen Tannen- und Föhrenwald steil bergan führte. Hier ging niemand mehr. Selbst das Rauschen des Baches drang nicht herüber. Nur die heiße Mittagssonne war da und legte goldene Lichter auf verschneite Felsblöcke, auf den schneeschweren Ast eines Baumes oder sogar manchmal ihr vor die mit Pulverschnee verbrämten Schuhe.

Sie hielt abermals inne. Jetzt — jetzt konnte sie sich besinnen! Die Sonne war gütig. Sie spürte sie warm auf ihrem dunklen Scheitel. Daß ihre krausen, langen, schwarzen Zöpfe ganz von Gold durchflochten waren, konnte sie freilich nicht sehen, auch nicht, wie blaß ihr Gesicht war und wie an Lidern, Brauen und Lippen ein Zucken ging. Sie empfand nur eine so tiefe Unruhe und Beklemmung. Das Weinen war ihr nahe und kam doch nicht; die Angst in ihr wollte sich nicht lösen. ‚Wie war doch alles?‘ fragte sie sich. Wie war es, daß sie solange nichts geahnt hatte und doch jetzt alles begriff? Die Mutter war fortge-



Herbst. Gemälde von Prof. Ludwig Bartning



gangen, sagte der Vater, und kam nicht wieder! Dafür war — die Therese. Die Mutter hatte den Vater lieb gehabt. Sie wußte das bestimmt. Trotzdem jene manchmal unwirsch gewesen und diesem ungerechte Vorwürfe gemacht, trotzdem ihr, Vita, der Vater manchmal leid getan. Sie erinnerte sich, daß die Mutter einmal — der Vater war eben aus der Stube gegangen — gesagt hatte: „Ein tüchtigerer Mann als dein Vater lebt nicht, Vita." So mußte sie doch gewußt haben, was sie an ihrem Mann hatte! Jetzt aber war sie fort, allein, würde künftig immer allein sein; denn da war — die Therese. Zwischen allen aber stand sie, Vita, ungewiß, zu wem sie halten, wem sie recht geben sollte! Sie liebte den Vater. An dem Brennen ihres Herzens fühlte sie jetzt, wie groß diese Liebe war. Das Furchtbare aber war, daß sie jetzt das Empfinden hatte, den Vater nicht mehr küssen zu können. Gerade so wenig, wie sie jetzt nach der Lehrerin Willen über ihn zu schreiben vermöchte! Warum nur? Sie — sie hatte doch kein Recht, über ihn zu urteilen. Sie vermochte auch nicht, all das Geschehene zu entwirren. Es würgte sie nur so. Sie konnte sich nicht denken, daß sie nach Hause ginge, die Therese dort fände, ihr die Hand geben müßte. Und doch war die Therese ein achtenswertes Mädchen, das sagten alle. Und der Vater war ein braver Mann, ein angesehener Mann. Alle Leute achteten auch ihn. Das hatte sie immer gefühlt, wenn sie an seiner Seite gegangen war. Sie konnte sich aber auch nicht vorstellen, daß sie jetzt zum Beispiel ins Tal liefe zur Mutter; denn das Heimweh nach Alpbach, nach dem Vater würde sie quälen. Wo war der Ausweg? Warum war sie auf einmal vor all diese Entscheidungen gestellt?

Das Kind stolperte. Der Kopf war ihm so gedankenschwer, daß es nicht auf die Füße geachtet hatte und nicht darauf, daß sie weiterzusteigen begonnen hatte. Sie setzte aber den Weg fort, bald langsam, bald schneller, stockend jetzt und jetzt wieder vorwärts taumelnd. Der Pfad war steil. Die Sonne drang nur noch an wenigen Stellen bis zum Weg hinunter. Sonst schien sie fern und kühl wie in einer andern Welt.

Vita gelangte höher und höher. Dann fragte sie sich, wohin sie eigentlich wolle. In den Himel hinaufsteigen konnte sie doch nicht! Und einmal — einmal mußte sie doch wieder zurück. Heim! Heim? Gott, o Gott!

Plötzlich fühlte sie sich sehr müde. Sie blickte um sich. Am Wegrand zu Füßen einer schlanken Tanne lag ein Felsblock. Er war mit einer Schneekruste überzogen, nur an einer Stelle schien sein schwarzer Steinkörper hervor. Das mußte ein kaltes Polster sein, dachte Vita. Aber sie konnte dem Gelüsten nicht widerstehen, sich ein wenig niederzulassen. Weiter ging es nicht mehr! Und — zurück? Das dauerte noch lange, bis sie sich entschließen konnte, zurückzukehren.

Sie trat zu dem Stein, sah stumpf auf ihn nieder und setzte sich. Der Schnee war so hart gefroren, daß sie ihn kaum eindrückte. Nur ein paar pulvrige Körner stoben zu Boden.

Vita zog das Tuch enger um sich. Denkmüde blickte sie sich um. Kein Wind ging, kein Mensch kam vorbei. Kein Tier schlüpfte durch das Unterholz. Nicht einmal, daß ein Vogel irgendwo durchs Geäst schwirrte. Die Bäume standen hoch und steif und doch wie erschlafft unter der Schneelast, die sie zu tragen hatten.

Vita nickte ein wenig. Der Kopf war ihr schwer. Aber dann befiel sie ein plötzliches Heimweh. Warum kam der Vater nicht? Nie zuvor hatte sie ihn so geliebt. Sie dachte daran, wie sie ihn immer abgeholt, wie sie an seinem Arm gegangen, wie er sie manchmal geneckt und nachts vor dem Schlafengehen sie immer so ernsthaft angesehen und geküßt hatte. Hm! Und wenn er nicht zu ihr kam, warum ging sie nicht heim? Aber der Gedanke tat ihr weh. Das war es ja! Da wußte sie nicht weiter! Sie faßte sich nach dem Kopf. Ihre kleinen, hageren Hände zitterten ein wenig. Und das Denken fiel ihr immer schwerer. Es schläferte sie. Ein paarmal schwankte sie leise auf ihrem Sitz. Auch löste sich etwas in ihr. Sie hätte jetzt weinen können, aber sie fühlte das, was sie quälte, nicht mehr so scharf. Es war doch wohl alles nur ein Traum, die Mutter noch da und — der — Vater — freilich — freilich — den Aufsatz — da wollte sie wohl schreiben, welch ein braver Mann — der Vater —

Sie schlief nun wirklich ein wenig ein.

Als sie nach einigen Minuten noch einmal erwachte, war ihr kalt. Ihre Hände waren blau vor Frost und von ihrem Sitz aus durchschauerte es sie merkwürdig, als gefriere ihr das Blut in den Adern. Nun mußte sie heim, dachte sie. Sie war nur so müde. Sie konnte sich gar nicht entschließen aufzustehen. Aber nachher — bald — wollte sie —

Vitas kleiner, dunkler Krauskopf schwankte stärker. Die Zöpfe fielen ihr vornüber auf die Brust. Beinahe wäre sie vom Stein ge-

glitten. Da dachte sie so zwischen Wachen und Schlafen, es sei unbequem so zu sitzen, wie sie saß. Sie meinte aufzustehen, aber sie rutschte im unbewußten Drang nach Bequemlichkeit vom Stein herab in den Weg, so daß sie mit dem Rücken an den vorherigen Sitz zu lehnen kam. ‚Auch gut,‘ dachte sie, wickelte die klammen Hände besser in das Tuch und schlief tiefer ein.

Die Nacht fiel langsam in die Kronen der Bäume, hinab in die Mulden, zwischen die Stämme. Aber auch ihre Macht dauerte nicht. Hinter einem Berge tauchte eine runde Scheibe auf wie ein weißglühendes Stück Metall. Der Mond kam. Vita träumte vielleicht noch. Daß es kalt sei! Daß der Vater — —

Der Mond zog höher. Jetzt stand er senkrecht über der Stelle, wo Vita schlief, und warf all sein Licht in die Waldlücke. Auf den Baumästen blitzte und flirrte es. Über den Boden rann es wie silbernes, langsam weiter schwellendes Wasser. Auch Vitas zusammengesunkene, zartjunge Gestalt war von diesem feuchtfeinen Schein umspielt, besonders scharf das eine ein wenig vorgeschobene Bein im schwarzen Strumpf und das Gesicht. Leise flogen noch die feinen Nüstern. Auf den atmenden Lippen lag es wie Hauch, den die Kälte sichtbar macht. Allmählig verging beides, Bewegung der Nüstern und Atemhauch. Wann das war, wäre kaum zu sagen gewesen. So unmerkbar erlosch es.

Eine lange Weile später erst rauschte endlich ein Nachtvogel durch die unendliche, glänzende, taghelle Stille. Über dem Sitz der Vita streifte er eine Tanne. Ein wenig Schneestaub rieselte dem Mädchen ins braune Haar und auf das Schultertuch. Aber es weckte sie nicht.

*

Imfeld war nachmittags nicht nach seinen Baustellen gegangen. Er hatte allein sein Mittagsmahl begonnen, aber es hatte ihm nicht geschmeckt und, ohne fertig zu sein, hatte er sein Besteck wieder hingelegt. Wo nur das Kind blieb? Er saß vor seinem Teller und grübelte. Er schenkte sich nichts. Er war auch klug genug, alles so zu sehen, wie es war. Es war Vitas Mutter, die er von sich gestoßen! Und er konnte nicht wissen, wie tief des Kindes Liebe war, wie stark etwa das Mißtrauen gegen die andere, die Angst vor dem Reden der Leute! Wer konnte überhaupt sagen, was alles in dem jungen Gemüt vorging! Reif war das Mädchen und ernst. Er hatte nicht umsonst manchmal über das kluge, junge Ding staunen müssen!

Nach einer Weile litt es ihn nicht länger. Er trat in die Straße hinaus und hielt Umschau. Es war ihm, als müßte Vita aus irgendeiner Richtung ihm entgegenkommen. Dann fiel ihm die Schule ein. Vita war gut Freund mit der Lehrschwester! Vielleicht war sie zu ihr gegangen! Er lief nach dem Schulhause, um sich zu überzeugen.

Schwester Scholastika wußte von nichts. Sie machte nur ganz erschreckte Augen. „Das Kind ist mir heute im Unterricht so verändert erschienen,“ sagte sie, fast mehr zu sich selber als zu Imfeld. Sie ahnte dunkle Zusammenhänge, doch sie fand sie nicht. Aber die sichtliche Unruhe Imfelds steckte auch sie an. Sie sagte, sie werde gleich nach Vita suchen, vielleicht sei sie zur Arbeitslehrerin gegangen.

Imfeld wartete ihren Bericht nicht ab. Ihm fiel plötzlich ein, Vita müsse sich zu Maria, ihrer Mutter, ins Tal hinabbegeben haben. Zwar vermochte er sich nicht zu erklären, wie sie es angestellt, da sie seines Wissens kein Geld hatte. Aber er eilte und telephonierte. Die Antwort lautete, daß dort von Vita nichts bekannt sei.

Er durchsuchte das Dorf. Bald erkundigte sich Frau Maria in großer Erregung, ob das Kind inzwischen gefunden worden sei. Er mußte mit Nein antworten.

Aber das ganze Dorf war in Aufruhr. Vita war bei allen Leuten beliebt, die plötzliche Abreise der Frau Imfeld jedoch, ebenso wie die Beziehungen, die sich zwischen Imfeld und Therese angesponnen, nicht unbemerkt geblieben. So legte man von Anfang an dem Verschwinden des Mädchens eine ernstere Bedeutung bei.

Eine Menge Leute begannen die Umgebung abzusuchen. Es dauerte den ganzen Tag. Imfeld selbst stieg unermüdlich, die Zähne zusammengepreßt und sein Herz in hartem Zwange haltend, an den Lehnen und im Gefels herum.

Noch vor Nacht traf Frau Maria wieder im Dorfe ein, was neues Aufsehen erregte. Ihr Gesicht war noch ein wenig kleiner, blasser und spitzer als sonst. Da sie ihren Mann nicht daheim traf, holte sie sich bei der Krämerin in der Nachbarschaft, mit der sie schon immer auf emsigem Schwatzfuß gestanden, Auskunft über alles Vorgefallene. Sie tat vor allem sehr beleidigt und machte ein lautes Wesen, aber es war auch viel wirkliches Leid und große Angst um ihr Kind in ihrem Jammern.

Im „Hirschen“ war Hochbetrieb. Jeder Mensch wollte sehen und hören, was die Therese zu den Ereignissen sage. Diese

wäre am liebsten aus den Wirtschaftsräumen entlaufen. Ihre Lippen waren zusammengepreßt, und in ihrem Gesicht kam und ging das Blut. Aber sie ging tapfer ihren Geschäften nach und vermied es, den Neugierigen Rede zu stehen. Nur wenn sie einen Augenblick allein war, drückte sie die Hände vor die Brust, in der ein Sturm widersprechender Empfindungen tobte. Sie wußte, daß Vita noch immer fehlte. Sie hörte, daß Imfelds Frau zurück, er aber noch immer auf der Suche sei. Es wurde Nacht, und immer kam noch keine Nachricht von dem verlorenen Mädchen. —

Therese Sulzer schlief in dieser Nacht ebensowenig wie die Schwester Scholastika, die inzwischen von dem Unfrieden des Imfeldschen Haushaltes erfahren und sich langsam zu Erkenntnissen durchsann.

Auch Frau Maria im Haus an der Brücke legte sich nicht zu Bett. Sie saß und horchte und weinte ein Gesätzlein dazwischen. Als die Magd ihr „Gute Nacht" wünschte, empörte sich ihre kleine Seele und konnte sie sich nicht enthalten zu sagen: „Ist das nicht sträflich, was der Mann alles anstellt?"

Die Magd wußte darauf keine Antwort, sondern zog still die Tür hinter sich zu. Imfeld war ihr ein guter Meister gewesen. Die zänkische Frau mochte sie weniger leiden. Aber ein Urteil schien ihr nicht leicht. —

Es ging gegen Mittag des andern Tages, als Imfeld mit einigen Holzern ins Dorf zurückkehrte. Sie hatten Vita unter Bergtannen erfroren aufgefunden.

Imfeld trug sein Kind auf den Armen. Er schritt gerade aus. Sein braunes Gesicht war fahl.

Die Nachricht von seiner Rückkehr ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Als Therese sie hörte, ertrug sie es nicht länger. Sie lief hinüber und drang mit andern Neugierigen in das Haus, in das der Vater mit seiner Last soeben eingetreten war.

Imfeld, als er seine Frau erblickte, stutzte. Er hatte nicht um ihre Rückkehr gewußt. Aber als sie die Arme nach der Toten ausstreckte, hob er diese höher empor, wie um sie ihr zu verwehren, und trug sie an ihr vorüber in die Kammer neben der Stube, wo Vitas Bett stand. Hinter ihm schob sich die Schar der Dörfler herein. Auch Frau Maria war ihm gefolgt, und Schwester Scholastika stand mit Therese unter den Vordersten am Bett. Ebenso war der Ortsgeistliche gekommen, seines Amtes zu walten.

Imfeld wendete sich um, als er Vita in die Kissen gelegt hatte. Was wollten sie alle? Er hatte es auf der Zunge zu rufen: ‚Macht euch fort. Ich will allein sein.'

Alle die Stunden des Suchens hindurch hatte ihn eine wahnsinnige Angst gepeitscht. Und je länger er durch die mondhelle Nacht geirrt war, um so gewisser war er geworden, daß er Vita nicht lebend finden werde. Dann hatte er das Kind von den Holzern empfangen, die sie zuerst entdeckt hatten. Da machten die widerstreitenden Empfindungen, die in ihm waren, die Gedanken an die zwei Frauen, die in seinem Leben standen, die Erinnerung an den Augenblick, da Vita aus dem Hause gelaufen war, und die andere, wie anhänglich sie ihm immer gewesen, einem Gefühl von Kälte Platz. Es war, als teile sich der Frost, in dem des Kindes Körper starr geworden, seiner Seele mit. Er konnte nicht denken. Er trug die Tote heimzu mit der einzigen Frage in sich, wieso dies alles möglich sei.

Als er nun aber alle die Leute sah, empörte sich zuerst sein Herz wider sie darum, daß sie sich in sein Geschick drängten.

Dann erkannte er Frau Maria und Therese. Schon hob er die Hand, um sie fortzuwinken: ‚Nicht jetzt! Das, was euch betrifft, ist mir ganz fern.' Aber ein Blick in das Gesicht der Schwester Scholastika ließ ihn innehalten.

Die Nonne war so erregt, daß sich ihre Haube verschoben hatte und ihr feines, asketisches Gesicht in all seiner zitternden Bekümmertheit deutlich sichtbar wurde. „Ich muß es euch sagen," stotterte sie aus der Verwirrung ihres Herzens heraus, „schon gestern fiel mir des Kindes Wesen auf. Ich gab den Schülern die Aufgabe, daß jedes von seinem Vater erzählen solle. Vita schien davor zu erschrecken."

Frau Maria schaute sich um. Die Trauer um die Tochter kam bei ihr jetzt nicht recht zum Durchbruch. Sie war immer ein wenig eifersüchtig auf Vita gewesen, weil sie so am Vater hing, und im Augenblick überwand der Groll über das Unrecht, das ihr selbst geschehen war, sogar ihren Schmerz und ihre Mutterliebe. „Das glaube ich wohl," fügte sie mit bestätigender Entrüstung den Worten der Schwester an und fragte die Umstehenden mit den Blicken, ob sie nicht eine bedauernswerte Frau sei.

Therese war totenblaß und hielt die weiten Augen auf die Tote gerichtet. Sie verstand, was den Mann drüben bewegen mußte; sie hatte gewußt, wie er an seinem Kinde hing. Es zog sie, zu ihm zu treten und ihm die Hand zu geben. Aber sie

wußte, daß sie jetzt kein Recht hatte. Sie neigte den Kopf ein wenig. Dann ging sie hinaus. Sie war entschlossen, nicht nur die Stube zu verlassen. Sie wollte nicht im Wege sein, hatte es nie gewollt.

Imfeld hatte sich selbst wiedergefunden. „Später, Hochwürden," sprach er zum Geistlichen, der ans Bett treten wollte; und er stand so steil und fast drohend vor der Leiche, daß die andern unwillkürlich zurückwichen.

Der Pfarrer, ein vernünftiger Mann, gab das Zeichen zum Gehen. Er schob ein paar Leute vor sich her. Das Zimmer leerte sich. Nur Frau Maria blieb zurück.

Imfeld hatte sich auf den Stuhl ans Bett gesetzt. „Laß mich allein mit ihr," bat er die Frau.

Sie wollte zornig entgegnen. Aber er unterbrach sie. „Von uns zu reden ist nicht die Zeit."

Da ging sie willig in die Wohnstube hinüber.

Nun war alles still. Der Vater sah auf sein Mädchen nieder. Die erstarrten Züge hatten sich verändert und waren milde geworden. Das schmale, schöne Gesicht war von den dunklen Zöpfen umrahmt. Imfeld fühlte, wie die Gedanken hinter der geraden Stirn gearbeitet hatten. Er sah das Kind neben sich schreiten, den Arm in den seinen gehängt, die Augen zu ihm erhoben. Liebe und Stolz hatten in dem Blick gelegen. Und Liebe und Stolz hatte das Schicksal verschüttet, wie Steinschlag grüne Fluren begräbt. Er fühlte alles so deutlich, als hieße man jetzt ihn selbst sein eigenes Bild beschreiben, wie Vita es hätte zeichnen sollen. Einmal strich er leise über ihren Scheitel. Er hätte ihr vieles zu sagen und zu erklären gehabt. Aber er wußte, daß sie noch zu jung gewesen, um die Querwege des Lebens zu verstehen. Er liebte sie mit einer starken, bitteren Liebe. Es gab für ihn keinen Weg zu der Frau, die draußen in der Wohnstube saß, aber auch die andere, von der er ahnte, daß er sie morgen nicht mehr finden werde, ließ er jetzt und vielleicht für lange wie in eine nebeldunkle Ferne gehen. Seine Seele war einzig von ihr voll, die jene Schulaufgabe bekommen hatte. Gegen das, was sie gequält hatte, versank alles andere. Er neigte sich über sie und küßte sie voll eines brennenden Mitleids und eines ohnmächtigen Verlangens, zu ändern, was geschehen war und vorbei.

Der Eschenhof. Von Joseph Georg Oberkofler

Die ihr über den Wiesen und Wäldern ruht,
Höfe, Schiffe der Landschaft,
Tief verankert, in eurem Gezimmer
Und gewaltigem Mauerwerk rollt
Ein großes Leben sich ab.

Eure dunklen Tore kenn' ich,
Gaden und geräumigen Kammern.
Furchtsam als Knabe oft
Stand ich unter den steinernen Gewölben,
Froh wenn des Großvaters Schritt,
Oder eines Dirnleins hastige Eile
Endlich erklang.

Dich lieb' ich vor allen, Eschenhof,
Wenn der Mond nie wieder aufstiege über den Gföllberg,
Ich vergäße seinen Glanz nicht in deinen Fenstern,
Und käme kein Frühling mehr,
Ich trüge jenen ewig in meiner Brust,
Den ich mit Leidlieb anbrausen fühlte
In den Stürmen des April,
Dem Mond erster Liebe.

Auch den Sommer mißt' ich nicht
Und den flammenden Herbst,
Denn immer noch duften Leidliebs Arme
Von Arnikablumen und Klee, und ihr Blondhaar
Schimmert sanft wie goldene Weizenähren,
Wie damals, da der erste Sommer
Mit vielen Schwalben durch unsere Liebe flog
Und der erste Herbst mit schallenden Hörnern,
Peitschenknall, Geläute der Jagdhunde,
Wirbelnden Blättern, ein Sturmgeselle,
Über das Traumland unserer Liebe sich tummelte,
Fern und gedämpft,
Die wir schliefen,
So tief, so tief
Ineinander verträumt.

O Eschenhof, König unter den Brüdern,
Dein vergess' ich nicht. Unter deinem Dache ist
Aufgerichtet eine Ruhestatt
Dem müden Leib und der Seele
Eine liebliche Heimat.

Höfe meines Tales ringsum,
Hoch fliegt die Kunde von First zu First:
Leidlieb ist meine Liebe.
Am rauschenden Rade des Jahres,
An dem auch ihr, goldene Eimer, hängt,
Schöpfend aus ewigem Strome,
Hebst du, Eschenhof,
Alles Lebens Fülle empor:
Leidlieb.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann Hesse: Der Steppenwolf (Berlin 1927, S. Fischer) — **Friedrich Wolf: Kreatur** (Hannover 1927, Ad. Sponholz) — **Walter von Hollander: Auf der Suche** (Berlin 1927, Ullstein) — **Franz Werfel: Der Tod des Kleinbürgers** (Wien 1927, Paul Zsolnay) — **Zoege von Manteuffel: Tagebuch einer Egoistin** (Stuttgart 1927, Fleischhauer & Spohn) — **Fritz Müller-Partenkirchen: Kaum genügend** (Leipzig 1927, L. Staackmann)

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag hat Hermann Hesse einen Roman veröffentlicht, aus dem man, nicht ohne Erschütterung, sein inneres Erleben während der letzten drei Lustren herausliest. Es ist ein Bekenntnis und eine Beichte, wie sein herrlicher Peter Camenzind, nur mit anderen Vorzeichen. Inzwischen nämlich hat das aufwühlendste Ereignis seines Lebens, der Weltkrieg, wie ein furchtbares Unwetter dies sanft dahinfließende Bächlein, das des Himmels Blau und die Uferblumen in seltener Reinheit spiegelte, in einen tosenden Wildbach verwandelt, dessen aufgestörte und trübe gewordene Wasser noch immer nicht zur Ruhe kommen. Aus dem stillen Träumer ist ein Tiefverwundeter, ein Klagender, Anklagender geworden, er erkennt eine zweite, verwilderte Seele auch in sich und Der Steppenwolf schreibt er daher mit entschlossener Hand über sein neues Buch. Zwar sucht er, umständlicher noch als in jenem Jugendroman, wo er als ein Schweizer Bauernsohn auftritt, seine Person zu maskieren, aber bald wird ihm diese Maske lästig, und er reißt sie ab, um freier reden, lauter aufschreien, seinen Spott und Widerwillen deutlicher zeigen zu können. Denn das Ganze ist im Grunde die vernichtende Kritik eines Pessimisten an seiner Zeit.

Auch wer Hesses Ansichten nicht oder doch nicht immer teilt, wird diesem Dichter ergriffen zuhören, denn aus diesem Roman erst erkennt man, wie tief er gelitten hat. Um zu überwinden, hatte Hermann Hesse kein Mittel unversucht gelassen, nach tätigem Liebeswerk sahen wir ihn neue Ufer in der deutschen Jugendbewegung (Demian), neuen Tag in der indischen Philosophie (Siddharta) suchen. Wer dies Ringen des Dichters verfolgt hat, kann jetzt nicht ohne Überraschung in dem „Traktat" des Steppenwolfs lesen: „Auf diese Weise anerkannte und bejahte er stets mit der einen Hälfte seines Wesens und Tuns das, was er mit der anderen bekämpfte und verneinte" oder gar: „Vom Wolf aus gesehen, wurde dann jede menschliche Handlung schauerlich komisch und verlegen, dumm und eitel."

Wer fühlte hier nicht schon die ganze Schwermut und Trostlosigkeit dieses Romans? „Der Blick des Steppenwolfes durchdrang unsre ganze Zeit: Schau', solche Affen sind wir! Schau', so ist der Mensch, und alle Berühmtheit, alle Gescheitheit, alle Errungenschaften des Geistes, alle Anläufe zur Erhabenheit, Größe und Dauer im Menschlichen fielen zusammen und waren ein Affenspiel."

Diese Einstellung nennt Hesse die „Krankheit der Zeit selbst, die Neurose der Generation", von der besonders die starken, geistigsten, begabtesten Individuen befallen seien. Gerade die erleben „jene argen Tage der inneren Leere und Verzweiflung, an denen uns, inmitten der zerstörten und von Aktiengesellschaften ausgesogenen Erde, die Menschenwelt und sogenannte Kultur in ihrem verlogenen und gemeinen blechernen Jahrmarktsglanz auf Schritt und Tritt wie ein Brechmittel entgegengrinst". Noch knapper und vernichtender wird diese Zeitkritik so geformt: „Wer statt Gedudel Musik, statt Vergnügen Freude, statt Geld Seele, statt Betrieb echte Arbeit, statt Spielerei echte Leidenschaft verlangt, für den ist diese hübsche Welt keine Heimat . . ." Schließlich ist der poeta mißvergnügt mit allem Neuen — und entwertet dadurch seine Kritik ein wenig — nicht nur die Zeitungen und Parteien bekommen ihr Fett, auch die Automobile (diese „großen hustenden, böse knurrenden, teuflisch schnurrenden Maschinen"), das Kino und der Rundfunk werden verurteilt.

Wenn zur Begründung oder Erläuterung dieser überschärften Kritik der Dichter sich nun wiederholt in Erörterungen verliert und seine Meinungen, etwa über Musik, über Goethe, über Wissenschaft oder über Zeit und Ewigkeit ausführt, so wird man sich nicht wundern dürfen, daß der Fluß der Erzählung dadurch arg ins Stocken gerät. Der Steppenwolf, Harry Haller seines Namens, wird als ein ungewöhnlich begabter, geistig wie seelisch hervorragender Mann geschildert. Er hat jede Hoffnung fahren lassen, nun wir mit ihm den Gang durch sein Inferno beginnen. Er nimmt nach einem letzten bürgerlichen Konflikt mißtrauisch Abschied von der zivilisierten Mitwelt und sieht nur noch einen Ausweg aus seinem Leiden, den Freitod. Aber der Zwiespalt seines Wesens läßt ihn den Tod zugleich ersehnen und fürchten. So wird er im letzten Augenblick noch abgelenkt und

ins Leben zurückgeführt durch zwei Mädchen, die, aus wesentlich anderem Grunde als er, außerhalb der Gesellschaftsordnung stehen. Sie führen ihn ins Leben ein. Trotz seiner achtundvierzig Jahre lernt er noch tanzen und lieben, beides sogar sehr gründlich und durchaus anders, als er es einst in seiner Jugend gekannt und gekonnt hat ... So ist er dem Leben wiedergewonnen, aber er weiß nichts so recht damit anzufangen, der Steppenwolf-Hesse, weder als Romanheld noch als Dichter. Denn nach einer kurzen Zeit sinnlicher Genüsse und Ausschweifungen endet das Ganze mit einem großen Maskenball und der Vision eines „magischen Theaters", in dem er die Welt zu spiegeln sucht, wie er sie sieht. Dieser Schluß ist nicht gelungen; und wie aufgeklebt mutet am Ende ein langes Zwiegespräch mit Mozart an, in welchem Hesse seine Ansichten über die großen Tondichter weitläufig zum besten gibt und zu dem matten Trost gelangt, die scheußlichste Radioverstümmelung könne einen Händel oder Bach nicht ganz umbringen, man müsse das Leben hinnehmen, wie es nun einmal sei — einmal würde er das Figurenspiel besser spielen, einmal würde er das Lachen lernen.

Vorläufig hat er es noch nicht gelernt. Die Maske eines Steppenwolfs ist ja auch wohl nicht die geeignetste hierzu. Ärgerlich über das im letzten Drittel unverkennbare Versagen künstlerischen Vermögens legt man das Buch beiseite. Und um das einst geliebte Bild des Camenzind-Dichters nicht ganz unter dieser Wolke der Verstimmung entschwinden zu lassen, blättert man noch einmal zurück und liest, von Seite 259 an, eine Stelle, wo die franziskanische Seele Hesses in ihrer alten Jugendschönheit wie das Tal seiner Heimat unter hellem Märzhimmel liegt und leiser Veilchenduft aus jungem Grase steigt.

★

Mit den Nöten und Sorgen unserer Zeit beschäftigt sich ernsthaft auch ein neuer Erzähler, Friedrich Wolf, der seinen ersten Roman Kreatur vorlegt. Kein Steppenwolf und doch — merkwürdig ist Friedrich Wolfs Übereinstimmung in der Beurteilung heutiger Scheinkultur mit der in Hesses Roman. So meint einer seiner Wortführer: wenn Christus heute noch einmal auf die Welt käme, würde er sagen: „Schaffet nit soviel; ihr schafft mir das Leben noch tot mit eurem Wettrennen, eurem Akkord (Stücklohn), mit eurem den andern an die Wand drücken . . . schaffet nit so viel."

Wolf ist, dem Literaturkalender zufolge, Arzt in einer süddeutschen Kleinstadt, der schon einige (mir unbekannte) Bühnenstücke verfaßt hat. In seinem Roman behandelt er die sozialen Gegensätze und Schicksale, wie sie sich in seiner Heimatgegend abspielen. Die unsre Zeit kennzeichnende Sucht nach äußerlichem Prunk ist das Verhängnis auch der dort ansässigen Familie Nädele. Mann und Frau sind Stepper in einer nahen Schuhfabrik. Sie haben sich ein kleines Häuschen fast ohne fremde Hilfe mit ihrer Hände Arbeit gebaut, und jetzt ist ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Erwerb eines — Vertikos gerichtet. Der Zierschrank erst wird ihrem Heim den rechten Schmuck und die rechte Würde geben. Darum schuften die beiden Tag und Nacht, der Mann fährt nach Fabrikschluß, müde wie er von der Tagesarbeit ist, noch in die nahe Stadt „kellnern", und die Frau schafft noch in Feld und Garten. Bald bricht der Mann krank zusammen, und die Frau Marie entschließt sich, gegen seinen Willen, dem Ansinnen des Medizinalrats zu folgen und zur Transfusion in die Adern der Fabrikantengattin ihr Blut herzugeben. Bis hierher folgt man einer guten, geläufigen Erzählung mit innerem Anteil. Nun aber beginnt es nach Theater zu riechen. „Handlung! Handlung!" scheint dem Verfasser ein heimlicher Dramaturg zuzuraunen, und er liefert sie sogleich in kräftigen Dosen. Zunächst läßt sich der inzwischen genesene Nädele, um das durch seine Krankheit verlorene Spargeld einzubringen, zu einem Diebstahl bei seinem Fabrikherrn verleiten, er wird ertappt und auf der Flucht erschossen. Währenddessen ist seine Frau im Fabrikantenschloß und läßt ihr Blut in den Körper der kranken Herrin übertragen, wird mit Geschenken und Wohltaten überhäuft. Als sie nachher von dem Unglück ihres Mannes erfährt, verweigert sie die weitere Bluthergabe, und die Frau des Fabrikanten stirbt. Als Marie die Nacht bei der Leiche ihres Mannes in ihrem Häuschen zubringt, wird dies auf rätselhafte Weise in Brand gesteckt, und vier Menschen verbrennen: das Ehepaar nebst Kind und eine unbekannte Person, die gänzlich verkohlt ist, wahrscheinlich ein italienischer Arbeiter, der sich zu Frau Marie hat schleichen wollen. An heißen Umarmungen fehlt es nämlich zwischen allem Mord und Totschlag keineswegs. Ein Student der Volkswirtschaft, der in den Ferien das Geld für das kommende Semester durch Handarbeit verdient, wird der Beihilfe an dem Diebstahl verdächtigt. Er will sein Alibi nicht nachweisen, weil er in jener Nacht bei der jüngeren Schwester der Marie war, die jener schon einmal aus Eifersucht Gift in den Kaffee getan hat. Jetzt befreit sie den Geliebten durch das Geständnis der Wahrheit, und die beiden werden ein Paar.

Bei einem Erstlingsroman darf man keinen allzustrengen Maßstab anlegen, und so sei über die vielen theatermäßigen Effekte und Überraschungen des zweiten Teils, die unglaubhafte Schilderung von Vorgängen und Personen der oberen Klasse, die psychologisch oft unbegründeten Entschlüsse der Handelnden hinweggesehen und dafür anerkannt, daß der Verfasser mit eigenen

Augen sieht, nicht nach der Schablone arbeitet und in ernstem Ringen um die wichtigsten Zeitfragen nach Klärung sucht. Die Gestalten der unteren Klasse, so die des Vaters Ruoff, des italienischen Arbeiters, des „Hoppfuß“, auch der Marie und ihres Mannes sind vortrefflich umrissen und einzelne Kapitel, wie „Blutschwestern“, berechtigen zu der Hoffnung, daß Wolf als Erzähler bald die Anerkennung finden wird, die ihm auf anderem Gebiet versagt blieb.

*

In der Villenkolonie Grunewald liegt eine Besitzung, die sich durch Größe und Vornehmheit auszeichnet und gerade jetzt im September den Blick Vorüberkommender durch die Pracht ihrer Gartenanlagen fesselt. Die Rosen stehen noch in voller Blüte; in einem Dahlienbeet, das die Mitte eines Rasenplatzes bildet, drängen sich die bunten Blüten, und des Springbrunnens flüssige Säule auf dem anderen Rasenplatz verrät, daß die Besitzer zu Hause sind. Weiter hinten, dort, wo, durch eine Weißdornhecke abgegrenzt, der Gemüsegarten beginnt, glühen Tausende rubinroter Tomaten, dehnen sich Spargel- und andere Gemüsebeete um das große Treibhaus.

In seinem kühlen Arbeitszimmer sitzt der Bankdirektor Leo Lewandowski und erledigt noch ein paar Unterschriften, während seine Frau Stefanie, verwitwete Frau von Strassow, geborene Komtesse Wangen, in einem Liegestuhl gähnt. Die Ehe der beiden ist bis vor einem Jahr allen Prophezeiungen zum Trotz glücklich verlaufen. Aber da „haben jene Spannungen eingesetzt, die aus Unbekanntem auftauchten und die beiden Mißtrauischen sehr erschreckt haben. Es wird zu Ende sein, denken sie zuweilen, und manchmal sagen sie es auch mit jener ruhigen Höflichkeit, die alle ihre Beziehungen vor den Beziehungen anderer auszeichnet. Stefanies Sommerreise, die sie allein gemacht hat, ist eines der Experimente, mit denen die Lewandowskis die Wahrheit herauskochen möchten, und die Blicke, mit denen die beiden Gatten nach ihrer Rückkehr einander abtasten, versuchen herauszubekommen, welche Ergebnisse dieser Versuch hatte.“

So ist die Lage der Dinge zu Beginn des Romans *Auf der Suche von Walter von Hollander* und am Schluß des 348 Seiten starken Buches ist sie äußerlich nicht viel anders. Sie sind beide in diesen ersten Jahren ihrer Ehe auf der Suche, der sechsunddreißigjährige Leo, der aus einer wohlhabenden jüdischen Familie stammt, und die Tochter altadliger Geschlechter, aber sie finden endlich — sich. Inzwischen freilich begibt sich allerhand. Wir lernen eine Reihe gutgezeichneter Menschen kennen, die in ihrer Gesamtheit ein fesselndes Bild der gegenwärtigen Gesellschaft geben, wir erleben das wechselnde Ver- und Mißtrauen der beiden Gatten an immer neuen Beispielen. Eine Gefahr droht ihrer Ehe von einem früheren Verhältnis Leos, einer berühmten Schauspielerin. Aber die inneren Beziehungen zu ihr lockern sich allmählich und auch jene berüchtigten Atelierfeste, die sie veranstaltet und von denen die Schneiderzunft keinen praktischen Nutzen hat, vermögen ihn nicht zu fesseln. Immerhin tasten beide noch, sind auf der Suche nach Bestätigungen ihres Argwohns, daß ihre Ehe irgendwo einen geheimen Sprung hat. Vielleicht ist es ein instinktives Rassegefühl, aus dem sich dann auch eine Reise Stefanies in ihre Heimat, auf das gräfliche Gut in Mecklenburg, erklären läßt, wo sie durch ihre Heirat eine Fremde geworden ist. Enttäuscht kehrt sie zurück. Dort ist alles noch beim alten, was auch auf ihren Vater zu deuten wäre, einen vergrämten Greis, elegant aber unfreundlich. Stefanie läßt einen bezechten Vetter, dem sie früher ihre Gunst nicht versagt hat, vergebens an ihrer Schlafstubentür rütteln und fährt am Tage darauf nach dem nahegelegenen Neustrelitz, wo sie planlos im Hotel übernachtet. Sie hat vergessen, ihrem Mann von ihrer Reise Mitteilung zu machen, gibt ihm dann ein kurzes Telegramm und ist freudig überrascht, als der Bankdirektor, von Sehnsucht zu ihr getrieben, am späten Abend noch in ihr Zimmer tritt. Die Suche ist beendet.

Walter von Hollander, ein Sohn des Harzes, aber wohl Adoptivsohn von Berlin W.W., ist noch sehr jung für einen Romanschriftsteller. Man merkt es an einer gewissen Einseitigkeit seiner Stellungnahme, aber sonst nicht. Überraschend ist in einem solchen Lebensalter die Kenntnis des menschlichen Herzkämmerleins; auch die verhaltene und doch von lebendiger Beobachtung zeugende Art seiner Zeit- und Sittenschilderung stellt ihn über seine Jahre. Ob das für seine Entwicklung günstig oder ungünstig ist, muß die Zukunft lehren.

Mit der Sorgfalt einer beinahe naturalistischen Kleinmalerei formt Franz Werfel in seiner Erzählung *Der Tod des Kleinbürgers* die auf eine einzige Linie gebrachten Lebensnöte und letzten Sorgen des Bürgers Fiala. Er hat Mitte der Sechzig nur noch einen Gedanken: seine Lebensversicherung. Sie ist das einzige, was er aus dem allgemeinen Schiffbruch der Inflationszeit gerettet hat. Nach beendetem fünfundsechzigsten Lebensjahr soll sie ihm ausgezahlt werden. Zu seinem Entsetzen wird er schon Monate vor diesem Termin ernstlich krank. Seine letzte Hoffnung droht zusammenzubrechen. Was soll dann aus seinem arbeitsunfähigen, epileptischen Sohn, dem Franzl, werden, was aus seiner Frau und aus seinem guten Namen? Und nun beginnt ein furchtbares Ringen mit dem Tode. Er will nicht vor dem fünften Januar, seinem Geburtstag, sterben. Die Ärzte des Spitals, in dem er liegt, haben ihn längst aufgegeben. Sie begreifen nicht, welche geheimnisvolle Macht ihn noch am

Leben hält. Es ist die Macht des Gedankens, des Willens, die dieser Mumie eine so beispiellose Zähigkeit gibt. Und in dem furchtbaren Ringen mit dem Tode bleibt er Sieger. Zwei Tage nach seinem fünfundsechzigsten Geburtstage richtet er sich mit letzter Kraftanstrengung noch einmal auf und bricht dann zusammen wie ein Knochenhaufen.

Es ist eine eigene Kunst, die sich in dieser Erzählung entwickelt. Aus einer Reihe gutgeschauter Nebenpersonen, Zu- und Umstände, die trotz ihrer sorgfältigen Zeichnung durchaus als unwesentlich gekennzeichnet sind, hebt sich, kräftig herausgearbeitet, der eine Wesenszug des nicht Gewöhnlichen und Unerklärlichen — glaubhaft dargestellt. Das ist viel.

In polarem Gegensatz zu dieser Erzählung steht das **Tagebuch einer Egoistin** von **Peter Zoege von Manteuffel**, sowohl was Inhalt und persönliche Einstellung als die Form betrifft. Eine junge und sehr schöne Dame von Welt erzählt ihre Erlebnisse in leicht-plätscherndem Plauderton. Sie will hoch hinaus. Das hat sie sich fest vorgenommen: sie wird ihr Glück machen. Was der kleine Baron sich einbildet, der ihr heute auf einer Schlittenfahrt eine Liebeserklärung machte! Niemals wird sie das beschränkte linkische Herrchen, das wie ein Affe aussieht, heiraten, sie kann nur über ihn lachen. Da war Raoul schon ein anderer Kerl, der reiche und schöne Pariser, ein geübter Alpinist, mit dem sie vor drei Jahren viele einsame Bergwanderungen gemacht hat. Er wollte sich ihr zuliebe von seiner Frau, einer kleinen Null, scheiden lassen, aber die willigte nicht ein, und so nahmen die Liebenden Abschied voneinander, er kehrte nach Paris, sie an den Belt zurück. Sie wirft ihr Auge auf einen berühmten Maler, der, nach trüben Erfahrungen in seiner Ehe, ein Einsiedler und Weiberfeind geworden ist. Mit allen Mitteln einer raffinierten Eroberungskunst ködert sie ihn und reicht ihm, ohne ihn wirklich zu lieben, die Hand zur Verlobung. Schon stehen sie kurz vor der Hochzeit, als Elsa aus Paris einen Brief von Raoul erhält. Seine Frau ist gestorben, und er fragt an, ob sie noch frei ist. Nach einigem Zögern telephoniert sie ihm zurück: „venez", nur dies eine Wort. Und nun bricht sie rücksichtslos mit dem Künstler, sie erklärt ihm, daß sie ihn nicht liebe; die Verlobung wird aufgelöst. Aber inzwischen hat das Unglück ihre Mutter heimgesucht. Durch einen Zusammenbruch ihrer Bank hat sie ihr ganzes Vermögen verloren, und in wenigen Wochen werden Mutter und Tochter vor dem Nichts stehen. Was tut's? sagt sich Elsa. Raoul ist unermeßlich reich, und so wird es ihr leichter werden, den Widerstand ihrer Mutter zu besiegen, deren rechtliches Gefühl sich lebhaft gegen die selbstsüchtig-brutale Handlungsweise ihrer Tochter sträubt. Raoul kommt. Freudig-herzliches Wiedersehen der beiden! Aber als am Tage vor ihrer öffentlichen Verlobung der gewissenhafte Raoul ziffernmäßig ihre Vermögensverhältnisse feststellen will und erfährt, daß seine Braut völlig mittellos ist, da — bedauert er. „Je reicher ich bin, um so mehr Ansprüche muß ich an den Reichtum meiner Frau stellen dürfen. Ich will keine mittellose Frau." Als Geliebte wolle er sie gern mit nach Paris nehmen und ihr eine große Rente aussetzen.

Tagelang, wochenlang denkt Elsa über die empfehlenswerteste Art des Selbstmords nach, da — — taucht wieder der kleine Baron auf. Ob sie sich vielleicht **jetzt** entschließen könne? Und sie entschließt sich.

Man gönnt es dieser „Egoistin" auch nach der blasierten und oberflächlichen Art, in der sie ihr Tagebuch geschrieben hat. Wollte Manteuffel sie absichtlich so zeichnen? Aber dann hätte dieser geschickte und sichere, wenn auch leichte Erzähler doch die Briefe des Künstlers etwas über das Niveau der „Egoistin" heben können. Freilich ist es noch nicht so schlimm, wenn er sich mit Vorliebe „Dein großer Junge" unterschreibt, als wenn Elsa tiefsinnig bemerkt: „Es ist eine hübsche Sitte, abreisenden Damen Blumen mitzugeben." Sonst liest sich die Erzählung gut.

Auf ein leichtes, heiteres Büchlein macht man sich gefaßt, wenn man des humorvollen Zeitgenossen **Fritz Müller-Partenkirchen** Schulgeschichten **Kaum genügend** in die Hand nimmt. Und man wird auch nicht enttäuscht: es sind zwerchfellerschütternde Skizzen darin — dennoch wiegt das Buch schwerer als die vielen Sammlungen heiterer Buben- und Klassengeschichten, an denen die deutsche Literatur keinen Mangel hat — wir Älteren erinnern uns noch an Ernst Ecksteins „Besuch im Karzer". Müller-Partenkirchen hat auch das Tragikomische und Tragische im Lehrerberuf tief empfunden, hat es selber erlebt, und öfter, als er sich über die „Pauker" lustig macht, fühlt er mit ihnen die Dornen ihres Berufs. Ergreifend sind Erzählungen wie „Die Lücke", welche schmerzliche Erinnerungen an die vielen blutjungen Todesopfer des Krieges weckt, und wieder ungemein lustig die Verulkung des bekannten „Plötz" mit seinen tiefsinnigen Sätzen wie: „Die tapferen Generale halten die blitzenden Schwerter in der Hand," oder „Das Huhn des Kapitäns ist in Genua gestorben." Eine außerordentlich feine und niemals einseitige Beobachtung der Schüler- wie der Lehrerseele gibt dem Buch, das alle artistischen Vorzüge seines Verfassers in sich vereint, einen höheren Wert, als ihn sonstige Erzählungen dieser Art haben. Und nur durch eine Legierung von Herzensgüte und Heiterkeit wie hier entsteht das Edelmetall, der „goldene" Humor.



Bildnis. Gemälde von C. Boulet

Illustrierte Rundschau

Ein neuer Jahrgang — es ist, als ob man seine Freunde zu einer festlichen Geburtstagsfeier laden darf, um sie bei frohem Mahl mit hochgehobenem Kelch zu begrüßen. Man drückt viele Hände, man sagt Dank für Glückwünsche, steckt manch neckenden kleinen Tadel, der mit leichtem Augenblinzeln da und dort aufsprang, als verständiger Jubilar lächelnd ein und gelobt Besserung, man freut sich der lobenden Zurufe. Und wenn das Fest geendet hat, wenn die Lichter erloschen und die Blumen verwelkt sind, geht es mit neuem Lebensmut in die Arbeit eines neuen Lebensjahrs. Wie der Mensch immer derselbe bleibt, das Blut der Ahnen nie verleugnen wird und doch von Tag zu Tag sich entwickelt, so soll auch die Zeitschrift ihrem Grundcharakter treu bleiben, aber doch von Jahrgang zu Jahrgang, von Monat zu Monat immer erfrischend neu wirken. Sie soll gewiß nicht jeder flüchtigen Moderichtung nachflattern — aber sie darf erst recht nicht schmollend in der Ecke sitzen und auf „dieses neue junge nichtsnutzige Geschlecht" schelten. Wenn eine Zeitschrift wie die Monatshefte in der Mitte eines zweiten Menschenalters steht, dann hat sie den Gegensatz zwischen Jung und Alt schon zweimal mitgemacht, und sie weiß, daß diese Feindschaft keine gar so lange Lebensdauer



Geflügelhändlerin. Ein unbekanntes Gemälde Rembrandts. In der Sammlung J. J. M. Chabot, Paris (Zur Zeit als Leihgabe im Reichsmuseum zu Amsterdam)



hat. Sind nicht die Impressionisten, als sie in den neunziger Jahren in die Ausstellungen und in die künstlerisch gerichteten Zeitschriften einzogen, mit Steinwürfen empfangen worden? Hat man nicht die Liebermann und Corinth, als sie neu auftauchten, Schmierfinken geheißen? Wie war es doch? Hat man sich nicht in der Sezession vor Slevogts Triptychon „Der verlorene Sohn“ Ohrfeigen angeboten, weil man sich über ewige Kunst- und Schönheitsgesetze nicht einigen konnte? Ach, und die Alten, die zäh an ihren Rechten festhalten wollten, hatten knapp zwei Jahrzehnte zuvor selbst so temperamentvolle Verteidigungsreden geschwungen: damals, als sie mit ihrem jungen Schützling Uhde vor die Schranken zogen, dem man in seinen sanften, schlichten Bildern gar Gotteslästerung vorwerfen wollte. Wer denkt heut noch daran? Der Festredner, der an diese Kämpfe erinnert, erntet ein behaglich schmunzelndes Lächeln: „Wie wir's doch endlich so herrlich weit gebracht —!“



Neue Arbeiten der „Wiener Porzellan-Fabrik“ nach alten Modellen der ehemaligen „Wiener Porzellanmanufaktur“

Den vielen neuen Gästen, die heute am festlich geschmückten Geburtstagstisch Platz genommen haben, sei mit dem Willkommensgruß darum auch gleich die Bitte dargebracht: sie möchten die Feste feiern, wie sie fallen, sie möchten der Jugend, wenn sie sich da und dort auch ein bissel wild gebärdet, nicht gleich den Mund verbieten wollen, sie möchten sich wenigstens ehrlich bestreben, die jungen Neuen zu verstehen, die man ab und zu mit zu Gaste lädt, sie



möchten sich nicht allzu trotzig auf ihren heutigen Standpunkt festlegen, — denn in zwanzig Jahren würden sie dafür doch keine Gefolgschaft mehr finden. Alles fließt — alles entwickelt sich — und aus Unverstandenem, Unerwünschtem entpuppt sich schließlich doch immer wieder einiges Gute und Beständige. Wer klug ist, paßt auf das Neue auf, das im Verlauf der vier Jahreszeiten an ihm vorbeispaziert. „Da kann ich nicht mit!“ poltert wohl einmal unser lieber Vetter, der Oberförster. Aber in zwanzig Jahren will er's ganz gewiß nicht gewesen sein, der jetzt ein Verdammungsurteil sprach: in zwanzig Jahren wird er sich längst mit der neuen Jugend befreundet

haben, — die dann ihrerseits schon wieder in neuem Kampf mit einer neuen Jugend steht.

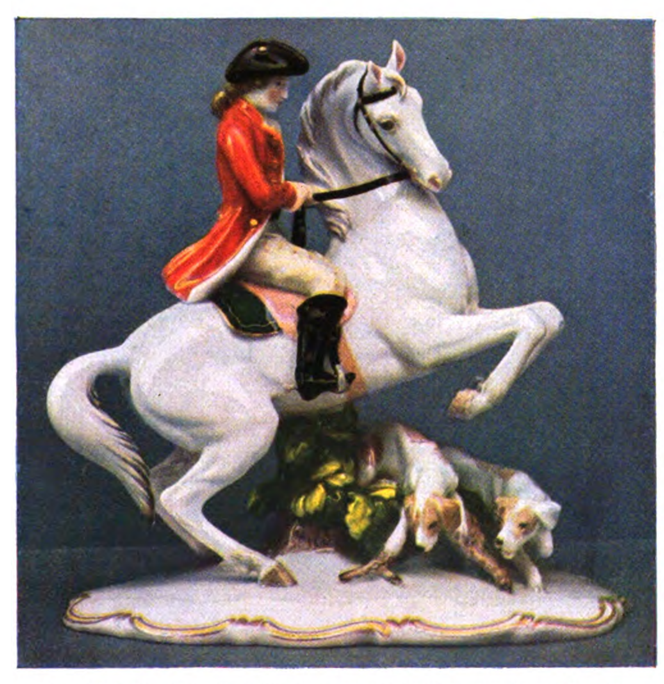
Ein fröhlicher, festlicher Kampf ohne blutige Köpfe ist es. Man kann dazu sogar mit einem rheinweingefüllten Pokal willkommen heißen!

— — — — — — — —



Die Illustrierte Rundschau dieses Heftes eröffnet ein bisher unbekanntes Gemälde von Rembrandt. Der Rembrandtkenner entsinnt sich bei diesem mehr als Stilleben denn als Genrebild anzusprechenden Gemälde des Jägers mit Rohrdommel, der in der Dresdener Galerie hängt. Auch hier dieselben wunderbaren Zusammenklänge der gelben und grauen, rot- und schwarzbraunen Farben, dieselbe getreue Zeichnung der Bänder und Flecken des Gefieders. An der Echtheit des Bildes ist nicht mehr zu zweifeln. Die Rembrandt-Forschung ist, besonders den amerikanischen „Funden" gegenüber, mit rücksichtsloser Strenge vorgegangen. Immerhin spricht es für den Fleiß und den Spürsinn der Kunstgelehrten, Sammler und Händler, daß im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte nicht weniger als hundert echte Werke des großen Meisters aus dem Dunkel der Verborgenheit oder Vergessenheit ans Tageslicht gezogen werden konnten: hundert unbekannte Werke wurden den bisher bekannten sechshundert noch hinzugefügt!

★



Neue Arbeiten der „Wiener Porzellan-Fabrik" nach alten Modellen der ehemaligen „Wiener Porzellanmanufaktur"

Die altberühmte Wiener Porzellanmanufaktur, die bereits vor mehr als hundert Jahren ihren Betrieb eingestellt hatte, ist in veränderter Gestalt zu neuem Leben erwacht und im Begriffe, der in aller Welt geschätzten Bienenkorb-Marke auch in der ein wenig abgewandelten Form der neuen Zeit Geltung zu verschaffen. Durch die freigebige Hand einer Anzahl kunstsinniger Industrieller ist im alten Augarten-Schloß die „Wiener Porzellanfabrik" geschaffen worden, die es sich zur Aufgabe gemacht

hat, einerseits die herrlichen Stücke Alt-Wiener Porzellans, an denen sie in privaten und öffentlichen Sammlungen eine Fülle erlesener Vorbilder besitzt, wiedererstehen zu lassen, anderseits der modernen Künstlerschaft Österreichs Gelegenheit zu schaffender Betätigung auf dem Gebiete der Porzellanfabrikation zu geben. Es werden sowohl Luxuswaren als auch einfaches Gebrauchsgeschirr erzeugt, beides in geschmackvollen Formen und hübschen Farbenzusammenstellungen.



Clara Ratzka, die Verfasserin unseres neuen Romans: „Im Zeichen der Jungfrauen"
Aufnahme Steffi Brandl, Berlin

Das junge Unternehmen, das die Besten unter Österreichs Plastikern und Kunstgewerblern zu seinen Mitarbeitern zählt, konnte sich auf der Pariser Ausstellung bereits die goldene Medaille erobern.

★

Auf dieser Seite zeigen wir die neueste Aufnahme unserer verehrten Romandichterin Clara Ratzka. Das Bild ist ähnlich, gewiß. Aber, offengestanden, mir erscheint es viel zu ernst für die Gestalterin des bunten Münsterischen Liebesspiels „Im Zeichen der



Stengelloser Enzian und Frühlingsenzian. (Aufnahmen Nenke & Ostermaier, Dresden)
Bildprobe aus Velhagen & Klasings Volksbuch: Prof. Dr. Scharfetter, Alpenpflanzen

Jungfrauen". So blickt eher die Dichterin des finnischen Dramas „Das Bekenntnis" drein. Aber in dem klugen Gesicht und in den schönen, sprechenden Augen ist wohl ebensoviel Wandlung möglich wie in der reichen Phantasie, die hinter dieser bedeutenden Stirn arbeitet!

★

Ein paar Proben aus dem neuen Volksbuch unseres Verlags „Alpenpflanzen" mögen folgen. Sie legen Zeugnis ab von der Gewissenhaftigkeit der Illustrierung. Das Buch enthält 52 Abbildungen, darunter 11 in Vierfarbendruck, und fünf farbige Kärtchen. Verfasser ist Dr. Rudolf Scharfetter, unsern Lesern vertraut als kundiger Führer auf botanischem Boden durch den Aufsatz im Juniheft des vorigen Jahrgangs: „Gesellschaftliches Leben im Pflanzenreich." Hier schildert er in volkstümlich anschaulicher Art die alpinen Pflanzengesellschaften auf dem Strauchgürtel, auf den Alpenmatten, den Schuttfluren und Felsfluren; er geht dem Leben der Alpenpflanzen nach, verfolgt es bis unter die Schneedecke, und seine ganze Liebe gehört der Felsaurikel, dem Enzian, den Alpenrosen, dem Edelweiß. Ein Buch, so recht geschaffen für den Alpenwanderer!



Glänzendes Fingerkraut (Aufnahme von Nenke & Ostermaier, Dresden). Aus dem Volksbuch: Prof. Dr. Scharfetter, Alpenpflanzen. Im Verlage von Velhagen & Klasing, Bielefeld

★

Den köstlichen Prunkgläsern aus der Haidaschen Glasmanufaktur Hosch folgt

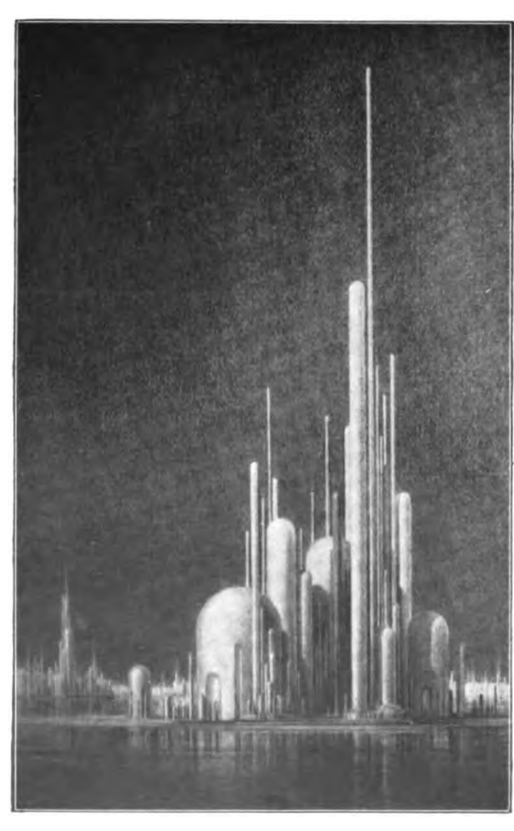


Arbeiten der Glasmanufaktur Hosch, Haida, auf der Ausstellung „Europäisches Kunstgewerbe 1927" in Leipzig

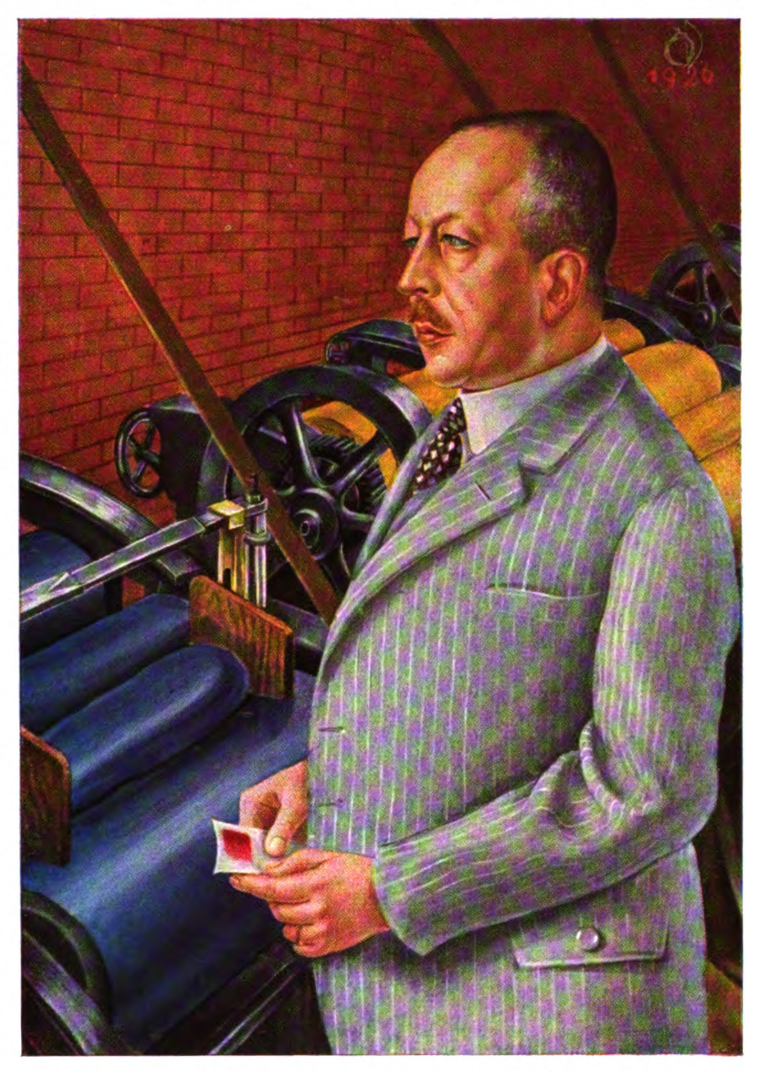


Die Schwebende. (Das große Leid.) Bildwerk von Prof. Anton Hanak, Wien

ein Bildwerk ganz eigener Art: „Die Schwebende“ von Prof. Anton Hanak. Der Wiener Meister, heute ein Fünfziger, ging als Bub bei einem Holzbildhauer in die Lehre und zog dann fünf Jahre lang auf die Wanderschaft, bis er sich endlich von der Wiener Akademie einfangen ließ (er bekam ein Reisestipendium für Italien) und unter Hellmer das richtige Studium aufnahm. Monumentale Schöpfungen von ihm stehen heute in vielen Großstädten. Hanak zählt zu den bedeutendsten Bildhauern nicht nur Österreichs. Mit Vorliebe schlägt er seine Gestalten, ohne ein Tonmodell zu bearbeiten, unmittelbar aus dem Stein. Das Handwerkliche betont er stets, das Materialechte. Und so reizte ihn wohl auch hier die gewaltige Aufgabe, aus der Tiefe des Steins diese „Schwebende“ zu lösen, neue Gesetze zu finden für die Tragfähigkeit des kleinen Sockels, die Gestalt in all ihrer Erdenschwere frei im Raum schweben zu lassen. — Einer gleich anregungsreichen Phantasie dürfen wir bei Hans Rottmayers „Insel“ folgen. Die Gebilde, die dieses Blatt zeigt — so äußert sich der Künstler — sollen keine Architekturen sein, sondern eine Art von Natur, eine sich selbst nach bestimmten inneren Gestaltungsgesetzen formende Natur. Der menschliche Kunstwille, der das Kunstwerk erschafft, ist hier in die Natur hineinverlegt, so daß diese selbst zum Kunstwerk wird. Der Gedanke hat etwas zunächst Überwältigendes. Jedenfalls ist es das erstemal, daß sich ein Künstler an eine solche Aufgabe heranwagt.



Die Insel. Aus der Bilderfolge „Der neue Planet“ von Hans Rottmayer



Der Fabrikant. Gemälde von Otto Dix. (Aus der Ausstellung der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin)

Ein Künstler der „Neuen Sachlichkeit“ erhält dann das Wort. „Der Fabrikant“ ist eine der gereiftesten Arbeiten von Otto Dix. Hier ist keine Herausforderung mehr spürbar, nur der ehrliche Wille, wahrhaft zu sein, die Wirklichkeit, wie sie das menschliche Auge sieht, rücksichtslos, auch unbarmherzig, wenn es sein muß, mit den einfachsten Kunstmitteln wiederzugeben.

★

Unser Titelbild bringt zur Abwechslung wieder einmal einen farbigen Offsetdruck. Gerade für das mit breiten Farbflächen arbeitende Aquarell „Fischerboot“ von Artur Nikodem ist diese Technik besonders gut geeignet. Dem Künstler selbst sind unsere Freunde schon in dem Aufsatz über „Tiroler Kunst“ begegnet. Nikodem ist Innsbrucker. Der Mentor der großen Tiroler Ausstellung, die Westfalen und das Rheinland mit starkem Erfolg bereiste, der Innsbrucker Heinrich Hammer, sagt mit Recht: Etwas abseits von den Kunstzentren gelegen, blieb Tirol von einem Einbruch überhasteter, nachimpressionistischer Experimente frei; in langsamer, ruhiger Umbildung von innen heraus suchen fast alle die Jüngeren den Weg in das Neuland des Stils: darin liegt vielleicht ein Stück guten, echt gebirgsländisch konservativen Sinnes.

Ein paar Sätze Hans Adolf Bühlers, des Karlsruher Meisters, den wir zur Wiedergabe seines Gemäldes „Deutsche Seele“ darum ansprachen: „Im allgemeinen sollte der Künstler nicht neben seinen Bildern stehen und einen Vortrag darüber halten. Dadurch erzieht er den Beschauer noch mehr dazu, die Bilder mit den Ohren statt mit den Augen zu betrachten. Man hat verlernt, vor einem Bild still zu werden und zu warten, bis es zu reden beginnt. Wahrscheinlich hat man es auch deshalb verlernt, weil man vor den meisten heutigen Bildern lange warten kann, bis sie zu reden anfangen. Der rechte Gestalter aber kann sich nichts Besseres wünschen, als daß der Beschauer jene Sprache des Gestalteten wieder verstehen lerne. Es ist ja keine Fremdsprache, es ist die Urmuttersprache. Die Sprache des Gestalteten versteht das Kind vor der Lautsprache. Die großen Augen zeigen, mit welcher ungeteilten Teilnahme es dabei ist, die Dinge der Welt reden zu lassen. Die Sprache des Gestalteten ist

eindringlicher als die Lautsprache — eindeutiger, klarer. Jeder Mensch kennt ein paar tausend Gesichter, Gesichter, die doch fast immer die gleichen sind. Wir unterscheiden die unmeßbaren feinsten Abwandlungen mit einer Sicherheit, die unbegreiflich ist. Die Sprache des Gestalteten ist auch unendlich viel reicher als die Lautsprache. In der Lautsprache folgen sich die Lautzeichen in der Zeit — wie auf einer Schnur aufgereiht, also in einer Ausdehnung. In der Sprache des Gestalteten liegen die Zeichen im Raum ausgebreitet in den drei Ausdehnungen Länge, Breite und Tiefe als reine Form. Zu den Zeichen der reinen Form gesellt sich noch das Wunder der Farbe, mit den unendlichen Abstufungsmöglichkeiten und den unendlichen gefühlsmäßigen Werten des farbigen Sinnbilds.

Diese Sprache spricht das Bildwerk. — Und es spricht so herrlich überlegen zu jedem Beschauer nach seinem Fassungsvermögen, daß es ein großes Glück wäre, wenn die Sprache wieder mehr zu Ehren käme und ihr recht viele andächtig lauschen wollten. — Die Seele, wenn sie zu sprechen anfängt, wird sagen: „Ich bin ein hübsches, dummes und deshalb ein wenig hochmütiges Frauenzimmer — — —“ Wer dann noch weiter lauschen will, dem wird sie dann allerdings noch andere Dinge sagen.“

Die übrigen Kunstbeilagen sind in diesem ersten Heft mit Vorbedacht so ausgewählt, daß sie auch unsern zahlreichen neuen Freunden keine Rätsel aufgeben. Das Groebersche Gruppenbild findet schon durch die Zusammensetzung des erlesenen Kreises deutscher Männer aus wichtigsten Schaffensgebieten und die sprechende Porträtähnlichkeit die allgemeine Beachtung. Bartning, der „Porträtist der Blume“, ist unsern Freunden längst vertraut. Heise ist ein Künstler von einer besonderen dichterischen Beschaulichkeit und sinniger Erfindung; seine Szene der „Rakete“ hat dabei einen ganz aparten malerischen Glanz. Emil Jensens, des Hamburger Bildhauers, ergreifend schöne „Sterbende Amazone“ bedarf wohl auch keines erläuternden Wortes; ebensowenig das anmutige Damenbildnis von C. Boulet. Aber einen kurzen Hinweis verlangt noch das Gemälde von Alexander Jackowlew „Im Theater“. Der Künstler hat uns die äußerst wirkungsvollen farbigen Zeichnungen zu dem Aufsatz „Im Sudan“ von de Haas überlassen. Wir wollten ihn in demselben Heft aber doch auch als Maler zur Geltung kommen lassen. Denn noch weit über den Dienst des Berichterstatters hinaus ragt die Befähigung dieses Künstlers. Man rechnet ihn wohl nicht mit Unrecht unter die bedeutendsten zeitgenössischen Maler Rußlands. Das Schicksal hat ihn viel auf dem Erdball umhergetrieben. Nie schwieg seine Kunst — denn immer blieben Augen und Sinne lebendig im Erfassen der neuen Umwelt.



Komtesse de Lavienville
Miniaturgemälde von A. Dervail

★

Wenn die hübsche Komtesse de Lavienville hierher, an den Schluß dieser ersten Rundschau im neuen Jahrgang, gesetzt ist, so geschieht es, weil man sich so freundlicher Bundesgenossinnen immer gern bedient. Eine gutgemachte Miniatur, ohne Frage nicht viel mehr. Aber nicht wahr, die hübschen Augen sprechen mit und bitten um gut Wetter für das bevorstehende Jahr?! **H.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Die heilige Cäcilie. Gemälde von Prof. Richard Teschner



Im Zeichen der Jungfrauen

Roman von Clara Ratzka

Fortsetzung

Wenn der Beherrscher der Apotheke, Peter Isfordt, nicht diese einträgliche und selbständige Stellung gehabt hätte, er würde das Haus am Roggenmarkt verlassen haben. Er, der alles, was noch nicht im Matronenalter war, als Blendwerk der Hölle ansah, mußte es erleben, daß in der Hirschapotheke die reine Weiberwirtschaft einriß.

Da war zunächst einmal Fräulein Ludowika Aldensell. Es war schwer, ihre Gegenwart zu ertragen; aber unerhört war es, daß in der letzten Zeit junge Männer unter windigen Vorwänden in die von alters her sehr würdige Apotheke kamen, offenbar nur, um mit Fräulein Ludowika zu scharmuzieren.

Am schlimmsten war ja wohl die Sache mit Hubertus Bantinck, dem man nicht bedeuten konnte, dies sei kein Ort für derartige Dinge. Das Mädchen lockte ihn sogar in das Hinterzimmer. Er hatte sich beklagt, doch Kerssenbrok schlug das in den Wind und meinte, um diese Zeit könnte man es nicht anders erwarten, man müßte sich bis zum Herbst gedulden.

Eine kupplerische Jahreszeit, der Sommer, gewiß, aber konnte Kerssenbrok diese Sache wirklich nicht ernst nehmen? Offenbar nicht, denn er ging mit einer Blume im Knopfloch umher, pfiff leichtfertige Lieder, und man sah ihn zuweilen mit Frauen, die nicht zur Familie gehörten. Die eine oder andre besuchte sogar Frau Lulu, die niemals Sinn für einen gewissen Ernst gehabt hatte.

Peter Isfordt aber irrte sich, wenn er glaubte, Lulu wäre tolerant, sobald ihre Ehe in Frage kam. Früher hatte sie sich zum Beispiel niemals viel darum gekümmert, wann Karl Kerssenbrok nach Hause kam. Er hatte soviel Sitzungen und Vereinssachen, in Münster und auswärts — wer sollte das behalten? Ihr eigenes Behagen ging ihr über alles. Wenn ihr Mann nachts heimkehrte — sein Zimmer lag dem ihren gegenüber —, dann schlief sie. Jetzt wollte sie es wissen, wollte noch einen Gruß von ihm haben.

Sie legte ein Knäuel von rotem Garn vor ihre Tür, zog das Ende durch ihr Schlüsselloch und kräuselte es dann liebevoll auf ihrem Nachttisch. Kam Kerssenbrok nach Hause, dann mußte er das Knäuel aufwickeln, damit die hier und da aufwachende Lulu genau wußte, ob ihr Mann daheim sei und friedlich schlummerte.

Gesine, die einzige, die in diesem Revier am späten Abend noch zu tun hatte, konnte es gar nicht begreifen. Ihr mildestes Urteil über die Männer lautete: „Son 'nen Mann is 'n richtigen Stoh-innen-Weg!“ Sie schwieg über Lulus neuesten „unwiesen Kram“, wie sie es nannte, das war zu schenant.

Doch Felix, in ihren Augen ein richtiger Labbeck, machte sich Lulus gehobene Stimmung zu Nutzen. Ganz im Vorbeigehen, die Hände in den Hosentaschen, sagte er eines Tages zu seinem Vater, als er ihm und seinen Kumpanen zu später Stunde unterm Rathausbogen begegnete: „Ich wickle das Knäuel auf,“ und kein Mensch verstand, was das heißen sollte.

Kerssenbrok, den Hut verwegen im Nacken,

wollte gerade in die dunkle Gasse zum Löwenklub einbiegen. Sein Gesicht strahlte. Er blieb stehen, nestelte in den Taschen des neuen Sommeranzugs herum, reichte dann großmütig einen Schein hin und sagte erklärend zu seinen Freunden: „Dem zukünftigen Abiturienten."

Das nun konnte er stolz sagen, denn Felix, der Labbeck, war ein fixer, tüchtiger Bursche. Er saß als der Jüngste auf der Klassenbank, und manche behaupteten, er schlüge auf seine Tante Cornelia ter Meulen in Amsterdam, die reiche Bankiersfrau, die auch immer vorneweg gewesen sei.

Diesen Abend nun trieb Felix dennoch ein sorgender Gedanke umher, er hatte teil an einem richtigen Jungensstreich, und am andern Tage wollte der Ordinarius mit seinem Vater sprechen.

Gewiß, Felix war nur ein Helfer gewesen, die Idee und die Vorbereitungen stammten von ihm, alles andere begab sich in einer andern, niederen Klasse — aber das war es ja gerade!

Die Sache trug sich so zu: Der älteste Pedell, ein grauhaariger Veteran, hatte einen Handelszweig ausgebildet, der den Jungens stets erneute Anregungen bot. Im Frühling stellte er sämtliche Kohlenbecken des Gymnasiums auf einem der Höfe dieses alten, ehemaligen Jesuitenklosters zusammen, goß Wasser hinein und hielt Enten darauf. Er betreute sie gewissenhaft und konnte ihrem ununterbrochenen Geflatter mit wahrhaft inniger Freude zusehen.

Nach einer unangenehmen Klassenarbeit nun faßten etliche Jungens, denen es nicht gerade gut ergangen war, den Gedanken, die Galle ihres Ordinarius ein wenig in Bewegung zu setzen. Spät am Abend schlichen sie sich in das Entenrevier ein, und unter großen turnerischen Leistungen gelang es ihnen, jeder mit einer Ente unter dem Arm, das Klassenzimmer zu erreichen. Sie räumten das Podium ab, stülpten es um, steckten die Enten in den Hohlraum, brachten alles wieder in Ordnung und entfernten sich höchst vergnügt.

Am andern Morgen kam der Ordinarius wie immer mit seinen hölzern klappernden Schuhen zur ersten Stunde.

Kaum betrat er das Podium, da erwachten die Enten. Für sie war da unten bis dahin pechdunkle Nacht gewesen.

„Quack quack — quack," hörte man, zunächst noch recht verschlafen.

Die ganze Klasse war unterrichtet. Der Ordinarius drehte erstaunt den Hals zur Seite, ließ sich aber nicht weiter stören. Jedoch die Enten störte sein Rumoren! Quack, quack — quack quack quack! Dieses Mal deutlich und ungeduldig.

„Was ist das?" sagte der Ordinarius streng.

„Quack quack quack!" Das war die einzige Antwort.

„Was ist das für ein Ton? Wo hörtest du diesen Ton?" fragte der Ordinarius den Schüler, der dicht vor dem Podium saß.

„Hinter mir, Herr Professor," sagte der Junge ernst.

„Und wo hörtest du diesen Ton?" Glimmenden Auges fragte er einen Jungen zwei Bänke weiter.

„Hinter mir, Herr Professor!" rief der Junge solidarisch.

„Quack quack — quack quack," machten die Enten.

Und dann, in hellem Zorn, wohl bemerkend, daß man ihn zum Besten hatte: „Und du da hinten?"

„Um mich herum, Herr Professor!" rief in größter Angst ein schmächtiger Bursche.

Da war es mit der Langmut vorbei. „Man kann keinen Ton um sich herum hören!" rief der geplagte alte Mann. „Hier wird nicht gefackelt, Auskunft will ich haben!"

„Quack quack," tönte es, anhaltend, ganz erbost.

„Es kommt unter Herrn Professor weg!" sagte ein stämmiger, vor Lachen rot angelaufener Junge.

Da war die Klasse nicht mehr zu halten. Unter brausendem Gelächter räumte die vordere Bank das Podium ab und stülpte es um. Die Enten wackelten befreit in die Klasse hinein. Nach wilder Jagd flogen sie dann schließlich mit langgezogenen Erregungsschreien auf den Hof hinab.

Dieses und noch einiges andere blieb zu einem guten Teil auf dem Halbgeback sitzen, denn der schmächtige Kerl in der letzten Bank hatte in seiner Not Felix Kerssenbroks genialen Einfall und seine tatkräftige Hilfe beim Entenfang verraten, und so kam es denn, daß er willig für seinen Vater das Knäuel aufwickelte.

Lulu war gerührt. Es schien ihr, daß Clarisse, die sich doch zu sehr in das Landleben vergrub, kaum so beneidenswert war wie sie.

Sehr würdig war Clarisse geworden, und schließlich hatte sie nicht einmal Veranlassung dazu. Sie, Lulu, hatte jedenfalls nach neun Monaten Felix zur Welt gebracht!

Ein ganz anderer Junge übrigens als der elegante Scharmeur, der Hubertus, der schon mal wieder mit unbezahlten Rechnun-

gen gekommen war. Hubertus — vielleicht sollte man seiner Mutter sagen, daß Wika und Hubertus — ach was! Die jungen Leute mochten ihre Liebeleien unter sich abmachen.

Hätte Lulu geahnt, daß es auch noch etwas anderes war, nicht nur das Auf und Ab des alten Liebesspiels, dann würde sie ihre Schwägerin doch wohl unterrichtet haben. Es war ganz so, wie es Christopher Bantinck damals verstanden hatte, als Jo Hubertus Vorwürfe machte: Ludowika und er gehörten zu einem Kreis von jungen Leuten, die zunächst wohl nur das Interesse am Sport zusammengeführt hatte, dann aber auch die Wettleidenschaft. Dieser Weg war für Hubertus ganz einfach, fast selbstverständlich gewesen; und nachdem er gekostet hatte, was es heißt: gewinnen, sich Wünsche erfüllen, verlieren und wiederum gewinnen müssen, fand er nicht mehr zurück. Außerdem, er hatte Glück, zumal im Anfange; auf alle Fälle waren die Chancen seiner Favoriten, wo immer sie liefen — in England, Frankreich, Amerika — größer als die Chancen seiner begonnenen Arbeiten.

Um die Zeit, als Hubertus gerade nur zu setzen brauchte, um zu gewinnen, war für ihn kein Mädchen so hübsch wie Ludowika aus der Apotheke, und wenn Gesine auch verachtungsvoll sagte: „Mädchen, die nach neun Uhr auf Straße gehen, is der S—chmand von aff," Ludowika ging eben auf die Straße! Sie ging sogar weiter. Und je näher zu Hubertus hin, um so kostspieliger wurde diese Freundschaft.

Ludowika Aldensell gehörte nämlich von Natur zu den merkantilen Jungfrauen in dem Sinne, daß ihr gar nichts über das geschwollene Sparkassenbuch ging. Als Verluste kamen, erkaltete sie seiner Ritterlichkeit gegenüber so sehr, daß Hubertus zu seinem Trost ein anderes Jungfräulein haben mußte. Dieses Mal war es ein Kind, das nur ihn, seine schönen Anzüge und seine Sportbegeisterung liebte. Doch das kam erst später, und es führte genau so zu einem leeren Beutel.

*

In dem Augenblick, als der erste schwere Regen aus dem bleifarbenen Himmel niederprasselte, legten die beiden Boote an. Es nützte nichts, man mußte sie befestigen, einige Sachen herausnehmen. Die Mädchen, wenigstens drei von ihnen, liefen davon, zu dem grellblauen Bootshaus mit den gelben Kanten. Es lag am Ende der Wiese, zwischen andern bunten Würfeln.

„Jo! So lassen Sie doch!" rief Heinz Franke ihr zu. „Machen Sie, daß Sie reinkommen. Laufen Sie hinter den andern her!"

„Jaja!" Sie sprang noch einmal in das Boot, holte einen Schal heraus. „Bin sowieso schon erkältet, schadet mir nichts mehr."

Doch dann wurde es auch ihr zuviel. Kaum hatte sie die Tür des Bootshauses hinter sich geschlossen, da krachte ein Donnerschlag, und der Regen ging grau, einem Wolkenbruch gleich, vor den Fenstern nieder.

Die jungen Männer kamen herein, lachend, triefend naß. „Da nützt nur das Grammophon und etliche Schnäpse," sagte der letzte, als er die Tür zuschlug.

„Wer hat den Schlüssel?" rief eines der Mädchen.

„Hier!" Man warf ihn ihr zu. Sie schloß den Wandschrank auf. „Genug für uns. Wieviel sind wir? Acht. Fünf Flaschen Likör und Wein, Cakes und etwas Schokolade." Die Mädchen brachten alles auf den Tisch.

„Wir dürfen die Ruderjacken ausziehen, was?" fragte der eine der vier Studenten.

„Natürlich!" Man breitete sie aus, legte sie über die Stuhllehnen.

„Ihr könnt ja nun nicht mehr viel ausziehen," sagte ein kleiner dunkler Bursche zu den Mädchen.

„Ist auch nicht nötig, höchstens für Jo!" rief man zurück.

„Ich tanze mich warm," sagte Jo, ihre Hand auf Heinz Frankes Arm legend.

Der wollte gerade einen Kognack trinken, hielt ihn dann Jo hin. „To beginn with!" sagte er. Sie trank ihn schnell hinunter, und dann begannen die beiden, die gute Partner waren, einen Charleston zu tanzen, sehr schnell, übertrieben. Auch die andern tanzten. Es war heiß und eng in dem kleinen Raume. Niemand achtete genau darauf, wieviel er trank; die Erregung des schnellen Ruderns, diese Flucht vor dem Gewitter, das Geborgensein, während das Wetter draußen wahrhaft wütete, es erhitzte sie und machte sie ausgelassen.

Heinz Franke hielt Jo fest im Arm. „Jetzt geht es doch mit uns," sagte er, „neulich waren Sie die reine Wildkatze!"

„Besser nicht erinnern. Von oben bis unten unrühmlich war diese Affäre, aber für Sie, Männeken!" Ihr rotes Haarkäppchen war dicht unter seinen Augen; es gefiel ihm ganz besonders gut.

Einer der Studenten hob sein Glas auf und rief in den heitern Tumult hinein: „Auf allgemeines Du!"

„Ja, gewiß!" Man stimmte von allen Seiten zu; den meisten unter ihnen war diese Anrede schon längst vertraut.

„Mitgefangen!“ rief Franke und zog Jo an den Tisch. Man schenkte die Weingläser voll — es waren nur fünf — und jeder trank sein Glas bis zum Grunde leer.

„Also meine Jo — du, du kleine Jo!“ sagte Franke, sie aufmerksam anblickend — sie war wirklich sehr blaß, und die Augen glänzten fieberisch — „ganz wohl ist dir nicht!“

„Nein, nicht gerade, aber was macht das schon?“ Sie lachte, wollte nicht zugeben, wie müde sie war, daß Hals und Rücken schmerzten. „Hört mal, ich singe euch jetzt das schöne Lied: Die Wiener Moritat, ihr wißt schon! Etwas heiser bin ich, genau wie das Sendweib, von dem ich sie lernte.“

„Auf den Tisch!“ rief der kleine Dunkle. Schon stand sie oben. Man applaudierte, als sie begann.

„Das Lied vom Débardeur, auf Ehr'!“ rief sie. Die andern wiederholten die Worte.

Hoch stand sie da, im halbnassen, kurzen und ärmellosen Kittelkleidchen, einen schmalen Lederriemen um die Hüften. Reizend war sie. Sie begann:

„Publikum, vernimm die Schauderg'schichte,
Die ich dir mit Grauen jetzt berichte,
Von dem Kerl, der beim Sperl,
Hat ermordet einen Débardeur — auf Ehr'!“

Die letzte Zeile sangen alle mit.

„Sie war ein tugendhaftes Frauenzimmer,
Débardeur, doch leider war's nicht immer.
Auf dem Balle, im Sperlsaale,
Da kam ihre Tugend doch zu Fall. Skandal!“

„Skandal!“ riefen sieben junge Stimmen.

„Ihr Geliebter, ein sehr mag'rer, großer,
Wie die böse Welt behaupt', ein Schlosser,
Liebe heuchelnd, zärtlich schmeichelnd,
Führt er auf den Maskenballe sie: Mit Müh'!“
— — — — — — — — — — — — — — —
„Jetzt tanzt sie, das Haupt bekränzt mit Rosen,
In den engen, knappen Männerhosen.
Doch entsetzlich, ganz urplötzlich,
Zieht er seinen Taschenfeitl raus! O Graus!“

Jo begleitete die Worte, die sie, nach Art der Bänkelsänger, hervorpreßte, mit bezeichnenden, sehr komischen Bewegungen.

„Und ersticht in blinder Wut die Gute,
Hei, wie liegt sie da in ihrem Blute!
Angst im Saale. Mit einem Male
Kommt auch schon die hohe Polizei —“

„Au wei!“ rief der Chor.

„Nein, Kinder, es ist doch nicht Berlin. Wien, Wien ist es,“ sagte Jo eindringlich, „Herrbei müßt ihr rufen.“

„Herrbei!“
— — — — — — — — — — — — — — —
„Jetzt büßt er die Freveltat in Ketten;
Niemand will und kann den Sünder retten.
Doch die Arme, in ihrem Harme,
Starb zwölf Jahre später im Spital. Voll Qual!
— — — — — — — — — — — — — — —
Jetzt spukt sie, die arme, gute Pepperl,
Im Sperlsaal, und tanzet dorten Zepperl!“

„Black bottom!“ riefen die Zuhörer. Alle lachten, auch Jo.

„Weiter, weitersingen. Stört sie doch nicht.“

Ganz tief begann Jo:

„Mitternächtlich, ganz verdächtig,
In dem engen Débardeurgewand! O Schand!
— — — — — — — — — — — — — — —
Publikum nimm dir daraus die Lehre:
Morde nie von hinten Débardeure!
Laß dich rühren, denn sie spüren,
Akkurat so gut wie du den Schmerz. Im Herz!“

„Bravo! Bravo, Jo!“ Man wollte sie vom Tische heben, doch sie entwischte, sprang herunter.

„Jo, du bist ein Hauptkerl,“ sagte der Dunkle, ihren Arm umfassend. Fast heftig schüttelte sie ihn ab, eine Falte zwischen den Augenbrauen. Sie war nicht recht mit sich zufrieden. Oder kam dieses Unbehagen von der Erkältung?

Sie tanzte wieder und tollte herum. Doch dann wurde sie so müde, daß sie sich an den Tisch setzte, den Kopf in den Arm gelegt. „Laßt mich mal fünf Minuten in Ruhe,“ sagte sie. Heinz Franke öffnete eins der Fenster, sah zu Jo hin, ob die kühle Luft sie nicht traf. Noch immer regnete es, doch nicht mehr so stark. ‚Besser wäre schon, man brächte Jo nach Hause,' dachte er. Er hatte ein zärtliches, gutes Gefühl für sie. Höchstens neunzehn mochte sie sein, und er war über dreißig. Jetzt, wo sie nicht keck war, sondern ermattet am Tische saß, den kindlichen Körper weich gebogen, war er ehrlich um sie besorgt. Das rote Köpfchen, der feine Nacken, gern hätte er darüber hingestrichen.

Wie er hinblickte, fuhr die Hand eines vorbeitanzenden Studenten in den etwas klaffenden Rückenausschnitt hinein. Jo sprang auf, ihre grünlichen Augen blitzten. „Was nimmst du dir heraus? Kann man denn nicht einmal lustig mit euch sein?“

Franke stand neben ihr. „Ein sehr dummer Scherz war das,“ sagte er ruhig.

Man umringte Jo, wollte keinen Streit aufkommen lassen. Doch auch Jo wollte es nicht. „Lieber in den Regen,“ sagte sie, ging zur Tür, öffnete sie und war draußen.

„Laßt sie nur!“ sagte Franke, „ihr seht doch, sie ist gereizt.“ Damit nahm er seine Mütze, zog sie über den Kopf und ging hinter Jo her.

Sie wendete nichts gegen seine Begleitung ein. „Vielleicht erreichen wir noch den Omnibus,“ sagte sie, „und wenn nicht — wir sind nun doch einmal naß —, dann

wollen wir zu meiner Schwester gehen, es ist eine knappe halbe Stunde. Dort bekommen wir alles, was wir brauchen, und ich kann nach Hause telephonieren." Sie war wieder ganz ruhig.

„Dann schlage ich vor, wir gehen sofort zu deiner Schwester, sehen uns erst gar nicht nach dem Omnibus um. Du kannst unmöglich in diesen nassen Kleidern bis zur Johanniter-Kommende fahren," sagte Heinz.

Es tat Jo herzlich wohl, daß er sich um sie kümmerte; nur zeigen durfte man das nicht. „Einverstanden!" sagte sie kurz.

Sie trabten im Regen nebeneinander her und waren im Grunde sehr froh, der Hitze und dem Tumult entronnen zu sein.

An der Tür empfing sie das Faktotum Joseph mit der Nachricht, Herr und Frau Steveningh wären in Münster.

„Macht nichts," sagte Jo, die nun wirklich fast erschöpft war, „wir bekommen trockene Kleider und Tee. Können Sie Herrn Franke nicht den Leinenkittel von dem jungen Gärtner geben? Aber auch die Hose dazu! Ich gehe ins Schlafzimmer meiner Schwester und finde schon was. In einer Viertelstunde ungefähr sind wir zum Tee im Musikzimmer. Ist das recht?"

Gewiß, es war Joseph sehr recht. Alle hier im Hause mochten das lustige Ding gern leiden. Er bereitete mit dem Mädchen sorgfältig den Tisch vor. Vertrat er nicht die abwesende Herrschaft? Einen hübschen jungen Mann hatte sich die Kleine da mitgebracht.

Als Jo herunterkam, saß Franke schon in einem bequemen Sessel. „Was für eine Wohltat!" sagte er, aufstehend. Dann fingen sie beide an zu lachen. „Genau als ob ein Kind Theater spielte!" sagte Heinz Franke, „alles zu lang, alles zu weit! Das Morgenkleid hängt ja wie ein Teig um dich herum."

„Glaubst du etwa, dein Anblick wäre besser? Aus allem herausgewachsen!" Aufseufzend setzte sie sich hin. „Ist das gemütlich," sagte sie nachdrücklich und schenkte ein.

Heinz sah ihr zu. Sehr zierlich war sie in dem weiten, flauschigen Gewand, recht zum Liebhaben und Verwöhnen. Man konnte sich kaum vorstellen, daß sie scharfe und kalte Worte aus dem herzförmigen, weichen Munde herausbrachte.

Es war Jo heute auch gar nicht darum zu tun; sie hätte sich recht gern verwöhnen lassen. Doch von wem? Keiner hatte das je getan, es sei denn — ja, in einer Art Onkel Christopher und kürzlich, bisweilen, Clarisse. Doch sehr selten.

Sie lehnte sich zurück; der weiche Morgenrock, den sie übereinander gezogen hatte, verrutschte ein wenig. Einen Augenblick sah man den schmalen jungen Körper.

„Zieh dein Gewand nicht so eifersüchtig zu," sagte Franke, sich zu ihr hinbeugend, „es ist nicht viel anders, als wenn du im Ballkleidchen bist." Ganz sacht, Jo zärtlich anblickend, schob er die Falten auseinander.

„Ein rosa Blüschen und ein Pumphöschen daran. Wie reizend!" Sehr, sehr leicht, legte er seine Hände um ihren Leib.

Jo sah ihm halb erstaunt und halb abwartend zu. Er hatte recht. Ein Ballkleid verdeckte sie nicht mehr, und zu Fastnacht war sie in ganz kurzen Höschen gegangen. Und doch!

Heinz hatte sich auf ein Knie niedergelassen. „Wie eine Puppe bist du, Jo. Man darf dich wahrlich kaum anfassen." Zart ließ er seine Hände bis zu ihren Knien gleiten. „Neulich das — in meinem Zimmer — es tut mir sehr leid." Er sah zu ihr auf.

„Es ist schon gut," sagte Jo, mit einer abwesenden Stimme und zog das Morgenkleid fest um sich herum.

Franke blieb auf dem Boden sitzen, langte nach einem breiten Fußkissen hin. „Und dann wollte ich dir noch eins sagen, Jo, im ganzen hattest du recht, doch so — wahllos, wie du denkst, bin ich nicht. Ich habe ein Mädchen lieb, und das Mädchen heißt Jo."

„Das würde ich ihr nicht sagen." Jo lächelte, wandte den Blick nicht vom Fenster, ihre Wangen waren gerötet. „Dieses Mädchen — einen jungfräulichen Hochmut hat sie."

„Den soll man ihr lassen," sagte Heinz Franke, „er gehört zu ihr, macht sie oft ganz widerborstig, aber deshalb dürfte sie doch einem Manne, der sie lieb hat und der das versteht, ein wenig gut sein." Er nahm eine ihrer Hände zwischen die seinen. „So gut, meine ich, daß diese beiden Menschen sich Freude gäben. Willst du das denn gar nicht, kleine Jo?"

Sie blickte Heinz Franke an. „Bisweilen denke ich — ja! Morgen denke ich vielleicht — nein."

„Denk nur mal gründlich — ja!" Er küßte ihre Hand, lange, zärtlich.

„Du mußt nicht glauben," — Jos Stimme verschwebte fast — „daß ich gar nichts von — dem wüßte. Gerade weil ich einiges weiß, möchte ich mich bewahren. Ich habe noch heute — wenn ich daran denke, einen schlechten Geschmack davon, daß ich vor fünf Jahren, in unserm Tanzzirkel, eine Liebelei hatte. So kindisch war ich, ich glaubte, das gehörte zum guten Ton. Kurzum" — sie warf den Kopf mit einem

Ruck zur Seite — „ich habe keine Freude daran."

„Das kann ich mir denken," sagte Heinz, ihre Hand loslassend, „doch ich möchte fast sagen, jeder von uns macht zunächst mal irgendeine Dummheit. Dennoch, liebe Jo, sieh mich einmal an, ich meine es wirklich gut, und du bist so ein süßes Ding, ich würde ganz und gar zu dir stehen und für dich besorgt sein. Du glaubst doch selbst nicht, daß dein Hochmut dir jahrein, jahraus Ersatz für all das sein wird, was junge Menschen sich geben können. Vielleicht bin ich auch ein wenig besser und zuverlässiger als die meisten um dich herum, denkst du nicht auch?"

Eine ganze Weile blickten sie sich an, dann richtete Heinz sich auf, strich ihr über das knappe, glänzende Haar — wie er es den ganzen Nachmittag über gern getan hätte — und küßte behutsam den herzförmigen, weichen Mund.

„Ach Heinz," sagte Jo, sich zurückbiegend, „was für ein hübsches Netz du da ausgelegt hast!" Doch sie lächelte und ließ ihm ihre Hände.

Heinz Franke war nicht unerfahren; er versuchte es nicht, einen größeren Erfolg zu erringen. — — —

Eine halbe Stunde später kamen Martin und Clarisse. Sie hatten in der Stadt schon von Jos Mißgeschick gehört.

„Gott, Kind, wie elend du aussiehst!" sagte Martin, kaum daß er sie erblickte. „Was ist nur mit dir?"

„Ich habe die Grippe. Der Hals ist mir schon halb zugewachsen," sagte Jo gelassen.

„Dann aber schnell ins Bett," rief Clarisse drängend. Sie war sehr glücklich, einen Vorwand zu haben. Es war so schwer, immer mit Martin allein zu sein! Jo sollte bei ihr bleiben, solange wie möglich. Auch Martin griff freudig zu. „Nein, keine Widerrede," sagte er, Jo in den Sessel zurückdrängend, „ich telephoniere sofort. Du bleibst bei uns!" Und er ging hinaus.

Jo war es im Grunde ganz lieb. Sie fühlte sich erbärmlich schlecht. „Willst du mich auch fein pflegen?" fragte sie Clarisse.

„Dich? Jo, was für eine zarte Regung! Das verdanken wir nur deiner Grippe."

„Komm mal her — der Widerspenstigen Zähmung!" sagte Martin, zurückkehrend, und er hob Jo aus dem Sessel auf seine Arme und trug sie hinaus. Clarisse blickte ihnen nach. So also konnte Martin sein ...

*

Für Martin und Clarisse war es eine Wohltat, daß sie nicht in dem verwinkelten Geschäftshaus am Prinzipalmarkt wohnten, nah beisammen, aufeinander angewiesen, sondern im weitläufigen Hause auf dem Lande.

Es lag in einem großen, sehr schönen Garten, dem Frau Dorette das Herbe genommen hatte. Früher war es ein rauschender, grüner Park gewesen; in seinen äußern Bezirken, dort wo die hellen, langgestreiften Felder begannen, war es auch heute noch so, doch rings um den Weiher und zumal zum Hause hin leuchtete es von Blumenbeeten. Man sah weiße Bänke, Korbsessel mit einem roten Schirm darüber ausgespannt, und hier und da bauschte sich üppiges Grün um Sandsteinfiguren. Das Haus selbst hatte zur Landstraße hin eine ganz einfache, kiesbestreute Vorfahrt. Rechts und links standen viereckige, kleinere Kavalierhäuser, die zum Teil als Garage und Stallung benutzt wurden, zum Teil dem Gärtner und Kutscher überlassen waren. Die einst große und einträgliche Landwirtschaft hatte man längst aufgegeben; die Felder, Wiesen und Gehölze ringsum gehörten kleinen Besitzern, die immer noch wenn auch in einem merklich gelockerten Verhältnis zur Steveninghschen Familie standen.

Ein sehr solides Haus war es, mit dicken Mauern, breiten Treppen und großen Räumen. Der Erbauer hatte nirgendwo gespart, viel Sinn für schöne Ausmaße gehabt und jede unnötige Verzierung vermieden. Es blieb den Nachfahren überlassen, ihre Eigenart in der Ausstattung der Zimmer zur Geltung zu bringen.

Bis Frau Dorette hier einzog, hatten alle Stevenings an dieser schönen Einfachheit festgehalten. Jetzt war es ein wenig anders, weltlicher, wärmer und lebensfroher in dem weitläufigen Landhaus geworden, und Clarisse hatte ganz recht, wenn sie immer wieder zu den alten Freunden und zu ihren Angehörigen sagte, dieses alles so schön instand zu halten, wie sie es übernommen hätte, das erforderte viel Aufmerksamkeit; sie könnte nicht oft nach Münster kommen.

Arbeit lenkte ab ... Und doch, was wollte es bedeuten? Wenn die ersten Schatten über dem Parke blauten, wenn die Farben in den Zimmern weicher wurden, die abendliche Sehnsucht in Blume, Wolke, Duft und Vogellied lockte, dann fiel der künstliche Aufbau des Tages zusammen. Er war unbeseelt. Sie konnte ihn niemand zeigen. Bisweilen fragte Martin sie, was sie tagsüber begonnen hätte. Wenn sie es aufzählte, zerrann es. Am Abend schien alles leer zu sein.

In das gemeinsame Leben, dessen Anfang

bitter schwer gewesen war, kam langsam eine schablonenhafte, freundlich=höfliche Regelmäßigkeit hinein. Martin und Clarisse wichen nicht davon ab: es war das feste Gerüst. Sehr vorsichtig mußte man sein, wollte man nicht vor den Augen des andern ausgleiten.

An jedem Morgen, sogleich nach dem gemeinsamen Frühstück, das immer recht feierlich im großen Speisezimmer serviert wurde, fuhr Martin zur Stadt. Auch er sah sich, ernsthafter als Clarisse, nach Arbeit um, nach einer befriedigenden Arbeit. Er hatte in das elterliche Geschäft, das ganz selbstverständlich ihm dereinst zufiel, niemals tief hineingeblickt, hatte seinen Studien gelebt, im Grunde noch einmal weit reisen wollen — doch das hatte er aufgegeben, um andrer willen.

Was war das nur mit seinem Leben? Um seines Bruders willen! Um der Eltern willen! Ja — und um Clarissens willen, die er jahrelang umworben hatte. Nicht trauervoll, nein, erstaunt und fast höhnisch dachte er daran. Weshalb nichts um seiner selbst willen? Wer war er selbst, was konnte er, was wollte er aus seinem Leben machen, was aus dem Überkommenen? War dieses Überkommene nicht auch eine Verpflichtung? Ganz gewiß.

An manchem jungen Morgen ließ er den Wagen daheim, ging zu Fuß, zwei, drei Stunden lang. Es kam ihm vor, als habe er zum ersten Male in seinem Leben Zeit zum Nachdenken.

Nein, den Bruder liebte sie nicht. Sie war zu stolz, zu verletzt, dessen war er sicher. Einige Tage, vielleicht nur Stunden, war sie Andreas, der so viele blendete, ergeben gewesen. Aber ihm, Martin, niemals . . . Er warb nicht um Clarisse, jetzt nicht mehr.

Zuweilen, wenn sie ihm entgegenging im Garten, in den großen Zimmern, wenn diese weibliche Süßigkeit um sie war, die er leidenschaftlich, voll Begehren, an ihr geliebt hatte, kam eine jähe Aufwallung des alten Gefühls über ihn. Doch niemals stand das in seinen Augen, niemals verriet es eine einzige Bewegung. Mit immer gleicher Höflichkeit und einer gewissen Fürsorge, die der Dame in ihr galt, umgab er diese Frau, die jahrelang alles in ihm gebunden hatte, seine Aktivität, seinen Willen, ja, seine Männlichkeit. Er reckte sich empor, wollte sich selbst, seinen eigenen Weg, sein Ziel.

Das blaßgrüne Haus mit den rostroten Verzierungen, das alte Geschäftshaus, schlicht und klassizistisch inmitten der hochgiebeligen gotischen und barocken Bauten, es bekam für ihn eine neue, ungeahnte Bedeutung. Die alten Geschäftsbücher wurden für ihn zur Geschichte dieses Hauses, der Verlag zur Geschichte der Kultur einer vergangenen Zeit.

Doch Martin Steveningh, der den Krieg mitgemacht, der das Aufgerissene, Chaotische dieser Jahre gesehen hatte und jener, die folgten, konnte nicht mehr an den alten Fäden weiterspinnen. Vielleicht — eine Weile — wenn die Ehe mit Clarisse Inhalt des noch nicht klar gestalteten Lebens geworden wäre!

Langsam, ganz allmählich, formte das Leben an ihm, und Clarisse bemerkte es. Ja, sie bemerkte, Martin, er stand nicht mehr im Hintergrunde. Man konnte ihn allein denken, ohne Eltern, Haus und schöne Dinge. Kluge Augen hatte er und schöne, energische Hände. Clarisse sah ihn, und es kränkte sie, daß sein Blick über sie hinwegging. Sie tat, was seit den Tagen des Paradieses bei den Frauen holder Brauch ist: sie schmückte sich.

Sehr gut sah sie aus, wenn sie abends unter der Lampe saß. Aber er bemerkte sie kaum, denn vor ihm lagen neue Zeitschriften und Bücher, in die das Tempo des neuen Lebens eingefangen war.

Und eines Abends, als er das Altmodische ihres Beginnens nicht mehr gut ertragen konnte, wollte er es, aus Unlust daran, noch weiter treiben. „Hol' dir doch mal die alten Bücher unten aus der Lade," sagte er, „es sind Albums, in die die Frauen dieses Hauses Sprüche und kleine Malereien sammelten; ganz hübsche Sachen stehen darin."

Clarisse verstand nicht, was hinter diesen gleichmäßigen Worten glimmte. Sie stand auf, kramte in der Lade und legte ein Album nach dem andern auf den Tisch. Aus ihren Kleidern wehte ein feiner Duft. Martin hob den Kopf. Als sie sich hinsetzte, stand er auf, stellte sich hinter sie und sah auf das Blatt, das Clarisse gerade betrachtete.

„Laß doch sehen," sagte er, „aus welchem Jahre ist es." Er lehnte sich vorwärts und schlug die erste Seite auf. Seine Hand, die Clarisse nun ganz genau kannte, lag dicht vor ihr.

Da hatte auf dieses erste Blatt ein Steveningh seiner Frau einen kleinen Vers niedergeschrieben, zärtlich hingemalt hatte er ihn:

„Daß du bist die Liebste mein,
Des soll Gott mein Zeuge sein."

Sie lasen es zu gleicher Zeit still in sich hinein. Clarissens Kopf senkte sich ein wenig, ganz wenig nur. Der Duft aus ihrem Haare, aus den Kleidern, war für Martin

verflogen. Er kehrte wieder auf seinen Platz zurück.

„Es mutet merkwürdig an, diese alten Dinge," sagte Clarisse mit einer ganz ruhigen, sehr angenehmen Stimme.

Martin blickte auf. „Ich dachte, so etwas freute dich," sagte er.

„Ja, ich habe immer gern den Untergrund gesehen, wie alles gewachsen ist. Mir scheint, jetzt stehe ich still. Man weiß nicht mehr so recht — wir hier in der Provinz —, wie das Leben aussieht. Das Weiterwachsen sieht man nicht." Und sie nahm eines seiner Bücher.

Martin schwieg. Es war ihm nicht wohl dabei, daß ihre Hand in sein Revier hinübergriff; es war genug Gemeinsamkeit, ein Heim aufbauen zu müssen. Schwer genug, daran zu denken — am Prinzipalmarkt würden sie allzu nah beisammen sein. —

Die damals grell ausstaffierten Stuben, in denen Clarisse mit Andreas getanzt hatte, waren fertig, schön in den Farben, abgewogen in allen Linien. Die Möbel, die Bilder, die Teppiche und Vorhänge, alles war sorgfältig ausgewählt. Darin hatten die beiden gewetteifert, denn so weit ließ man sich nicht gehen: Gleichgültigkeit zeigte man nicht. Ein jeder konnte meinen, hier würde ein richtiges Liebesnest gebaut.

Lulu ließ es denn auch nicht an weitgehenden Andeutungen fehlen. Sogar die alte Frau Bantinck kam und sah sich alles genau an. Sie stand in ihrem seidenen Mantel da, die Hände auf der Elfenbeinkrücke ihres Stockes. Ihre lebhaften Augen wanderten umher, verweilten hier und da lange. „Eine seltsame Mischung ist das," sagte sie, „ganz Neues mit ganz Altem. Und wie gut es zusammenklingt." Langsam, so daß niemand recht bemerkte, wie schwer es ihr wurde, ging sie zu einem tiefen, blausamtenen Sofa hin und setzte sich. „Ja, von der Bequemlichkeit versteht ihr etwas," sagte sie lächelnd, „mein Biedermeierzimmer gibt das so recht nicht her." Sie zog die weichen dänischen Handschuhe von den seidig-knitterigen Altfrauenhänden.

Martin hatte sie nach oben hin geleitet, verabschiedete sich dann bald. Clarisse setzte sich neben sie. „Dann bist du wohl keineswegs niedergeschlagen über unsere Zeit?"

„Wie sollte ich?" Franziska Amalie Bantinck sah lächelnd auf Clarissens gesenktes Profil. „Europa wächst. Die große Erschütterung, durch die wir alle hindurchgingen, hat vielen die Augen geöffnet. Nichts ist so schlimm, daß es nicht Neues gebiert: wir werden weder versumpfen, noch verbrennen. Wir werden leben."

Clarisse hob den Kopf. „Nichts ist so schlimm, daß es nicht Neues gebiert?" wiederholte sie nachdenklich.

„Ganz gewiß." Frau Bantinck verstand ihre Enkelin. Sie war so fein geschliffen, die alte Frau, sie fing alle Ausstrahlungen auf. Niemals sprach sie mit Clarisse über ihre Ehe.

*

Es war gar nicht so leicht, Jo wieder auf den Weg zu bringen. Zu der Erkältung war eine böse Rippenfellentzündung gekommen. Clarisse hatte genug zu tun. Sie pflegte ihre Schwester mit einer Aufopferung, die Martins Blick zuweilen nun doch zu ihr hinlenkte.

Seit Jo auf der Terrasse lag, die nach Süden hinausging, kam viel Besuch ins Landhaus. Bisweilen saß Christopher neben ihr, etwas ungeschickt, denn es lag ihm nicht recht, mit diesem zart aussehenden Kinde über Dinge zu sprechen, die nicht in seinen arbeitsreichen Sommer paßten. Besser schon, er trug sie zum Rasen hin und an den Weiher, holte ihr dieses und jenes. Eines Tages hatte er das kleine Haus ganz hinten im Garten entdeckt, das Steveninghs die Gloriette nannten. Es war ein sechseckiges Gebäude, ein Türmchen, mit einem spitzen Dach. In jeder Wand saß ein längliches Fenster, einige hatten buntes Glas. Eine alte Ottomane stand darin, ein Tisch und zwei Stühle.

War dies nicht etwas für Jo? Sie mußte ein wenig abseits sein. Man konnte das herrichten, diese Gloriette. Nur so herumsitzen, das war nichts für Christopher. Man wurde sentimental wie ein Seminarist, wenn man lange in das porzellanene Gesicht unter dem roten Käppchen sah. In zwei, drei Nachmittagen hatte er alles herangeschafft, was notwendig war. Die alte Ottomane war die Hauptsache; sie war bequem. Martin — er mochte ihn übrigens gut leiden — hatte eine große, verblichene Plüschdecke hervorgeholt, einen Teppich und einige Regale mit Büchern. Clarisse stellte eine Vase mit Rosen auf den Tisch, und Jo, dieses zähe, eigenwillige Mädchen, ging ohne Stütze zu dem roten Türmchen. Sie freute sich auf ihre kleine, lichtdurchflutete Stube. Ein wenig auch auf die Ruhe, doch das sagte sie nicht.

Heinz Franke kam so oft, um sich nach Jo zu erkundigen, daß es selbst den Bäumen auffallen mußte. Als er dann schließlich bis zur Terrasse vorgedrungen war, machte es ihn nicht sonderlich froh. Sie war ja nie allein! Sehr, sehr verliebt war er in das kleine Ding, das schon wieder anfing, ihr



Der Hafen von Amsterdam. Gemälde von Willem van de Velde d. J. (1686)
Amsterdam, Reichsmuseum
(Aus Velhagen & Klasings Künstlermonographien: Die Künstlerfamilie van de Velde von Prof. K. Zoege von Manteuffel)

keckes Schnäbelchen zu wetzen. War das eine grandiose Idee dieses Onkels Christopher gewesen, Jo abseits zu bringen, in ein stilles, kleines Gartenhaus! —

Zwei Tage schon residierte Jo in der Gloriette, da wußte sie, daß Heinz Franke unterwegs war. Sehr einfach, er pfiff die Melodie vom „Débardeur, auf Ehr'", an den sie nun längst ohne ein unangenehmes Gefühl dachte. Es war eben doch wohl nur die Erkältung gewesen.

Eine Weile war es still. Sie stand auf, ging zur geöffneten Tür. Freute sie sich? Wirklich? Nein, das nicht gerade. Und doch —

Heinz bog um die Ecke. „Jo, Jo!" sagte er, und dann hielt er sie in seinen Armen. Sie konnte nicht lange darüber nachdenken, ob sie es wünschte, oder ob er ein Recht dazu hätte, denn er küßte gut, so erschreckend, so unglaublich gut, daß Jo noch schmaler und schwächer wurde, als sie ohnehin war, und Heinz Franke nichts anderes übrig blieb, als sie auf seinen Schoß zu nehmen. So wurde nun nicht das klassizistische blaßgrüne Haus ein Liebesnest, wohl aber die Gloriette hinten im Park der Steveninghs, und Jo ging von Tag zu Tag blühender daraus hervor. Weder ihr noch ihrem Freunde fiel es ein, diese Sommerseligkeit mit Versicherungen des Ewigen und Unverbrüchlichen zu beschweren: es war ein Teil des strahlend schönen Lebens. — — — — — — — — — — —

Und auch Jo hatte eine Unterredung mit ihrer Großmutter, viel länger und offenherziger als Clarisse. Das war aber schon zu Ende des Sommers, als die alten Steveninghs von ihrer langen Reise zurückgekehrt waren und Martin und Clarisse gegenüber dem Rathause wohnten.

Frau Bantinck und Jo saßen einander gegenüber und lasen, Franziska Amalie, in schwarzer Seide, die langen Ohrringe bis zur zierlichen Halskrause hinabhängend, Jo in einem ihrer kurzen, hellen Kleider. Ein ganzer Stapel von Zeitungen und Zeitschriften lag auf dem Tische, der dicht bis ans Fenster gerückt war. Die alte Frau Bantinck liebte es, wie sie sagte, alle Teile zu hören. Es regte sie an und ergötzte sie. Sie hatte die nötige Entfernung zu den Dingen gewonnen. Kaplan Vietinghof, der bisweilen heraufkam, um eine Stunde mit ihr zu verplaudern, sagte ganz mit Recht von Franziska Amalie: „Wenn der Wein sehr gut ist, ist er alt am besten."

Jo saß anscheinend ganz vertieft da, doch hin und wieder warf sie einen Blick auf die Lesende. Frau Bantinck bemerkte es. „Nun, Kind?" fragte sie, die Zeitung wegschiebend.

„Großmutter, sind wir eigentlich monogam?" fragte Jo.

Einen Augenblick nur stutzte Franziska Amalie. „N — nein, Joséphine, ich fürchte — nein —" — sie sprach diesen langen und sehr christlichen Namen französisch aus — „es ist ein Ideal."

Jo faltete die Hände und legte die Arme lang über den Tisch, über die Zeitungen und Journale. „Ein erreichbares?"

„Ich denke —" Franziska Amalie sah schräg aus dem Fenster auf die spielenden Blätter der Ulmen.

„Was denkst du?" drängte Jo.

„In der märchenhaft ruhigen Zeit vor dem Kriege war es für Frauen unsrer Schicht, zumal in den Provinzstädten und kleinen Plätzen, erreichbar. Zudem, Joséphine, wenn du der Frau, die ja ohnehin besonders eindrucksfähig ist, generationenlang einhämmerst: du bist monogam — dann ist sie es. Und dann, sieh her, die herrschenden Gewalten, Kirche, Staat und Gesellschaft, haben ein Interesse an der Ehe, der Familie und damit an der Monogamie der Frau. Der ganze große und komplizierte Aufbau geht schließlich auf diese Urzelle zurück. Um dieses ordnenden Kernes willen erklärte man, nach etlichen Wandlungen selbstverständlich, die Frauen für monogam, gab es ihnen als Ideal, ächtete sie, wenn sie von diesem Ideal abwichen."

„Ganz richtig, jaja!" sagte Jo. „Und das hat sich nicht wesentlich geändert."

„Es gibt noch eine andere Seite der Angelegenheit, Kind." Die alte Dame lächelte. „Die männliche Seite! Die Männer behaupten nicht von sich selbst, sie seien monogam, und das beweisen sie uns. Da muß es eben Frauen geben, die von der weiblichen Monogamie abweichen. Was würde sonst aus den armen Männern?"

Auch Jo lächelte und nickte energisch.

„Ja, wir lachen, ma chère Joséphine," sagte Franziska Amalie, und ihre Ohrringe schwangen leise hin und her, „wir sitzen auf der Johanniter-Kommende und uns drückt der Schuh nicht. Aber die Welt ist, gerade auf diesem Gebiete, voll von Ausnahmen. Selbst, wenn wir in unsre Schicht hineinsehen. Ich glaube nicht —" hier verstärkte sich das Lächeln —, „daß ein einziger Mann einer Frau unsrer Kreise, die er begehrt und die ihm zugetan ist, eingedenk seines Grundsatzes von der Monogamie der Frau, in entscheidender Stunde zuruft: ‚Laß ab von diesem Beginnen, du bist monogam!'"

Jetzt lachten beide hell heraus, die alte Frau und das junge Mädchen.

„Anderseits," fuhr Franziska Amalie

fort, „wir wollen hier keine Gerichtssitzung abhalten und rufen: Ihr Heuchler! Die Heuchelei gehört nun einmal zu den Ingredienzien des Lebens, meinetwegen wie Onkel Karls Gewürze zum Usquebah. Man lebt in einer Welt von Unvollkommenheiten, darüber wollen wir uns nicht aufregen." Die Ohrringe schaukelten gemessen. „Ursprünglich monogam sind weder Mann noch Weib. Aber was ist ursprünglich? Wir sind ursprünglich wahrscheinlich auch nicht fleißig, wahrhaftig, mäßig — kurzum: edel. Doch wir schaffen uns Stufen, stellen Ziele auf, haben Ideale. Nun sind wir gerade in den letzten Jahren gründlich durcheinander geschüttelt worden. Außerdem, soviel Zwang und Not, wie unser gesamtes Volk erduldete, führt zu Lockerungen, selbst bei der zwangsgewohnten Frau. Da kommt nun so ein Jungfräulein, Joséphine genannt" — die alte Dame beugte sich vor — „und fragt ihre Großmutter: sind wir monogam? Und ich antworte, nein, mein Kind, aber es ist ein Ideal, ein menschliches Ideal, kein speziell weibliches. Wir brauchen Ideale, Richtunggebendes, das wirst du fühlen. Nicht nur auf diesem Gebiete. Und ich sage es dir, kleine Jo, nach Lockerungen kommen neue Bindungen, doch ich hoffe, frei gewollte, keine Diktate!"

Jo nickte ernsthaft, kniffte nachdenklich an einer Zeitung und machte einen Fächer daraus. „Aber es gibt viele Schichten, nicht wahr? Stufen, Übergänge — man kann eigentlich von keinem Menschen verlangen, daß er mit dem ersten Griff die seltene Blüte erwischt. Und dann — gar so viele Persönlichkeiten gibt es nicht. Was machen die andern?"

In die Augen der alten Dame schlich sich ein Lächeln. „Eine jede Schicht hat ihre Ideale, hat ihr eigenes Maß. Und ganz gewiß gibt es Stufen, Übergänge."

„Ja!" Jo hob den Finger, ihre Augen weiteten sich. „Man muß also lernen, von einer Schicht in die andere hinaufzusteigen. Ohne Erfahrungen geht das nicht ab, Großma. Daß ich mich häute und wandle, ist sozusagen meine Pflicht. Wie kann ich wissen — ich bin noch klein —"

„Oh, Joséphine!" Frau Bantinck hob lächelnd, abwehrend ihre Hände. „Für gewöhnlich unterschätzest du dich nicht. Du kannst doch sonst alles so hübsch auseinandernehmen und wieder zusammensetzen; tu es einmal mit dir selbst, dann wirst du schon merken, wie dein Partner beschaffen sein muß. Halt' nur fein die Augen auf und begnüg' dich nie mit einem Zuwenig."

Da erhob sich Jo mit einem Ruck. Nein, ins Uferlose durfte diese Unterhaltung nicht gehen. Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, sah ihre Großmutter dringend an und sagte: „Dann meinst du nicht, daß die Jungfernschaft an sich das Ideal ist?" Sie hatte rote Backen bekommen.

„N — nein," antwortete die alte Dame zögernd, „die Lauterkeit."

„Ja — ja, ich verstehe." Jo nahm den Zeitungsfächer, ging zum nächsten Fenster hin, blickte hinaus, drehte sich dann schnell dem Zimmer zu und sagte: „Wir müssen aber auch Freude haben, wir, wir —" und sie schlug mit der Hand vor ihre Brust.

„Ihr Jungen, meinst du." Franziska Amaliens Augen waren weich. „Seid ehrlich und lieb zueinander — und vergeßt das Ideal nicht."

„Nein, ganz gewiß nicht!" Jo kam zu ihrer Großmutter, legte ihre Hand in die ausgestreckte, seidig-knitterige.

Franziska Amalie blickte sie herzlich an. „Und wenn diese, wie du vielleicht meinst, grausamen Gewalten, Kirche, Staat, Gesellschaft, Gesetztafeln aufstellen, dann mußt du denken, es sind Wegweiser für die vielen; es muß sein. Du aber, Joséphine, du bindest dich mit deinem eigenen, freien Willen — und bis dahin: sei klar, sauber, fröhlich!" Sie schüttelte Jos Hand und ließ sie los. —

„Ich muß mal eben zu Newels herunterlaufen," sagte Jo mit einer leichten Stimme, „ich will Blumen für unsre Vasen abschneiden lassen."

Die alte Dame nickte dazu. Sie verstand Jo. Das Geben und Nehmen mußte leicht sein.

★

Über der krausen Stadt schwang die Morgensymphonie der vielen Kirchenglocken. In ihren Adern, den Straßen und Gassen, lag milchiger Nebel. Hie und da sickerte ein Licht hinein. An den Kirchen schienen farbige Tafeln aufgerichtet zu sein, hohe, inbrünstig und zart verschwebende Fenster.

Um die alten, geschweiften oder stolz aufstrebenden Giebel der Bogenhäuser schlich der Nebel und durch das kostbare Spitzenwerk des Rathauses und der Lambertikirche. Er kroch in die schmalen Stiegen hinein, die ihr heimliches Leben haben, und hier, nahe der Harsewinkelgasse, umhüllte er eine Männergestalt, die, den Kragen hochgeschlagen, noch einen Augenblick abschiednehmend mit einem Mädchen auf der flachen Steinstufe eines kleinen Hauses stand.

„Also, Bambi," sagte der Mann, „nächste Woche in Köln. Vergiß das nicht," er drohte mit dem Finger und lachte dazu.

Und Bambi, den Pelzmantel fest um sich ziehend, wandte ihm nickend ihr Filougesicht zu. Darauf verschwand sie hinter der schweren Tür.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Gesine stellte noch eine Schüssel mit Schinken und Eiern auf den Frühstückstisch, obgleich sie es nicht gern tat. Wenn Herr Kerssenbrok zur Treibjagd ging, sollte er die Nacht in seinem Bett liegen und nicht auf der Bahn. Reiste er aber nachts durch, dann auch keine „Quaterie"!

Aber „die unwiese Lulu" — „wat for'n Bohei met de Mannslüde!" — die ließ ja keine Ruhe. Schinken und Eier!

Die Treppe knarrte. Karl Kerssenbrok öffnete die Tür. Rosig, frisch rasiert, in der Jagdjoppe und den hohen Stiefeln. Er rieb sich vergnügt die Hände. „Wird ein feiner Tag, Gesine, der Nebel fällt, es gibt Sonne!" Er setzte sich breitbeinig hin. Gesine schenkte ihm stumm den Kaffee ein. „Und daß ich es nicht vergesse: Geben Sie meiner Frau dieses kleine Paket. Es ist eine Nadel darin, ganz hübsch, wollen Sie mal sehen?"

„Wat for Ideen nich mit's Rentneeren kommen!" sagte Gesine und steckte das Päckchen ein.

Nun konnte man sagen, was man wollte, ein Rentner war er nicht, und mit derartigen Redensarten durfte man Gesine nicht herlassen! Deshalb — schwieg Kerssenbrok, denn so früh am Morgen fielen ihm die Worte nicht ein, die den Landregen gehemmt hätten: es konnte Schlimmeres kommen.

Er bediente sich mit großem Behagen und klopfte sich dann wohlgefällig ab. Alles in bester Ordnung, der Marsch konnte losgehen.

Weit war er nicht, denn es ging nur den Bogen entlang zum Spiekerhof. Hier, neben dem Denkmal des Kiepenkerls, stand der gelbe Rehbrügger Jagdwagen, und um ihn her bewegten sich etliche Männer, alle wie Kerssenbrok, warm und gut ausstaffiert, denn die Tage waren schon recht kalt.

Die drei spitzen, ganz gleichen Fachwerkhäuschen mit dem schwarzen Gebälk, die den Platz abschlossen, schoben ihre ausgeschlafenen Gesichter durch den Morgendunst. Die Männer begrüßten sich, laut, freudig. Man legte noch einige kleine Koffer in den Wagen, halb bepackt war er schon, und dann stiegen so viele auf, wie Platz fanden. Natürlich Kerssenbrok. Was für ein Tag! In einer halben Stunde hatte man sicherlich schönsten Sonnenschein!

Treibjagd in Rehbrügge war von jeher ein Ereignis gewesen. In diesem Jahre war es ein Fest, denn zum ersten Male nach der harten Zeit öffnete Christopher den linken Flügel des Hauses, und die alte Frau Bantinck würde an der Abendtafel den Vorsitz führen.

In den Koffern und Taschen, die man im Wagen aufgestaut hatte, waren die schwarzen Anzüge verpackt; die Damen würden im Abendkleid sein, ganz wie früher — im Herbst 1913! Kaum auszudenken! Und viele fehlten . . .

Die Jäger marschierten fröhlich durch die stillen Straßen, die kurze Pfeife im Mund. Der eine oder andere wagte schon eine Geschichte. „Nicht auf den nüchternen Magen!" wehrte Kerssenbrok ab. —

Christopher Bantinck stand mit seinem alten Förster auf dem Hof. Er reckte die Arme und schlug sich dann mit beiden Händen auf die breite Brust. „Was für ein Tag!" sagte auch er. Opalen und orange mit roten Bändern öffnete sich die Sonnenbahn.

„Alles in Ordnung, was?" Der Förster nickte, sein faltiges Gesicht lachte. „Na — also dann men to!" sagte Christopher. Von der braunen langhaarigen Seraphine umkreist, gingen sie auf die Nienberger Landstraße zu.

Der Garten, die stille, im Morgenlicht feierliche Allee, jenseits der Wald, das alles war silberumzogen. Ein leichter Rauhreif hatte sein Wunderwerk gewoben, hatte zierlich umrändert, glasigweiß betaut, glitzernde Volants aufgehängt, kristallene Kugeln und Sterne. „Das bringt das Laub herunter," sagte der alte Förster, neben seiner Pfeife weg.

Christopher ließ seine Blicke in die Runde gehen, in der es immer noch, unter all dem Silber, wie bunter Brokat lag. Alt, braun wie Rost mit grauen Fäden darin, sattes Grün und hier und da aufleuchtendes Rot und Gelb. Schöner Spätherbst! Und dann kam der Wald, violettes Blau in seinen tiefen Gründen, flimmerndes Gold über den Wipfeln.

Auf dem angegebenen Platz wartete die Treiberwehr. In dicken Joppen, Schals um den Hals gewickelt, die Mützen mit den Ohrenklappen fest heruntergezogen, standen die Männer da, an den Füßen Holzschuhe mit langen Stiefelschäften, ihre Knüppel in der Hand, die kurze Pfeife im Mund.

Der Förster ging an den Wagen, holte die Klappern herunter und verteilte sie unter die Treiber. Christopher war von einer großen Freude erfüllt, blickte tief atmend um sich her. Dann besprach er das

letzte mit dem Förster, und wie sie gerade nach der Windrichtung die Jagd angesetzt hatten, kamen die ersten Gäste. Ihre roten Gesichter leuchteten ihm entgegen.

Nur das des jungen Hubertus nicht. Christopher warf einen schnellen Blick zu ihm hin. Was war nur mit dem Jungen?

Nach und nach fanden sich alle ein, auch Kerssenbrok, der eine Flasche mit Kognak herumgehen ließ. Christopher teilte die Nummern aus, gab einzelne Weisungen. Der Wald war still. Feingliederig und keusch stand das Buschwerk ringsum; die Bäume hoben sich dem Licht entgegen.

„Und nun, meine Herren," sagte Christopher gedämpft, „das, was wir schonen müssen: die Fasanenhennen, die Ricken, die Böcke —" In diesem Augenblick hörte man das Knattern eines Motorrades. Hubertus wechselte mit dem alten Förster einen wütenden Blick, dann sprang er mit langen Sätzen davon. —

Nach einiger Zeit, während der man die kräftigsten Ausdrücke über den Ruhestörer nicht sparte, kam Hubertus zurück, hinter ihm Felix Kerssenbrok. Er war in voller Ausrüstung. „Oh, du Labbeck!" sagte sein Vater, „was hast du hier zu suchen? Und woher dies da!" Und er faßte zwischen die Knöpfe des Jagdrocks.

„Mutter dachte, es wäre eine Überraschung für dich."

„Es ist eine Überraschung!" sagte Kerssenbrok indigniert. Alle lachten, trotz des Ärgers: Lulu war unverbesserlich!

Kopfschüttelnd ging der alte Förster mit den Treibern davon, um ihnen ihre Plätze anzuweisen. Christopher winkte den Jägern. Bald hörte man nur noch die leisen Zurufe, mit denen sie sich, die Entfernung angebend, verständigten.

Und wieder war es still wie zuvor; der Wald breitete sich kühl in den blau hinansteigenden Himmel.

Eine Weile lauschte Christopher. Dann hob er sein Horn und blies die Jagd an.

Von der Ferne her kam Klappern und Rufen. Angespannt stand Christopher da. Ein Iltis sprang hervor, verwilderte Katzen, Hasen. „Wach — to! Wach to de Voß!" hörte er weit hinten die Treiber rufen. ‚Jo, du Vößken', dachte Christopher. Da rauschte ein Fasan heran. „Kö krr, krr, kök, kök —" sein heiserer Halston. Der ganze Wald lebte, Schüsse fielen. Weich strich eine Eule dahin — Bussarde und Habichte. „Wachto —! Wach — to, de Buck!" Das mußte in der Nähe von Hubertus sein. Der Junge würde doch nicht losknallen! Die Klappern kamen näher. „Tirroh — tirroh!" tönte es. Eine Kette Hühner und dann fast unhörbar, ganz nahe, eine Waldschnepfe mit ihrem langen Stecher. Christopher war ganz seiner großen Lust hingegeben. „Wach — to, de Voß!" hörte er nochmals. Da sprang ihm auch schon ein mächtiger roter Kerl derb vor die Brust — ein geriebener alter Bekannter — machte sofort kehrt, sprang in einen Graben im Busch und verschwand.

„Halunke!" rief Christopher und ließ seine Seraphine los . . . Doch was er auch anstellte, der Fuchs war verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Förster und Treiber nahe herankamen, blies Christopher die Jagd ab. Alles kam zum Treffpunkt zurück, frisch, erfüllt von Erlebnissen. Der Wildwagen fuhr näher heran, die Treiberwehr brachte die Strecke mit und richtete sie aus.

Hubertus stand ein wenig abseits. „Na, wie denkst du," sagte Christopher, ihm auf die Schulter schlagend, „haben die Mädels unsre Suppe fertig?"

„Aber sicher!" Hubertus riß sich zusammen, — war wie immer. — — —

Zwei Feldbreiten vom Walde entfernt lag das Kötterhaus, in dem zu Mittag gegessen wurde. Schon tags zuvor hatte man die Küche ganz mit Tannengrün ausgeschlagen. Der starke Duft vermischte sich mit dem des brennenden Holzes im offenen Herdfeuer. Hier hing der große Kessel mit Erbsensuppe.

Jo rührte mit einem langen Schöpflöffel darin herum; die Köttersfrau stand neben ihr. „Clarisse," rief Jo halb über die Schulter blickend, „mir scheint, es sind für jeden zwei Würste darin und ein Pfund Speck."

Clarisse stand am Tisch — man hatte ihn in die Mitte der Küche gerückt — und schnitt eine Scheibe Brot nach der andern ab. „Unmöglich," sagte sie. Ihre Gedanken gingen zu Martin hin. Sie hatte wach gelegen, als er aufstand. Wenn sie nun den Morgenrock übergeworfen hätte und zum Frühstückstisch gekommen wäre, was hätte er gesagt, wie sie angeblickt? Es war eine Versuchung gewesen. Gut, daß sie es nicht getan hatte. Als sie später ins Wohnzimmer kam, lagen drei, vier geöffnete Briefe auf dem Tisch — einer von dieser Ernestine Pahl. Was für kokette Augen das Mädchen hatte! Natürlich, sie konnte sich mit Martin verabreden. Weshalb nicht? Sie hatten den gemeinsamen Tanzzirkel. Niemals schloß man sie, Clarisse, von Verabredungen aus, sie gehörte so gut wie Ernestine zu diesem Kreis junger Leute; doch es war wie eine Herausforderung, daß Martin und Ernestine

aufstanden und tanzten, sobald nur die Musik anhub. Ganz so, als gehörten sie zusammen.

O ja, jetzt verstand er etwas von den modischen Tänzen. Seine ruhigen Bewegungen sahen sehr gut aus, und er schien das zu wissen.

Daß er niemals von sich sprach! Wie es sie reizte, auf diesen geschlossenen Mund zu sehen, wie es sie erregte, diesem ruhigen Blick zu begegnen! War sie ihm denn wirklich gar nichts mehr? Lulu kam aus dem Nebenzimmer. „Ich habe den Steinhäger in Eis gestellt," sagte sie, „die Kaffeemaschine, alles ist fertig. Jetzt können sie kommen!" Sie trug ein grünes Kleid, recht knapp, und sie war sehr stolz darauf. „Sieh nur her, Clarisse, diese hübsche Nadel hat mir Karli mitgebracht, eine Perle."

„Ja, du bist eine verwöhnte Frau," sagte Clarisse lächelnd. Martin hatte ihr seit der Verheiratung niemals ein Geschenk gemacht.

Jo trat hinzu. „Und eine feine Frau bist du." Sie ärgerte sich über Lulu; denn sie wußte, daß irgend etwas in Clarissens Ehe nicht gut war. Trotz des reizenden Lebens in der Gloriette hatte sie das damals im Sommer bemerkt. Aber gab es irgend etwas, das man zarter anfassen mußte als eine Ehe?

Lulu verstand sie nicht, sie lachte halb geschmeichelt, halb ungläubig. Sie hatte auch keine Zeit, über Jos Worte nachzudenken, denn jetzt kam die Jagdgesellschaft, fröhlich und etwas laut.

„Gu'n Dag auk!" sagte der Kötter, mit der verhaltenen Freundlichkeit der Landleute unter die Tür tretend.

„Gu'n Dag Vadder Pröbsting!" rief Christopher aus dem Trupp der Jäger heraus, ihn damit bekanntmachend. Nicht bei allen Jagdteilnehmern war das nötig, manche unter ihnen hatten mehr als ein Vierteljahrhundert in dieser Kötterei zur Treibjagd Erbsensuppe mit Speck gegessen, und hundert Jahre früher war das nicht anders gewesen.

Die vier Frauen mußten sich tummeln. Es kam frische Luft und Laune mit in die Küche geweht dazu die angenehme Wärme, die herzliche Kost. Man fühlte sich frei und wohl.

„Lulu," sagte Karl Kerssenbrok, an der hübschen Nadel fingernd, „es war ja sehr gut gemeint, aber den Felix habe ich gleich nach dem ersten Treiben zurückgeschickt; er sitzt doch noch auf der Schulbank. Das gibt wieder eine Ungelegenheit; außerdem hat er sich nicht gerade beliebt gemacht. Mit dem Motorrad zur Jagd!"

„Gott, Mann, wie kannst du das nur so ernst nehmen! Schule, Motorrad!" Sie tätschelte auf seiner prallen roten Backe herum.

Clarisse ging mit einem Tablett umher und präsentierte den Steinhäger. Der letzte, an den sie herantrat, war Martin. Er bemerkte sie nicht, sprach lachend mit dem alten Herrn Zumloh, dessen weißes Haar seinen ausdrucksvollen Kopf umstand. Sie mußte seinen Arm berühren. Noch lachend, wendete er sich zur Seite, sah Clarisse, blickte in ihre Augen. „Tausend Dank!" sagte er. Diese Augen, von dem starken Blau, das er sehr liebte, ließen die seinen nicht. „Auf dein Wohl, liebe Clarisse," sagte er. Das war das erste freundliche Wort nach Monaten.

★

Haus Rehbrügge war in Licht getaucht, bis hinauf unters Dach, denn hier lagen noch die kleinen Fremdenzimmer. Alles war durchwärmt. Seit drei Tagen prasselte und glühte es in den Öfen.

Die Jagdteilnehmer, die am Nachmittag draußen gewesen waren, bis sie kein Büchsenlicht mehr hatten, waren nun in den hellen oberen Stuben und kleideten sich um.

Die alte Frau Bantinck ging an Jos Arm durch den gelben Saal im linken Flügel. Mit liebevollen Augen betrachtete Franziska Amalie die lange Tafel. Hin und wieder beugte sie sich entzückt zu den Blumen hin, Chrysanthemen vom tiefsten Burgunder und Braunrot bis zum hellsten Zitronengelb. Clarisse und Jo hatten sie am Morgen von der Newelschen Gärtnerei mitgebracht und das ganze Haus und diesen sorgfältig gedeckten Tisch damit geschmückt. War es nicht köstlich, so etwas noch einmal zu erleben!

„Joséphine," sagte Frau Bantinck, und sie sprach den Namen wie immer französisch aus, „liebe Joséphine, es ist Pflicht und Freude, alles schön zu machen, gastlich, herzlich. Es kann ganz einfach sein — o ja! — das schadet nichts, doch die Menschen müssen sich wohl bei uns fühlen, jeder einzelne, der zu uns kommt, so, als ob es ihn besonders anginge ... Ach sieh da," sagte sie, sich an einer Stuhllehne haltend, „ich habe Rosen! Eigentlich müßte sie Frau Dorette Steveningh haben, zu ihr gehören sie."

„Martin hat sie dir mitgebracht," sagte Jo.

„Martin? Wie aufmerksam! Findest du nicht auch, daß er viel freier, fast möchte man sagen, stärker, persönlicher geworden ist?"

„Ja, Großma, das ist er. Er ist eben aus dem peinlichen Stadium hinaus. Werben

ist ein zu fatales Ding. Ich — wenn ich ein Mann wäre — ich nähme mir mein Mädel. Erobern würde ich sie. Es muß doch ein Wille dabei sein und ein Rausch. Durch langes Überlegen bekommt man das nicht."

Frau Bantinck ging mit Jo in den angrenzenden kleinen Durchgangsraum, der genau wie auf dem rechten Flügel, ganz blau ausgestattet war. Sie lächelte. „Nein. Und du denkst, den braucht man? Ich meinte, davon wolltest du nichts wissen."

„Gott — schließlich!" sagte Jo achselzuckend. „Ich überschätze ihn nicht. Dennoch, ohne ihn hat das ganze Erlebnis doch kaum Wert!" Sie hob ihre Hand und tat, als wöge sie etwas ab. — — —

Die Räume des rechten Flügels füllten sich. Auf dem Hof war es lebendig. Es kamen Gäste aus Münster. Die jungen Mädchen liefen eiligst nach oben hin und zogen ihre hellen Schuhe an. Man hatte keine Wagen, keine Automobile — Jo sagte: „Wir sind doch feine Leute, die haben kein Geld!" — man fuhr mit der Elektrischen, so weit man konnte, und dann ging man zu Fuß. Es war ein herrlicher Abend. Einige alte Freunde des Hauses kamen mit Steveninghs bequemem Auto. Es fuhr hin und her. —

Frau Dorette saß vor dem brennenden Kamin im Musikzimmer, und ihr Mann, dessen Augen denen Clarissens so ähnlich waren, stand hinter ihr und dachte, wie reizend sie in dem weißen Haar sei.

Jetzt kam auch Heinz Franke herein, sehr gut aussehend, Jo hatte ihn eingeladen. Christopher blickte aufmerksam zu ihm hin. ‚Gescheit, eine klare Stirn', dachte er, ‚ein recht sicherer junger Mann'. Jo warf einen schnellen Blick hinüber, der freudig erwidert wurde; sie sprach gerade mit alten Bekannten ihrer Eltern.

Clarisse war eine der letzten. In einem fliederfarbenen Kleide mit etwas Silber, eine rote Rose im Haar. Keine sah so gepflegt aus wie sie. Erfreut wendete sich Frau Dorette Frau Bantinck zu; sie waren zu weit voneinander entfernt, so nickten sie nur, zustimmend, sehr befriedigt. Und Clarisse ging quer durch das Zimmer zu Martin hin, klopfenden Herzens: er stand neben Ernestine Pahl, der Enkelin des alten Zumloh. Ein „abgestorben Kind" war sie, wie die Leute in Münster sagten, Besitzerin von zwei großen Eisenwerken im Industriebezirk: kein Wunder, daß sie frei und großartig auftrat. Bis Weihnachten wollte sie bleiben und Fastnacht wiederkommen. Clarissens sonst sehr ruhige Augen blitzten. Sie war zornig. Wohl hatte sie kein Recht auf Martin, doch auch diese Ernestine Pahl hatte es nicht! Wie kokett sie wieder zu ihm aufsah! Und Martin? Merkwürdig —

„Rather goodlooking!" sagte eine Stimme neben ihr. Es war Jo, natürlich Jo. Clarisse lächelte. — Es kam ihr sehr zugute, denn nun bemerkte weder dieses Mädchen noch ihr Mann, daß ihr Herz klopfte.

„Du hast den vierten Platz von Onkel Christopher links," sagte sie, und, Ernestine Pahl die Hand reichend, „Sie — warten Sie mal — ach, jetzt habe ich es vergessen, wer Sie führt!" Sie hatte es nie gewußt. Nur daß es nicht Martin war.

Er blickte Clarisse an, war nicht ohne Empfinden für ihre distingierte Erscheinung. Es schmeichelte ihm, eine so gut aussehende Frau zu haben. Doch niemals konnte er Wärme für sie empfinden. In der letzten Zeit, in dem engen Beisammen, regte sich oft Bitterkeit gegen sie — nein, eine Art Gereiztheit war es. — — —

Sie saßen nun alle im gelben Saal, eine wahre Freude war es. Soviel Leuchten und Schimmern, soviel Festesglanz um den Tisch und in den Augen! „Man kann doch wieder Atem holen," sagte selbst Elisabeth Bantinck, und Gregor trank ganz langsam sein Glas Wein. Dabei gingen seine Augen zu Hubertus hin, der mit gerötetem Gesicht dasaß und mit seiner Tischnachbarin lachte. Er schüttelte leicht den Kopf.

Das Essen war ausgezeichnet, obgleich Gesine half. Die beiden feindlichen Mächte hatten sich dieses Mal in die Gerichte geteilt. Es waren nicht viel. Immerhin blickte sie nicht ohne Eifersucht auf Bettys Hauptgericht, das oben an dem langen Tisch größten Beifall fand: es war eine gefüllte Schweinerippe mit einer Zimtkruste. Sehr kroß, sehr saftig. Als Christopher sie anschnitt, quollen helle Apfelstücke heraus und breite, weiche Pflaumen. Es war ein Meisterwerk.

Christopher legte zuerst der alten Frau Bantinck vor, die ihm gegenüber saß, und während man, etwas stiller geworden, diesem delikaten und wichtigen Vorgang zusah, erhob die alte Dame ihre Stimme und sagte, um den ganzen Tisch blickend: „Wer von euch hat meinen lieben Mann noch gekannt? Vor fünfzehn Jahren saß er unter uns, hier auf meinem Platze. Wir wollen an ihn denken." Mehr als die Hälfte der Tafelrunde erhob sich, kam zu der alten Frau Bantinck und leerte sein Glas im Andenken an den Mann, den sie alle in guter Erinnerung hatten.

Und nochmals, stehend, hob Franziska Amalie ihr Glas und sagte, das kluge Ge-

sicht erhoben: „Denen, die im Anfange des Lebens stehen, den Aufbauenden, der Jugend!"

Die Stille war vorüber, es klang und lachte heiter über den Tisch. — — —

Alle Zimmer standen offen, es war warm und hell. Nicht so reich und sorglos wie früher, besonnener und vielleicht auch herzlicher, denn, von der Jugend abgesehen, wußte ein jeder, daß die meisten irgend etwas mit sich und der Zeit abzumachen hatten — und daß auch nicht alles so wunderbar gut in jenen Jahren vor dem Kriege gewesen war, an denen man gehangen hatte. Man fing an, zögernd mit seinem Urteil zu werden, nachzudenken, zu forschen, und das machte weicher und ernster, wenngleich man an diesem ersten festlichen Abend nur einen Hauch davon verspürte.

Die Jugend war ganz unbeschwert. Man tanzte und sang, lief treppauf, treppab, denn es war verlockend, dieses ganze Haus zu besitzen.

In der Halle saß Jo mit Heinz Franke — und dann sagte er etwas — es war ganz unerwartet, sie mußte aufstehen.

„Komm, komm mit nach oben," sagte sie, „hier mag ich das nicht hören," und sie ging auf die Treppe zu, nahm, als sei nichts geschehen, zwei Stufen auf einmal. Gelenk, auf ihren leichten Tanzfüßen eilte sie ihm voran, bis zum letzten Zimmer rechts am Flur, zu dem hellen Zimmer mit den Chinesen und Blumenranken an der Wand, das sie bewohnte, so oft sie in Rehbrügge war. Und hier blieb sie stehen, zog die Tür hinter sich und Heinz zu. Ein wenig atemlos war sie. „Willst du wirklich sagen, daß du weggehst?"

Er nahm sie in seine Arme, küßte ihr helles Gesicht und den herzförmigen Mund, so lange, so unglaublich und unaussprechlich gut, daß Jo auch dieses Mal gleichsam zarter und schmaler wurde. Heinz mußte sie ganz und gar an sich nehmen.

„Ja, mein liebes Kindchen," sagte er, „ich kann ja nicht anders; ich muß froh sein, daß ich die Stelle sofort bekomme."

„Natürlich — ja!" nickte Jo, und das kleine Schluchzen kam nicht aus ihrem Herzen hervor; dort mußte es bleiben.

„Kaum eine Woche nach deinem Doktor, das ist schnell," sagte sie.

„Viel zu schnell." Er saß nun mit ihr in dem breiten Sessel, hielt sie fest an sich gepreßt, strich über ihr Haar, liebkoste ihr Gesicht.

„Gut, daß wir in meinem Zimmer sind," sagte sie mit spröder Stimme, „da kann ich mich wenigstens wieder zurechtmachen."

„Dann darf ich dich auch noch ein wenig mehr ruinieren," sagte Heinz, dicht vor ihrem Munde, ganz nah in die grünlichen Augen blickend.

Und dieses Mal seufzte Jo dennoch, sehr leise. Es war wie das Ausklingen ihres zitternden Herzschlags. —

Unten spielte die Musik.

Clarisse saß auf einer Sessellehne und zog das Ende ihrer glitzernden Schärpe durch ihre Hand. Sie hörte auf ein Gespräch, das Martin mit seinem Vater führte.

Was — diese Pläne hatte er? Drei andere Verleger waren schon gewonnen? Bücherstuben, vorläufig im ganzen Industriebezirk — alle ganz gleich — farbig, anziehend, sehr hell.

„Gewiß," sagte jetzt der alte Steveningh, sein Biedermeiergesicht mit den Koteletten freundlich geneigt, „Zeitschriften und Zeitungen müssen auch ausliegen." Und Clarisse fühlte: es war Bekanntes, was sie da untereinander besprachen; nur für sie war es neu.

„Es ist ein Studium, das Rechte zu wählen; ich kenne mich da nicht mehr aus," hörte sie des Schwiegervaters Stimme.

„Ja, es ist ein Studium," antwortete Martin, „mit der obern Lage der Strömung muß man gehen. Ich denke, man könnte vielleicht Fühlung mit den Organisationen nehmen — es gibt viel Arbeit." —

Clarisse nickte einem Bekannten zu, der sie zum Tanzen holte. Wie konnten sie denn je einander nahekommen, wenn Martin sie von allem ausschloß, was ihn ernsthaft beschäftigte? Im Vorbeitanzen blickte sie zu ihm hin. Wollte sie es denn? Wollte er es? War zwischen ihnen nicht allzuviel gekränkter Stolz? Wenn Martin nur wie einstmals wiederum um sie werben wollte! Nein, nicht wie einstmals, anders!

Verwirrt, warm getanzt, kam sie nochmals in seine Nähe, und dieses Mal hielt er Ernestine Pahl im Arm. Sie sahen gut zusammen aus.

„Wo ist denn Jo?" rief sie ihm zu.

„Jo?" Die Musik hörte gerade auf, man blieb beieinander stehen. „Jo kam vor wenigen Minuten die Treppe herunter, frisch betaut sozusagen. Ich finde, sie sieht in ihren kleinen Kitteln reizend aus."

„Da kommt sie ja!" rief Ernestine. Und dann Jo zugewandt: „Sie raffinierte kleine Person!"

Jo hatte eine große gelbe Tüllschleife auf die Schulter gesteckt, ihr weißes Kleid wippte beim Schreiten. Das Gesicht unter dem roten Haar war zart wie Porzellan. Mit spitzen Fingern zupfte sie am Tüll.

„Charming, is n't it? Es fiel mir gerade ein, daß die Schleife oben im Schrank lag. Man muß etwas für sich tun."

Martin griff nach ihrer herabhängenden Hand. „Ja, kommt, wir wollen etwas für uns tun. Im Eßzimmer steht eine Bowle."

Doch da begann ein Walzer. Ganz altmodisch. Jo riß sich los. „Den muß ich mit Christopher tanzen." Alle lachten. Sie ließ ja einfach den Onkel weg.

Christopher stand im Eckzimmer der Madonna. Er und drei andere Herren. Sie erzählten sich Jagdgeschichten.

„Nein, das geht nicht, dieser Tanz gehört mir, und auch Sie, meine Herren, Sie müssen alle tanzen. Es ist ja die ‚Blaue Donau'!" — — —

Und so schwang der ganze Abend dahin. Spät in der Nacht war ein großes Durcheinander im Hof. Selbst die alten Leute wollten wandern. Doch Jo komplimentierte sie mit viel Grazie und Beweglichkeit in die Wagen hinein.

Ganz, ganz zuletzt kam sie mit Heinz Franke. Nein, sie hatte keine Lust, die Nacht über in dem hellen Zimmer mit den Chinesen und Blumenranken zu bleiben; man mußte einen klaren Kopf bekommen.

Als Christopher Bantinck sich umwandte und glaubte, der letzte Gast sei abgezogen, kam Hubertus aus dem Garten. Er hatte ihn fast den ganzen Abend nicht gesehen, erst jetzt fiel ihm das ein.

„Nun, allein?" fragte er erstaunt.

„Ja — da ist eine dumme Sache," fing Hubertus leicht an, doch dann wurde er befangen. „Könnten wir noch etwas in dein Zimmer gehen?"

Christopher blieb stehen, „Lieber hier draußen," sagte er kurz, „und gerade heraus, Hubertus: was gibt es wieder?"

Hubertus nahm sich zusammen. „Ein Bekannter von mir aus Rheine, Hermann Brank, hat für mich gutgesagt. Übermorgen — übermorgen muß ich die Sache regeln." Er sah sehr niedergeschlagen aus, keineswegs sicher. Er versuchte auch nicht wie sonst, das Unangenehme zu verdecken.

„Gespielt, gewettet? Trotz allem, was zwischen uns ausgemacht wurde? Kavaliermäßig ist das nicht." Christopher ging mit Hubertus in den dunklen Garten.

„Wieviel?" fragte er kurz.

„Dreitausend Mark, Onkel Christopher."

„Dreitausend Mark! Schockschwerenot! Was denkst du dir eigentlich? Was glaubst du, woher die Familie und ich, ein Landwirt, das Geld nehmen kann! Onkel Karl vielleicht, doch das ist kein Bantinck. Versteh mich recht." Christopher war so froh gewesen! Zum erstenmal eine Reihe lachender Gesichter um seinen Tisch, im alten geliebten Haus. Nun kam dieser Junge mit Spielschulden! Man war auch kein Heiliger gewesen, aber, zum Donnerwetter, es war doch etwas anderes. Damals tat man niemand weh damit, auch nicht diesem Hause. Es wurde ihm heiß und eng in seinem Rock.

„Ich habe mit Tante Lulu gesprochen, gestern," sagte Hubertus stockend.

„Das — das hast du!" rief Christopher. „Zuerst kommt man zu mir. Das gehört sich so! Immer das Leichtere zuerst, immer ausweichen, das sieht dir ähnlich. Es ist mir zuwider, du bist kein Mann, Hubertus. Dieses elende Hinzerren mit deinen Arbeiten, das muß ein Ende nehmen. Wenn du deinen Kopf nicht anstrengen willst, dann Schwielen in die Hände! Das Herrenleben ist zu Ende gelebt. Clarisse hat gearbeitet, hat Geld verdient, sobald sie nur konnte, und Jo" — seine Stimme sank — „Jo haben wir nach dem bestandenen Examen diese Pause gegönnt; deine Mutter wird ihr bald sagen, daß sie sich auf einen praktischen Beruf vorbereiten muß — und du, für den alles da war, du läßt uns im Stich, machst Schulden, der einzige junge Bantinck."

„Onkel Christopher," sagte Hubertus mit einer belegten Stimme, „was du mir da gesagt hast — sehr bitter ist es. Doch alles mag sein, wie es will: ich muß das Geld haben. Ehrlos will ich nicht werden."

„Ehrlos!" rief Christopher. „Merkwürdige Begriffe hast du. Das Unehrenhafte liegt schon hinter dir. Nimm alles zusammen: deine Eltern und Geschwister, dieses Haus hier mit seiner guten Vergangenheit, unsere ganze Zeit und auch dich selbst — gegen all das hast du dich schon vergangen. Was nun das Geld angeht, das beschaffe ich. Ich muß es mir leihen, vergiß das nicht. Dann hast du dem Fremden dein Wort gehalten. Ich wollte, du hättest es mir so gut gehalten. In der Familie lax sein, das ist doppelt rücksichtslos, die Familie kann mehr von dir erwarten als Fremde."

„Meinen Dank willst du, glaube ich, nicht hören," sagte Hubertus. Er zerrte es mühsam heraus.

„Nein, mein Junge, nicht mit Worten. Beweise mir, daß du einen Willen hast und handeln kannst. Bis zum neuen Jahr, nein, bis Schluß des Semesters, lasse ich dir Zeit." Er streckte ihm seine Hand hin. „Und hier, angesichts unseres Hauses, das dir viel von Pflichterfüllung erzählen könnte, gelobe es, nicht mir, dem Besten in dir selbst, und dem Heimatboden, auf dem du stehst: niemals mehr spielen, einfach leben, arbeiten."



Bildnis. Gemälde von Max Rimboeck



Hubertus legte seine Hand, die sehr kalt war, in Christophers Rechte. „Ich gelobe es, aber laß mich hier draußen wohnen.“

Es gab Christopher einen Stich, daß Hubertus sich so wenig zutraute. „Das kannst du. Kannst gleich hier bleiben, es ist spät. Weiß deine Mutter Bescheid?“

„Ich sagte es Jo.“ Und dann, nach tiefem Atemholen: „Verzeih mir, Onkel Christopher.“

„Sorg', daß du vor dir selbst bestehen kannst, Junge, aber du mußt hart gegen dich werden.“

Dann fing er an, über andre Dinge zu sprechen, über den Verlauf des Abends, über die Jagd, denn es mußte ja doch irgendein Ausgleich geschaffen werden.

Er atmete die klare und würzige Luft ein, diese starke und herbe Luft des Spätherbstes.

„Vielleicht gehst du nun nach oben, in dein Zimmer, Hubertus, ich mache noch einen Rundgang mit Seraphine.“

Hubertus war wie zerschlagen; die letzten Tage hatten selbst ihn erschüttert.

Christopher aber ging ins Land hinein, und je weiter er kam, um so ruhiger wurde er. An einem Acker, der in diesem Jahre mehr hergegeben hatte denn je, blieb er stehen. ‚Man weiß nicht recht, welche Saat am besten taugt,‘ dachte er, ‚der Boden möchte schließlich nicht so schlecht sein.‘

★

Wenn Martin ein selbstgefälliger Mann gewesen wäre, so würde ihm manches in Clarissens Wesen aufgefallen sein. Sie kam jetzt immer zum Frühstück, was sie eine Weile ganz aufgegeben hatte, und alles im Zimmer war besonders sorgfältig geordnet. Bisweilen war sie blaß, meistens aber sah sie frisch aus und so, als ob der Tagesbeginn irgendeine Hoffnung in sich schlösse.

Es konnte ja auch Neues kommen, und wäre es nur, daß Martin sie mit seinen Plänen bekanntmachte. Doch er sagte nur bisweilen, er müsse verreisen, zwei, drei Tage, und bei diesen Worten sah er kaum von seiner Zeitung auf, und so konnte er nicht wahrnehmen, wie es auf Clarisse wirkte. —

Es war wie das Nachlassen einer fast unerträglichen Spannung, wenn Martin fort war, doch nach dem ersten Tage des Alleinseins fühlte Clarisse eine Leere.

Martin erging es anders: ihn erfrischten die Abwechslungen, die Verhandlungen, das Ausarbeiten seines Planes, er kam straffer zurück. Ihn, den keine Liebe daheim erwartete, hatte es auch erfreut, mit dieser und jener Frau zusammen zu sein und zu wissen: ich bin nicht vereinsamt, wenn ich möchte, wenn ich Kraft, Willen und meine Sehnsucht hineingäbe, ich könnte eine süße und freudespendende Frau im Arme halten.

Weshalb tat er es nicht? Clarisse? Nein, das war es nicht; diese Seite des Lebens war jetzt nicht wesentlich für ihn. Er gehörte nicht zu den Männern, neben denen die Erotik täglich einherläuft; sie beherrschte ihn nicht.

Doch es verdroß ihn, daß Clarisse eng in jeden seiner Tage eingefügt war. Man mußte es überwinden. Es nahm ihm unnütz einen Teil seiner Kraft. Er hatte seine Mutter beredet, mit Clarisse für eine Weile in die Schweiz zu gehen, und die Frauen hatten zugestimmt — es dauerte ihm nur zu lange bis zum Januar.

Die einzige Frau, die ihn in dieser Periode seines Lebens interessierte, war Ernestine Pahl. Daß sie gut aussah und es verstand, sich zu kleiden, nahm er als selbstverständlich hin; diese Dinge vermochten nicht, ihn zu erregen, jetzt nicht. Es war die Freiheit ihrer Lebensführung und ihre Klugheit, was ihn anzog. Sie war für ihn der neue Typ der Frau, den der Mann braucht.

Es machte ihr gar nichts aus, sich an das Steuer ihres Wagens zu setzen, um schnell ein kleines Essen in Köln oder Düsseldorf zu arrangieren. Man sprach aus, was die Gedanken bewegte, und es war doch etwas anderes, diese elegante Frau als Zuhörer zu haben, zu sehen, wie ihre beringten Hände am Tische walteten, als wenn es der Berufsgenosse war, den man dennoch nicht so ohne weiteres als Freund betrachten konnte.

Ernestinens gepuderte Haut, ihre fließende Seide, ihr kleines Hütchen und der helle Schuh, ihr Parfüm und ihr Lachen, dieses ganze freimütig-graziöse Weib, das war Schmuck, wollte wohl bewundert, nicht aber genommen sein. Der Rausch der Schnelligkeit war in ihr. Ihr Wagen, das Flugzeug, die Stimmen von überall her, das beunruhigte sie nicht; es stillte den Durst.

Lebensvoll war sie, und Leben ging von ihr aus. Es war nicht sonderbar, daß sie gerade Martin anzog, der jahrelang in dem altmodischen, ein wenig verstaubten Geschäft gesessen hatte. Er fand Verwandtes in dem Mädchen, mit den schnellen, immer vorwärts eilenden Gedanken, in diesem jungen Weib, das seine Interessen teilte.

Clarisse ahnte das kaum, da es ein anderes Reich war. Als Ernestine eines Morgens vorfuhr, mit ihrem Signal und

dem weißen Wagen aller Augen zu sich hinlenkend, als sie sagte, auch Clarisse solle einmal mitfahren, es gäbe ein hübsches kleines Essen in Dortmund, da erschreckte es Clarisse. Sie begriff, daß zwischen ihr und diesem Leben kein Kontakt war. Wer — wer aber sollte ihr helfen!

Ganz wie sonst stand sie neben ihrem Schwiegervater, diesem vornehmen Herrn aus der Biedermeierzeit, in dem gotischen, sorgsam ziervollen Saal, in dem einst die adligen Damen getanzt hatten, und betrachtete die alten Stiche, hörte den wohlgesetzten Erzählungen zu, wurde mit der Geschichte einer jeden Neuerwerbung vertraut, wußte von den Sammlungen in Paris und London und von der Zeit, in der Steveninghs mit diesen Städten in naher Verbindung gestanden hatten. Und wenn Johannes Steveningh sich warm geredet hatte und herzlich glücklich war, dann ging er, langsamen Schrittes, mit Clarisse über den Prinzipalmarkt zur Salzstraße und lud sie zu einem Déjeuner in Niemers Weinstuben ein.

Man telephonierte auch dem Geheimrat, der früher eine recht gute Zunge für allerlei Delikatessen gehabt hatte, und für die beiden, für Steveningh und Clarissens Vater, war sie die Jugend selbst. Auch der Fortschritt!

Wenn Jo von derartigen Zusammenkünften hörte, kam sie ungeladen. Sie schnupperte um den Tisch mit den ausgestellten Sachen herum, und es gelang ihr, ganz besonders wohlschmeckende Dinge herauszufinden. Natürlich, man konnte lange Zeit von Reis leben, oder irgendeinem andern guten Brei — Jo sah kaum hin, was auf den Tisch kam — man brauchte deswegen aber noch lange nicht den Sinn für diese außerordentlich appetitlichen Dinge zu verlieren. Bantinck fing an, sie als das handlichste seiner Kinder anzusehen.

Hubertus, der draußen bei Christopher lebte, kam nicht recht vom Fleck, und seine neue und etwas gewaltsame Solidität war mit viel Verdrossenheit verbunden. Und Clarisse? Der Geheimrat glaubte sich immer entschuldigen zu müssen — er tat es niemals mit Worten —, daß Clarisse offenbar noch gar nichts mit der Erhaltung der Familie Steveningh zu tun hatte. Dieses blühende große Mädchen! War es wirklich so, wie er immer wieder hörte, daß die jungen Eheleute von heutzutage sich in den ersten Jahren nicht mit einer Kinderstube belasten wollten? Es war eine ganz nach außen hin gekehrte Welt; er verstand das nicht mehr.

Jo — das war etwas anderes. Dieses unbändige Ding hatte sie alle überrascht. Zwei Wochen nach der Jagdgesellschaft hatte er sie in sein Zimmer kommen lassen und seine desolaten Verhältnisse mit ihr besprochen. Sie nickte nur, machte hie und da kleine Schritte, die wahrlich an den Charleston erinnerten, und dann hatte sie — ohne lange hinzuhören, was man ihr etwa mitteilen könnte — frank herausgesagt: „Also mit dem Studieren das ist nichts, dazu langt es nicht. Weshalb wird Hubertus übrigens nicht Landwirt?“ Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Um meinetwegen weder Kopfzerbrechen noch Einschränkung! Mir liegt daran, einen Beruf zu haben, der mich selbständig macht. Also Handelskurs, Sprachen, Stenographie und dergleichen. Ihr müßt mir nachher aber nicht sagen: hier in Münster. Hier bleibe ich nicht. Morgen will ich mein Studium aufgeben, morgen mit der praktischen Ausbildung beginnen, aber heute schon rühre ich mich, um später einmal herauszukommen.“

Heinz mußte helfen, er hatte es ihr versprochen. Doch das konnte der etwas müde und grüblerische Geheimrat nicht wissen: er sah nur, daß Jo gar keine Schwierigkeiten machte.

★

Die Küche in der Hirschapotheke war von delikaten Düften erfüllt. Gesine hatte den ersten Weihnachtsstollen gebacken, eine Beschäftigung, mit der sie, trotz ihrer Verachtung weltlicher Dinge, schon Anfang Dezember begann. Sie hatte das Rezept dazu sogar abgeschrieben, da Lulu für eine ihrer vielen Kränzchenfreundinnen darum bat.

„Sie brauchen so alte Ausdrücke,“ sagte Lulu, das Blatt Papier in der Hand. „Zum Beispiel: Quart! Was ist ein Quart?“

„Jedes vernünftige Mens—ch weiß das,“ sagte der Landregen. Sie stand an einem Plättbrett und bügelte; ziemlich unwirsch fuhr sie über die feine Wäsche.

Lulu lachte. „Ob wir das nun in unserm Kränzchen sind? Ich weiß nicht recht —“ Gesine zog ausdrucksvoll die magern Schultern empor. „Und dann ist die Portion auch etwas groß,“ fuhr Lulu fort, „acht Pfund Mehl, dreieinviertel Pfund Butter, drei Pfund Rosinen, zweieinhalb Pfund Korinthen —“

„Jedereinen war noch kontant mit dieses Rezept,“ erwiderte der Landregen glasig, „da kommt ja auch noch viel anderes in!“

„Ja, ich sehe — dreiviertel Pfund Mandeln, zwei Lot Kaneel, vierundsechzig Stück

Nelken — weshalb nicht fünfundsechzig, Gesine?" Lulu erhielt keine Antwort. Das Bügeleisen arbeitete heftig. „Also dann noch vierundzwanzig Eßlöffel Rosenwasser, die Schale von zwei Zitronen, ein Pfund Zucker, vier Lot Succade und vierundzwanzig Eßlöffel Hefen," schloß Lulu nachdenklich.

„So was reizt nur die Sündigkeit," sagte der Landregen.

Lulu sah erstaunt zu ihr hin; die Weihnachtsstollen gehörten doch zu Gesinens Stolz und Ruhm! Das alte Mädchen aber hielt ein ganz zartes Hemdchen hin mit Achselbändern aus Spitze.

„Ach Gesine, seien Sie nicht so hart mit uns, wir können ja auch nicht alle eine tugendhafte Jungfrau sein! Wir können keine Hemden mit Ärmeln und einem Bündchen tragen. Alles geht doch halsfrei und oft auch ärmellos!"

„Halsfrei?" sagte der Landregen, ihre Augen strafend auf die harmlose Lulu richtend. „Wenn es nur der Hals wäre, Frau Kerssenbrok! Zehn Zentimeter unterm Hals is kein Hals! Und was dann kommt, davon wollen wir erst gar nicht reden."

„Daran ist viel Wahres, Gesine!" sagte Lulu, ihr Lachen unterdrückend. „Also lassen wir das alles, wie es ist. — Es riecht hier so gut. Können wir den Stollen bald herausnehmen?"

„Ik loat mi nich beküren un betündeln," sage der Landregen, nunmehr ein Höschen betrachtend.

„Weshalb ärgern Sie sich, Gesine? Lassen Sie doch Mariechen bügeln," meinte Lulu.

„Das is es ja gerade, ich kann ihr so 'n Zeug nich in die Hände geben."

„Mariechen nicht? Sie hat doch einen so schönen Unteroffizier!"

Es war unmöglich, auszusprechen, was Gesine auf diese Worte entgegnen mußte. Ruhe, Geduld — ermahnte sie ihr überkochendes Gemüt. Und in diesem Augenblick, als sie kopfschüttelnd zu Lulu hinsah, die einen Taschenspiegel herausgezogen hatte und sich liebevoll betrachtete, fiel Gesine Mariechens Wort ein: „Unser Herr Kerssenbrok geht fremd," und es schien ihr denn doch ihre Aufgabe zu sein, in diesem Sodom auszuharren; man konnte diese Menschen nicht sich selbst überlassen.

So ging sie denn zum Backofen, zog den Weihnachtsstollen heraus, der prächtig geraten war, und während die beiden Frauen das braune, herrlich duftende Monstrum betrachteten, kam Jo in die Küche, schnell, freudig. „Tante Lulu," rief sie, „ist Mutter schon hier und Clarisse?"

„Noch nicht," Lulu richtete sich auf. „Sieh mal her!"

„Fein, großartig, Gesine! Aber denk' nur, Tante Lulu, ich kann sofort eine Stellung bekommen, in Berlin!"

„N — nein," sagte Lulu gedehnt, „das wirst du doch nicht tun." Für sie waren ganz trostlose Vorstellungen mit so etwas verbunden. „Komm, wir gehen ins Wohnzimmer, da kannst du mir diese Sache erzählen." Und auf dem Flur angelangt: „Schließlich, was soll sich Gesine denken?"

Sie betraten den hellen großen Raum zur Straße hin. Durch die drei Fenster sahen die hohen Bogenhäuser mit ihren schönen Giebeln hinein. Die Sonne strich gerade milde über die hier und da farbig betonten Fassaden. „Ach — schön ist das!" sagte Jo, an das Mittelfenster tretend, und es kam ihr die Vorahnung des Fremden, Kühlen und Traditionslosen der großen Stadt. Sie schüttelte den Gedanken ab. Dem wollte sie sich ja gerade entgegenstellen.

Lulu hatte sich in einen breiten Plüschsessel sinken lassen. „Das täte ich doch nicht, mich mit fremden Menschen herumschlagen; lieber wäre ich Hausmädchen bei meiner Mutter. Da fehlt's doch immer. Nein, Jo, bleib hier. Hier hast du Chancen, hier kennt uns jedermann. Du mußt nur vernünftig sein und nicht mit diesen auswärtigen Jünglingen herumlaufen, mit so einem Franke. Du weißt doch, es ist kein Gottbescheren, es ist ein Beimachen. Daß du nicht weiterstudieren kannst, schadet gar nichts, das macht nur strenge Züge, sieh mich an!"

Und Jo sah wirklich ganz genau hin, und sie dachte, daß es gar nicht verlohnte, Tante Lulu klarzumachen, was ihr die Selbständigkeit und die persönliche Freiheit bedeutete. „Ja, Lulu," — sie ließ die Tante bisweilen weg — „du bist eben die ewige Jugend!"

Es war unangenehm, ihren Leuten, die doch noch tief im Hergebrachten steckten, außer ihrer Mutter — und der Großmutter, o ja, die war eine Hilfe! — diesen konservativen Menschen sagen zu müssen, daß Heinz Franke ihr diese Stellung verschafft hatte und daß es nur eine Aushilfe im Modesalon seiner Schwester war. Mit irgend etwas aber mußte man beginnen.

Heinz Franke? Ihm wäre sie nicht nachgereist, das nicht. Jo hatte keine Lust, ein Sommerspiel in den Winter einer Großstadt mit hinüberzunehmen. Dieses ganze Festklammern — nein. Sie wollte frei sein.

„Wenn du auf der einen Seite so vernünftig bist, Jo," hörte sie Lulu sagen,

„dann verstehe ich eigentlich nicht — ach, da kommen deine Mutter und Clarisse!“ Sie stand auf und sagte nur noch leise: „Verdirb uns den Nachmittag nicht, sprich nicht davon. Meinetwegen wenn du zu Hause bist, aber nicht hier, bei unserm angenehmen Kaffee. Willst du?“

„Natürlich nicht!“ Ihr ging durch den Kopf, daß es gut wäre, erst einmal Clarisse zu gewinnen; sie kam kürzlich viel zur Johanniter-Kommende, saß bei den Eltern und der Großmutter. Eigentlich kein gutes Zeichen für eine Gemeinsamkeit mit Martin. Die Ehe — sie war doch wohl von allen Problemen das schwerste.

Elisabeth Bantinck ließ es sich in Lulus schönem Zimmer wohl sein. Sie war seit dem frühen Morgen von einem Haus in das andere gegangen, um Unterschriften zu sammeln. Dieses Mal lag ihr das Gemeindebestimmungsrecht am Herzen.

Lulu schenkte ihr ein Glas Usquebah ein und meinte: „Zur allgemeinen Belebung willst du uns den Alkohol doch lassen!“

„Ganz gewiß.“ Elisabeth lehnte sich behaglich zurück. „Gestern haben wir uns selbst ein Gläschen genehmigt,“ sagte sie, „wir fuhren mit Zumlohs Auto über Land und hatten einen Raddefekt. Ganz erfroren, stumm vor Kälte, standen wir auf der Dorfstraße. Die Kinder natürlich um uns her. Plötzlich sagt ein kleiner Knirps zu einem andern, auf mich weisend: ‚Segg äs luthersche Buck, ob se dat wull verstaiht.‘“

„Sie hielten euch für Ausländer!“ rief Lulu lachend.

„Natürlich! Aber diese Art, das festzustellen, ist doch köstlich.“

„Eigentlich sollten wir Wika heraufrufen,“ meinte Lulu, „sie hat wieder sehr gute Sachen aus der Schule gehört. Doch vielleicht fallen sie mir ein. Wartet mal — ach ja! In einem Aufsatz über Hermann und Dorothea schrieb ein kleines Mädchen: ‚Der reiche Wöchner lag auf dem Wagen.‘ Und in einem andern stand: ‚Nachdem Blücher hundert Franzosen das Lebenslicht ausgeblasen hatte, mußten sie ohne Hosen in der Ostsee verschwinden.‘“

Sie überhörten fast, daß Kerssenbrok hereinkam. Er schob sein Bäuchlein wohlgefällig vor sich her. Das war etwas für ihn, eine gemütliche Kaffeestunde. „Geschichten erzählt ihr! Na, da kann ich euch helfen. Wir hatten heute eine nette Sache in der Apotheke. Einem Bauern wurden neulich sechs Blutegel angesetzt. Vor einer Stunde nun kommt die Bäuerin mit einem Rezept zu uns, und ich erkundige mich nach ihrem Mann, frage sie, ob die Blutegel gut für ihn gewesen wären. Da sagt sie ganz verlegen: ‚Twe hätt he so runner kriägt, oaver de annern, de heff ik em met Speck broaten most.‘“

„Karli, du fieser Mensch!“ rief Lulu, „du verdirbst uns ja den ganzen Appetit!“

„Wir sind doch unter uns!“ sagte er. Sein Bäuchlein wackelte vor Lachen.

So saß man heiter beisammen. Nur die beiden jungen Bantincktöchter, von denen man eine besondere Freudigkeit erwarten konnte, waren nicht ganz bei der Sache.

Jo beugte sich zu Clarisse hin und fragte, ob sie noch einen kleinen Spaziergang mit ihr machen könnte, und Clarisse nickte zustimmend.

„Ach, ich merke es schon, euch wird das Sitzen zu lange,“ sagte Lulu. „Als wir jung waren, konnten wir stundenlang zusammenhocken und uns von unsern Verehrern erzählen. Aber das habt ihr ja nicht mehr, ihr seid nun alle sozusagen auf Du.“

„Wir sind nun einmal etwas verwildert,“ sagt Jo aufstehend, „dafür sind wir dann nachher in der Ehe ganz zahm.“

„Ach nein,“ sagte Clarisse, und dann errötete sie heftig. Es war ihr nur so herausgefahren. Jeder sah sie überrascht an. Einen Augenblick war es still.

Lulu, die es nicht lassen konnte, sagte mit erfreutem Ton: „Dann will ich mal anfangen, Windeln zu umhäkeln!“

„Komm doch, Clarisse,“ rief Jo, sie mit sich hinausziehend, „die Erwachsenen sind zu schlimm.“

Unten auf der Straße schritten die beiden schnell aus. Es war entzückend schön draußen. Auf allen Vorsprüngen lag leichter Schnee, der Schein der Laternen tastete an den fein profilierten Bauten empor. Um den Lambertikirchturm schwebte zartes Geriesel. Es wurde Jo frischer und wohler zu Sinn.

Als sie schon um die Kirche herumgebogen waren und in die Helligkeit der Geschäftshäuser der Salzstraße traten, sagte Clarisse, deren Gesicht ganz weiß war: „An meine Ehe lasse ich nicht rühren. Es war eine solche Dummheit von mir! Doch ich muß es dir sagen, Jo — nein, nicht hier, komm, wir biegen beim Erbdrostenhof ab.“

Sie taten es, doch auch dann blieben sie noch eine ganze Weile still. „Was wolltest du mir sagen?“ erinnerte Jo mit einer ungewohnt warmen Stimme.

Clarisse blieb im Schatten eines Hauses stehen, blickte Jo an und sagte in tiefer Erregung: „Daß ich Martin unsinnig und über alles lieb habe, das habe ich in diesen Monaten gelernt, Jo, und er hat gelernt,

damals, als wir heirateten, daß ich ganz ohne Liebe war. Jetzt lebt er sein Leben, und ich soll das meine leben. Ich kann, kann es nicht."

„Ach, Clarisse," sagte Jo sanft, „das habe ich mir längst gedacht. Wie gut, daß du es sagst." Es kam ihr gar nicht mehr in den Sinn, von sich selbst zu reden.

„Ja, jetzt im Augenblick erleichtert es mich," sagte Clarisse, „ich fühle mich nicht mehr so grausam allein, aber denk' nur: Tag für Tag sitzen wir uns gegenüber."

Sie standen vor der Clemenskirche, diesem reichen, phantasievollen Spiel in Barock. „Weißt du noch, Jo, wenn wir als Kinder hierhergingen und um Reue beteten? Immer wenn die Beichte kam, sagtest du: ‚Ich kann keine Reue kriegen!' Glaub' mir — ich brauche nicht um Reue zu beten, ich habe sie. Und wenn ich dir eines raten soll, Jo, geh nie ohne Liebe in die Ehe hinein. Es rächt sich. Allmählich glaube ich überhaupt, daß jede Sünde gegen uns selbst sich eines Tages rächt. Auch die der Gedankenlosigkeit und der seelischen Trägheit."

Sie bogen in eine schmale Gasse ein, kamen auf einen völlig verträumten Platz. „Alles, was kleiner ist als der Gedanke, der in uns hineingelegt wurde, was unter unserm Maß bleibt, das wächst zu einem Vorwurf heran. Gewiß, man kann sich betäuben. Aber ist es, wie immer man es betrachten mag, würdig, eines anständigen Menschen würdig, sich zu betäuben? Wenn ich bedenke, wie ich allem Weichen und Schönen nachgegangen bin, dem Verwöhnenden. Die Welt ist voll von Aufgaben für uns alle! Ich sah mich nicht einmal danach um. Weißt du, Jo, im Grunde habe ich alles, was dann böse wurde, meiner Gleichgültigkeit zu verdanken."

„Was du da sagst, Clarisse, das geht auch mich an; doch ich denke: hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Es lautet so unfromm, wahrhaftig, und dabei ist es genau das, was auch du sagtest: wir müssen, wir selbst, den Gottesgedanken — so wollen wir es einmal nennen — in uns verwirklichen, dann erst können wir hoffen."

„Ich verstehe." Clarisse ging mit gesenktem Kopf dahin. Wohl war ihr leichter geworden, doch sie mußte nach Hause zurückkehren und mit Martin am Tische sitzen.

Hätte er sie beachtet, nur ein wenig Wärme für sie gezeigt, sie hätte ihren ganzen Stolz hingeworfen, hätte ihm gesagt, was sie in dieser Zeit gelernt hatte.

So aber — gestern saß, statt ihrer, die elegante und sichere Ernestine mit Martin in seinem neuen Arbeitsraum. Bei ihr lebte er auf, mit ihr besprach er seine Pläne, sie war ihm Gefährtin.

Nein, sie konnte nicht von ihrer Liebe sprechen, konnte sie Martin nicht zeigen — sie hätte in erstaunte Augen geblickt.

*

Es kam ein früher Winter mit wenig Kälte und einer Last von Schnee. Die Felder rings um Rehbrügge waren warm eingepackt, und die Wallhecken, die das ganze Land durchziehen, sahen kraus aus der weichen Decke hervor.

Wie oft war Jo in den letzten Wochen zu Onkel Christopher hinausgelaufen. Er mußte ihr helfen, wenn auch alle ihr entgegen waren! Sogar die Mutter wollte nichts von dieser Stellung in Berlin wissen. Aber er war in der letzten Zeit halsstarrig, man konnte nichts mit ihm anfangen.

Während sie über ihre vorläufig gescheiterten Pläne nachdachte, ging sie langsam durch den Umgang des Domes. Es war dämmerig in den Kapellen, die die Außenseite umgrenzten. Das Gold und die vielen Farben, weich nachgedunkelt, die stacheligen phantastischen Blumen auf dem reichverzierten Gitterwerk, die Einsamkeit ringsumher — es stimmte sie fast wehmütig.

„Tonk, — tonk, — tonk," machte die große mittelalterliche Uhr.

‚Weshalb die Einengungen, die Bevormundung vernünftiger Menschen?' dachte Jo. ‚Was ich tun will, ist ganz unwichtig, wie kann eine sonst gesunde Familie sich so dagegen auflehnen? Jahrhundertelang sind die Menschen hier umhergegangen, gepeinigt durch die Unvernunft andrer, ratlos, und die Uhr macht einfach: „tonk, — tonk, — tonk," jahrhundertelang!'

Sie setzte sich auf eine der tiefdunklen, geschnitzten Bänke. Es ging ihr durch den Sinn, was die Menschen wohl tun würden, wenn sie gar keine Kirchen hätten. Dann wären sie eben keine Menschen mehr, mechanische Gebilde, die man aufzieht. Der Tod und der Teufel, die beim Stundenschlag aus der Domuhr spazierten, waren ihr lieber als mechanische Menschen.

„Tonk, — tonk — krr!" Jetzt erschien der magere Tod mit der Sense. Jo lächelte vor sich hin. Die Uhr holte aus, schlug.

Clarisse konnte nun jeden Augenblick kommen. Sie war die einzige, die ihr beigestanden hatte, und merkwürdigerweise auch Martin. Seine Ehe hatte ihn vielleicht gelehrt, daß ein Mädchen heutzutage das Leben kennen müßte, genau so gut wie ein Mann. Arme Clarisse, bisweilen merkte man es, wie niedergeschlagen sie war.

Da kam sie — in dem schönen Pelzmantel — ja, so etwas hatte sie. „Wir wollen gleich weitergehn," sagte sie leise zur Schwester.

Auf den Zehenspitzen schritten sie dahin, vor den Beichtstühlen knieten in langen Reihen dunkle wartende Gestalten.

In der Vorhalle zum Horsteberg hin blieb Clarisse stehen. „Ich möchte wissen," sagte sie, „ob es Menschen gibt, ich meine aus unsrer Schicht, die wirklich alles Bittre und Schwere in den Kirchen niederlegen können."

„Nein," sagte Jo, „sie holen sich Trost und Ergebenheit. Nicht jeder bringt das fertig." Ihr weißliches Gesicht sah kühl und sehr verschlossen aus. „Gerade jetzt, als ich die vielen demütig Gebeugten sah, kam mir ein Entschluß: Ich gehe in den ersten Tagen Januar fort."

Clarisse wollte etwas erwidern. Jo legte ihre Hand auf der Schwester Arm. „Nein, es hat keinen Zweck, mir dreinzureden, ich gehe. Es kommt ja nur darauf an, daß ich fest auf meinen Füßen stehe, daß ich beweise, was ich kann — in jeder Beziehung. Glaubst du wirklich, man könnte sich nicht auf mich verlassen?" Ihre grünlichen Augen schillerten.

„Wie ich darüber denke, das weißt du, Jo, du weißt aber auch, daß man die Menschen von einer Generation in die andre nicht völlig verändern kann, zumal Menschen wie unsern Vater nicht!"

„Und gerade ihm will ich zeigen, wer ich bin und was ich kann," sagte Jo.

„Das, mit deinem Fortgehen, überlegst du dir wohl noch," sagte Clarisse vorsichtig.

„Hast du mir nicht selbst gesagt, man soll nichts halb tun? Nun, wir wollen nicht mehr darüber sprechen — wer weiß, vielleicht überlege ich es wirklich noch." Ironisch lächelnd blickte Jo durch die Säulenreihe auf den eingeschlossenen Kreuzgang. „Du begleitest mich wohl noch, Clarisse, wer weiß, wie alles ist, wenn wir uns wiedersehen — mit dir, mit mir."

Sie gingen die Stufen hinab in die engen Gassen des Horstebergs, zwischen die alten Häuschen, die sich an die hintere Seite des Domes schmiegten. Viele Fenster waren schon erleuchtet, die kleinen Stuben froh belebt; es war der Nachmittag, dem die Christnacht folgte.

„Mein Koffer ist gepackt," sagte Clarisse, „morgen um diese Zeit bin ich mit Martins Mutter unterwegs. Das ist der erste Aufbruch, die Trennung. Hoffentlich bleiben wir lange fort."

„Ach, Clarisse," Jo steckte die Hände in ihre Manteltaschen und sah zu den kleinen Häusern hin, „das da ist gewiß auch nicht so umfriedet, wie es aussieht."

„Vielleicht nicht. Irgendwie muß man hindurchkommen."

Jo wendete sich ihr erfreut zu. „Bravo, Clarisse! Das gefällt mir, so muß es sein! Und, nicht wahr, heute abend lachst du und läßt dich stolz beschenken. Du mußt aufrecht bleiben. Ich habe noch nie bemerkt, daß die Männer Freude an geknickten Frauen haben: sie sind ja furchtbare Egoisten!"

Das kam mit einer solchen Überzeugung heraus, daß selbst Clarisse lachen mußte. „Deine Erfahrungen, Jo!" sagte sie. „Aber ähnliches habe ich mir selbst gesagt — ich meine, das mit dem Aufrechtbleiben." Sie schob ihre Hand in Jos Arm. „Dich möchte ich mitnehmen," sagte sie.

„Aber ich dich nicht," antwortete Jo, die Hand leicht an sich drückend. „Und nun mal schnell den Horsteberg herunter." Sie machte sich los, lief ein paar Schritte. Im dunklen Schatten blinkte eine Schlinderbahn. Jo nahm sie lachend, winkte dann von unten herauf zurück. „Auf Wiedersehen im Februar!" rief sie.

„Im Februar?"

„Ja, im Februar!" schallte es den Horsteberg herauf. Weshalb Clarisse beunruhigen? Sie hatte ihr eigenes Päckchen. —

In der Johanniter-Kommende hatte man sie schon erwartet, man wollte nach Rehbrügge fahren.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Christnacht und Rehbrügge, das gehörte zusammen. Ob es jemals in der Familie anders gewesen war? Ganz gewiß nicht.

Man saß im Speisezimmer um den Tisch, und man hatte die Läden nicht geschlossen, denn über den Wiesen stand eine wundervolle Nacht. Die Unterhaltung war nicht lebhaft, meistens erzählte die alte Frau Bantinck, und allen war heimatlich zumute, denn was sie da hörten, das war für sie ein Teil des Christfestes, Erinnerungen, Bilder aus der eigenen Kinderzeit und aus den Jugendjahren der Großmutter.

Von Zeit zu Zeit kam Betty herein und sah nach dem Rechten.

Mindestens fünf Sorten kleines Gebäck standen auf dem Tisch und eine große Schale mit glänzendroten Äpfeln. Nüsse und Spekulatius gab es, und Lebkuchen mit buntem Streusel darauf.

„Die Gans konnte gar nicht besser sein," sagte Elisabeth Bantinck zu Betty, und jetzt zog man sie allgemein ins Gespräch, denn das alte Mädchen gehörte doch zu ihnen,

und das sollte sie am Weihnachtsabend ganz besonders fühlen.

„Kommen Sie her, Betty, setzen Sie sich neben mich, Sie müssen uns auch etwas erzählen," sagte Amalie Franziska.

„Das fällt mich aber sehr schwer. Erzählen, da bin ich gar nich bewandt mit. Was ich nur meine, is," sagte Betty nachdrücklich, „wer sich nicht an Weihnachten freuen kann un an die alten Lieder, das is ein traurig Mensch! Un dann meine ich auch, Herr Bantinck könnte uns wieder das schöne Getränke machen von vorigtes Jahr."

Christopher lachte. „Das ist doch für Silvester, Betty."

„O — ich meine man, was gut is, kann man oft trinken."

„Hörst du das, Elisabeth?" Christopher stand auf. „Wer hilft mir? Jo, du?" Lulu war flinker, da Jo gerade einen Apfel für die Großmutter schälte.

Doch Betty wehrte sich. „Alles was recht is, Frau Kerssenbrok," ein breites Lachen ging über ihr Gesicht, „das is wegen unser schönes Rezept, und Gesine gibt mich auch nichts ab!"

„Die Rivalinnen!" rief Hubertus. „Ich werde nie vergessen, wie es auf Clarissens Hochzeit zuging."

„Dat was mich recht kunträr," sagte Betty, die Stirn zusammenziehend.

Alle lachten. „Uns nicht!" sagte Jo, hinausgehend.

„Philipp kann uns die Sachen ins Musikzimmer bringen," sagte Christopher, „ich habe sie längst herausgestellt. Betty hat schon gestern vom Punch Royal gesprochen. Komm, wir setzen uns vor den Kamin."

Er klingelte, gab den Auftrag. Dann wandte er sich an Jo. „Du bist heute abend nicht recht vergnügt."

„Vergnügt! Christopher, du hast mich sehr enttäuscht." Sie beugte sich zum Feuer hin.

Er betrachtete sie. „Wie ein Junge siehst du in dem schwarzen Samtjäckchen aus."

„Das ist auch eine Antwort!"

„Jo, ich will dir etwas sagen, gib mal deine Hand her." Sie tat es. „Es ist mir einfach unerträglich, daß du — sagen wir: nur den Gedanken der jungen Leute ausgesetzt bist, mit denen du in Berlin zusammenkommen würdest."

Jo wendete sich ihm zu. „Was die jungen Männer denken, wünschen, wollen, lieber Onkel Christopher, das ist mir völlig gleichgültig, und es ist doch mein Leben, meine Zukunft! Und dann, weißt du, ich kann fremd und unbeirrt in einer großen Stadt umhergehen, und hier, in einem kleinen Kreis, kommen vielleicht Gedanken an mich heran, die — Gott, Christopher, das weißt du doch selbst."

Sein Gesicht veränderte sich, es war, als ob es die Farbe verlöre. „Nein, ich weiß nicht, was du meinst," sagte er. Es war doch ganz unmöglich, daß dieses Kind in ihn hineinsah, daß sie hervorzog, was er vor sich selbst verbarg.

Philipp kam, trug ein großes Tablett mit Flaschen, setzte alles hin und ging wieder.

Jo stand auf, leichtfüßig wie immer. „Jetzt will niemand mehr verstehen, auch du nicht, und auf dich hatte ich mich verlassen. Einerlei — es wird schon recht." Das war wieder die alte Jo. „Wir wollen nun mischen und uns einen vergnügten Abend machen," sagte sie, an den Tisch tretend. Schnell sah sie sich nach ihm um. „Du kannst dir etwas Feines von mir wünschen!" Sie kehrte zurück, hockte sich neben Christopher auf das Sofa, legte beide Arme um seinen Hals. „Wenn du nachgibst und mir hilfst, nicht jetzt gleich, aber bald."

Er zog sie an sich, was er niemals getan hatte, seit sie ein Kind war. „Ich gebe nach," sagte er, den Kopf an ihre Schulter lehnend.

„O, du Guter!" Jo streichelte sein Haar. Sie ließ ihn los, fuhr rasch über ihre Augen.

„So gern willst du fort, kleine Jo?" Christophers Stimme war ein wenig rauh.

Sie sah ihn an, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände. „Nein, nein!" sagte sie. „Das ist ja kein Fortgehn, ich werde immer bei euch sein, und wenn ich am andern Ende der Welt wäre. Das ist es nicht. Du weißt es doch!"

Er nahm ihre Hände in die seinen, hielt sie eine Weile.

Horchend hob Jo den Kopf. „Da kommen die andern!" Sie sprang auf, lief zur Tür hin. „Du sollst es doch nicht sehen, dich sperren wir ein," sagte sie, Lulu zurückdrängend.

„Ach Unsinn! Zwei Flaschen Weißwein, eine Rotwein, eine Sauterne, Madeira, Arrak, Burgunder, Zucker!" Sie kam zum Tisch hin, tippte an jede Flasche. „Wieviel von den drei letzten, Christopher?"

„Je eine halbe — umbringen sollst du deinen Karl nicht!"

„Seht ihr wohl? Dankbar solltet ihr mir sein. Eine neue Errungenschaft für unser Hinterzimmer. Woher hast du es?"

„Vergangenes Jahr Lichtmeß haben wir es im Zivilklub angesetzt, nachdem wir ordentlich gejeut hatten."

„Dieses Spielen zu Lichtmeß wird auch

erst mit Münster untergehen," sagte die alte Frau Bantinck, die es sich am Kamin bequem machte. „Weiß einer von euch, woher diese Sitte rührt, und wie alt sie ist?"

Niemand wußte es.

„Das ist doch eine Schande," sagte sie, „wir wissen von den Sitten im alten Griechenland, und das ganz Nahe, Selbstverständliche wissen wir nicht."

„Das andre auch nicht!" sagte Lulu höchst unbekümmert. „Vielleicht Hubertus, der hat es ja jetzt mit der Wissenschaft." Dem war nicht wohl bei diesem Ausspruch.

„Sag' das lieber deinem Sohn," meinte er ablenkend.

Das Halbgeback — man konnte ihn wirklich nicht mehr so nennen — hob sein Glas und trank ihm zu. Dann ging er zum Flügel hin und spielte. Es war eine Phantasie von Weihnachtsliedern, die er mit andern alt überkommenen Gesängen verband.

Franziska Amalie sah ihn erfreut an. Er hatte sich wirklich herausgemacht, dieser Felix. —

Bis elf Uhr saß man beisammen, dann war es Zeit, sich auf den Weg zu machen, denn wie in jedem Jahre so ging man auch heute zur deutschen Mitternachtsmesse in die Kirche des Kapuzinerklosters, das auf dem Wege nach Münster lag. Nur die alte Frau Bantinck fuhr mit ihrem Mädchen nach Hause.

Christopher hatte die beiden altmodischen Schlitten, die man niemals mehr benutzte, hervorholen lassen. Das lustige Schellengeläut auf dem Hof, die neu bemalten Schlitten, das war Christophers Weihnachtsüberraschung.

Warm vom Punsch und dem Kaminfeuer fuhr man davon, in froher Stimmung, von neuem darin bestärkt, daß man zusammengehörte, was auch sei.

Geheimrat Bantinck legte den Arm um seine Frau. Sie sah frisch unter ihrer Pelzmütze hervor. „Ein wenig Freude gehört nun mal zum Leben," sagte sie, und es kam ihr vor, als seien die langen, sorgenvollen Jahre zurückgeblieben.

Die einfache, fast schmucklose Kirche war schon voll von Menschen. Der Altar stand in einem Kranz von Lichtern. Bantincks konnten nur langsam bis zu der vorderen Bank gelangen; zwei Knechte von Rehbrügge hatten ihnen dort einen Platz aufgehoben.

Kerssenbrok, Christopher, Hubertus und Jo blieben draußen, denn die Tür wurde nicht geschlossen, weil die Kirche ja doch nicht die Menschen fassen konnte, die zur Mitternachtsmesse kamen.

Hier standen sie nun, zwischen Fremden, die ihnen in dieser Stunde dennoch sehr nah waren. Ganz still war es, der dunkle Himmel mit seinem Sternengeflimmer stand feierlich über dem Lande und der alten, schlafenden, wundervollen Stadt.

Da begann das Orgelspiel und alle, vom lichterbekränzten Altar bis zu jenen, die noch über den Weg eilten, auf den hellen Schein zu, sangen das jubelnde Weihnachtslied:

„O selige Nacht!
In himmlischer Pracht
Erscheint auf der Weide
Ein Bote der Freude
Den Hirten, die nächtlich
Dort hielten die Wacht."

Es klang froh in die große winterliche Stille hinein.

Jo stand ein wenig abseits. Herzhaft, sehr laut sang sie mit. Vielleicht war ein wenig von der Angst der Kinder darin, die im Walde ein Lied anstimmen.

Und all die schönen Melodien kamen, eine jede mit Entzücken begrüßt. Man spürte die Kälte nicht, auch nicht jene vielen, die draußen vor der Kirche standen: es war die alte heilige Nacht und es waren die alten deutschen Lieder.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Segen wurde gesprochen, die letzte Melodie verrauschte, man traf sich draußen, und dann ging es nach Hause.

Die Schlitten hatten nicht auf Bantincks und Kerssenbroks gewartet, die letzte Strecke wollte man zu Fuße gehen; auch das gehörte zur Schönheit des Weihnachtsfestes.

Man hatte kaum das Überwasserviertel erreicht, da begannen alle Glocken der kirchenreichen Stadt zu läuten. Das war wie eine große, mächtige Symphonie. Die Stadt so still, die Straßen zauberhaft in ihrem tiefen Schlaf! Hier und da ein erleuchtetes Fenster. Da waren die Menschen, die auf den Ruf der Glocken gewartet hatten.

Die Türen öffneten sich, dunkle, vermummte Gestalten erschienen, eilten zu den Kirchen hin, unter diesem feierlichen, weithin tönenden Schwingen der Glocken.

Auf dem Markt blieben Bantincks und Kerssenbroks stehen. Das war ja unwirklich, ganz berauschend schön war es! Die stolzen Häuser ringsumher, mit ihren dunklen Laubengängen, ihren schneebedeckten Vorsprüngen und Verzierungen, mit diesen in den Sternenhimmel hineinwachsenden Giebeln, denen Schönheitssinn, Selbstbewußtsein, Strenge und Sehnsucht der Jahrhunderte ihr Siegel aufgedrückt hatten, — überrauscht vom Liede der Glocken, vom alten Ruf dieses nördlichen Roms.



Seiltänzer in Meersburg. Gemälde von Hans Dieter

Dem konnte sich kein Herz verschließen, auch Lulu Kerssenbrok wurde still und ehrfürchtig.

Jo sah zu dem blaßgrünen klassizistischen Eckhause hin, und sie dachte an Clarisse und ihre bittre Einsamkeit. —

Unter der Tür des großen Wohnzimmers der Hirschapotheke stand Gesine und erwartete Kerssenbroks und Bantincks. Sie hatte den Kopf in eine Art Baschlik gewickelt, der Radmantel hing im Flur, denn sie wollte zur Kirche gehen.

Heute war sie kein Landregen, sie lächelte den durchfrorenen Ankömmlingen entgegen. „Fröhliche Weihnachten!" rief sie.

Man sah den gedeckten Kaffeetisch; Gesine hatte ihn mit den schönsten Dingen beladen. Und im Hintergrunde, vor dem Mittelfenster, brannte der Christbaum. Die Spiegel widerstrahlten das flimmernde und weiche Licht seiner gelben, süß duftenden Wachskerzen.

Solange Lulu am Roggenmarkt wohnte, hatte man bei ihr diese gemütliche Morgenstunde des ersten Weihnachtstages verbracht. Niemand dachte an Müdigkeit, man saß voll Behagen beisammen. Außerdem — was schadete es: man konnte in den Tag hineinschlafen.

*

Und wieder versammelte man sich in Rehbrügge, dieses Mal aber war es eine ziemlich große Gesellschaft. Viele von den alten Freunden waren gekommen, die damals die Treibjagd mitgemacht hatten. Im Speisezimmer, von dem man über die Wiesen blickte, stand das Büfett; jeder mußte sich selbst bedienen. Das blaue Zimmer mit den Vitrinen, das Eckzimmer, in dem die junge braune Madonna stand, das Musikzimmer und die Halle, alles stand offen. So schön war es, daß man das Abgenutzte, hier und da ein wenig Schäbige, gar nicht bemerkte.

Es gab wieder Punch Royal und den heißen, schweren Irländer Punsch, mit dem Saft von schwarzen Johannisbeeren darin, und in der Halle stand Hubertus und trug einige Lieder vor.

Johannes Steveningh, in einem langen Gehrock mit grauer Weste und einem doppelt geschlungenen schwarzen Seidentuch um den blendend weißen Kragen, mit seinem sorgfältig gescheitelten, etwas lockigen Haar und den Koteletten, stand neben Christopher und sagte: „Heute müssen Sie uns aber die Spukgeschichten von Haus Rehbrügge erzählen. Schade nur, daß meine Frau sie nicht hören kann."

„Das macht meine Mutter viel besser," erwiderte Christopher, „doch wir müssen noch etwas warten."

Johannes Steveningh verstand das. Er hatte Sinn für die rechte Stunde, in allem.

Und so ging es denn schon auf halb zwölf, als alle Gäste im Musikzimmer, dicht bei der alten Frau Bantinck saßen, sogar auf dem Boden hockte man. Der Kronleuchter war ausgelöscht, die Buchenscheite im Kamin, auf die Jo eine Handvoll Räucherpulver gestreut hatte, knackten und warfen ihr zuckendes Licht über die wartenden Gesichter.

„Erzähl' die Geschichte vom glummerigen Hund," rief Felix, „das ist die unheimlichste."

„Nein, vom Niemandeskind!" sagte Jo. Sie saß schmal zwischen Martin und dem alten Herrn Zumloh.

„Ja — vom Niemandeskind," sagte Franziska Amalie und neigte langsam den schönen, vom Feuerschein zart überhauchten Kopf.

„Wann sich diese Geschichte zugetragen hat, das weiß ich nicht genau zu sagen, sie hängt auch nicht mit der Familie Bantinck zusammen, sondern mit einem Adelsgeschlecht, das dieses Haus erbaut hat. Später erst erhielt es seine heutige Form, aber die Kammer des Niemandeskindes, das Treppenhaus und manches andre noch, blieb unberührt. Die Kammer des Niemandeskindes liegt oben auf dem Boden; sie wird nicht benutzt."

Alle blickten die alte Dame mit den langen Ohrgehängen und dem feinen Spitzenhäubchen gespannt an, die wenigsten kannten diese Geschichte.

„Eines Tages zog hier eine herrische Frau ein, die zweite Gattin des Ritters Ludger. Um ihretwillen hatte er seine erste Frau, mit der er lange Jahre glücklich gelebt hatte, verstoßen. Mit ihm lebten hier seine drei Töchter, die jüngste war fast noch ein Kind.

„Als nun jene herrische Frau einzog — sie hieß Gilda — da war es ihr hier zu eng, zu alt, keineswegs prächtig genug. Ihren besondern Haß aber warf sie auf alles, was von Ludgers erster Frau herrührte; so auch auf die Töchter. Sie durften nicht einmal an einem Tische mit ihr essen und mußten schwere Arbeit tun. Die jüngste, die ihrer Mutter sehr ähnlich war, machte sie zur Stallmagd, und Sommer und Winter mußte sie auf ihren Knien an der Gräfte liegen, in der dieses Haus steht, und die Wäsche waschen. Wenn es gefroren hatte, schlug sich die kleine Therese selbst das Eis auf. Sie wurde immer blasser, immer stiller — und schließlich starb sie.

„Doch an dem Morgen, an dem man sie begraben wollte, war ihr Sarg leer. Viele sagten, Frau Gilda hätte sie zur Seite geschafft, denn der Ritter Ludger wollte sie im Erbbegräbnis beisetzen lassen. Sie gönnte es ihr nicht. Andre wieder, Therese sei niemals gestorben, sie hätte heimlich einen Trank von der Mutter erhalten, die hin und wieder im nahen Walde auftauchte, und dieser Trank hätte sie einer Toten gleichgemacht; sie sei mit ihrer Mutter davongegangen. Genug, die kleine Therese war fort und niemals fand man eine Spur von ihr.

„In diesem Jahre nun gebar Frau Gilda ein Kind, und wieder war es ein Mädchen. Höhnend hatte sie gesagt, als sie in das Haus einzog, sie würde ihrem Gatten zwei Knaben schenken, Zwillinge. Ein sehr zartes, schwaches Kind war es, und es wunderte niemand, daß es abseits gehalten wurde. Gilda war nicht stolz auf dieses Mädchen. Die beiden ältesten Töchter aber arbeiteten und blühten auf. Sie freuten sich auch in den abgelegenen Kammern ihres Lebens, und man sagte, sie hielten es nicht so genau, könne es kein Ritter sein, dann ein Landsknecht.

„Nach drei Jahren trug man einen kleinen Sarg aus dem Hause, Frau Gilda war das einzige Kind gestorben, das sie je besessen hatte.

„Das nun ist weiter gar nicht sonderbar, und es wäre nicht der Mühe wert, es zu wissen; doch hundert Jahre später wurden manche Veränderungen durchgeführt, die die herrische Frau Gilda begonnen hatte. Der Nachfahr des Ritters, ein Baumeister und etliche von seinen Leuten standen auf dem Boden und überlegten, was zu machen sei. ‚Hinter dem schweren Schrank dort muß noch ein Raum sein,' sagte Ludgers Nachfahr, und seine Knechte machten sich daran und rückten den Schrank zur Seite. Es erschien eine Tür. Ganz von selbst öffnete sie sich. Und heraus schritt ein Mädchen, farblos, mager, in einem dünnen grauen Kleid, das bis zu ihren Füßen hinabhing. Mit den nackten blassen Füßen, die Hände vorgestreckt, ganz so, als ob sie blind sei, schritt sie vorwärts. Die Männer traten zur Seite, bekreuzigten sich. Das Mädchen, sie war fast noch ein Kind, ging ohne Zögern die Treppe hinunter, durch das ganze Haus — und auch hier stand sie, in diesem Zimmer!"

„Ha jaß!" sagte Lulu. „Laß sie sterben, Großma."

„Nicht unterbrechen. Weiter erzählen!" rief man.

„Nein, das war es eben, sie starb nicht und sie ist niemals gestorben. Als sie Haus und Hof durchwandert hatte, kehrte sie in die Bodenkammer zurück — und der Schrank bewegte sich vor den Augen der entsetzten Männer: er schob sich vor die Tür. Ludgers Nachfahr ließ sofort satteln; er ritt nach Münster zum Bischof. Am andern Tage machte sich eine große Kavalkade auf den Weg, um die Teufelin zu vertreiben. Als sie alle auf dem Bodenraum versammelt waren, rückte der Schrank zur Seite, und das Mädchen kam heraus. Man griff nach ihr — und griff in Luft. Man schlug — und schlug auf den Boden. Was man auch tat — das Kind stand unversehrt da. Den Männern sträubten sich die Haare; es war eine Erscheinung, ein Spuk. Der Ritter war ein beherzter Mann, er blieb hier im Hause wohnen. Doch hin und wieder, ganz selten, begegnete er dem Mädchen, das sie das Niemandeskind nannten, auf der Treppe, oder es hockte im Dunkel. Und jedesmal waren seltsame Dinge damit verbunden, immer war es eine Warnung, der Vorbote eines Unglücks. Man forschte in den alten Büchern nach, stieß auf die Geschichte von Ludger und Gilda, der kleinen Therese und dem Mädchen, dessen Sarg man die Treppe hinunter getragen hatte, und nun gingen viele Geschichten um. Vielleicht hatte Frau Gilda ihr eigenes Kind da oben eingesperrt, vielleicht war es auch Therese, man wußte es nicht. Jedermann aber wußte vom Niemandeskind, es setzte dieses Haus in einen bösen Ruf. Es soll nach dem Tode des mutigen Nachfahren viele Jahre leer gestanden haben, und in dieser Zeit, so sagt man, wanderte nachts bisweilen ein heller Schein durch die Zimmer. Schließlich aber fand sich doch jemand, der hier wohnte, und man hörte kaum noch vom Niemandeskind. Der Schrank und die Truhen, die auf dem Boden standen, wurden verbrannt, man entfernte die Tür aus der Kammer und ließ sie leer stehen. Noch heute ist eine eigentümliche Luft in ihr, ganz anders als auf dem Boden."

„Das hast du uns aber niemals erzählt, das mit der Luft, ich hätte es sonst längst ausprobiert," sagt Jo.

„Du kannst es ja tun!" Die Großmutter lächelte. „Was aber die Hauptsache ist, dieses Niemandeskind ist nicht von Rehbrügge gewichen. Man sieht es bisweilen. Es steht über dem Wasser, hinten in der Wiese, wie ein Schemen schleicht es durch das Treppenhaus und einmal, das hat euer Urgroßvater erlebt" — Frau Bantinck richtete sich auf — „einmal hockte es hier vor diesem Kamin!"

„Nein," sagte Lulu, „das ist zuviel! Wir glauben dir alles, Mutter, doch das nicht!" Frau Bantinck zuckte nur die Achseln, lächelte.

Nun erhob sich eine lebhafte Unterhaltung über Erscheinungen, Geister und Dinge, die der Verstand nicht sehen kann.

Jos Stimme war immer herauszuhören, sie war so ungläubig wie ein Stein.

„Und doch," rief Felix, „doch möchtest du nicht, wenn es nun zwölf Uhr schlägt, auf den Boden gehen, in die Kammer des Niemandeskindes."

„Natürlich tue ich das. Ohne Zagen! Das wäre doch noch schöner!" Jo war aufgestanden. „Eine Kerze, und ich gehe hinauf."

„Die kannst du haben. Bis zur Bodentür ist Licht, da oben brauchst du sie schon." Er ging hinaus und kam bald darauf mit einem Leuchter wieder.

Da schlug die große Uhr in der Halle zwölf. Sie hatte einen vollen, tiefen Klang. Um das Zifferblatt stand eingraviert: „Dem ick de leste Uhr do slagen, den redde Guott ut alle Plagen." Man hörte sie nicht zu Ende an; alle wünschten sich ein gutes neues Jahr.

Als es ruhiger geworden war, sagte Felix: „Nun, Jo, wie ist es? Zwischen zwölf und eins ist die Geisterstunde."

„Selbstverständlich," sagte sie, „her mit dem Licht."

Felix zündete es an, und unter Gelächter, doch auch mit einer kleinen Beklemmung, begleitete die Jugend Jo bis zur Treppe hin.

„Hier hast du einen Apfel, den mußt du dem Niemandeskind hinlegen," sagte Hubertus.

„Zur Kontrolle," rief Jo zurück, sie ging die Treppe hinauf.

„Einer muß hinter ihr herschleichen," sagte Felix, „sie wird sich schon blamieren."

„Das tue ich," Onkel Christopher schob sich nach vorn hin, „ihr Gesindel wollt sie nur erschrecken, ich beobachte Jo; sie entgeht euch nicht, wenn sie sich drückt oder den Mut verliert."

Man ließ ihn gehen — recht ungern. Jo war es bis zum obersten Flur noch ganz behaglich zumute, doch als sie die Tür offen stieß, war dieses große dunkle Loch vor ihr nicht gerade einladend.

Dennoch, sie schritt tapfer darauf los, bis zur Kammer hin. Es war ein langer Weg. Sie schnupperte darin herum — immerhin klopfte ihr Herz rascher als sonst —, legte den Apfel nieder, und da, als sie sich bückte, strich ihr ein kalter Hauch über den Nacken. So schien es ihr. Schnell wandte sie sich um, und hinter sich, auf dem Bodenraum, sah sie den Umriß eines Mannes. Die Tür zum erleuchteten Treppenhaus war nur auf einen breiten Spalt geöffnet.

„Guotts Welt un Tied," sagte sie, die Kerze schwankte in ihrer Hand. „Ich bin's, Christopher," hörte sie, doch es klang entfernt, denn ihr war ein wenig schwindlig. Christopher nahm sie in seine Arme, hob sie auf und trug sie hinaus.

Erstaunt ließ Jo ihn gewähren, denn sogleich war sie wieder munter. Sie ahnte es nicht, und hat es niemals gewußt, daß der für sie und jedermann einfache und etwas unbekümmerte Christopher Bantinck in diesen kurzen Augenblicken Abschied von ihr nahm, auf eine ganz besondere, starke und lautere Art.

Sorgfältig setzte er Jo wieder auf den Boden, atmete tief, und dann rief er hinunter: „Die Probe ist bestanden!"

Man lief ihnen entgegen, Felix nahm das Licht, zündete es nochmals an und sah nach dem Apfel. „Mit dir ist was los!" sagte er, zurückkommend.

Nun Jo wieder unter all den andern war, umgeben von den vertrauten Stimmen, kam nachträglich dennoch ein merkwürdiges Erschrecken in sie hinein. Was war es? Es konnte doch nicht wegen dieser Geschichte vom Niemandeskind sein, oder wegen des Luftzugs in der Kammer?

*

Wenige Tage später ging frühmorgens das Telephon in der Halle von Haus Rehbrügge. Christopher, der gerade am Kaffeetisch saß, ging hinaus.

„Was Jo, du? Vom Bahnhof aus?" — — — „Nein, nein — daraus wird nichts." — — — „Ja, das habe ich, Kind, meine Hilfe habe ich dir versprochen, doch nur zu vernünftigen Dingen; du kannst nicht einfach, Hals über Kopf, nach Berlin reisen —" — — — „Bitte, Jo, unterbrich mich nicht." — — —„Gut, du hast eine Unterkunft, ein wenig Geld. Aber wie denkst du dir die Wirkung auf deine Eltern, auf die Familie und unsre Freunde? Du mußt Rücksicht nehmen."

„Ihr habt ja auch keine Rücksicht auf mich genommen," hörte er Jos keineswegs trotzige, eher etwas traurige Stimme.

„Was nicht ist, kann werden. Mach' keinen dummen Streich; ich trete für dich ein."

„Ich habe es lange überlegt, Christopher, man muß Tatsachen schaffen, sonst wird es niemals etwas. Ihr müßt euch gleich heute darüber einigen, unter welche Formel ihr

es bringen wollte, das ist alles. Ich kann, zum Beispiel, ein Telegramm erhalten haben — man mußte sich schnell entschließen. Ich kann bei einem Bekannten von Steveninghs untergekommen sein — sie haben doch eine Menge gute Beziehungen. Kurzum, jetzt muß ein Ausweg gefunden werden, denn ihr könnt mich, schon um der Familie willen, nicht aufgeben." Ihre Stimme war wieder klar, sehr eindringlich war sie.

„Fahr' mit einem späteren Zug, liebe Jo, ich komme sofort zum Bahnhof; dieses kleine Entgegenkommen haben wir um dich verdient."

„Verdient! Ich mag euch doch alle so gern!" Jetzt, durch das Telephon konnte sie es sagen. „Mich noch länger mit euch herumzanken — wir wollen es mal ruhig so nennen — wegen dieser kleinen, simplen Sache: daß ich eine Stellung annehmen will und von da aus weitersehen, nein, Onkel Christopher, das geht nicht, das verträgt mein Familiensinn nicht." (Hier mußte Christopher lächeln.) „Aus lauter Achtung voreinander geht das nicht; das verstehst du doch. Und nun ist es die höchste Zeit für mich. Lebwohl, du bist ja doch der Beste. Ich schreibe bald." Sie hängte den Hörer an. Ihr Herz schlug in einem Tempo, wie niemals zuvor. Sie nahm den Handkoffer, in dem sie alles verpackt hatte, was sie — eine Art Emigrantin auf der Flucht — brauchte. Zu Hause, im Schrank, hingen ihre hübschen Kleider. Etwas wehmütig dachte sie daran. Unter dem Arm trug sie, fest an sich gepreßt, einige Berliner Zeitungen. Jo schritt flink aus, denn es war wirklich die höchste Zeit. Zuerst brummte ihr der Kopf noch etwas, ihre eigene Unternehmerlust machte sie benommen, dann kehrte ihr Denken zurück, ordnete sich.

Onkel Christopher ritt nach Münster, sprang im Hof der Johanniter-Kommende vom Pferd — man stellte es gewiß in die schöne, alte Kirche, in der all die Gärtnersachen waren — und dann wurde ein Familienrat abgehalten. Ohne Kerssenbrots natürlich! Tante Lulu bekam genau das zu hören, was die Großmutter formulierte. Das war doch eine kluge Frau! Sie würde schlichten, würde raten. — — —

(Schluß des Romans folgt)

Wenn die Teemaschine summt . . .

Der Schlitten hielt, und ich stieg aus,
In dicken Pelz vermummt.
Wie hat im russischen Dorfwirtshaus
Die Teemaschine gesummt.
Das klang durch den dämmerdunklen Raum
So traut, so wärmend und mild,
Als spräche in lächelndem Himmelstraum
Das Muttergottesbild.
Das Kasansche Bild mit dem ewigen Licht,
Am Ostertage geweiht;
Ein golden glitzerndes Farbengedicht
Aus längstentschwundener Zeit.
Die große Stube war einfach und kahl,
Und die Wände waren leer,
Doch glänzte ein überirdischer Strahl
Aus der heiligen Ecke her.
Das Surren wurde Engelschor,
Der die Göttliche umfängt.
Ich kam mir wie ein Falter vor,
Den's nach dem Lichte drängt.
— — — — — — — — — — — — —
Der Alltag löschte die Flamme aus,
Er trieb mich von Land zu Land.
Vergessen das schlichte, hölzerne Haus,
Darinnen ich Frieden fand.
Das Bild verblaßt, der Chor verstummt,
Ich ahne sie nur noch schwach.
Doch wenn die Teemaschine summt,
Wird alles wieder wach.

Heinrich Minden



Reichspräsident von Hindenburg. Gemälde von Prof. Walther Firle

Hindenburg

Zum 80. Geburtstag des großen Führers in Krieg und Frieden

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch

Man erzählt, in den ersten Jahren des Weltkrieges sei einmal in einer amerikanischen Schule die Aufgabe gestellt worden, in Kürze die Meinung über den Sieger von Tannenberg aufzuschreiben, und da habe einer der Boys seine Meinung höchst bündig zusammengefaßt in die drei Worte: „Hurrah old Hindi!" Was braucht man auch eigentlich mehr? Ob wahr oder erfunden, tiefster Sinn liegt oft im kindlichen Spiel, in der naiv schlagenden Zusammenfassung eines unwillkürlich und damit richtig treffenden Gefühls! —

Welch eine Laufbahn! In der Ostmark geboren, Mitkämpfer in den großen Kriegen von 1866 und 1870, als junger Leutnant steht er im Spiegelsaal von Versailles und erlebt er den ungeheuren Augenblick der deutschen Geschichte, in dem das neue Reich begründet wurde. Den hoch befähigten Offizier führt der Weg weiter bis zu der im Frieden überhaupt erreichbaren Höhe: acht Jahre lang kommandiert er ein Armee-Korps. 1911 ist das militärische Leben beendet, weil es nicht höher gehen konnte. Die Ruhe des Alters, Reisen ins Ausland und beschauliche Stille daheim im Kreis der Familie schienen allein die Jahre erfüllen zu sollen, die der Herrgott dem Mann noch bestimmt hatte, der bei Ausbruch des Weltkrieges im 68. Lebensjahr stand.

Nun aber beginnt erst die zweite Periode: der Weltkrieg, Tannenberg, Chef des Stabes und tatsächlicher Führer des deutschen Heeres zu unvergleichlichen Erfolgen; Zahlen und Namen leben ja heute noch in uns allen als stärkste Erinnerungen. Der 9. November zerschlägt das alles und stellt dem Einundsiebzigjährigen die stärkste Probe der Pflicht und Selbstüberwindung. Niemand hat in die Kämpfe in der Seele dieses preußischen Offiziers hineingesehen, der damals wie später treuester Gefolgsmann seines Kaisers, überzeugtester Anhänger des monarchischen Gedankens war und bleibt, und der in Todesgefahr seines Staates über alles andere die Arbeit an diesem Staate stellte. Sein Entschluß, nach dem 9. November gleichwohl an der Spitze der Armee zu bleiben, ermöglichte allein die geordnete Demobilisierung und bewahrte Deutschland vor unabsehbarem Chaos und Elend.

Sieben Jahre danach der Ruf, sich der Wahl zum Reichspräsidenten zu stellen und einem republikanischen Deutschland sein verfassungsmäßiger Führer zu werden, und der Entschluß im stillen Heim zu Hannover, in Gottes Namen dem Ruf der Nation zu folgen und die letzten Jahre statt wohlverdienter Ruhe in harter Arbeit dem Wiederaufbau Deutschlands führend zu dienen — die dritte Periode in diesem wunderbaren Leben beginnt. Steinern wie ein Rolandbild des Mittelalters stand er im Reichstag unter uns, als er den Eid auf die Verfassung der Deutschen Republik leistete. Was in diesem Augenblick an Schwerem und Schmerzlichem durch die Seele des alten Mannes zog, wir spürten das, die wir unten standen, in jeder Faser unseres Herzens mit. Und dann faßte uns doch stolze Freude, als er auf die Reichstagsrampe in den Frühlingsglanz des Königsplatzes hinaustrat, als der Kanzler des Reiches das Hoch rief, jubelnd aufgenommen von der den Platz dicht füllenden Menge, von den Fliegern, die über dem Platze kreisten.

Das alte Deutschland mit seinen stolzen und starken, lebendig bleibenden und segenspendenden Überlieferungen, und das neue Deutschland mit seinem unruhigen Gären und unfertigen Suchen verband und verbindet diese einzigartige Gestalt der deutschen Geschichte. In der ruhmvollen, ordensgeschmückten Uniform folgt er dem toten Kameraden, dem er die letzte Ehre erweist, nimmt er das Amt des Reichspräsidenten wahr, wenn er als Chef der Deutschland gebliebenen kleinen Armee und Marine auftritt. Im bürgerlichen Gewande, in dem gleichwohl die wundervolle Vornehmheit seiner aristokratischen Erscheinung so be-

zwingend wirkt, empfängt er die fremden Diplomaten, repräsentiert er im Namen des Reiches, leistet er vor allem die ungeheure Arbeit im Dienste seines Volkes, aus Pflichtgefühl von ungebrochener Stärke bis in die Tage herein, in denen zum 80. Geburtstag das deutsche Volk ihn umjubelt.

★

Bezwingend in Großartigkeit und Schlichtheit, wahr und treu und deutsch — zu seinem innersten Sein sind mit diesen Worten gleichwohl die Wege noch nicht gefunden! So einfach erscheint der Mann, daß sich, wie oft in der geschichtlichen Erfassung einer solchen Persönlichkeit, schnell eine Art Klischee herausarbeitet. Jedermann kennt es, kennt und trägt in sich die Vorstellung: im ganzen ein höchster Verehrung würdiger Charakter von unbedingter Zuverlässigkeit und Treue, im Kriege schon ob seines Alters mehr repräsentativer Vermittler und Oberleiter, der neben und unter sich die großen Talente, Ludendorff, Hoffmann und wie sie alle hießen, frei walten und eigentlich siegen ließ. Danach im Frieden der pflichttreue Soldat, ein im höchsten Grade würdiger Vertreter der gesamten Nation, aber naturgemäß unpolitisch, der darum dem Getriebe der politischen Welt um ihn herum seine Freiheit lassen müsse. Im ganzen ein wunderbares Symbol, eine Verkörperung der Nation, als solche wirksam und bedeutend, ja unvergänglich, aber doch eben mehr nur indirekt wirkend durch Zusammenfassung und Mahnung zur Einigkeit!

Ist dieses Bild richtig? Wer Hindenburgs Erinnerungen, die Schilderung seines militärischen Lebens im Frieden, seiner Tätigkeit im Kriege liest, wer eine Vorstellung hat von Notwendigkeiten und Anlagen für den Feldherrn, der fragt sich sehr bald zweifelnd, ob jenes Bild, das sich die Nation von ihm aus dem Kriege gemacht hat, ganz das richtige sei. Muß ein Mann, der im Frieden diese Laufbahn durchlief, durch den Generalstab hindurch als „Springer" zum kommandierenden General hinauf, ohne Förderung, ohne Protektion, ja gegen Hemmnisse und Hinderungen, muß das nicht ein weit über das Gewöhnliche hinaus befähigter Kopf sein? Und im Kriege? Wir können heute das, was der Geschichtschreiber „die Klärung der Verdienstanteile" nennt, noch nicht bis in das letzte hinein belegen. Aber schon wer den Streit der Meinungen verfolgt, die schwerwiegenden Erinnerungsbücher der Generale und Offiziere aus dem Weltkriege immer mit der Frage nach und dem Auge auf Hindenburgs Anteil und Bedeutung darin liest, der muß jene Frage erst recht für den Krieg bejahen. Mit einem Wort: unzweifelhaft ist Hindenburgs Anteil an der strategischen Leitung der Riesenoperationen im deutschen Weltkriege viel größer, die Originalität seiner militärischen Begabung in den Kriegsereignissen der vier Jahre viel stärker und wirksamer und bedeutsamer gewesen, als das landläufige Bild sich zurechtgemacht hat, auch gegenüber jenen großen Mitarbeitern seines Stabes, deren Verdienst wahrhaftig nicht gemindert wird, wenn man die historische Wahrheit so sieht, wie hier angedeutet wird.

Im Frieden aber und in der Politik? Da leben nun heute viele, die aus eigener Erfahrung wissen, was der Präsident des Reiches politisch tut und wirkt. Man hat es doch selbst miterlebt im engsten Kreis: im Getriebe der Regierungsbildung eine der vielen „Pannen", die Notwendigkeit, den Reichspräsidenten darüber zu befragen, um seinen Entscheid, seinen Rat, seinen Willen dazu zu bitten. Und die Anfrage an seine Kanzlei, ob der Parteiführer empfangen werden könne, zu einer Tageszeit, in der jedermann den Anspruch, ungestört zu sein, selbstverständlich hat und ein alter Mann und ein Mann an der Spitze des Reiches erst recht. Und sofort die Antwort: Zum Empfang bereit, sofort die Mitarbeit, der Rat, die Entscheidung, immer aufs strengste in dem Rahmen der Konstitution, aber niemals als Puppe eines Intrigenspieles, immer der selbständige Kopf, der mit erstaunlicher Sicherheit, mit erstaunlich gesundem Menschenverstand und erstaunlicher Kenntnis des ganzen politischen Getriebes mit einem Wort, mit kargem Wort und Urteil den Nagel auf den Kopf trifft und die Sache vorwärtsbringt.

★

Ungeheuer ist im Arbeitstag von früh bis spät die natürliche und geistige Leistungsfähigkeit dieses Achtzigers, in jeder Beziehung und so auch darin ein Mann aus der Zeit Wilhelms I. und doch gar nicht verwirrt in der ganz anders gewordenen Welt neuer politischer Einrichtungen, an-

derer wirtschaftlicher Maßstäbe, anders gewordener kultureller Gesichtspunkte. Wer in diesen Jahren der Reichspräsidentschaft Hindenburgs hat in den innersten Zusammenhang der Reichspolitik näher hineinblicken dürfen, er wird darüber immer erstaunt gewesen sein, wie heraus aus innerer Beherrschung ursprünglich ihm fremder Dinge und Fragen der Reichspräsident die Lage meistert, das treffende Wort dafür findet und immer unabhängig und sicher über allem Streit der Meinungen steht.

So ist ein Moment der Ruhe und der Beruhigung in das unruhige, von Stürmen und Gegensätzen so zerrissene Leben unseres Staates gekommen, für das wir unendlich dankbar zu sein haben. Jedermann weiß, daß dieser Reichspräsident das Große nie vergessen und nie aus seinem Herzen auslöschen wird, dem er in der Vergangenheit gedient hat und in dem er mit allen Fasern des preußischen Edelmanns und Offiziers wurzelt. Aber jedermann weiß, daß der Eid, den er geleistet hat, von ihm gehalten wird, und daß keine Macht der Welt ihn dazu bringen kann, an diesen Eid auf die Verfassung zu rühren, an ihm zu deuteln. Alle historischen Vergleiche, die bei der Wahl des Generals zum Reichspräsidenten schnell genug im In- und Ausland laut wurden, erledigten sich ebenso schnell und klipp und klar: ein Mac Mahon wird und will dieser deutsche Reichspräsident und Feldmarschall nicht sein!

Die Sicherheit einer ganz geschlossenen Persönlichkeit, die niemals eine Phrase nötig hat, sie erfließt aus einem im christlichen Glauben, in Mannestreue und durch das Leben fest gewordenen Charakter, der frisch und spannkräftig in seiner Umwelt wirkt, und der in seinem Alter doch halb schon in der Ewigkeit steht. Das Gewibbel und Gekribbel der Menschen um ihn herum, er nimmt es ernst, weil sich in ihm Lebensnotwendigkeiten dieser Menschen abspielen. Aber er weiß, wie wenig das im Grunde ist, und daß es Höheres gibt, und so, sicher in sich und sicher in seinem Gott, strömt er die Sicherheit und Ruhe aus, die allen sich mitteilt, mit denen er zu tun hat.

★

Und nun runde sich uns diese Persönlichkeit ab, die ihr Wesen erst liebevollem Eindringen völlig entfaltet. Wenn er in eindrucksvoller Repräsentation des Reiches durch die Massen schreitet oder in seinem Palais empfängt, immer und ohne daß er es sucht, der Mittelpunkt schlechthin: „und seine Schulter ragt ob allem Volk." Unendlich liebenswürdig in der Unterhaltung, im Verkehr mit den Menschen, mit seinem unvergleichlichen Takt, der zarten „Schamröte der Seele", die die schwerwuchtige Mannesgestalt so eigen kleidet, in jeder Lebenslage: mochte es jene Szene sein, da er neben seinem Ludendorff vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages stand und das Bedauern des Vorsitzenden, daß man den alten Herrn zu dieser Verhandlung habe bemühen müssen, kurz beantwortete, es sei ihm Herzensbedürfnis gewesen, neben seinem treuen Helfer aus dem Kriege hier Rede und Antwort zu stehen. Mag es im Ballsaal sein oder beim großen Empfang, wo er mit höchster gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit jedermann unvergängliche Erinnerungen mitgibt. Mag es in der Unterhaltung mit den fremden Diplomaten sein, die regelmäßig erstaunt vom Empfang zurückkehren. Sie hatten einen altpreußischen General zu sehen erwartet, mit dem zu sprechen vielleicht nicht leicht sein würde, und trafen einen Grandseigneur von vollendet vornehmer und würdigster Haltung, in voller Sicherheit des Gespräches, das sich nicht an den vorher präparierten „Gesprächsstoff" zu halten braucht und trotzdem sicher ist, in der improvisierten Unterhaltung niemals auszugleiten. Wenn dann die Unterhaltung dahin rinnt, welch erstaunliches Gedächtnis, welcher Reichtum zum Beispiel im geographischen Wissen, welche Beherrschung der jeweiligen politischen Materie drinnen und draußen, welche Treffsicherheit des Urteils, und welch weise, stete Selbstbeschränkung, die niemals die Grenzen der eigenen Urteilsfähigkeit überschreitet!

★

Was ist er uns? „Der erste im Krieg, der erste im Frieden, der erste im Herzen seiner Landsleute" — auf George Washington ist das Wort geprägt, und eine tiefe Ähnlichkeit verbindet die beiden Gestalten: Aristokraten und große Soldaten beide, und Führer durch die stärksten Krisen des eigenen Volkes hindurch, und dann Symbole dessen, was ihrem Volke gemeinsam ist. Symbol des wenigen, was leider

Gottes unserem so zerrissenen Volke gemeinsam ist, ist uns der Reichspräsident — auch die Masse der Arbeiter bringt ihm Respekt entgegen, wie die Führer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, und vor der reinen und starken Persönlichkeit schweigt die Hetze und beugt sich die Verehrung.

★

Was soll er uns sein? Aus tiefstem Herzen wünschen wir ihm: Um deinen Abend sei und bleibe es licht! So haben wir dem neunzigjährigen Moltke zugerufen, so ruft heute das deutsche Volk dem achtzigjährigen Reichspräsidenten zu. Aber damals, als Moltkes 90. Geburtstag von der Nation und ihrem Kaiser gefeiert wurde, und sich die Fahnen der Armee vor ihm senkten, war die Laufbahn des greisen Feldmarschalls erfüllt. Die Laufbahn dieses greisen Feldmarschalls, der zum Amte des Reichspräsidenten emporstieg, ist nicht erfüllt.

Als George Washington von seinem Werke schied, war es fest begründet. Es hielt noch einen zweiten Krieg mit England aus, es hielt die Kämpfe der nächsten Generationen aus, und die Verfassung des freien amerikanischen Volkes, die Washington aus der Taufe hob, die steht heute noch fast unverändert in Kraft. In diesem Sinne ist Hindenburgs Werk nicht vollendet und kann es nicht vollendet sein! Der Wiederaufstieg zu Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes liegt in dämmernder Ferne. Er weiß, daß er das gelobte Land wie Moses aus der Ferne schaut, doch nicht mehr betreten wird. Aber in dieser Resignation ist Stärke und Autorität, die Einheit und Einigkeit seines Volkes zusammenzuschweißen, und wenn einer es kann, kann er es!

Das meinen wir damit, diese Laufbahn sei nicht erfüllt. Wir bitten den Herrgott, daß er uns diesen Mann noch lange, lange erhalte, und wünschen ihm, daß sein langes, unvergleichliches Leben abschließe mit einer Tat und einem Erfolge, die er allein erzielen kann, im Kampf um das Symbol dieses Staates drinnen und draußen, im Kampf um seine Flagge, deren Einheit seinem Volke zu geben nur diesem Manne, diesem Reichspräsidenten möglich ist.

Uns kommt die Erinnerung an ein Volk des Altertums, herrlich begabt und zerrissen von Parteigegensätzen wie das unsere, an das Volk der Griechen, insonderheit der Athener. Wenn sie zu nationaler Feier zusammengerufen wurden, erscholl das Wort, die Mahnung, man möge nicht dessen gedenken, was trenne und was man sich gegenseitig vorzuwerfen habe. Und wenn das deutsche Volk sich zum 2. Oktober in der Geburtstagfeier des Feldmarschalls und Reichspräsidenten sammelt, das erste sei, an dieser Persönlichkeit die Mahnung zu beherzigen: erst das, was uns eint, und das zu vergessen, was die Stämme und die Parteien voneinander trennt. Weil wir ähnliches erlebt haben, wie jene alten Athener, Aufstieg und Zusammenbruch, dürfen die Deutschen, sollen die Deutschen dem großen Patrioten des Altertums das Wort im Glückwunsch an den Präsidenten ihres Reiches bittend und gelobend nachsprechen:

„Vereine du uns, das hellenische Volk,
Mit der Freundschaft Kitt, so wie es anfangs war;
Und kühle den Wein zu heftigen Sinns mit mildem Verzeihn."

Es ist im Lauf der ganzen deutschen Geschichte immer das Schwerste gewesen, die Deutschen auf einer Bahn im Dienste ihres Volkes und ihres Staates einig zusammen zu halten. Daß das Hindenburg vermochte und daß er es vermag, daß er uns dafür Symbol und Bürge und Kraft zugleich ist, das ist das Größte in seinem Leben und an seiner Persönlichkeit. Wir neigen uns in Bewunderung und Verehrung vor dem militärischen Lorbeer, der seine Stirn krönt. Aber wir empfinden in unserer Seele mit noch tieferer Erschütterung, daß größer als dies ist und bleibt der sittliche Adel, die Festigkeit und Reinheit des Charakters, die Erfüllung der Pflicht, die er dem Dienst im deutschen Heer, am deutschen Staat, am deutschen Volk weihte, Preuße von Haus aus und in jedem Zuge seines Wesens, und Deutscher zugleich.

Unvergänglich ist Wirkung und Bedeutung dieses Lebens in der deutschen Geschichte. Bleibe es nach dem Willen Gottes noch lange uns erhalten, unserem Volke erhalten zu Segen seines Ringens und Strebens und Lebens!

Goya / Von Dr. Richard Oertel

Velazquez und Murillo sind die großen Spanier aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach ihrem Tode kommt eine lange Pause, über hundert Jahre, bis der dritte Großmeister spanischer Kunst erscheint, wie sie fest mit der Heimaterde verwurzelt, im übrigen aber ganz anders geartet: Goya.

Man hat ihn mit einem Meteor verglichen, das plötzlich am dunklen Himmel aufleuchtet und einsam seine helle Bahn zieht. Und in der Tat, Goyas Erscheinung grenzt an ein Wunder. Als er auftrat, lag die Kunst in den Fesseln des Eklektizismus und des Manierismus. Die spanische Malerei war wie das Land in Verfall geraten. Internationale Dekorationskunst bildet das allgemeine Kennzeichen der Zeit.

Den Akademikern ging es gewaltig an die Nerven, wie da einer aus dem Hinterland von Zaragoza kam und Schritt für Schritt in der Hauptstadt Boden gewann, der — unerhört! — die Natur und den alten Velazquez seine Lehrmeister nannte, der mit urwüchsiger Bauernkraft, dem Erbteil seiner Rasse, die Fesseln sprengte und den ganzen Plunder der Perücken- und Zopfkunst über den Haufen warf, der andere Wege ging, wieder spanisch malte, ins Volksleben griff und alles auf seine Bilder und Blätter brachte, was er im Gewühl des Lebens um sich sah.

Mit Velazquez teilte Goya die naturalistische Anlage. Aus Velazquez' Bildern, die er im Prado und in den königlichen Schlössern sah, lernte er die wundervollen Lufttöne, die Verbindung des Porträts mit der Landschaft, die impressionistisch-pleinairistische Tendenz. Trotzdem hat es kaum je einen Künstler von größerer Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit gegeben. Goya war ein Feind aller Tradition, alles Formelwesens. Frühzeitig hat er seinen eigenen Stil und seine eigene Sprache gebildet, gedrängt von dem starken Willen seiner Persönlichkeit, mit einer leidenschaftlichen Hingabe an die Kunst, die ein rastloses Ringen mit immer neuen Problemen war. Denn ein ungeheures Temperament war ihm eigen, eine Herrennatur, die sich trotz schwerer körperlicher Schicksale ungebrochen bis in hohe Jahre erhielt, eine unerschöpfliche Gestaltungs- und Arbeitskraft, eine geistige Potenz und ein Erlebnisdrang sondergleichen.

Zum ersten Male — wenigstens in diesem Ausmaß — treten bei Goya ganz moderne Wesenszüge auf. Mit seinem scharfen Denk- und Beobachtungsvermögen hat dieser geniale Teufel eine Neigung zur Kritik, zur

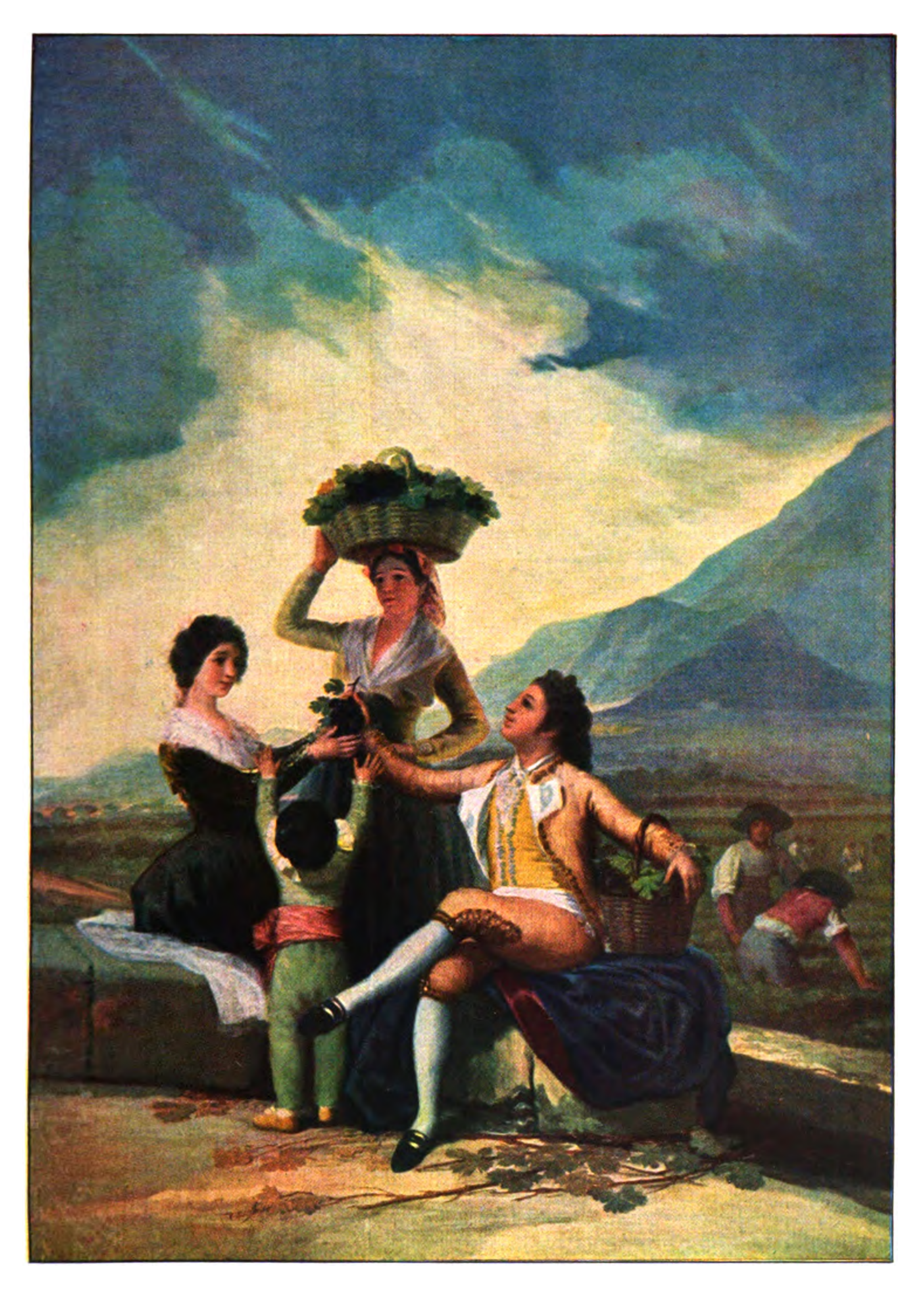


Stierkampf. Madrid: Academia de San Fernando

Ironie, zur Satire verbunden. Wir sehen eine Vorliebe für laute und harte Farben, für Bewegungen, Erregtheiten und Massenansammlungen, für das Grausige, Furchtbare, Unheimliche, Phantastische, für die Nachtseiten der Kultur, für alle Komödien und Tragödien des Menschenlebens. Das Gesamtbild von Goyas Kunst hat einen stark dämonischen Zug, und man kann deshalb, etwas spitz vielleicht, aber im wesentlichen richtig, charakterisieren: Velazquez vertritt den Geist, Murillo die Seele, Goya die Dämonie der spanischen Kunst. — Es ist überaus seltsam, daß Goyas Größe und weltgeschichtliche Bedeutung erst spät erkannt wurde. Ganze Menschenalter hindurch fast verschollen, kaum dem Fachmann geläufig, selbst im Heimatlande halb vergessen, ist dieser Name im Laufe der letzten dreißig Jahre siegreich durch die ganze Kulturwelt gedrungen, um sich einen der vordersten Plätze in der gesamten Geschichte der Kunst zu erobern. Dabei muß als sicher gelten, daß wir es nicht mit einer Mode-



Donna Maria del Rosario Fernandez, gen.: La Tirana. 1799. Gemälde
Madrid, Academia de San Fernando



Der Herbst (Weinlese). 1786
Karton für eine Tapete. Madrid, Prado



Donna Josefa Bayeu y Goya, die Gattin des Künstlers
Gemälde. Madrid, Prado

strömung zu tun haben und daß sich die Wertschätzung auch bisher nicht überschlagen hat, wie es bei spät einsetzendem Ruhme so häufig zu gehen pflegt.

In welchem Grade Goya auf die Kunstentwicklung unserer Zeit bestimmend und befruchtend eingewirkt hat, läßt sich noch nicht überblicken. Der Einfluß ist aber ohne Frage bedeutend, und man kann getrost behaupten, daß bei der vermehrten und erleichterten Anschauungsgelegenheit der Gegenwart noch eine erhebliche Steigerung dieses Einflusses stattfinden wird, sowohl in der Malerei wie auf graphischem Gebiete. Alle Impressionisten, Manet voran, gehen in letzter Linie auf Goya zurück. Goya hat die großen Probleme behandelt, die die Kunst unserer Tage beschäftigen: Licht, Luft und Bewegung. Er ist der erste Impressionist der flüchtigen Erscheinung und der Massendarstellung. Aber auch andere Gruppen unseres Kunstschaffens haben von ihm die mannigfachsten Anregungen erfahren. Seine koloristischen Tendenzen und die Welt seiner Ideen, seine Menschen- und Naturbetrachtung, sein Gefühlsleben, seine Arbeitsweise, sein Temperament berührten sich aufs innigste mit modernen Strömungen. — Mit dieser entwicklungsgeschichtlichen Stellung ist jedoch Goyas Bedeutung nicht im mindesten erschöpft. Als Meister der Pinselführung von geradezu unerhörter Sicherheit, ein Kolorist wie wenige, gehört Goya zu den glänzendsten Malern aller Zeiten und Völker. Er ist weiter der hervorragendste Radierer Spaniens und einer der größten überhaupt. Seine Blätter stehen unmittelbar neben den Schöpfungen Rembrandts. In den letzten Lebensjahren, schon den achtzig zugehend, hat sich Goya auch auf dem damals noch jungen Gebiete der Lithographie versucht, und ich glaube nicht, daß die Geschichte dieses Kunstzweiges bis 1828, seinem Todesjahr, Leistungen aufzuweisen hat, die sich auch nur annähernd mit den Steinzeichnungen dieses Spaniers messen können.

Goya war ohne Zweifel eine der begabtesten Künstlernaturen, die es je gegeben hat. Eine solche Fülle der Darstellungswelt finden wir nicht einmal bei Rubens und Rembrandt. Umfaßt doch Goyas Lebenswerk über 1700 Nummern, die sich auf die verschiedensten Zweige künstlerischer Betätigung, auf fast alle denkbaren Gebiete verteilen: von Andachtstafeln, Wandmalereien, Porträts, Sittendarstellungen, Historien bis hinab



Bildnis



Donna Manuela de Silva y Waldstein. Um 1805. Gemälde
Madrid, Privatbesitz

zu Mythologien, Allegorien, Tierbildern, Stilleben, satirischen Flugblättern. Selbst die Landschaft, die der spanischen Malerei bisher ziemlich fremd geblieben war, ist von Goya liebevoll gepflegt worden. Man zählt, die noch verschollenen und die untergegangenen nicht mitgerechnet, über 400 Porträts, etwa 300 weitere Bilder, und unter den 68 Werken religiösen Inhalts befinden sich nicht weniger als vier mächtige Freskenzyklen, die den Künstler allein eine Reihe von Jahren beschäftigt haben. Dazu kommen über 250 Radierungen, eine große Anzahl von Lithographien und schließlich mehr als 700 Zeichnungen und Studien in jeder Technik: Tinte, Sepia, Tusche, Kreide, Rötel, Öl- und Wasserfarben.

Noch wunderbarer beinahe als dieser rein äußere Umfang ist der stoffliche Reichtum. Wer sich in Goyas Lebenswerk vertieft, wird staunen über die unendliche Vielseitigkeit dieses Geistes, diese ewig junge Gestaltungsgabe, diese unermeßliche Beweglichkeit der Phantasie, die gleich kühn in lichte Höhen wie in dunkle Tiefen zu schweifen vermochte. Schmelzende Lieder der Schönheit, Darstellungen harmloser Volksfreuden und lustiger Feste, wundervolle Tal- und Waldlandschaften, tief empfundene Bildnisse glückten ihm ganz in gleicher



Kirchgang. Gemälde

Berlin, Sammlung Geh.-Rat Dr. J. Weiler



Maya mit den roten Schuhen. Gemälde
Berlin, Sammlung F. Heß

Weise wie beißende Satiren, wilde Grotesken, schauerliche Visionen, wüster Hexen- und Teufelsspuk und grauenerregende Szenen aus dem Jammer der Menschheit. Bis auf die wenigen in tollem Übermut verbrachten Jahre der Jugend zeugt das lange Leben dieses Mannes von einer schier unverwüstlichen Schaffenslust. Noch der Greis, den — welch tragisches Geschick! — seit Jahrzehnten völlige Taubheit drückte, der, halb des Augenlichts beraubt, sich mehrerer Gläser und einer Lupe bedienen mußte, war unermüdlich, feurig und frisch wie ein Jüngling, vom Morgen bis in die Nacht bei der Arbeit. Als er starb, fanden sich in seinen Mappen Hunderte von Skizzen, die der Achtzigjährige meist abends bei Lampenlicht entworfen hatte, voll sprühenden Lebens, mit den mannigfachsten Motiven. Zum Bilde ward ihm alles, was er sah. Ich wüßte keinen Künstler zu nennen, der in gleichem Maße vom bunten Wechselspiel dieser Welt gepackt war, der uns so eindringlich die furchtbaren Schrecken des Krieges geschildert hat, um gleichzeitig ein so köstliches Juwel zu malen wie das Maienfest der Madrider Bevölkerung in den Auen des Manzanares.



Selbstbildnis. Gemälde. Madrid, Prado

Daß bei solchem gottbegnadeten Reichtum nicht alles auf gleicher Höhe steht, ist gewiß nicht zu verwundern. Wo ist denn der Porträtist, der bei einem üblen Modell, das durchaus gemalt sein will, nicht einmal banal wird? Goya hatte zwanzig Kinder von seiner Frau und allerhand noble Passionen! Er jagte, ritt, kutschierte (mit einem sehr eleganten Wägelchen, auf das er stolz war), verkehrte mit Herzoginnen ... Er malte, was ihm über die Bühne spazierte: den Hof, den Adel, das Bürgertum, auch Stierkämpfer und Majas. Die letzteren gelangen ihm natürlich am besten.

Gewiß hat Goya versagt, wo seine realistische Grundlage zu kurz kam, wie im Kirchenbild. Wo er aber frei schaffen konnte, wo seine Seele oder seine Sinne beteiligt waren, sind aus seiner Hand Meisterwerke hervorgegangen, die man neben Velazquez stellen kann. Man darf auch nicht übersehen, daß an die massenhaften Studien, die Goya, um sich von einem Eindruck zu befreien, wie in Wut, oft in wenigen Minuten hinwarf, nicht der Maßstab fertiger Bilder zu legen ist. In den Radierwerken begegnen wir hin und wieder Mängeln in Zeichnung und Technik. Wer aber lernte, über Kleinigkeiten hinwegzusehen und nur die Vorzüge zu genießen, für den bleibt genug zu bewundern: das herrliche Spiel von Lichtern und Schatten, die packende Lebendigkeit in den Bewegungen, die leidenschaftliche Energie im Vortrag, die fabelhafte Auffassung der Wirklichkeit, die weise Beschränkung in den Ausdrucksmitteln, die allzeit malerische Wirkung! Und sinnend und erschauernd blicken wir auf diese Blätter, die eines Künstlers Grübelgeist erdachte, um der Welt, dieser scheußlichen Welt in galligem Hohn ihr Spiegelbild vorzuhalten.

Sicher sind noch manche Bilder mit Goyas Namen verbunden, die gar nicht von ihm stammen. Die kritische Forschung arbeitet an der Säuberung. Sie hat ihm sogar das herrliche Arenabild, auf dessen Erwerbung die Berliner Nationalgalerie so stolz war, wieder abgenommen und seinem späteren Nachahmer Lucas zugeteilt. Natürlich hat Goya auch seine Entwicklung gehabt. Er ist durch das Rokoko und den Klassizismus gegangen, und hie und da hat der Zeitgeschmack bei aller frühzeitigen Selbständigkeit abgefärbt. Dem Zeitgenossen Fragonards und Watteaus verdanken wir die wundervollen Entwürfe, die Goya in der Jugend zu Teppichen für die königlichen Schlösser geliefert hat, ein farben- und lebensfreudiges Stück Welt, mit aller Grazie erfüllt.

Es ist für jeden Kunstfreund außerordentlich interessant, die verschiedenen Arten im malerischen Ausdruck bei Goya zu verfolgen, diese Entwicklung vom glatten



König Karl IV. mit seiner Familie. 1800. Gemälde. Madrid, Prado

Maler des Rokoko zum Realisten in Koloristik und Psychologie, zum Neugestalter und Pfadfinder. Immer mehr vertieft sich der still und schweigsam Gewordene in die Probleme, bis er eines Tages, schon weit im 19. Jahrhundert, den Maibaum und den Karneval malt, wahre Wunderwerke in Farbe, Luft, Licht und Bewegung, mit einer Eindringlichkeit der Naturschilderung, die nicht überboten werden kann. So entsteht, ganz wie bei Hals und Rembrandt, die merkwürdige Tatsache, daß der Goya, den die modernen Kunstrichtungen als ihren großen Vorläufer feiern, nicht der Goya von der Höhe seines Lebens, sondern der Fünfundsiebzigjährige von 1820 ist.

Seine Farbenskala hat Goya zu verschiedenen Zeiten verschieden gestimmt. Im allgemeinen liebte er das Grelle. Auf seiner Palette waren vorzugsweise Rot und Gelb, Weiß und Schwarz, viel Schwarz — Goya ist einer der größten Schwarzmaler — daneben noch Blau, mit dem er die Farben gern gebrochen hat. Die Teppichentwürfe und die Sittenbilder der frühen Zeit zeigen ihn von der heiteren, lebensfreudigen, bunten und lichten Seite. In den Bildnissen aber unterscheiden wir eine silbergraue Periode, etwa von 1785 ab, an die dann wieder die Porträts der letzten Zeit anklingen. Dazwischen liegen Bilder, wo irgendein lebhafter Farbenfleck, der ihn offenbar in Erregung hielt, aus dem Grau und Schwarz wie eine gellende Fanfare herausschmettert: rote Schuhe, ein rotes Tuch und dergleichen. Auf manchen Bildern dieser Zeit funkelt es wieder von frisch leuchtenden Farben, die mit Meisterschaft zu harmonischer Gesamtwirkung gebracht sind. Goyas Malwerke sind voll von koloristischen Delikatessen.

Welchem Gebiete, den Porträts, den Sittenbildern oder den Radierungen, man die Krone geben soll, ist durchaus Geschmacksache.

Goya war der geborene Porträtist. Der naturalistische Sinn, die scharfe Beobachtungsgabe und das ungewöhnliche malerische Gestaltungsvermögen waren Eigenschaften, die ihn dazu in hervorragendem Maße befähigen mußten. Wenn auch unter-

schiedlich an Wert, je nach dem Anteil, den er innerlich nahm, so bestechen doch alle seine Bildnisse aus den verschiedenen Zeiten durch die unheimliche Wahrheit, mit der die Persönlichkeiten dargestellt sind. Mit souveräner Selbstverständlichkeit, unbekümmert um den Betrachter und seine Gedanken, schauen diese Menschen aus ihren Rahmen heraus. Auch hier zeigt sich der Meister erst auf der Höhe des Schaffens, wo Goya immer mehr von der Abfertigung bloßer Standespersonen überging zu einer sorgfältigen Auswahl aus seinem engeren Freundeskreis.

Was auf diesem Wege entstanden ist, sind wahre Kabinettstücke aristokratischer Malerei, Perlen der Porträtkunst aller Zeiten. Wir sehen schlichte, ausdrucksvolle Köpfe, nur mit wenigen Akkorden gegen einen in unbestimmtem, abgetöntem Grau schimmernden Hintergrund gemalt, voll der feinsten Charakteristik. Man fühlt, wie lieb und wert ihm diese Leute waren, man nimmt Anteil an ihren Geschicken, ihrem Innenleben und bewundert, wie der Alte diese Augen und Züge durchgeistigt, diesen Menschen hineingeleuchtet hat bis in die Tiefe der Seele. Wer solchen Bildnissen einmal gegenübergestanden hat, wird die vollendete Schönheit dieser Farbenklänge, die ergreifende Schilderung des Ausdrucks, von dem selbst die feinsten psychischen Regungen aus der Wirklichkeit auf das Bild herübergerettet sind, und die erstaunliche Weichheit des Auftrags sein Leben lang nicht wieder vergessen.

Ein besonderes Kapitel sind Goyas Frauenbildnisse. Goya hat die spanische Frau in allen Lebensaltern und allen Lebensstellungen gemalt, die Königin wie das einfache Mädchen aus dem Volke. Die Bildnisse namentlich aus den Kreisen des Adels sind von zauberhafter Schönheit, die sich nicht beschreiben läßt. Man kann die Lebendigkeit dieser Gestalten, die Einheit von Figur und Umgebung, den Duft von Licht und Farbe nur vor den Bildern selbst genießen. Goyas gesellschaftliche Talente, seine Vertrautheit mit allen Toilettengeheimnissen und seine sinnenfrohe Natur kamen ihm außerordentlich zustatten. Sein Frauenideal war weniger auf die liebenswürdigen und harmlosen Eigenschaften der Frauennatur gerichtet, aber frei von der Einseitigkeit fast aller Frauenmaler, immer nur ihren Typus zu wiederholen, hat er den ganzen Reichtum weiblichen Wesens, physisch und psychisch, geschildert und mit dem restlosen Aufgehen in die Eigenart jeder dargestellten Persönlichkeit in den unzähligen Frauenbildnissen Schöpfungen hinterlassen, die als Meisterwerke der Psychologie zu betrachten sind.

Goyas freie Kompositionen beanspruchen schon deshalb reges Interesse, weil sie sein Lieblingsgebiet waren und den reichsten Aufschluß über seine malerische Entwicklung geben. Von den Sittenbildern der Frühzeit, die für rein dekorative Zwecke bestimmt waren, bis zu den wunderbaren Impressionen der Reife, die die Kunst des 19. Jahrhunderts befruchteten, ist ein weiter Weg. Aber auch gegenständlich werden sie manchem aus Goyas ganzem Werke das Liebste sein.

Welche vielseitige Welt tut sich vor uns auf, mit großartigem Geschick gegriffene Ausschnitte aus der Wirklichkeit, die nur ein geistvoller Künstler so zu erfassen, so zu beobachten, so zu bannen, so wiederzugeben vermochte: die Belustigungen des Volkes, die Trachten und Sitten der Zeit, Stierkämpfe mit all ihrer Leidenschaft, die Tollheiten des Karnevals, Banditengeschichten, der malerische Aufzug und die düstere Romantik der Prozessionen, die Unheimlichkeiten der Inquisition, die Schrecken der Irrenhäuser, das Elend der Pestkranken, die Greuel des Krieges und das Gewühl des Kampfes.

Zu diesen Erscheinungen wirklichen Lebens treten noch die Ausgeburten einer tollen Phantasie, die sich in das Spukreich reiner Erdichtung erhob. Je höher und reifer Goyas Künstlerschaft wird, desto satanischer und grimmiger wird seine Freude an Fratzen und Spuk. Hexengesindel und Teufelspack in buntester Mischung lernte er mit einer Dämonie der Gestaltung ins Leben zu rufen, die selbst die Schreckvisionen der mittelalterlichen Dichtung in Schatten stellt. Mit so schauerlichen Gestalten, die uns bis in die Nacht verfolgen wie Poes wilde Träume, hat der Alte, um 1815, auch die Wände seines einsamen Landhauses draußen im Manzanarestal bedeckt. Diese Bilder, in schauerlichem Grauschwarz, Graugelb, Graugrün gehalten, sind heute im Prado.

Goyas Radierungen zerfallen in vier Folgen, zu denen noch eine Anzahl Einzelblätter kommen. Am bekanntesten sind die Caprichos (Einfälle) geworden, schon von 1785 an entstanden, bittere Satiren auf die verrotteten Zustände, die Sittenlosigkeit und den Aberglauben der Zeit. Künstlerisch und technisch stehen aber die übrigen Folgen höher: die Desastres de la guerra, eine ergreifende Schilderung des unsäglichen Elends, das Napoleon über das unglückliche Land heraufgeführt hatte, die Tauromaquia, eine



Die Wäscherinnen. 1779
Karton für die Teppichfolge. Madrid, Prado



Phantastische Vision. Malerei aus Goyas Landhaus. Madrid, Prado



Dame unter einem Sonnenschirm. 1777. Karton für die Teppichfolge. Madrid, Prado

Geschichte und Beschreibung des Stierkampfs, und endlich, in den letzten Lebensjahren entstanden, leider nur in Entstellungen erhalten, die Sueños (Träume), zumeist dunkle Märchen, die niemand zu deuten vermag.

In den Radierungen und Zeichnungen sehen wir den wahren Goya. Mit dem Griffel und dem Stift konnten sich sein wildes Temperament, sein herber, kritischer Geist, seine Leidenschaft für das bewegte Leben, seine unbarmherzige Menschenbetrachtung und seine unheimliche Phantastik freier austoben als mit der zähen Ölfarbe. Ob er aber die graphische Form gewählt hat, um den auf ihn eindringenden Ideen größere Verbreitung zu verschaffen, ist doch mehr als zweifelhaft. Er hat wenigstens nichts getan, was so zu deuten wäre, im Gegenteil die wenigen Abzüge, die er sich machte, still in seinen Mappen behalten. Man darf auch nicht annehmen, daß ihn die Furcht vor Verfolgung abgehalten hätte. Der Schaffensdrang war bei Goya größer als der Geschäftstrieb oder gar das Bedürfnis, eine politische, kulturelle und soziale Mission zu erfüllen, im Geiste der französischen Revolution, die inzwischen ihren Krater geöffnet hatte.

Was Goyas Werken einen besonderen Reiz verleiht, ist der große geschichtliche und soziale Hintergrund. Während seines langen Lebens spielt sich in wechselvollen Geschicken ein großes Stück spanischer Staats-, Hof- und Kulturgeschichte ab, das in Goyas Kunst seinen Niederschlag gefunden hat. Von diesem Standpunkt sind nicht nur die Radierungen mit ihren Schlaglichtern auf die politischen und gesellschaftlichen Mißstände aufzufassen, sondern auch seine Gemälde, die Sittenbilder und die Porträts, die uns mit brutaler Wahrheit einen erschütternden Einblick in diese trübselige Zeit vermitteln. Spanier durch und durch, tief bewegt von den Geschicken des unglücklichen Landes, hat Goya scharfen Auges Umgebung und Entwicklung beobachtet und sie rücksichtslos mit Pinsel und Griffel wiedergegeben. Selbst die gewandteste Feder wird den furchtbaren Eindruck nicht erreichen, wie Goya in dem Bilde, das er in mehr als tausendfacher Gestaltung von dem Spanien der Revolutionsepoche hinterlassen hat. Auch in dieser Beziehung ist Goyas Stellung in der Kunstgeschichte ganz einzigartig. Kein anderer Künstler, weder vor noch nach ihm, war so ergriffen von den bald heiteren, bald quälenden Bildern, die er um sich sah, und so eng mit den Schicksalen und Zuständen des Landes verknüpft. Man glaube nicht, daß Goyas Bildnisse Pamphlete und Goyas Radierungen Karikaturen seien — sie sind Wahrheit, nichts als Wahrheit.

Es war eine selten problematische Natur, die diese problematische Kunst trug. Das leidenschaftliche Temperament, das der Künstler besaß, hatte auch der Mensch. Kein Wunder, daß sich dieser Gestalt die Legende bemächtigte und sie üppig umwucherte. Was französische Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts über ihn erzählt haben, liest sich wie ein toller Roman, und es bedurfte einer Herkulesarbeit, dieses Leben von allem Klatsch zu befreien und wieder auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen. Die gute Wissenschaft hat freilich, aller Psychologie bar, bei diesen Rettungsversuchen über das Ziel hinausgeschossen. Sie hat Goyas Erscheinung, die mit all ihren Legenden uns lieb geworden war, mit deutscher Gründlichkeit den Erdgeruch, die spanisch-romantische Atmosphäre genommen, die notwendig zu dieser Kunst gehört, und beinahe wäre Goya noch ein hausbackener Mensch und ein braver Bürger geworden, weil sich seine Streiche, Liebeshändel und Abenteuer nicht durch „Urkunden" belegen lassen ... Ja, sind denn nicht Goyas eigene Werke Urkunden, die doch wahrhaftig eine Sprache reden, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt?

Es bleibt genug des Widerspruchsvollen übrig. Ich kann das nur andeuten. Es ist ein psychologischer Genuß ersten Ranges, den bizarren Wirrnissen dieses Charakters nachzugehen, den Abenteuern seines von Leidenschaften durchtobten Lebens, seinen Wandlungen vom wilden, heißblütigen Burschen zum ernsten, fieberhaft arbeitsamen Manne, vom aragonesischen Bauernsohn zum bewunderten Hofmaler, vom Liebling einer korrupten Gesellschaft zum bitter vergrämten Greis. Das psychologische Problem ist auf das innigste mit Goyas künstlerischer Entwicklung verknüpft. Auch hier offenbart sich wieder, daß Mensch und Kunstwerk doch untrennbar zusammengehören. Wer sich mit dem Künstler Goya beschäftigt, wird nicht zum Verständnis seiner Kunst gelangen, ohne sich zugleich in die dunklen Tiefen seines Seelenlebens zu versenken.

Einsam ragt Goyas riesenhafte Erscheinung auf der Höhe seiner so vielseitigen und immer eigengearteten Kunst über die Zeitgenossen, nicht nur seines Landes. Wie kümmerlich erscheinen neben ihm, stofflich und technisch, von anderen ganz zu schweigen, die gerühmten Porträtisten der Engländer



Karnevalsszene. Etwa 1800—1810. Gemälde. Madrid, Academia de San Fernando

oder gar die Modemaler der Franzosen! Es ist keiner in der Zeit, der auch nur wert gewesen wäre, diesem Spanier die Schuhriemen aufzulösen.

Wenn im kommenden April das spanische Volk den hundertsten Todestag seines großen Meisters begeht, hat die ganze Kulturwelt Anlaß, diesen Gedenktag mitzufeiern. Die Töne, die Goya, seiner Zeit weit voraus, angeschlagen hat, sind wie eine Vorahnung der inneren Melodien, die durch unser heutiges Kunstempfinden klingen. Möge

der Gedenktag eine Mahnung an die Kunst der Gegenwart sein, sich nicht an diesem Genius zu versündigen durch bloße Aufnahme von Äußerlichkeiten, ohne seinen Geist zu erfassen, eine Mahnung aber auch, die große politische und kulturelle Entwicklung, in der wir stehen, für sich nutzbar zu machen! Wo sind die Künstler, die mit Pinsel und Griffel ein Bild unserer Zeit entwerfen, so wie es Goya von dem Spanien um die Wende des 18. Jahrhunderts gegeben hat? Die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges, die ungeheuren Erschütterungen, die sozialen Umschichtungen und das moderne Leben böten Stoff zu Tausenden und aber Tausenden von Bildern — aber die Kunst von heute versagt, soweit ich sehe, auf der ganzen Linie!



Frauen eine Puppe prellend. 1791. Karton für die Teppichfolge
Madrid, Prado

Leben / Novelle von G. Stollberg

Im weiten Umkreis waltete die Stille der Mitternacht. Eine übergroße Helligkeit ergoß sich spukhaft, wie es sonst nur die Finsternis vermag, in den unheimlichen Raum. Die Instrumente in den gläsernen Schränken gleißten haarscharf, schreckhaft erschienen sie in den bizarren Formen ihrer Zweckmäßigkeit. Riesige Glasballons brannten in der Farbenglut der Säuren, die ihre Bäuche ausfüllten, als glühten sie von innen heraus, und die absurde Körperhaftigkeit der Präparate blühte wie eine fremde Flora in den schimmernden Leibern der Spiritusflaschen.

Auf dem weißen Marmor in der Mitte des Raumes lag ein Tier ausgestreckt. Vor ihm stand mit gebeugtem Rücken ein Mann im Leinenkittel und beobachtete es in steinerner Ruhe. Kaum daß sein Atem sich aus den Lippen wagte, mit weit geöffneten Augen stand er vor seinem Werk, die Füße fest auf den Boden gestemmt, die Hände auf die Tischplatte gestützt, wie angemeißelt.

Kein Zweifel — das Tier regte sich. Unter dem weichen Fell hob sich langsam die Brust — einmal — zweimal — in längeren Zwischenräumen, dann schneller und stärker. Aus den halboffenen Lippen glitt ein zitternder Hauch —: es lebte! Es begann zu leben. Zum hundertsten und aber hundertsten Male sah der Professor dies unerhörte Schauspiel. Ein abgestorbener Körper begann zu leben. Es gab keinen Zweifel mehr, kein Deuteln, dieser Beweis schloß die Kette seiner Versuche. Es war ein Ergebnis, das die Wissenschaft nicht mehr angreifen konnte. Das Tier, das dem Tode verfallen war, das nach jeder menschlichen Berechnung aufhören mußte zu leben — es lebte. Es hatte den Tod überwunden. Er hatte das Übermenschliche erzwungen, hatte die Natur gemeistert. Es gab keinen Tod mehr. Wie die Gewalt einer Riesenglocke aus ehernem Bestand hallte dieses Wort in seinem Hirn und tönte zurück aus dem lichtstrahlenden Raum, den es mit Explosivkraft ausfüllte. Es gab keinen Tod mehr. Er lieferte den Beweis. Aber nun stand er vor der größten Aufgabe, vor dem letzten Ausmaß. Bis heute hatte das Tier seinem Werke gedient — jetzt sollte sein Werk dem Menschen dienen. Von diesem Augenblick an, da das Tier die Augen öffnete und die Glieder regte, waren seine Hände frei. Er selbst hatte den Zeitpunkt gestellt. Nun war er da. Nun kommt! Nun laßt euch segnen. Das Werk ist gediehen. Die Tat ist besiegelt. Der erste Mensch, der sich im Todeskampfe bietet, soll Zeuge dafür sein. Und nach dem einen der zweite — der dritte — so viele Hunderte, als hier auf diesem Tisch die Kreaturen zählten, die er ins Leben zurückgerufen.

Menschen! — Menschen! —

Er reckte sich empor. Er sah sein Werk. Aber als er die Augen hob, um es im Geiste zu ermessen, blieben sie wie gebannt an den Wänden seines Laboratoriums haften. Er mußte stehen und lauschen. Die Stille war so gewaltig, daß er vor sich selber erschrak. Was geschah?

Hatte er nicht viele Nächte hier einsam gearbeitet? War es heute stiller als sonst? War es heller? Das Licht schien sich ins Unermeßliche zu steigern und die Dinge herum der Wirklichkeit zu entrücken. Ein Gefühl von Gewichtlosigkeit glitt durch seinen Körper, als ob er keines Bodens mehr bedurfte, um zu stehen, als ob er kein Hindernis wußte, durch das er nicht hindurchschreiten könnte. Sein Kopf war klarer, seine Sinne waren schärfer als je. Maßlos verwundert spähte er um sich.

Da sah er zwischen den hohen Glasschränken jemand stehen. Sonderbar — es war sein Laboratoriumsdiener. Der Mann legte gerade die Instrumente, die er zu reinigen pflegte, in den Kasten. Er tat es mit langsamer Genauigkeit. Der Professor ärgerte sich, daß er ihn störte. „Was wollen Sie jetzt hier um diese Zeit?" fragte er.

„Zeit?" entgegnete der Diener und wandte sich ihm zu. „Meinen Sie das, was zwischen Geburt und Tod liegt?"

Der Professor stockte einen Augenblick. Er sah ihm ins Gesicht. Das war ja nicht der Diener, der augenblicklich bei ihm angestellt war. Das war ja der alte, der vor Jahresfrist gestorben und dessen Kopf, kuriositätshalber, in Spiritus bei ihm aufbewahrt wurde.

„Sie stören mich," sagte er verdrießlich.

„Das ist meine Absicht."

Der Professor lachte. So schien es ihm. Es schien ihm auch, als ob es Worte wären, die sie miteinander wechselten. Ebensogut konnten es nur Gedanken sein. Es war alles unwirklich.

„Ich will der Menschheit einen Dienst erweisen," sagte er, „den größten, den ihr bis heut ein Mensch erwiesen hat."

„Der Augenblick ist gekommen," sagte der Diener und klopfte mit seinem Finger auf den Tisch. „Der Zeiger zeigt auf zwölf."

Ein Riesenzifferblatt wölbte sich vor den Augen des Professors, und ein Zeiger wie der Finger eines Menschen von übermenschlicher Dimension konzentrierte all sein Denken auf die schicksalsschwangere Zahl.

„Das Rad hat sich gedreht," hörte er die Stimme des Dieners. „Anfang und Ende stehen um ein Haarbreit voneinander getrennt. Ihre Hand hat die letzte Distanz überwunden. Der Kreislauf steht vor dem Abschluß. Der Mensch hat die Natur vergewaltigt. Es gibt kein Geheimnis mehr. Werden und Vergehen sind Handlanger menschlichen Willens geworden. Dieser Augenblick macht das Geschöpf unabhängig von seinem Schöpfer. Nichts Mächtigeres hat der Geist des Menschen erzeugt, nichts Größeres kann sein Stolz aussinnen. Es ist der Schlußstein alles Schaffens und Wirkens, die zwölfte Stunde. Vollendung."

Dem Professor rauschte das Blut vor den Ohren. Er glaubte Gesang und Orgel zu hören. Aber plötzlich vernahm er wieder die Stimme: „Darum ist es das Ende."

„Wie?" stammelte er und mit einem Ruck befand er sich tief unten auf der Erde.

„Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, darüber nachzudenken," sagte der Diener trocken und sachlich, „werden Sie von selbst darauf kommen. Worauf ist die Welt gegründet? Auf Tod und Leben. Das wissen Sie so gut wie jeder andere. Was heißt aber leben, wenn man nicht mehr stirbt? Der Begriff des einen schließt die Voraussetzung des andern in sich. Wenn der Tod nicht mehr existiert, wie kann das Leben bestehen? Haben Sie diesen logischen Schluß noch nicht gezogen?"

„Schön," sagte der Professor, „aber da ich das Mittel gegen den Tod gefunden habe, so ist es da und gehört auch dazu. Es war nur eine Frage der Zeit, wann es sein Dasein argumentieren würde."

„Zufällig sind Sie es, dem die Entdeckung gelungen. Zu der Höhe Ihrer Intelligenz und Größe Ihrer Wissenschaft muß man Ihnen gratulieren. Da Sie aber noch vor der letzten Konsequenz stehen, so warne ich Sie. Ich habe Ihre Arbeit vom ersten Tag an beobachtet und weiß, daß Sie am Ziele sind. Es ist aber nicht die Absicht, Sie den verantwortlichen Schritt mit verbundenen Augen tun zu lassen. Zu diesem Zweck sehen Sie mich hier. Mit dem Gläschen da halten Sie das Schicksal der Erde in Ihrer Hand. Das Mittel ist echt. Es macht den Tod unmöglich. Aber in dem Augenblick, in dem Sie es dem Menschen zunutze machen, erfüllt sich das ewige Gesetz: Vollendung. Das heißt: zu Ende sein, aufhören. Das Thema Erde ist erschöpft. Es hat im Reich der Welten keinen Zweck mehr. Es wird ausgestrichen. Wenn der Mensch über sein Gesetz hinauswächst, ist er kein Mensch mehr. Er erledigt sich selber. Ihr eigenes Hirn kann sich die Folgen nicht ausdenken. Haben Sie schon damit gerechnet?"

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft," sagte der Professor, „ich darf an keine Folgen denken, nur an die Sache. Meiner Forschung ist es gelungen, das Tier vom Tod zu befreien. Ich darf mit meinem Wissen nicht haltmachen. Ich muß meine Errungenschaft auch dem Menschen zugute kommen lassen."

„Das haben Sie mit sich selbst abzumachen. Jetzt, da Sie es wissen, treffen Sie Ihre Entscheidung. Da Sie das Höchste geleistet haben, tragen Sie auch die größte Verantwortung. Vollenden Sie Ihr Werk, machen Sie Ihr Experiment am Menschen — und die Welt geht zugrunde. Alle Möglichkeiten, die in ihr ruhten, sind erschöpft, alle ihre Kräfte dienstbar gemacht, alle Geheimnisse enthüllt. Im selben Augenblick erfolgt die Katastrophe. Der Mensch tritt außerhalb seines Gesetzes, des Gesetzes, auf dem die Welt ruht. Es ist natürlich, daß sie damit zusammenbricht."

Der Professor wischte sich über die Stirne. „Allerdings ist die Entdeckung ungeheuerlich. Ich habe mich gezwungen, rein systematisch vorzugehen, ohne mich durch irgendwelche Gefühle beeinflussen zu lassen. Mein Wunsch oder Nichtwunsch spielt gar keine Rolle. Ich will auch jetzt keinerlei Schlüsse ziehen, sondern nur den Beweis liefern, daß der Mensch nicht zu sterben braucht."

In diesem Augenblick sprang das Tier, das Zeuge der Unterhaltung gewesen war, vom Tisch und lief dem Diener schnuppernd um die Beine. Er nahm den klugen Kopf zwischen seine Hände und sah ihm in die Augen. Da wußte der Professor nicht, ob er das Tier war, das der andere im Arm hielt, oder er selbst.

„Soll ich mein Wissen vor mir selber verschließen?" fragte er verzweifelt. „Wie soll ich das verantworten?"

„Das ist ein Problem," antwortete der Diener, und diesmal war er es, der lächelte. „Ein Wissen zu verschweigen, erfordert wohl einen größeren Meister, als es zu finden." Und damit wollte er sich entfernen. Der Professor hielt ihn zurück. „Wie kann die Welt plötzlich zugrunde gehen?" fragte er. „Ich glaube Ihnen nicht."

„Wie es geschieht, steht nicht in meiner Unterweisung. Möglich, daß ein Stern durch den Weltenhimmel kreist. Möglich, daß

Feuer und Wasser sich empören. Es fehlt nicht an Gelegenheiten. Aber damit Sie überzeugt sind — bitte — nehmen Sie einen Augenblick meinen Platz ein."

Damit wies er auf die Spiritusflasche. Etwas Unfaßbares ging mit dem Professor vor. Er sah nichts mehr, aber vor seinen Augen entrollte sich ein Schauspiel, das ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Er hörte nichts, aber seine Ohren wollten bersten vor einem heulenden Tumult, der die Brandung des Meeres übertönte. Nur eine Sekunde lang.

„Vielleicht glauben Sie mir jetzt," sagte der Diener. Damit ging er, wie er gekommen war.

*

Siebenmal wurde der Pförtner an das Tor gerufen. Siebenmal schlug er es schimpfend wieder zu. Dabei war es noch nicht einmal richtig Tag geworden. Die dicken Novembernebel hockten in den Bäumen vor dem Haus und hingen triefend über dem Kiesweg. Auf der Straße hatte man die Laternen brennen lassen, aber sie glimmten nur rötlich wie ein Docht durch die dicke Luft, ohne sie zu erhellen. Die sieben Leutchen vor dem verschlossenen Tor drückten sich an die Mauer, so dicht sie nur konnten. Ihre fadenscheinigen Mäntel und Tücher schützten sie nicht vor der alles durchdringenden Feuchtigkeit. Sie redeten nicht miteinander, sie sahen sich nur mit stechenden, argwöhnischen Blicken von der Seite an. Und obgleich die Kälte sie zwang, sich unter dem Schutz des kleinen Türbogens eng aneinander zu drängen, so bildete doch jeder ein Abgeschlossenes für sich. Wer neu hinzukam und von dem Pförtner abgewiesen wurde, reihte sich an das Häufchen an wie ein Kristall an den anderen, spitzig, kantig, isoliert und doch verbunden. So klebten sie an der Mauer und schlotterten an allen Gliedern, hohläugig, schweratmig, fiebernd und gekrümmt. Eine Schar des Todes.

Nach dem Siebenten begab sich der Pförtner hinauf in das Zimmer des ersten Assistenten und fragte, was er mit den Leuten machen solle.

„Abweisen."

„Sie gehen nicht."

„Wir haben niemand bestellt. Der Mann, den wir brauchen, ist längst unter Dach. Übrigens — woher wissen die Leute? Der Professor ist für strengste Geheimhaltung."

„Da ist der Herr Professor völlig im Irrtum."

„Ach was, sagen Sie den Leuten, unser Bedarf ist gedeckt."

Die draußen schenkten ihm kein Gehör. Von Stunde zu Stunde vergrößerte sich ihr Kreis, ohne daß einer von den ersten gewichen wäre. Jeder behauptete eifersüchtig seinen Platz aus Angst, daß ein anderer ihm zuvorkommen könnte. Denn da drin hinter den Mauern war etwas, auf das sie alle verzichten sollten: Leben. Eine Möglichkeit, zu leben. Sie, die Hoffnungslosen, warteten hier auf die Hoffnung.

Nervös blickte der Assistent auf die Uhr. Solange er unter dem Professor arbeitete, war es das erstemal, daß dieser unpünktlich war. Das war um so sonderbarer, als sie ja all die Jahre hindurch eigentlich nur auf den heutigen Tag hin gearbeitet hatten. So unmerklich zuweilen der Fortschritt gewesen war, so gewaltig war der Impuls, der ihn antrieb. Er kannte die Elastizität und Kraft dieses Mannes, denn sie hatten ihn bei jeder Klippe vor der Umkehr, bei jeder Höhe vor dem Schwindel bewahrt. Und gerade heute sollte er, der sonst dem Schlafe nur widerwillig sein Recht einräumte, Muße finden, um die Nacht bis in den Morgen auszudehnen? Die schwere Atmosphäre, die über den Wartenden vor der Tür lagerte, schien sich in die hohen Räume der Anstalt einzuschleichen. Mit dem Nebel kroch sie durchs Schlüsselloch, drückte auf alle Lungen und hemmte jede Bewegung. Der Assistent wälzte alle Möglichkeiten durch sein Hirn, die das Ausbleiben des Professors verursachen konnten. Eine befriedigende Lösung fand er nicht. Er telephonierte und bekam nichtssagende Antworten. Endlich — die Zeit hatte sich beim Warten verdoppelt — endlich hallte ein Schritt durch den Gang, auf den jedes Ohr in der Anstalt eingestellt war. Die Reaktion funktionierte selbsttätig. Jeder befand sich am richtigen Platz. Der Pförtner riß die Tür auf. Ohne rechts oder links zu blicken, ging der Professor auf sein Ziel los, wie Tag für Tag. Er schloß sein Arbeitszimmer auf, er begab sich an den Schreibtisch. Jetzt wird er auf die Klingel drücken. So dachte der Assistent. Aber nichts geschah. Eine neue Viertelstunde auf die andere verrann. Die Beklemmung wuchs. Der Assistent fing an, an seinem eigenen Verstand zu zweifeln. Diesen Zustand ertrug er nicht. Er unternahm es, aus eigenem Antrieb das Zimmer des Professors zu betreten. In Gedanken versunken fand er ihn vor seinem Tisch. Sein Gesicht sah übernächtig aus, und seine Haltung war nicht mehr die eines sieghaften Menschen, wie sie es bis heut gewesen.

Der Assistent erschrak ernstlich. ‚Er hat zu lange gearbeitet,' — dachte er und mel-

dete, daß alle Vorbereitungen getroffen seien.

„Wozu?“ fuhr der Professor aus seinem Grübeln auf.

„Das Experiment kann in Angriff genommen werden, der Patient liegt bereit.“

„Schicken Sie ihn weg.“

Der Assistent traute seinen Ohren nicht.

„Es ist noch nicht an der Zeit.“

„Ist etwas vorgefallen seit gestern? Sind Ihnen Bedenken aufgestiegen?“

Mit einer Gebärde schnitt ihm der Professor das Wort ab. Der Assistent starrte ihn verständnislos an. Aber er gehorchte. Von einem Mund zum andern ging das Wort: aufgeschoben. Erklärung bedurfte es nicht. Jeder tat, was ihm befohlen wurde. Aber der Pförtner hatte es schwer. Die Leute draußen ließen sich nicht befehlen. Sie glaubten seinem Wort nicht. Sie vermuteten nur einen Vorwand, um sie zu entfernen. Sie ließen sich mit groben Worten überschütten, aber sie hielten aus. „Wir wissen, was wir wissen.“

Erst spät am Tage, als das spärliche Licht des Himmels sich ganz in Dunkelheit verlor, lockerte einer nach dem andern sich widerwillig von dem Eingang des Laboratoriums. Am andern Morgen waren sie wieder zur Stelle. Unruhiger, drängender als das erstemal. Mehr noch an Zahl. Sie kämpften um den Vortritt, sie drohten dem Pförtner.

*

Der Professor war den ganzen Tag allein in seinem Zimmer geblieben. Nur einmal hatte er nach dem Diener geklingelt. Er betrachtete ihn gegen seine Gewohnheit genau und sah aufmerksam in das ausdruckslose Gesicht. Dann schüttelte er den Kopf und verfiel wieder in Nachdenken.

Der zweite Tag steigerte die Unsicherheit und Unruhe, die durch die Untätigkeit des Leiters sich jedes einzelnen im Hause bemächtigte. Die Kraft, die die Maschine in Kraft setzte, versagte. Sie lief wohl noch. Aber ihre Bewegung brachte die Luft nicht in Schwingung. Anfragen liefen ein und wurden mit Achselzucken beantwortet. Die schwüle Trägheit des Wartens, die ebenso abstumpft wie aufreibt, ergriff die Gemüter.

Mit Gewalt mußte man die Unglücklichen vor dem Tor entfernen. Zermürbt wie sie waren, wollten sie sich in keine Verzögerung schicken. Wie ein Fieber, das am roten Strich des Thermometers hin und her schwankt, zehrte die Erwartung an diesen Menschen, die außer ihr nichts anderes mehr besaßen. Wie getretene Hunde schlichen sie knurrend davon, um am anderen Morgen wieder zu erscheinen.

Am dritten Tag glaubte der Professor die Herrschaft über seine Nerven erlangt zu haben. Er traf Anstalten, sich an die Arbeit zu machen. Ein Aufatmen ging durch das ganze Haus. Das Selbstgefühl, das alle vom Obersten bis zum Untersten mit dem Professor gemein hatten, schnellte in die Höhe. Am lebhaftesten reagierte die dunkle Masse der Todeskandidaten. Sie, die schon halbwegs ins Jenseits begriffen waren, waren feinhörig und hellsehend. Die Anzeichen, die sie in der Luft witterten, erregten ihre Nerven und steigerten ihr Verlangen aufs höchste. Ihre Ungeduld war kaum noch zu zügeln. Sie warfen sich dem Professor in den Weg und hängten sich an seine Füße, als er an ihnen vorüberging. Er musterte sie, ohne ein Wort zu sprechen. Aber drinnen fuhr er den Pförtner hart an. Dieser Mißton verfolgte ihn bis ins Laboratorium. Er wollte sich meistern, er wollte jeden Einfluß, den er nicht greifen und beweisen konnte, ausschalten. Nur die Sache, nichts als die Sache! Er ließ das Auge nicht den Raum umfassen, dessen Unheimlichkeit ihn packen wollte. Er ging gerade aus mit festem Schritt und kaltem Blut. Statt des Tieres lag ein menschlicher Körper auf dem Tisch. Der Professor ergriff die Instrumente, er gab dem Assistenten seine Anweisungen. Als er aber die Hand ausstreckte, um den Kranken zu berühren, zuckten seine Finger zurück. In seinem Kopfe sauste es wie die Windsbraut. Vor seinen Augen wechselte Tag und Nacht. Er hielt plötzlich inne, legte das Instrument beiseite, machte alle Befehle rückgängig und überließ den Kranken seinem Schicksal. „Er hat sich zuviel zugemutet,“ sagte der Assistent und lehnte jede Verantwortung für das Geschehene ab. „Er muß sich erholen.“

Einem anderen hätte man das zugebilligt. Wer aber ein Werk vollenden will so groß wie das seine, dem glaubt man nicht, daß er müde wird. Die Spannung, in der sich jeder Mitarbeitende und Miterlebende befindet, muß ihn aufrechterhalten. Sein Ruf war zu weit gedrungen, die Erwartung zu himmelhoch gesteigert, als daß er sich jetzt plötzlich zurückziehen konnte. Eine große Polemik über das Für und Wider seiner Entdeckung ergoß sich in den Zeitungen. Man kämpfte mit den Waffen der Wissenschaft ebenso wie mit denen des Berufsneides und der persönlichen Mißgunst. Man erhitzte sich, und das Publikum forderte den Beweis.

Zu alledem schwieg der Professor. Seine treuesten Anhänger verzweifelten an ihm. Einsam, wie er an seinem Werk gearbeitet

hatte, stand er jetzt in der Gefahr. Er wußte wohl, daß er die Wahrheit nicht sagen durfte. Da entschloß er sich zu lügen, um die Menschheit zu beschwichtigen. Von jeher hatte die Lüge zu diesem Zweck herhalten müssen. Und so bekannte er, daß er sich geirrt hätte, daß sein Werk in letzter Stunde gescheitert wäre. Öffentlich diskreditierte er seine eigene Forschung.

Damit hoffte er, dem Kampf mit sich selber, in dem er sich aufrieb, ein Ende gesetzt zu haben. Aber er hatte nicht mit denen gerechnet, für die er seine Entdeckung gemacht hatte. Er selber konnte sich vielleicht von ihr lossagen. Aber die, welche dadurch das Leben gewinnen wollten, das Leben, das sie bereits aufgeben sollten und darum wußten, was es ihnen wert war, die konnten nicht ohne weiteres einen Strich darunter machen. Was kümmerte sie die Wissenschaft, was das Geschrei darüber?

„Du hast uns Hoffnung auf Leben gemacht. Gib uns Leben!“ Das war der Schrei, der aus den verdorrenden Kehlen zu ihm empordrang, aus der dunklen Masse zusammengedrückter Menschen, die sich jetzt aufreckten und ihr Recht von ihm forderten. Sie glaubten nicht, daß sein Werk versagt hätte, sie wollten nicht daran glauben. Nur anderen, Begünstigteren sollte es zugute kommen, nicht ihnen, den Armen aus der Gasse, sondern den Reichen, die erst recht nicht sterben wollten, die sich das Leben von ihm kaufen konnten, so gut wie sie sich alles andere gekauft hatten.

In maßloser Verzweiflung sammelten sie ihre letzten Kräfte. Sie vergewaltigten den Pförtner, der nur da war, um ihnen den Eintritt zu verwehren. Sie tobten durch die Gänge mit stampfenden Beinen und geschwungenen Krücken. Sie polterten an die Tür des Allerheiligsten und drückten sie ein.

Der Professor befand sich gerade Auge in Auge mit seinem Assistenten. Denn auch dieser lehnte sich gegen ihn auf.

„Herr Professor,“ sagte er und zwang sich, einen angemessenen Ton zu bewahren, „Herr Professor, meine Existenz ist vernichtet. Ich habe meine ganze Kraft in den Dienst Ihrer Arbeit gestellt. Ich bin wertlos geworden, wenn Sie sie für wertlos erklären. Die Konkurrenz macht uns unmöglich. Sie streut Dinge über uns aus, die wir mit einem Schlag widerlegen können. Die Ehre gebietet es, daß wir den Versuch zu Ende führen!“ Und der Professor schwieg. Er lauschte auf den Lärm, der sich näherte. Im nächsten Augenblick überschlug sich die anschwellende Masse und flutete über ihn her. Man riß ihn, man zerrte ihn, man entblößte seinen Jammer vor ihm, man flehte und fluchte, man wollte ihn zwingen und lag winselnd zu seinen Füßen.

Da stand der Gemarterte vor der leidenden Kreatur, sah ihre Not, ihre Niederlage und wußte, er konnte ihnen helfen, konnte dem Würger, der ihnen an der Kehle saß, Einhalt gebieten. Neue Zellen würden sich aufbauen, neues Blut die Adern füllen. Er brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken. Aber die Hand versagte. Ein Grauen, größer als das, was er vor sich sah, nahm ihm den Willen.

Er weigerte sich.

Da fielen die Menschen über ihn her, hieben mit Fäusten auf ihn ein, hoben ihre Krückstöcke gegen ihn auf. Der Assistent sprang zwischen sie und deckte den Professor. Blindlings zertrümmerten sie nun, was ihre Wut erreichte. Die ätzenden Säuren ergossen sich aus den Flaschen und verbrannten den Rasenden die Hände. Von Glasscherben zerschnitten, besudelt mit Blut und Eiter, der aus ihren Wunden troff, balgte sich die verzweifelte Masse, um den Mann unter sich zu treten, den sie einst hoch über sich erhoben hatte.

Entsetzen ergriff den Professor vor ihnen, vor sich, vor seiner Wissenschaft. Er stieß sie beiseite und floh weg, weit weg, so weit seine Füße ihn trugen.

★

Wohin er ging, wußte er nicht. Er sah nur den Weg vor sich herlaufen, und dem ging er nach. Kam eine Biegung nach rechts oder links, so folgte er ihr. Seine Lebensenergie konzentrierte sich auf die Füße. Es war, als ob sie nicht vom Kopf aus dirigiert würden, sondern selbständig ihre Bewegung ausführten. Wie eine Maschine. Desto rastloser arbeiteten sie. Der Kopf stand unter einer schweren Betäubung und nahm von den Vorgängen keine Notiz. Vergeblich hätte man den Professor gefragt, was er in diesen Tagen erlebt und wo er gewesen wäre.

Das Bewußtsein der Außenwelt stellte sich erst wieder ein, als er einer großen Stadt den Rücken kehrte, in der er wohl einige Tage verbracht hatte.

Die Herbstsonne stand vor dem Untergehen über einer schwarzen Wolkenwand. Ihre gelben und roten Strahlen, die wie auf einem Bilde Michelangelos in Garben aus den Rändern hervorschossen, weckten in ihm die Erinnerung an seine Kindheit, da er dieses Bild vor Augen gehabt hatte. Wie ein Blitzlicht leuchteten sie in sein Leben und ließen es mit einem Schlag vor ihm

auferstehen. Seine verhängnisvolle Lage, die sein Hirn zerrüttete, kam ihm mit stechender Klarheit zum Bewußtsein. Der Drang, ihr ein Ende zu bereiten, nahm derart Gewalt über ihn, daß er beschloß, sich sofort des Lebens, dessen er nicht mehr Herr werden konnte, zu entäußern. Welchen Tod sollte er wählen? Es standen ihm hier nicht viele Mittel zur Verfügung. Gerade dachte er mit Anstrengung darüber nach, als er vor sich zwischen den hohen Ufern des Flusses, an dem er entlangwanderte, die in der Luft schwebenden Eisenglieder einer Riesenbrücke gewahrte. Schon stand sein Plan fest. Der Name Selbstmörderbrücke, an den er sich erinnerte, verband sich mit seiner Vorstellung von der Schmerzlosigkeit des Todessturzes aus der gewaltigen Höhe in die rauschenden Wasser. Er nickte befriedigt und fand, daß der Zufall ihm die leichteste Art des Umbringens zur Verfügung stellte. Der Professor beschleunigte seinen Schritt, um so bald als möglich die Brücke zu erreichen. Er fühlte kein Bedürfnis, im letzten Augenblick irgendwelche Betrachtungen anzustellen. Schon glitzerten die Wellen des Flusses unter ihm. In zehn Schritten war sein Ziel erreicht. Er nahm bereits den letzten Anlauf, als er neben dem Pfeiler, der ihm die Aussicht verstellte, eine dunkle Gestalt sich loslösen und mit überhängendem Oberkörper nach der Tiefe zustreben sah.

Pfeilschnell sprang er hinter sie, packte die noch schwebenden Füße und zog mit Anstrengung seiner ganzen Kraft den hängenden Körper über das Geländer zurück. Ein kurzer, stummer Kampf zwischen ihm und der Frau, dann folgte die Entspannung, und beide fielen dicht nebeneinander auf die Laufbretter des Brückenstegs.

Als er ein wenig zur Besinnung kam, merkte er, daß er die Frau noch immer umklammert hielt. Er fürchtete, sie loszulassen, aber er fand, daß es an der Zeit war, sich aufzurichten.

‚Jetzt habe ich einen Menschen vom Tode errettet,' dachte er und konnte sich nichts vorstellen, was ihm im Augenblick absurder erschienen wäre.

Die Frau starrte ihn an, als begriffe sie noch immer nicht, was mit ihr geschehen war. So standen sie sich ein Weilchen gegenüber.

„Wo wohnen Sie?" fragte der Professor.

Sie antwortete nicht.

„Irgendwo müssen Sie doch wohnen. Ich kann Sie hier nicht so stehen lassen. Ich will Sie nach Hause begleiten."

Endlich deutete sie mit der Hand eine Richtung an. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten. Halb tragend mußte der Professor sie führen.

Der Weg währte endlos, aber sie merkten es beide nicht. Ihre Gedanken drehten sich fortwährend im Kreise um den Inhalt der letzten Viertelstunde, ohne ihn zu bewältigen. Schwerfällig und stumm gingen sie, eng aneinander gekettet und doch einer dem andern wildfremd. Die Frau lenkte mit der Schwere ihres Körpers den Professor auf die rechte Fährte, bis sie schließlich am Ziele standen. Es war ein kleines Haus, weitab von der Stadt. Einsam und dunkel lugte es aus dem Garten hervor. Kein Fenster zeigte Licht. Keine Menschenseele rührte sich. Die Frau schloß die Tür auf und blieb auf der Schwelle stehen, als wartete sie darauf, daß ihr Begleiter sich entfernte.

„Ist niemand im Hause?" fragte er zögernd.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wohnen Sie ganz allein hier?"

Sie zog die Schultern zusammen und kroch in sich hinein, als wollte sie im Winkel des Türrahmens versinken. So hilflos und traurig war diese Gebärde, daß der Professor nicht imstande war, sich von der Stelle zu rühren. Er hatte nie mit Frauen zu tun gehabt. Die vielen, die er geheilt und gerettet und die zu ihm aufgesehen wie zu einem Gott — er hatte sie kaum bemerkt. Im Augenblick, da sie gesund waren, gingen sie ihn nichts mehr an. Aber diese hier, die er durch Zufall dem Leben erhalten, ohne daß er seine Kunst oder sein Wissen dazu gebraucht hätte, für diese glaubte er eine Verantwortung zu tragen. Sacht schob er sie in die Tür hinein und folgte ihr nach.

Hastig ging sie voran ins Zimmer und zündete mit unruhiger Hand die Lampe an. Er merkte deutlich, daß sie sich mit Absicht hinter den Tisch stellte und ihn prüfend betrachtete. Er sah an seinen Kleidern herunter. Sie waren beschmutzt und zerrissen. Er stellte sich sein Gesicht vor. Bedeutete es in Wahrheit den Spiegel der Seele, womit konnte er sich rechtfertigen?

„Wenn es mein Beruf wäre, zu betteln oder zu stehlen," sagte er, „so habe ich es an Ihnen wieder gutgemacht. Sie haben mehr als ein Stück Brot von mir erhalten."

Kaum hatte er an diese Erinnerung gerührt, als die Verzweiflung bei ihr ausbrach. Sie reckte sich mit aller Kraft in die Höhe. Ihre müden, farblosen Augen sprühten vor Haß. Ihr ganzer Körper bäumte sich im Krampf.

„Warum haben Sie es getan?" schrie sie ihn an. „Warum haben Sie mich nicht hin-

unterspringen lassen? Ich will das Leben nicht. Ich verfluche Ihr Kommen. Ich verfluche Ihre Hilfe. Ich will nicht leben."

Sie warf sich auf den Boden, winselte und jammerte und schlug mit Händen und Füßen. Er ließ sie austoben, bis sich die Ermattung einstellte. Dann trug er sie auf den Armen und bettete sie auf das Sofa. Sie weinte lange.

„Wie kamen Sie dazu?" fragte sie weich geworden. „Was wollten Sie auf der Brücke?"

„Ich wollte dasselbe wie Sie."

Mit maßlosem Erstaunen richtete sie sich auf. „Sie auch? Warum haben Sie es nicht getan?"

„Weil ich Sie retten mußte."

Einen Augenblick besann sie sich. Plötzlich warf sie den Kopf zurück und begann zu lachen. Er stutzte und stimmte ein. Beide lachten. Aber unvermittelt, wie es gekommen, brach das Lachen wieder ab. Es fand keinen Widerhall in dem einsamen Haus. Die Frau drehte sich um, als ob sie jemand suchte. Dann verfiel sie wieder in ihre Traurigkeit.

„Ich habe fünf Jahre mit ihm gelebt," fing sie von selbst an zu erzählen. „Vor acht Tagen haben sie ihn hinausgetragen. Ich weiß nicht mehr, was ich mit mir anfangen soll. Ich kann den Kummer nicht aushalten. Ich wollte, ich läge im Wasser."

Der Professor, der ihre Klagen wie aus der Ferne an sein Ohr klingen hörte, ließ sich von dem Klang ihrer Stimme berauschen, und seine erregte Phantasie kostete die merkwürdige Situation in seltsamer Weise aus. Er konstatierte, daß sie beide den Anspruch an das Leben aufgegeben hatten.

‚Eigentlich sind wir schon hinüber,' sagte er sich. ‚Aber da wir Selbstmörder sind, so trifft es uns, heimatlos eine Spanne Zeit herumzuirren. Wir dürfen noch nicht in ein neues Stadium eintreten. Wir haften an den Körpern, die wir selber abgestreift haben. Diese Frau und ich sind bestimmt, das Erdenleben noch ein Weilchen fortzusetzen.'

Er sah sie an und fand, daß sie schön sei. Die Überreiztheit ihrer Nerven steigerte den Ausdruck ihres Gesichtes. Mit seufzender Stimme klagte sie um den verlorenen Geliebten. Aus dem Mitgefühl, das einer dem andern entgegenbrachte, stieg züngelnd eine Flamme. Sie nährte sich an jeder Berührung, die der Trost spendete. Sie schmolz das Bewußtsein hinweg, das sich gegen die Täuschung auflehnte, und steckte den einen wie den andern in Brand. Der Professor beugte sich über den klagenden Mund, und er verstummte mit einem Seufzer. Ihre Hände preßten sich fest zusammen. Das Fieber, das sie angetrieben hatte, ihr Leben wegzuwerfen, fachte jetzt die gequälten Sinne an, in gieriger Glut das Leben zu umklammern.

*

So unberührt der neue Tag im Osten aufsteigt — er bringt alle, die ihm vorangegangen sind, wieder mit herauf. Jung ist er für die Jungen, die an wenige zu denken haben. Weglöschen kann er keinen. Tagesanbruch — das ist das Grauen für die Unglücklichen, die Prüfung für die Herzen. Nie leuchtete das Licht grausamer in sie hinein als bei Tagesanbruch.

Aus einem schweren Schlaf erwachend, fand sich der Professor auf dem Teppich liegend zu Füßen einer fremden Frau, die er bewachte wie ein treuer Hund. Mühsam fand er sich zurecht. Der vergangene Tag tauchte im frostigen Licht des neuen Morgens in seinem Gedächtnis auf und erfüllte ihn mit Unmut. Was sollte nun werden? Die Tat, die gestern ungeschehen blieb, war heute nicht mehr ausführbar. Das fühlte er. Der Entschluß dazu war verspielt. Wohin sollte er jetzt gehen? Er betrachtete die schlafende Frau und grübelte darüber nach, wie es um das menschliche Herz bestellt sei. Gestern wollte sie sich umbringen. Was würde sie heute tun? Der Appell an die Zukunft versagte für sie wie für ihn. Leise machte er sich auf und ging aus dem Haus.

Die Erde lag im ersten Sonnenstrahl und glitzerte von Feuchtigkeit. Der Acker hinter dem Garten war mit weißen Reifkörnchen bestreut. Zur Hälfte war er umgeworfen und gefurcht, zur Hälfte hart und zertreten. Wohin er sah, zeugte es davon, daß einer hier mitten in der Arbeit abgebrochen. Er wollte gehen. Aber er brachte es nicht über sich. Irgend etwas hielt ihn zurück. Da rief ihn Renate. Sie sah ihn mit leeren Augen an. Er wußte, was sie dachte.

„Wenn Sie mir auch keinen Dienst damit erwiesen haben, daß ich den heutigen Tag noch sehe," sagte sie, „so sollen Sie doch nicht gehen, ehe ich weiß, ob ich Ihnen helfen kann."

„Es gibt nur eins," antwortete der Professor. „Lassen Sie mich bleiben."

Sie schwieg betroffen.

„Ja, bleiben," wiederholte er.

„Können Sie sich in diesem Zimmer heimisch fühlen, aus dem der andere kaum vertrieben ist? Wollen Sie an dem Tisch sitzen, unter den er seine Füße streckte?"

„Ich will tun, als ob er niemals da war."
Sie schüttelte den Kopf.

„Auch dafür werden Sie mir nicht danken —" sagte der Professor und blieb.

Er lebte wie ein Knecht. Die schwere Arbeit sollte ihn betäuben und müde machen. Wenn er überanstrengt zu Renate zurückkam, sorgte sie in ruhiger Selbstverständlichkeit für ihn. Sie versah ihr Tagewerk wie er das seine. Mit fester Sohle traten beide die Erde. Aber ihre Gedanken schweiften im Leeren.

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was Sie auf die Brücke trieb," fragte Renate eines Tages. „Haben Sie auch einen Menschen verloren?"

„Nein," antwortete er langsam, „ich habe Schwereres zu tragen. Ich habe mich selber verloren."

Das verstand sie nicht.

„Sie lieben Ihren Schmerz, Sie wollen nicht vergessen. Der rechte fängt erst an, wenn man sich martert, um zu vergessen."

So wenig er ihr begreiflich war, so rätselhaft erschien sie ihm. Des Tags, das sah er, gehörte sie dem toten Geliebten. Jede Erinnerung an ihn wurde gehegt und gepflegt. Er lebte im Hause und ging Schritt für Schritt neben ihr her. Des Nachts aber gab sie sich dem Fremden. Wenn der Morgen kam, schien sie nichts mehr davon zu wissen.

Je länger dieser Zustand währte, desto größer wurde seine Wirkung auf den Professor. Durch eine Weigerung hätte Renate ihn nicht mehr in Aufruhr bringen können, als durch diese Teilung. Er grollte ihr zu gleicher Zeit, daß sie sich ihm ergeben hatte, wie er in bitterer Not nach ihr verlangte. Es kam so weit, daß er ihr selbst Vorwürfe darüber machte.

„Was tut das?" sagte sie. „Ein Mädchen wie ich bleibt nicht allein. Diesen habe ich geliebt — und liebe ihn noch."

So tief verstrickte sich der Professor in die unselige Leidenschaft, daß er tatsächlich alles darüber vergaß. Manchmal dämmerte ihm plötzlich die Erinnerung auf an seine verfehlte Aufgabe. Er sah wie eine Erscheinung die kreideweißen Wände, in denen er sein Leben verbracht hatte, die blitzenden Glasschränke mit den Präparaten, den marmornen Tisch, auf dem ein Mensch an zuckenden Muskeln und blutendem Fleisch hantierte, einer, der glaubte, ein Mensch zu sein. Eine brillante Maschine, die so lange funktionierte, bis ein Sandkorn im Räderwerk den ganzen Organismus zerstörte. Er glaubte kaum noch, daß er selbst es war, der einmal dort gearbeitet und geforscht hatte. Es hatte kein Interesse mehr für ihn, wohin ihn seine Forschung geführt. Hier stand der Wald als Mauer um seine Welt, und sein Schatten fiel auf den Acker, den er mit eigener Hand durcheggt hatte. Hier war nichts, das mehr Weisheit erforderte, als jeder Kopf in sich hatte, mehr Kraft, als jeder Arm, den Gott gesund schuf, leisten konnte. Hier war das Leben, das keinen Tod fürchtete, da es sich von selbst erneuerte. Eine große Mißachtung war alles, was er noch für sein Werk empfand. Sein ganzes Trachten richtete sich auf Renate.

So verging die dunkelste Zeit des Jahres. Als das Licht wieder mehr Oberhand gewann und die Äste unter dem Schnee glatter und saftiger herauslugten, um bald die junge Kraft wirksam zu machen, die ihnen aus der Erde zuströmte, ging auch im Hause eine kaum merkliche Veränderung vor sich. Das Naturgesetz vollzog sich auch hier. Die Sonne vertilgte mit ihrer Wärme alle Keime, die noch von den Resten der Vergangenheit zehrten. Flimmernd tanzten die Staubkörperchen im Licht, und ihr Anblick war den Augen eine Freude. Renate trauerte nicht mehr. Der Professor frohlockte. Schweigend, wie sie ihn zuvor geduldet, diente sie ihm jetzt. Mit glänzenden Augen verfolgte er jede Bewegung, die er zu seinen Gunsten deuten konnte, lauschte auf jedes Wort, das einen neuen Klang zu haben schien.

Nur eines entging ihm bei all seiner Beobachtung, und gerade das war sein Verhängnis. Er war so sehr von seiner Leidenschaft besessen, daß er die Schwäche, die sich bei Renate mit dem Frühling zeigte, für Weichheit, ihre Müdigkeit für Genugtuung hielt. Erst als die Anzeichen sich mehrten, überfiel ihn ein furchtbarer Schreck. Jetzt rief er sein Wissen zu Hilfe. Und er fand, daß sie dem Tode näher war als dem Leben, um das er mit ihr gekämpft hatte.

Als der Professor die erste Gewißheit vor Augen sah, setzte sein Fassungsvermögen einen Moment lang aus. Dann begannen alle seine Kräfte zu arbeiten. Er sah den Feind. Er kannte ihn gut. Sein Lebtag hatte er mit ihm gerungen. Nun kam die Machtprobe. Er zauderte keinen Augenblick, er überlegte nicht. Er wußte, er mußte handeln.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ er Renate. Er lief die Landstraße entlang, wie er es schon einmal getan. Aber jetzt wußte er, wohin es ging. Er erreichte die Stadt, er bestieg den Zug — nichts fuhr ihm schnell genug. Doch endlich mußte er zu dem Haus kommen, in dem er den Kampf



Fußballgruppe. Bildwerk von Edmund Möller

mit dem Erzfeind bis dicht an die Entscheidung geführt, in dem er alle Waffen gegen ihn bis zur undenkbaren Höhe entwickelt hatte, um sie dann wie ein Feigling blindlings ins Korn zu werfen. Er wußte nicht, wo er war und wie er vorwärtskam, aber das eine war sicher: er wußte, was er wollte.

Zu einer gewissen Stunde betrat der Professor sein altes Reich, drang an dem Pförtner, der ihn wie einen Geist anstarrte, vorbei in sein Laboratorium. Der Assistent arbeitete hier an seiner Stelle. Er riß die Augen weit auf, als er den Meister vor sich sah, aber er faßte sich sofort und erstattete ihm Bericht.

„Ich habe die Arbeit aufgenommen, wo Sie sie liegen ließen," sagte er, „und ich kann wohl gestehen, ich habe den Fehler entdeckt, an dem Sie gescheitert sind. Auf neuer Grundlage baue ich jetzt an dem Werke weiter, und ich hoffe, es zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen."

Der Professor antwortete nicht und fragte nicht. Er schob den Assistenten zur Türe hinaus, ergriff die Gläser und Apparate. Er zwang seine Hände, in eisiger Ruhe die Tausendstel zu wägen, zu sondieren, zu binden und zu lösen. Die ganze Nacht durchstand er in der erbarmungslosen Helle seines Laboratoriums und arbeitete.

Als der Tag graute, machte er sich abermals auf den Weg, diesmal mit dem schnellsten Wagen, den die Stadt besaß. Der fauchte und stöhnte wie ein Mensch, als er den Professor in rasendem Tempo über Berge und Täler fortriß, seinem Ziel entgegen, dem einzigen, das er noch auf Erden kannte. Viel zu lange deuchten ihn die Stunden, viel zu schnell der Lauf der Sonne. Aber endlich war die Folterqual zu Ende. Er sah den Garten, er sah das Haus, er sprang aus dem Wagen, er flog in das Zimmer, in dem Renate bleich und fiebernd lag. In der Hand hielt er das Mittel, das er mit aller Kunst und Weisheit der Erde gegen den Erzfeind geschaffen hatte, das Mittel, das dem Würger seine Macht entriß, das neue Zellen aufbaute in dem verlöschenden Organismus, neues Blut in die Adern führte, neue Kraft ins Herz.

Ohne zu zögern, traf er seine Vorbereitungen. Er ritzte mit scharfer Nadel tief unter die blasse Haut, griff nach dem feinen Instrument, das die kostbaren Tropfen in sich aufnehmen sollte, hob das Glas, das sie enthielt — fest hielt er es, um zu zählen: „Eins — zwei —" Aber da krampften sich plötzlich seine Finger — ein Riß ging durch seinen Körper — die Augen starrten in Entsetzen. Der andere war da und drückte ihm die Kehle zusammen. Der Mund lallte nur noch ein unverständliches Wort, das Glas fiel klirrend zu Boden. Den Professor hatte der Schlag getroffen.

Im Falle griff seine Hand nach dem Bett und klammerte sich an Renates Arm. Er wollte das Leben festhalten.

Aber der andere hatte auch für diesmal gewonnen.

Die Brotträgerin. Von K. A. Schimmelpfeng

Prächtig kommst du aus dem Hause,
Wirfst ein Wort noch über deine Schulter.
Perlend läuft dein Lachen durch die Gasse,
Die des Morgens Glanz nun frisch erfüllt.

Gleich zwei blanken, strammen Ketten
Leuchten deine nackten Arme.
Wiegend tragen sie die schweren Bleche,
Warme Brote strahlen herben Duft.

Nah dem Borne,
Nah der Hülle alles Lebens
Festgestemmt in deiner Hüften Reichtum
Trägst du Brot, die Frucht des Landes.
Frucht des Landes bist du selbst
Und du bist ihr schöner Becher.

Die Ursachen der französischen Revolution von 1789

Von Max Lenz

(Fortsetzung und Schluß)

Nirgends trat das Durcheinander mittelalterlicher und moderner Staatsformen offener zutage, als im königlichen Hoflager zu Versailles, in das alle Organe der Verwaltung einmündeten, und das zugleich der Sammelpunkt der feudalen Familien des Landes geblieben war. Auch hier aber begegnet uns der Unterschied, den wir bei dem Adel auch sonst bemerkten. Der Anspruch, zum Gefolge ihres königlichen Herrn zu gehören, mochte von Geburt her für alle Vasallen gelten; in Wirklichkeit waren es doch nur wieder Auserwählte, durch Stellung und Tradition Berechtigte, die an dem Leben im Zentrum des Staates, das wie ein Fest ohne Ende dahinrauschte, teilnehmen durften.

An hundert junge Leute, Damen und Herren, wurden alljährlich den Majestäten vorgestellt; 2—3000 Personen mochten es im ganzen sein, welche sich auf den Parketts von Versailles bewegen zu dürfen die Ehre hatten. Zu ihnen gehörten die Minister und die anderen obersten Würdenträger des Reiches, auch die Hofchargen, gehörten ferner die Angehörigen des Königs, seine Brüder und Vettern, alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, seine Gemahlin und (unter Ludwig XIV. und seinem Nachfolger wenigstens noch) die Mätresse des Königs, seine legitimen Erben, die „Kinder Frankreichs", und seine Bastarde. Sie alle waren die Hausgenossen des Herrschers, der Schmuck seines Thrones, dessen Glanz auf sie selbst zurückstrahlte, seine Diener aus eigenem Recht, sowie auch seine Rechte durch sie bestätigt wurden. Wo er ging und stand, daheim wie draußen, von der Morgentoilette ab und zu jeder Stunde des Tages, sah er sich von dem vornehmen Troß umgeben: wenn er Tafel hielt, und wenn er zur Jagd auszog, beim Schauspiel und in der Oper, bei den großen Festlichkeiten, wenn in den lichtdurchfluteten Sälen des Königsschlosses die bunte Menge durcheinander wogte, oder wenn sie sich in den Abendstunden der „jours ordinaires" um die Spieltische drängte. Das alles aber eingeschnürt in die Formen einer unverbrüchlichen Etikette, abgestuft nach dem Range, den ein jeder nach den Traditionen seines Hauses oder nach seiner Stellung im Staat einnahm. Es war wie auf der Bühne: jeder hatte den Platz, den er beanspruchen konnte, von dem er aber um keine Linie abweichen durfte. In der Tat ein Schauspiel ohne Ende, und das nur durch die Nächte unterbrochen wurde, dazu bestimmt, in jedem Augenblick die Majestät des einen sichtbar zu machen. Auch dem König aber war jeder Schritt, jede Handreichung vorgeschrieben, seine Gebärden, seine Mienen selbst mußte er danach einrichten. Er war, wie es von seinem großen Vorgänger Ludwig XIV., dem „Sonnenkönig", gesagt ist, der „acteur de la Majesté", dem Scheine nach frei und unbeschränkt, absoluter Herr seines Willens, in Wahrheit der Gefangene seiner Umgebung, der Sklave seiner Stellung.

Das also waren die Vertreter eines Landes, das in der Fülle seiner Kräfte und seiner nationalen und kirchlichen Geschlossenheit hinter keinem anderen Lande Europas zurückstand, einer Nation, deren unterste Schicht freilich in Armut und geistiger Unkultur dahinlebte, die aber in ihrer eigentlich schaffenden Klasse, welche den Reichtum des Landes erzeugte, und aus der die Führer des geistigen Frankreichs hervorgingen, voll von Leben, Tatkraft und Ehrgeiz danach drängte, die überlebten Formen des alten Staates neu zu gestalten. Während aber diese Klasse von der Bewährung ihrer Kraft im Dienste des Staates sich ausgeschlossen sah, saß eine kleine Schar Auserwählter an der Quelle der Macht und genoß mühelos alle Güter, Ämter, Titel und Gehälter, über die der König verfügte. Absterbende Glieder einer überalterten Staatsordnung, unwissend, welche Abgründe unter ihnen gähnten, waren sie die Drohnen der Gesellschaft geworden.

Man braucht nur hierauf hinzublicken, um die Aufgabe zu begreifen, die der Krone gestellt war. Sie mußte den Weg, auf dem sie von ihrem Ursprung an gegangen war, weitergehen, nachholen, was sie in früheren Zeiten versäumt hatte, nicht zurückschrecken vor einer neuen Fronde, nicht haltmachen vor den angeblichen oder wirklichen Rechten der Korporationen; auch die älteste, die höchste im Lande und die ihr nächststehende durfte die Krone damit nicht verschonen. Denn es galt ja vor allem, ihren alten Ruhm, wahrhaft die Repräsentantin der Nation zu sein, zu erneuern.

War dies noch möglich? Konnten diese Bourbonen darauf rechnen, ihre Privilegierten für eine solche Reform zu gewinnen? Konnten sie hoffen, es auch nur soweit zu bringen, wie es den preußischen Herrschern geglückt war, die ihren Adel zwar noch in den bevorzugten Stellen gelassen, aber jeden ständischen Eigenwillen in ihm unterdrückt und der Idee ihres Staates unterworfen hatten? Konnte, mit einem Wort, der „allerchristlichste" König den Weg gehen, den die Revolution, als er sich ihm versagte, einschlug?

Das war die Frage, vor die das Schicksal den letzten in der nie unterbrochenen Reihe der Herrscher gestellt hatte, die seit 800 Jahren Frankreichs Krone trugen.

Man darf nicht sagen, daß der Gedanke einer Reform der französischen Monarchie, deren Unausbleiblichkeit wir erkannten, jener Zeit fremd geblieben sei. Er ist vielmehr von dem Moment ab, wo die Einkesselung Frankreichs durch seine Gegner unter Führung Englands begann, bis zum Ausbruch der Revolution, also ein volles Jahrhundert hindurch, diskutiert worden. Man findet unter den Teilnehmern daran die besten Namen des alten Frankreichs: höchste Würdenträger des Staates und der Kirche, Führer der Wirtschaft und die Großen des Geistes, Schriftsteller, welche diese Dinge von der Höhe der Theorie aus behandelten, und deren Werke noch heute als bahnbrechend und grundlegend in der staatswissenschaftlichen Literatur gelten, und Männer der Praxis, die ihre Gedanken aus der Fülle der Erfahrung entwickelt haben. Zunächst sind es nur vereinzelte Stimmen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aber bemerken wir ein immer wachsendes Anschwellen, bis in den letzten Jahren vor dem Ausbruch der Revolution der Ruf nach Reform orkanartig ansteigend zu einem einzigen Schrei der ganzen Nation wird und in der Flutwelle einer Broschüren- und Zeitungsliteratur sich auswirkt, die ganz Frankreich überströmt und fortan eine jede Phase der Revolution begleitet.

Im Mittelpunkt der Diskussion steht immer die Idee der Nation, auf deren Vertretung, sei es durch die Krone oder die Stände oder auch durch noch weiter gezogene Kreise des Volkes, alles hinausgeht. Denn auch die Privilegierten ruhen ja, wie die Krone selbst, mit ihren Rechten und Ansprüchen auf ihr; ihre Traditionen, ihre Interessen selbst weisen sie dahin; und keine der Korporationen, auch die Kirche nicht, denkt daran, sich von ihr zu trennen. Im Hintergrunde aber wird überall der Zusammenhang mit der großen Politik sichtbar, und damit die oberste Angelegenheit für Frankreich in dieser Epoche, seine Gegnerschaft zu England. Dies ist der Urgrund, von dem letzten Endes alle jene Erörterungen abhängen, und so können wir ihre Entwicklung geradezu aus der Gestaltung des Verhältnisses Frankreichs zu England seit der Krisis von 1688 ablesen.

Solange Ludwig XIV. im Kampfe gegen die Koalition seiner Feinde stand (und ganz hat sich der stolze Monarch niemals vor den Feinden seines Landes gebeugt), verhielt sich die Krone gegen alle jene Bestrebungen streng abwehrend: sowohl Vauban, einer der großen Marschälle des „Sonnenkönigs", der in seinem „Königszehnten" die Monarchie auf die starke Grundlage einer Steuer stellen wollte, vor der keine Rechte schützen sollten, wie nach ihm Fénélon, der Bischof von Cambrai, der von der entgegengesetzten Seite her, einer Neubelebung der Generalstände, das Heil der Nation erhoffte, verfielen der schwersten Ungnade ihres Herrschers. Es folgt nach den Kriegen Ludwigs in den Jahren der Regentschaft eine Periode lässiger Duldung und sogar der Sympathie für die Ziele, denen jene Gedanken einer nationalen Reform zustreben. Als dann Kardinal Fleury den Kampf mit dem Erbfeind wieder aufnahm, hatte er allen Grund, die Korporationen zu schonen; denn nur so konnte er in dem erneuten Ringen auf den Sieg Frankreichs hoffen. Aber das Glück der Waffen entschied gegen seine Politik, und nun erst, nach dem Frieden von Aachen (1748), kam in der Regierung der Wille auf, das System, das den Sieg nicht hatte erringen können, zu ändern. Der Zwang der Lage, in die Frankreich sich durch die Niederlage gebracht sah, wird durch die Persönlichkeit des Ministers verdeutlicht, der es versuchte; es war ein Mitglied der hohen Prälatur, der Abbé Machault, der als Generalkontrolleur der Finanzen die Bahn Vaubans aufs neue beschritt, durch eine Steuer von dem Einkommen, von der es keine Ausnahme geben sollte. Aber wenn Machault in der öffentlichen Meinung, und so auch bei den obersten Gerichtshöfen, die sich in solchen Fällen als die Repräsentanten des nationalen Willens darzustellen liebten, Unterstützung fand, so begegnete er um so stärkerem Widerstand bei der Kirche. Er mußte weichen, und ohne um eine Linie von den überkommenen Formen abzugehen, warf sich der Staat der Privilegierten in den Krieg der sieben Jahre, der die große Entscheidung brachte. Es war noch einmal eine Probe der alten Monarchie auf die Aufrechterhaltung ihrer Macht nach außen gewesen. Wir sahen bereits, wie völlig sie dabei versagte.

Diese Lehre war nötig gewesen, um die alten Bahnen zu verlassen und nach neuen Formen der Macht zu suchen. Und so beginnt jetzt, gemeinsam mit den Bundesgenossen, die mit in die Niederlage Frankreichs hineingerissen waren, und im Gegensatz zu den Siegern, die es nicht nötig hatten, eine Epoche der Reformen, welche für Frankreich ein volles Vierteljahrhundert andauert, um es am Ende unmittelbar in die Revolution hineinzuführen.

Zunächst versuchte es die Regierung, was auffallen könnte, bei der ältesten und nächsten Freundin der Kirche. Freilich war das Organ derselben, das sie angriff, selbst ein von Haus aus unfranzösisches, der Kirche Frankreichs wie denen ihrer Bundesgenossen von jeher fremdartig und niemals mit ungeteiltem Gefühl von ihnen aufgenommen: es waren die Väter Jesu, an denen die katholischen Regierungen, die beim Ausgang des großen Krieges fast ausnahmslos auf der gleichen Seite gestanden hatten, ihre Macht erprobten; wenn dabei auch Portugal zu ihnen stand und, von dem Marquis von Pombal geleitet, den Kampf gegen die Jesuiten sogar eröffnete, so verfolgte auch

dieser Staat mit den andern das gleiche Ziel; denn der Sinn aller Reformen jenes großen Ministers war kein anderer, als sein Land aus der wirtschaftlichen und politischen Umklammerung durch England zu befreien. Frankreich selbst ließ sich auf diesen Weg weniger gern als seine Freunde hinleiten; es hat damit länger gezögert als jene. Aber es konnte nicht wohl allein bleiben, und die Sünden der Jesuiten waren zu groß, die Strömung in der Nation gegen sie zu stark und die allgemeine Lage für den Angriff zu günstig, um hinter den andern zurückbleiben zu dürfen. Zumal da man von der Kurie, die in ihrer Pressung zwischen den katholischen Staaten schon an sich wehrlos war, kaum noch Widerstand zu fürchten brauchte. Und so kam es an dieser Stelle zu einem vollen und unbestrittenen Erfolg. Von den Parlamenten, die bereits mit den schärfsten Edikten gegen die „gottlose und mörderische Lehre" der frommen Väter vorangegangen waren, angetrieben, folgte die Regierung, von der eigenen Kirche nicht gehemmt, eher unterstützt, dem Strom, der nun mit voller Wucht gegen die wankende Kurie herantrieb. Im August 1773 unterwarf der neugewählte Papst, Benedikt XIV. Ganganelli, der General der Minoriten, Sohn eines Bauern, der von seinem Orden her zum Quietismus hinneigte und seinen Gegnern fast als ein Jansenist galt, die Gesamtkirche dem vereinigten Willen der katholischen Mächte; es war die Verpflichtung, die ihm vor seiner Erwählung die Alliierten unter Führung der Spanier, denen er seinen Thron verdankte, auferlegt hatten, und sie hielten ihn jetzt dabei fest. Durch die Bulle „Dominus ac redemptor noster" hob Benedikt den Orden Jesu, weil er in weltliche Dinge übergegriffen habe, auf, „seine Ämter, Häuser und Institute".

Eine unbeschreibliche Genugtuung war es für die protestantische Welt. Ihre Todfeinde lagen am Boden, der Geist des Angriffs war aus der katholischen Kirche hinweggetan, von ihrem Oberhaupt selbst ausgelöscht; die Armee, die tausend Siege für Rom erfochten, war abgedankt worden. Schon waren unter den großen Mächten die protestantischen im Übergewicht. Ihnen eiferten jetzt die katholischen darin nach, sich aus den Stricken, die ihre Macht gehemmt, zu lösen, den Begriff des Staates, als einer besonderen Sphäre vor der Religion, zur Anerkennung zu bringen.

So der Schein und der Glaube des Zeitalters, in dem jetzt Ideen weithin zum Durchbruch kamen, welche die französische Kirche noch vor wenigen Jahren unter der Leitung der Jesuiten selbst der schwersten Verfolgung ausgesetzt hatte. Schon begannen die asketischen Neigungen in der Nation zu schwinden, die Klöster leerten sich, in der Kirche selbst breitete sich ein Geist der Ermattung aus; blieben auch die alten Edikte gegen die Hugenotten noch in Kraft, tatsächlich ward ihnen dennoch, eben seit dem Jahr, da die Verfolgung der Jesuiten in Frankreich ernstlich begann (1767), Duldung im bürgerlichen Leben gewährt. Es schien fast, als würde die französische Kirche selbst dem Staate zur Revision ihrer Mängel die Hand reichen; sogar zur Bildung einer Kommission für die Untersuchung bestehender Mängel gab sie sich her. Aber sie dachte nicht daran, ihre korporativen Rechte und alle Ansprüche auf die Führung der Seelen aufzugeben; sowie auch die Regierung, selbst wenn sie es gewollt hätte, niemals daran hätte rühren dürfen. Sie blieb trotz allem — mochten auch wohl ihre Hirten selbst die ganze Bildung und Anschauungsweise des Jahrhunderts der Aufklärung in sich aufgenommen haben — die Kirche von Trient; kein Tüttelchen ihres Dogmas gab sie preis, und sie behielt die Massen dabei in der Hand; auch in diesen war der Geist der Gegenreformation noch weithin lebendig.

Und dies bleibt die Signatur aller Versuche, das alte System mit den neuen Gedanken zu versöhnen. Unter dem wachsenden Druck der allgemeinen Lage von der öffentlichen Meinung gefordert, von der Regierung wohl oder übel aufgenommen und gefördert, von den Korporationen selbst mehr oder weniger gebilligt, sogar beraten, zeitigen sie doch immer nur kümmerliche Ergebnisse, um schließlich alle mit völligem Mißerfolge zu enden.

*

Es ließe sich nun vielleicht denken, daß ein fester Wille der Regierung, wenn sie nur den Frieden aufrecht erhalten hätte, doch noch alle Hindernisse, die ihr die inneren Gegner bereiteten, hätte überwinden können. Und daß den Feinden Frankreichs zunächst nichts daran lag, den Kampf zu erneuern, sahen wir. Aber die Aufgaben der auswärtigen Politik waren geblieben und die alten Allianzen noch auf beiden Seiten in Kraft. Durften also überhaupt die rivalisierenden Mächte es ruhig mit ansehen, wenn in Frankreich Reformen durchgeführt wurden, deren ausgesprochenes Ziel war, die Monarchie so stark zu machen, daß sie ihre alte Stellung in der Welt wieder einnehmen konnte? Oder ließen sich Fälle denken, die es Frankreich selbst nicht mehr erlaubten, tatlos beiseite zu stehen? Eine solche Gelegenheit trat nun aber bald in der Tat an Frankreich heran, günstiger als sie ihm jemals geboten war: der Abfall der ältesten, stärksten und zukunftsreichsten Kolonie seines ewigen Gegners; Neuengland versagte der Regierung seines Mutterlandes den Gehorsam.

Es ist der französischen Regierung schwer genug geworden, einen Entschluß zu fassen, den die ernstesten und einsichtigsten Förderer der Reformen widerrieten, und der diese

unvermeidlich ins Stocken bringen mußte; sie hat jahrelang gezögert, bevor sie sich den amerikanischen Rebellen, die ihre Hand ihnen weit entgegengestreckt hatten, verschrieb. Aber in der Tat kann man fragen, ob hier nicht eine Notwendigkeit vorlag, einer der Fälle, die es unmöglich war zu umgehen. England freie Hand gegen die Abtrünnigen geben, die, wenn sie allein gelassen wurden, sicherlich erliegen mußten, hieß für Frankreich, sich selbst der Möglichkeit berauben, einen Keil in die angelsächsische Welt zu treiben und die verlorenen Stellungen jenseits des Meeres jemals wieder zu gewinnen. Hat doch hundert Jahre später der zweite Bonaparte noch einmal das Würfelspiel um den gleichen Gewinn gewagt! Daß Spanien mitgehen würde, stand außer Frage; und durfte man diesen Alliierten, mit dem Frankreich so viele Momente seiner inneren und äußeren Politik gemeinsam hatte, allein im Spiel lassen? In dem Krieg der sieben Jahre war das System niedergebrochen, das jetzt von innen her im Erliegen war. Und nicht die äußere, sondern die innere Politik der Krone hatten die Neuerer bekämpft; gerade daß ihr die Kraft fehle, die Stellung, die Frankreich einst in der Welt innegehabt, zu behaupten, warfen sie der Krone vor. So kam die Aussicht auf Erfolge der auswärtigen Politik den Ideen der Reformen selbst zu Hilfe. Die erwerbenden Schichten, die sonst die ergebensten Anhänger der Reformpartei stellten, hielten sich diesmal eher zurück; ihr Interesse war nach innen gerichtet, auf die Sicherung ihrer Kapitalien, die in den vielen Anleihen der Krone steckten, und deren Verlust sie durch die neuen Schulden, die der Krieg mit sich bringen mußte, fürchteten. Die Führer der neuen Richtung, der „Patrioten“ (dieser Name ward ihnen bald gegeben), kamen zum guten Teil aus dem hohen Adel selbst, der sich im Prinzip niemals ablehnend gegen die Belebung des nationalen Geistes verhalten hatte: der Marquis von Lafayette, der Graf von Rochambeau, der Duc de Biron und wer wie sie dachte. Neben ihnen Literaten, wie Brissot, und große Bankherren, die ihre Rechnung gerade auf den Krieg gestellt hatten. Bei Hof war der Enthusiasmus für den Krieg allgemein. Die Königin selbst, die in der Erhaltung ihres Hauses an der Seite Frankreichs, welche damit gesichert schien, das Ziel ihres Ehrgeizes sah, wandte ihre Gunst ihnen zu. Es war das junge Frankreich, das in ihnen allen zu Worte kam. Reaktionäre und liberale Gedanken gingen miteinander und ordneten sich demselben Ziele unter.

Und wirklich: der große Wurf gelang. Nach soviel Niederlagen war es der erste Sieg über England. Freilich nicht zur See. Diese blieb in den Händen des Rivalen; und auch die Besitzungen, die Frankreich früher eingebüßt hatte, Kanada vor allen, blieben verloren; nur im Frieden konnten die Franzosen noch hoffen, die Freiheit der Meere zu genießen, die Reichtümer der Neuen Welt zu gewinnen und die Verbindung mit ihren alten Kolonien und den neuen Freunden zu erhalten.

Bald sah man sich auch in dieser Hoffnung getäuscht. Man hatte Lorbeeren gewonnen, aber sein Geld verloren; neue Anleihen waren gemacht worden, um den Krieg zu finanzieren, und bald, um auch nur über die Bedürfnisse des Tages hinwegzukommen; das Budget war unerträglich belastet und das Defizit ins Ungeheuerliche vermehrt. Und dazu hatte man eine Erfahrung zurückgebracht, welche die Befreiten ihren Befreiern später, in den Zeiten der Nationalitätenkämpfe, so oft bereitet haben: die Hilfe, die sie von diesen erfuhren, zu vergessen. Nationale Gemeinschaft, soziale politische und religiöse Verbindungen trieben die Befreiten wieder den alten Heimatsgenossen zu; die Trennung selbst weckte die Sympathien auf beiden Seiten des Meeres von neuem. Frankreich hatte dem allem nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Nicht einmal in der Wirtschaft kam es den Engländern zuvor; gerade sie knüpfte die neue und die alte Nation fester noch als vordem zusammen.

So war auch dieser Krieg im Grunde eine neue Niederlage geworden, eine neue Stufe wenigstens zum Niedergang der alten Monarchie, der nun mit Riesenschritten herannahte. Schon stand der Staatsbankrott vor der Tür. Nichts aber hatte die Krone mehr zu fürchten. Denn damit wurden tausend und aber tausend Interessen ihrer Untertanen verletzt, weil alle Anleihen im Lande selbst aufgelegt waren: der Reichtum Frankreichs, die Arbeit von Millionen hing an den Geldern, die in die Kassen der Regierung flossen, ohne daß diese dem Lande Rechenschaft darüber hätte zu geben brauchen.

Um dem Sturm zu begegnen, wandte sich der König noch einmal an die Kreise, aus denen aller Widerstand gegen die Reformabsichten der Krone stammte; er berief, dem Beispiel seiner Vorfahren folgend (Dezember 1786), eine Anzahl von „Notabeln“ des Landes, einen sorgsam ausgewählten Ausschuß aus den im Staat und in der Gesellschaft vorwaltenden Schichten, um mit ihm gemeinsam zu beraten und seine Mitglieder zum freiwilligen Verzicht auf einen Teil ihrer Vorrechte zu veranlassen. Es ward nur wieder das alte Schauspiel: der Anfang scheinbare oder zum Teil ehrlich gemeinte Bereitschaft, dem Staate zu helfen, der Schluß ein Auseinandertreten nach den Interessen, auf die ein jeder Anspruch machte, und als Gesamtergebnis die Vermehrung der Verwirrung, der Eifersucht und des Hasses gegeneinander, der Kampf aller gegen alle. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß mit dieser Versammlung die Revolution begonnen habe. Der Strom

des Verderbens war nicht mehr aufzuhalten. Alle Versuche, ihn zu hemmen, und die Reformen selbst vermehrten nur den unerträglichen Druck, der auf dem Volke lastete. Was man vermeiden wollte, war bereits da: man litt (so das Zeugnis eines berühmten Zeitgenossen) unter den Nachteilen der Anarchie, glaubte aber, die des Despotismus zu empfinden. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß dieser Staat nicht reformierbar war, daß nur eine radikale Erneuerung der Gesellschaft die Macht schaffen konnte, nach der die Nation sich sehnte, und das Recht, auf das sie einen Anspruch hatte.

In dieser Not entschloß sich der König, von seinen Beratern gedrängt, zu einem Schritt, der die Entscheidung bringen mußte: er rief die Generalstände ein, die alte Gesamtvertretung des Landes, jedoch mit dem Unterschied gegen die alten Formen, daß der dritte Stand, der nun nicht etwa die Kommunen, die Städtebewohner, sondern alles, was unterhalb des ersten und zweiten Standes lebte, zusammenfassen sollte, die doppelte Anzahl von Vertretern erhielt, also 600 von den gut 1200 Vertretern der Gesamtheit. Es war nicht der Weg Vaubans, sondern der Weg Fénélons, von dem der Träger der Krone das Heil seines Landes erwartete, und er blieb genau an dem Punkte stehen, über den auch der Bischof nicht hinausgegangen war: ohne irgendein Programm zu geben, ohne die Linie zu bezeichnen, welche die Krone einhalten wollte, überließ er der kommenden Versammlung, die, wie die der Notabeln, nicht eine aus eigenem Recht beschließende, sondern nur mit der Regierung gemeinsam beratende Körperschaft sein sollte, die Entscheidung darüber, wie sie sich zu der Krone stellen würde.

*

Wenn wir von hier aus den Anteil, den die Ideen der französischen Aufklärer, von Voltaire bis Rousseau, an dem Ausbruch der Revolution gehabt haben, betrachten, so wird er uns geringer erscheinen müssen, als die landläufige Auffassung es wahrhaben will. Man hat ihren Lehren, die in ihrer radikalen Gestaltung nichts von dem historisch Stabilierten aufrecht erhalten, die Konfessionen auf Pfaffentrug zurückführen, den natürlichen Instinkten den entscheidenden Einfluß auf jedes Leben zuschreiben, alles, was Staat und Gesellschaft zusammenhält, auf Willkür, Egoismus oder geistlosem Aberglauben aufbauen und Familie, Vaterland, alle Ideale als Konvention auffassen wollen, einen tiefen, zum Teil entscheidenden Einfluß auf die Entstehung und den Gang der Revolution zugeschrieben, und hat darüber vergessen, daß jene Männer selbst kaum daran gedacht haben, solche Anschauungen im Staat und in der Gesellschaft zu verwirklichen; daß sie für niemand anders schrieben, als für die gebildete, die vornehme, ja die herrschende Gesellschaft selbst, in der sie sich (Rousseau mit eingeschlossen) allein wohl fühlten, auch wenn sie von Haus aus, wie es die Regel war, nicht dazu gehörten. Wie sie über das Hinaustragen ihrer Gedanken in das Publikum dachten, hat der Patriarch der Aufklärung, hat Voltaire an hundert Stellen seiner Schriften unbekümmert ausgesprochen: daß seine Lehre nur für die anständigen, d. h. die gebildeten Leute wäre, und daß für die Knechte und Mägde die dümmste Religion grade gut genug sei. Für ihn und seinesgleichen war die Philosophie und jedes Räsonnement über Gott und Welt, Natur und Menschheit, Kirche und Staat, Moral und Gemüt ein Unterhaltungsmittel, wie andere Ergötzlichkeiten und Passionen auch. Ihre Lehren gehörten den Privilegierten, zu denen sie im Grunde sich selbst rechneten; sie beanspruchten, wie Hippolyte Taine fein und treffend bemerkt, das „Privileg des Witzes“. Selbst Rousseau hat auch nur den kleinsten Angriff auf die alte Monarchie als Anmaßung und Torheit verworfen.

In der Tat drangen ihre Lehren in die Tiefen kaum hinein. Was diese bewegte, kann man in den „Cahiers“ finden, d. h. in den Verzeichnissen, welche die Wähler zu den Generalständen ihren Vertretern mitgaben, in die sie alle ihre Beschwerden und Wünsche, altem Herkommen gemäß, aufgenommen hatten, und die heute in sechs Bänden wohlgeordnet jedermann zugänglich sind. Wohl ist in den Cahiers des Klerus (während der Adel und der dritte Stand über solche Fragen meist ganz hinweggehen) von jenen zersetzenden Lehren mehrfach die Rede, jedoch immer in dem Ton der Beschwerde und der Anklage, zuweilen im Zusammenhang mit der Klage über die Angriffe auf Religion und Kirche, etwa über die Vertreibung der Jesuiten als den Anfang des Übels, oder auch gegen das Überhandnehmen der Ketzerei. Dagegen ist ein Wort für jene Lehren nirgends zu finden. Der Name Rousseaus z. B. wird kaum genannt; erklärlich genug, da sein Contrat social erst Ende 1788 in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, zu einer Zeit, da niemand mehr die Entwicklung zur Revolution hätte aufhalten können. Mit Recht hat ein Bearbeiter jener reichhaltigsten Quelle für die Ursachen der großen Revolution geurteilt, daß Tocqueville und Taine, wenn sie dieselbe mehr studiert hätten, den Fall des alten Regimes besser verstanden haben würden; sie würden gemerkt haben, daß die Nation, wie Mirabeau sagt, weit eher durch die Empfindung für ihre Übel und die Fehler der Regierung als durch den Fortschritt der Aufklärung für die Revolution reif war. Die entgegengesetzte Auffassung, welche vor allem Hippolyte Taine in zugespitztester Form vertreten hat, ist so falsch, daß man eher umgekehrt sagen könnte: die Revolution wäre gekommen, auch wenn

Montesquieu und Rousseau und alle Enzyklopädisten niemals gelebt hätten. Sie haben mit dazu geholfen, die Bahn freizumachen, auf der die Revolution sturmatmend heranzog, aber um in den Tiefen zu wirken, waren sie viel zu machtlos; und ihre positiven Wirkungen beginnen gerade erst in dem Moment, wo die Vertreter des dritten Standes — und das war wirklich die Nation selbst — inmitten der Anarchie, der auch sie im Moment ohnmächtig gegenüberstanden, die Macht in die Hand nahmen. Von da ab bieten sie, vor allem die Schriften Montesquieus und Rousseaus, allerdings den Parteien der Nationalversammlung die Formeln, in denen diese ihre Tendenzen ausdrücken und damit die Massen hinter sich herziehen und den Kampf mit den alten Mächten und deren Ideen durchführen konnten. Ihnen aber eine unmittelbare Einwirkung auf den Ausbruch der Revolution einräumen zu wollen, ist ebenso abwegig, als wenn wir etwa den Abfall Neu-Englands von Groß-Britannien und die Ausbildung der amerikanischen Nationalität, die ihm folgte, auf die von Rousseau entliehenen Sätze über die Menschenrechte zurückführen wollten, mit denen Franklin und seine Freunde ihre Verfassung zu schmücken für gut fanden, dieselben „Freiheitsschwärmer", die in ihr neues Staatswesen ihre schwarzen Sklaven mit hinüberbrachten.

Wollen wir das Schauspiel, das wir in seinen Hauptzügen skizziert haben, in seinem Grundgedanken erkennen, die „Zeit", die Jahrzehnte, die es erfüllte, um noch einmal mit Hegel zu reden, „im Gedanken erfassen", so genügt dazu ein einziges Wort: Selbstzersetzung. Der alte französische Staat, längst von innen her unterwühlt und vermorscht, unfähig, die gewaltig ausgreifende Kraft der Nation zu tragen, sank in sich zusammen. Um das ungeheure Ereignis zu verstehen, mußten wir von der Stellung der Monarchie in der allgemeinen Politik, von ihrem Kampf gegen England ausgehen; denn die Niederlagen, die sie darin erlitten, waren es gewesen, die sie auf den Weg der Reformen gedrängt hatten. Nur so hatte sie hoffen können, ihre alte Weltstellung wieder zu gewinnen, ihren Anspruch auf die Führung der Nation zu behaupten und damit ihrer Vergangenheit treu zu bleiben. Daß sie darin schon bei dem ersten Appell an die Nation versagte, in einem Moment, wo die beiden Machtgruppen in Europa im Frieden miteinander lebten, ist der stärkste Beweis für die Notwendigkeit der Revolution und für ihr Recht vor der Geschichte.

Gedichte

Herbstabend. Von Hans Much

Herbstabend. Starker Duft verwelkter Blätter.
Hauch der erfüllten Pflicht. Und Sommerwärme.
Geruch getanen Tagwerks wird zum Retter
Aus trüben Treibens wirr verworrenem Lärme.

Die Welteneimer steigen auf und nieder
In wechselhafter wundersamer Füllung.
Aus Einst und Heute und aus Immer-Wieder
Webt wirkend sich die heilige Enthüllung.

Dunkles Los Von Kurt Lange

Abend strahlt aus den Asphaltseen
Um meine Füße . . .
Wie ist es so wunderlich süße
Und traurig, über die Erde zu gehn.

Goldene Saat
Treiben die Äcker der Freudevollen,
Aber zur Mahd
Schlägt sie ein Wetter hinab in die Schollen.

Dornen und Sand
Tragen die Felder der Friedelosen.
Aber um ihres Grabmals Rand
Schlingen sich süß die Rosen.

Die deutschen Pferderassen

Von Gustav Rau

Mit 12 Gemälden von Wilhelm Westerop, Potsdam

Auch diejenigen, die sich für Pferdezucht und für die Verwendung des Pferdes weniger interessieren, haben oft in den beiden letzten Jahren gelesen, daß bei dem immer stärkeren Aufkommen des Autos und des Motors die Verwendung des Pferdes stark zurückgehe. Noch bedrängter sollte nach solchen Alarmnachrichten die Lage des Pferdes in der Landwirtschaft und in der Industrie sein, da dort Lastautos, Trekker, „eiserne Pferde“ und andere Motoren das Pferd bald völlig verdrängen würden. Die beiden großen Organisationen der deutschen Pferdezucht, der „Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts“ und der „Reichsverband der Kaltblutzüchter Deutschlands“, haben daraufhin die Unentbehrlichkeit des Pferdes auch für die Zukunft sehr schlagend nachgewiesen. Es gibt wohl Betriebszweige, die in einzelnen Gliedern vom Pferde abwandern. Die Verwendung des Pferdes findet aber hierfür reichlichen Ersatz durch Betriebe, die, aus kleinen Verhältnissen heraus stark anwachsend, für das Pferd reif werden.

In vielen Fällen ergänzen Auto und Pferd sich sogar.

Das Jagdreiten in Berlin nimmt immer weiteren Umfang an, weil das Auto den Reitern die Möglichkeit gibt, in kurzer Zeit zum Stelldichein für die Jagd in die Umgebung Berlins zu gelangen und nach der Jagd wieder schnell zu Büro und Arbeit nach der Großstadt zurück. Das Bild der Zusammenarbeit von Pferd und Auto in der Landwirtschaft ist ganz ähnlich. In den großen Betrieben, die Motoren anschafften, mußten auch die Pferde vermehrt werden, weil die ganze landwirtschaftliche Arbeit in allen Betriebszweigen an Ausdehnung gewinnt und vor allem schneller geleistet werden muß. Das Pferd tritt hier als Bindeglied zwischen der Arbeit der Maschinen auf.

In den kleinen landwirtschaftlichen Betrieben wird der Motor niemals Fuß fassen können, weil er zu teuer und zu einseitig ist. Hier wird für immer das Pferd der beste Motor bleiben, vor allem das schwere warmblütige (halbblütige) Pferd, dessen Hauptwert in seiner Vielseitigkeit liegt. Es zieht den Pflug und reißt die Scholle auf, es bringt auch im tiefsten Boden die Getreide-, Kartoffel- und Rübenernte vom Acker in die Scheunen oder Mieten, zieht im raschesten Schritte den Heuwender und fährt den Heuwagen im drohenden Gewitter im Trabe ein. Vor den Kutschwagen gespannt, befördert es seinen Besitzer in schlankem Trabe nach der Stadt. Als Reitpferd gesattelt, trägt es seinen Besitzer über die Felder und gestattet ihm, zur Erholung und Abwechslung, an reitsportlichen Unternehmungen teilzunehmen. Als Stute bringt es jedes Jahr ein Fohlen und vermehrt das Kapital. Demgegenüber steht der Motor mit dem teuren Betriebsstoffe und den immer notwendigen Reparaturen. Pferdehaltung und Pferdebetrieb werden für den deutschen Landwirt in der eigenen Wirtschaft immer das billigste sein, denn besonders nach dem Kriege ist die ganze Zucht von Warmblutpferden in die Sicherheiten gebende Richtung eingeschwenkt, daß die Fohlen erzeugende Mutterstute auch das passendste landwirtschaftliche Arbeitspferd für den Landwirt ist. In allen deutschen Pferdezuchtgebieten sehen wir die Mutterstute des züchtenden Landwirts auch als Hauptträgerin von dessen gesamter Wirtschaft, da sie jede vorkommende Arbeit verrichtet.

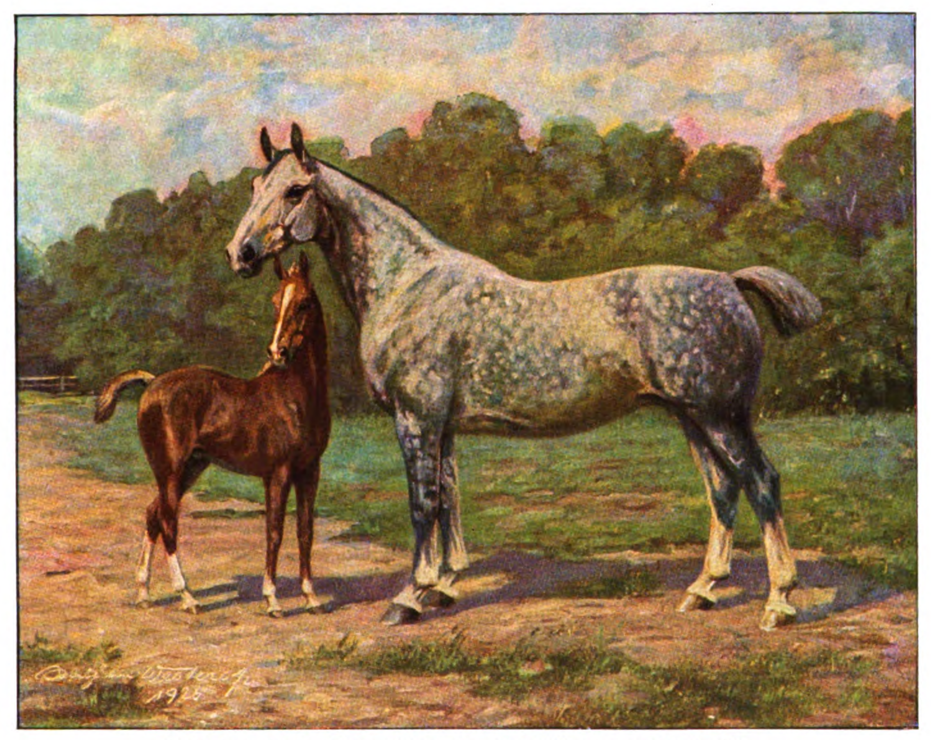
In Amerika, dem Lande der Motoren, nahm die große Bewegung „Zurück zum Pferde“, die jetzt auch Europa ergriffen hat, ihren Ausgang. Man fand dort bald, daß Lastauto und „Eisernes Pferd“ für den Betrieb in den Großstädten teuerer als Pferdehaltung sind, weil das oftmalige Anhalten die Maschinen schnell abnutzt und weil Lastauto und „eisernes Pferd“, durch den Riesenverkehr der Großstädte behindert, auch nicht schneller vorwärts kommen als Pferdegespanne, daher ihre größere Schnelligkeit nicht ausnützen können.

Das Merkwürdigste ist Ereignis geworden: Während sich das große Publikum einbildet, in Berlin fast keine Pferde mehr zu sehen, hebt sich die Anzahl der Pferde in Berlin dauernd. Sie betrug nach den Zählungen in den Jahren 1924, 1925 und 1926 (jeweils am 1. Dezember): 44 663, 45 934 und 46 800.

Die Statistik weist auch untrüglich nach, daß die Anzahl der Pferde in Deutschland nicht zurückgeht. Deutschland besaß im Jahre 1913 3 806 705 Pferde. Die Zählung vom 1. Dezember 1925 ergab für Deutschland 3 916 914 Pferde. Nach dem eben veröffent-

lichten Ergebnis der Zählung vom 1. Dezember 1926 gibt es in Deutschland 3 868 623 Pferde. In einem Jahre ist die Zahl um die eigentlich nicht nennenswerte Ziffer von 48 000 zurückgegangen, die aber nur die Fohlen und Jährlinge trifft, während die älteren, also die arbeitenden Pferde zugenommen haben.

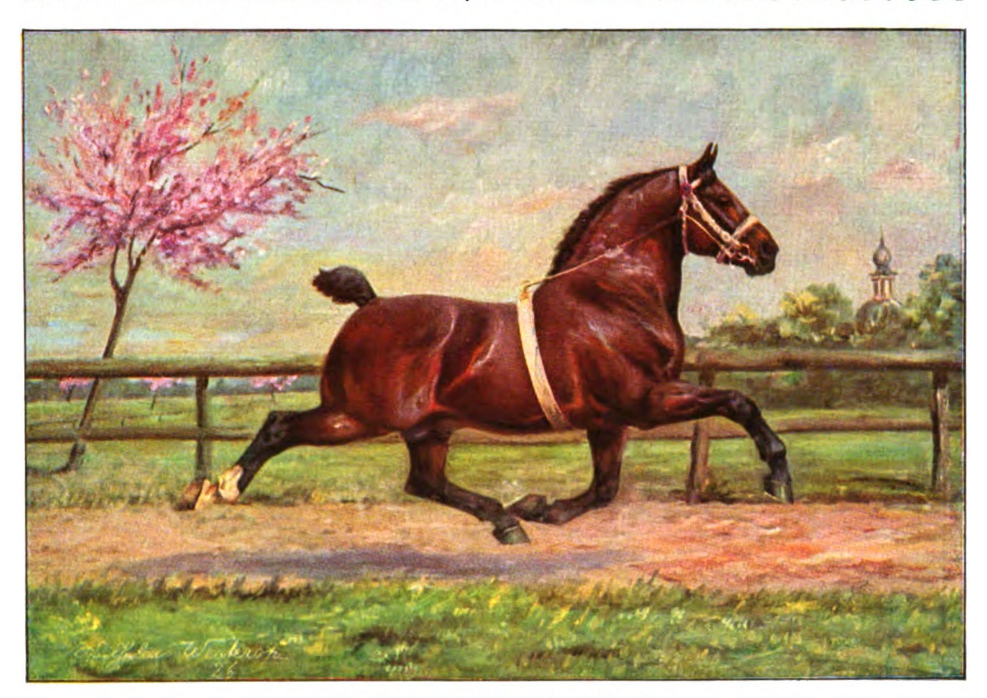
Die Pferde jeder Epoche spiegeln wider die Ansprüche und Verhältnisse der einzelnen Zeitabschnitte. Nach dem Kriege, als Deutschland arm geworden war, kam es darauf an, ein Warmblut(Halbblut)pferd zu züchten, das alle Anforderungen erfüllen konnte, das also Reit- und Wagenpferd war und auch als Zugpferd verwendet werden konnte. Man hat das nach dem Kriege durch einheitliches Vorgehen und zielbewußte Leitung im Zeitraum von acht Jahren fast durchweg in einem wirklich bewunderungswürdigen Ausmaße erreicht. Man mußte in allererster Linie auf größere Knochenstärke, auf mehr Kaliber züchten und erreichte das durch richtige Auswahl des Zuchtmaterials, vor allem der Hengste, sowie durch bessere Fütterung, die eine frühere und mächtigere Entwicklung der Produkte zustande bringt. Man züchtete gleichzeitig auf praktischere Formen. Die einzelnen Zuchtgebiete betätigten sich in diesen Bestrebungen um die Wette, und in einem regen Eifer wurden die festgestellten Erfolge erzielt. Die Verstärkung des deutschen Warmblutpferdes aller Rassen ist bis zu einem Grade gediehen, den man früher nicht für möglich gehalten hätte.



Holsteiner Stute „Optima“ (12619). Apfelschimmel mit Fuchsfohlen
Züchter: Albert Kühl in Beidenflehter; Besitzer: Ernst Kühl in Neuenbrook

Meister Wilhelm Westerop ist derjenige deutsche Künstler, der es am besten versteht, das moderne deutsche Warmblut(Halbblut)pferd in seiner besten Form der Steigerung des Kalibers und der typreinen praktischen Form darzustellen. Die deutschen Züchter waren sich immer darüber einig, daß unter Verstärkung und moderner Form Schönheit, Adel und weitausschweifende, schwungvolle Bewegungen nicht zurückgehen dürften. Westerop hat in seinen Bildern anfeuernd auf die Züchter gewirkt, indem er ihnen den erstrebenswerten Typ der einzelnen Rassen immer wieder vor Augen hielt.

So ist heute in der deutschen Warmblutpferdezucht der größte Teil der Arbeit getan. Es handelt sich jetzt vorwiegend darum, den Züchtern den Absatz ihrer Produkte zu gün-



Oldenburger Hengst „Blanko“ (3357)
Züchter: J. Garlichs in Schurfen; Besitzer: Jacobus Daun in Jever

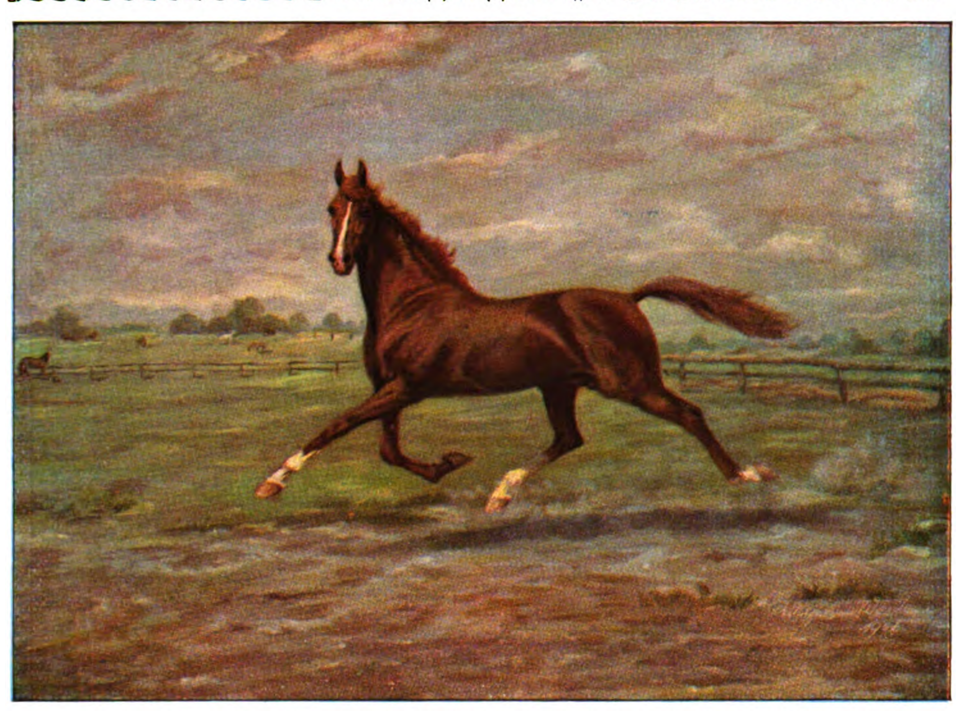
stigen Bedingungen zu sichern und sie zu veranlassen, ihre Produkte für den Gebrauch als Reit- und Wagenpferd möglichst weit vorzuarbeiten. Zu diesem Zwecke hat man die gewaltige Organisation der ländlichen Reit- und Fahrvereine geschaffen, die heute jedem jungen Züchter und Landwirtssohne Unterricht im Reiten und Fahren ermöglichen und ihm die Kenntnisse und Fertigkeit geben, die jungen Pferde seines Vaters für den Verkauf nach der Stadt vorzubereiten. Denn je besser die Ausbildung eines Pferdes ist, desto höher der Preis.

Pferde mit Leistungen werden besonders hoch bezahlt. An den Hunderten von ländlichen Reit- und Fahrturnieren, die in Deutschland stattfinden, vermag sich jeder Liebhaber von Pferden geeignetes Material, das an den Turnieren auf Leistungen geprüft wird, auszusuchen.

Deutschland besitzt vor allem in den nördlichen Gebieten eine Anzahl alter, seit über hundert Jahren auf gleichem Blute aufgebauter Pferderassen, die auf der ganzen Welt bekannt sind und an deren klarer Eigenart nicht zu rütteln ist. Auch der Pferdelaie kann nach kurzer Übung einen Ostpreußen von einem Hannoveraner, einem Oldenburger oder einem holsteinischen Marschpferde unterscheiden.

Das größte geschlossene Zuchtgebiet ist heute die Provinz Hannover, die züchterisch immer weiter ausgreift, so daß die ganzen umgebenden Gebiete von Mecklenburg und, darüber hinaus, Pommern, ferner von Schleswig-Holstein, dem nördlichen Brandenburg und Westfalen eine erweiterte hannoversche Zucht sind. Das hannoversche Warmblutpferd von heute ist schön und gediegen in der Form, sehr knochenstark, ausgezeichnet im Temperament, für jeden Zweck angenehm im Gebrauche. Es zieht schwere Lasten, fällt durch seinen raumgreifenden, erhabenen, schwungvollen Gang als Wagenpferd auf und stellt ein Reitpferd dar, wie es sich der Reiter nicht besser wünschen kann. Man findet die hannoversche Zucht in ihrem Ursprungslande am meisten verbreitet und in den besten Exemplaren in den Ufergebieten der Elbe und der Weser. Es breiten sich längs diesen Strömen mächtige Weiden, üppige Grünlandflächen aus, die für das Gedeihen von wirklich guten Pferden unerläßlich sind.

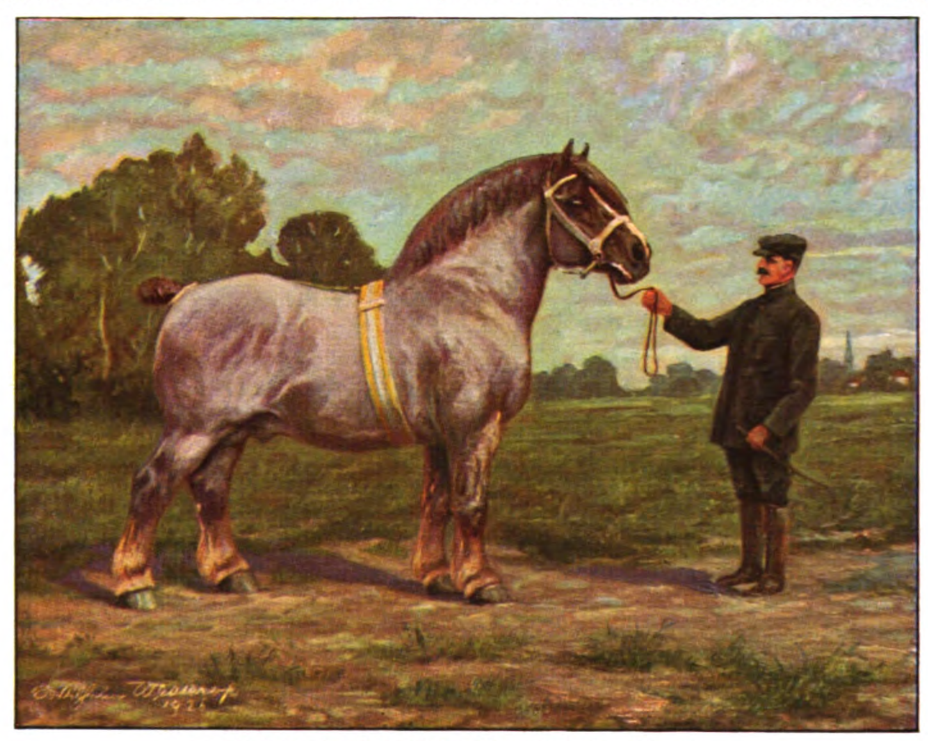
Wer das härteste, unverwüstliche Leistungspferd haben will, der muß ostpreußische Pferde kaufen. Diese große Provinz mit ihren weiten, welligen Ebenen, ihren grünen Weiden, ihrem rauhen Klima eignet sich besonders zur Zucht eines harten,



„Hassan“. Koheilan-Araber von der Race Maneki, Hauptbeschäler im Arabergestüt Roeblingen

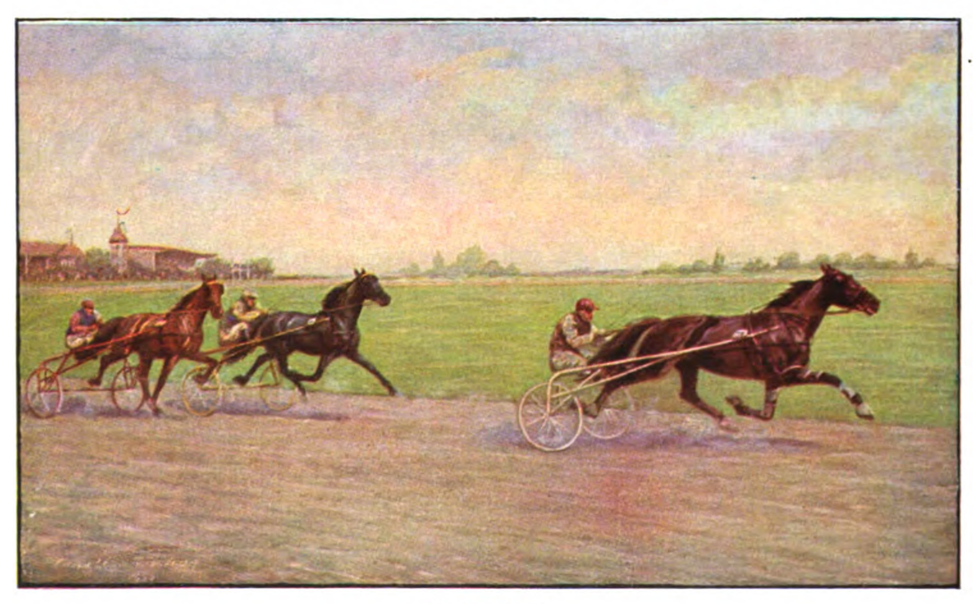


Hannoveraner Hengst. Dunkelfuchs

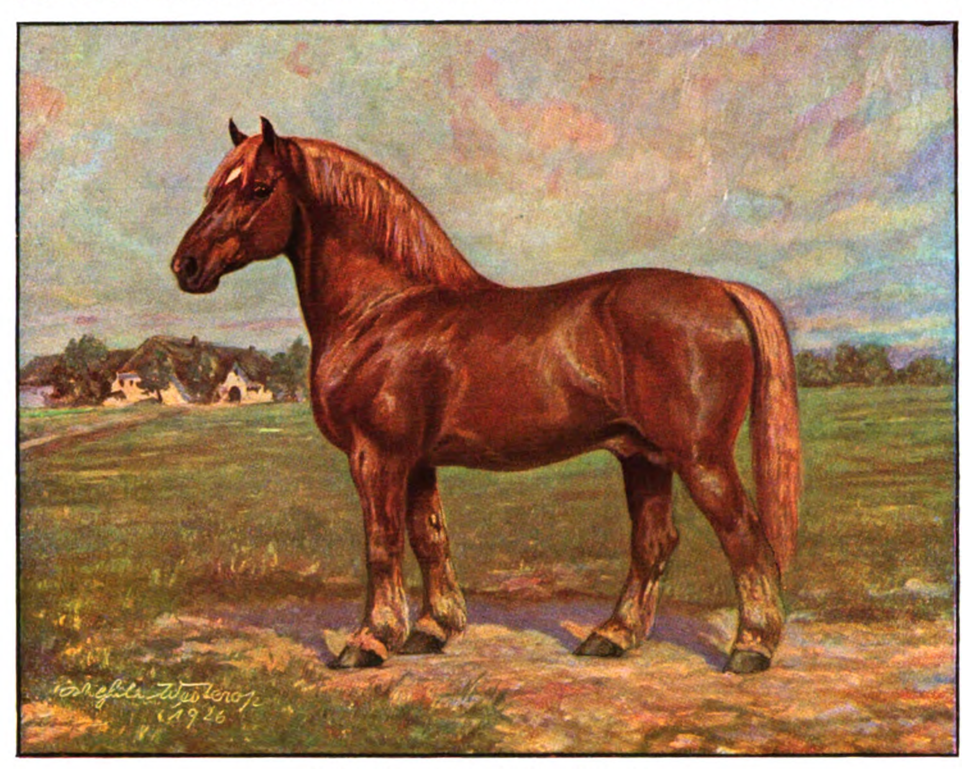


Rheinisch-belgischer Hellrotschimmel-Hengst „Remus"
Züchter und Besitzer: Herr Scheibke in Jerschendorf (Schlesien)

widerstandsfähigen Pferdes, das in den Strapazen des Weltkrieges der Welt bewies, daß es über Leben und Tod erhaben ist. Denn der Ostpreuße versagte nicht, mochte das Futter noch so knapp sein. Sein Nerv und sein Blut triumphierten. Er war immer da. Er ist als Reitpferd wohl nicht ganz so gefügig, so entgegenkommend für

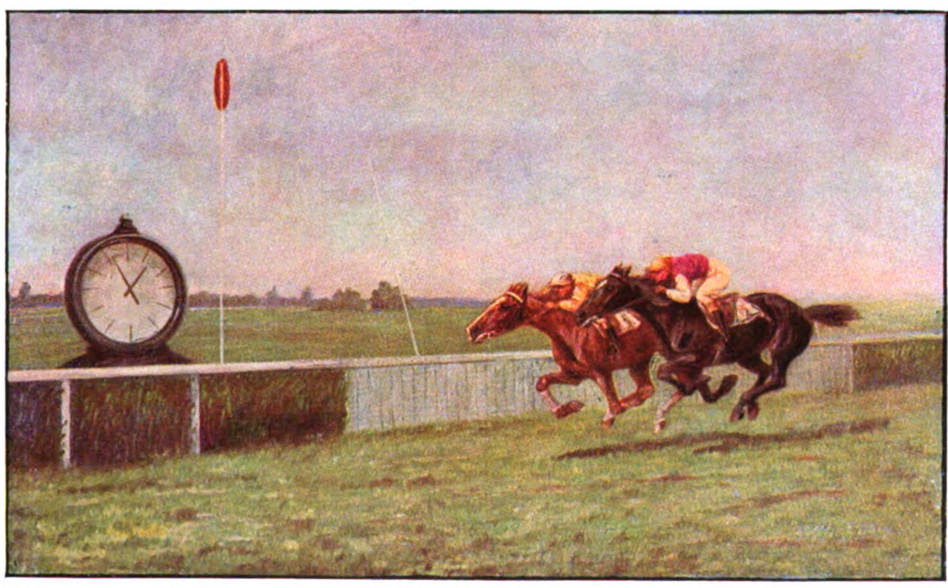


Traberrennen



Schleswiger Hengst „Falk“. Mittelfuchs

den Reiter wie der Hannoveraner, aber er hält ewig, und wer von seinem Pferde große Leistungen verlangt, wird sich schwerlich zu einem andern Pferde entschließen, wenn er einmal einen Ostpreußen gehabt hat. Dabei ist er nicht nur Reitpferd, sondern ein un=



Vollblüter im Endkampf

ermüdliches Wagenpferd, dem man auch jede Arbeit im schweren Zuge zumuten kann. Er leistet die Zugdienste nicht nur auf dem sandigen Boden, sondern auf dem schwersten Lehmboden Ostpreußens mit Zuckerrübenbau läßt er seinen Besitzer nicht im Stich. Eisenhart sind die Beine des Ostpreußen, und auch lange Tätigkeit auf den härtesten Straßen kann ihnen nichts anhaben.

Von allen deutschen Landesteilen ist Oldenburg in seinen Zuchtgrundsätzen von jeher am strengsten geblieben. Dort sitzen die geborenen Züchter. Seit Jahrhunderten halten sie an ihrem Pferde fest, und sie haben im vorbildlichen Zusammenwirken mit den Regierungsstellen die Pferdezucht zur höchsten Blüte gebracht. Oldenburg ist dasjenige Land, welches seit langem ein sorgfältig ausgearbeitetes Gesetz für die Pferdezucht besitzt, dessen Bestimmungen Reinzucht verlangen und diese Zucht so ausgezeichnet regeln, daß das oldenburgische Gesetz in seinen Grundzügen auch von Mecklenburg übernommen worden ist. In der Verstärkung des Pferdes haben die Oldenburger Außerordentliches geleistet.

Sie haben es verstanden, Warmblüter zu züchten, die den schwersten Kaltbluthengsten an Gewicht nicht nachstehen, und es gelang ihnen, diesen Pferden eine außerordentliche Beweglichkeit zu erhalten.

Der Oldenburger gedeiht nicht nur auf den schweren Weiden des oldenburgischen Küstengebietes und des rechten Weserufers, sondern auch im südlichen Oldenburg, das Sandboden hat, züchtet man ein ausgezeichnetes schweres Oldenburger Pferd.

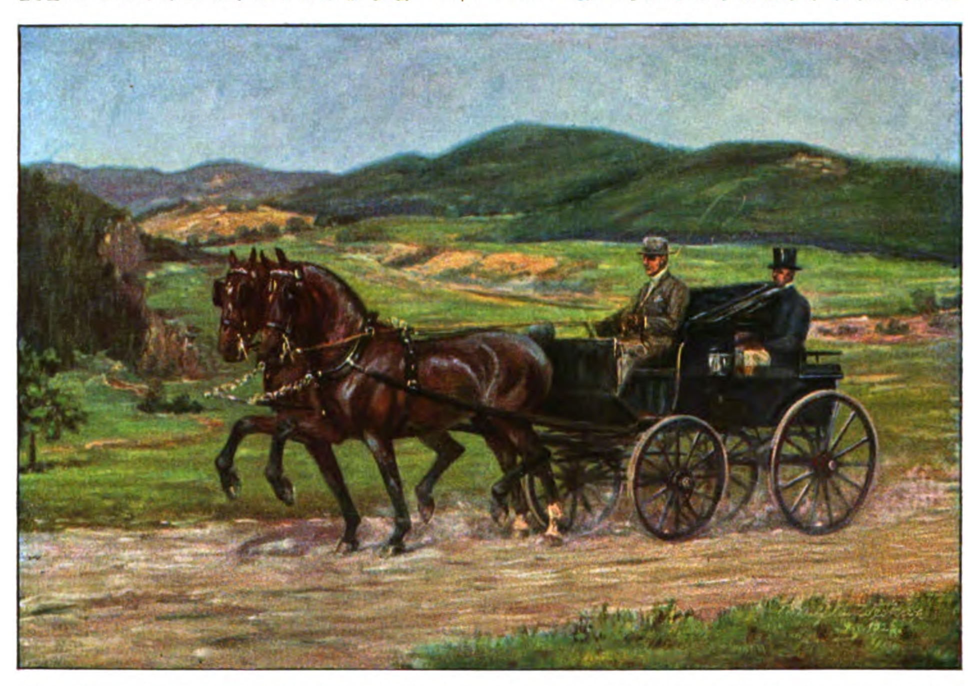
Oldenburgs Einfluß auf diejenigen Gebiete Deutschlands, die nicht selbst alte Stammzuchtgebiete sind, ist immer ein besonderer gewesen. Viele Gegenden, die ein starkes, warmblütiges Arbeitspferd haben wollen, lehnen sich züchterisch ganz an Oldenburg an, vor allem fast die gesamte Provinz Schlesien, der Freistaat Sachsen, Hessen-Nassau, Teile der Provinz Sachsen und im Süden Baden und große Bezirke von Bayern. Hier muß man besonders das Rottal nennen, wo Oldenburger Blut in ausgezeichneter Weise wirkt. Das beste Temperament der Welt zeichnet den Oldenburger aus. Er ist gutmütig und willig. Im Acker und im Arbeitsgeschirr überhaupt ein ideales Pferd, gibt er durch stolze Haltung und blendenden Trab ein vorzügliches Wagenpferd ab. Diejenigen, die ihm die Eigenschaften eines Reitpferdes absprachen, sind eines Besseren belehrt worden. Die ländlichen Reitervereine Oldenburgs haben manchen Triumph für den Oldenburger als Reitpferd zu verzeichnen gehabt, konnten sie doch die großen Reichswettkämpfe in Ham-



Ostpreußischer Wallach „Magnat“
Vielfach auf Turnieren prämiiert. Besitzer: Paul Oetker, Krefeld



Vierspänner mit schwarzbraunen ostfriesischen und Oldenburger Stuten



Vielfach prämiierter Zweispänner mit der Oldenburger Stute „Christa“ (Züchter: Müller-Hermannshausen) und der ostfriesischen Stute „Prinzeß“ (Züchter: Lockers-Beschotenweg). Besitzer: W. Dietrichs-Görlitz



Trakehner Wallach in Sprung

burg und in Berlin auf oldenburgischen Pferden gewinnen.

Das Oldenburg benachbarte Zuchtgebiet von Ostfriesland stellt ein Pferd, das mehr und mehr dem Oldenburger völlig entspricht. Es ist gute, gesunde, kernige Ware, die in Ostfriesland heranwächst. Das ostfriesische Pferd ist kokett und harmonisch in der Form und hat immer einen gefälligen Schmiß. Die Ostfriesen haben auch stets gute Reitpferde abgegeben. Sie waren bei der Infanterie als Offizierspferde beliebt. Tausende von Offizieren haben sich auf diesen gutmütigen, flotten, ausdrucksvollen Pferden mit ihrem schön aufgesetzten Halse, dem eleganten Schwunge der ganzen Figur, der prallen Muskulatur, dem immer glänzenden Haare wohl gefühlt. Es waren meist Braune mit weißen Abzeichen.

In Schleswig-Holstein finden wir ein großes Pferdezuchtgebiet. Es herrscht züchterisch eine Art Dreiteilung. Im nördlichen Schleswig gedeiht ausgezeichnet das schleswigsche Kaltblutpferd im engen Anschluß an die dänische Zucht. Das ist ein wirklich harter Kaltblüter mit guten Bewegungen. Die östliche Seite von Holstein und der Mittelrücken arbeiten auf der Basis hannoverschen Blutes. In der holsteinischen Marsch, das ist an der rechten Elbeniederung und an der Meeresküste, welche Norder-Dithmarschen und Süder-Dithmarschen bespült, begegnet uns eine uralte, äußerst sympathische Rasse, die immer eine Art Weltgeltung gehabt hat. Die holsteinische Marsch hat mit ihrem holsteinischen Marschpferde Jahrhunderte hindurch einen großen Teil Europas mit hochklassigen Karossiers versorgt. Der Typ des holsteinischen Marschpferdes unterscheidet sich klar von den andern deutschen Rassen. Die Pferde sind unter sich vollkommen ausgeglichen und trockener in der ganzen Struktur, vor allem in den Beinen als die andern deutschen Marschpferde. Die stolzen Figuren, die mächtigen, schönen, schlanken Hälse geben ihnen etwas Erhabenes und Feierliches, ein Eindruck, der durch den kadenzierten Gang verstärkt wird. Der Holsteiner ist in erster Linie Wagenpferd. Für den Landwirt durch seine eherne Arbeitskraft, seine Gesundheit und sein ausgezeichnetes Temperament als landwirtschaftliches Arbeitspferd nicht zu überbieten! Es gibt auch manches tüchtige Reitpferd, doch überwiegt der Wagenpferdcharakter der holsteinischen Marschrasse.

Deutschland besitzt wie jedes andere Land in seiner Zucht des englischen Vollblutpferdes und in seiner Traberzucht zwei Spezialzuchten, bei denen alles auf die große Leistungsfähigkeit in schneller Gangart gerichtet ist. Der Krieg hat hier unendliche Werte vernichtet, doch wurde auch dort mit viel Willenskraft das Verlorene wiedergewonnen.

Eine weitere Spezialzucht, die sich auf eine Anzahl von Gestüten in allen verschiedenen Gebieten Deutschlands verteilt, besteht in der Zucht des seinem Ursprung nach auf England zurückgehenden Hackneys. Hier gilt es ein Wagenpferd vom höchsten Glanze mit ungemein hohen, auffallenden Trabbewegungen zu züchten. Das ist gelungen. Trotz Auto gibt es immer noch viele Leute, die an einem Paar besonders auffallender Wagenpferde Gefallen finden. Solche Liebhaber greifen vielfach auf den Hackney, dessen Zucht in Deutschland durch einen besonderen Züchterverband gefördert wird, aber ohne Einfluß auf die allgemeine Landespferdezucht bleibt, da es sich doch nur um ein Luxuspferd handelt, während heute Vielseitigkeit Gesetz ist.

Die Zucht des sogenannten „kaltblütigen" Pferdes, auch „Schrittpferd" und „Lastpferd" genannt, hat sich, von der Rheinprovinz ausgehend, allmählich über ganz Deutschland verbreitet, überall dort, wo der Platz von dem alteingesessenen Warmblutpferde nicht besetzt ist. Die Rheinprovinz ist in der Zucht des schweren kaltblütigen Pferdes auf belgischer Blutgrundlage führend. Man hat dort Außerordentliches geschaffen, so daß die Rheinprovinz Zuchtmaterial an die meisten deutschen Kaltblutbezirke abgeben kann.

Auf derselben Blutgrundlage arbeitet man in weiten Gebieten der Provinz Sachsen, wo man nach den ersten Versuchen mit englischen Shires und Clydesdales mit Konsequenz zu dem belgischen Blute überging. Erfahrene Fachleute stellen die Kaltblutzucht der Provinz Sachsen in ihren besten Teilen auf eine Höhe mit der Rheinprovinz. Recht gute Kaltblutpferde wachsen auch in den an die Rheinprovinz angrenzenden Teilen der Provinz Westfalen, die zudem eine gute starke Warmblutzucht trägt. Schlesien hat dort, wo es Kaltblut züchtet, in bemerkenswertem Eifer seiner Züchter sehr erfolgreich gearbeitet.

Auch in Südhannover gibt es ausgezeichnete Kaltblutpferde. Einen mittelschweren, praktischen Kaltblüter mit belgischem Blute hat sich die Provinz Hessen-Nassau geschaffen. Der schleswigsche Kaltblüter wurde bereits genannt. Im südlichen Bayern finden wir in dem Noriker, dem sogenannten „Kaltblüter der Alpen", einen Schlag von harter Leistungsfähigkeit im Auf und Nieder der gebirgigen Gegenden, ein Pferd von großer Lungenkraft und langer Lebensdauer.

Vom Sinn der Höflichkeit

Zur Psychologie der gesellschaftlichen Formen

Von Richard Müller-Freienfels

Die Höflichkeit, eine so hübsche Sache sie ist, steht doch nicht überall in gleich gutem Rufe. Man mißtraut ihr ein wenig und hält gelegentlich ihr Gegenteil, die Grobheit, für eine solidere und ehrlichere Sache. Zum mindesten in Deutschland ist es so; schon im „Faust“ wird behauptet: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.“ Aber auch wo man die Höflichkeit nicht bloß für „übertüncht“ hält, gilt sie doch vielfach für eine etwas oberflächliche Angelegenheit, ein äußeres Spiel ohne tiefere Bedeutung. Ihre Formen gelten als zufällig zustandegekommene Konventionen, über deren tieferen Sinn man selten nachdenkt. Was hier versucht werden soll, ist nicht eine „Ehrenrettung“ der Höflichkeit, die sie nicht nötig hat; es ist der Versuch, dem psychologischen und soziologischen Sinn der Höflichkeit ein wenig nachzugehen, ihre Formen auf ihren inneren Gehalt zu deuten, der auch dort noch durchleuchtet, wo die Formen erstarrt sind.

★

Der Stammbaum unsrer Höflichkeitsformen reicht weit zurück, über den Anfang des Menschengeschlechtes hinaus. Denn zweifellos gibt es bei höheren Tieren Umgangsformen, die wir als „Höflichkeiten“ ansprechen müssen, ja die unleugbare Ähnlichkeit mit menschlicher Höflichkeit haben. Wir denken dabei nicht bloß an den Haushund, der ja im Umgang mit Menschen zivilisierte Gewohnheiten angenommen hat und dem Menschen durch Winseln, Anspringen, Schweifwedeln und ähnliches Gebaren seine Ehrerbietung zu bezeugen pflegt. Das alles mag vielleicht „Dressur“ sein. Interessanter sind bereits die Formen, die Hunde im Umgang miteinander betätigen, das Beriechen, Umeinandergehen und jene mysteriöse Gewohnheit, die Thomas Mann in einer reizenden Novelle als das „Opfer“ bezeichnet, dessen Altäre zumeist Ecksteine zu sein pflegen. Aber auch wildlebende Tiere kennen Umgangsformen, die uns oft recht „menschlich“ vorkommen. Besonders der Umgang der beiden Geschlechter erzeugt bei vielen Tieren gewisse Verhaltungsweisen, die selbst so komplizierte Sonderformen menschlicher Höflichkeit, wie es die männliche Galanterie und die weibliche Koketterie sind, vorwegzunehmen scheinen. Und bei staatenbildenden Insekten gibt es Lebensformen, die dem Zeremoniell menschlicher Königshöfe sehr nahe verwandt zu sein scheinen, wobei wir freilich eingestehen müssen, daß wir über das Bewußtsein, das jene Verhaltungsweisen der Tiere begleitet, recht wenig wissen.

Lassen wir indessen die Tiere, und definieren wir statt dessen zunächst die menschliche Höflichkeit! Wir sprechen von Höflichkeit überall dort, wo der äußere Ausdruck der seelischen Beziehungen in einer menschlichen Gemeinschaft gewissen Umformungen unterworfen wird, mit dem Zwecke, den Umgang angenehm zu gestalten. Diese Höflichkeit braucht nicht unecht zu sein, sie kann und sollte echter Ausdruck wirklich bestehender Gefühle der Beteiligten füreinander sein. Freilich, das ist nicht immer möglich; denn wollte ein Mensch andern alles das durch Wort oder Gebärde ausdrücken, was er für sie gelegentlich empfindet, so würde er bald gesellschaftlich unmöglich werden und müßte wie Molières „Menschenfeind“ in die Einsamkeit gehen. Deshalb hat sich eine Höflichkeit herausgebildet, die als Technik anzusprechen wäre, auch dort, wo sympathische Gefühle nicht bestehen, doch einen angenehmen Umgang zu ermöglichen. Man ist bekanntlich oft am höflichsten gegen seine Feinde. Soziologisch gesehen ist die Höflichkeit nicht bloß Maske und Täuschung; sie ist auch eine reale Umgestaltung, sie ist Zaum und Zügel für brutale Instinkte, die sie nicht nur versteckt, die sie auch tatsächlich bändigt. Die Grenze zwischen echter und nichtechter Höflichkeit ist dabei sehr schwer zu ziehen. Zwischen diesen Polen bestehen unzählige Übergangsformen, in denen sich der Mensch keineswegs klar darüber wird, ob er wahr oder unwahr ist. Nicht nur die Art des Ausdrucks, auch der Grad kann variiert werden. Die meisten Höflichkeitsformen übertreiben die tatsächlichen Gefühle. Wenn wir einen Brief an einen uns nicht näher bekannten Geschäftspartner „mit vorzüglicher Hochachtung“ unterschreiben, so braucht das keine Verdrehung der Wahrheit zu sein, es ist jedoch eine leichte Übertreibung, die gefordert wird. Alle derartigen Formen und Formeln sind weder Wahrheit noch Lüge: sie bleiben überhaupt diesseits von Gut und Böse, von Echt und Unecht. Sie sind ästhetische Gestaltung, Kunst, und dürfen, wie alle Kunst, nicht an der Wirklichkeit gemessen werden.

Alle Kunst ist, kurz definiert, im Hinblick auf eine Eindruckswirkung gestalteter Ausdruck. Diese Definition trifft zweifellos für die Höflichkeit zu. Ein Unterschied liegt höchstens darin, daß die Kunst, der Theorie gemäß, „zweckfrei“ gestaltet, daß die Höflichkeit jedoch oft bestimmten Zwecken dient; doch ist das nicht immer der Fall, vielmehr wird die Mehrheit der Höflichkeitsakte sicherlich ohne bestimmte Zwecke ausgeübt. Man ist höflich aus ästhetischen Gründen.

Wie alle Kunst enthält die Höflichkeit die beiden Elemente des Ausdrucks und der Form; sie sollte sie wenigstens enthalten. Ausdruck ohne Form ist zumeist grob und plump; Form ohne Ausdruck ist leer und seelenlos. In der echten Höflichkeit, wie in aller echten Kunst, sind Ausdruck und Form untrennbar verbunden. Neben dem individuellen Ausdruck wirken überindividuelle Formen mit, die, genau wie in jeder andern Kunst, den Ausdruck je nach der Situation steigern oder dämpfen. Die Höflichkeit wie jede Kunst hat ihren „Stil". Dieser Begriff ist dabei in seinem ganzen Umfang zu nehmen. Es gibt Zeitstile, Nationalstile, Sozialstile in der Höflichkeit. Die Höflichkeit des Rokoko hatte einen andern Stil als die der Biedermeierzeit oder der Gegenwart. Es gibt einen französischen, englischen, deutschen Stil der Höflichkeit. Es gibt einen aristokratischen und einen bürgerlichen Stil der Umgangsformen. Und es gibt innerhalb dieser allgemeinen Stile auch einen ganz persönlichen Höflichkeitsstil, der der Höflichkeit erst „Charakter" gibt.

Wodurch sich die einzelnen Stile unterscheiden ist dabei nicht auf eine Formel zu bringen. Zuweilen wird, wie im englischen Höflichkeitsstil, der Ausdruck gedämpft, zurückgehalten, während der Italiener im allgemeinen den Ausdruck steigert. Es gibt einen Höflichkeitsstil der feierlichen Würde, wozu die „Grandezza" der Spanier gehört; es gibt eine Höflichkeit anmutiger Leichtigkeit; die Höflichkeit des Rokokofranzosen. Die Höflichkeit des Süddeutschen und Österreichers läßt viel stärker einen Ton der Gemütlichkeit durchklingen, als es der altpreußische Höflichkeitsstil erforderte. Es gibt eine Höflichkeit, die stark konventionelle Formen hervortreten läßt; es gibt auch eine Höflichkeit, die alle „Form" negiert oder wenigstens zu negieren scheint. Wir haben in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine solche Wandlung erlebt. Unverkennbar stehen wir in einer Kulturbewegung, die, wie auf andern Gebieten des Lebens, auch in der Höflichkeit von strenger Form abführt, einer „Natürlichkeit" zu, die freilich nur ein andrer „Stil" ist.

★

Wir sind mit diesen Problemen schon hart an die Frage herangekommen, welche besondere Art seelischer Beziehungen denn in der Höflichkeit kultiviert werden soll. Auch das ist nicht überall gleich, und hier stehen wir vor der tiefsten Wurzel aller Stilunterschiede der Höflichkeit. Wir verstehen die Höflichkeit nur, wenn wir hinter ihren konventionellen Formen die seelische Haltung erkennen, die darin gestaltet wird. Denn, um das scharf hervorzuheben, in allen Höflichkeitsformen, so absurd und erstarrt sie uns scheinen mögen, steckt doch ein tiefer Sinn. Auch solche Formen, die uns heute seelenlos dünken, hatten ursprünglich einen lebendigen Sinn. Nichts ist im tieferen Verstande „zufällig": in jeder Höflichkeitsform wie in allen Formen des Lebens wirkt sich oder wirkt sich doch eine innere, vitale Notwendigkeit aus.

In der modernen Soziologie hat man die sozialen Beziehungen der Menschen auf gewisse Grundformen gebracht, als deren wichtigste wir das „Unter- und Übereinander", das „Miteinander" und das „Gegeneinander" hier heranziehen wollen. Die verschiedenen Stile der Höflichkeit sind vor allem dadurch bedingt, daß eine dieser Urformen menschlicher Gemeinschaften darin überwiegenden Ausdruck findet. In aller Kürze sei das umrissen.

In den sich ergänzenden Beziehungen des „Unter-" und „Übereinander" prägt die Höflichkeit gewisse Formen aus, die diese Unter- oder Überordnung deutlich markieren. Die Unterordnung stellt sich äußerlich am liebsten in der Form der Kleinheit, die Überordnung in der Form der Größe dar. Die Höflichkeit der Unterordnung wirkt sich vor allem in der Form der Selbstverkleinerung aus, wodurch die Größe des andern gleichsam erhöht wird. Selbstverkleinerung ist der Sinn aller ehrerbietigen Grußformen: Abnehmen des Hutes, Neigen des Kopfes, Verbeugung, Kniefall, zu Boden werfen. Diese Formen bezeichnen bekannte Grade der Ehrerbietung vor einem Höheren. Andere Formen haben mehr den Sinn der Zurückdrängung der eignen Person vor einem andern: das höfliche Zurücktreten, das Platzmachen in einer Menge, das Vorangehenlassen vor Türen, das Hinterhergehen, das von Lakaien gefordert wird. Auch sprachlich drückt sich diese Selbstverkleinerung aus: bei uns in Formeln wie „meine Wenigkeit" oder, im älteren Briefstil, durch Weglassen des „Ich". Sehr interessant in dieser Hinsicht sind die Höflichkeitsformeln der Ostasiaten, die, wie die Japaner, niemals „ich" sagen, sondern zumeist „Ihr ergebener Diener", „Ihr niedriger Sklave", und die auch nicht etwa „Ihr Vater" oder „Ihr Haus" sagen, sondern „der erhabene Vater" oder „das erlauchte Haus".

Umgekehrt ist die Höflichkeit der Überordnung in plumpen Fällen eine „Herablassung" von einer Höhe, auf die sich einer durch „Kopfhochtragen" oder „Sich-Aufblasen" emporgesteigert hat; in feineren Fällen eine leicht angedeutete, aber nicht ausgeführte Geste der Selbstverkleinerung, ein flüchtiges Nicken, eine wohlwollende Senkung der Hand, ein gnädiges Lächeln.

Oft genug freilich werden die Gesten der Unterordnung von beiden Seiten ausgeführt, in kaum faßbaren Nüancen abgestuft. Sie nähern sich dann der Höflichkeit der Nebenordnung, des „Miteinander" zweier auf gleicher sozialer Stufe stehender Individuen. Ist der Ausdruck der Unterordnung die Ehrerbietung, so der Ausdruck der Nebenordnung, der Sympathie, die kameradschaftliche Gleichheit des Verhal-

tens. Äußeres Symbol ist die Annäherung: das Handgeben, die Umarmung. Oder eine Geste der Übereinstimmung: das gleichgestimmte Lächeln, das zustimmende Nicken, das „Sich-tief-in-die-Augen-sehen".

Die Umgangsformen der Nebenordnung steigern sich noch in der intimsten Beziehung, die es zwischen Menschen gibt: der Liebe zwischen Mann und Weib. Der Kuß ist das Symbol innigster Annäherung. Gerade aber ob der gefährlichen Intimität dieser Beziehungen ist hier die Höflichkeit nicht nur Ausdruck, sondern auch Schutz. In der Höflichkeit zwischen den Geschlechtern drückt sich ein Werben um Annäherung und eine Distanzierung aus, eine Verbindung, die oft spielerischen Charakter annimmt: in der Galanterie des Mannes und der Koketterie der Frau. In beiden kann die Höflichkeitsgeste der Anerkennung für die anziehenden Reize des andern liegen, aber dennoch irgendwie distanziert oder ironisiert.

Bleibt noch die Höflichkeit des „Gegeneinander", der Feindschaft. In extremen Fällen hört freilich jede Höflichkeit auf; indessen wahrt der höfliche Mensch auch dann noch eine gewisse Form. Der alte Froissart erzählt, daß Engländer und Franzosen in der Schlacht bei Crécy das ganze Höflichkeitszeremoniell des Turniers geübt hätten. Auch das ritterliche Duell hat seine „Formen". In der Regel bedient sich jedoch die Feindschaft der Höflichkeit freundlicher Art, nur wird diese kaum merklich abgeändert und so innerlich ins Gegenteil verkehrt. Man gibt sich die Hand, aber „eisig"; man grüßt sich, aber mit der Geste höchster Distanzierung; man ist höflich, wie Bismarck einmal sagt, daß der andere eine Gänsehaut bekommt.

Mit alledem sind nur die Grundmotive des Höflichkeitsverhaltens gekennzeichnet. Diese lassen sich jedoch bis ins Unendliche variieren und modifizieren. Die verschiedenen, oben umrissenen „Stile" der Höflichkeit unterscheiden sich durch Grad und Art, wie sie jene Grundmotive ausgestalten. Wie jeder andere Stil den „Menschen" verrät, so auch der Stil der Höflichkeit, selbst dort noch, wo er sich bemüht, die Natur dieses Menschen zu verstecken.

*

Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur? Nicht ganz. Man ist nicht wahrhaft höflich, wenn man „lügt". Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, die auch die erstarrtesten Formen durchleuchtet, die sich oft dort am reinsten offenbart, wo sie die Formen durchbricht. Sie darf's, weil sie schöpferisch eine Beziehung gestaltet, die über allen Konventionen ist. Solche Höflichkeit ist möglich, aber sie ist selten.

Die Regel ist leider nicht, daß die Menschen zueinander jene Güte empfinden, die das Wesen des Herzenstakts ist. Die meisten Situationen des Lebens bringen es mit sich, daß die Interessen der Menschen kollidieren, daß Rivalität, Gegensätzlichkeit, Feindschaft im Hintergrunde lauern. Die Höflichkeit hat die wichtige soziale Aufgabe, das zu verdecken und abzuschwächen. Nur Toren reden hier von Verstellung und Lüge. Wie der gute Schauspieler sich nicht verstellt, sondern darstellt, was er wirklich empfindet, so muß sich ein Mensch, der wirklich höflich sein will, auch innerlich in seine Rolle einspielen. Um wahrhaft höflich zu scheinen, muß man wenigstens im Moment höflich sein. Darin liegt die ungeheure erzieherische Bedeutung der Höflichkeit, daß sie vielleicht nicht immer ganz der Natur entspricht, wohl aber „zur zweiten Natur" werden kann. Es ist ein Zeichen wahrhaft guter Kinderstube, daß jemand gar nicht unhöflich sein kann, daß er selbst im höchsten Affekt und unter den schwierigsten äußeren Umständen noch die Höflichkeit wahrt. Man erinnere sich der ergreifenden Szene in jenem Dickensschen Roman, wo im Elend, im Schmutz und in der Verzweiflung eines Gefängnisses der französischen Revolution die vor der Hinrichtung stehenden Aristokraten sich dennoch beim Eintritt einer Dame erheben, genau so wie ehemals in den Sälen ihrer Schlösser. Das Wort „Komödie" paßt nicht auf solches Verhalten. Komödie sehen in solchen Formen nur diejenigen, denen sie nicht „selbstverständlich" geworden sind. Wahre Höflichkeit aber ist niemals ein von Fall zu Fall zweckbewußt geübter Akt; wahre Höflichkeit ist eine dauernde Eigenschaft des ganzen Menschen, eine äußere Form, die jedoch Ausdruck, Form, Erziehung der Seele ist.

Spruch

Such' nie die Höhen auf, die Höhen scheinen,
Bloß weil sie höher sind — und doch nicht hoch.
Vom Himmel blickend gleichen Berge Steinen,
Die Erdenkleinheit dir zu Gipfeln log.

Hans Anna Haunhorst

Fedor von Zobeltitz zum 70. Geburtstag

Wenn die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften zum 5. Oktober einen farbenbunten Herbststrauß für den jungen Siebziger flicht und ihm herzliche Glückwünsche in sein Berliner Heim schickt, so geschieht dies zunächst einmal in der dankbaren Erinnerung an seinen Bruder Hanns, der ihr ein Menschenalter hindurch, bis ins letzte Kriegsjahr hinein, in Treuen vorstand. Die beiden Zobeltitze, einander ähnelnd in vielen Zügen ihrer Frohnatur und ihrer reichen Talente, Lieblinge des Schicksals beide, als sie nach kurzen Bohèmezeiten ins Sonnenlicht starker Erfolge emporwuchsen, sind von Fernerstehenden oft miteinander verwechselt worden. Nicht von unsern Lesern. Denn Hanns, dem Älteren, vielleicht auch früher Gesammelten, war es immer eine ganz besondere Freude, wenn er seinem lebensprühend flotten Bruder Fedor in diesen Blättern und an anderen Stätten unseres Verlags das Wort erteilen durfte. Und so sind im Verlauf der Jahrzehnte zahlreiche ganz köstliche Arbeiten des heute Gefeierten unsern Lesern bekannt geworden, Beiträge, für die wir ihm heute Dank sagen möchten: eine Reihe von Romanen, die in seinem Gesamtwerk Spitzenleistungen bedeuten, eine große Anzahl von scharfgeschliffenen Beobachtungen aus dem literarischen, gesellschaftlichen und kunstgewerblichen Leben, kulturgeschichtliche Schilderungen, nicht zuletzt die warmherzigen Erinnerungen aus der eigenen Jugendzeit, die eine sozial, politisch und militärisch so ganz anders aufgebaute Welt in lebenstreuen Bildern vor uns wiedererstehen ließ.


Zeichnung von A. Höhn

Fedor von Zobeltitz war dem Hause Velhagen & Klasing aber noch durch eine besondere literarische Tätigkeit verbunden: jahrzehntelang gab er die von ihm mitbegründete „Zeitschrift für Bücherfreunde“ heraus, die den buntgestaltenden Romandichter und klugen Feuilletonisten auf einem mit großem Fleiß und hoher Sachkenntnis bearbeiteten Felde zeigte. Aus kleinen Anfängen heraus betrieb der ehemalige Kadett und so früh volkstümlich gewordene Erzähler und Journalist die Sammeltätigkeit innerhalb der bibliophilen Literatur. Auf dem von ihm ererbten Familiengut Spiegelberg bei Topper (Kr. Krossen) füllten sich ganze Büchersäle mit wertvollen literarischen Ausgrabungen. Diese Arbeit war bald kein Steckenpferd mehr, es wurde schon ein Stück Lebensaufgabe für ihn. In der „Gesellschaft der Bücherfreunde“ errang sein Name immer stärkeres Gewicht. An vielen internationalen Sitzungen und Auktionen nahm er teil, seine großen Kenntnisse, seine klugen Urteile dienten oft zur Klärung verwickelter Doktorfragen auf diesen Sondergebieten.

Zusammen mit dem der deutschen Schreckenszeit der Inflation zum Opfer gefallenen Spiegelberg mußte Fedor von Zobeltitz auch seinem Sammelwerk vieler, vieler Jahre Lebewohl sagen. (Der Riesenkatalog allein bedeutete eine hervorragende Leistung!) Verloren ist das Werk aber doch nicht: in der vom Deutschen Reich auf Reparationskonto wiederhergestellten Bücherei von Löwen bildet die „Sammlung Fedor von Zobeltitz“ einen wichtigen und kostbaren Bestand und verbindet seinen Namen für alle Zeiten den Zeugnissen tiefgründiger Fachkenntnis.

In einem halben Jahrhundert, das ihn aus seinen literarischen Beziehungen heraus in stete Berührung brachte mit den Vertretern der verschiedensten Gesellschaftskreise, wurde aber auch der wertvolle Mensch in dem fleißigen Romancier, dem unermüdlichen Sittenschilderer und leidenschaftlichen Sammler erkannt: der treue Freund und der stetsbereite Helfer jung aufstrebender Mitgesellen, der allzeit liebenswürdige Präsident der „Berliner Literarischen Gesellschaft“, der gewandte Vermittler zwischen deutschem und ausländischem Schrifttum. Alte Kultur steckt in diesem jungen Jubilar, der bei aller Forsche mit Herzenstakt der deutschen Geisteswelt und der deutschen Sache zu nützen weiß!

P. O. H.

Der alte Knecht

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer

An einem Abend im Herbst kommt in die Wirtschaft zum „Strauß“ in Biberach der alte Musiker Knecht, seinen Schoppen zu trinken. Er hängt den nassen Hut an den Haken und schüttelt den Mantel ab; denn der Tag ist in Regen vergangen, und rotgeränderte Wolken haben dem kommenden Morgen auch wieder Regen geweissagt. Die Wirtin hat eben das Messinglämpchen neben der Theke und die Kerze auf dem runden Tisch angesteckt, daran einige Bürger mit ihren Gläsern und Pfeifen im Flackerlicht sitzen, über das Wetter und über den ewigen Krieg, über den neuen Kometen, die schlechten Geschäfte und teuren Zeiten wichtige Worte zu sagen. Wie nun der alte Knecht sich nach seiner Gewohnheit schweigend zu ihnen setzt, will der Schönfärber Krull die große goldene Denkmünze sehen, die ihm die bayrische Königin für sein Gesangbuch gesandt hat.

„Seid doch, Herr Nachbar,“ sagt der spöttische Schmerbauch und legt die Färberhände breit auf den Tisch, „seid doch nicht solch ein Dachs mit Eurem Ruhm! Gönnt uns auch einmal den Anblick, und ob die Denkmünze wirklich zwanzig Dukaten schwer ist!“

Denn der alte Knecht ist Hofkapellmeister in Stuttgart gewesen, ehe er wieder Musiklehrer in Biberach wurde; und der hier mit den Handwerkern schöppelt, als wäre er ihresgleichen, hat nicht weniger Fleiß und Liebe an seine Dinge gesetzt, als andere auch; und wenn das Kerzenlicht all seiner Singspiele, Arien und Serenaden an der Sonne Mozarts verblaßt ist, so kennen doch manche im Reich, das weiß er genau und hält sich daran, seinen Namen. Er kann wohl späßeln und schöppeln mit diesen Männern, aber sich brüsten vor ihnen oder sich sonst gemein machen mag er nicht.

„Das ist mein Ding!“ wehrt er freundlich ab. „Meine Dinge sind anders als eure!“ Und spricht von dem leeren Storchennest oben am weißen Turm, und daß dreiste Burschen einen Kürbis hineingelegt haben.

So rasch will der Schönfärber indessen den Abschlag nicht hinnehmen. „Der Kürbis ist recht,“ sagt er beiläufig, „da kommen vielleicht nächstes Jahr junge Plattköpfe aus, weil die alten in Biberach rar werden!“ Er meint den Knecht, der einen weißen Glatzkopf hat, und sieht mit listigen Augen rundum, ob die anderen seine Bosheit verstehen und lachen. Die aber schweigen im Qualm ihrer Pfeifen; nur der flinke Wirt, der nach ihrer Sitte dabei sitzt, will nun auch die große Denkmünze sehen, davon seine Frau durch die ganze Stadt spräche.

Es ist aber die Frau des Musikers Justin Heinrich Knecht anders als er; wie sie seine gebeugte Gestalt überragt, wenn sie zusammen über die Marktstätte schreiten, trägt sie auch sonst den Kopf steif, wo er ihn demütig neigt. Darum, als sie nichts gegen den lächelnden Alten vermögen, gehen der Wirt und der Schönfärber unbeachtet hinaus, durch eine List zu erreichen, was ihrer Neugier, wie sie meinen, der alte Knecht nur aus Bescheidenheit hartnäckig verwehrt.

Indessen er ahnungslos von dem Storchennest spricht, und daß man den Burschen das Fell gerben müsse, weil sie die Störche vertrieben, laufen die beiden Schälke im Dunkeln die Gasse hinauf und klopfen der Frau an die Tür. Die hat bei ihren Katzen gesessen, weil sie kinderlos ist, und fragt erst lange durchs Fenster, ehe sie mit einer Kerze die Treppe herabkommt, sich selber schön zu beleuchten, indem sie die Hand gegen den Wind vor das Licht hält.

„Euer Mann schickt uns, die große Denkmünze zu holen!“ beginnt der Wirt, und der Schönfärber setzt listig hinzu, als sie zögernd die Tür zur unteren Stube aufmacht: „Da doch die ganze Stadt davon spricht!“ Weil die Frau die beiden als ehrliche Bürger kennt, auch über die neue Ausbreitung ihrer Berühmtheit nicht unerfreut ist, schließt sie den Sekretär auf und nimmt die Denkmünze heraus, die wie ein goldenes Tellerchen groß ist, legt auch die andere noch auf den Tisch, die von Schweden, und was sie sonst hat an kleinen Münzen.

Als die beiden Schälke mit Ah und Oh genug gestaunt haben, will die Frau Katharina nicht, daß sie die Münzen etwa in ihren Taschen forttragen, oder gar mit feuchten Händen anfassen. Sie wickelt eine jede in Seidenpapier und holt ihr Potpourri her, darin sie Lavendel und Rosmarin hat, und senkt die Münzen hinein.

„Laßt mir den Topf nur nicht fallen!“ sagt sie noch, als sie die Schälke entläßt, von denen der Schönfärber das Porzellangefäß trägt und der Wirt höflich die Haustür zumacht.

Unterdessen die beiden in die Wirtsstube zum „Strauß“ zurückkommen, ist der alte Knecht gerade beiseite gegangen. So sieht er die Hinterlist erst, als der Schönfärber

den Deckel schon abgehoben hat und die Münzen auswickeln will. Er hat den Unrat draußen gewittert; wie seine Augen die Dreistigkeit sehen, werden sie starr gleich Glas. Erst will er an den Tisch springen, ihnen zu entreißen, was sein gehütetes Eigentum war; da ist die große Denkmünze schon in den Händen der Männer, die staunend ihr Gold befühlen: die Bitterkeit macht ihn so schwach, daß er still die Tür öffnet und den andern wie eine Erscheinung wieder hinausgeht.

Erst haben sie den Alten am Tisch mit Hallo begrüßen und sich der Überlistung rühmen wollen; als sie sein blasses Gesicht sehen und den Schreckensblick seiner Augen, bleiben sie still; und wie er so wortlos hinausgegangen ist, hält der Färber wohl noch die bayrische Denkmünze gegen das Kerzenlicht, aber nicht einer mehr sieht sie noch ungestört an. Als wären sie Diebe und hätten gestohlenes Gut auf dem Tisch, lassen sie ab von den Münzen und hören nicht mehr auf den Schmerbauch, der sein verlorenes Spiel noch mit Spott retten will, bis er das goldene Ding hart auf den Tisch wirft. „Hängt mich doch gleich an den Galgen!" sagt er zornig, läßt den Porzellantopf auf dem Tisch stehen, rafft seine Kappe vom Nagel und stapft mißmutig ab.

„Wir müssen ihm gleich das Ding wieder bringen!" mahnt der Wirt, den der mißlungene Streich am meisten verdrießt, weil der alte Knecht sein täglicher Gast ist. Die andern indessen rauchen nur ihre Pfeifen, lassen ihn die Münzen einwickeln und in den Topf tun, mit dem er zuletzt wie gescholten abgeht.

Draußen ist dunkle Nässe, aber im trüben Licht der Wirtshauslaterne erkennt er den alten Knecht, der ohne Hut und Mantel dasteht und wartet. Sein weißer Glatzkopf sieht nun wirklich wie ein Kürbis aus; und als der Wirt auf ihn zugeht, weicht er zuerst erschrocken zurück und hebt die wehrenden Handflächen auf, als wolle er das Seine nicht wieder haben.

Denn während den Männern von Biberach drinnen am Tisch die Beschämung geschah, hat der Musiker Justin Heinrich Knecht draußen im Regen den Beschluß seines Schicksals erfahren. Daß die Denkmünzen nur das goldene Siegel auf seine Erfolglosigkeit sind, weiß er lange. Seitdem sie seine Oper in Stuttgart begruben und ihn nach Biberach zurückkehren hießen wie einen entlassenen Diener, sind seine Träume begraben. Um kärglichen Lohn hier im Oberland den Musikmeister spielen und für den Haushalt seiner großartigen Frau Stunden geben, ist das Los seines Alters, dem keine Hoffnung mehr blüht. Nicht ihn zu ehren, nur Dienste wie das Gesangbuch zu bezahlen, kamen die Denkmünzen in sein Haus; er aber hat sie empfangen, als wäre damit seine Kunst anerkannt; er hat sie heimlich gehalten für seinen Stolz, die Demütigung zu ertragen: nun gesteht er sich selber, daß es die letzte Selbsttäuschung war.

Als wäre das Bittersalz seiner Erkenntnis darin, nimmt er das blinkende Porzellan mit beiden Händen vom Wirt entgegen, der es ihm auch so überreicht; und es sieht aus wie eine feierliche Handlung. Aber der Wirt ist froh, das Ärgernis so rasch los zu werden; er findet keines seiner gewohnten Worte für den Augenblick passend und geht hastig hinein. So bleibt der alte Knecht in der dunklen Nässe zurück, und die Wirtshauslaterne beleuchtet den Topf in seinen Händen, den er nun wieder nach Hause tragen soll.

Er fühlt gleich, daß er dies nicht vermag, steht noch eine trübe Verlassenheit da; und als seine Füße von selber beginnen, führt der Weg, den sie schreiten, aus der schwarzen Enge der Häuser hinaus vor ein Gittertor. Der alte Knecht weiß nicht, was er da sucht bei den Toten; und wie er die Grabsteine aus der Nacht schimmern sieht, hängt sich das Grauen an seine Schritte. Er will fort aus dem Leben, das ihn so grausam gedemütigt hat; und wenn er eine Pistole in den Händen trüge, wüßte er wohl das Ende. Aber es ist ein Potpourri mit seinen Denkmünzen darin, und er kann es nur an das Grab seiner ersten Frau bringen, der es einmal gehört hat.

Und so gelingt es dem alten Knecht, der nur zu schöppeln gedachte, in dieser Nacht einen Rückweg zu finden, den er kaum noch gesucht hat. Denn wie er mit seinem Topf tiefer in den Kirchhof hineingeht, bleibt wohl das Grauen der Toten über den Gräbern, aber es nimmt seine Bitterkeit auf, wie es die Dunkelheit allein nicht vermöchte, weil es ihn ganz aus der Alltäglichkeit scheidet, darin er längst nur ein Bürger von Biberach war. Es ist ein anderer Schluß als der mit der Pistole, ein lebendiger Tod, der ihn mit jedem Schritt tiefer hinein ins Grauen und dennoch in eine tiefe Befriedigung führt, für die das Grab seiner ersten Frau nur das Ziel der Füße, für die das Grauen der Lebensgrund seiner aufgejagten Natur ist.

Denn einmal ging er nicht schöppeln und späßeln, einmal war er im Glück, nicht nur im heimlichen Trost seiner Dinge: als er in Ulm den Topf zu ihrem Geburtstag kaufte

und selig war an ihrer Freude; als er die neue Orgel in Biberach baute und seiner Braut zuerst allein darauf spielte; als er noch wie ein Baum zu blühen und Frucht zu tragen im Saft seiner Hoffnungen stand; als er im brausenden Wind seinen Bruder und in den eilenden Wolken die Fahrzeuge seiner Musik fühlte; als das Glück noch um ihn war wie jetzt das Grauen und ihm aus der Tiefe des Lebens verwandt wie Geschwister.

Das wirft sich über seine Verbitterung hin wie eine wilde Befreiung, die keine Selbsttäuschung mehr braucht. Als er das Potpourri erst auf das Grab seiner Frau gestellt hat, da weiß der alte Knecht, was er da will auf dem Kirchhof. Er kennt den Verschlag, wo der Totengräber sein Grabzeug hat, und leise schleicht er sich hin, längst heimisch in seinem Grauen, holt eine Schippe und fängt mit Sorgsamkeit an, ein Loch auszuheben, groß genug für den Topf. ‚Wie böse verrast ist doch der Hügel!' denkt er strafend, und schämt sich vor ihren Augen, als ob sie irgendwoher auf ihn sähen, und streichelt den Topf und küßt seine blanke Kälte, ehe er ihn mit zärtlichen Händen versenkt und danach das kleine Grab zuzuschaufeln beginnt, bis der Rasen über dem Hügel wieder geschlossen ist.

‚Ich habe mich selber begraben!' sagt eine Stimme in ihm; aber sie kommt aus der Tiefe, wo das Glück und das Grauen eins sind. Und es ist keine Selbsttäuschung mehr, wie der alte Knecht in der Nacht an dem Hügel steht, auf die Schippe gestützt, und horcht dem Gebrause der Jugend in sich, das mit Hörnern bläst und Geigen und Flöten hat in einem starken Gemenge; und weiß von keiner Demütigung mehr, weil er außer der Alltäglichkeit ist.

Bis er die Nässe fühlt von dem dünn aus der Nacht rieselnden Regen, die Schippe in den Verschlag des Totengräbers zurückbringt und aus dem ewigen Reich der Toten wieder eingeht in den Alltag der Menschen, darin sein Leib noch in einer ihm fremden Verbundenheit steht.

Heimat-Meermorgen

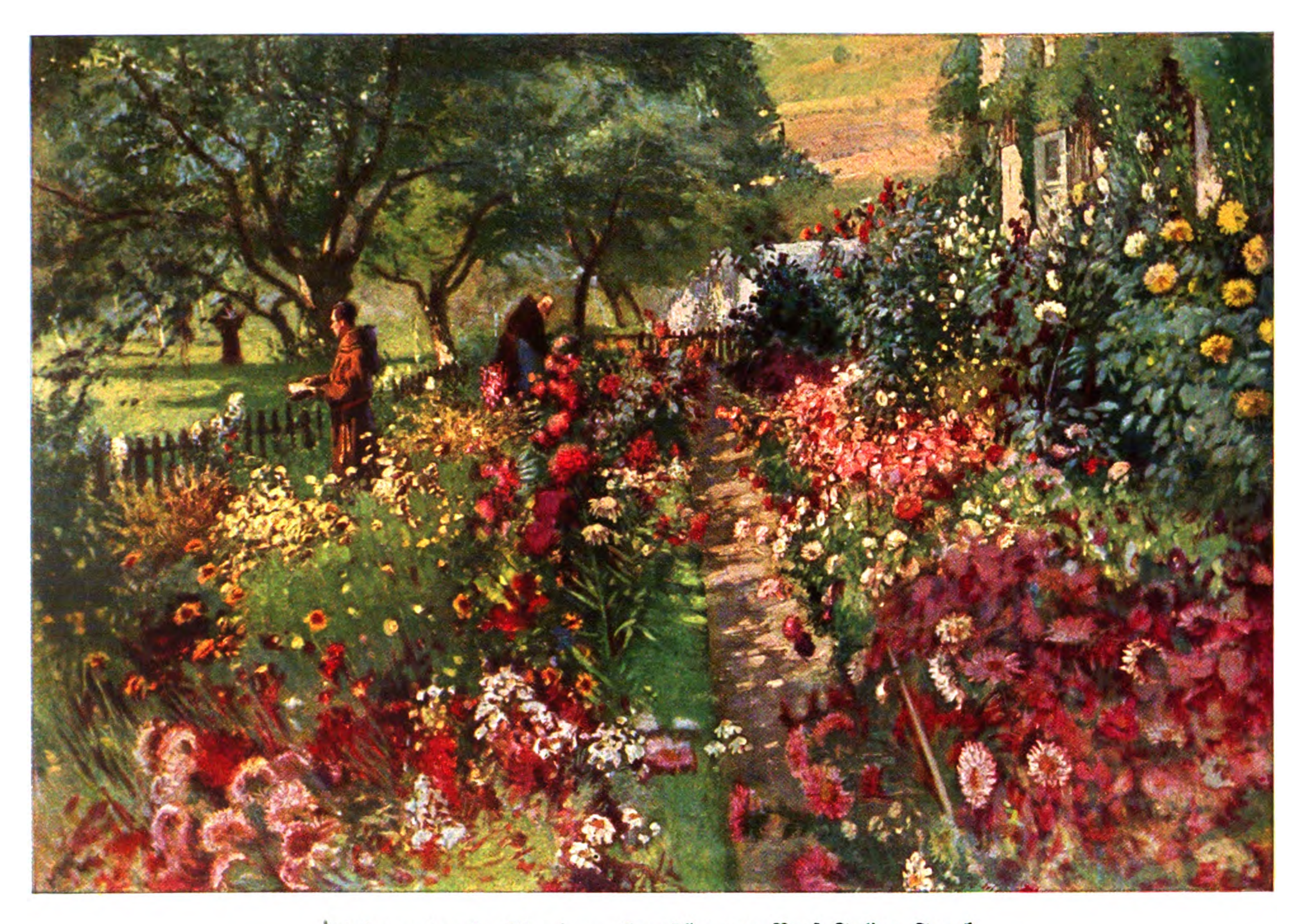
Umsäumt vom goldnen Sand der Düne,
Erschauert in smaragdner Grüne
Das alte Meer im Morgentraum.
Mit Krönchen auf den straffen Kämmen,
Die Wellen haschen sich und schwemmen
Ans Ufer morgenroten Schaum.

Ein herber Hauch weht um die Wange,
Der Morgenwind berührt die Tange,
Wie würzig duftet es nach Meer!
Und fern im Morgenglimmen gleitet,
Die prallen Segel ausgebreitet,
Ein Traumgesicht, die Brigg daher.

Wie lautlos gleitet sie von hinnen!
Das Morgenrot ruht auf den Zinnen.
Die Möwen kreischen ihren Gruß.
Aufjauchzend fliehn die kurzen Wellen,
Sie spüren wonnig im Erhellen
Der Morgenbrise kühlen Kuß.

Nun ist das ganze Gold ergossen,
In Meeresgrün und Tau zerflossen.
Es gleißt und glitzert ringsumher.
Und in der Sonnenfurche gleitet,
Die Arme selig ausgebreitet,
Die Sehnsucht hin zum Heimatmeer.

Maurice Reinhold von Stern



Klostergarten in Sterzing. Gemälde von Prof. Julius Jacob



Das Theater im Reich 1927

Das Theater als Fest — Geistige Theaternot — Ein Jahr der Lustspiele: aus England, Österreich, Deutschland — Lernet=Holenia — Freksas „Zeit auf Flaschen" — Ben Jonsons Tiermensch=Komödie — Farquhar bei Adelt und Zoff — Der dänische und der italienische Molière: Holberg und Goldoni redivivi — Alfieris „Saul", ein Gewinn der Weltbühne — Werfels „Paulus unter den Juden", die große Ideendichtung des Jahres — Historische Dramen der neuen Sachlichkeit: „Thomas Payne" von Hanns Johst — „Kampf um Preußen" von Kurt Heynicke — Zwei neue junge Gestalten: Erich Ebermayers „Kaspar Hauser" — Schäferdieks „Mörder für uns" — Ein Zeitdrama von Friedrich Wolf: „Kolonne Hund" — Das beste Theaterstück: Bruno Franks „Zwölftausend" — Sommerfestspiele: des Musikdramas in Bayreuth und München, des Schauspiels in Salzburg und Heidelberg — Die Königsdramen in der Deutschen Shakespeare=Woche in Bochum

Das Theater als Fest — das ist seit alters und auf ewig Wunsch und Sehnsucht aller jener, die — sei es gebend von der Bühne, sei es empfangend vor ihr — von der Kunst Erlebnis und nicht Unterhaltung fordern. Die Welt läßt die Möglichkeit zu reinem Erlebnis immer seltener werden. Es fehlt an Sammlung, an Feiertäglichkeit überall. Dem Zuschauer muß sie mangeln, wenn er mitten aus der Tagesfron abgehetzt und ermüdet ins Theater stürzt, und der Darstellung kann sie nicht eignen, die in alltäglicher Wiederholung, im Serienspiel des gleichen Stücks, die Spannkraft zum guten Teil einbüßen muß und bestenfalls an mechanistischer Sicherheit zunehmen kann — sofern es nämlich, was nicht allzuoft der Fall ist, gelingt, die Originalbesetzung einer Aufführung auf längere Zeit vollständig zu erhalten. In der Großstadt draußen im Reiche, wo noch immer festgefügte Ensembles mit Jahresverträgen bestehen, trifft zwar das letztere nicht zu. Aber bei allem aufgewendeten Ernst und Eifer unserer vielen ausgezeichneten gemeinnützigen Bühnen — und der Fleiß ist wirklich gewaltig —: wie viele Voraussetzungen fehlen doch unter dem Drucke der Betriebsamkeit, die der Alltag fordert, in den allermeisten Fällen, um eine noch so gute Aufführung bis zu einem wahrhaften „Feste der Kunst



Kundry Siewert vom Schauspielhaus zu Frankfurt a. M.
Aufnahme R. & C. Heß

und des Lebens" zu erheben, wie Peter Behrens es einmal proklamierte und kürzlich Wilhelm von Scholz, der Präsident der Dichtersektion der preußischen Akademie der Künste, in einer gedankenvollen Heidelberger Rede wieder forderte. Es gibt neben der wahrlich nicht zu unterschätzenden wirtschaftlichen Theaternot — ich habe in der Spielzeit 1926/27 in den besten deutschen Theaterstädten erschreckend leere Häuser wie nie zuvor angetroffen — eine geistige und künstlerische Theaternot, die vielleicht noch viel ernster zu nehmen ist. Daß das ganze Theaterjahr 1926/27 nur ganz vereinzelte neue Bühnendichtungen größeren Formats hervorgebracht hat — Werfels „Paulus unter den Juden", von dem gleich noch zu sprechen sein wird, und Unruhs nur zu Teilen gelungenen, nur im Gerichtsakt ganz starken und neue Hoffnungen auf den Dichter weckenden „Bonaparte", daneben vielleicht noch Hanns Johsts „Thomas Payne" — diese Tatsache muß wahrlich nachdenklich stimmen. Genau so nachdenklich wie der für den praktischen Theatermann gewiß höchst erfreuliche Umstand, daß die gleiche Spielzeit eine Fülle gehobener Unterhaltungsstücke, die nicht mehr Schwank und meist noch nicht reine Komödie sind, dargeboten hat, so viele, wie selten ein Theaterjahr zuvor. Lustspiele aus England, aus Österreich, aus Deutschland. Da gab es elegante Gesellschaftsstücke von jenseits des Kanals, die nicht mehr mit der Philistrosität angelsächsischer Konversationslustspiele der Vorkriegszeit belastet sind, wie „Weekend" von Coward und „Mrs. Cheneys Ende" von Lonsdale, sondern die sich an Wilde und Shaw geschult haben. Aus Österreich kamen Molnars keck-lustiges, mit einer heute selten gewordenen Grazie hingeworfenes „Spiel im Schloß" und Alexander Lernet-Holenia mit seinen ironischen Stücken aus der österreichischen Decadence: „Olla potrida" und „Österreichische Komödie" (die beide in Frankfurt a. M., ersteres bei Weichert, letzteres bei Hellmer, ihre Uraufführung erlebten). Eine Theaterbegabung, die auch in einer z. T. burlesken einaktigen „Alkestis" (reichsdeutsche Erstaufführung am Staatstheater in München) sich nicht verleugnet, aber sich hüten muß, sich die Sache geistig zu leicht zu machen. In Deutschland haben zwei Dichter, die noch vor wenigen Jahren schwerstes Weltanschauungsgeschütz aufgefahren haben, Lustspiele — sehr geglückte übrigens — für den Tages- und Hausgebrauch geschrieben. Kornfeld seinen „Kilian" und Hasenclever, der nicht ansteht, seinen „Vaterkomplex" von einst darin selber zu verspotten, den „Besseren



Middy Scheinpflug von den Städtischen Bühnen zu Hannover



Erika Mann von den Hamburger Kammerspielen (links) und Pamela Wedekind vom Leipziger Stadttheater (rechts). Aufnahme Erna Sogalla-Berlin W.

Herrn". Beide Stücke waren zunächst in der „Provinz", am Frankfurter Schauspielhaus, ehe sie in die Reichshauptstadt kamen, auf ihre Wirkung hin erprobt worden, wie denn der Ehrgeiz der Uraufführung den Theatern Berlins im vergangenen Spieljahr fast völlig abhanden gekommen war. (Auch Wolfgang Goetz' „Gneisenau" kam erst über Stuttgart nach Berlin.) Eines Lustspiels, das Berlin noch nicht erreicht, aber an den Städtischen Bühnen Hannover mit aller Berechtigung viele Freunde gefunden hat, sei noch gedacht: „Zeit auf Flaschen" (als Buch bei Georg Müller in München erschienen) von Friedrich Freksa, dem nur weniges zu einer Zeitkomödie höheren Stiles fehlt; die bejahrte adlige Dame, der man die Entwicklung der Nachkriegszeit verheimlicht, indem man sie mit Hofnachrichten aus alten Zeiten unterhält, gehört zu den hübschesten Lustspielfiguren der letzten Jahre.

An innerem Wert wird alles, was an neuen Lustspielen in diesem abgelaufenen Theaterjahr auf die deutsche Bühne gelangt ist, übertroffen von der Neufassung, die eine der kultiviertesten Persönlichkeiten des heutigen Deutsch-Österreichs, Stefan Zweig, der als geistiger Repräsentant seines Landes sozusagen die Nachfolge Hermann Bahrs angetreten hat, einer Komödie von Shakespeares jüngerem Zeitgenossen Ben Jonson, dem „Volpone" (Uraufführung am Wiener



Annie Weinert vom Staatstheater zu München
Aufnahme Nehrdich, Kassel

Burgtheater) gegeben hat. Die Leser dieser Monatshefte kennen dieses Werk, wie die übrigen aus dem Reiche inzwischen nach Berlin gelangten, aus den regelmäßigen Berichten Paul Oskar Höckers und Paul Weiglins über Berliner Erstaufführungen. Aber auch in diesem Zusammenhang darf noch einmal hervorgehoben werden, welch eine wertvolle künstlerische Wiedergewinnung diese unendlich geistreiche, gallenbittere Tiermenschen-Komödie vom ewigen Tanz um das Geld für die Gegenwart bedeutet, ein Werk von Molièrescher Kraft und durch die Farbigkeit seiner sämtlichen, um die Zentralidee kreisenden Gestalten dem Meister der romanischen Komödie mit seinen oft so schematischen Nebenfiguren sogar überlegen. Dr. Stefan Zweigs Bearbeitung ist das Muster einer feinfühligen und taktvollen Nachdichtung aus dem Geiste des Originals. (Buch in Kiepenheuers Liebhaberbibliothek.)

Daß ein anderer Bearbeiter mit einem anderen Stück Ben Jonsons, der „Schweigsamen Frau“ (Uraufführung am Stuttgarter Schauspielhaus), ebensoviel Glück haben werde, ist allerdings zu bezweifeln. Dagegen durfte einer der originellsten Komödiendichter der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, George Farquhar, den bisher nur der Fachmann gekannt hatte, mit einem und demselben Stück, „The Beaux' Stratagem“, gleich in zwei verschiedenen freien deutschen Neufassungen erscheinen. Von ihnen gebe ich derjenigen von Leonhard Adelt mit ihrem liebenswürdig-zopfigen Obertitel „Falsche Karten — redlich Spiel“ (Uraufführung am Münchner Staatstheater) den Vorzug vor der „Die zwei Abenteurer“ genannten oberflächlicheren von Otto Zoff, der auch mit zwei weiteren Bearbeitungen, der „Preziosa“ (Uraufführung in Würzburg) und des Polen Krasinski interessanter „Ungöttlicher Komödie“ (Uraufführung in Bamberg) in diesem Jahr keinen Widerhall an den deutschen Bühnen gefunden hat. (Adelts Komödie als Buch bei Oesterheld.) Sonst darf man noch der erfolgreichen Einbürgerung von Holberg, dem „dänischen Molière“, mit seinem „Ulysses von Ithacia“ gedenken, die eine Vorausahnung der „Schönen Helena“ um ein Jahrhundert ist und wohl Jacques Offenbachs belesenem Librettisten nicht unbekannt gewesen war. Man hat sie in Hannover unter Roennecke (hier in Heinrich Göbels guter neuer Überarbeitung) als Sommerspiel zu belustigendster Wirkung gebracht, nachdem schon vor einigen Jahren das literaturfreudige Stadttheater in Bonn unter Dr. Albert Fischers Intendanz mit gutem Beispiel vorangegangen war. Neben dem dänischen hat auch der „italienische Molière“, Goldoni, in diesem Jahr besonders Glück mit einer manchen deutschen Ehebrecherschwank beschämenden Aufführungsziffer gehabt. Es ist seine vornehme Charakterkomödie vom Mann mit der rauhen Schale und dem weichen Kern, die Goldoni während seines

Pariser Aufenthaltes als „Der wohltätige Murrkopf" in französischer Sprache schrieb und welche die Bayrische Landesbühne in der jede Zutat meidenden liebevollen Übersetzung Lola Lormes unter dem Titel „Der Rappelkopf" vielen zur Freude zur Uraufführung brachte. Das deutsche Theater wird mit Goldoni, der derzeit fast nur noch mit „Mirandolina" und dem „Diener zweier Herren" bekannt ist, noch manche erfreuliche Überraschung erleben können.

Wie Italiens klassischer Komödiendichter, so hat auch sein bedeutendster Tragiker, Alfieri, mit einem Werke, seinem „Saul", — und zwar gelegentlich der Uraufführung am Prinzregententheater in München in der neuen Übertragung von Heinrich Simon (Buch in der Frankfurter Sozietätsdruckerei) und unter der Regie von Alfons Pape — ein deutsches Publikum aufs stärkste zu fesseln vermocht. Nur einmal, an der Weimarer Bühne Goethes, mit dem Alfieri das Geburtsjahr teilt, war damals in einer freien Übersetzung Knebels diese unter fünf Personen sich abspielende biblische Tragödie bisher in Deutschland gesehen worden. Dieses Schicksalsdrama des dereinst gewaltigen Volkskönigs Saul, der aus Neid gegen den jungen Volksliebling David und aus übersteigertem Selbstgefühl sein Land und sich selber, von Schuld zu Schuld treibend, ins Unglück jagt, bis er sich ins eigene Schwert stürzt, gehört zu den — architektonisch wie geistig — ungewöhnlichsten, noch heute (und vielleicht gerade heute) unmittelbar fesselnden klassischen Bühnendichtungen der Welt, die auch dem Schauspieler so gewaltige Aufgaben bietet, wie sie unsere Zeit nur ganz selten einmal stellt. —

Von deutschen Originalwerken, die der Bühne neu zugeführt und bisher erst im Reiche gespielt wurden, sind drei mindestens im weiteren Sinne „historische" Dramen die wichtigsten: von Werfel, Hanns Johst und Kurt Heynicke. Weitaus überragend unter ihnen die neue Dichtung Franz Werfels, der nach der warmherzig-klugen „Juarez und Maximilian"-Tragödie des vorangehenden Jahres mit „Paulus unter den Juden" (Uraufführung am Schauspielhaus in Düsseldorf und Köln und am Prinzregententheater in München, Buch bei Paul Zsolnay in Wien) eine bedeutende Ideendichtung und zugleich — ein seltener Fall — ein ausgezeichnetes Theaterstück schrieb. Nicht weniger als Zusammenbruch und Werden einer Welt ist hier der Vorwurf. Das geistig zersetzte und zerfetzte Zion wird in starken



Erika van Draaz vom Deutschen Nationaltheater zu Weimar (jetzt Leipziger Schauspielhaus)



Margarethe Thelemann von den Vereinigten Stadttheatern Bochum-Duisburg
Aufnahme Genthe, Leipzig

an innerer Spannung in unserer Zeit kaum übertroffen worden ist. Der eigentliche Sieger im Kampf aber bleibt der lachende Dritte, der schlaue Römer.

Hanns Johst hat einen Stoff aus den amerikanischen Befreiungskriegen zum Thema seiner Szenenreihe gewählt, die an acht verschiedenen Bühnen ihre Uraufführung hatte. „Thomas Payne", der Titelheld, ist der eigentliche Vater des neuen amerikanischen Staates, ein stiller Held, dessen Name in der Weltgeschichte gegenüber dem Washingtons so zurücktritt, wie etwa derjenige Gneisenaus, dessen Wolfgang Goetz sich in seinem Drama mit soviel werbender Kraft annahm, gegen Blücher. Payne geht, nachdem er als erster sein Land in Bewegung gesetzt, nach Frankreich, um hier Mittel für seine Sache aufzubringen, verfeindet sich aber mit den dortigen Revolutionsführern, weil er das Leben Ludwigs XVI. geschont sehen will, und wird, des Verrats verdächtigt, in

Szenen und ungemein lebendigen Gestalten vor Augen geführt. In diese untergangsreife Atmosphäre tritt der bekehrte Saulus ein, der nun seinen Kampf zu führen hat gegen die Freunde des verlassenen alten Glaubens wie gegen die teils mißverstehenden, teils mißtrauenden Anhänger des neuen. Werfel sagte einmal, daß er, im Gegensatz zur überholten Form des ehemaligen französischen Thesen-Schauspiels, stets „Antithesen-Stücke" schreibe, ausgehend von der Auffassung des Dramas als dialektischer Form. Hier stellt er Gesetz gegen Freiheit, Thora gegen Messias-Erlebnis, den Judenpatriarchen Gamaliel gegen seinen Lieblingsschüler Saul-Paulus. Beide bleiben im Recht. Denn wahrhaft tragisch, so betont Werfel, ist immer nur der Untergang eines Menschen, der in seinem Recht ist. Dieser Kampf der Weltanschauungen gipfelt in einem großen, fast einen Akt füllenden Zwiegespräch zwischen dem greisen Gamaliel und Saul, der

den Kerker geworfen. In diesen Europa-Szenen, den knappsten des Stückes, liegt dessen größter Reiz. Nach Jahren der Haft in die Heimat zurückgekehrt, findet er sich und seine Arbeit vergessen; so geht er in den Tod. (Buch bei Albert Langen.)

Noch stärker im Stile einer neuen Sachlichkeit gehalten, weniger den tieferen Sinn der Geschichte erläuternd und deutend als durch klug formulierten Tatsachendialog ihn dem Hörer nahebringend — so ist Kurt Heynickes „Kampf um Preußen": eine Siebenbilderfolge von Jena bis kurz vor Leipzig, mit einer sehr lebendigen, das Tragische streifenden Gestaltung Friedrich Wilhelms (Uraufführung in Hannover, Buch im Schauspielverlag, Leipzig).

Aus der jüngsten Generation sollen diesmal wenigstens zwei neue Namen genannt werden. Der 26jährige Erich Ebermayer, durch Novellen bereits bekannt, faßte das Schicksal des „Kaspar Hauser", der für ihn kein aufschneiderischer Schwindler, sondern

der arme unglückliche Findling der badischen Legende ist, in ein Spiel von zehn Bildern zusammen, von denen nur zwei starke dramatische Wirkung aufkommen lassen, aber fast eine jede zarte Stimmungen in sich birgt. Wir erleben den Kampf des kindlich reinen Menschen gegen eine unreine und niedrige Welt in einer volksliedhaft schlichten Form (Uraufführung am Münchner Residenztheater, Buch im Schauspielverlag, Leipzig).

Willi Schäferdiek, der andere der Jüngsten, die ich vorstellen möchte, ist ein 23jähriger Proletariersohn aus Kettwig a. d. Ruhr. Er hat eine „szenische Ballade“ geschrieben, deren Uraufführung das stärkste Verdienst ist, das sich die verschiedenen großen deutschen Theatern neuerdings angegliederten Experimentierbühnen in der vergangenen Spielzeit erworben haben. Es war die Junge Bühne des Mannheimer Nationaltheaters unter Heinz Dietrich Kenters Regie, die „Mörder für uns“ gespielt hat (Buch bei Klopp in Bonn). Ein äußerst aktuelles Thema wird hier, jedes sensationellen Einschlags bar, von einem mehr zur Weh- als Anklage gestimmten jungen Menschen nacherlebt, die grauenvolle Tat der Eisenbahn-Attentäter von Leiferde, deren Prozeßverhandlung keinen nachdenklichen und gerechten Menschen hatte unerschüttert lassen können. Für Schäferdiek ist „nicht der Mörder, sondern der Ermordete“ der eigentliche Schuldige, Staat und Gesellschaft. Daß ein leidenschaftlich mitfühlender, am eigenen Leib gepeinigter junger Mensch wirklich dichterischen, nicht parteiisch tendenziösen Ausdruck für solche Not fand, das gebietet, dieses kleine, stille, unscheinbare, keine Stunde währende Werk herauszuheben aus einer Reihe lärmender und wichtigtuender Zeitstücke.

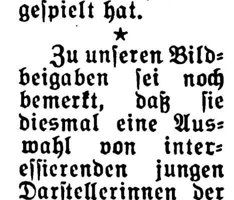
Des schwäbischen Arztes Friedrich Wolf „Kolonne Hund“ (Uraufführung am Deutschen Schauspielhaus Hamburg, Buch bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart) soll dieser Vorwurf allerdings nicht treffen. Es zeigt den, als Theatraliker durch den „Armen Konrad“ legitimierten Verfasser, der selber an einer Gemeinschaftsgründung von Vogeler-Worpswede beteiligt gewesen war, als idealen Kämpfer um das Problem der Arbeitslosigkeit in dem Schicksal einer Siedlungskolonne. Die Gegensätze: hier Licht und Luft, dort Geld und wieder Geld, sind mit starker Leidenschaftlichkeit gestaltet. — Und schließlich soll die Uraufführung des (von Sensationsschmarren natürlich abgesehen) spannendsten Theaterstücks dieses Jahres, an dem künftig keine Bühne vorübergehen wird, nicht vergessen sein: „Zwölftausend“ von Bruno Frank (Münchner Kammerspiele, Buch bei Albert Langen), wo der erfolgreiche Romanschriftsteller das in der Kammerdienerepisode



Anneliese Born vom Hessischen Landestheater zu Darmstadt in der Titelrolle von Romain Rollands „Aërt“
Aufnahme M. Dührkoop, Hamburg

von „Kabale und Liebe" angeschlagene Thema: den Verkauf von Landeskindern eines deutschen Duodezstaates als Kanonenfutter fürs Ausland, mit ungewöhnlicher Bühnenbegabung behandelt hat. —

Ich kehre zum Ausgangspunkt meines diesmaligen Überblicks zurück: zu dem Gedanken vom Theater als Fest, das das Theater im Alltag, auch das schönste, nur mehr so schwer werden kann. Von diesem instinktiven Gefühl mögen viele unter den Tausenden geleitet sein, die es allsommerlich zu den großen deutschen Festspielen treibt, nach Bayreuth auf den Festspielhügel und nach München ins Prinzregenten- und Residenztheater. Neuerdings sind zu den Opernwochen in Bayreuth und München die großen Schauspielfeste in den zwei schönsten Städten des deutschen Südens hinzugekommen, unter Max Reinhardt in Salzburg und Gustav Hartung in Heidelberg. Das imposanteste Unternehmen, von dem für 1927 zu berichten ist, die Deutsche Shakespeare-Woche in Bochum, in welcher unter der Gesamtleitung Saladin Schmitts das Siebentagewerk der sämtlichen Königsdramen, über zehn Aufführungen verteilt, in einer Inszenierung und Darstellung von einprägsamster Schönheit ohne Hinzuziehung eines auswärtigen Gastes vor einem aus ganz Deutschland wie aus dem englischen Ausland zusammengekommenen Publikum als eine im doppelten Sinne des Wortes „außerordentliche" Veranstaltung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft sich abgespielt hat.





Ursula Krieg vom Stadttheater zu Bonn

★

Zu unseren Bildbeigaben sei noch bemerkt, daß sie diesmal eine Auswahl von interessierenden jungen Darstellerinnen der deutschen Bühne vereinigen, der künftig eine parallele Zusammenstellung von Porträts junger männlicher Darsteller aus dem hoffnungsvollen Nachwuchs der deutschen Theater im Reiche folgen soll. Dr. **E. L. Stahl.**



Bühnenbild aus Christian Crüwells Schauspiel „Gott Gaura". Rostock, Stadttheater
Aufnahme F. Palm

Arnold Böcklin 1827-1927

Ein Werk und sein Schicksal

Von Fritz Stahl

In der deutschen Welt ist es still geworden um den Namen Arnold Böcklin, von dem sie bis vor zwanzig Jahren widerhallte und der in jener Zeit mit einem Ton ausgesprochen wurde, in dem tiefste Dankbarkeit und sicherer Glaube an seine Unsterblichkeit mitklangen; ausgesprochen wie kein anderer Name eines Zeitgenossen, wie sonst nur Namen der großen alten Meister, an die sich die Bewunderung von Jahrhunderten angesetzt hat.

Der Mensch der Gegenwart wird geneigt sein, diesen Vorgang nicht schwer zu nehmen. Er ist es ja gewöhnt, unbekannte Namen plötzlich unter Fanfaren ausrufen zu hören, die dann nach ein paar Jahren, in denen sie mit immer mehr schwindender Betonung und schließlich offenbar ohne Überzeugung genannt werden, spurlos zu verschallen. Er weiß ferner, daß auch die größten Meister Perioden der Vergessenheit durchzumachen haben; der Geist einer Zeit ist nicht stark genug, sie immer alle zugleich gegenwärtig zu haben neben den andringenden Werken der Lebenden. Aber beide Vergleiche treffen nicht. Böcklins Ruhm war langsam gewachsen und beruhte auf einer seltenen Übereinstimmung aller. Er war zugleich volkstümlich und der Erwählte der geistigen Führerschicht; er galt, und er allein, in allen deutschen Landschaften. Und die Stille war nicht nur negativ, ein Aufhören des Sprechens von ihm, wie es bei den anderen vorkommt. Die werden doch immer wieder einmal erwähnt, zum Vergleich herangezogen in Erörterungen über Kunst, oder wenn ein Werk ihrer Hand auf dem Markte auftaucht oder in eine öffentliche Sammlung gelangt. Und dann klingt ihr Name wie eh' und je. Und die hohen Preise zeigen, wie sicher er steht. Die Stille um Böcklin war ganz anders, ein positives, ein — wenn man so sagen darf — ausdrückliches und hörbares Schweigen, härter als jedes Wort. Es ist kaum noch ein Bild auf den Markt gekommen. Auf diesen modernen Markt, auf dem jeder Abfall, jeder Kitsch noch einen Händler und Käufer findet. Die Leiter der jüngeren Museen, hinter zweifelhaften Tagesleistungen mit Phantasiepreisen her, haben einen Erwerb nicht einmal erwogen, die Direktoren der älteren den Bestand nur eben behalten. Der einzige, der treu geblieben ist und durch die Schaffung eines schönen Rahmens den Besitz herausgehoben hat, ist Ludwig Justi, der Leiter der Berliner Nationalgalerie. Von den Männern, die über Kunst schreiben und sprechen, wird er nie genannt. — Auch hier gibt es eine Ausnahme, die ich nicht namhaft zu machen brauche — oder nur abfällig von einem der Neuesten.

Es handelt sich also bei jenem Umschwung der Meinung nicht um den gewöhnlichen und in gewissem Sinne natürlichen Vorgang, den wir auch sonst erleben. Böcklin ist nicht gefallen, er ist gefällt worden. Auch das ist einzig. Es gibt eigentlich nicht das, was man eine vernichtende Kritik im vollen Sinne des Wortes nennen könnte. Mancher von uns hat Rühme und Rühmchen abgeschafft, deren Träger uns doch noch nach vielen Jahren in Person oder im Bilde fröhlich grüßen. Sie behalten immer einen Teil des Publikums und auch wohl ein Winkelchen in der Öffentlichkeit. Die Bilder eines Münchener Genremalers, die von der gesamten Kritik vor Jahrzehnten abgetan worden sind, erzielen in einer Auktion Preise wie die der größten Maler. Nur einmal hat eine Kritik wirklich vernichtet. Julius Meyer-Gräfes „Fall Böcklin" hat den Umschwung in der Schätzung des Meisters herbeigeführt. Nicht unmittelbar. Das große Publikum hat das Buch nicht gelesen und kaum von ihm erfahren. Aber die Kunstschreiberei ließ sich von ihm bestimmen, schmachvollerweise, bezeugend, daß auch die deutschen Ästhetiker „mit den Ohren sehen". Die Händler glaubten, gegen diese Stimmung nicht anzukönnen. So entstand das Schweigen. Das Publikum vergaß, wie es heute alles vergißt, an das nicht jeden Tag erinnert wird. Übrigens ist es mehr als zweifelhaft, ob der Verfasser diese Wirkung gewollt hat. Womit die Sache ins Groteske umschlägt.

Der hundertste Geburtstag eines Künstlers pflegt ein Tag freundlicher und dankbarer Erinnerung zu sein, an dem der Streit der Meinungen längst vorüber ist. Was wird er für Böcklin werden? Das Schweigen muß hier ein Ende finden. Für den Getreuen, dem der Name noch genau dasselbe bedeutet wie damals, ergibt sich der innere Auftrag, das Schicksal seines Werkes, wie er es durch vierzig Jahre miterlebt hat, von Anfang bis zu dem geschilderten Ende zu erzählen und zu erklären. Es ist ein Beitrag nicht nur zur Geschichte unserer Kunst, sondern auch zur Psychologie unseres Kunstlebens.

*

Am Anfang war der Hohn. Wie bei allen Künstlern aller Völker seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, die ihre Persönlichkeit gegen die Konvention setzten. Und desto größer, je stärker sie waren. Darüber darf man auch nicht klagen oder gar die Men-

schen von damals anklagen, wie das in den Biographien zu geschehen pflegt. Seit Kunst der Ausdruck eines ganz persönlichen Erlebnisses der Welt geworden ist, geht die Forderung, daß der Künstler gleich vom Publikum verstanden werden solle, über alle Möglichkeiten hinaus. Man kann die Verhältnisse nicht mit denen der alten Zeiten vergleichen, in denen der Künstler für eine Gesellschaft schuf, mit der ihn dasselbe Weltgefühl verband. Jetzt stand und steht er vereinzelt unter einzelnen. Es ist die ungeheure Last auf ihn gelegt, nicht nur zu gestalten, sondern auch den Stoff zu wählen. Und er braucht auch im besten Fall Jahre der Entwicklung, in denen er höchstens andeuten kann, in denen er seine Kunst als Absicht zeigt, nicht als Erfüllung. Bei dieser Lage der Dinge ist gar nichts anderes möglich, als daß sich langsam eine Gemeinde bildet, in der ersten Zeit so langsam, daß man fast die Einheiten zählen kann. In eine Kunstgeschichte des Jahrhunderts, die sich streng an das Urteil der Nachwelt hält, geht kaum ein Künstler ein, dem es nicht so hart ergangen ist. Die schnell ankamen, sind nur Mode geworden und als Mode wieder verschwunden.

Der Fall Böcklin war insoweit einer unter vielen. Auch darin allen anderen gleich, daß es dieselben Züge sind, die ihm die Bewunderung der wenigen und den Hohn der anderen erwarben. Aber es war ein besonders schwerer Fall. Weil er in Stoff und Form so weit von allem abwich, was damals gemalt wurde, und auch von all dem, was von alter Kunst im Gesichtskreis der Zeitgenossen war. Wie sehr, wie gewaltsam mitunter, das kann heute niemand mehr ermessen. Es hat seitdem soviel wilde Sachen gegeben, es gibt außerdem seit Jahren so starke Farben in unserem Leben, daß unsere Augen abgehärtet sind. Damals, in den ersten achtziger Jahren, war der Geschmack noch farbenfeindlich. Ein Ball etwa, das waren Kleider in weiß, rosa und mattblau; ein rotes war eine Sensation. Bilder waren dunkel und tonig; der Impressionismus und die Freilichtmalerei sollten erst kommen. Alle modernen Galerien gehörten dem, was man später restlos als Schinken bezeichnet hat. Wenn ich heute in der Nationalgalerie die „Elysäischen Gefilde" ansehe, so kann ich selbst den Schreck nicht mehr begreifen, den ich empfunden habe, als ich 1885 das Bild zum ersten Male sah. Denn ich habe einen Schreck empfunden, der sich in Lachen entlud. Ich könnte mich aufspielen und es leugnen, aber ich will nicht. Und Herman Grimm, der Humanist, als bewußter Gesandter Goethes bei den Enkeln eine olympische Gelassenheit bewährend, sprach von der Beweinung in zornigem Hohn als von der „Pietà in den sieben Regenbogenfarben" — die man übrigens vergebens auf dem Bilde suchen wird.

Die es grundsätzlich mit der Tradition hielten, und die vielen, die nur da Kunst sehen, wo sie an andere Kunst erinnert werden, blieben dabei. Den anderen aber wird es ergangen sein wie mir. Von all den Bildern, die ich bei jenem ersten Besuch der Nationalgalerie mit Beifall begrüßt hatte, blieb kaum eine Erinnerung, doch dieser schreckliche und komische Böcklin hatte sich eingeprägt, und erstaunt, ihn so gegenwärtig im Gedächtnis zu finden, kam man am Ende zu dem Schluß, es müsse etwas an ihm sein. Er lockte zum Wiedersehen. Immer wieder. Und zusehend und hineinschauend fand man das Wunder eines ganz verwirklichten Traumes, bekam die Augen voll von dem Licht eines südlichen Himmels und reiner Farben, und ahnte etwas von dem Unterschied zwischen bildschöpferischer Kraft und bloß realistischer Nachahmung. Spätere kritische Haltung sah dann gerade dieses Bild etwas anders. Aber man war ja mit den zwanzig Jahren und der Jugend in einem bildlosen Lande nicht kritisch und warf sich rückhaltlos in die Bewunderung. Um dann allmählich zu entdecken, daß man zu einer kleinen Gemeinde gehörte, Märtyrer im kleinen, die sich mit ihrem Heiligen als verrückt und farbenblind mußten schelten lassen. Die Bürger und ihre Künstler wußten nämlich zu erzählen und blieben lange dabei, daß der Böcklin beides sei und in einem Irrenhaus sitze.

Wer kann sich in diesem Berlin, in dessen Salons wohl in jedem Monat tausend Bilder gezeigt werden, die Verhältnisse jener Zeit vorstellen! Ein neuer Böcklin bei Fritz Gurlitt, kaum öffentlich angezeigt und von der Kritik höchstens verrissen, war ein Ereignis. Man wallfahrtete andächtig dorthin und nicht nur einmal, man tauschte mit anderen seine Eindrücke und liebte und lobte die Gleichgestimmten und stritt gewaltig mit den Gegnern. Man machte sich so im Laufe der Jahre, Bild auf Bild, das Werk des Meisters zu eigen. Und was zuerst unklares Gefühl gewesen war, wurde allmählich sichere Erkenntnis. Man lernte Böcklin verstehen.

Es müssen hier Ausgangspunkt seiner Kunst und Werden seiner Form im Zusammenhang dargestellt werden, wenn seine Wirkung und die spätere Gegenbewegung verstanden werden sollen.

★

Es ist merkwürdig, daß, wenn man Böcklins Anschauung formulieren will, man Worte und ganze Sätze anwenden muß, die von den Wortführern der nachimpressionistischen Kunst zur Begründung ihrer Absichten gefunden und bis zum Überdruß wiederholt worden sind. Deshalb merkwürdig, weil weder die Künstler noch die Ästhetiker dieser Generation die Übereinstimmung erkannt haben, sondern sich an die Stellungnahme Meyer-Gräfes hielten,

die von einem ganz entgegengesetzten Standpunkt ausging. So verwirrt sind die Kunstbegriffe geworden. Oder: so wenig folgen auch die Kunstmenschen dem eigenen Gefühl, dem die Übereinstimmung im Grundsätzlichen nicht entgehen könnte und das, alles Werturteil vorbehalten, den Vorläufer erkennen müßte.

Mit aller Entschiedenheit und mit dem ganzen Eigensinn des Schweizers lehnte Böcklin die Nachahmung der Wirklichkeit ab. Kunst bedeutete ihm Schaffen aus dem eigenen Inneren heraus, Bild eine Erscheinung, die es nie und nirgends gegeben hat als in dieser einen Phantasie, und zugleich einmalige einprägsame Formung aus den starken, reinen, leuchtenden Grundfarben, eine Formung, die seinem Inhalt entsprechen muß wie die Musik dem Text, den sie begleitet.

Man kann den Menschen und den Maler in ihm nicht trennen. Die romantische Sehnsucht war gewiß von Anfang an in ihm, aber sie wurde ebenso gewiß dadurch erst auf das höchste gesteigert, daß für alle diese schönen Farben auf der Palette keine Verwendung ist, wenn man die Wirklichkeit dieses Lebens malt; daß man sie dann brechen und mischen muß. Das schien ihm unerträglich.

Aus diesen Voraussetzungen, die mit denen der Expressionisten ziemlich genau übereinstimmen, zog er die Folgerung, vor der diese zurückschraken. Sie haben geglaubt, gegen die Wirklichkeit schaffen zu können, und es zu müssen, weil die Studie doch immer wieder an sie binde, und so sind sie ins Ungefähr und in die Verzerrung geraten. Auch Böcklin lehnte die Studie ab und hat, außer in der ersten suchenden Zeit, abgesehen von den wenigen Porträts, niemals nach der Natur gemalt, und kaum gezeichnet. Aber er hat nie verkannt, daß man eine eigene Welt nur schaffen kann, wenn man die wirkliche beherrscht, und geglaubt, daß man sie nur beherrscht, wenn man sie sozusagen auswendig gelernt hat, und daß das nicht durch beobachtendes Sehen, sondern nur durch vertieftes Schauen zu erreichen ist.

Eine Anekdote mag zeigen, wie das gemeint ist. Eine kleine Schar von Malern war in einer italienischen Landschaft zusammengetroffen. Sie zogen wochenlang täglich gemeinsam aus, und alle standen fleißig vor ihrer Staffelei. Nur Böcklin „tat nichts“. Am Ende dieser Zeit kamen sie überein, es solle jeder ein charakteristisches Bild dieser Landschaft malen. Und da war Böcklins Bild das beste. Wie eine solche zusammengefaßte Landschaft aussieht und wirkt, das zeigt die „Toskanische“ mit dem Liebespaar in der Nationalgalerie.

Man darf dabei nicht vergessen, daß dieser Träumer trotz allem ein Kind des realistischen 19. Jahrhunderts war und daß er nicht nur einen im allgemeinen richtigen Bestand, sondern auch eine weitergehende Ausführung des einzelnen wollte. Als ihn Jordan, der damalige Leiter der Nationalgalerie, dringend an die Lieferung des „Elysäischen Gefildes“ mahnte, das bei ihm bestellt worden war, antwortete er: „Sie ahnen gar nicht, wieviel Blätter eine solche Pappel hat.“ Das klingt nun fast komisch. Aber es war ganz ernst gemeint. Und wer diese Bäume ansieht, wird finden, daß einmal das Charakteristische, dieses merkwürdige Schimmern der silbernen Unterseite der bewegten Blätter nicht anders auszudrücken ist, und daß keiner es geben könnte, der vor dem Baum sitzt und auf das einzelne Blatt paßt, sondern nur jemand, der das Ganze der Erscheinung in der Phantasie hat.

Das Ganze der Erscheinung! „Ich will nicht Wasser malen, sondern das Meer.“ Damit hat der Künstler einmal selbst den Unterschied zwischen seiner Kunst und den realistischen Spezialisten klargelegt. Das große Bild „Triton und Nereide“, eines der schönsten Böcklins und eines der größten Malwerke des Jahrhunderts, ist in Basel gemalt worden. Und wenn der Maler fühlte, daß die Phantasie nicht ganz mächtig war, fuhr er nach Portofino hinunter und setzte sich drei Tage auf die Mole dem elementaren Wesen gegenüber.

Das suchte er, das elementare Wesen, Meer, Wald, Gebirge in ihrem Urzustand, wie sie Gott gewollt hat, herrlich wie am ersten Tag. Und sich in ihre Einsamkeiten vertiefend, sah er sie wie der naive Mensch von elbischen Wesen belebt. Es war das — nicht ausgedachte — Mittel, sie von der zivilisierten Landschaft zu unterscheiden. Seine Träume schlossen sich an die Wesen der griechischen Fabelwelt an. Aber sie sahen sie nicht weiß und kalt, wie die antiken Statuen sind, und auch nicht durch Modelle dargestellt. Sie sahen sie deutlich als lebendige Kreatur mit Stimmung und Schicksal, Freude und Weh, ungehemmter Kreatur, wie sie in die ursprüngliche Natur gehörte.

So wenig ein abgemalter Baum in dem Bilde seiner Phantasie stehen konnte, so wenig ein abgemalter, ein nach dem Leben studierter Mensch. Wie peinlich stört noch bei dem geliebten Feuerbach die Mahnung an das Modell, das Iphigenie werden sollte und nicht konnte! Böcklin mußte Menschen und Tier ebenso bloß durch Anschauung beherrschen lernen wie die Natur, um dies Wesen seiner Phantasie schaffen zu können. Er traf das Ganze und die Vitalität, aber die Anatomie ist im einzelnen oft zweifelhaft. Wer am einzelnen haftet, wird sich daran stoßen. Kritik, die diese Art von Kunst ablehnt, hat hier die schwache Stelle, wo sie ansetzen kann. Künstlerklatsch erzählte, die eifersüchtige römische Frau des Künstlers hätte kein Aktstudium geduldet. Welch ein Beweis für die Dummheit und Bosheit! An dem Mangel Schuld trägt allein das Fehlen einer Tradition, einer

Erziehung, wie sie die alte Werkstätte gab, in der der Künstlerknabe das Handwerk lernte, bevor er zu eigenem Schaffen reif wurde. Der reife Böcklin konnte den Akt nicht mehr brauchen.

Böcklin, der unbefangen in die Natur sah, entdeckte für sich das Licht. Darin ganz mit den vorschreitenden Realisten seiner Zeit verwandt. Er konnte deshalb mit den Mitteln der malerischen Malerei, wie sie sich seit den Venetianern entwickelt hatte, mit dem Helldunkel und der Tonigkeit nichts anfangen. Das und die Lockung der reinen Farben auf der Palette und auch ein besonderer Realismus führten ihn zu den alten Niederländern und Deutschen, mit denen verglichen ja auch die modernen Hellmaler noch schwarz erscheinen. Er ahmte sie nicht nach, aber er nahm ihr Handwerk auf, die Holztafel, den Kreidegrund, das Lasieren. Er hatte, während alles ringsum nach rasch fördernder Arbeit strebte und den Reiz der Skizze auch dem Bild erhalten wollte — das ist doch der Sinn des Impressionismus —, die Geduld des alten Künstlerhandwerkers. Er hatte auch sonst etwas von seiner Gesinnung. Man konnte ihn, was Gurlitt klug benutzte, mit einer gut vorbereiteten Tafel zum Malen reizen. Dann stand er zwischen den schwarzen und leeren Wänden seiner Werkstatt und legte langsam das Bild, das ihm bis ins kleinste bestimmt vor dem inneren Auge stand, auf die Tafel. Auch in dieser Arbeitsweise ein einziger, Gegensatz in der äußersten Bedeutung des Wortes zu den Zeitgenossen, die sich eben anschickten, die Staffelei ins Freie zu stellen und sich dem Eindruck des Augenblicks hinzugeben. Womit nicht etwa Recht und Wert der anderen geleugnet werden sollen. Auch im Hause der Kunst sind viele Wohnungen.

Man muß, wenn man von Kunst spricht, so viele einzelne Punkte erörtern, trennen zwischen Inhalt und Form, zwischen Menschlichem und Künstlerischem. Das verunklart dann den einfachen Tatbestand. In diesem Fall darf es über allen solchen Darlegungen nicht in Vergessenheit geraten, daß Böcklin im Grunde immer nur eines gewollt hat: Das Bild, das Farbengebilde, fest geschlossene, unabänderliche, harmonische Einheit aus leuchtender Materie, aus einem inneren Erlebnis erwachsend und auch für sich, als bloße Oberfläche, schon seine Stimmung ausdrückend. Das nannte bei Böcklin trockene Gelehrtensprache dann seine Farbensymbolik, ein gräßliches, vollkommen unkünstlerisches Vorgehen, das diesem Durch-und-durch-Gefühlsmenschen nie hätte einfallen können. Ihm kam das Bild zugleich als Darstellung und als Klang: Freude, hell und bunt, in der „Flora", Leidenschaft und Laune, tieftonig mit bizarren Flecken, in „Triton und Nereide", Verzweiflung und Trost, totes Blau und eindringendes Rot, in der „Pietà".

Und er führte durch die Linien das Auge so, daß es die musikalische Wirkung fühlen muß. Im Gegensatz zu den Abstrakten, die aus Unverstand auf dieses einzige Mittel, im Bild ein Nacheinander zu erzielen, verzichten.

Merkwürdigstes Beispiel solchen Aufbauens der „Prometheus". Der Augenpunkt ist ganz tief, alle Linien zwingen zu ihm hin. Dann erst steigt der Blick über den Bergwald zu den Schroffen und endlich zum Kamm und zu dem Riesen, der über das Gebirge hingeworfen liegt, nicht wie sonst an einen Felssplitter geschmiedet und ein Mann von mittlerer Größe. So sieht man auf der kleinen Bildfläche Ungeheures, worauf hier die Führung des Auges abzielt.

★

Diese Darstellung und Wertung ist natürlich persönlich. Aber das Gefühl von der Einzigkeit dieses Künstlers war doch von den späteren achtziger Jahren an so allgemein, wie eine Kunstmeinung überhaupt nur werden kann. Sie wurde so wenig vom „Pan" bestritten, jener großartig aufgemachten Zeitschrift, in der Meyer-Gräfe in Kunstdingen den Ton angab, wie von der Berliner Sezession, die Max Liebermann begründet hat. Und das Volk nahm die Reproduktion mit Leidenschaft auf. Nur ihm von allen Gebenden wurde Dauer über die Zeit hinaus — „Unsterblichkeit" pflegt man zu sagen — zugesprochen.

In derselben Zeit, in der sich Böcklin gegen die Konvention durchgesetzt hatte, war ihr eine zweite Gegnerschaft entstanden. Gegen Ende der achtziger Jahre war Max Liebermann mit der „Flachsscheuer in Laren" in die Nationalgalerie eingezogen. Es war ziemlich derselbe Kreis, der ihn begrüßte, ihn, der nun seinerseits den Hohn der Gewöhnlichen zu spüren bekam. Denn wir — ich kann ruhig sagen: wir, wenn auch dieser oder jener einseitig war — wir wollten und bildeten ja keine Richtung und hatten kein Programm. Wir suchten nichts anderes als lebendige Kunst statt der erstarrten und, wie Liebermann es bei der Begründung der Sezession formuliert hat, freie Bahn für jedes Talent.

Die „moderne" Bewegung — diese Bezeichnung tauchte damals zum erstenmal auf — war im Westen entstanden. Es gab damals schon den Impressionismus, und es kamen auch — immer bei Gurlitt — schon hier und da Bilder seiner Meister nach Berlin. Aber seine Wirkung setzte erst in den späten neunziger Jahren ein. Die Geschichte hat sich bei denen, die sie nicht miterlebt haben, verschoben, ist auch wohl absichtlich von Freund und Feind verschoben worden, von Feind, um die junge Kunst als französisch bloßzustellen, von Freund, um ihre Modernität weiter zurückdatieren zu können. Tatsächlich hatten Liebermann

die Impressionisten in Paris gar nicht interessiert. Er hatte sich an Munkacsy, den gar nicht Modernen, angeschlossen und dann seine Befreiung in Holland durch Hals und Israels gefunden, Israels, der seinerseits von Rembrandt und Millet hergekommen war. Der Sinn dieser Bewegung war: Licht, Luft und bewegtes Leben, Wendung von der schlechten Tradition der Akademie zu der guten alten malerischen Malerei, das Bild aus dem eigenen Erlebnis in der Natur geholt. Es war natürlich etwas anderes, als Böcklin wollte, man kann sogar von einem Gegensatz sprechen, aber in dem, worauf es uns ankam, war beides verwandt: eigenes Erlebnis war die Grundlage hier wie dort. So konnten wir beides umfassen. Auch im „Pan" stand Liebermann neben Böcklin, auch in der Sezession hängte man Böcklin an einen Ehrenplatz.

Das änderte sich erst, als die in besonderem Sinne sogenannte moderne Malerei siegte und der Impressionismus Weltmode wurde. Da wurde sie unduldsam. Ich liebe ihre Künstler, die deutschen und die französischen, die nicht nur gute Bilder gemalt, sondern unser ganzes Lebensgefühl gestärkt und erfrischt haben. Aber das ist kein Grund, andere Kunst auszuschließen. Liebermanns Formel: „Malen heißt: aus einer Fläche eine Tiefe machen!" ist offenbar einseitig, sein gutes Recht, aber kein Dogma. Später hat sich eine ganze Generation dagegen aufgelehnt und, wieder einseitig, gerade dieses Malen gar nicht als Kunst wollen gelten lassen. Es ist Kunst, und Liebermann hatte vollkommen recht, wenn er in seinem glänzendsten Aufsatz auch die Wirklichkeitsdarstellung eines echten Künstlers als Werk malerischer Phantasie hinstellte. Nur gibt es auch eine Kunst des Traumes, und sicher hat sich das deutsche Gefühl niemals in diese Welt einschließen lassen und wird es niemals dulden. Aber selbst diese Unduldsamkeit der Modernen wurde nicht aktiv gegen Böcklin, so wenig wie gegen Klinger.

Aktiv wurde nur einer, eben Meyer-Gräfe. Der hatte viele Jahre in Paris gelebt und sich mit der leidenschaftlichen Teilnahme an der Kunst, die ihn auszeichnet, wirklich auszeichnet und ihn auch dem Gegner interessant und sogar liebenswert macht, in die Malerei der Impressionisten verliebt. Verliebt, das bezeichnet schon die Ausschließlichkeit. Als er nach Deutschland zurückkehrte, war er dem früher ebenso geliebten Böcklin entfremdet, und diese Liebe schlug um. Man weiß, was das sagen will. Die Eruption erfolgte in dem Buch „Der Fall Böcklin".

Es war ein Pamphlet, eine wilde Beredsamkeit riß den Verfasser mit. Es sind Behauptungen darin aufgestellt, die nicht einen Augenblick eigener Besinnung hätten standhalten können. Er wollte auch nicht überzeugen, sondern den Leser sozusagen über den Haufen reden. Und das ist ihm bei den meisten denn auch gelungen. Wirkung des gedruckten Wortes auch auf die, die selbst drucken lassen.

Daß es ihm gelingen konnte, war freilich trotz seiner Gaben nur dadurch möglich, daß eben die Kunst, deren Anschauungen ihm die kritischen Waffen lieferte, den Siegeszug antrat, und daß besonders in der Reichshauptstadt, die sich gerade anschickte, Kunsthauptstadt zu werden, der einflußreiche Kreis um Liebermann mit ihm herzlich einverstanden war und für seine Ideen wirkte. Es ist nicht einmal so ganz sicher, ob er nicht erst durch den starken Beifall dieses Kreises zu gelegentlichen Äußerungen, wie sie in einer gewissen Schärfe im Kunstgespräch des inneren Kreises fallen, zu dem Buch angeregt wurde. Natürlich war eine Wirkung gewollt ad majorem gloriam impressionismi. Aber die tatsächliche Wirkung ging über den Willen hinaus, weil sie über jede zu erwartende Möglichkeit hinausging. Folgte unmittelbar nur ein kleiner Kreis, so war das eben der Kreis, von dessen Taten und Meinungen das große Publikum abhängt, weil, wenn er einen Künstler nicht zeigt und nicht von ihm spricht, sein Werk dazu verurteilt ist, vergessen zu werden.

Auch kam es Meyer-Gräfes Wirkung zuhilfe, daß ja ein Teil seiner kritischen Einwände im einzelnen durchaus recht hat. Es war nicht schwer, sie zu finden. Waren es doch dieselben, gegen die er selbst, als sie von den Menschen der alten Schule erhoben wurden, einstmals den Meister verteidigt hatte: die Schwächen der Anatomie, die in manchen Stücken unleugbare Grelle der Farben, die Spur von Barbarischem. Wenn man demgegenüber das Ganze des Schaffens, des Schaffens einer eigenen Welt, nicht in seinem Wert würdigt oder es nicht einmal als Wert gelten läßt, so kann man mit großer Wirkung verurteilen. Und erst, wenn man advokatorisch die Beispiele wählt, nur die Bilder heranzieht, in denen die Schwächen besonders hervortreten.

*

Aber trotz allem: das Werk steht. Und wie oft wandelt sich das Urteil! Darf man nicht wieder nach der Natur malen, was ein Jahrzehnt lang streng verpönt war? Ich glaube nicht daran, daß ein Volk für immer eine künstlerische Tat, die aus seinen Tiefen geholt ist, wie das Werk Böcklins aus dem Bestand seiner Kunst streicht. Der hundertste Geburtstag kann schon den Anstoß zu einer neuen Besinnung geben.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Der Jäägg

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger

Es soll mir niemand sagen, die Landkinder seien arm an Kurzweil und Lebensfreuden. Wenn ich einen Knaben im Garten des Vorstadthauses mit seiner kleinen Eisenbahn spielen sehe, die er mit einem Schlüsselchen aufziehen kann, worauf sie auf dem winzigen Schienengleise einmal im Kreise herumfährt, ein totes elendes Ding, dann denke ich jedesmal im stillen bei mir: ‚O, ein Zicklein ist halt doch etwas ganz anderes!'

Wir hatten in Kinderzeiten wenig Spielzeug, ich und meine Gespanen. Ein kleiner Lotterwagen war da, der schon von den älteren Geschwistern durch Überladen vergewaltigt worden war. Ein hölzernes Pferd mit drei eingesetzten Notbeinen. Kein Teddybär, kein Schleppsäbel, kein Steinbaukasten. Dafür brachte uns jedes Frühjahr die Zickleinzeit, immer als Überraschung, als richtige Glücksbescherung, und immer kam sie just in jenen Tagen, da wir das Wunder der Frühlingswerdung halb und halb ausgeschöpft hatten und ein bißchen schwarmmüde und blumensatt geworden waren.

Es fing zwar gewöhnlich mit einer kleinen Enttäuschung an. Ja, das muß ich schon sagen, meine Mutter hätte mit ihrer Verkündigung jeweilen einen Tag oder zwei zuwarten sollen. Aber dann hätte wohl der Vater nicht schweigen können. Schweigen ist schwer, wenn die Liebe sich so arm zum Schenken fühlt und doch gar zu gern schenken möchte.

Ich kann mich noch genau darauf besinnen, mit welcher Verständnislosigkeit ich als kleiner Knirps einmal vor dem schmalen Verschlag im hintern Stallgang stand, ganz starr und zugenäht vor heimlicher Entrüstung. Das sollten nun Zicklein sein? Armselige Geschöpfe, erst halb lebendig, zum Stehen noch ohnmächtig, das Haar verklebt und unsauber. Wenn eines von ihnen sich aufzurappeln versuchte, immer mit den Hinterbeinchen zuerst, wenn es so dastand, vorn noch auf den Knien, schwankend und wankend, wenn es dann wieder hinfiel mit einem dünnen, hilfeheischenden Meckern, dann gewann selbst die vom bequemen Stalleben stumpf und seelenzufrieden gewordene Muttergeiß ihren angebornen Natursinn zurück, sie plärrte laut heraus, zerrte an der verschliffenen Halskette und wollte helfen, helfen . . .

Zicklein — o je! Nicht einmal Milch trinken konnten die Krüppeltierchen! Man mochte ihnen die Mäulchen bis an die Augen in den Milchnapf hineintunken, sie hatten keine Ahnung, um was es sich handelte. Sie sperrten sich, niesten und pusteten, als wenn's ums Leben ginge, während man es doch so herzensgut mit ihnen meinte. Einfach zum Davonlaufen!

Meine Mutter hatte für alles eine Entschuldigung. „Sie sind halt noch klein und ungeschickt," sagte sie. „Sie wissen noch nichts mit dieser dummen Welt anzufangen. Wir hätten sie nur bei der Geiß lassen sollen. Am vollen Euter zu saugen, dazu wären sie gescheit genug. Ja, wenn halt nur nachher das Abgewöhnen nicht wäre, wo dann die Geiß tagelang den Stall und das Haus mit ihrem Gemecker füllen und vor Langerweile fast sterben würde. So denkt sie bald nicht mehr daran, daß das ihre Kindlein sind, die arme Zusle."

Merkwürdig, am andern Tag konnten die Zicklein schon stehen und gehen. „Siehst du jetzt," lächelte die Mutter, „bei dir ist es fast ein Jahr gegangen." Sie konnten Milch trinken, als hätten sie schon seit Wochen nichts anderes getan; nur daß man ihnen noch den Lutschfinger ins Mäulchen stecken mußte, damit sie sich nicht überschluckten.

Ich pflegte das Zickleingeheimnis meinen Gespanen womöglich ein paar Tage zu verhehlen; so lange bis die kleinen Schnuppermäulchen zu richtigen Nichtsnutzen geworden waren und ich mich mit ihnen zum erstenmal in den Baumgarten hinauswagen durfte. Nichts konnte mich mehr ärgern, als wenn einer der Nachbarsbuben mir dann zuvorkam, indem er eines schönen Morgens mit seinem eigenen Gitzigemeindlein ausrückte. Erst gab es nun Vergleiche und abschätzige Bemerkungen; aber am Ende gaben wir gewöhnlich einmütig der Überzeugung Ausdruck, daß wir noch nie, aber auch noch gar nie einen so gelungenen Fünf- oder Sechsspänner beisammen gehabt hätten. Wir konnten uns zu Tode lachen über die Luft-

sprünge und über die täppischen Gepflogenheiten unserer kleinen Spielgefährten.

Keine Frage, so ein junges Geißlein ist das vergnügteste, drolligste, aufgeräumteste, neugierigste und überstelligste Geschöpf, das man sich überhaupt denken kann. Es ist anhänglich und treuherzig, es ist bei aller Albernheit so klug wie neckbedürftig. Dazu harmlos und lebensgläubig, als wäre es eben aus dem Paradies entsprungen. Ich behaupte: nichts paßt auf Erden herrlicher zusammen als Kinder und Geißlein. Ohne sie je auszusprechen, teilten wir allesamt diese Meinung, Mägdlein und Buben. Wenn auch hin und wieder so ein noch nicht ganz kniefester Hosenmatz von einem sonnentoll gewordenen Böcklein über den Haufen gerannt wurde, so holte er sich auf dem Sammetrasen keine Beulen, und wir hatten immer das schönste Gaudium. Wir übersahen ob unseren Zickleinfreuden beinahe die ersten gelben Schmetterlinge. Die Größeren von uns konnten sogar den Schulbakel vergessen und den wenig erwünschten angehenden Arbeitszwang. Wir konnten wahrhaftig selber zu jungen Geißlein werden.

Aber es ist kein Glück so groß, es muß von einem Schatten verdunkelt werden. Der schwere Schatten, der manchmal urplötzlich, schicksalhaft über unsere Kinderseligkeit hereinfiel, war der Geißlimann, der Jäägg oder Geißenfrävel, wie er in der Gegend hieß. Merkwürdigerweise trug er den wohlklingenden Familiennamen Schönenberger; aber dieser Name stand mit seiner äußeren Erscheinung im grellsten Widerspruch. Ich hoffe mit Zuversicht, nie mehr in meinem Leben einem auch nur annähernd so häßlichen und unheimlichen Menschen begegnen zu müssen. —

Wer hätte sich um die liebe Osterzeit herum nicht schon an einem Gitzibraten wohlgetan? Ich selber muß bekennen, daß ich meinem angeblich verjährten Vorsatz schon mehr als einmal untreu wurde, wenn ein Wirtshausgast neben mir das leckere Gericht aufgetragen bekam. Ich entschuldigte mich vor mir selber damit, daß die Ungerechtigkeit der Welt ihr Opfer ja bereits gefordert habe und daß ich für die traurige Sache keineswegs verantwortlich sei.

Aber mitten im Schmausen konnte mich plötzlich die alberne Einbildung quälen, der Jäägg sitze mir gegenüber, und mit meinem Wohlleben war's vorbei. Das brachte der Geißenfrävel durchaus ohne sein Zutun fertig. Es genügte, daß er da war. Ich habe bedauerlicherweise das Vermögen, ihn mir jederzeit als so leib- und geisthaft anwesend vorstellen zu können, daß ich ihn wahrhaftig mit starr erschrockenen Kinderaugen ansehen muß.

Es ist schwer, sein Bild zu malen. Es ist wirklich nur als ein Versuch aufzufassen, wenn ich das jetzt wage. Sein unverhältnismäßig großer Kopf mit dem schmalen Tannzapfengesicht und der weit abstehenden Ohrenzier saß vollständig halslos, scheinbar nur lose hingestülpt, zwischen den breiten, von einem Höcker überhöhten Schultern. Wie von einem Maschinenwerklein getrieben, führte er steife Viertels- und Halbdrehungen aus, ohne sich doch je, wie man immer befürchten mußte, von dem übrigen Menschen loszulösen. Der dünne, beidseitig abwärtsstrebende Schnauzbart hielt den Mund zangenförmig fast ganz umklammert und gab diesem etwelche Ähnlichkeit mit dem Freßwerkzeug einer Spinne. Um den Augen annähernd gerecht zu werden, müßte man sie in Tätigkeit vorführen können. Die Natur tut merkwürdige Dinge; aber so ein Augenpaar zu bilden, mußte sie ihre ganze Kraft zusammennehmen, die Lust und auch den Schmerz. Sie waren voneinander durchaus unabhängig, jedes bewegte sich auf eigene Rechnung und Gefahr. War das eine gleichsam gestielt und ließ fast immer nur das Weiße sehen, so hielt sich das andere hartnäckig in seiner Höhle versteckt, scheinbar nur auf einen Anstoß von außen lauernd, um im gegebenen Moment herauszuschnellen wie ein bösartiges Insekt.

Nein, ich habe am Geißenfrävel nicht zu viel getan. Ich habe ihn eher noch zu schön gemalt, vielleicht aus lauter Angst, er möchte wieder auferstehen, er möchte in seinem zweiten Leben alle die ungezählten Greueltaten wiederholen, um die er von uns gefürchtet, gehaßt, verabscheut wurde.

Wenn der Jäägg weiland in unserem Weiler auftauchte, dann verstummten Kinderlärm, Zank und Singen wie auf ein Zornwort Gottes. Wir wußten es alle: jetzt kam für unsere armen Zicklein unabwendbar die große Not. Der Frühlingstag mochte unser Heimatgelände, die lieben alten Hofstätten, die Vorgärtlein und Hauswiesen noch so treuherzig und aller Verheißungen voll in seinen Armen halten, dem Jäägg gegenüber war er ein armes hilfloses Kind. Ein Kind wie wir, angstbeklommen und keiner Schutzgebärde mächtig. Denn es gab auch in unserer vom Himmel mit dem Geschenk der Weltabgeschiedenheit bedachten Kinderheimat zwei Dinge, die mächtiger waren als alle guten Geister: die Sorge, das Geld. Die Sorge, die Tag um Tag in unsern Stuben mit zu Tische saß, merkwürdigerweise immer doch wieder von kleinen

Glückswundern gebannt und im Zaum gehalten. Das Geld, das mit der Sorge gemeint war. Kein Rinnsal so eng und dürftig, es gab ein leichtes Aufatmen, wenn irgendwie und irgendwoher ein dünnes Geldbrünnlein hereinfloß.

Gewöhnlich suchte der Jäägg unsern Stall zuerst heim, weil mein Vater nicht allzu zäh im Feilschen war. Dann konnte er nachher auch den Nachbarn den Preis herunterdrücken. Die Zicklein, so zutraulich sie sonst waren, drängten sich vor dem schrecklichen Mann im hintersten Winkel des Verschlages scheu zusammen, als ahnten sie das Furchtbare. Aber das verwachsene Männchen griff, über den Gatter hingebeugt, unerbittlich nach ihnen. Es langte die heftig meckernden und zappelnden eines nach dem andern heraus, wog sie auf den Händen schätzungsweise ab, wobei man nie wußte, auf wen er es mit seinen schielenden Augen abgesehen.

„Ladenware!" krächzte er dann verächtlich. Nie waren die Gitzi richtig ausgemästet. Todsicher waren sie entweder zu blutt oder zu alt. Waren sie scheckig, so mußten die weißen Felle just Mode sein, waren sie weiß oder gemsfarben, beteuerte er auf Ehr' und Eid, diese Farben seien so gut wie unverkäuflich.

Wenn die Mutter mit beim Handel war, dann verfingen diese Reden nicht. Sie schien den Schwindel einfach zu überhören und war sehr hartnäckig. Der Jäägg konnte noch so entrüstet auf die Hinterbeine stehen, er mochte noch so dringliche Beteuerungen aus seinem Zangenschnurrbart herausgeifern, es blieb beim festgesetzten Preis. Die viele Milch sei ja kaum zur Hälfte bezahlt, und für die Mühe habe man nichts. „So behaltet ihr halt die Lumpentiere!" schrie der Jäägg dann, scheinbar aufs äußerste erbost. „Ich will nicht Geld darauflegen, wie das letzte Jahr. Überhaupt, in diesem Stall hat man mich gesehen!" Damit trollte er sich hinaus. Doch da ihn niemand zurückrief, wandte er sich, schon einige Schritte von der Stalltür entfernt, wieder um und sagte mit einem Weltuntergangsseufzer: „Also denn! Nur damit gehandelt ist. Aber für dies Jahr hin stecke ich das Geschäft auf. Nicht das kalte Wasser ist dabei zu verdienen."

Ich habe der Markterei als Kind nur zwei- oder dreimal beigewohnt, immer mit der leisen Hoffnung, vielleicht doch eines der Geißlein retten zu können. Aber wenn die Mutter bei meiner Bitte auch nebenaus sehen mußte, mein Wunsch blieb unerfüllt. Von da an versteckte ich mich beim Erscheinen des Geißenfrävels jeweilen irgendwo im Hause und ließ dem Schicksal den Lauf. Oder ich ging mit Jaköbli Stoller nach dem Langacker hinaus, wo wir auf einem schiefgewachsenen, leicht ersteigbaren Apfelbaum eine kleine Baumhütte mit Bretterdach und Bänklein besaßen. Von den abenteuerlichen Plänen, die wir hier gegen den Jäägg ausheckten, hätte auch der harmloseste den Unhold aus dieser Zeit in die Ewigkeit befördert.

Aber einmal zwang mich eine häßliche Neugierde doch, dem Geißenfrävel von meinem Kammerfenster aus zuzusehen, wie er hinter der Scheune des Nachbarhauses ein Zicklein tötete. Zuerst versetzte er ihm mit dem knotigen Schwarzdornstock, den er immer bei sich führte, einen Schlag ins Genick; doch schien sein Opfer davon nicht ganz betäubt zu sein, denn es stieß einen durchdringenden Schrei aus, als er ihm nun mit seinem großen Messer kurzerhand Hals und Kehle durchschnitt. Ich wußte jetzt, woher der Übername Jäägg kam.

Sobald das Tierchen ausgeblutet hatte, hängte er es an zwei in der Wand steckenden Nägeln auf und begann es zu schinden und auszuweiden. Es ging wie geflogen. Das Höckermännchen war ganz in seinem Element. Es schien kaum den Augenblick erwarten zu können, wo es sich das zweite Opfer aus dem Stall herausholen durfte. Vielleicht war es der heimliche Haß des von der Natur so stiefmütterlich behandelten Menschen gegen alles Vollkommene und Gradgewachsene, der seiner unersättlichen Mordlust Nahrung gab. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, so hingen bereits drei oder vier Zicklein geköpft und enthäutet an der Bretterwand. Der Jäägg pflegte die halbierten Gitzileiber, nachdem sie sich etwas verkühlt hatten, sorgfältig mit Tüchlein umwickelt in eine auf seinem Handkarren stehende Bandzeine zu verstauen. Kleinere, nur erst wenige Tage alte Tierchen, die er wahllos auch aufkaufte, packte er einfach in einen Sack, den er zumachte und beidseitig am Wägelchen festband. Die armen Gefangenen versuchten immer wieder aufzustehen, so daß der Sack fortwährend in Bewegung war. Sie flehten mit ihren verschiedenartigen Stimmlein eindringlich um Erbarmen, aber es war niemand, der ihnen helfen konnte oder wollte. Ich entsinne mich als auf einen klaren Traum darauf, wie einmal eines der Gitzi sein Köpflein durch ein Loch des Sackes herauszuzwängen vermochte, ohne ihn doch wieder zurückziehen zu können. Von den andern heftig hin- und hergeschoben, kam es oft in große Bedrängnis und stieß gurgelnde Laute aus. Aber



Der Schleswiger Dom. Gemälde von Ludwig Kath

der Geißenfrävel zog mit seiner Unglücksfuhre ab, ohne sich auch nur umzusehen. Da geschah etwas Überraschendes, das unsere Kinderherzen mit Genugtuung und Freude erfüllte: der lange Xaver Stoller, der sonst gar nicht zart besaitet war, lief dem Frävel nach und versetzte ihm eine gesalzene Ohrfeige, worauf er dem armen Zicklein wieder in den Sack zurückhalf.

Wir fanden nachher in der Nähe der Schlachtstätte einige matte Glaskugeln: die Zickleinaugen, die der Jäägg weggeworfen hatte. Die Sterne waren starr und gebrochen; dennoch konnten sie einen anblicken, aber nicht wie vorher, o, ganz anders, ganz anders. Es war eine sehr traurige Sache. Jaköbli Stoller sammelte die Kugeln in ein abgeschliffenes Kaffeeschüsselchen und wir begruben sie in Bräms Garten. Die Mädchen steckten Schlüsselblumen in das feuchte Grabhügelchen, und Gottlieb Bräm sagte: „Es freut mich halt nur, daß der Jäägg eines auf den Grind bekommen hat." Damit war schon ein weniges von der großen Beklommenheit von uns genommen.

Als ich mein erstes Schulexamen überstanden, bekam ich als Belohnung dafür, daß mich der Lehrer am Wirtstische vor meinem Vater gelobt hatte, ein schönes braunes Zicklein namens Gemsli geschenkt. Ja, wirklich ganz allein mir sollte es gehören. Es war von Anfang an zum Aufziehen bestimmt worden; so brauchte ich also vor dem Jäägg keine Angst zu haben.

Ich war in kurzem derart in meinen Liebling vernarrt, daß ich fast jeden freien Augenblick bei ihm zubrachte und mich um seine kleinen Geschwister ungerechterweise fast gar nicht kümmerte. Wenn wir uns mit der Gitzigesellschaft auf dem Anger vergnügten, so war Gemsli immer um mich, es lief mir wie ein Hündlein überallhin nach. Nicht genug konnte es sich tun vor Übermut, ich hätte darauf geschworen, daß seit der Welt Bestehen nie ein Zicklein ähnliche Luftsprünge fertig gebracht habe. Manchmal versteckte ich mich rasch hinter einem Baumstamm; dann trippelte es suchend hin und her und blökte trostlos. Es war vor Freude ganz närrisch, wenn ich plötzlich wieder neben ihm stand. Dann wieder legte ich mich auf den Rasen hin und stellte mich tot. Auch darauf ging Gemsli ein, so meinte ich wenigstens. Erst hüpfte es zwar ein paarmal über mich hinweg, als wenn es sagen wollte: O, ich lass' mir nichts aufbinden! Aber bald wurde es stutzig und erregt. Es betastete mir mit seinem Schnuppernäschen Gesicht und Hände, es knabberte an meinen Ohrläppchen, bis ich lachend aufspringen und ihm versichern mußte, ich wolle es nie mehr so dumm in Angst jagen.

Eines Samstagnachmittags stand unversehens das Handwägelchen des Jäägg auf unserer Hofstatt. Ich schlich mich in die Scheune hinein und lauschte unter der hintersten Futterluke mit angehaltenem Atem, was drinnen im Stall vor sich ging. Der Geißenfrävel schien ganz außer sich zu sein. „Was — so einen Haken, so ein Mistvieh wollt ihr aufziehen? So eine langbeinige Fehlgeburt, die dazu noch Hörner bekommt wie ein Steinbock? Nicht einmal das Abstechen ist die Kreatur wert! Da muß es unsereinem schon um ein gutes Werk zu tun sein, wenn er überhaupt einsteigen soll!"

Die Mutter nahm das gescholtene Tierchen zwar bescheiden in Schutz; aber schon der Ton ihrer Stimme verriet mir, daß sie über die Aussetzungen des Geißenfrävels etwas betroffen war. Das Gemsli sei von einer besonders guten Milchziege, und Hörner seien nach der Abstammung ganz ausgeschlossen.

Der Jäägg wurde nur noch hitziger. „Gut, dann behaltet ihr halt den Balg! Ihr könnt dann einmal Freuden genug an ihm erleben, wenn ihr jede Nacht dreimal aufstehen müßt, weil das Untier seine Säbelhörner am Barren schleift, wenn es die Stäbe herausbricht und den Stand ruiniert. An dem mageren Gestell wäre sowieso für mich kein Räpplein zu verdienen. Ist von den Lümmelbuben zu viel herumgejagt worden. Haut und Bein, sonst nichts. Bin ich etwa dazu auf der Welt, den Leuten ihre Dummheit aus dem Kopf zu schwatzen? Wenn ihr mit einem Waldaffen geschäften wollt, so könnt ihr euch einen hölzernen machen lassen."

Für diesmal ging der Kelch noch an meinem Liebling vorüber. Allein schon wenige Tage später gab mir die Mutter behutsam einen ersten Wink. „Du — man würde fast glauben, das Gemsli bekomme wirklich Hörner. Das wäre dann schade. Mit Horngeißen hat man immer viel Ärger, halt weil sie unruhig und stößig sind."

Diesen schmalen Hinweis las ich ohne weiteres als das auf, was er war: das Todesurteil für meinen kleinen Spielgefährten. Noch gab es ja einen kurzen Aufschub; wenigstens für so lange, bis die verhängnisvollen Hörnlein augenfällig und unleugbar in die Erscheinung traten. Doch das geschah nur zu bald.

Nun begann ein schwerer Kampf. Ich wehrte mich hartnäckig für mein Zicklein — und wußte doch, daß es dem Geißenfrävel unrettbar verfallen war. Die Hörnlein

wuchsen und wuchsen, sie stachen bereits wie kleine schwarze Fingerlein aus dem Stirnboden hervor. „Das hätte ich ihm nun wirklich nicht zugetraut," sagte meine Mutter vorwurfsvoll, bekümmert.

Gemsli gehörte ja noch immer mir, noch war das Schwere, mir kaum Faßbare nicht ausgesprochen worden. Allein es fiel mir unheimlich auf, daß unsere Spielzeit gemach eingeschränkt wurde. Das viele Herumgumpen bekomme einem Gitzi schlecht . . .

Man hätte mir jetzt ganz wohl alles sagen können. Ich wußte es doch. Und mein Geißlein wußte es auch. Es verstand jedes Wort, das über sein Schicksal gesprochen wurde. Es verstand auch, was ich ihm verschwieg. Wir waren oft recht traurig zusammen. Gemsli trank die frischgemolkene Milch, die ich ihm im Becken vorsetzte, säuberlich und anständig, ohne zu glucksen und zu niesen, bis auf den letzten Tropfen aus. Es mußte ja hübsch wachsen und gedeihen . . . Wir spielten lang nicht mehr so ausgelassen wie vordem. Es war, als ob wir beide plötzlich viel älter und vernünftiger geworden und durch das schwere Geheimnis noch inniger miteinander verbunden wären. Nie mehr im Leben habe ich nachher an einem Geißlein so zart und schmerzlich gehangen.

Da machte mir die Mutter eines Abends vor dem Schlafengehen eine sonderbare Mitteilung. Ich müsse jetzt wegen dem Gemsli keine Angst mehr haben. Der Vetter Karli in Unterbuchen, der eine wunderliche Vorliebe für Horngeißen habe, wolle es kaufen. Es bekomme einen guten Platz, und ich könne dann hin und wieder nach ihm sehen. Wenn der Karli auch ein paar Fränklein weniger gebe als — als der andere, so mache das nichts. Man könne den kleinen Ausfall vielleicht an einem andern Ort einbringen.

Als ich am darauffolgenden Nachmittag aus der Schule heimkam und mit der bekritzelten Schiefertafel unterm Arm in den Stall trat, war mein Zicklein weg, der Verschlag war ausgeräumt und gescheuert. Ich heulte und war untröstlich. Aber die Mutter hatte mir in der Stube ein großes Stück Brot und eine Rauchwurst auf den Tisch hingelegt. Eine Rauchwurst! Ich widmete mich dem seltenen Leckerbissen mit voller Hingabe, der erste Schmerz kühlte sich sachte an ihm ab. Als ich bald mit Essen fertig war, kam die Mutter aus der Küche herein. Bei ihrem Anblick fing ich mit vollgepfropften Backen wieder zu weinen und zu pfnuseln an. Sie redete mir mit vielen Worten zu. Von dem Gitzigeld bekäme ich auf Pfingsten ein neues Strohhütlein, wie der Gottlieb Bräm eines habe, bloß ein noch schöneres Band darum. Und dann dürfe ich mit ihr zum Vetter nach Unterbuchen, damit ich selber sehen könne, wie gut es meinem Gitzi ginge.

Pfingsten kam, und die Welt drehte sich um meinen neuen Hut, mit dem grünen Sammetbändchen. In Unterbuchen gab es dann allerdings eine schwere Enttäuschung. Das Zicklein des Vetters Karli trug zwar fast dieselbe Farbe, wie mein Gemsli sie gehabt; aber es hatte einen kurzen Mutschkopf und fuhr scheu und fremd zurück, als ich es streicheln wollte.

„Jetzt kennt es dich Goppel schon nicht mehr," sagte die Mutter. Der Lug stand ihr nicht gut an. Immerhin wollte ich sie nicht in Verlegenheit bringen, ich schwieg. Ich hatte bis jetzt alles, was vom Munde meiner Mutter kam, als heilige Wahrheit hingenommen.

„Die großen Leute halten einen gern ein bißchen zum Narren," meinte Jaköbli Stoller, als ich ihm andern Tages von Vetter Karlis Geißlein erzählte, das meines sein sollte, und dabei ein ganz gewöhnliches, blödes Gitzi sei. Er kniff das linke Auge zu und lächelte verschmitzt. O — das sei ihm nichts Neues. Er wollte wissen, daß meine Eltern das Horngeißlein mir zulieb doch behalten hätten; mit eigenen Ohren habe er gehört, wie ihnen der Jäägg zu der kleinen Schwindelei geraten. Nach dessen Beteuerungen hätte das Gitzi des Vetters dem meinigen wie ein Ei dem andern gleichen müssen. Jaköbli bekannte mir ferner unter dem Siegel der Verschwiegenheit, der Geißenfrävel habe das Gemsli in Bräms Wagenschopf abgestochen, damit ich nachher nichts merke. „Aber du mußt jetzt lieber nicht mehr daran denken," fügte er tröstend hinzu. „Es ist ja nun schon vier Wochen her. Und das Gemsli hätte später doch einmal gemetzget werden müssen."

Ich habe meiner Mutter nichts nachtragen können. Es gab doch keinen Menschen auf der Welt, der es so gut mit mir und mit uns allen meinte, wie sie. Und mein neues Strohhütlein mit dem grünen Band hätte ich um keinen Preis mehr hergeben mögen, nicht einmal um — — ich fand den Gedanken selber niederträchtig, doch wegleugnen konnte ich ihn nicht.

Den Jäägg haßte ich von jener Zeit an womöglich noch ausgiebiger als vorher. Ich faßte es als eine gerechte Strafe für seine zahllosen Untaten auf, als er im gleichen Sommer durch die Garbenluke der Fruchtdiele fiel und tot aus der Tenne getragen werden mußte.

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Carl Hauptmann: Tantaliden (Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag) — **Hans Franck: Der Regenbogen** (Leipzig 1927, H. Haessel) — **Friedrich v. Gagern: Der tote Mann** (Berlin 1927, P. Parey) — **Otto Flake: Sommerroman** (Berlin 1927, S. Fischer) — **Georg v. Ompteda: Der jungfräuliche Gipfel** (Leipzig und Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt)

Ein zu früh Begrabener steht in einem nachgelassenen Werk noch einmal auf; so geistig-lebendig wie nur je, mit so gütigem Blick und so ganz eigen in seinen Visionen, wie nur er es sein konnte: Carl Hauptmann, der zeitlebens im Schatten seines erhöhten Bruders stand und, fern der großen Welt, sich selber eine Welt schuf, in der es weder an Gott noch an eigentümlichen Menschen fehlte, in der sich die Gegensätze des Lebens einten sub specie aeternitatis, eine Welt, in der Ahnungen und Gesichte heraufdämmerten, die dem wirklichen Geschehen oft seherisch voraneilten.

Ja, dieser seltsame echt-deutsche Träumer mit dem Rübezahlgesicht hörte in seiner Berg-Einsiedelei die Stunden früher schlagen, als wir anderen; in merkwürdiger Vorahnung schrieb er 1913 sein prophetisches Tedeum „Krieg" und in gleichem Ahnungsvermögen entwarf er Anfang August 1918, wo er selber am wenigsten an einen Zusammenbruch des deutschen Heeres glaubte, die Romandichtung Tantaliden, eine seherische Legende vom Untergang eines Kaisers, den der Dichter auch Chan nennt. An den deutschen Kaiser darf man dabei nicht denken, eher schon an den russischen, wenngleich der Herausgeber, Will Erich Peukert, auch das nicht wahr haben will. Es ist ein Nachlaßwerk des Dichters, sein letzter Roman, nicht ganz fertig, wenn auch ein Abschluß das Ganze rundet, in wenigen Tagen ungestüm hingeworfen, ungefeilt und symbolisch verschleiert. Dennoch ein starkes Buch. Hauptmann wollte die große Legende vom Kaiser schreiben, der wider Gott aufsteht und ihn nicht zwingen kann. Ganz unpolitisch, ohne Stellungnahme zur Staatsform, ohne Anspielung auf Geschehnisse unserer Zeit. Inhaltlich ähnelt der Roman dem letzten großen Drama des Dichters, dem „Abtrünnigen Zaren", das ich für sein gewichtigstes Werk halte.

In Seidendecken fröstelnd träumt der kleine Menschenchan von künftiger Größe. Er sieht noch an der weiten Front des kaiserlichen Palais die Troiken mit den feurigen Rappen silberklingelnd vorübergleiten, träumt von einem Strahlenkranz über seinem Haupt, und hört das Wort seines Lehrers: „Du wirst ein Kaiser sein. Du bist Gottes Kind." Er weiß noch nicht, wie verhängnisvoll es für einen Menschen ist, wenn in seinem Mund jedes Wort wichtig wird, er träumt von Macht, Sieg, Größe und — Liebe. Nach langem Warten scheint sich sein Sehnen zu erfüllen. Er besteigt den Thron. Die Macht betäubt den jungen Kaiser. Er will sie erweitern durch Krieg und Sieg. Nach anfänglichem Glück kommt das Verderben. Festung auf Festung fällt. (Hier ist der Anstoß durch das Schicksal Rußlands in der Dichtung fühlbar.) Der Kaiser und seine Heere treten den Rückzug an. Hinter ihnen folgt die Vernichtung und im Lande beginnt der Aufruhr. Der Kaiser ist wie erstarrt. Er glaubt an das Wunder der Allmacht. Die Menge stürmt das Schloß und setzt den Kaiser gefangen. In der Einsamkeit der Kerkermauern erkennt er die wahre Allmacht — Gottes, erkennt er sein Menschen-Kaisertum: „aufgebrochen das Wesen Mensch, wie heilige Blüte in die Schau der himmlischen Andacht duftet. Und er wußte lange nicht, ob er nicht allein und wie ein symphonisches Walten und Orgeln und Anbeten in die Höhen willenlos, wesenlos nackt vor dem Göttlichen lag." Verstiegener Wahn bleibt ihm bis zuletzt. Zu den Räten, die über ihn richten, sagt er: „Auch in der Wiege schon war ich Kaiser . . . Ich bin nur Güte . . . Erlösung bin ich. Ich lebe. Ich sterbe nur zu mir selber. Gott ist Güte. Gott ist in mir." — Aber sein einsames Asketenmenschentum empört die Räte nur noch mehr. Sie verurteilen ihn „im Namen des allmächtigen Volkes . . . ein Sünder für alle ... eine Sühne für alle ... Bereite dich schnell." Schüsse klatschten. „Verjagten die einsame Seele zum Himmel."

Damit schließt der Roman, scheinbar fertig; aber doch noch legendarisch unbestimmt, ohne die ausgleichende Hand, und in vielem die Hast des ersten Entwurfs verratend. Auf seinem Krankenbett noch hat Hauptmann im Hinblick auf dies Werk davon gesprochen, daß der Dichter berufen sei, ins Dunkel und in den Abgrund, den Gott zwischen sich und den Menschen geschaffen, Stufen zu bauen. Hinauf zu Gott. Kein anderer könne das Nichts überbrücken, als der Dichter. Und in den Tantaliden habe er eine solche Stufe erreicht.

Das trifft, wenn man die Lücken, so gut es geht, ergänzt (den Mörtel dazu liefert ein Nachtrag des Herausgebers mit den programmatischen Aufzeichnungen des Dichters),

vollkommen zu. Carl Hauptmann steht mit seinen letzten Werken, dem genannten Drama und diesem Roman, auf der Höhe seiner Entwicklung: der weitsichtige Blick eines Bergsteigers schaut hier auf die Weltbegebenheiten seiner letzten Jahre, mit dem sehnsüchtigen Verlangen eines Sehers sucht er auch in diesem Wirrwarr noch die Hand einer höheren Vernunft zu erkennen. So, in dieser Stellung, bleibe er unserem Andenken leben, dieser wahrhaft deutsche Dichter. Hat er die Vernunft auch nicht erkannt, so hat er doch wohl den Regenbogen geschaut, der versöhnend, uns leider in diesem Fall noch nicht sichtbar, über allem Geschehen steht.

Der Regenbogen ist auch das Sinnbild Hans Francks für sein neues Buch, zunächst mehr in äußerlichem Sinne gemeint. Er bezieht die sieben Farben des Spektrums auf die siebenmalsieben Geschichten dieses merkwürdigen Buches, die sieben Epochen der deutschen Kulturgeschichte umspannen: Mythe, Mittelalter, Lutherzeit, Fridericus, Freiheit, Friede, Wirrnis. Aber der Titel des über 500 Seiten starken Werks, an dem Franck fünfzehn Jahre (1911—1926) gearbeitet hat, ist auch symbolisch zu verstehen. Nicht nur über sieben wichtige Zeitalter der deutschen Geschichte, auch über alle deutschen Lande vom Norden — Holstein, Mecklenburg, Hamburg, Lübeck — über Brandenburg, Sachsen, Hannover und Anhalt nach Bayern, Württemberg, Schlesien und Österreich spannt sich das Farbenband, und wenn man das Buch ausgelesen hat, so findet man, daß der Regenbogen das ganze deutsche Wesen mit allem Licht und allem Schatten, allem Schicksal und allem Vollbringen umfaßt, so klein auch die Geschichten an sich sind. Das nämlich ist ein künstlerischer Vorzug dieser Erzählungen, daß ihr Längenmaß sich dem Stoff anpaßt, wie ein gutsitzender Handschuh der Hand, da ist keine leere Fingerlingspitze, keine Falte, aber auch keine fühlbare Enge, und — alle schließen gut. Auch in Hinsicht der Artbestimmung ist die Mannigfaltigkeit groß: Anekdote, Novellette, Schnurre, Märchen, Skizze, Legende, Witz, Satire, Groteske, alles ist in diesen 49 Stücken vertreten und wird in dem rechten Ton vorgetragen, oft mit erstaunlicher Kunst der Verkürzung und Vereinheitlichung. Natürlich sind sie auch ihrem Wert nach recht verschieden, diese siebenmalsieben Geschichten, aber sie fesseln eigentlich alle, und manche der einzelnen Gruppen geben in ihren sieben Stücken eine lebendige Anschauung jener Zeit, so tritt uns z. B. der alte Fritz ebenso charakteristisch wie menschlich nahe in seiner Rubrik. Von den älteren Erzählungen haben mir besonders „Jesse", „Die Stimme der Stummen", „Die Dohle" und „Taliter?" gefallen. Zwei Redentiner Mönche, Rufus und Rufinus, brüderlich befreundet, geben sich das Versprechen, einander nach dem Tode noch einmal zu besuchen und kurz über die Verhältnisse im Himmel Nachricht zu geben. Sie haben sich zusammen ein fest umrissenes Bild von dem Himmelreich gemacht, zehn Jahre haben sie gemeinsam daran gearbeitet, nun wollen sie sich mit einem einzigen Wort „Taliter" das ist: so! oder „Aliter" das ist: anders! sagen, ob sie recht geträumt haben, oder nicht. Der jüngere von beiden stirbt zuerst und meldet dem Freunde: nicht Taliter, auch nicht Aliter sondern „Totaliter Aliter" — es ist ganz anders! Sehr hübsch ist auch die folgende Klostergeschichte „Bruder Specht", die zugleich (wie manches andere Stück) für das innige Verhältnis des Verfassers zur Natur zeugt. Es ist natürlich unmöglich, von 49 Geschichten hier auch nur einen kleinen Teil eingehend zu betrachten. Nur zwei literarische Skizzen seien noch erzählt, die beide frei erfunden scheinen. Die eine handelt von einem alten Bauern aus Dithmarschen, der seines großen Landsmannes Klaus Groth tiefsinniges Gedicht „Min Port", das der ihm vorliest, mit den Worten kritisiert: „Se harrt de Port beter smeeren müßt, Groth, denn harr s' nich jümmer knarrt." Tiefer ist „Landstreichers Lobgesang", ein höchst merkwürdiges Erlebnis Dehmels, das nur ein Dichter schreiben konnte und vielleicht das tiefste seligste Erleben bedeutet, das einem Sterblichen beschieden ist. Das ganze Buch ist ein so reiches Mosaik der Erzählungskunst, daß es jedem, welchen Weges und welchen Geistes er auch kommen mag, etwas als Wegzehrung beschert.

Anspruchslos kommen die vielen kleinen Erzählungen dahergetrippelt, und diese heute selten gewordene Eigenschaft zeichnet auch ein Buch aus, das gewichtiger schreitet, weil es ein voller runder Roman ist: Der tote Mann von Friedrich v. Gagern. „Nur" eine Indianergeschichte — aber hätte diese Indianergeschichte ein Ausländer geschrieben, ein Engländer zumal: des Beckengerassels, der Posaunenstöße und Tamtamschläge in gewissen Zelten des deutschen Büchermarktes wäre kein Ende, das Wort „Genie" würde da so billig wie Brombeeren sein. Friedrich v. Gagern kann es mit allen diesen gepriesenen Meistern, gegen die ich im übrigen durchaus nichts einzuwenden habe, getrost aufnehmen. Er hat zunächst, wie sie, das Erlebnis für sich, mit eigenen Augen hat er erblickt, geschaut, beobachtet, was er schreibt, mag er nun „Das nackte Leben" bei den Rifpiraten in Marokko retten, oder „Das Geheimnis" der Krainer Berg- und Waldgelände ausplaudern, oder endlich, wie schon im „Marterpfahl", bei den Rothäuten und weißen Jägern in Prärien und Urwäldern seine Büchse spannen. Dieser „tote Mann", ein großer und weitgefürchteter Sagamore am Bibersee zwischen dem Wasser Minni-Wakan und dem Misuri, verkörpert das Schicksal der roten Rasse. Er wächst in Gefahren auf, schon in seinem zweiten Lebensjahr entgeht er allein von seinem ganzen Dorf dem Tode durch einen es überfallenden feindlichen Kriegerstamm.

Auf den Wink eines uralten Häuptlings, der gefaßt seinem Schicksal entgegensieht, verkriecht sich das Kind in einer Grube unter einen Haufen gärender Birkenrinde, während der Urahne sein stolzes Sterbelied anstimmt und so die Wut und Aufmerksamkeit der Mordbrenner auf sich lenkt. Diese schon als Kind bewiesene Schlauheit und Entschlossenheit verlassen ihn so wenig wie später seine Tapferkeit und Stärke. Kampf ist sein Leben, nicht nur gegen die vielen feindlichen Stämme, gegen die herandrohende Wolke der Bleichgesichter, gegen Bären und Rudel von Wölfen — auch im Rat seines Stammes muß er sich wehren mit kluger Rede gegen Neid, Verrat und Feindschaft. Bis er endlich, nach einem blutigen Überfall, auf nächtlicher Flucht vor Wölfen, um das Leben zu retten, dem gierig anspringenden Raubvieh mehrere seiner Krieger und deren weibliche Beute opfert, indem er sie niederschießt, oder ihren Pferden die Sehnen durchschneidet. So rettet er sich und die Mehrzahl der Krieger freilich vor den Wölfen, aber fortan ist es um ihn geschehen, nicht einmal des Todes am Marterpfahl hält man ihn für würdig, er wird schmachvoll ausgestoßen und fristet fortan als „toter Mann" mühselig sein Leben, durch Anfertigen von Tabakspfeifen, Mokassins und Körbchen. Die wenigen Cents, die er so verdient, legt er im „Feuerwasser" an und so endet er endlich in der Trunkenheit herumirrend als Fraß der Wölfe. In Gagerns wunderbar plastischer und oft poetischer Schilderung (der Todesritt vor den Wölfen ist ein Meisterstück der Erzählungskunst) sehen wir so in diesem „toten Mann" das tragische Schicksal der roten Rasse sich vollenden.

★

Der neue Roman von Otto Flake ist mehr durch sein Wie als durch sein Was bedeutsam: der Erzähler Flake findet sich hier, wie es scheint, ganz in eine neue Form hinein, die zugleich eine Abklärung und eine menschlichere Einstellung gegenüber seinen früheren Erzählungen bedeutet, — Anzeichen dieser Wandlung waren allerdings schon in seinem letzten Roman Villa U.S.A. zu spüren. Sommerroman nennt er das neue Werk, Sommergeschichten würde treffender sein, denn, wie immer bei Flake, ist das, was er Roman nennt, ein Bündel Novellen und Skizzen, gemischt mit vernunftmäßigen Betrachtungen, satirischen Ein- und Ausfällen. Anfangs scheint der Verfasser selber noch nicht zu wissen, wie seine Erzählung verlaufen wird, er beschäftigt uns mit Personen, die später ganz in den Hintergrund geraten, und langsam nur schälen sich die Hauptgestalten aus einer allzudichten Hülle heraus: zuerst der Störtebeck, ein hünenhafter Helgoländer, früher Forschungsreisender, Offizier, jetzt Maler ohne Passion, wenn auch nicht ganz ohne Talent, in der Hauptsache aber Berichterstatter einer großen Zeitung, die ihn auf Reisen schickt. Eine frühere Geliebte, Paula, hat inzwischen die Dreißig erreicht, die beiden finden sich wieder und leben wie Eheleute miteinander, man kann nicht gut von einer „wilden Ehe" sprechen, denn sie heiraten sich, lösen das staatliche Band aber wieder, um vollkommen frei — sich und ihrem Kinde zu gehören. Eine etwas wunderliche Prozedur, für die es der Autor natürlich nicht an Begründungen fehlen läßt. Aber kaum haben wir soviel von diesen beiden Hauptpersonen — bisher scheinen sie es zu sein — erfahren, da scheint der Verfasser schon das Interesse an ihnen zu verlieren, eine andere Gestalt taucht auf, ein Herr Trosta, Professional im Eishockey, Tanz- und Boxlehrer, der den Frauen gegenüber andeutet, daß er im Weltkrieg Offizier gewesen sei. Er wird Paula, während „Störte" sich auf einer zweijährigen Weltreise befindet, beinahe gefährlich, aber diese durch keine Pflicht als die ihres Herzens Gebundene hält dem abwesenden Vater ihres Kindes die Treue besser als manche rechtmäßige Ehefrau. Die Erzählung folgt nun der abenteuerlichen Spur Trostas. Er wendet sich einer Prinzessin zu, hat aber das Unglück, bei einem Fall das Becken zu brechen, wodurch er als „Professional" erledigt ist. Die Prinzessin veranstaltet eine Sammlung für ihn; als er diese Summe verbraucht hat, schießt er sich eine Kugel durch den Kopf, die ihm aber nur das Augenlicht raubt, während er im übrigen bald wieder frisch und gesund ist. Das Schicksal dieses Blinden nimmt nun einen breiten Raum in der Erzählung ein. Die Prinzessin setzt ihm und seinem von ihr verpflichteten Blindenführer, einem verbummelten Studenten, ein anständiges Monatsgehalt aus und schafft sich so gleichzeitig — zwei ehemalige Liebhaber vom Halse. Der Blindenführer sucht nach einiger Zeit seinen Schützling zu prellen und mit dem Monatswechsel zu verduften, wird aber gefaßt, worauf die Prinzessin eine Auslandsreise antritt und ihre Hand von den beiden abzieht. Trosta greift noch einmal zur Pistole, diesmal trifft er besser. Das alles wird etwas umständlich, mit vielem Beiwerk und satirisch-ironischem Einschlag erzählt, oder vielmehr protokolliert, denn die gesuchte Objektivität des Flakeschen Stils, die mitunter konkrete Fälle in der Form allgemeiner Betrachtungen gibt, kann man kaum noch „erzählen" nennen. Niemals habe ich die Geschicke eines Blinden mit solcher Teilnahmlosigkeit und kritischen Schärfe in einer Erzählung vortragen hören. Hier hat Flake besonders auffallend sein altes Rezept aus der „Stadt des Hirns" wieder angewendet, er hat diese Blinden „umstellt mit energischen, ungütigen Gedanken". Ist das nun wirklich ein Vorzug? Gewiß hat die neue Art, Menschen und Dinge zu sehen, manches

für sich, es gibt in der Erzählungskunst von alters her Zöpfe, die reif für die Schere sind, aber mit dem „Sentiment“, das hier ausgeschaltet werden soll, darf man doch nicht einfach alle seelischen Vorgänge kappen. Warum werden denn die äußeren beschrieben? Sind sie wichtiger? Der Reporter wird die Frage bejahen, dem Dichter gab ein Gott zu sagen, was er und was die von seiner dichterischen Phantasie geschaffenen Menschen leiden.

Aber das ist schließlich nur noch ein Wurmfortsatz jener verstandesmäßigen Theorie. Erfreulicherweise beginnt Flake sich zu mausern. Er kann ein wärmeres Empfinden nicht mehr ganz verbergen, zögernd, aber unverkennbar läßt er einen seiner ausgeklügelten Programmpunkte nach dem anderen fallen und gelegentlich, so bei der Schilderung der Frau Posthalterin, oder beim Auspacken eines lebenden Hummers, zeigt er sogar Humor. Da diese Erzählungen in Vorderinn spielen, hat er Gelegenheit zu kräftigen satirischen Ausfällen gegen die Anmaßung der „Sieger“ in dem ihnen zugefallenen Gebirgsland und macht unterhaltenden Gebrauch davon; schließlich läuft die ganze letzte Geschichte „Scheidung“ auf eine Verspottung der Mussoliniherrschaft in Südtirol hinaus. Die „Scheidung“, obwohl in diesem Fall zwischen den beiden Gatten erwünscht und vernünftig, kann nicht stattfinden nach italienischer Bestimmung. Der Mann, ein südtiroler Gutsbesitzer, möchte nun verkaufen und seine ihm verleidete Heimat verlassen. Ein reicher Amerikaner namens Wormser ist erpicht auf das Gut, sogar mit seiner ganzen Einrichtung und vor allem mit den Herrenrechten will er es haben. Aber da gibt es Schwierigkeiten. Zunächst sagt das römische Dekret, es darf nicht an Ausländer verkauft werden. Nun, Herr Wormser aus Neuyork, der Fabriken in Italien hat, besitzt in wenigen Tagen seine Naturalisation (und kann so nebenbei auch im Balkan Geschäfte machen). Ferner muß das Kaufgeld im Lande bleiben. Nun, Wormser übergibt dem Verkäufer vor dem schwarzhaarigen Notar einen Scheck auf die römische Bank, den er draußen durch eine Anweisung auf London ersetzt . . .

Vielleicht wäre dies Buch ohne Thomas Manns Zauberberg nicht entstanden, oder doch nicht so geworden, wie es ist: ein Querschnitt durch eine zu Kur- oder Erholungszwecken versammelte internationale Gesellschaft. In Flakes Entwicklung scheint es einen Wendepunkt zu bedeuten. Vielleicht in mehrfacher Hinsicht.

Vertreter und Typen verschiedener Völker führt auch Georg v. Ompteda in seinem neuen Roman: Der jungfräuliche Gipfel zusammen; er tut es sogar mit Bedacht, um die einzelnen Volkscharaktere in Gegensatz zu stellen. Der „jungfräuliche Gipfel“, eine Bergspitze in den Hochalpen um Zermatt, ein noch unbestiegener Punkt in bekannter Höhengruppe, hat es zwei Klettergesellschaften angetan, einer deutschen und einer englischen. Die erste besteht aus einem Professor, einem Münchener Maler und dessen Schwester Vroni, die andere aus einem Engländer, einem berühmten italienischen Bergführer und gleichfalls einer Dame, damit das Ewig-Weibliche zu seinem Recht kommt. Beide Parteien wollen in anständigem Wettbewerb den jungfräulichen Gipfel ersteigen, und höchst lebendig werden von dem fachkundigen Erzähler nun die verschiedenen Stadien dieser Unternehmung, die schwierigen und gefährlichen Kletterwanderungen über schwindelnde Grate, die Zu- und Unfälle der beiden Parteien geschildert — allen Freunden, nicht nur des alpinen Sports, sondern der Natur überhaupt ein Genuß! Die Gegenüberstellung der einzelnen nationalen Eigenschaften ist mit etwas deutlicher Absichtlichkeit gemacht, aber doch ziemlich objektiv und sehr treffend. Der Italiener ist ein forscher Prahlhans der Mussolinizeit, der alte Engländer ein eigensinniger Rekordfex, rücksichtslos und unhöflich, aber dabei doch, wie übrigens alle, ein anständiger Kerl. Er verliert zuviel Zeit, wenn er sich beim Aufstieg auch einmal umschaut, um die schöne Aussicht zu genießen. Er will tausend Pfund wetten, daß er vor den Deutschen oben ist. Der Professor, übrigens auch ein geübter Bergsteiger, lehnt es ab, die Erhabenheit der Gebirgswelt mit Geld zu verquicken, er liebt das Kraxeln auch als edle sportliche Leistung, aber er ist mit der Naturgeschichte, dem Aufbau des Gesteins, der alpinen Tier- und Pflanzenwelt ebenso vertraut wie mit der Klettertechnik. Der Wettkampf der beiden Parteien bleibt unentschieden, trotz der wiederholten Angriffe von allen Seiten, die immer neue Gefahren bringen und schließlich ihr Opfer fordern: der junge Maler, eine frohe Künstlernatur, stürzt ab. Der Weltkrieg macht dem weiteren Ringen ein Ende. Jahre nach dem Friedensschluß sind vergangen, als der Deutsche und Vroni, die inzwischen seine Frau geworden ist, wieder mit dem Engländer an jenem Berge zusammentreffen. Noch einmal nehmen sie den friedlichen Wettkampf auf. Diesmal bezwingen sie den spröden Berg — der Deutsche ein wenig voraus — und beide reichen sich auf dem Gipfel die Hände. Ompteda spricht es nicht aus, aber er meint dies Ende wohl sinnbildlich, als ein Zeichen friedlichen Nebeneinanderwirkens und anständigen Wettbewerbs der Völker für die Zukunft. Ein gut aufgebauter und wohlabgerundeter Roman, der den Ompteda seiner besten Zeit auf der Höhe zeigt — in doppeltem Sinne, der Verfasser der Romane „Exzelsior“ und „Aus großen Höhen“ hat mit gutem Gelingen auf einen seiner Lieblingsstoffe zurückgegriffen.

* * *

Nordische Erzähler. Von Dr. Carl David Marcus

In der nordischen Literatur ist Norwegen wieder führend geworden, und zwar auf dem Gebiete der Epik. Hiervon hat man sich in Deutschland überzeugen können. Sigrid Undsets großer historischer Roman „Kristin Lavranstochter" ist viel gelesen und gut aufgenommen worden. Man hat gespürt, daß hier ein geniales Temperament uns ein neues Bild vom Mittelalter gegeben hat. Sigrid Undset hat es verstanden, Vergangenes und Modernes auseinanderzuhalten und miteinander zu verketten in einer Art, die uns rätselhaft erscheint, aber erst die ungeheure Wirkung ihrer Dichtung erklärt. Irgendwie ist diese Frau geistig und leibhaftig mit dem Mittelalter verwandt, ja, es geht so weit, daß sie jetzt das Leben um sich herum eher als eine Ausstrahlung der Vergangenheit betrachtet. Ihr Übertritt zum Katholizismus war deshalb eine Selbstverständlichkeit. Wer ihre frühere Produktion — moderne Romane und Novellen — kennt, weiß, daß sie sich erst in den historischen Romanen gefunden hat. Jetzt ist ein neuer entstanden: „Olav Audunson auf Hestviken". Er spielt im 13. Jahrhundert und ist in der Form knapper und vollendeter als sein Vorgänger. Insofern ist „Kristin Lavranstochter" ein stark persönliches Dokument, eine Beichte, als der Roman die große Krise und religiöse Wandlung der Dichterin gestaltet. Trotz der ungewöhnlichen, bisher noch nie erreichten Sachlichkeit, mit der Frau Undset jede Einzelheit des Mittelalters geschildert hat, sind fast alle Figuren erfunden, freie Phantasien über den Menschen vor sechs Jahrhunderten.

Auch Eduard Welle Strand fängt an, sich in Deutschland einzubürgern. Mit seinen Romanen „Der Möwenjunge" in zwei Bänden und dem soeben erschienenen Polarroman hat er sich eine neue Gegend ausgesucht, das Land und die Inseln an der Nordküste Norwegens, wenig bekannt und noch nicht von der Zivilisation gleichgemacht den andern Flächen der Erde. Sein Held Almar, der Fischersohn, der flüchtig wird, im Wahn, den Vater erschlagen zu haben, hat Gelegenheit, sich als Fischer und Jäger im Eismeer Berufen zuzuwenden, die wirklich sehr interessant sind. Er ist ein sehr forscher Bursche, sieht gut aus, erlebt nur etwas sehr viele erotische Abenteuer, die sich ziemlich ähnlich sind. Aber wenn der Verfasser diese Menschen, ihre Umgebung, die Natur schildert, verfügt er über eine ungewöhnliche Kraft und Frische, so daß wir wirklich das Gefühl haben, mit einem neuen Stück Welt vertraut zu werden. Der erste Band endet damit, daß Almar, der früh genug Begabung auch für geistige Angelegenheiten gezeigt hat, das Abenteuerleben satt hat und Versuche macht, sich in der Stadt durchzuringen, aber nahe daran ist, zugrunde zu gehen. Im zweiten Band wird dann seine Laufbahn als Journalist geschildert. Er zeigt hervorragendes Talent, und es ist immerhin von einem gewissen Interesse, zu erfahren, wie es an einem solchen kleinen Provinzblatt dort oben zugeht (in Deutschland ist es natürlich ganz anders). Aber leider reicht der Stoff nicht aus, und Welle Strand führt seinen Helden zu einer anderen Zeitung in der Stadt Bergen, und dann hört unsere Teilnahme auf. Almar heiratet eine junge Dame. Was ist das Ergebnis von allen Abenteuern, von der zähen Arbeit und dem großen Talent dieses Helden? Er wird Redakteur eines Käseblattes in Bergen. Er, der die Stadt eigentlich nicht ausstehen kann! Man soll eben keine Fortsetzungen schreiben. Überhaupt kann Welle Strand nicht die Stadt schildern. Er ist bis in stilistische Einzelheiten von Hamsun abhängig. Auch Johan Bojer mit seinem wundervollen Epos „Die Lofotenfischer" hat es ihm angetan, wie man aus seinem neuen Polarroman ersieht. Hier ist der Held ein Sohn Almars von einem Lappenmädchen. Er weiß aber nichts hiervon, und Signor Salmi weiß auch nicht, wo sein Vater steckt. Er wird Lofotenfischer, und hat viel Tüchtiges von seinem Vater geerbt, so daß manche Wiederholungen sich einstellen. Und doch ist das Erzählertalent Welle Strands so groß, daß der neue Nordlandroman mit Genuß gelesen werden kann, denn er enthält manche prachtvolle Schilderungen vom Leben dieser triebhaften, tüchtigen Menschen und dieser gewaltigen Natur; die Übersetzung konnte besser sein.

In der dänischen Literatur ist ein neues Talent aufgetaucht: Jakob Paludan, der allerdings einen schon literarisch berühmten Namen führt. Sein Roman heißt „Vögel ums Feuer" und schildert das Leben in einem kleinen Dorf an der Küste Jütlands, wo man eine Riesenmole baut, um Dänemark einen großen Westhafen zu verschaffen. Jütland fängt an, eine immer größere Rolle in der dänischen Literatur zu spielen, nachdem die Oberherrschaft Kopenhagens gebrochen ist. Johannes V. Jensen ist dort geboren und hat seine Heimat in der Novellensammlung „Himmellandgeschichten" verewigt; Pontoppiddan, auch dort gebürtig, läßt seinen „Hans im Glück" von großen Bewässerungsplänen auf Jütland träumen.

Der neue Dichter läßt das Alte und Neue gegeneinander prallen. Da zieht ein kranker Leuchtturmwächter ein, der rasch genug stirbt, und noch schlimmer steht es um einen Hofbesitzer, der schwer gekränkt ist darüber, daß man ihm den Grund unter seinen Füßen wegkaufen will, und in einem Anfall von Verrücktheit einen Gendarmen totschießt. Zwischen dem Sohn des Leuchtturmwächters und der Tochter des Mörders ist so etwas wie eine Liebschaft im Gange, aber nachdem der Sohn in eine Apotheke in

Kopenhagen gekommen ist und sich hier derart langweilt, daß er nach Amerika pilgert, weiß man nicht recht, was geschehen wird. Die junge Tochter bildet sich zur Lehrerin aus und wird von einem eigentümlichen Advokaten gefördert, der in der Nähe ihres Dorfes wohnt und den Namen Nagel aus Hamsuns Roman „Mysterien" mitbekommen hat. Er ist ein Weltmann und Zweifler im Taschenformat, wartet darauf, daß er bei Ausnutzung des Bodens ein Vermögen erhalten werde. Jedoch, es kommt zu einer Katastrophe bei der Einweihung des neuen Hafens. Irgend etwas stimmt nicht, und der Mörder, der gerade aus dem Gefängnis geht, schraubt etwas entzwei: das elektrische Licht geht aus, der Sturm stürzt sich gegen den Bau und reißt ein großes Loch. Der Advokat Nagel, der sehr verliebt ist in die Lehrerin und sehr berauscht, macht eine verzweifelte Attacke auf sie und hat, abgewiesen und ruiniert, nichts andres zu tun als sich zu erhängen. Der Amerikaner hat Erfolg gehabt und kehrt endlich zurück, geht im Dorfe herum und will seine Jugendgeliebte aufsuchen — aber hier bricht die Erzählung ab!

Überhaupt, dieser neue Erzähler kann noch nicht komponieren, er bewegt sich auf der Grenze zwischen dem spannenden Schauerroman und dem sehr persönlich philosophierenden Roman. Er kann noch nicht seinen Stoff zusammenballen. Wenn er in Fluß gerät, hat er eine schwache Ähnlichkeit mit den deutschen Expressionisten, die zum Glück keine Schule gemacht haben in Skandinavien. Aber er hat Phantasie und Einfälle, er steht zwar auch unter Hamsuns Einfluß, doch vermag er Dialoge und Stimmungen zu bringen, die sehr schön empfunden und ausgedrückt sind. Sein junger Held ist allerdings kein besondrer Held, merkwürdig schattenhaft und resigniert, aber man hat allen Grund, auf das neue Buch dieses begabten Dichters neugierig zu sein.

Im übrigen ist in der letzten Zeit nicht viel aus Dänemark zu uns gekommen, was uns interessiert. Johannes V. Jensen hat allerdings einen neuen Roman von einem germanischen Urtyp herausgebracht: „Norne gast", aber diese Romane sind doch Zwitterwerke, vergiftet von Darwinismus und allerhand Rassetheorien.

Auch von dem bekannten Otto Rung liegt ein Roman vor: „Der Engel mit den Teufelsohren", der durchaus nicht zu seinen besten gehört. Warum hat er ein so durchaus unerfreuliches Buch schreiben müssen, das versucht, uns ein Bild von der Schlechtigkeit des Menschen vor dem Kriege und später zu geben? Was für mißlungene Menschen laufen darin herum, was für ein Schattenspiel von dumpfen Trieben führt sie weiter! Und der Held, dies Findelkind, das nur Heuchler ist und schließlich jeden persönlichen Zug verliert — es ist nicht leicht, einen guten Roman zu schreiben, auch wenn man begabt ist.

Von schwedischen Autoren steht an erster Stelle Sigfrid Siwertz mit seinem zweibändigen Roman „Selambs". Er ist ein ausgezeichneter Novellist und ein sehr feiner, weich modulierender Lyriker, er ist aber auch viel herumgereist und versucht in größeren Werken mit Glück unsre Schicksale zu deuten. Der Roman von den Geschwistern Selamb ist seine größte Schöpfung und ein sehr düsteres Gemälde. Es hat ihn gepackt, den Nachkriegsmenschen zu erklären und zu gestalten, und wir müssen ja jedem ernsten Dichter dankbar sein, wenn er uns und unsre Zeit deuten will. Allerdings wehre ich entschieden jede Verwandtschaft mit diesen meinen Landsleuten Selambs ab!

Sie stammen aus einer dekadenten Ehe, von einem verkommenen Hof in der Nähe von Stockholm und sind alle dem Verfalle nahe. Aber der Zeitgeist rettet sie. Der älteste Sohn Peter lernt bald die Geheimnisse des Geschäftes kennen und entwickelt sich zu einem derben, gefährlichen Gauner, der immer mehr Grund und Boden erwirbt und vor keiner Gemeinheit zurückschreckt. Er wird dann der Chef der Aktiengesellschaft Selambs; einer netten Gesellschaft, in der jeder versucht, den anderen zu übervorteilen. Eine Schwester heiratet einen Jugendfreund, gebiert ein Kind, will aber frei sein und wird es auch, indem sie den armen Mann fast zu Tode quält. Dann führt sie ein elegantes Leben in Stockholm und kehrt einst zurück mit einem russischen schwerreichen Grafen, der dann bald stirbt, ohne daß die liebevolle Gattin ihn zu besuchen wagt — er stirbt an Typhus. Dies hat zur Folge, daß ihr Sohn sie verläßt, um in Amerika sich durchzuschlagen; er ist der hoffnungsvolle Vertreter einer neuen Rasse. Eine andre Schwester ist Krankenpflegerin und heiratet einen Schwindsuchtskandidaten, der gesund geworden wäre, wenn sie ihn nicht zuletzt in den Tod der Schönheit getrieben hätte. Sie endet als Multimillionärin, geizig wie eine Hexe, völlig einsam. Ein Bruder, ein Leutnant, heiratet durch einige, nicht schöne Tricks eine reiche Erbin, die aber steril ist; er geht vornehm herum und berechnet, wieviel Zinsen er hat.

Und so sind alle! Alle verführt von dem Drang nach Geld und Gold, aber ohne glücklich oder zufrieden zu sein, Eintagsfliegen, geboren aus dem bösen Geist der Zeit, der nur nach materiellen Genüssen schreit. Die Wirkung des Romans wäre stärker, wenn Siwertz einen anständigen Menschen eingeführt hätte. Denn müssen alle Kinder so minderwertig werden? Der Pessimismus dieses Buches hat einen Anflug von Systematik, der für die spätere Wirkung verhängnisvoll sein kann. Waren sie wirklich alle egoistische Schufte? wird man einst fragen. Gab es nicht stille und heroische Menschen, die alles opferten, was sie hatten, um der Not zu helfen?

Illustrierte Rundschau

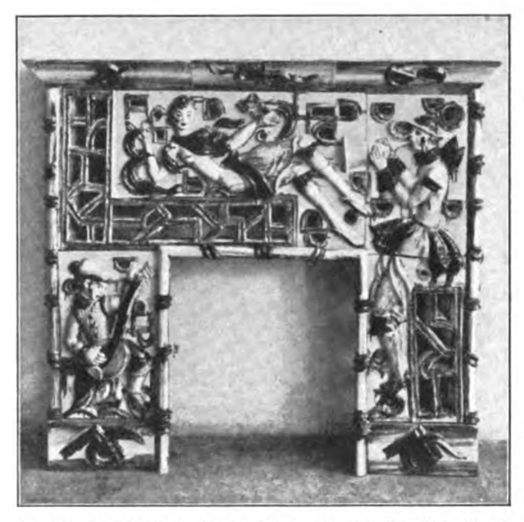
Hermann Sudermanns 70. Geburtstag — Neue Öfen und Kamine — Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung", Stuttgart 1927 — Sedlaceks Phantasien — Max Petelers Familienreliquiar — Zu unsern Bildern

Am 30. September begeht **Hermann Sudermann** seinen 70. Geburtstag. Wie leidenschaftlich, wie jung er fühlt, braucht den Lesern unsrer Hefte niemand zu sagen. Sie kennen sein glühendes Bekenntnis- und Erlebnisbuch vom „Tollen Professor". Die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift ist nicht ohne Anstoß geblieben. Es gab ängstliche Leser, die über mancherlei sich ärgerten. Dem Dichter Sudermann konnte nichts Schöneres widerfahren, als daß sein Werk noch immer umstritten wird. Wie still pflegt es sonst um die Siebzigjährigen zu werden! Dieser Poet, der auch körperlich ein Hüne ist, echter Sohn seiner harten ostpreußischen Heimat, steht noch heute so aufrecht wie vor vierzig Jahren, unberührt von Beifall und Abgunst, seines Werkes und seines Wertes gewiß.

Das allgemeine Urteil über Sudermann hat manche Wandlungen durchgemacht, seit er das Buch von „Frau Sorge", der „grauen, verschleierten Frau", seinen herzlieben Eltern widmete. Und nicht ohne tiefe Bewegung wird er das leicht verstümmelte Manuskriptblatt der poetischen Zueignung in Händen gehalten haben, bevor er es uns auf unsre Bitte zur Wiedergabe überließ. Wie wenige seiner Zeitgenossen umrauschte ihn der Beifall der Menge. Aber mit unerbittlicher Feindschaft verfolgte namentlich den Dra-

Erster Entwurf des Widmungsgedichtes zu Sudermanns ‚Frau Sorge'

matiker die Kritik. Es gab Zeiten, wo es zum guten Ton gehörte, jedes neue Stück von Sudermann hochmütig zu verreißen. In den letzten Jahren hat sich ein Umschwung vorbereitet. Ein Literarhistoriker, Kurt Busse, konnte im Cottaschen Verlage das Schaffen Sudermanns

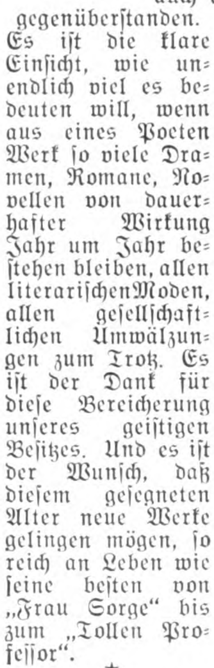


Kamin-Verkleidung in Keramik aus den Wiener Werkstätten, G. m. b. H., Wien VII. Entwurf von Wally Wieselthier



Kamin aus der Keramischen Werkstätte von Heinrich Pittroff, Augsburg

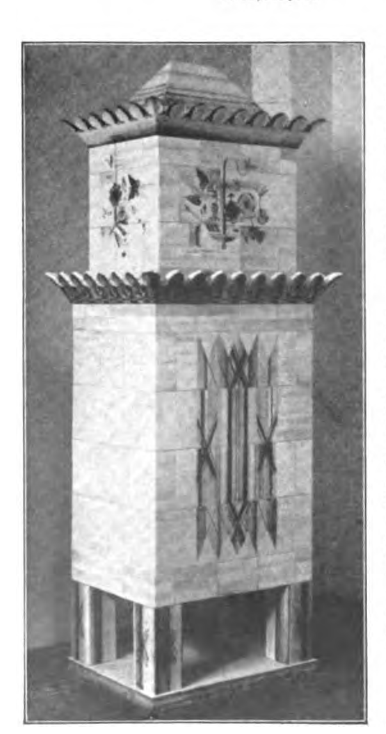
im Zusammenhang schildern. Der Wille zur Gerechtigkeit setzte sich durch, und es ist nicht bloß der Geburtstagsjubel, der in diesen Tagen zu dem Dichter dringt, auch aus Lagern, die ihm unfreundlich gegenüberstanden.



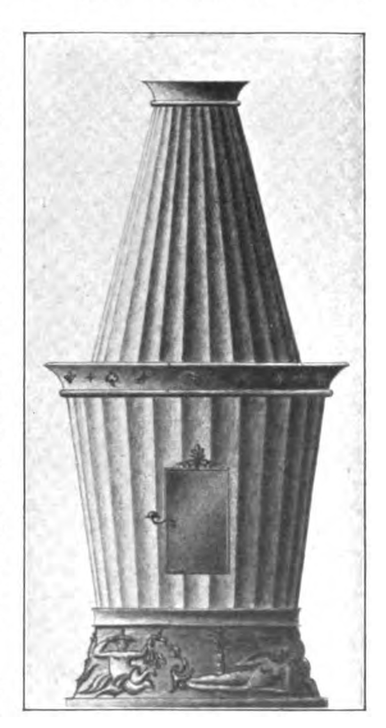
Es ist die klare Einsicht, wie unendlich viel es bedeuten will, wenn aus eines Poeten Werk so viele Dramen, Romane, Novellen von dauerhafter Wirkung Jahr um Jahr bestehen bleiben, allen literarischen Moden, allen gesellschaftlichen Umwälzungen zum Trotz. Es ist der Dank für diese Bereicherung unseres geistigen Besitzes. Und es ist der Wunsch, daß diesem gesegneten Alter neue Werke gelingen mögen, so reich an Leben wie seine besten von „Frau Sorge“ bis zum „Tollen Professor“.

★

„Am stillen Herd zur Winterszeit“ ist **uns zwar nicht mehr wie Herrn**



Ofen
Von Ernst Teichert, Meißen



Ofen-Entwurf von P. Laszlo für Ernst Teichert, Meißen

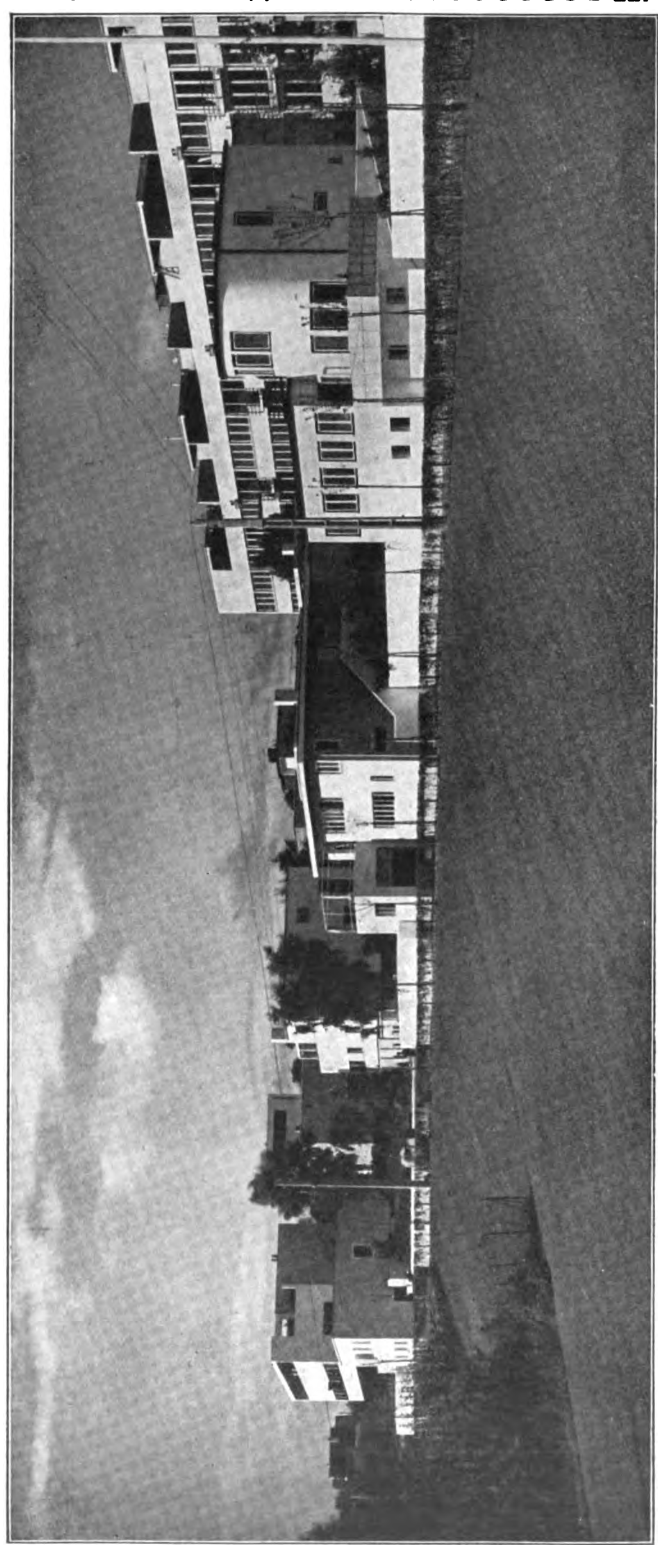
Walther von Stolzing Burg und Hof eingeschneit. Aber wenn die Tage kürzer werden, denken wir oft nicht an die vielen Verpflichtungen, die uns der Winter mit Theater, Konzerten, Vorträgen, Gesellschaften auferlegt, sondern es regt sich der altväterische Wunsch, am Ofen zusammenzurücken und einmal wieder den von der Vogelweide zu lesen oder ein andres gutes modernes Buch. In solcher Stimmung ist gewiß der bienenkorbähnliche Kaminaufbau mit den Darstellungen der Jahresarbeiten entstanden. Das hübsche Werk, das nicht des beigefügten Spinnrades bedarf, um seine altdeutsche Treuherzigkeit verständlich zu machen, stammt aus der Augsburger Keramischen Werkstätte von Heinrich Pittroff, einem jungen Kunsthandwerker, der das Geschäft seines Vaters betreibt, im Kleinbetrieb, aber eben darum echt, bodenständig.

★

Aus Meißen, von der Firma Ernst Teichert, haben wir uns die Abbildungen zweier Öfen besorgt. Der eine, viereckige, versucht, recht glücklich, will uns scheinen, moderne Ornamente anzuwenden. Der andre, in der Form sehr eigentümlich, benutzt chinesische Motive, wie sie in der Porzellanstadt seit alters heimisch sind. Am kecksten ist der Wiener Kamin nach dem Entwurf von Wally Wieselthier. Lustig, wild und — was man nicht sieht und was deshalb gesagt werden muß: sehr bunt! Solch ein Kamin gehört selbstverständlich in ein modernes Haus mit neuem, farbigem Hausrat.

★

Wie sehen moderne Häuser und Wohnungen aus? Wir haben vor kurzem über die Bestrebungen des Bauhauses Dessau berichtet (Märzheft 1927).



Die moderne Stadt: Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung", Stuttgart. Blick auf die Weißenhofsiedlung. Im Hintergrunde der Miethausblock von Architekt Mies van der Rohe, Berlin. Vorn an der Straße von rechts nach links Bauten von Max Taut, Berlin; Dr. Richard Döcker, Stuttgart; Prof. Hans Poelzig, Berlin; Ludwig Hilberseimer, Berlin, und Le Corbusier, Paris. Aufnahme von Lossen & Co., Stuttgart

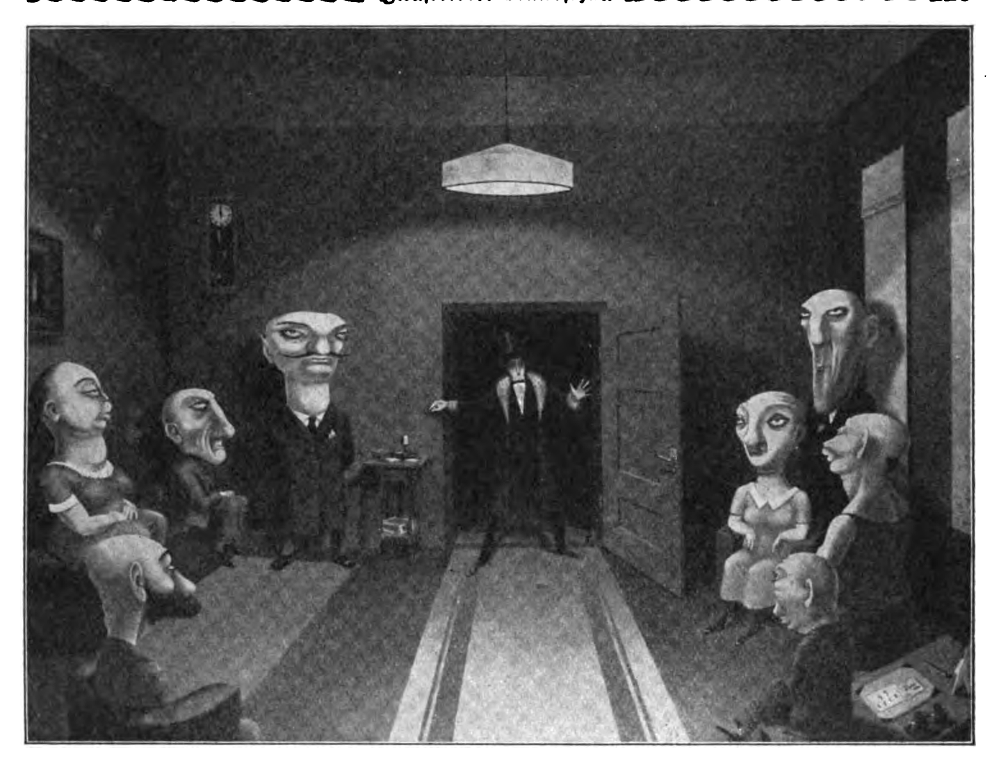


Der Abenteurer. Gemälde von Franz Sedlacek, Wien

In vielen Städten werden Häuser im Dessauer, wenn auch manchmal mißverstandenen Sinn gebaut. Die Stuttgarter Werkbund-Ausstellung „Die Wohnung" zeigte in ihrer Weißenhofsiedlung ganze Reihen solcher Häuser, so daß man sich ein Bild von der Gesamtwirkung machen kann. Architekten wie Mies van der Rohe (Berlin), J. J. P. Oud (Rotterdam), Victor Bourgeois (Brüssel), Ad. G. Schneck (Stuttgart), Le Corbusier (Paris), Walter Gropius (Dessau), Ludwig Hilberseimer (Berlin), Bruno Taut (Berlin), Hans Poelzig (Berlin), Richard Döcker (Stuttgart), Peter Behrens (Berlin) usw. zeigten, was die neue Kunst einer neuen Gesinnung vermag. Unser Bild wird auch die bekehren, die vereinzelten Versuchen bisher zweifelnd gegenüberstanden. Diese Bauten aus Beton, Eisen und andern unsentimentalen Baustoffen, als Massenfabrikate des Maschinenzeitalters gedacht, wirken als Straßenbild und namentlich im Zusammenklang mit der Natur, mit grünen Bäumen, mit Blumen und mit Rankgewächsen durchaus nicht seelenlos. Geht man hinein, so muß man freilich die Erinnerung an die „herrschaftliche" Wohnung von ehedem hinter sich lassen. Wer alte Möbel hat und sich nicht von ihnen trennen kann, hat hier keinen Platz, schon rein räumlich verstanden nicht. Diese Wohnungen sind für die traditionslose Jugend bestimmt, die keine Lust zum Erben und zum Sammeln hat, sondern gesund, praktisch und geschmackvoll hausen will. Und diese Jugend ist es ja auch, für die wir vor allem sorgen müssen. Die Alten können sich doch von nichts trennen und haben ebenso recht. Der eine schwört auf Sachlichkeit, der andre auf Gemüt . . .

★

Dr. Franz Sedlacek ist kein zünftiger Maler. Man kann ihn sogar einen Dilettanten nennen, denn er ist aus reiner Liebhaberei von der Technik zur Kunst gekommen, ohne akademischen Drill. Aber dieser Dilettant ist ein Künstler geworden, mit einer erstaunlichen Kraft der Phantasie begabt und mit einem nicht weniger bewunderungswürdigen Farbensinn ausgestattet. Man erinnert sich vor seinen Bildern an unheimliche Geschichten unsers deutschen Erzzauberers E. T. A. Hoffmann. Dort wie hier klingen Scherz, Satire und Ironie zu tieferer Bedeutung zusammen. Der Künstler freut sich, daß es gruselige Dinge gibt. Wenn der Herr im Pelz und Zylinder nach Hause kommt und in eine Versammlung von — sagen wir: Mondkälbern tritt. Wenn der Abenteurer mit dem Jahrmarktslampion sich zum Kampf wider Tod und Teufel anschickt. Wenn der Harlekin in das dunkle Reich des Zauberers dringt — immer dasselbe: das Leben ist sehr unheimlich, viel gespenstischer, als der Philister ahnt. Aber man braucht es des-

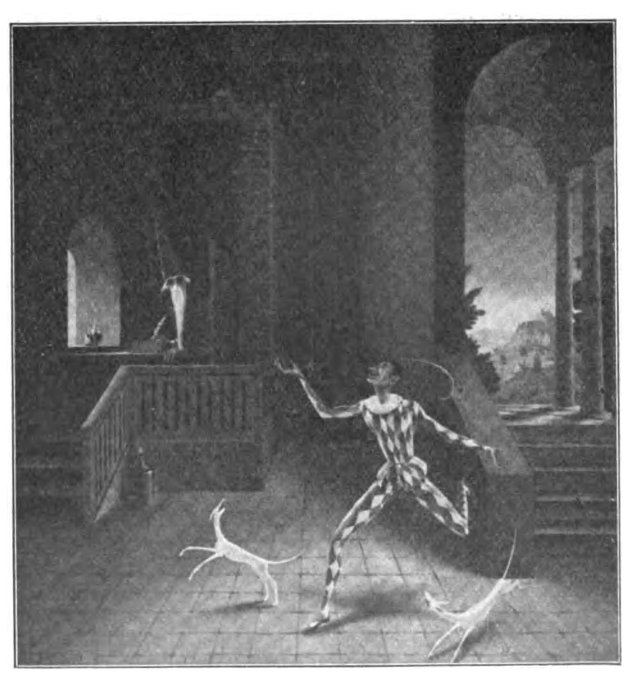


Nächtliche Heimkehr. Gemälde von Franz Sedlacek, Wien

wegen nicht pathetisch anzusehen. Man ist noch kein Heros, bloß weil man lebt.

★

Max Peteler, Lehrer an der Staatlichen Zeichenakademie zu Hanau, ein Goldschmied aus der guten alten Schule, d. h. von größter Vielseitigkeit in der Technik, hat einen wunderschönen Gedanken gehabt und ausgeführt, ein weltliches, ein Familienreliquiar, ein



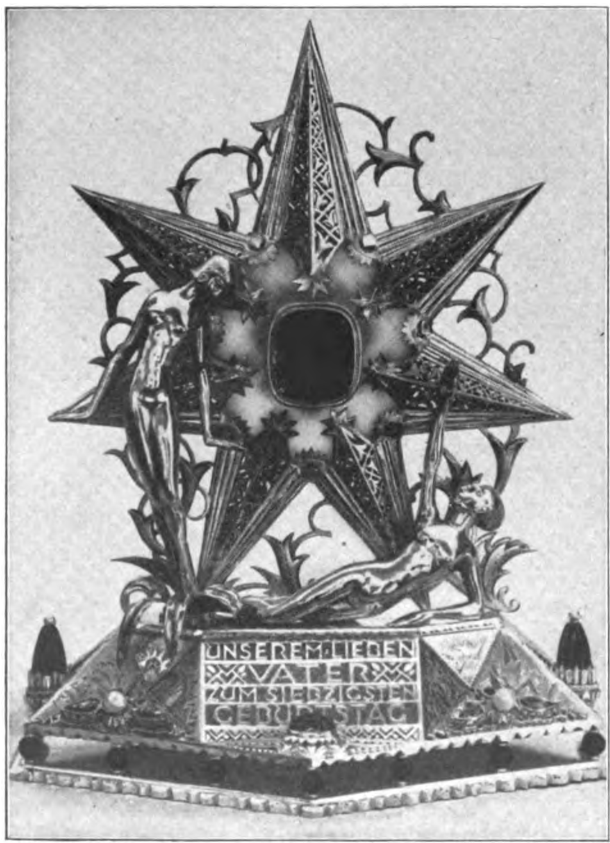
Der Zauberer und der Harlekin
Gemälde von Franz Sedlacek, Wien

Familienheiligtum, das die Erinnerung an den Vater des Hauses erhalten soll. Es wurde einem Goldwarenfabrikanten zum 70. Geburtstag von seinen Kindern überreicht. Im Aufbau einheitlich und wohl abgewogen, ist es im einzelnen beziehungsreich. Es endet in einem Döschen, das eine Figur mit der Lebensfackel trägt. Verschlungen führen die Lebenswege, die hier die

Drähte darstellen, nach dem einen Ziel, dem Stern. Die Fialen tragen die Symbole von Tag und Nacht, und wie sie erinnern auch die zwölf Sternbilder an den Pfeilern an den Strom der Zeit, das Leben des einzelnen und des Geschlechts gleichmäßig begleitend. An den Füßen des Schreines tragen Kraft und Fruchtbarkeit den Bau. Ein Druck auf die kleinen Kristallsäulen öffnet die Türen und zeigt im Innern auf einem Sockel den siebenzackigen Stern im Anklang an die sieben Jahrzehnte. Streben und Erfolg dieser Jahre verkörpern die Gestalten. Ein Kristall trägt in der Mitte in Goldtopas geschnitten das Symbol des Jubilars. Die geöffneten Türen geben die Lebensdaten der Kinder und zeigen die Wappen der Kunst und des Goldschmiedehandwerks. Trotz dieser Fülle von Anspielungen ist das Werk einheitlich geschaut. Seine technische Vollendung ist bei Peteler eine Selbstverständlichkeit. Nicht jede Familie kann sich eine solche Kostbarkeit stiften. Aber man sollte wieder Wert auf derlei legen. Es hält zusammen und hilft erhalten!



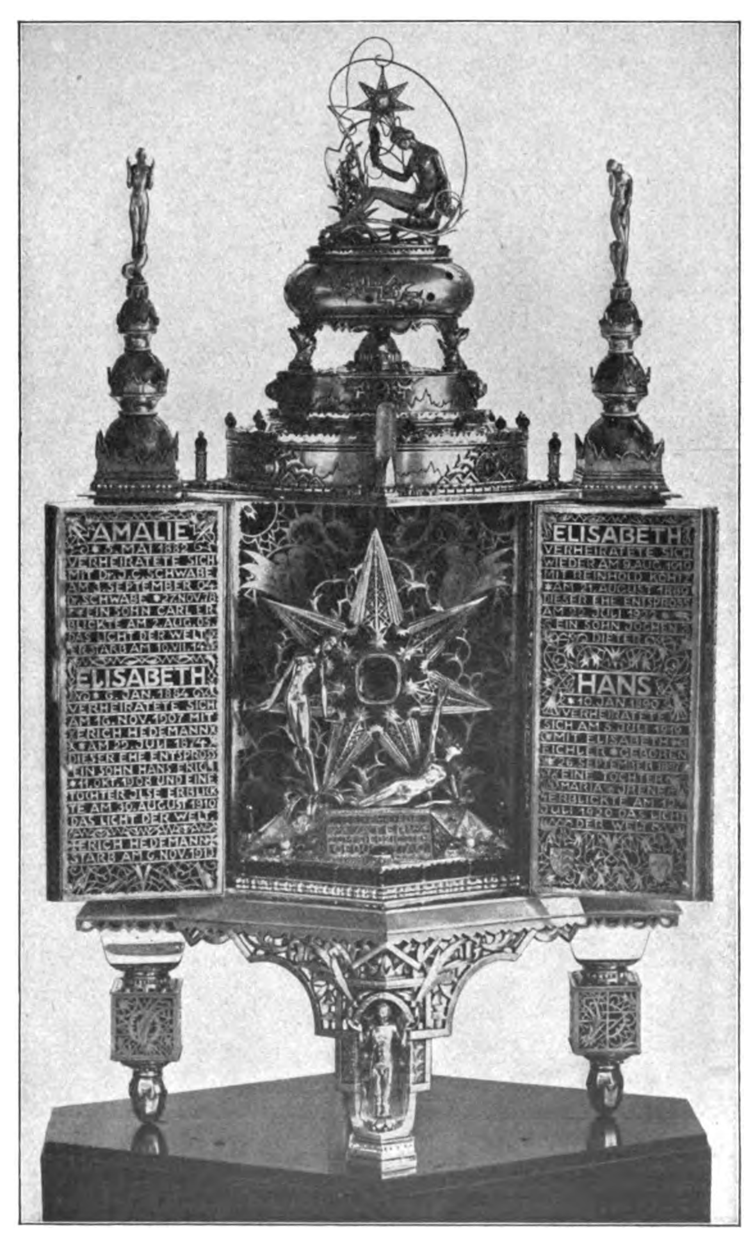
Dose als Bekrönung des nebenstehenden Familien-Reliquiars



Mittelstück des nebenstehenden Familien-Reliquiars von Max Peteler, Hanau

Das hübsche Modell der Frühherbstmode auf der letzten Seite des Heftes mag uns zu der Betrachtung unsrer Bilder führen. Richard Teschners „Heilige Cäcilie", das Titelbild, frischt die Erinnerung an einen der anregendsten Wiener Meister auf. Wir haben ihm vor einigen Jahren einen eignen Aufsatz gewidmet (Dezemberheft 1925). Arthur Roeßler hat damals diesen träumerischen Deutschböhmen charakterisiert, einen unsrer vielseitigsten Künstler und phantasie- und gemütvollsten dazu. „Der Hafen von Amsterdam" von Esaias(?) van de Velde (zw. S. 128 u. 129) veranlaßt uns, auf die Künstlermonographie hinzuweisen, die Dr. K. Zoege von Manteuffel in unserm Verlag über die niederländische Malerfamilie geschrieben hat. Ein ausgezeichnetes Buch! Flüssig, klar, übersichtlich, wissenschaftlich zuverlässig, aber ganz ohne die Langeweile, die noch so manches gelehrte Buch so mühsam zu lesen macht. Diese Monographie kann man mit Genuß lesen.

Und betrachten! Denn ſelbſtverſtändlich iſt der Bilderſchmuck einer ihrer vielen Vorzüge. — Der Münchner Bildnismaler Max Rimboeck zeichnet ſich durch lebendigen Vortrag und dekorative Auffaſſung aus (zw. S. 136 u. 137). — Hans Dieter iſt berühmt geworden durch den, der ſeiner Wege ging. Seine „Seiltänzer in Meersburg“ ſind nicht ſo anekdotiſch eingeſtellt wie damals der Sonderling. Aber auch ſie erzählen unterhaltſam, witzig, zeugen von geſundem Naturſtudium und humorigem Gemüt. Dieter wohnt in Meersburg. Es ſcheint ihm auf der ganzen Welt nirgend ſchöner als hier zu ſein, wo er durch Butzenſcheiben über ſpitzgiebelige Dächer auf den glänzenden See und hinüber bis zu den Alpen ſchaut. Da ſoll einer nicht zum Romantiker werden, ſelbſt in unſrer ſachlichen Welt! — Firles Porträt des Reichspräſidenten iſt nicht bloß eines der neueſten, ſondern auch



Familien-Reliquiar. Entwurf und Ausführung von Max Peteler, Hanau

der besten. Wir glaubten, kein schöneres finden zu können, um das jedem von uns vertraute ehrwürdige Haupt erneut im Bilde zu zeigen (zw. S. 148 u. 149). — Der in Dresden ansässige Bildhauer **Edmund Moeller** ist ein Schüler der Industrieschule in Neustadt bei Coburg gewesen, bevor er nach Düsseldorf und Dresden kam. Er ist weit herumgekommen, außer nach Italien nach Griechenland und Nordafrika. 1885 geboren zählt er zu den kräftigsten Begabungen unter den heutigen Plastikern. Unsre Gruppe (zw. S. 176 u. 177) zeigt ihn in stärkster Bewegung. — **Julius Jacob**, der der Jüngere heißt und, 1842 geboren, hoch zu Jahren, aber auch zu Ehren gekommen ist, schätzen wir besonders als den Maler des alten Berlin. Sein „Klostergarten in Sterzing“ zeigt ihn als einen unsrer feinfühligsten Koloristen (zw. S. 200 u. 201). — Wie machtvoll die „neue Sachlichkeit“ zu monumentalen Wirkungen vorzustoßen vermag, beweist **Kaths** „Schleswiger Dom“ (zw. S. 216 u. 217).

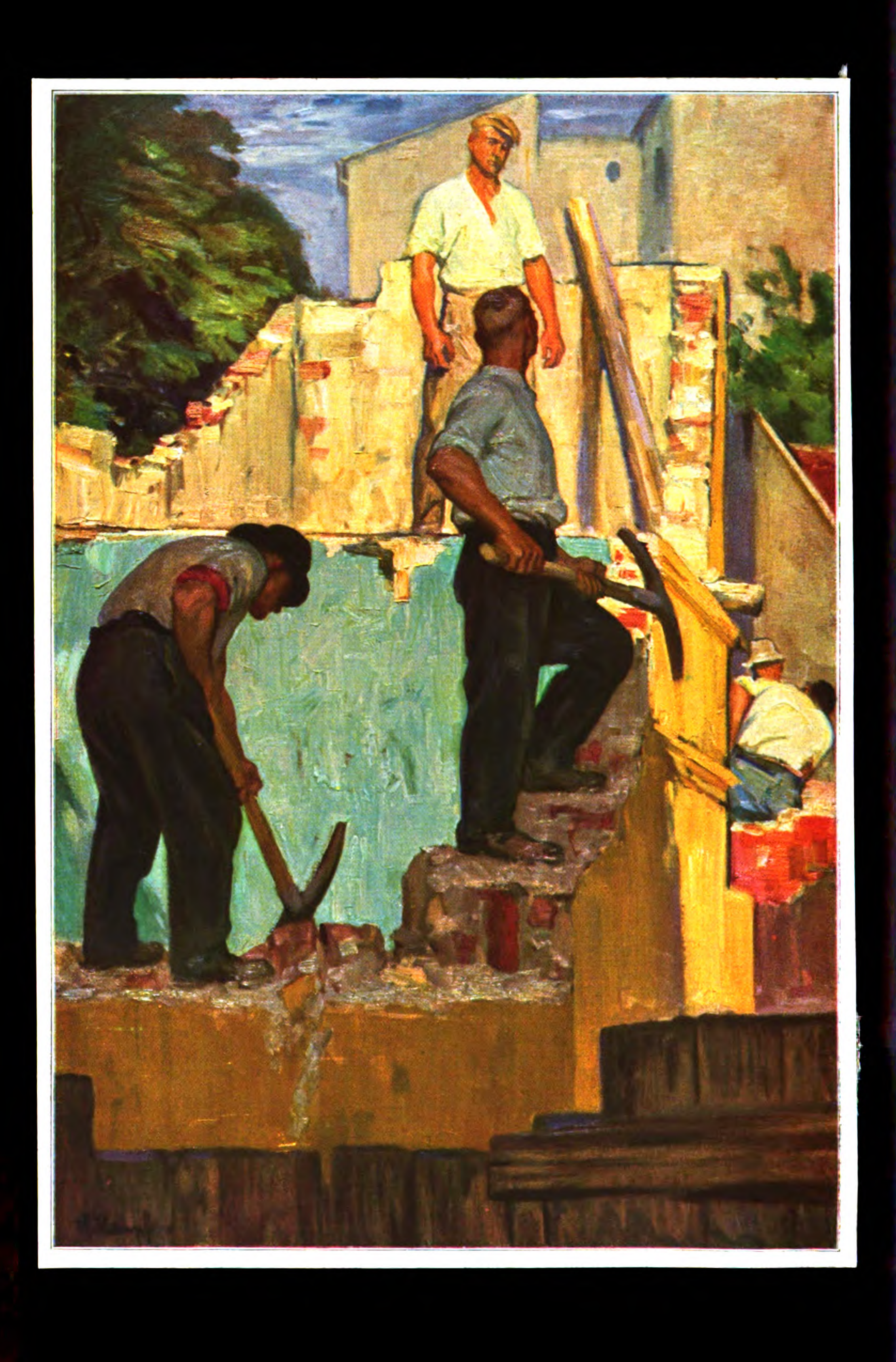
Der Beginn des neuen Jahrgangs hat uns gezeigt, wie treu die Leser unsern Heften bleiben. Wir danken ihnen dafür wie für die erfolgreiche Werbetätigkeit, die uns viele neue Freunde zugeführt hat. Unsre Werbegaben stehen bereit! Wir wollen nicht damit locken. Bestimmend für den Bezug und die Empfehlung ist die Güte der Hefte. Aber wir wollen mit den Werbegaben danken! **P. W.**



Frühherbstmode
Aufnahme E. Schneider

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50






Velhagen & Klasings Monatshefte
42. Jahrg. / November 1927 / 3. Heft

Im Zeichen der Jungfrauen

Roman von Clara Ratzka

Schluß

Wenn der Zug hielt, sah Jo in eine Zeitung hinein, immer in der Erwartung, es könnte ein Telegramm für sie ausgerufen werden. Sie war entschlossen, es nicht anzunehmen. Doch nichts geschah. Ganz ohne Erregungen und Abenteuer kam sie am Bahnhof Zoologischer Garten an. Sie stieg erwartungsvoll und eigentlich — ja, glücklich aus dem engen und harten Abteil, gab ihr Handgepäck ab und ging auf die breite, von Lichtreklamen überflutete Straße.

War das herrlich! Diese frische Luft und die Bewegung um sie her! Wie die Autos vorbeiflitzten. Ihr Ruf, das viele Getön, das Rasseln, Tuten, Läuten, das war Saxophon, Schlagwerk, kurz: Jazz. Jo freute sich unbändig. Nicht ein einziger Gedanke ging zur Familiensitzung. Sie hielt nur das Portemonnaie in der Tasche fest.

Links die Restaurants, die Kinos, mit ihrer bunten, laufenden Reklame in der Luft, das wechselnde Licht, die riesigen Plakate, offene Vorhallen mit Blumen, raffinierte Schaukästen und würdige scharlachrote Portiers, — das war köstlich! Und dann die Cafés, das eine große, in das man weit hineinsah. Jo konnte der Versuchung nicht widerstehen — zwei drollige kleine Pagen warfen die Türen auf, unaufhörlich — sie ging hinein. Diese Lichtfülle, die Musik, die Farben! Geschwungene Treppen und Logen in Pfauenblau. Sonst alles tiefes Rosa, Gelb, Gold — und riesige Leuchter!

Oben tanzte man, recht verdreht. Sie wollte es sich ansehen, doch gleich kam ein Kellner. Geld dafür ausgeben? Auf keinen Fall. Sie ging sehr ruhig weiter, obgleich sie mit einigem Unlustgefühl bemerkte, daß ihr Hut und ihr Mantel, verglichen mit denen der andern Mädchen, nicht gerade dazu angetan waren, ihr Selbstgefühl zu erhöhen. Immerhin, als der kleine Page die Tür zur Straße hin für sie aufriß, war sie nicht unzufrieden mit ihrer Leistung.

Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche lag in violettem Dunst, ihre Formen waren am Abend weich, hier und da vom vielen Licht hervorgehoben. Bis zum Kurfürstendamm ging Jo und wiederum sah sie über gleitender, weit fort verebbender Bewegung Licht, das gleich sprühenden Juwelen in allen Farben schillerte, aufleuchtete, verschwand und wiederkehrte. ‚Berlin — Gott, Berlin!' dachte sie atemlos. Lange stand sie da und blickte um sich, sah auch in die Gesichter der Menschen, und die Berliner Mädchen, schlank, adrett, hübsch gekleidet, gefielen ihr.

Ihr wurde ganz warm, wie auf Wolken schritt sie dahin. Sie schlängelte sich geschickt durch die Menschen, über die Straßenkreuzungen. Oh, Berlin! Diese Blumenläden, die entzückenden Geschäfte, eine Austernstube — das Wasser lief ihr im Mund zusammen, nur einmal im Leben hatte sie Austern gegessen, drei Austern, in Niemers Weinstuben an der Salzstraße — sie preßte ihr Portemonnaie an sich — ach, und die Kleider, die Kleider! Ein Reitanzug und hohe, blanke Stiefel, ja, das wäre etwas gewesen. ‚Es ist nicht zu sagen, wieviel Geld ich verdienen muß,' dachte sie.

Etwas niedergedämpft sah Jo zu den

Häusernummern hin, auf die Straßenschilder. Da, die übernächste Straße — das war richtig. Sie bog hinein. „Lingerie, Robes, Manteaux" stand quer über einem tiefen, nicht eben großen Schaufenster, und unten in der Ecke ganz klein: „Gisela Franke". Überwältigend war das nicht. Jo zauderte, als sie die Hand auf die Klinke legte.

„Gnädiges Fräulein wünschen?" sagte eine geschäftige Stimme. Wuscheliges Haar, ein bemaltes Gesicht.

„Ich möchte mit Fräulein Franke sprechen, ich heiße Josephine Bantinck und komme aus Münster."

„Einen Augenblick." Der Wuschelkopf verschwand hinter einer Portiere. Als sie zurückkam, war sie von einer stattlichen Dame begleitet. „Kumplett", würde Betty gesagt haben. Diese Erinnerung munterte Jo auf. Schon in Münster hatte sie sich vorgenommen: auf keinen Fall einschüchtern lassen!

„Mein Bruder hat Sie mir empfohlen," sagte die wohlgekleidete Dame, „wir dachten, Sie hätten sich angemeldet."

„Das beabsichtigte ich auch, doch die Abreise kam dann schneller, als ich dachte."

Gisela Franke lächelte. Sie wußte um den Kampf; die ungeahnt schnelle Abreise verstand sie. In Heinzens Zimmer hatte sie das Bild dieses Mädchens gesehen. Wie der Hut und der Mantel sie entstellten, das konnte man ihr gar nicht schnell genug herunternehmen. Sehr hübsche Beine hatte sie. „Ich freue mich, daß Sie da sind," sagte Gisela herzlich, „wenngleich, die Stelle — ach bitte, kommen Sie mit in mein Büro." Es war ein dunkles, ziemlich muffiges Zimmer, ohne Fenster, mit künstlichem Licht.

„Nun tun Sie mal die Reisesachen herunter und machen Sie es sich bequem." Gisela wies auf ein Sofa. „Wir werden schon miteinander fertig werden."

„Ganz gewiß," antwortete Jo zuversichtlich, „ich tue, was Sie mir anweisen, und ich mache es gut, darauf können Sie sich verlassen."

Gisela sah amüsiert zu Jo hin, doch ihr gefiel diese freie, selbstsichere Art. Es war vielleicht keine Anmaßung darin, denn dieses Mädchen mit dem gescheiten Gesicht hatte das Gymnasium absolviert. Gisela war der Meinung, daß derartige Mädchen, wenn sie wollen, sehr vieles können, auch untergeordnete Arbeit. Ihr selbst war es ähnlich ergangen.

„Nun, und zu was, glauben Sie, könnte ich Sie gebrauchen? Ursprünglich war nur an eine Hilfe vor Weihnachten gedacht."

Das war Jo unangenehm, doch man mußte es überwinden. „In Stenographie und Schreibmaschine und in Sprachen bin ich recht gut, mit der Buchführung hapert es noch. Auf Kleider verstehe ich mich, ich habe mir die meinen seit Jahren selbst genäht, und dann — man kann sich auf mich verlassen."

Ein helles Gelächter antwortete ihr. „Ganz wie Heinz sagte, ganz so treten Sie auf."

Jo war einen Augenblick beleidigt. ‚Ich bin doch kein Kuriosum!' dachte sie. ‚Aber die Stellung muß ich haben!' „Je nun, weshalb nicht?" Sie stimmte in das Lachen ein.

„Ganz recht," fuhr Gisela ernster fort, „in meinem Geschäft braucht man einen zuverlässigen Menschen. Alles andre bereden wir. Doch das Gehalt —" sie zögerte — „ist zunächst recht klein und dann: ein Zimmer kann ich Ihnen nicht geben. Heinz hat wohl dergleichen gesagt, aber nicht wahr: er wollte Sie sehr gern hier haben? Sie sind gute Freunde —"

„Recht gute Freunde, ja —" Jo sah kühl in Giselas Gesicht.

Die verstand, und es war ihr lieb. „Eins könnten wir tun — vorläufig — hier in diesem Zimmer könnten Sie schlafen, ich habe es im Anfange auch so gehalten. Das Sofa kann man zu einem Bett machen. Gleich nebenan, vom Flur aus zu erreichen, ist eine Waschgelegenheit."

„Kann man das Zimmer lüften?" fragte Jo.

Wieder lächelte Gisela. „Wenn Sie es richtig anstellen, ja. Die Tür zum Flur aufmachen und dort ein großes Fenster. Möglichst noch eine Weile Zugluft durchs Geschäft. Angst haben Sie wohl nicht? Ich wohne zwei Straßen weiter."

Das war ein Signal. „Angst? Nein! Ich finde das Zimmer sehr gut und bin Ihnen für das Angebot dankbar."

„Also abgemacht!" Gisela hielt ihr die Hand hin. Jo schlug ein, etwas burschikos. „Jetzt muß ich an meine Arbeit gehen, auf Wiedersehn, Fräulein Bantinck. Sie schöpfen wohl noch etwas Luft und holen Ihr Gepäck."

„Ja, das tue ich." Jo war mit diesem Anfang sehr zufrieden. Wohl hatte sie sich alles großartiger gedacht, zumal heute abend, als sie berauscht über den Kurfürstendamm ging, doch schließlich: es war ja nur die erste Stufe. —

Es kam so, wie Jo es sich vorgestellt hatte: Christopher Bantincks Pferd stand stundenlang in der alten, halbdunklen

Kirche, und er selbst saß im Biedermeierzimmer seiner Mutter, rechts und links von ihm Gregor und Elisabeth. Sie alle waren, wie Betty es ausdrückte, „sonst nich schrecks," die Sache mit Jo aber war ihnen in die Glieder gefahren. Zunächst erhob sich ein echt westfälischer querschädeliger Zorn, der Geheimrat vor allem hatte kein müdes Gesicht mehr, es war gerötet und äußerst lebhaft, wenn auch nicht in einer Art, die Jo gerne gesehen hätte. Am ruhigsten blieb die alte Frau Bantinck, denn sie konnte auf die meisten Familienereignisse zurückblicken.

„Also aus Familiensinn hat sie es getan," sagte sie halblaut und etwas gedehnt.

„Das ist so recht ein impertinenter Ausspruch von Jo!" Gregor Bantinck griff in seinen Kragen, der ihm heute viel zu eng war.

„So meinte sie es nicht, es tut mir leid, daß meine Erzählung den Eindruck erweckte," Christopher zündete sich eine Zigarre an, denn für ihn war die Überraschung vorüber und auch die Wut, die ihn in dem Augenblick überkam, als Jo den Hörer anhängte.

„Alles wäre ja nicht so schlimm," meinte Elisabeth, langsam über ihre Stirn streichend, „wenn nicht diese Stelle in einem Modesalon wäre und durch Heinz Franke vermittelt."

„Ich konnte den Kerl nie leiden!" stieß der Geheimrat hervor.

„Gott, ganz so übel fand ich ihn nicht," sagte Franziska Amalie. „Kurz vor seiner Abreise war er noch bei mir, mit Jo; wir tranken gemeinsam Tee." Sie verschwieg, daß die beiden eine Weile in sehr verdächtiger Nähe zwischen den Herbstastern herumspaziert und dann in einem Treibhaus verschwunden waren. Da es ihr zu lange dauerte, schickte sie ihr Mädchen hinunter und ließ zum Tee bitten.

„Das eine möchte ich wissen," sagte der Geheimrat grimmig, „ob sie irgend was mit dem Kerl hat."

„Auf keinen Fall." Christopher blies den Rauch seiner Zigarre weit von sich. Franziska Amalie zog ihr Spitzentuch um die Schultern.

„Wenn wir ihr nun telegraphieren," meinte Elisabeth nachdenklich, „wir könnten sagen —" sie blickte zur Decke hinauf.

„Das nützt ja nichts," Christopher beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf die Knie.

„Es wird nützen, wenn sie keinen Pfennig Geld von zu Hause bekommt." Der Geheimrat zog ein paarmal erregt an seiner Weste.

„Wenn sie es braucht und — annimmt, erhält sie es von mir." Christopher sah schräg zu seinem Bruder hin. „Wir wissen doch, mit was man ein Mädchen am sichersten abwärtstreibt."

Es wurde still im Zimmer.

Man hörte draußen eine bekannte Stimme. Das Mädchen kam herein und meldete: „Herr Kaplan Vietinghof."

„O, ich lasse sehr bitten!" sagte die alte Dame erfreut. Man gewann Zeit, mußte sich fassen. Gregor Bantinck aber war so erbost, daß auch ihm dieser Kaplan Vietinghof sehr gelegen kam. Er war ein alter Freund der Familie, auf ihn konnte man sich verlassen; er trug nichts aus dem Hause heraus, und dessen war der Geheimrat sicher: er würde in dieser vertrackten Geschichte auf seiner Seite stehen.

Als man sich begrüßt hatte, sagte er unumwunden: „Sie kommen hier in eine fatale Situation hinein, Herr Kaplan, unsre Jo ist uns durchgebrannt." Die alte Dame erhob beschwichtigend ihre seidige, beringte Hand.

„O!" machte der sonst weltläufige und gewandte Mann erstaunt. „Doch wohl allein?" fügte er mit einem gewissen Wohllaut hinzu.

„Aber natürlich," sagte die Mutter, „in dieser Beziehung kann man sich auf meine Tochter verlassen."

„Das meine ich," nickte Kaplan Vietinghof, und nun ließ er sich die Angelegenheit zunächst einmal genau erzählen. Franziska Amalie klingelte um Madeira und kleines Gebäck.

„Wir wollen einmal ganz objektiv überlegen, ob die Nachteile in diesem Falle die Vorteile völlig überwiegen," sagte Kaplan Vietinghof, als alle sich gestärkt hatten. Der Geheimrat räusperte sich unwillig. Wie konnte man das Wort „Vorteile" gebrauchen!

„Daß Sie, Herr Kaplan, die Angelegenheit objektiv betrachten, ist von großem Nutzen," sagte Christopher. „Wir sind alle Partei, denn niemand von uns wollte Jo ziehen lassen."

„Was mich betrifft, ich stieß mich nur am Modesalon," sagte die alte Frau Bantinck, „nicht einmal an Doktor Franke, denn in der vergangenen Woche noch erklärte Joséphine ausdrücklich, daß sie niemals unter ihr eigenes Maß hinabsteigen würde, und wir alle wissen, daß dieses Kind sich sehr hoch einschätzt!" In den alten, lebhaften Augen saß der Schalk.

„Jawohl," Kaplan Vietinghof nahm einen Schluck Wein und sah die Anwesenden herzlich an. „Was Fräulein Jos Charakter betrifft — Sie wissen, ich kenne sie schon

jahrelang und recht gut — so kann ich nur sagen: dieses Mädchen ist viel zu realistisch, um sich in romantische Abenteuer zu stürzen." Hier nickten alle. „Und viel zu klaräugig, um sich leicht betören zu lassen —"

Geheimrat Bantinck zog die Schultern empor. „Sie ist ein Mädchen und noch sehr jung."

Der Kaplan hob mit einer schüttelnden Bewegung seine Hand. „Die jungen Mädchen heutzutage, auch die christlichen Jungfrauen, sind nicht gar so blind, und ich meine, das ist ganz gut." Frau Elisabeth stimmte ihm zu. „Und dann unsere verehrte Seniorin hat ganz recht — Fräulein Joséphine ist äußerst selbstsicher, vielleicht sogar ein wenig eingebildet." Er lächelte. „Vor allem, sie ist offen, sie hat einen Willen — wie wir ja sahen — verbunden mit einer scharfen Abwehr gegen alles Häßliche."

„Aber Herr Kaplan, das Ganze läuft ja auf eine Art Loblied hinaus," sagte Bantinck, fast zu ausdrücklich erstaunt.

„Nicht ganz. Ich könnte auch sagen, sie ist nicht fromm, nicht demütig, nicht gehorsam, nicht einmal weichherzig — doch im ganzen müssen wir feststellen, ob die Großstadt eine besondere Gefahr für Ihre Tochter bedeutet, und da meine ich, ganz objektiv gesehen: nein, Herr Geheimrat."

Christopher rauchte still für sich hin. Wenn er ehrlich sein wollte — gefährdet war eine Jo nicht.

„Und dann — vielleicht muß sie wirklich durch einen Scheuersack gehn — wird es ihr schaden?" Hier erhob er seine Stimme, und alle, außer Christopher, antworteten mit einem energischen: „Nein!"

„Bleibt die Art ihrer Stellung. Soviel ich weiß, sind diese Frankes aus guter, solider Familie, mit den hiesigen Frankes verwandt. Die Schwester des jungen Mannes kann eine tüchtige und wohlerzogene Frau sein, und ist sie es nicht, wäre sie zum Beispiel leichtfertig, so wäre das wohl ein Grund für Fräulein Josephine, die Stellung bei ihr aufzugeben."

Frau Franziska Amalie sah zur Decke empor. In diesem Punkte war sie ganz andrer Meinung; sie war überzeugt, daß Jo sich eine solche Studie nicht entgehen lassen würde. Doch sie schwieg. Zu Tatsachen nahm man am besten Stellung, und zwar in einer Art, die beide Teile nicht verletzte. Hätte sie gedacht, Jo könnte so rücksichtslos sein, dann würde sie längst vermittelt haben. Man mußte im rechten Moment nachgeben, sich nicht überrumpeln lassen.

Eigentlich waren alle etwas lahm geworden und sannen im stillen darauf, wie man diese Niederlage am besten verdecken könnte.

Elisabeth erhob den Kopf. „Vielleicht geben wir ihr eine Probezeit," sagte sie.

„Ganz richtig," Christopher nickte nachdrücklich, „sie mag einmal zeigen, was sie kann."

„Und wer sie ist," ergänzte Gregor.

Zu diesen Worten schwiegen alle, denn es schien ihnen wertvoll zu sein, einen Mittelweg gefunden zu haben, den der Geheimrat nicht verwarf.

Die alte Dame war innerlich damit beschäftigt, eine gute Form für die Außenwelt zu finden. Darin vertraute man ihr vollkommen.

*

Bisweilen, wenn Frau Dorette an ihren Mann schrieb, machte sie eine Pause, und saß eine Weile sinnend da. Sollte sie ihm wirklich von Clarisse erzählen? Sie kannten das Mädchen doch wahrlich lange genug, und sie hatten sich dennoch in ihr getäuscht. Diese Clarisse, die den ganzen Tag Sport trieb, oft genug in übermütigster Gesellschaft, die sich am Abend gar nicht genug tun konnte, um möglichst reizvoll auszusehen, die die jungen Herren um sich versammelte, die lachen und springen konnte, wahrlich, fast so gut wie Jo, das war eine völlig andre als jene Clarisse, die ein wenig still, gleichmäßig und mit der liebenswürdigen Gelassenheit einer vornehmen Patrizierin durch wohlgeregelte Tage wandelte.

Dennoch — sonderbar! — ihr gegenüber war Clarisse herzlicher denn je, und man konnte ihr keine größere Freude machen, als wenn man von Martin erzählte!

Unmöglich diese — man mußte schon zugestehen, sehr scharmante — junge Frau, die doch ihrem Sohne gehörte, zu beaufsichtigen: sie war ja immer unterwegs! Zu den Mahlzeiten saß sie ihr mit einem strahlenden Gesicht gegenüber, und es standen Blumen auf dem Tisch, die dieser oder jener Herr geschenkt hatte. Am Abend holte man sie gleich beim ersten Tanz, und dann ging das bis spät in die Nacht hinein. Es war nicht selten, daß Frau Dorette von Gelächter vor ihrer Tür geweckt wurde, dann blickte sie kopfschüttelnd auf ihre Uhr — Clarisse wohnte im Nebenzimmer — und mit größerem Staunen auf das Bild, das sie sich von der ältesten Bantincktochter gemacht hatte.

Und dieses unbekümmerte, lose Leben hatte Clarisse gleichsam mit ihren Kleidern ausgepackt; gleich am ersten Tage begann es. Vielleicht hatte sie selbst ein wenig Schuld daran — weshalb dem Mädchen all

diese reizenden und sehr modernen Kleider kaufen und den flotten Skianzug? Wie eine Amazone sah sie darin aus. Sehr schlank war sie geworden und sehr beweglich.

„Ich hatte alle Veranlagung, mit den Jahren eine Germania zu werden," sagte Clarisse gut gelaunt, „sieh her, jetzt habe ich doch Linie!" Niemals sprach das Mädchen aus der Johanniter-Kommende so, jenes Mädchen, das behutsam die alten Kupferstiche betreut hatte.

Wenn Bantincks nicht eine so gute, alte Familie gewesen wären, hätte Frau Dorette angenommen, das Geld sei Clarisse zu Kopf gestiegen. Das war es nicht! Leider auch nicht die Huldigungen ihres Mannes. Martin, das mußte man schon sagen, betrug sich seiner jungen Frau gegenüber mit der Grandezza eines alten Herrn, und Ernestine Pahl, ja, diese Freundschaft gefiel ihr gar nicht!

War es das? Dachte Clarisse an die elegante, großartig dahinlebende Ernestine? Man wußte es nicht, und man konnte aus diesen westfälischen Köpfen nichts herausholen: was Clarisse nicht sagen wollte, das sagte sie nicht. Ganz ähnlich wie Martin übrigens. —

Doch auch Martin ging gedankenvoll umher. Er war nicht zu seinem Vater gezogen, er lebte in der kleinen Wohnung oben am Prinzipalmarkt, und diese Wohnung lebte ihm. Jetzt, da Clarisse fort war, umschloß sie Erinnerungen. Schwer genug waren sie, man konnte sie nicht wegschieben. Man mußte sich mit ihnen beschäftigen.

Immer hatte er sich im Recht gefühlt, jetzt kamen ihm bisweilen lästige Zweifel. Vor allem gefiel es ihm nicht, daß Ernestine ihn vor aller Augen als eine Art Troubadour in Anspruch nahm. Diese gedankenlose Selbstverständlichkeit mußte Clarisse verletzen, denn sie trug seinen Namen, und sie trug ihn mit viel Würde und Takt. Dennoch — Ernestine war ein rassiges und frohes Geschöpf, hätte er sie nicht gehabt, er wäre kalt, moros, vielleicht auch lahm geworden.

Was hatte Clarisse getan, um ihm näher zu kommen? Nichts. Und was hatte er getan? Hier hielt er inne. Er war nicht ganz mit sich zufrieden. So, wie es war, konnte es nicht weitergehen: es mußte gut zwischen ihnen werden, oder es war besser, man ging auseinander. —

In seine Bedenklichkeiten und Zweifel hinein kam eines Abends Clarisse zurück. Lachend, geschäftig, blühend gesund. Ihr bräunliches Gesicht mit den stark blauen Augen darin war herrlich anzusehen. Sie erzählte, beschrieb, hörte gar nicht damit auf — und dann verschwand sie in ihr Zimmer. Nach einem kräftigen Händedruck — das war alles.

Natürlich war es alles! Doch Martin stieg das Blut zu Kopf.

Am andern Morgen breitete sie unglaublich viele Photographien auf dem Frühstückstisch aus. Lauter Clarissen mit Männern! Neben ihr, sehr dicht neben ihr, hinter ihr, zu ihren Füßen. Und wie schnittig sie in dem Skianzug aussah, wie reizend als Kosak in weißer Seide mit Pelzbesatz und hohen Lackstiefeln!

„Davon hast du mir nichts geschrieben," sagte Martin, auf das Bild weisend.

„Vom Maskenball nicht? Oh — wirklich!" Clarisse biß in ein Brötchen mit Schinken darauf, den sie vorher in feine Würfel geschnitten hatte. Sie aß mit sichtlichem Behagen. Als sie fertig war, sprang sie auf. „Ach, das will ich dir noch zeigen: ich habe auch einen Preis bekommen, gerade für diesen Kosaken." Schnell war sie draußen, kam zurück, ein reizendes hellblaues Zigarettenetui in der Hand. Er nahm es, öffnete es. Natürlich eine Gravierung darin. „Der schönsten Frau," und dann etliche Anfangsbuchstaben. „Das Komitee," sagte Clarisse, beugte sich vor. Veilchenduft, süß und diskret, doch Martin ärgerte sich.

„Wenn das Kostüm so hübsch ist, könntest du es ja zum Maskenball im Zivilklub tragen."

„Ach nein!" sagte Clarisse wegwerfend. „Das macht mir gar keinen Spaß. Ich gehe nicht auf den Maskenball. Überhaupt der münstersche Karneval! Er ist ja nicht zu verachten, aber ich habe hier so wenige Bekannte, da wäre es schon besser, nach Köln zu fahren."

„Ich bleibe auf alle Fälle hier," Martin erhob sich. „Und ich gehe auch zum Ball. Zu mehreren Festlichkeiten, denke ich, denn ich habe schon Verabredungen getroffen."

„Du hast ganz recht, Martin, ich an deiner Stelle täte es auch!" sagte Clarisse, ans Fenster tretend.

„Auf Wiedersehen also zum Mittagbrot." Martin wandte sich zum Gehen. „Bye — bye!" rief Clarisse, mit der Hand winkend, ganz wie Jo.

Die Tür fiel ins Schloß. Martins Fuß hielt auf der Treppe an. War das möglich? Clarisse pfiff! Es war das Kölner Karnevalslied vom vergangenen Jahr.

„Kutt erop! Kutt erop! Kutt erop!
Bei Palms do is de Pief verstopp,
Et hät die ärm Frau Palm
Die janze Stuff voll Qualm!"

‚Die janze Stuff!' das kam mit einer Begeisterung heraus, wie sie Martin niemals an Clarisse erlebt hatte.

Also dies da — diese Sache war — ja, ja — was sollte man dazu sagen! Mit finstrer Stirn stieg Martin die Treppe hinab.

Clarisse aber stand horchend da, nicht so heiter, nicht so sicher wie ‚die janze Stuff!' Sie blickte nachdenklich auf den Marktplatz. Dann aber raffte sie sich zusammen; sie mußte sofort zur Schneiderin gehen. Nach kaum fünf Minuten hörte Martin sie die Treppe hinabeilen. Er sah ihr nach. Wirklich wie eine Amazone schritt sie dahin.

All die Tage, die nun folgten, ging sie umher, als hätte man ihr die schönste Grafschaft im Lande geschenkt. Martin war von Grund auf erregt. ‚So sehen Frauen aus,' dachte er, ‚denen Männeraugen und Männerlippen immer wieder gesagt haben, wie begehrenswert sie sind!' Und sehr wenig Zeit hatte Clarisse. Eine Verabredung nach der andern, und man konnte gar nicht einmal wissen — doch, doch, man wußte: es war die Johanniter-Kommende, die Hirschapotheke, Rehbrügge und ein paar alte Freunde. Ganz gewiß.

So kam nun Fastnacht heran. Die Fleischerinnung in ihrer alten Tracht zog nicht mehr wie früher durch die mittelalterlichen Straßen, von schallender Blechmusik begleitet, das war noch verboten. Das und das Maskentreiben auf dem Markt und den angrenzenden Straßen. Weshalb nur? Aber in den Klubs, in der Stadthalle, in den Hotels und in der riesigen Ausstellungshalle des neuen Teils von Münster rüstete man zum ausgelassenen Fest. Die „Gaukler", die „Schanze", die „Wiedertäufergesellschaft", alles rührte die Trommel, und Martin Steveningh brachte zu allen Veranstaltungen Karten nach Hause. Zwei Karten. Er legte sie abends auf den Tisch. Dann sah Clarisse wohl von ihren Briefen auf — sie bekam täglich Grüße, irgend woher — und sagte fast amüsiert: „Ja — geh doch! Aber mich laß aus dem Spiel. Wenn ich nicht nach Köln reisen kann, bleibe ich lieber hier. Es ist hübsch hier oben, findest du nicht?"

Nach Köln reisen! Wie dachte sie sich das? Mit ihm? Allein? Sie sprach immer ganz nebenher davon. Doch heute sah sie ihn geradeaus an. „Ich habe nämlich gute Bekannte aus Klosters in Köln; sie haben mich eingeladen."

„Dann geh meinetwegen hin," sagte Martin gereizt. Seine Augen verdunkelten sich.

Clarisse griff nach der Zeitung. Das hatte sie nicht erwartet. —

Am Abend des Zivilklubballs, zu dem man die Stadthalle gemietet hatte, da es sonst unmöglich war, all die Menschen unterzubringen, kam Martin mit einem schwarzseidenen Domino über dem Arm ins Wohnzimmer. Clarisse saß unter der Lampe und las.

„Also doch nicht nach Köln abgereist?" sagte er.

„Nein," sie hob den Kopf, „die Art, wie du es auffaßtest, nahm mir die Freude daran. Es macht nichts — ich lese hier ein Buch, das mich sehr interessiert." Martin unterdrückte die Frage nach ihrer Lektüre. Mochte sie tun, was sie wollte, er ging aus. Er aß nicht einmal zu Hause, so ärgerlich war er.

Als er gegen neun Uhr nochmals ins Wohnzimmer schaute, dieses Mal im Domino, die Kapuze zurückgeschlagen, saß Clarisse immer noch mit ihrem Buche da. Der Teetisch war gedeckt, es sah behaglich aus.

„Nun denn — ich gehe," sagte Martin, ihr zunickend.

„Viel Vergnügen." Clarisse hob den Kopf, lächelte.

Kaum aber ging unten die Haustür, da eilte Clarisse in ihr Schlafzimmer. Alles lag bereit. Ein bezauberndes Rokokokostüm mit hochgetürmten, blütenbetupften Paniers, zarte Schühchen mit hohen roten Absätzen, eine üppige schneeweiße Lockenperücke und ein höchst kokettes, ganz kleines Hütchen, das man schräg übers Ohr in diese duftige Frisur drücken konnte. Unglaublich schnell steckte Clarisse in den Kleidern, einem Traum in Hellblau, Rosa und Silber.

Um den Hals trug sie eine raffinierte Rüsche aus Blumen, Tüll und Bandenden; sie steckte die Spitze ihrer schwarzseidenen Maske hinein. Nein, man konnte sie nicht erkennen, nicht Mund, nicht Kinn, den Ansatz vom Hals und vom Haar nicht, und nicht einmal die Arme und Hände, denn diese elegante Rokokodame trug lange Filethandschuhe, deren Spitzen bis über die Fingernägel fielen.

Jetzt der Mantel und dann in den Wagen! Kaum, daß Clarisse sich im Spiegel ansah. Es war auch nicht nötig, sie konnte nicht entzückender aussehen, als sie es tat.

Im großen Saal war alles Bewegung, Farbe, Musik. Ein hoher Raum, weit und hell, kühne Fastnachtsmalereien vor sonst schlichte Flächen gespannt. Die Galerien, die Tribüne, alles voll von Menschen. Der ganze Saal schien sich zu drehen, in Schwin-

gungen versetzt zu sein, man tanzte mit Hingabe und Begeisterung.

Über diesen heiteren Menschen schwebten leichte farbige Wolken. Über unsichtbare Drähte hatte man in weitem Schwunge schmale Papierstreifen geworfen; wie durchsichtige schimmernde Seide hingen die Bogen und Volants unter den großen Lichtkuppeln, die Helligkeit dämpfend.

Clarisse blieb stehen, schaute klopfenden Herzens in das Getriebe. O, es war schön — und sie mußte ihren Mann erobern! Gelang es ihr heute nicht, dann gelang es wohl niemals mehr. Sie fiel sogleich auf. Man sprach sie an, zog sie mit fort. So ein großes, gut gewachsenes Mädchen, in diesem entzückenden und kostbaren Kostüm — wer mochte sie sein?

Wahrscheinlich nicht aus Münster. Sie rollte ein scharfes „R", und das A sprach sie wie Ä aus. Vielleicht eine Baltin. Das Münsterland hatte von alters her durch seinen Adel Beziehungen nach da oben hin. Und lustig war sie — ein lieber Kerl.

„Wie heißt du denn, du schönes Kind?" fragte ein Herr aus einer Gruppe, die Ernestine Pahl umgab.

„Ich heiße Aimée," antwortete Clarisse und wippte stolz vorüber. Sie hatte Martin gesehen. Doch der Herr, ein guter Bekannter ihres Mannes, ließ nicht nach. „Aimée, sieh an, das paßt sehr gut zu dir, und ich heiße Darling, kannst du dir das merken? Komm, wir tanzen."

Er legte den Arm um sie. Martin sah ihr nach. Er sprach gerade mit Ernestine, die ganz anders aussah als sonst und außerordentlich pikant. Sie war eine Art Salonapache, in kurzen, abstehenden Breeches aus schwarzweißkarierter Seide, einem weißen Seidenhemd, eine knappe schwarze Tuchweste darüber gezogen, und einer schwarzweiß karierten Ballonmütze mit einem langen Schild. Um den Hals hatte sie ein rotes Tuch geschlungen, an die Mütze einen Tuff feuriger Nelken gesteckt. Sie trug ein Monokel, und in der Ecke ihres stark gefärbten Mundes hing eine Zigarette. Die Hände hatte sie in die Taschen gesteckt. Sie sah flott und unternehmend aus.

‚Was bin ich neben ihr?' dachte Clarisse, mit dem Freund ihres Mannes davontanzend.

„Süße Aimée," sagte ihr Partner, „du könntest deine Maske herunternehmen. Sieh nur, kaum die Hälfte der Anwesenden vermummt sich wie du!"

„Ohne Maske? Nein, das geht nicht. Vielleicht ist mein Verlobter hier, mein Mann oder jener Mann, den ich heiraten werde — und ich will meinen Spaß allein haben, mit wem es mir paßt. Das verstehst du doch?"

„Und ob ich das verstehe!" Er zog sie an sich. Der Tanz hörte auf. Sie waren in der Nähe von Kerssenbroks Tisch. ‚Ich muß es riskieren,' dachte Clarisse, ‚muß wissen, ob man mich erkennt!' „Dies sind nette Menschen," sagte sie zu ihrem Begleiter, „sie geben uns gewiß ein Glas Sekt mit."

„Das kannst du von mir haben, soviel du willst, reizende Aimée."

„Nein, das da ist doch der Apotheker Kerssenbrok, nicht wahr? Ein lustiger, splendider Mann." Sie setzte sich dicht neben Karl. „Du gibst mir zu trinken, was?" fragte sie keck.

„Aber natürlich!" Das war etwas für Karli und auch für Lulu, die gerade, ganz erhitzt vom Tanzen, an den Tisch kam. Sie kannte Clarissens Begleiter, man setzte sich vergnügt zusammen. Clarisse hatte sich in ihre Rolle gefunden, niemand erkannte sie, auch dann nicht, wenn sie ganz vorsichtig die schwarze Spitze hob, um zu trinken.

„Was ist denn das für ein Blonder?" fragte sie Lulu, auf Martin weisend, der mit einer Spanierin am Arm vorüberging.

„Der? Ach den hole ich mitsamt seinem Mädchen. Der ‚is noch Familie an uns'," sagte sie lachend.

Und Martin kam. Sehr gut sah sein blonder Kopf über der reich gerafften schwarzen Seide aus. Im Knopfloch trug er eine rote Nelke. Clarisse wurde ganz wütend. Rote Nelke? Nein, das nicht! Sie griff zwischen die Blumen, die vor Lulu lagen, und zog eine Rose heraus. „Die Nelke gibst du mir," sagte sie, „du bekommst dafür diese Rose." Martin lachte, wollte seine Nelke schützen, doch es nützte nichts; Clarisse siegte, er konnte ihr doch nicht die Hand gewaltsam festhalten! Sie standen voreinander, die Musik begann. Clarisse legte ihren Arm um Martin. „Jetzt mußt du mit mir tanzen, du Blonder, in der Größe passen wir gut zusammen. Wir kommen wieder," rief sie Lulu zu.

„Und im Tanzen auch," sagte Martin. Wortlos glitten sie dahin. Martin war nicht recht in Stimmung, und Clarisse fühlte sich zum ersten Male nach langer Zeit von ihm umfaßt. Er hielt sie gut. Sie schmiegte sich an ihn, er bemerkte es und lächelte; ein wenig fester noch hielt er sie. Also so war er, der Filou! Kaum, daß ein Mädchen sich an ihn lehnte.

Ernestine tanzte vorüber. „Ah, mit der schönen Aimée!" rief sie.

Clarissens Hand kroch bis zu Martins

Nacken hin. Er sollte, sollte nicht hinsehen. „Das Mädel da, die Apachin,“ sagte sie, „ist die Schickste im ganzen Saal!“ Schick fand Martin sie auch, doch heute stand ihm der Sinn nicht recht danach, mit ihr zu tollen. Der Ärger über sich selbst und Clarisse war keineswegs überwunden.

„Das ist sie, mein Kind, aber du brauchst nicht neidisch zu sein. Oder bist du?“

„Neidisch? Ich? Lieber Junge!“ Sie löste sich aus seinem Arm, blieb stehen und drehte sich auf ihrem roten Absatz. Er sah einen braunen Nacken, der ihm fremd war, und fein geschwungene Schultern.

„Hast es auch wahrlich nicht nötig!“ Ach was! Man mußte lustig sein, mußte vergessen können. Das Mädel war reizend. „Ich will dir etwas sagen, laß du den Tisch dahinten mit den spießigen Leuten und dem — wie heißt er gleich?“

„Darling!“

„Ach was, Darling! Ein Darling bist du! Wir wollen mal zur Bar gehen, nach oben hin, und ein wenig warm miteinander werden, du mußt wissen, mir ist heute eine ganz dumme Sache über den Weg gelaufen.“

„Guter Gott!“ rief Clarisse. „Wie sah sie denn aus? Was für ein Geschlecht hatte sie? Sicher weiblich.“

„Natürlich weiblich. Wenn unsereins etwas quer kommt, dann ist es ein Weib. In neunundneunzig von hundert Fällen!“

„Du armes Mannsbild!“ sagte sie, seine Hand ergreifend. Dann schleuderte sie diese Hand von sich fort. „Was! Du bist ja verheiratet,“ rief sie. „Du trägst einen Trauring! Bitte, steck' ihn in die Westentasche, sowas geniert mich.“

Martin lachte, immer noch so, als ob ihm etwas Bitteres im Halse steckte. „Das braucht's aber nicht, du hübsche Aimée; es schadet nämlich fast gar nichts.“

„Deine Ehe? Man sollte nicht denken, daß du so frivol bist, du siehst gar nicht so aus.“ Sie waren oben angekommen und fanden noch einen Platz in einer weinumrankten Laube.

„Wie sehe ich denn aus?“ fragte er, den Arm leicht um ihrer schlanken, eng geschnürten Taille.

„Zum Liebhaben,“ sagte Clarisse weich, sie konnte nicht anders.

„Das hört man gern.“ Martin nahm ihre beiden Hände und küßte sie, ganz langsam, die eine nach der andern. Veilchenduft drang zu ihm hin. Er richtete sich auf.

‚Mein Mann hat Haltung,‘ dachte Clarisse. Sie war in großer Sorge, daß er ihre Hände erkennen könnte.

Der Kellner brachte einen Kühler mit einer Sektflasche darin. „Da unten, das war deutscher, dies hier ist die berühmte und verführerische Witwe.“ Er schenkte ein. „Gleich austrinken,“ befahl er. Clarisse tat es.

„Na, jetzt wird dir schon wohler,“ sagte sie, die schwarze Spitze in die Rüsche zurückschiebend. Die Bewegung ihrer Hand kam Martin bekannt vor.

„Aber ganz bedeutend!“ Er zog Clarisse näher zu sich hin, blickte in ihre Augen. „Sie sind tiefblau,“ sagte er. „Blau soll treu sein, was? Glaubst du das, Aimée? Ich heiße übrigens Martin.“

„Wenn ich in die deinen sehe, Martin,“ die Stimme war unsicher, „dann glaube ich es nicht. Du bist sicherlich durch und durch treulos.“ Sie hätte über den festen Griff um ihre Taille weinen können, und zugleich entzückte er sie. „Deine Frau — wo ist sie übrigens, ist sie nicht hier?“ Martin schüttelte den Kopf. „Deine Frau — hältst du auch sie zärtlich im Arm?“

„Ach, du kleines Mädel,“ sagte Martin, „meine Frau — das lassen wir aus dem Spiel. Von der wollen wir nicht sprechen.“

„Sie ist dir zu lieb dazu, nicht wahr?“ Atemlos wartete Clarisse.

Auch in Martin wartete etwas. Er sah seine Frau wie all die letzten Tage, strahlend, frei, ihm ferngerückt — und von neuem begehrenswert. „Ja,“ sagte er, den Kopf zurücklehnend.

Da fühlte er Aimées warmen Mund auf dem seinen.

Unwillkürlich umfaßte er sie. Doch sie machte sich frei, zog die Spitze fest bis zur Halskrause hin.

„Ich liebe es so sehr,“ sagte sie, ihre Stimme kaum verstellend, „wenn ein Mann gut von seiner abwesenden Frau spricht.“ Atemlos kam es heraus und sofort wandte sie sich an Vorübergehende — immer wieder sah jemand zu ihnen herein. „Na, das macht euch Spaß!“ sagte sie laut.

„Ja wirklich, küß noch mal,“ rief ein junger Bursche, „doch ich will der Empfänger sein.“

„Nein, nein! Dieser hier, das ist mein Mann!“ Clarisse drückte sich in Martins Arm.

„Natürlich, wissen wir!“ kam es zurück. „Wir haben ja alle unsern Fastnachtsmann und unsre Fastnachtsfrau.“

Es wurde Clarisse ungemütlich. „Laß uns noch etwas tanzen, Martin. Hier oben, vor der Bar. Sie sollen mich nicht alle ansehen.“

Er stand auf, zog sie an sich. „Schön kannst du küssen, Mädel,“ sagte er. Er sehnte



Schwerer Sturm in der Biscaya. Gemälde von Prof. Hugo Schnars-Alquist
(Hamburg, Sammlung v. Karpf)

sich übermächtig nach Zärtlichkeit. Clarisse legte den Kopf an seine Schulter.

Bekannte kamen vorüber, auch Ernestine Pahl mit einem braunen Mexikaner. „Ach, seid doch nicht so verliebt," rief sie, „dazu ist es noch zu früh!" Und Clarisse, die es drängte, Martin mit ihr zusammen zu sehen, antwortete: „Hast recht, Apache, wir kommen mit euch!"

Das war nun eine ausgelassene Gesellschaft, in die sie da gerieten, fast nur junge Ehepaare, die einander gut kannten. Hin und wieder fragte man Martin nach seiner Frau. Immer wich er geschickt aus.

„Laßt ihn doch in Ruhe," sagte Ernestine, es klang ungeduldig; „es geht ihm gut heut abend."

Für Clarisse war es schwer, immer wachsam zu sein. Sie war mit ihrem Manne zusammen, er war zärtlich zu ihr und nun auch fröhlich. Die Treulosigkeit gegen jene Clarisse unter der Lampe spürte sie kaum noch. Sie hatte eine brennende Sehnsucht, immer wieder mit Martin allein zu sein. Er sollte sie küssen, sollte sich in sie verlieben, und dann wollte sie die Maske herunternehmen. Sie hatte soviel getanzt, geredet, gelacht, so sehr hatte dieses ganze Spiel sie erregt, sie verfing sich in ihren eigenen Schlingen.

Jetzt lehnte sie neben Martin oben an der Brüstung und blickte in den buntbewegten Saal hinab. Weshalb kam er nicht näher, schob seine Hand in ihren Arm? „O Martin, Martin!" sagte sie, sah zu ihm auf. Und in diesem Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf: Das ist ja Clarisse, dieses Mädel da!

Eine brausende Seligkeit kam über ihn. Clarisse — und sie warb um ihn. Mit einem Male sah er klar; die letzten Wochen, Tage — das war die neue Clarisse, die ihren Mann liebte! Diese entzückende, warmherzige Frau da, mit ihrem bräunlichen Nacken! Er beugte sich zu ihr hin, küßte diesen Nacken.

„Du unvorsichtiger Mensch," sagte Clarisse erschauernd, „du bist ja ohne Maske, dir wird es daheim schlecht ergehn! Du weißt doch, nach Fastnacht werden in Münster alle Sünden durchgehechelt."

„Ich mache mir gar nichts daraus!" sagte er, seine Augen blitzten. Wer hätte je so etwas hinter Clarisse vermutet! Zog aus, um ihren Mann zu erobern!

„Die Arme," sagte sie. Nichts machte er sich daraus, und ihr wurde wirklich wehmütig zu Sinn. Wenn sie sich nun niemals zu erkennen gab — ging — was dann? Morgen würde er ernüchtert, kälter noch als sonst, ihr gegenüber sitzen und an das Mädchen im schönen Rokokokleid denken. Sie hatte ihn mit sich selbst verführt.

Martin spürte, was sie bewegte. Er ergriff ihren Arm. „Na komm, süße Aimée. Du wirst doch nicht trübsinnig werden? Ich habe dich wirklich sehr, sehr lieb. Willst du nicht mit mir gehen?" Er nahm ihre Hände.

Daß er diese Hände nicht gleich erkannt hatte! Bis zu einem kleinen Zelt zog er Clarisse, die halb entzückt, halb traurig, nachgab. Hier nahm er sie auf seine Knie, ganz gleich, wer zu ihnen hineinsah, hob die schwarze Spitze auf, und küßte sich satt an ihrem entzückenden, hingebenden Mund.

„Das ist aber schändlich," sagte sie, als sie wieder ein wenig zu sich kam.

„Wahrhaftig, Clarisse," er nahm sie so fest in seine Arme, daß ihr der Atem verging, „es ist schändlich! Wie kann man seinen Mann verführen!"

Jetzt zog er ihr die Maske herunter und küßte das ganze geliebte Gesicht.

Ein mitleidiger alter Herr, der Martin kannte, stellte sich breit vor den Eingang des Zeltes. Wie aber erstaunte er, als der junge Steveningh nach einer Weile seine eigene Frau aus dem Versteck hervorholte. Die beiden dankten nur ganz leichthin für seinen Gruß, gingen Arm in Arm über die Galerie, die Treppen hinab, durch den Saal. Ah — die reizende Rokokodame war Frau Clarisse Steveningh! Lulu riß ihre Augen auf; sie hatte sich den ganzen Abend über Martin geärgert. Draußen war es frisch und klar, die Straßen glänzend schwarz von einem starken Regen, der kurz vorher niedergegangen war. „Wir gehen zu Fuß, nicht wahr?" fragte Martin zärtlich. Und sie wanderten dahin, über die Neubrückenstraße und den Roggenmarkt. Als sie den großen goldenen Hirsch an der Apotheke sahen, blieb Clarisse stehen und lachte.

„Vorwärts mit uns," drängte Martin, auf Clarissens Mund blickend, „ich will meine Frau die Treppen hinauftragen, bis in das Zimmer hinein, wo Clarisse unter der Lampe sitzt — und weiter."

*

Im Anfange, als Jo nach Berlin kam, tat sie alles mit voller Kraft, auch ihre recht untergeordnete Arbeit, denn sie kam sich nicht nur wie ein Emigrant, sondern zugleich auch wie ein Revolutionär und ein Forscher vor. Am Abend war sie frei. Frei, in den Straßen herum zu gehen und in hellerleuchteten Lokalen zu sitzen, in denen sie vorsichtig bestellte. Das Mittagsbrot mußte man sich abgewöhnen.

Mit Heinz Franke hatte sie eine böse Er-

fahrung gemacht. Ihm war es ganz selbstverständlich gewesen, daß sie ihr Sommerspiel fortsetzten. Jo hingegen spürte kein Verlangen nach einer zärtlichen Verbindung mit ihm. Das war weder neu noch abenteuerlich. Vor ihr lag ganz Berlin! Ein wenig hatte sie auch das Gefühl, nur eine reizende Erinnerung für ihn zu sein, die man gerne wieder hervorholte; es gehörte nicht zu den Dingen, die sein mußten. Halbherziges war aber das ganz Alltägliche, dafür brannte man nicht durch. Niemals hätte sie das um dieser Liebelei willen getan; um ihrer selbst willen, das war schon etwas anderes! Ihr alter Freund aber wollte keine Argumente, er wollte sie, Jo Bantinck, und als er sie nicht haben konnte, ging er ironisch lächelnd davon.

Jo war verstockt. Sie mochte nicht einsam sein, um keinen Preis, nicht in einer Stadt wie Berlin. Es hätte sie deprimiert, und von solchen Stimmungen wollte sie nichts, gar nichts wissen. Doch Heinz zurückrufen? Nein, das nicht.

So befreundete sie sich denn, so gut es gehen wollte, mit dem Wuschelkopf. Sie hieß Hilde und hatte einen russischen Freund, einen älteren Mann mit viel bleichem Fett. Das wenigstens war Jos Urteil. Und ihr Urteil war immer noch gleich schnell.

Eines Abends lud er sie ein, mit in ein Tanzlokal zu gehen. Jo war beglückt! Sie hatte niemals gedacht, daß sie nach so etwas ohne weiteres greifen würde. Doch hier war sie ja nicht Josephine Bantinck von der Johanniter-Kommende, sondern die kleine schlecht bezahlte Angestellte eines unbekannten Modesalons.

Der Russe hatte einen jungen Landsmann mitgebracht, und zu seiner Unterhaltung war sie mitgenommen worden; das bemerkte sie sehr bald. Hilde und ihr bleicher Freund kümmerten sich kaum um sie, sie mußte mit dem jungen Russen französisch sprechen; dafür hielt man sie frei. Wer kümmerte sich denn überhaupt um den andern? Es war ein großer Saal voll von tanzenden Menschen. Man saß im Zigarren- und Bierdunst und stand auf, sobald die Musik spielte. Der junge Russe tanzte außergewöhnlich gut, und als Jo ihm einige freundliche Worte darüber sagte, meinte er, es sei kein Wunder, er wäre seit Jahren Berufstänzer; er stände in vornehmen Lokalen den Damen zur Verfügung, die keinen Partner hätten. Ob sie abends mal mit ihm ausgehen wollte? Mit ihr könnte sich ein Tänzer schon sehen lassen — er blickte an ihrem schwarzen Chiffonkleid hinunter, dem einzigen, das sie mitgebracht hatte.

Jo wunderte sich nicht. So etwas hatte sie von Berlin erwartet. Sie fand diese Stadt weder gefährlich noch überwältigend. Der Vorschlag des jungen Russen — er hieß Iwan — kam ihr gar nicht ungelegen. — Sie wollte alles kennen lernen, alles ansehen. Allerdings, als sie Puder und Schminke im Gesicht des jungen Iwan bemerkte, rieb sie alle Unnatur von ihrer jungen Haut herunter; nur die Augenbrauen bekamen ihren langen, schmalen Strich. Es war nicht zu ändern, da es ihren Kopf bedeutend ausdrucksvoller machte, und so etwas mußte sein.

Dieser junge Mann war überhaupt eine Art großstädtisches Lesebuch für sie. Daheim hatte sie sich gedacht, jeder Jüngling vom Großstadtasphalt wollte schließlich ja doch nur das Weib. Bei Iwan war das ganz anders. Ihm lag nur daran, daß sie ausgezeichnet zusammen aussahen. Frauen waren für ihn Objekte. Möglich, daß er irgendwo eine Freundin hatte, doch er sprach nicht davon.

Gleich beim ersten Zusammentreffen erzählte er Jo, daß man viel Geld durch Frauen verdienen könnte; es käme nur darauf an, in einem Lokal angestellt zu sein, in dem die untätigen, reichen und nicht mehr ganz jungen Frauen verkehrten. Man müsse sie zu behandeln verstehen — liebenswürdig wären sie eigentlich immer —, dann würden sie Tanzschülerinnen, privat oder in dem Institut, in dem er unterrichtete. Je mehr Damen er der Tanzschule zuführte, um so besser seine Stellung dort und seine Bezahlung. Das gebrochene Deutsch schadete ihm nichts, im Gegenteil, die Damen holten ihre Sprachkenntnisse hervor, man sei sehr eifrig in Berlin. Hin und wieder ginge er wie eben jetzt in andre Lokale und brächte auf diese Art neue Besucherinnen zu der Bar hin, in der er angestellt sei. Natürlich, dazu brauchte man eine gute Partnerin, zuerst wenigstens.

Jo verstand, es war ein kalter Guß — und doch: zugleich ein Einblick!

Über die Großstadt und ihre Erscheinungen, zumal über die der Nacht, sprach er genau so sachlich wie über die Frauen. Wo springt ein Vorteil heraus, ein Verdienst? Das war sein Gesichtswinkel. Im allgemeinen aber nahm er sich wenig Zeit zu Unterhaltungen, sie machten ihm auch keine Freude. Er führte sich selbst vor, dem weiblichen Publikum, nicht ihr. Gewandt war er, nüchtern und ungebildet.

Offenbar hatte Iwan nach wenigen Abenden erreicht, was er wollte, und zog nun die nutzbringenden Objekte seiner Be-

mühungen hinter sich her in die Bar am Kurfürstendamm, die sozusagen sein Arbeitgeber war. Immerhin war er Gentleman genug, Jo zu einem der nächsten Tage dorthin einzuladen. Er meinte, sie könnte es übrigens recht gut zu einer Berufstänzerin bringen, in ähnlicher Stellung wie er. Jo wußte diese Anerkennung zu würdigen, doch ganz im stillen konnte sie nicht darüber lachen, daß dieser Mann so gar nicht unterschied. Sie fing an zu verstehen, daß man sich daheim gegen den kleinen Modesalon aufgelehnt hatte, und sie nahm sich vor, ihren Eltern darüber zu schreiben. Ihre Briefe waren häufiger und länger, als man in der Johanniter-Kommende gedacht hatte.

Zu dem Abend in der Bar hatte sich Jo so hübsch wie nur möglich zurechtgemacht, dies war doch wohl ein Ereignis! Und wirklich, sie war nicht enttäuscht! Die seidenbespannten Wände, die feinen Stiche, das diskret verteilte Licht, die bequemen Sofas an den Wänden und diese scharf akzentuierte, sehr amüsante Musik, das war schon der Mühe wert. Sie genoß ihre Umgebung, wie nur je ein Mädchen aus der Provinz das getan hat, und Iwan tanzte vorzüglich. Immer, wenn er sie für kurze Zeit holte, sprang sie entzückt auf.

Während sie tanzte, hatte sie bisweilen das Gefühl, scharf beobachtet zu werden, schließlich wurde es so stark, daß sie suchend umhersah. Da saß ein breiter, kleiner Mann mit flinken Augen und Händen und einem prallen Körper und blickte sie an. Bisweilen sprach er mit seinem Nachbarn, der nachlässig dasaß und rauchte. ‚Wie ein Frettchen sieht er aus,' dachte Jo. In der Pause kam der Direktor: der Herr dort in der Ecke ließe Herrn Iwan und die junge Dame bitten, ein Glas Sekt mit ihm zu trinken. Ein sehr angenehmer Herr übrigens, Stammgast. Iwan schob Jo vor sich her, als ob sich das so gehörte. Sie selbst war viel zu neugierig, um zurückzubleiben.

Der Breite blieb ruhig sitzen; er lächelte ihnen jovial entgegen. „Gut machen Sie das," sagte er zu Iwan, „Ihre Einlage — das Solo meine ich — war glänzend, und Sie, mein gnädiges Fräulein" — er schenkte ein — „wollen gewiß auch Tänzerin werden? Oder sind es schon. Natürlich, sind es schon!"

„Nein, das nicht," sagte Jo, nach dem Glase greifend — sie war sehr durstig — „ich bin keine Tänzerin, und ich will keine werden; ich habe einen andern Beruf." Sie trank ihr Glas fast leer.

„O!" Der Mann zwinkerte vergnügt. „Erzählen Sie mir aber nicht, daß Sie zu jenen Jungfrauen gehören, die nicht säen und dennoch ernten! Es würde mich enttäuschen."

Jo lachte, das Glas Sekt hatte ihr wohl getan. „Nein, von mir könnte ich eher sagen: mühsam sucht das Eichhörnchen seine Nahrung; ich bin eine kleine Angestellte."

Der nachlässig dasitzende Mann sah auf. „Ein Eichhörnchen! Nun, rot sind Sie, sehr hübsch rot sogar. Eine kleine Angestellte?" Der Breite schüttelte den kahlen Kopf. „Das glaube ich Ihnen nicht recht. Aber trinken Sie noch mal, dann werden Sie offenherziger." Das Frettchen wirkte wie ausgestopft, die Hände schaufelten eifrig.

„Das bin ich ohnedies. Ich danke übrigens für Ihre Einladung, mein Herr," sagte Jo ziemlich gemessen.

Der Kleine sah sie genau an. „Tun Sie das immer? Und auch so hübsch formell?"

„Immer?" Jo mußte lachen. „Es ist die erste Einladung. Das müssen Sie mir schon glauben; ich habe wahrhaftig keinen Grund, Dinge zu sagen, die nicht wahr sind."

„Das finde ich auch," sagte der Größere ruhig. Er verbeugte sich. „Merzbach."

Jo wandte sich ihm zu, bis dahin hatte sie ihn kaum beachtet. Er sah aus, als könnte er in ihrem Elternhause verkehren. Sie nannte ihren Namen. Der Mann trug einen etwas abgeschabten Anzug, hatte ein kluges, blasses Gesicht und nervöse Hände. Er machte einen überarbeiteten Eindruck.

„Am Abend muß man etwas herausgehen," sagte sie, wie sich entschuldigend. Er nickte. Der andere meckerte.

Die Musik begann, Iwan erhob sich und forderte eine Dame zum Tanz auf. „Sie müssen aber bei uns bleiben," sagte der Kurze. Jetzt bequemte auch er sich, seinen Namen zu nennen: „Roberts. Ihr Freund ist hier engagiert, nicht wahr? Wenn Sie dem französischen Russen Gesellschaft leisten konnten, dann dürfen Sie uns nicht geradezu vor den Kopf stoßen."

Jo dachte gar nicht daran, zu gehen; dies war der schönste Abend nach jenem ersten, als sie Berlin so begeistert begrüßt hatte.

„Wo haben Sie Ihr Französisch gelernt? Sie sprechen es nicht übel," fragte Merzbach.

„In der Schule. Es ist noch nicht so lange, daß sie hinter mir liegt." Die Großartigkeit war von ihr abgefallen, sie war froh, von daheim sprechen zu können; es nahm das Gefühl des Fremdseins.

Die Männer fragten, hörten freundlich zu. Nach einer Stunde etwa verabschiedete sich Jo, sie mußte früh am Morgen aufstehen.

„Ich werde Sie begleiten," sagte Merzbach.

Draußen war es hell und lebhaft. Jo war mit sich unzufrieden, sobald sie in die frische Luft kam. ‚Auf diese Art könnte ich viele Bekanntschaften machen, fast jeden Tag, wenn ich es darauf anlegte!' dachte sie.

„Und nun sind Sie still geworden," sagte Merzbach, „schade, ich hätte gern mehr von Ihnen gehört."

„Sie sprechen ja auch nicht von sich selbst," erwiderte Jo zurückhaltend.

„Ach, von mir ist nicht viel zu erzählen. Ich bin Musiker und durch einen Freund mit Roberts bekannt geworden, einen Maler, der für ihn arbeitet, um freie Hand zu bekommen. Roberts zahlt nicht schlecht. Aber Sie wissen vielleicht gar nicht, wer er ist?"

Jo schüttelte den Kopf. „Nein, wie sollte ich?"

„Gewiß. Ich habe Ihnen nämlich alles geglaubt, was Sie uns erzählt haben. Sie kennen Berlin gar nicht und deshalb auch Roberts nicht. Er ist ein Mann, von dem man spricht, hat ein großes, aufblühendes Unternehmen für Reklame und Propaganda. Als er Sie tanzen sah, meinte er, mein Freund könnte Sie sehr gut als Modell gebrauchen, doch Sie sehen, er sprach dann gar nicht mehr davon. Er ist nicht angenehm, aber sehr geschickt und ein guter Menschenkenner. Sie können seine Aufforderung ernst nehmen: er sitzt fast jeden Abend in der Bar; er wird sich freuen, wenn Sie kommen, der Mann kann Ihnen nützlich sein."

„Wahrscheinlich aber würde er denken, ich wollte andere Vorteile von ihm haben — nein, nein!" wehrte Jo ab.

„Das glaube ich nicht, er ist zu klug dazu. Meinen Sie übrigens, Sie könnten es wirklich zu einer guten Stellung bringen ohne jede Hilfe, vor allem ohne die Hilfe eines Mannes? Nein, Fräulein Bantinck, das ist schon für unsereins schwer; eine Frau kann das nicht. Ich kenne Mädchen, die zwanzig Jahre und mehr im Berufsleben stehen, sehr tüchtige Mädchen; es gibt für sie keinen wirklichen Aufstieg. Und was verdienen sie? Genau soviel, daß sie gerade leben, wohnen, sich kleiden können. Ist das ein Erfolg, eine Freude, ein Ziel? Die Jugend, jeder Lebenstag wird von so einem Beruf aufgefressen. Die anständigen Mädchen haben es nicht leicht, es sei denn, sie lebten in ihrer Familie. Und das mag auch nicht jede. Weshalb sind Sie nur hierher gekommen? Und weshalb dieser Beruf?"

Jo hatte ihm aufmerksam zugehört. Die Art wie er sprach, gefiel ihr. Sie hatte die Augen aufgemacht, seit sie in Berlin war. Er hatte wahrscheinlich recht. „Aber weitaus die meisten dieser vielen im Beruf stehenden Mädchen sind aus kleinen Verhältnissen, für sie ist es dennoch eine Befreiung," sagte sie.

„Ganz richtig — ich meine die Ihrer Art. Natürlich können Sie Glück haben, ich will Sie nicht entmutigen; am besten aber ist die tatkräftige Nachhilfe eines Mannes, der sich für Sie interessiert."

Sie waren an der Straße angelangt, in der der Modesalon lag. Nachdenklich stand Jo da. „Dennoch der Mann — immer der Mann!" sagte sie. „Für all die kleinen Mädchen hier ist ja auch der Freund — dieser, der nächste, der übernächste — Inhalt des Lebens, selbst dann noch, wenn er sie verläßt. Man müßte ihnen ein anderes Herz einsetzen."

Sie blickte auf, Merzbach sah sie mit offenbarer Teilnahme an. „Das wäre für manchen gut," sagte er. „Sehen wir uns morgen wieder? Kann ich Sie hier an der Ecke erwarten? Um halb acht, nicht wahr?"

Jo blieb eine Weile schweigend vor ihm stehen. „Ja, bitte, auf Wiedersehen," sagte sie abschiednehmend.

Gisela Frankes Laden war erleuchtet. Jo ging zögernd hinein. Was bedeutete das? Vielleicht saß Fräulein Franke im Hinterzimmer. Sie ging hinein. Es war Heinz.

„Ich bin zweimal neben dir hergegangen, Jo," sagte er, „du hattest gewiß ein besonders anziehendes Gespräch mit dem Herrn, der dich begleitete."

„Ja — weshalb aber bist du hier in meinem Zimmer?"

„Liebe Jo," sagte er herzlich, „weil ich dich wiedersehen wollte. Sei gut, laß uns Freunde sein. Du hast ja doch keinen bessern — es sei denn dieser neue."

Jo setzte sich in die Sofaecke und winkte Heinz zu sich heran. „Er ist von heute abend," sagte sie lächelnd.

„Und wo ist dein Tänzer?"

„Den kennst du auch?"

„Alles weiß ich, was du tust und läßt; ich fühle mich für dich verantwortlich."

Jo richtete sich auf. „Das laß nur. Du hast mich nicht hierher gelockt, ich habe es gewollt. Ganz wohl ist mir nicht, die Aussichten sind schlecht. Den Tänzer werde ich übrigens kaum noch sehen." Da fiel ihr ein, daß er jeden Abend in der Bar sein würde, und auch jener Roberts. „Ich möchte einen Menschen haben, der mir nützt, und dem ich gleichgültig bin."

„Das eine schließt das andre aus, liebe Jo."

„Ja, ich fürchte."

Heinz legte den Arm um sie. „Und wenn das Leben nun mal so beschaffen ist, so sollte man wenigstens nett zueinander sein, meinst du nicht auch? Ich will wirklich für dich sorgen, so gut ich kann."

Ein Lächeln zog über Jos Gesicht. „So fing es an — damals, als ich krank war — und so hörte es nicht auf. Zweimal gehe ich nicht denselben Weg. Aber" — sie legte ihren Kopf an seine Schulter — „ich bin dir dennoch gut, nicht so wie damals, anders."

Und Heinz, der nicht unempfindlich war, begriff, daß er verloren hatte, was er Jos Liebe nannte, doch auch er konnte nicht anders, er war ihr gut — man hatte sich wiedergefunden.

Als Jo allein war, sehnte sie sich nach dem Rauschen der Ulmen hinter dem starken grauen Haus. „Es hat eine Sonnenuhr oben unterm Dach," sagte sie wehmütig vor sich hin.

*

Wenn Jo später auf diese Zeit zurückblickte, dann sah sie Merzbach vor sich stehen, das farblose Gesicht zur Seite geneigt, ein paar Haarsträhnen quer über der Stirn, dunkle, etwas müde Augen. Er hatte keine Frische, keinen Wagemut, nicht einmal einen sonderlich starken Willen. Er war allem abgewandt, was die junge Jugend daheim, die Mädchen und die Studenten, lustig gefunden hatten. Er freute sich auch nicht an ihr, wenn sie keck war, voreilig urteilte oder fragte. Er war ein suchender, gewissenhafter und denkender Mensch, für Jo ein wenig zu schwer.

Am ersten Sonntag, nachdem sie sich kannten, kam er und holte sie zu einem Spaziergang ab. Er brachte seine Freundin mit, die Lehrerin an einem Lyzeum war, ein kluges, nicht mehr junges Mädchen. Sie fuhren hinaus und gingen am Wannsee entlang. Die große Fläche lag hellspiegelnd neben ihnen, oben am Himmel türmten sich unruhige Wolken vor einem blassen Blau. Die Kiefern mit ihrem herben Grün und den gleichmäßig rotbraunen Stämmen bildeten eine strenge Uferlinie. Wahrlich, nichts war anmutig und friedvoll wie in ihrer Heimat. Auch nicht das, was sie hörte.

Hier ging sie mit zwei Großstädtern, mit Kämpfern — das wollte ja auch sie sein — sie durfte fragen und fragte viel. Da sah sie in ein Berlin, von dem man draußen in der Provinz wenig sprach. Das war kein Hymnus der Freiheit und kein Freudenwirbel: es war Arbeit und nochmals Arbeit. Unbarmherzige Arbeit. Das war Sparsamkeit und ein Suchen nach Lebensformen, die dennoch Kraft geben sollten, und soviel Freude, daß man die Arbeit immer wieder von neuem auf sich nahm. Und diese beiden Menschen liebten ihren Beruf, standen nicht wie sie in einem zweitrangigen Modesalon.

Wie erging es den andern? Was wurde aus ihnen? Fragen, die Jo niemals gekommen waren.

Ihre neuen Bekannten sprachen ganz offen von ihrer Beziehung zueinander. Nein, sie konnten nicht heiraten, es hätte ihr Leben schwer belastet, vielleicht zerbrochen.

„Den Beruf aufgeben," sagte die Lehrerin, „ihn aufgeben, um den täglichen Kampf um die Wohnungsmiete, um eine Stellung nach außen hin, die uns nicht fördert und nicht glücklich macht? Oder Geld heranschaffen, um eine Angestellte zu halten? Unmöglich. Nein, Fräulein Bantinck, hier sieht es ganz anders aus, als man denkt, viel herber, viel bescheidener — und auch viel größer. Hinter den Jazzbands, Automobilen, Cafés, Bars und dem schnellen Geldverdienen, hinter dieser dünnen, billigen Fassade, ist ein andrer, ein mächtiger Bau. Hier gibt es Wollen, Denken, Handeln, Kampf — und auch Ideale gibt es, Fräulein Bantinck."

Jo glühte der Kopf. War es nicht das, was sie im Grunde suchte? Sie sagte Unabhängigkeit, Beruf, persönliche Freiheit — doch meinte sie nicht tief innen Größeres?

„Ja, ich glaube es, ich fühle es, hier sind Kräfte am Werk, die ich nicht kenne, aber ist hier nicht dennoch mehr Freiheit? Sie hilft den Menschen." Man konnte nicht alle Vorstellungen fahren lassen.

„Freiheit?" sagte Merzbach. „Wenn Sie es recht überlegen — was gibt Freiheit? Völlige Bedürfnislosigkeit oder Geld. Haben Sie das eine oder das andere?"

„Nein," Jo schüttelte den Kopf.

„Man hat hier weniger Vorurteile, und man kann in der Großstadt einsamer leben, als irgendwo sonst. Das ist wahr. Man kann sich das Leben ungenierter einrichten, und wenn man die Zeit dazu hat und natürlich auch etwas Geld, dann kann man sich geistige Genüsse verschaffen. Ein Modesalon läßt nicht viel Zeit, höchstens am Abend."

Jo sah zu der herben Linie des Kiefernwaldes hin. Was sie da sprachen, das paßte mit dem da drüben zusammen. „Aber, nicht wahr, Berlin hat vielerlei, ist erforschenswert — ein hohes Hoch, ein tiefes Tief —" sagte sie.

„Ja — wenn Sie es so nehmen, als Lebensstudentin, dann ist diese Stadt herrlich!" Viel freier sah Merzbach aus. „Wenn

es so ist, dann kann ich Sie manches Mal mitnehmen, denn das, was Sie da meinen, ist Leben, nahes, starkes Leben, und ich brauche es. Für mich, für meine Arbeit! Ich erforsche es, sehe es mir an. Wenn Sie erst einmal eingelebt sind, nicht gar so ein krasser Anfänger, und wenn wir uns allesamt gut verstehen — ja, dann —" Er blickte zum Himmel hinauf, und auch Jo schwieg.

Sie wußte nun, da war Größeres, Lebensvolleres, als sie damals gedacht hatte, wie sie zu Hause ihren Flüchtlingskoffer packte, doch auch Härteres, gerade für sie selbst Härteres und Einengenderes.

Ganz ungeduldig wurde sie, rieb sich an dem Kleinlichen ihrer Tage, an dem Untergeordneten, Aussichtslosen, saß viele Abende in ihrem unwirtlichen, dumpfen Zimmer, arbeitend, denn im Modesalon wollte sie nicht bleiben. Hier steckte sie in der Schicht der vielen kleinen Mädel mit dem Freund, dem Kino, der Tanzdiele und den Pralinés — bis ihre Jugend vorüber war. Hundertmal recht hatten ihre Leute daheim, aber anders noch als sie glaubten.

Bisweilen traf sie auch Heinz Franke. Ganz verblaßt, alltäglich war er für sie. Er sah und liebte „die billige Fassade". Gewiß, es war eine der vielen Seiten des bewegten, tiefgründigen Lebens, von dem ihr erst jetzt ein Ahnen kam. Doch sie fühlte: ein Forscher war Heinz nicht. Niemals würde er mit ihr die weiten, unbekannten Wege gehen. Und danach verlangte sie.

Seit dieser Entdeckerwille und diese Entdeckerfreude über sie gekommen war, sehnte sich Jo nicht mehr nach dem Rauschen der Ulmen, nach der Sonnenuhr unter dem Dach des starken, schützenden Hauses und nach dem Behagen des Lebens, das hinter ihr lag. Ein kindischer Taumel war in ihr, jung, ungeprüft, aber es war etwas, das sie allein besaß. Was auch immer daraus wurde, es war ein Stück von ihr.

An manchem Abend war sie auch mit Roberts zusammen; Merzbach sagte ihr immer wieder, wie nützlich er ihr sein könnte. Die Bekanntschaft mit dem Frettchen war ihr weit anziehender als jene, die in Steveninghs Gloriette zu einem so reizenden Höhepunkt kam. Roberts erzählte ihr Wirklichkeiten. Er hatte sehr wenig Sinn für Spielereien und romantische Abenteuer. Abends mußte es um ihn herumwirbeln, damit sein Kopf wieder leer wurde.

Jo ließ es aber nicht recht dazu kommen. Sie hatte eine Menge Fragen, denn das Unternehmen dieses Mannes war für sie mit dem neuen Leben und dessen Tempo eng verbunden, und Roberts wieder amüsierte sich über ihre Ideen und Vorschläge, die meistens ganz unausführbar waren, bisweilen aber keck das Richtige trafen.

Niemals kam ihm der Gedanke, er könnte dieses unternehmende kleine Ding fördern, aus dem zweitrangigen Modesalon herausholen und ihr in dem eigenen Geschäft eine Chance geben; er war kein Altruist. Doch als Merzbach, dessen Gründlichkeit er zu schätzen wußte, eines Tages mit ihm darüber sprach, schien es ihm nicht unpraktisch zu sein; Fräulein Bantinck war jedenfalls eine frische Kraft.

Im März, an einem kühlen, winddurchtobten Frühlingstag, den Jo noch lange als besonderen Glückstag vermerkte, ließ Roberts sie zu sich kommen und sagte ihr trocken und recht kurz, sie könne zum April in sein Geschäft eintreten, und wenn sie sich bewährte, würde er sie vielleicht zu seiner Sekretärin machen. Von den jovialen Abendunterhaltungen war nichts mehr an ihm zu bemerken, und Jo verstand das. Sogar ihren Jubel und Dank drängte sie zurück. Hier in diesem exakten, großen Hause, dem Chef gegenüber — und wenn er auch ein Frettchen war — mußte sie korrekt sein, sachlich.

Roberts' kleine, knarrende Stimme hatte aber noch eine besondere Mitteilung für sie. Er dachte, es wäre unpraktisch, wenn jener Geheimrat in Münster das Mädchen zurückholte. Vielleicht war sie dann gerade eingearbeitet, und so sagte er: „Es wäre mir erwünscht, wenn Sie diese Angelegenheit mit Ihren Eltern besprächen."

„Ich werde mir ihre Zustimmung sofort holen," sagte Jo.

Mit aller Haltung, die ihr in diesem Augenblick möglich war, verabschiedete sie sich, ging die breite Treppe hinunter, und dann warf sie sich dem brausenden Frühlingswind entgegen. —

Am Abend dieses Tages hielt Christopher Bantinck ein Telegramm in der Hand. „Schick' Geld für eine Fahrkarte. Deine glückliche Jo," stand darauf.

Er schüttelte den Kopf; gewiß hatte sie sich verlobt. Wenn es nur nicht dieser Franke war! Nein, das nicht, es wäre kein Glück gewesen. Als Jo abends auf ihrem Sofa lag, wußte sie, was sie so glücklich machte: es war das eigene kleine Zimmer und das Verbundensein mit Neuem und Lebendigem.

*

Der stürmende Monat März war auch in Münster eingekehrt. Er kam über die weiten Flächen von Holland hinüber und

stemmte sich gegen die alten Bauten. Bekannte aus zehn Jahrhunderten, die es nicht sehr ernst nahmen. Hier und da lupfte er einen Dachziegel oder rüttelte an einem Schornstein; die Giebelbauten mit ihren Eisenklammern aber behielten ihre wohlabgewogene Ruhe. Um die hohen Kirchtürme fegten Wolkenfetzen und bisweilen zitterten die Glocken, so daß es wie zarte Kinderstimmchen klang. Das hörten nur die Vögel, die mit dem Wind trieben und sich in die steinernen Wunderwerke da oben flüchteten. Über den Linden rings um die Stadt und auf den uralten, unbekannten, zwischen das Häuserwerk eingeengten Gärten lagen schon die zarten Frühlingsschleier, gelbgrün, braunviolett und ein tiefes, herzhaftes Rot. In dem Keimenden dort unten und in dem Brausen da oben war Freude, Vorwärtsdrängen, Hoffnung.

Auch in jenem Trupp junger Menschenkinder, die singend, ob es ihnen auch den Atem verschlug, zu nächtlicher Stunde durch die Straßen zogen. Es waren Abiturienten des ältesten deutschen Gymnasiums, des Paulinums zu Münster. Unter ihnen, die Mütze in der Hand, das rötlichblonde Haar zerzaust, lang, lachend, über alle Maßen glückselig, Felix Kerssenbrok. Mit voller Kraft schallte es über den Alten Steinweg:

„So leb' denn wohl, Gymnasium,
Ich scheide ohne Trauern,
Ich trieb mich lang genug herum
In deinen finstern Mauern —"

Doch da war noch eine kleine Schenke offen: die „Maultiere" schoben sich lachend hinein. Um den blank gescheuerten Tisch setzten sie sich und klappten mit den Deckeln ihrer Bierkrüge.

„Heut ächzet kein Pennäler mehr,
Ein muntres Maultier trabt daher!"

Wie oft hatten sie es gesungen, alle Strophen, und am liebsten jene letzte:

„Ihr Brüder, die ihr auf der Bahn
So Freud' wie Leiden teiltet,
Ihr Mädchen, die ihr nebenan
Zur Töchterschule eiltet:
Wahrhaftig, euch vergess' ich nie!
Leb' wohl, mein Fritz, leb' wohl, Marie!
Trallarum, lirum, larum!
Hic finis est curarum!"

An die letzten beiden Strophen klammerten sie sich; irgend etwas mußte ihrem Überschwang Halt geben. Sie saßen da mit ihren bunten Mützen und Bändern, mit den Farben ihrer Fahne, stolz getragen von alten Traditionen, die sie in dieser kurzen Spanne Zeit aus dem Werktag der Stadt emporhob. Sie sangen Lieder, die vor zehn, zwanzig, fünfzig und mehr Jahren ein Abiturient gedichtet und gar vertont hatte, denn auch dies war alter Brauch.

★

Lulu und Gesine standen am Küchenfenster und untersuchten im hellen Sonnenschein die Wintersachen, zumal die Pelze. Sie sprachen von Jo Bantinck, die seit einigen Tagen zu Hause war, eigentlich manierlicher als früher, meinte der Landregen.

Lulu drehte die Taschen an Karls pelzgefüttertem Mantel um. Da fiel ein ganz verknüllter Zettel heraus, Lulu hob ihn auf, und als gute Ehefrau glättete und las sie ihn. Auf diesem zerknitterten Papierstreifen stand geschrieben: „Weshalb so böse, mein Karli? Kennst du denn deine Bambi nicht!"

Nun gab es in ganz Münster nur eine Bambi, man nannte sie ganz allgemein so, es war Babette May aus der Bodega.

„Gesine," rief Lulu, sich an dem Tisch festhaltend, „mein Gott, Gesine!" Ihr verging das Denken — alles stürzte zusammen, die Küche, der goldene Hirsch, der Roggenmarkt, ganz Münster. Der kleine knitterige Zettel zog ihr den Boden weg. Gesine nahm ihn aus Lulus kraftloser Hand. Sie sah hin, dann wurde es rot in ihren Augen. „De verdammten Mannslüde!" sagte sie verbissen. Nie hatte sie es recht in sich aufkommen lassen wollen, daß ein Mann wie Kerssenbrok fremd ging, wie Mariechen sagte.

Sie schob Lulu einen Stuhl hin, doch die wehrte ab, rannte, ihre kindlichen Augen weit aufgerissen, in ihr Schlafzimmer, zum Sekretär, zog die Lade mit den bezahlten Rechnungen auf und warf alles zu Boden, bis sie auf den Namen Bodega stieß. Sie sah genau hin, auf eine jede Südweinrechnung — man hatte deren genug in der Apotheke — und hinter der einen stand eine längere Erklärung, weshalb man Portwein und nicht Marsala geschickt hatte. Das war dieselbe Handschrift, das gleiche schwungvolle B.

Gesine kam hinter Lulu her, jeder Unterschied versank, dieses waren zwei gekränkte Frauen. Auch Gesine verglich, nickte und dachte an alles, was ihre Nichte Mariechen locker dahingeredet hatte. War das nicht Fräulein May gewesen, die damals, als sie nach der Prozession oben in ihrem Zimmer saßen, über den Roggenmarkt ging? Ja, gewiß. „Mit der is unser Herr mal in

Hiltrup gewesen!“ sagte das schnäbbelige Ding. Der Landregen war wahrlich nicht umsonst im Vorstand des Jungfernbundes! Sie vertuschte nicht, sie redete nicht zum Guten, sie drehte das Messer herum: man mußte die Sünde aufdecken und herausschneiden.

Bitterböse stand sie da, doch voll Mitleid mit Lulu, die sich schluchzend auf ihr Bett geworfen hatte.

„Und was war das mit das närrische gelbe Ding,“ sagte sie, den Kopf aufreizend vorgeschoben, „das dann Fräulein Jo kriegte?“

Lulu richtete sich halb auf. „Der seidene Pyjama,“ kam es zitternd zurück. Arme Lulu, sie hatte niemals viel mehr gedacht als ein Sperling in der Dachrinne; die ganze Welt war heil und gut gewesen und ihr Haus unantastbar.

Gesine aber mußte dieses alles gründlich ins Rollen bringen. Sie ging in das angenehme Hinterzimmer, in dem Karl Kerssenbrok gerade mit anerkennendem Nicken eine ziemlich zusammenhängende Rede von Jüll anhörte, und legte den Zettel auf den Tisch. „Dieses hier schickt Ihnen Ihre Frau, Herr Kerssenbrok,“ sagte sie verkniffen und ging sogleich davon. Kerssenbrok warf einen Blick darauf, sah Jüll an und winkte ihm stumm, das Zimmer zu verlassen.

Er konnte sich genau besinnen. Es war in Düsseldorf, er kam mit einigen Bekannten in die Winzerstuben, und da saß Bambi May in einer Nische, zärtlich umschlungen von irgendeinem Jüngling. Danach — nun ja! Nun ja! Es war Monate hin. Fast nicht mehr wahr! Bambi, das dumme Ding, hatte ihm diesen Zettel in die Tasche gesteckt, er hatte ihn gelesen. Doch wie konnte er ihn dort vergessen!

O ja — er erinnerte sich: Bambi war mit dem Jüngling weggegangen und nach einer Viertelstunde saß sie neben ihm, Karl Kerssenbrok, redete ihm allerlei vor, gab eine Erklärung. Damals — man wollte eben glauben, hatte einen vergnügten Abend — diesen und andere. Monate lag das zurück! Und was war Bambi May! Karl Kerssenbrok stöhnte. Es war ihm so schlecht, wie nie in seinem Leben.

Natürlich — Lulu würde keine Vernunft annehmen. Was er auch sagen mochte, er fühlte es, sie tat es nicht. Das lag ihr nun mal nicht. Man hatte es ja auch nie von ihr verlangt, nicht mal in der Töchterschule, wo sie nur in Handarbeit und Turnen stieg. Oder war es Gesang gewesen? Ganz gleich, sie stieg nicht, würde auch jetzt nicht steigen. In keiner Weise. Würde nicht begreifen. Er sah die schlimmsten Szenen. Wie brach das peinvoll in die blanke Apotheke ein.

Am besten, man ging sogleich zu ihr hinauf, ehe es das ganze Haus durchflutete, vielleicht sogar bis zur Johanniter-Kommende und nach Rehbrügge vordrang. Wer konnte ahnen, wohin sonst noch! Wenn Lulu entfesselt war! Nein, sie würde keine Vernunft annehmen.

Mehrere Male hob sich Kerssenbrok halb aus dem Sofa auf, über dem das Bild der wohltätigen Cornelia ter Meulen hing, und jedesmal fiel er zurück. Was für eine greuliche Angelegenheit war das!

Da hörte er Felix mit Wika sprechen, sie standen im Nebenzimmer, wo sie gar nichts verloren hatten. Was hatten sie da miteinander! Irgendwo mußte sich sein Zorn entladen. Er horchte. Aus Wikas Rede löste sich folgender mit unterdrücktem Gelächter untermischter Satz: „Ich habe Verkehr mit Personen des andern Geschlechts gehabt.“ Felix lachte. „Wie alt warst du?“ — „Ach, höchstens neun Jahre, es war doch mein erster Beichtgang. Unser Pastor war denn auch nicht wenig erstaunt. ‚Was verstehst du denn darunter, mein Kind?‘ fragte er mich väterlich. Ich antwortete prompt: „Ich habe mit lutherschen Kindern Beskes (Murmeln) gespielt!“

Kerssenbrok schlug auf den Tisch und lachte laut heraus.

Die beiden kamen zu ihm, wollten ihm noch andere Schnurren erzählen, doch er sagte, etwas erregt: „Nein, ich habe heute gar keine Zeit. Vielleicht am Abend.“ Er hatte nun den Mut gefunden, ging die Treppe hinauf, zuerst ziemlich rasch, dann lahm genug.

Leise öffnete er die Tür zu Lulus Schlafzimmer. Da lag sie und weinte zum Erbarmen, und es war ganz so, wie er gedacht hatte, sie wollte ihn nicht einmal anhören! Sobald er sich ihr näherte, weinte sie nur um so heftiger. Mehr als eine Stunde lang bemühte er sich um sie, es war vergebens.

Da nahm er seinen Hut und ging aus dem Hause. Bis weit vors Tor hinaus ging er, am liebsten wäre er niemals mehr umgekehrt.

Und jetzt, wie er durch das frühlingshafte, kläräugige Land ging, das für ihn immer wie ein Bild des Friedens gewesen war, wetterte er gegen sich selbst. Dummheiten waren das gewesen, alberne Spargitzen — er hatte seine Lulu lieb, ganz gleich, ob sie in Gesang stieg und in allem andern sitzen blieb. Ganz so, wie sie war, hatte er sie immer lieb gehabt. Sie tat ihm bitter leid, weil sie eine Frau war, die sich



Drei Grazien. Bildwerk von Prof. Richard Engelmann

gar nicht helfen konnte, und weil sie den Schrecken und diesen Kummer wahrlich nicht verdient hatte. —

Wie schlimm es aber in der Apotheke hergehen würde, das hatte er sich dennoch nicht gedacht. Nein, in die Verwandtschaft lief Lulu nicht, aber sie war wirklich niedergebrochen. Sie weinte sich krank, weder seine Medizin noch Gesinens Hausmittel vermochten zu helfen. Bei Tisch saß man sich gegenüber und sprach kaum, und abends reichte man sich nicht die Hand. Es war gut, daß Felix so wenig zu Hause war und kaum an etwas anderes dachte, als an seine brausend genossene Freiheit. Er hatte einen freigebigen Vater in diesen Tagen.

In seiner Herzensnot schrieb Kerssenbrok sogar an Tante Cornelia ter Meulen und forderte sie dringend auf, sie doch in Münster zu besuchen, recht bald, und es sprang aus jeder Zeile, daß es sich um Lulu und ihn handelte.

Nachts konnte er nicht schlafen. Er horchte auf Gesinens schlürfende Schritte im Flur. Sie kochte merkwürdige Tees und machte Umschläge, und er, der es doch wirklich gut mit Lulu meinte, stand abseits. Es war schon eine jämmerliche Zeit.

Morgens, wenn die ersten Wagen über den Roggenmarkt rappelten, wurde er wach, trotzdem sein Zimmer nach hinten hinaus lag. Er war eben ganz nervös geworden, der arme Karli! Am meisten ärgerte es ihn, wenn Vereine und Schulen in aller Frühe loszogen. Sie sangen: „Das Wandern ist des Müllers Lust!“ Taten sie das nicht schon seit hundert Jahren? Eines Morgens sprang er ganz erbost aus seinem Bett, lief in das schöne Vorderzimmer, riß ein Fenster auf, und da tönte es ihm entgegen: „Vom Wasser haben wir's gelernt!“ — „Wir wissen's ja — wir wissen's ja!“ rief der geplagte Mann, mit beiden Händen herunterwinkend.

So war es denn gar nicht merkwürdig, daß er daran dachte, wegzugehen — auf eine Spanne Zeit nur —, zu verreisen. Er ging zur Bahn, sah sich die Tabellen an; ihm war ganz verworren im Kopf von der häuslichen Misere. Als er nachdenklich, unentschlossen, aus dem Portal auf den freien Platz schritt, sprach ihn eines jener Jungfräulein an, die hier ihr Feld haben. Da kam ein echt westfälischer, stiernackiger Trotz über ihn. „Ja, komm, du kannst mit mir zu Abend essen,“ sagte er. Das Mädchen faßte ihre Reisetasche fester und ging plappernd neben ihm her, in das nächste Hotel hinein.

Karl Kerssenbrok hatte hier niemals gespeist; es war ein Hotel für Reisende. Er bestellte ein opulentes Mahl, vielmehr die Jungfrau von der Bahn bestellte es; darin schien sie ganz tüchtig zu sein. Natürlich gab es Sekt.

‚Denen will ich einmal zeigen, was eine Harke ist,‘ dachte Kerssenbrok wütend, und er sah hauptsächlich Gesine. Das Mädchen neben ihm waltete indessen seines Amtes, doch er bemerkte sie kaum. Er trank ein Glas nach dem andern.

Es war schon längst nach Mitternacht, als der Kellner seine Rechnung auf den Tisch legte. Kerssenbrok bezahlte umständlich.

„Die Herrschaften wünschen ein Zimmer?“ fragte der Kellner.

Kerssenbrok besann sich einen Augenblick. „Gewiß, natürlich,“ sagte er dann. Er war schon auf der Reise.

Liebevoll geleitet langte er, nicht ohne einige Schwierigkeiten, oben im Hotel an und ging schwer atmend in das angewiesene Zimmer. Doch als er dann seiner Begleiterin gewahr wurde, sagte er nur, im Andenken an Gesine und Peter Isfordt: „Hebe dich hinweg, Satanas!“ Und wirklich verschwand das Wesen.

Das beruhigte Kerssenbrok, er schlief sofort ein.

Am andern Morgen sah er überrascht um sich. Er konnte sich nur sehr schwer auf die Vorgänge erinnern. Doch das eine wußte er, ehe er aus der Apotheke ging, hatte er Felix gesagt: „Möglich, daß ich verreise.“ Sie würden sich daheim keine Sorgen machen.

Er dehnte sich in dem fremden und keineswegs guten Bett und überlegte, daß er diesem Graus heute noch ein Ende bereiten würde. Nicht verreisen, nein, ernsthaft und lieb mit Lulu sprechen. Er hatte sich zu sehr ins Bockshorn jagen lassen. Mit einem Ruck setzte er sich aufrecht. Wieviel Uhr mochte es sein? Die Uhr lag nicht auf dem Nachttisch. ‚Ich habe sie stecken lassen,‘ dachte er, ‚und auch die Brieftasche.‘ Für das dumme Ding von gestern abend mußte er nun auch noch das Nachtquartier bezahlen! Ach, einerlei! Er sprang auf — und da bemerkte er, daß alles, alles fehlte, der Anzug, die Stiefel, Uhr, Brieftasche, alles.

Sofort ging er zur Tür, die sich gestern hinter dem Wesen geschlossen hatte. Sie war angelehnt. Das Bett kaum benützt, der flache Koffer fehlte. Da wußte Karl Kerssenbrok Bescheid.

Was war gegen dieses die Sache mit Bambi! Und doch — in der Stunde der Gefahr entwickeln sich Kräfte. Er sah um sich, sein Zimmer hatte ein Telephon. Nur einem Menschen konnte er sich anvertrauen:

Jo Bantinck. Was für ein Glück, daß das Mädchen zu Hause war! Er ließ sich mit der Johanniter-Kommende verbinden und Jo rufen.

Nach einer halben Stunde schon saß sie auf seinem Bettrand und hörte nun die ganze Geschichte, beginnend mit dem zerknitterten Zettel. Kerssenbrok, der ganz zerfahren aussah, tat ihr sehr leid; sie sprach mit ihm, als sei sie Tante Cornelia aus Amsterdam. — „Laß mich nur machen," sagte sie, „das kommt alles in Ordnung. Zunächst einmal hole ich dir deine Sachen aus der Apotheke, Tante Lulu soll nichts merken, verlaß dich darauf." Und sie ging eilends davon.

Doch Lulu kam ihr schon auf der Treppe erregt entgegen. Sie hatte verweinte Augen. „Denk' nur, Onkel Karl ist verreist, und ich weiß nicht, wohin."

Jo, die ja immer von schnellen Entschlüssen gewesen war, zog sie in das große Zimmer. „Ach, Tante Lulu," sagte sie, „ich komme soeben von ihm. Es geht ihm leidlich gut — aber," sie zögerte, sprach nicht weiter.

„Um Gottes willen! Was denn?" rief Lulu entsetzt.

Jo sah auf den Teppich, machte ein sehr ernstes Gesicht. „Er ist — gestern abend — die letzte Nacht — am Kanal umhergeirrt. Gegen Morgen ist er hineingefallen — so wollen wir einmal sagen."

Weinend sank Lulu in einen Plüschsessel.

Jo beugte sich über sie. „Es war ja kürzlich wohl nicht so ganz in Ordnung mit euch," sagte sie sanft.

Lulu sprang auf. „Ich muß zu ihm hin, sofort. Der arme, arme Kerl!"

Jo drückte sie wieder in den Sessel. „Nein, auf keinen Fall, es regt ihn auf. Ich mußte ihm versprechen — wir haben ja Glück gehabt, Lulu. Kein Mensch weiß darum, nur zwei fremde Arbeiter, die ihn herausgezogen haben und schweigen werden. Es hat genug gekostet. Na, das ist nun gleich, nicht wahr?" Lulu nickte, putzte eifrig ihr Gesicht ab. „Onkel Karl wollte meinen Vater benachrichtigen — seine Kleider sind doch vollkommen naß, ruiniert! Doch ich war am Telephon. Das war wirklich ein glücklicher Zufall! Sofort fuhr ich hinaus, und hier bin ich, um alles Nötige zu holen." Sie sprach sehr schnell, eifrig. „Richte das Schlafzimmer her, wahrscheinlich hat sich Onkel Karl eine schwere Erkältung geholt. Du bist lieb zu ihm, nicht wahr?"

„Gewiß, Jo, ganz gewiß! Wenn ich ihn nur hier habe, wenn er nur gesund ist." Sie hatte ihre Vorwürfe und ihren Kummer vergessen, sie sah nur freundliche und sorglose Jahre, und mitten darin stand ihr Mann. „Sag' ihm aber gleich, daß ich zu ihm kommen muß. Ich will ihn pflegen, Jo."

Sie gingen in Karls Schlafzimmer und packten alles ein, was er brauchte. Lulu half, daß Jo unbemerkt aus dem Hause kam. Sie dachte an nichts, was zurücklag, nur an Gutes, für sich und Karli. Für Karli und sich wollte sie denken.

Jo fuhr triumphierend davon. Dieses Geheimnis würde Lulu wahren, und in der Apotheke war alles wie zuvor.

Nach einer Stunde ging Kerssenbrok etwas schwerfällig die Treppe hinauf. Er wußte, was er seiner Erkältung schuldig war. Doch auf eines war er nicht gefaßt: er mußte drei Tage zu Bett liegen und alles Erdenkliche herunterschlucken. Lulu, ganz Verführung um die Jahrhundertwende, mit Löckchen auf der Stirn, mit Schleifen, Spitzen und Volants, huschte strahlend im Haus herum — zu ihres Mannes Tür herein und heraus, mit Kompressen und Flaschen, mit Gebäck und belegten Brötchen. Und wieder kam sie sich glücklicher vor als Clarisse, obgleich diese im April, wie sie und Martin sagten, die versäumte Hochzeitsreise nachholen wollten.

Gesine aber ging kopfschüttelnd umher. Man mußte sich darein fügen: Lulu Kerssenbrok war immer ein „unwieses Mens — ch" gewesen; man durfte sie nicht im Stich lassen.

*

Cornelia ter Meulen hatte sich nun doch auf den Weg gemacht. Wenn ihr Neffe sie rief, so mußte sie kommen. Was auch mit dieser Ehe sein mochte, sie kaufte zunächst einmal ein Paar schöne Perlohrringe für Lulu. Männer ließen es oft an dem Notwendigsten fehlen.

Ihr Reisewagen fuhr vor, in dem ein stattliches Mädchen alles sorgfältig ordnete, dann kam der Bankier mit einem Korb voll Delikatessen und vielen Ratschlägen, und schließlich zog sich die umfangreiche Cornelia durch die offengehaltene Tür und sank zufrieden in das weiche Polster.

Sie wiegte durch zartbegrünte Flächen dahin, an langen blanken Kanälen vorbei, und sie konnte sich gar nicht vorstellen, was Karlchen Kerssenbrok aus der Fassung gebracht hatte. Nun, man würde ja sehen: am Abend war sie in Münster.

Als sie vor der Apotheke hielt, umringte sie sogleich das ganze Haus, Lulu fiel ihr um den Hals, und Cornelia zog sogleich das kleine Paket aus ihrer Handtasche; eine so stürmische Begrüßung war verdächtig.

Wie aber staunte sie, als Karl dann, im Hinterzimmer, Lulu und sie, seine alte Tante, abwechselnd umarmte und die Frauen als das Entzückendste pries, was die Erde trug.

Peter Isfordt, der gerade nebenan im Laboratorium herumwirtschaftete, zog einen langen Hals und hielt die Luft an, er tat, als müßte er sich von etwas sehr üblem abwenden.

Karl Kerssenbrok schraubte seiner Frau zärtlich die schönen Ohrringe an und währenddessen warf er beschwörende Blicke auf seine Tante ter Meulen. Die aber war eine Frau von Welt und verstand in wenigen Minuten, daß man, auch ohne sie, hier im Hause Versöhnung gefeiert hatte. —

Eine große Freude machte ihr Felix mit seiner bunten Mütze. „Jüngesken," sagte sie, „mach' du nur so weiter, hol' dir nur ein Titelchen, und dann lassen wir die Apotheke! Was sagst du zu unserm breiten Haus in Amsterdam? Jus ist für alles gut, — mach' du nur so weiter." Sie sah gar nicht viel anders aus, als auf dem Bilde über dem Sofa.

Sie lachte alle wohlwollend an, nur nicht Gesine, den Landregen, deren flache und weltabgewandte Art ihr niemals gefallen hatte. —

Nun sie einmal in Münster war, fuhr sie überall herum, besuchte Leute, die man kaum noch kannte; am liebsten aber saß sie mit Franziska Amalie Bantinck im hellen Musikzimmer zu Rehbrügge am Kamin.

Hier nun, nicht im Hause am Roggenmarkt, mußte sie Ruhe stiften, und das erfüllte sie mit besonderer Befriedigung. Irgendwie konnte sie ihre Mission nun doch erfüllen. —

Hubertus, der wahrlich den Kopf zwischen die Hände genommen und gearbeitet hatte, kam eines Tages in hellem Zorn nach Hause. Man hatte ihm bedeutet, von weiteren Examensanstrengungen abzusehen. Rettungslos ungenügend war all das, was er mit soviel Entsagung und Plage zusammengezimmert hatte.

Nochmals für ein Examen arbeiten? Nie wieder! Lieber — ja, was denn lieber?

„Pflügen," sagte Onkel Christopher, und er hatte gewiß recht, aber er, Hubertus, er konnte und konnte es nicht.

Jetzt auf eine Klitsche? Jetzt schon? Wissen, daß er in einigen Jahren hier auf Rehbrügge fest saß? Nein, nein — zum Teufel! — nein!

Daheim wußten sie noch gar nicht um sein Mißgeschick. Hubertus war sofort nach Rehbrügge gegangen, denn Christopher konnte man für diese Sache doch auch wohl etwas verantwortlich machen! Und wen sonst noch?

„Das ganze weibliche Geschlecht!" so sagte er, es spielte eine viel zu große Rolle, wohin man auch sah!

Christopher, den dieses Versagen seines Neffen nicht sonderlich schmerzte — weshalb denn studieren? — ging zu den beiden alten Damen ins Musikzimmer und erzählte von Hubertus und seinem großen Zorn.

Amalie Franziska, die gerade die Karten mischte, um mit Cornelia ter Meulen ein kleines Spielchen zu machen, hielt inne, legte die Karten hin und ihre Hände darauf. Sie hatte manche Familienereignisse gesehen und konnte sich fassen. „Gott, Christopher," sagte sie, zum Fenster hin blickend, „ich finde, wir haben ein recht turbulentes Jahr gehabt. Von einem Frühling bis zum andern — es ist genug."

„Jeder kann nicht ein Köpfchen haben, wie unser Felix," meinte Cornelia ter Meulen, „man muß das dem jungen Hubertus nicht nachtragen. Ihr Bantincks habt hier doch diesen schönen Besitz!" Ihre Augen aber bemerkten, daß manches abgenutzt war, vom Hause bis in die Stallungen hinein, und sie dachte ähnlich wie damals bei ihrem Neffen: ‚die Leute wären schon recht, die Leute brauchten Geld!'

„Das ist es ja gerade," sagte Christopher, „von Rehbrügge will der Junge nichts wissen." Er warf sich ärgerlich auf einen Stuhl.

„Dann soll er uns drei vernünftigen Menschen mal sagen, was er will." Cornelia ter Meulen nahm diese Sache recht leicht.

Franziska Amalie saß nachdenklich da. Für sie war es ganz selbstverständlich, daß ein junger Bantinck später einmal nach Rehbrügge kam, doch sie begriff auch Hubertus' Auflehnung. „Ja, er soll kommen, Christopher," sagte sie.

Der lachte. „Wer weiß — vielleicht lehnt er das Forum ab. Gerade erklärte er mir, Schuld an allem trüge im Grunde das weibliche Geschlecht." Frau ter Meulen rief amüsiert: „Dann muß er erst recht hereinkommen! Das soll er uns erklären."

Christopher ging hinaus und holte ihn.

Immer noch so zornig, daß man ihm nichts anhaben konnte, kam Hubertus zu den beiden alten Damen.

„Was ist das nun?" fragte Cornelia, ihr Lachen unterdrückend, „Sie wollen doch nicht sagen, daß unsereins —"

Sie aber, gerade Cornelia ter Meulen, konnte Hubertus nicht leiden. Ihre Betulichkeit, ihr ewiges Glätten und Zureden!

„Gewiß will ich das sagen! Diese vielen Frauen und Mädchen haben mich an die Wand gedrückt. Wo man geht und steht, laufen sie einem mit ihren Ansprüchen und all dem, was sie können und wollen, über den Weg. Zu Haus — Vater — was macht denn unser Vater? Aber die Mutter — Clarisse, die heiratet und die man wie eine gnadenspendende Heilige ansieht, weil sie das Selbstverständliche vollbringen wird. Aber es wird ein Mädchen sein! Und dann Jo, die davonläuft, und die dennoch stolz nach Hause kommt und sich bewundern läßt!"

„Nein, das nicht, mein Junge," sagte Amalie Franziska, „kein Mensch bewundert sie."

„Gut." Ruhiger fuhr Hubertus fort. „Aber die Apotheke — Tante Lulu, Wika, Gesine, Mariechen — alle unternehmungslustig, alle im Vordergrund. Und nun erst die Mädels auf der Universität, die Mädels beim Sport, auf der Straße — seht sie euch doch an! Was machen sie aus uns? Sie sind unsere Konkurrenz, oder sie wollen verwöhnt und schließlich geheiratet sein. Denkt euch das alles zusammen — es nimmt die halbe Kraft."

Hubertus hatte sich müde geredet, es war für ihn zudem eine ungewohnte Sache.

Frau ter Meulen aber erhob ihren Finger. „So ganz unrecht hat er nicht." (Wer regierte im Hintergrunde das Bankierhaus zu Amsterdam?) „Es ist etwas daran: die Jungfräulein machen sich überall recht breit, und sie haben frische Köpfe. Von uns Alten müssen Sie nicht reden, Hubertus, wir gehören ja noch dem Jahrhundert der ungebrochenen Männlichkeit an. Immerhin — ich hätte einen Vorschlag! Würde der junge Herr ein Jahr oder auch länger nach Niederländisch-Indien gehen? Auf eine Plantage. Es ließe sich machen."

Franziska Amalie und Christopher sahen sich zustimmend an.

„Ich nach Indien?" Für Hubertus war die alte Frau ter Meulen in diesem Augenblick die anziehendste Frau der Welt.

Und doch — es war wieder eine Frau!

„Ich auf eine große Plantage — über See! Etwas Schöneres kann ich mir nicht wünschen. Daran habe ich nie gewagt zu denken."

„Und eine recht männliche Angelegenheit," sagte Christopher.

Cornelia ter Meulen dachte aber, wenn er zurückkäme, sie würde es ja wohl noch — dreimal unter den Tisch geklopft — erleben, dann sollte es wiederum ein Mädchen sein, eins von den hübschen reichen Amsterdamer Jüfferchen — und Rehbrügge würde anders aussehen! Sie konnte nicht anders, sie war Vorsehung.

Als man gegen Abend nach Haus fuhr, war alles hübsch in Seidenpapier verpackt, die ganzen Ungelegenheiten; das Leben war hoffnungsgrün wie die Felder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nur eine — die ihr Lebtag am meisten jubiliert hatte — war stiller geworden und hatte Heimweh, noch ehe ihre Zeit zu Ende war — Jo, Jo Bantinck.

Während man im Zimmer der Großmutter beisammen saß, auch die alten Steveninghs waren gekommen, und die strahlende Clarisse mit ihrem Mann, ging sie langsam in der Newelschen Gärtnerei umher.

Ringsum in zarten Reihen und kleinen Büscheln blühten die ersten Frühlingsblumen, man konnte ihre Farben gerade noch unterscheiden. Die schwere Mauer und das alte bunt zusammengeschachtelte Häuserwerk jenseits der Aa schlossen den wundervollen Fleck Erde schützend ein. Das Haus, massiv, stolz, mit dem Seitenflügel und der Kirche daran, überragt von den Ulmen und Akazien und vom trotzigen Buddenturm, mit dem Ahnen der schwingenden junggrünen Linden um ihn her, das war Heimat, war wie eine warme Hand, die zur Ruhe bringt.

Von der Bergstraße her kam der Gesang der Kinder. Sie sangen: „Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Acker bestellt." Im Ringelreihen gingen sie daher, die Hosenmätze und die kleinen Mädchen mit den festgeflochtenen Zöpfen — o ja! Jo kannte es, hatte oft genug mitgespielt.

„Seht, so macht's der Bauer,
Seht, so macht's der Bauer,
Der den Haber aussät!"

Jetzt standen sie alle still und warfen in der weitausholenden Gebärde des Sämanns die kleinen Arme. Da draußen auf den Feldern hatten sie es oft gesehen.

Was erwartete sie in der großen Stadt? Ein schäbiges Zimmer, Ungewißheit von Tag zu Tag, Arbeit, die nur der winzige Teil eines großen Getriebes war, — von einem andern Mädchen genau so gut, vielleicht besser ausgeführt, als von ihr selbst, wenig, sehr wenig freie Zeit, ein paar Freunde vielleicht, einige Stunden gesteigerten Lebens; doch niemals dieses Mutterlächeln der Heimat, niemals das Gefühl der Verbundenheit mit einer kulturdurchtränkten Stadt, mit dem Boden, auf dem ihre Vorfahren gestanden hatten, in guten und schlechten Tagen — auf dem sie gearbeitet, gerungen hatten, der ihre Grabstätten deckte.

Und doch! Und dennoch mußte sie zurück



Meister der Graphik: Norddeutsche Landschaft. Radierung von Paul Winkler-Leers

auf ihren Posten, mußte sich selbst und das Leben kennen lernen — und halten.

An einen Hafen, an die Ehe, dachte Jo Bantinck nicht, sie war eine Kämpferin.

Tief atmete sie die heimatliche Luft ein, und dann ging sie, das helle Gesicht unter dem roten Käppchen erhoben, zu „ihren Leuten", die sie liebte, weil sie gleichen Blutes mit ihr waren und wie sie Kinder dieser schönen und geistigen Stadt und des helläugigen Landes.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage, der, frühlingsfrisch und blau, über die roten Dächer und die grünen Türme hinaufstieg, war der Zug der Abiturienten des Paulinums. Achtzehn offene Wagen standen auf dem Domplatz, der vom gelblichen Schein des Lindenlaubs vergoldet war, in jedem Wagen drei frohe Burschen, mit Fahnen früherer Jahrgänge in der jungen Faust, im ersten Wagen, einem blitzenden Viererzug, die drei Präsiden, mit ihren bestickten Kappen — Weinlaub, Hopfen und Ähren — den breiten Schärpen und den Rapieren. Alle Wagen bekränzt, in allen Wagen Blumen. Freunde und Verwandte — vor allem aber die Jungfräulein von Münster — hatten sie geschickt.

Von weitem hörte man die Gymnasialkapelle, die Unterprima kam heranmarschiert und überreichte dem ersten Präsidenten die Fahne: rot-weiß-grün flattert sie im Winde.

Hoch steht er da, der Junge, der Lebensfrohe, dankt, gelobt die Paulinertreue, und alles, die ganzen jungen Burschen, die in den Wagen und die vielen ringsum, singen begeistert „Gaudeamus igitur!"

Der Zug setzt sich in Bewegung, voran die berittene Kapelle. An jedem Hause geht es vorbei, in dem ein Abiturient wohnt. Immer wieder kommen die Mädchen, die vielen unternehmenden Mädchen, und werfen Blumensträuße in die Wagen.

An der Apotheke mußte man ganz langsam fahren, es hagelte nur so aus den Fenstern. Felix, die Fahne seines Vaters in der Hand, und seine Freunde grüßten immer wieder, dankten, bis die Wagen in die Neubrückenstraße einbogen.

Es war ein buntes, fröhliches Bild. Drei, vier seidene Fahnen über jedem Wagen, und die ganz alten — mehr als hundert Jahre waren sie — durften nicht einmal mitgenommen werden.

Die ganze Stadt widerhallte von der Freude der Jugend.

Endlich hatte man auch das Haus des letzten Mulus passiert, und nun ging's im Trabe hinaus, über die Nienberger Landstraße, zu dem alten Wirtshaus van Ewers. Das große rote Rehbrügger Haus, jenseits der Landstraße, mit den Sandsteinumrahmungen der Fenster, der hohen Freitreppe und dem geschwungenen Dach, schimmerte wie durch grüne Schleier hinüber.

Hier, am Ausgange der Rüsternallee, stand Betty mit einem großen Korb, und als die Wagen nahten, trug sie ihn mit Jo zum Wirtshause, und Jo und Clarisse überschütteten Felix und seine Freunde mit Grün und Blumen.

Dann aber hatten die Mädchen hier nichts mehr zu suchen, die große Abschiedskneipe begann; bis tief in die Nacht hinein schallten die Lieder nach Rehbrügge hinüber.

Wer müde war, kam sogleich auf die Strohschütte im hinteren Teile des Saales. Hier schlief man, nach altem Brauch, bis die Sonne weckte.

Dann das Waschen unter der Pumpe und Mutter van Ewers starker Kaffee. —

Felix und viele andre standen längst auf der Landstraße; sie erwarteten die bekränzten Leiterwagen, die sie nach Münster bringen sollten. Jahraus, jahrein fuhr ein Bauer aus Nienberge die Pauliner nach Hause. Der Vater hatte das getan, der Großvater, der Urgroßvater und so fort. Niemand wußte, wie weit die Sitte zurückreichte.

Viele waren es nicht, die sich den beiden Leiterwagen anvertrauten, die aber da oben standen, waren frische Burschen, denen nichts daran lag, sich eine Nacht um die Ohren zu schlagen.

Man packte die Wagen voll von all den Sträußen, denn nun kam der Schluß der ganzen Herrlichkeit, man gab den Mädchen zurück, was sie gespendet hatten.

Singend zog man in die Stadt ein und fuhr bis zur Grünen Gasse hin, zum Gelände der Annette von Droste-Hülshoff-Schule. Hier hielten die Wagen, man wartete auf die Pause um zehn Uhr.

Kaum aber quoll der Schwarm der erwartungsvollen Mädchen auf den Hof, da kamen die Wagen heran, die Abiturienten sangen:

„O wonnevolle Jugendzeit
Mit Freuden ohne Ende,
Mit Minnefahrten weit und breit,
Wo sich die Schönste fände!
Ich grüße dich, du junges Blut,
Bin jedem hübschen Mädel gut:
Doch keine ist aequalis —"

und nun gab es ein tolles Durcheinander, denn jeder Bursche rief den Namen seines Mädchens, und man warf mit vollen Händen die Blumen aus dem Leiterwagen über den Gitterzaun, und über all die lachenden, glückseligen kleinen Jungfräulein.

Feuer im Moor. Von Helmut Kläbe

I.

In grünem Tiefland ist ein Klecks
Braun hingespritzt in Sand und Lehm.
Hier ward ein schwammig Moosgewächs
Den alten Eichen unbequem.
Vergangner Herrschaft letzter Halt,
Halb trutzig, halb in Angst und Schwäche,
Ragt hier und dort ein schmaler Wald
Verloren aus der weiten Fläche.

Solch einer Insel angeschmiegt
Schläft eine Holzstadt, öd und nackt,
Dereinst, als sich die Welt bekriegt,
Mit fremdem Kriegsvolk vollgepackt.
Das Ende kam, das Land ward klein,
Der Mangel saß uns hart im Nacken,
Da kehrte neues Leben ein
In die zerfallenen Baracken.

Am Waldrand qualmt ein schwarzer Schlot,
Ein Dach deckt Berge von Zement,
Ein Gatter kreischt, und ziegelrot
Wächst dort das erste Fundament.
Der Sumpf, der kaum den Kiebitz trug,
Ächzt unter schweren Mergelwagen,
Und über Fluren geht der Pflug,
Die nie bislang in Furchen lagen. –

Doch nun, seit sieben Wochen drückt
Die dürre Notzeit Mensch und Tier.
Ein steppenheißer Wind zerpflückt
Verdorrte Neusaat wie Papier.
Der junge Graswuchs sank ins Knie
Als ob ihn grobe Fäuste preßten.
Heißhungrig sucht das magre Vieh
Der Siedler nach vergilbten Resten.

Es kocht und brütet Tag für Tag,
Das Lager dampft von Staub und Schweiß,
An Dach und Wand und Bettverschlag
Wird Brett und Nagel glühend heiß.
Schlaff wird der Arm, der Rücken krumm,
Die Mienen mürrisch und verkniffen,
Und selbst der Munterste wird stumm,
Der sonst so keck sein Lied gepfiffen.

II.

Faul fährt der Vollmond übers Moor,
Der warme Teerbrei tropft vom Dach.
Da rekelt sich aus Schwitz und Schmor
Ein wirrer Träumer langsam wach.
Dick hängt die Luft. Er atmet schwer
Und tastet langsam nach dem Fenster.
Da prallt er jäh zurück, als wär'
Die Nacht voll gräßlicher Gespenster.

Er starrt und stiert und staunt und preßt
Die Augen in die heiße Hand.
Fern über Wiesen droht im West
Glutfunkelnd eine Feuerwand!
Der Herzschlag stockt, es braust im Ohr.
Blöd blinzelnd blickt er in die Flammen.
Da lodert's himmelhoch empor,
Und zuckend reißt er sich zusammen.

Ein stolpernd Springen zaunentlang –
Im Rücken rieselt's kalt und warm –
Die Stimme stammelt, stößt den Klang
Und preßt und gellt den Schrei: „Alarm!"
Das aufgeschreckte Echo hetzt
Den Mißton über First und Pfetten
Und fegt, entsetzend und entsetzt,
Die Schläfer aus den schwülen Betten.

Die alte Lagerglocke schellt
In einem fort: „Es brennt! Es brennt!"
Verwirrtes Volksgedräng' erhellt
Das Funkenspiel am Firmament:
In Torf und Heide frißt der Brand,
Er frißt sich satt an vollen Tischen,
Das neue Werk, das neue Land
In einem Zuge wegzuwischen!

Da wächst aus starrem Graun, in Wut
Aufbrandend, frischgestählte Kraft.
Was? Heim und Hoffnung, Hab und Gut
Vom blinden Zufall weggerafft?
Bringt Spaten her! Beschafft Gespann!
Gebt frei die Straße, frei die Schienen!
Heraus! Es gilt für alle Mann
Sich neu die Heimat zu verdienen!

Schon klirrt die Kavalkade los,
Daß weiß der Sand zum Wegrand nebelt.
Die Feldbahnwagen, Stoß um Stoß,
Mit langen Stangen fortgehebelt.
Rasch ist die wilde Jagd vertost
In Qualm und Rauch auf fernen Dämmen,
Dem Drachen, der im Heidkraut glost,
Das rotgeschuppte Fell zu kämmen.

Brandheiße, dicke Stickluft lähmt
Indes den leeren Lagerplatz.
Dort bündelt, zagend und vergrämt,
Die Hausfrau ihren armen Schatz.
Nur grell die gelbe Glocke gellt,
Den Nachbarn Notsignal zu geben:
„Helft! Helft! Es geht der kleinen Welt
Im Moor an Land und Leib und Leben!"

III.

Rund schwingt der Birkenreiserbund
Von rußgeschwärzter Faust gefaßt.
Er schlägt den Grund, den heißen Grund,
Trifft Kraut und Glut in wilder Hast!
Die Spaten reißen fieberhaft
Den krustig harten Schlamm in Stücke,
Bis breit der Flammenwall zerklafft
Zu einer gähnend schwarzen Lücke.

Schlagt zu! Schont weder Fuß noch Hand!
Schlagt drauf! Es gibt nicht Rast noch Ruh!
Schlagt tot, schlagt tot den Höllenbrand!
Den Flammenfraß deckt zu, deckt zu!
Das Torfbeil beißt mit scharfem Zahn –
Da läßt der West die Funken springen,
Und wieder spreizt der rote Hahn
Weit klafternd seine spitzen Schwingen. –

Die Morgensonne hebt sich rot
Ganz ohne Glanz im fahlen Qualm,
Noch immer rast und rennt der Tod
Von Bült zu Bült, von Halm zu Halm.
Er spritzt und sprüht, er glimmt und sengt
Und schleicht gleich tausend Salamandern,
Ein Satz – da ist die Front gesprengt,
Und dann weiß keiner mehr vom andern.

Jetzt überrannt, jetzt plötzlich frei,
Jetzt wieder rund von Glut umzuckt.
„Hierher!" „Zu mir!" Schon ist der Schrei
Von schwarzen Schwaden eingeschluckt.
Drei Sprünge vor, zwei Schritt zurück,
Bald rechts, bald links verzweifelt Rennen,
In stetem Wechsel Not und Glück
Und allerorten neues Brennen.

Im roten Mantel naht die Nacht,
Die bunte Welt verschwelt ins Nichts.
Der alte Erdball birst und kracht
Im letzten Gluthauch des Gerichts.

Gleich Fackeln lohen Ast und Blatt,
Die saftgefüllten Stämme knacken,
Bis alles, was noch Leben hat,
Zerfällt zu Asche, Staub und Schlacken.

Verzweiflung reckt sich drohend breit,
Die Lippen werden schmal und blaß,
Der ausgedörrte Gaumen schreit
Nach eines Tropfens kühlem Naß.
Der Birkenbusch entfällt der Hand,
Heiß dringt die Glut in alle Poren
Des zähen Willens stählern Band
Zerklirrt – und alles ist verloren!

Da wird es, wo der Baumstrunk raucht,
Mit einem Male wieder licht.
Aus windverwehten Dämpfen taucht
Ein fremdes, bärtiges Gesicht!
Nun mehr und mehr! Nun ein Signal!
Kommandos! Hastiges Marschieren –
Flach in die Flammen fegt der Stahl
Von zweimalhundert Pionieren.

IV.

Auf Wagen, sorglich heimgeholt,
Hockt die Kolonne, dichtgedrängt.
Verbrannt den Rock, das Haar verkohlt,
Die Stiefelsohlen durchgesengt.
Die Lider hängen schwer wie Blei
Vom Torfstaub und vom langen Wachen –
Nun weicht der Dunst, die Brust wird frei
Und dehnt sich unter frohem Lachen.

Denn mählich aus dem Dämmergrau,
Das tausend Wunder neu verhieß,
Steigt Wald und Wiese, Feld und Bau,
Ein halbverlornes Paradies.
Am Waldeck steht noch heil und fest
Der heißersehnte Heimathafen.
Gott Lob und Dank! Hinein ins Nest!
Und schlafen, schlafen, nichts als schlafen! –

Drei Tage läuft der Regenguß
Über das Brandfeld, daß es zischt.
Vom Moore wäscht er Staub und Ruß,
Der letzte Funke Glut verlischt.
Im Frührot hängt die Lerche nur
Hoch über gelben Roggenbreiten.
Sie sieht auf schwarzverbrannter Flur
Die Zukunft saatenspendend schreiten.

Paul Paeschke

Von Dr. Paul Weiglin

Der Berliner Rummelplatz gilt als eine ganz gräßliche Einrichtung. Ein Dutzend Melodien quirlt durcheinander; eine Glocke bimmelt — die Fahrt ins Alpenland durch den dunkeln Tunnel beginnt sofort! —; mit Stentorstimme lädt der starke Max zum Ringkampf ein — fünfzig Mark dem, der ihn wirft, das Geld ist jedem sichtbar deponiert —; mit Donnergekrach fällt der Hammer auf den Lukas nieder; Mädel kreischen in den himmelanschwebenden Luftschaukeln; aus dem Bratwurstzelt und der Spritzkuchenbude steigen scharfe Düfte. Über dem ganzen Platz liegt Rauch und Staub, aber die tausend elektrischen Lampen täuschen ein Feenreich vor, in das immer wieder Scharen von gläubigen Toren wandern.

Kann man sich vorstellen, daß jemand eine Wohnung nur deshalb mietet, weil ihre Fenster auf einen Rummelplatz gehen? Aber was tut nicht der Enthusiasmus des Künstlers! Um den Rummelplatz in seiner Buntheit und Beweglichkeit gründlich zu studieren, hat sich Paul Paeschke einmal im Nordwesten Berlins eingemietet und lange gewohnt. Tag für Tag, Abend für Abend hatte er den Krach aus erster Hand. Doch er störte ihn nicht und machte ihn nicht nervös, denn seine Augen sahen sich nicht satt, und vollauf hatte er zu tun, um festzuhalten, was ständig flutende Bewegung war. Und als dann auf einmal die Buden abgebrochen wurden und der Künstler schon traurig wurde, weil man ihm ein so bequem gelegenes Objekt für seine Studien raubte, entstand auf dem freien Platz vor seinem Fenster eine Laubenkolonie. Und Paeschke sah, wie die Kolonisten ihre Lauben bauten. Zunächst freilich bestanden sie nur aus Latten und Hoffnung. Aber der wilde Wein wuchs schnell. Die junggesetzten Obstbäume blühten. Auf den schmalen Beeten standen mächtige Kohlköpfe. Vater lief in weißen Hemdärmeln und unter einem verbrannten Panama mit der großen blanken Gießkanne herum, Mutter jätete Unkraut, das der böse Feind auch in diesen bescheidenen Gärten zu säen sich nicht versagt, und die Kinder schwangen sich in der kleinen Schaukel, die immer quietschte und lange nicht so hoch flog wie die amerikanische Riesenluftschaukel auf dem Rummel vorm Jahr, aber genau so vergnüglich zu benutzen war. Und im August und September kamen die Erntefeste der Laubenkolonie, die Neukamerun hieß oder Sommer=



Dämmerung am Leipziger Platz in Berlin. Aquarell



Venedig. Pastell

frieden. Viele bunte Wimpel aus Papier zogen sich von einer Fahnenstange zur andern. Der immer vergnügte Onkel Theodor mit der großen roten Nase erschien in Zylinder, Bratenrock und karierten Hosen. Er schwitzte furchtbar in seinen Vatermördern, und wo er ging, wehte sein rotes Taschentuch. Aber die Kinder hingen begeistert an ihm. Er dirigierte die Blechmusik, er führte den feierlichen Umzug der Laubenkolonisten an, er sorgte für Sackhupfen und Topfschlagen und verteilte wundervolle Preise, Bonbons in bunten Tüten, lärmende Trompeten und drollige Mützen. Er hielt die lustigsten Ansprachen und sang die ulkigsten Lieder und am Abend brannte er ein herrliches Feuerwerk ab. Und mitten unter den Zuschauern stand wie so oft auf dem Rummelplatz Paul Paeschke, und sein Auge wurde nicht müde, aufzunehmen, und seine Hand nicht müde, das Wunder der Bewegung und des Lichts, das Wunder des Lebens zu gestalten.

Paul Paeschke ist gebürtiger Berliner. Er gehört, wie das für einen 1875 geborenen kaum zu vermeiden war, zu den Impressionisten, und einem Berliner Impressionisten kam es am allerwenigsten in den Sinn, mit „Gemüt" zu schaffen. Aber ohne daß er ein Wort darüber verliert oder es in seinen Schöpfungen unterstreicht, spüren wir: er liebt das Volk, aus dem auch er hervorgegangen ist. Er weiß genau, daß es langweilige Spießer und unliebenswürdige Knoten gibt, daß in der Spritzkuchenbude auf dem Rummelplatz miserables Fett verbacken wird, und daß unter den Kindern in der Laubenkolonie die unnützen Rangen die Mehrzahl ausmachen. Aber für ihn gehören diese Mängel zu den unvermeidlichen dieses Erdenlebens, und er bemerkt mit tiefem Mitgefühl, wie aus der Enge und oft sogar aus dem Elend immer wieder die Freude am Dasein aufblüht, närrisch, armselig, geschmacklos, roh, doch eben eine Freude.

Paeschke hat auf der Kunstschule in Berlin studiert und das Zeichenlehrerexamen bestanden. Dann ist er noch sechs Jahre lang auf die Akademie gegangen und hat den Lehrplan mit fast pedantischer Gründlichkeit durchgemacht. Er gehört nicht zu denen, die auf ihre Lehrer und auf ihre Lehrzeit schelten. Er neigte, auch hierin ein richtiger Berliner, nicht dazu, vor den Geheimnissen des Schaffens Schauer der Ehrfurcht zu empfinden. Ihm schien viel oder beinah alles durch Fleiß und Aufmerksamkeit erreichbar, und es spricht für die ursprüngliche Echtheit seiner Künstlerschaft, daß er von ihr am allerwenigsten redet.

Die ersten Studienreisen führten den jungen Paeschke nach Mecklenburg, in ein Dorf in der Gegend von Ludwigslust. Ihn



Hafenwinkel in Lindau. Aquarell

zog zunächst keine tiefe Sehnsucht grade dorthin. Gewiß gab den Ausschlag, daß Reise und Aufenthalt nicht teuer waren. Aber zehn Jahre hintereinander kehrte er wieder und gewann sich unter den Bauern das Heimatsrecht. Die Landschaft sagte ihm wenig. Um so lebhafter interessierte den gewandten Berliner der schwerfällige Menschenschlag. Da gab es noch Leute, die nie mit der Eisenbahn gefahren waren und die darauf hineinfielen, wenn ihnen ein gewissenloser Witzbold von durchreisendem Kaufmann erzählte, in Berlin sei ein Sandregen ausgebrochen, und wenn er nicht bald aufhörte, würde die ganze Stadt in ihm begraben werden. Paeschke malte und zeichnete Tagelöhner, die Kartoffeln buddelten, oder Frauen, die in der Küche beim Kartoffelschälen saßen. Aber schon damals fühlte er: das Verhältnis des Menschen zur Natur, und nicht die Natur oder der Mensch allein, vermag ihn auf die Dauer zu fesseln. Nach den mecklenburgischen Studienreisen unternahm er andere Ausflüge in Deutschland, mit Vorliebe nach Franken, das damals die Reisenden noch nicht entdeckt hatten und wo ein plötzlich erhobener Teuerungszuschlag von fünf Pfennigen für den Tag immerhin freundlicher Verhandlungen zwischen Wirtin und Gast bedurfte, bevor er bewilligt wurde.

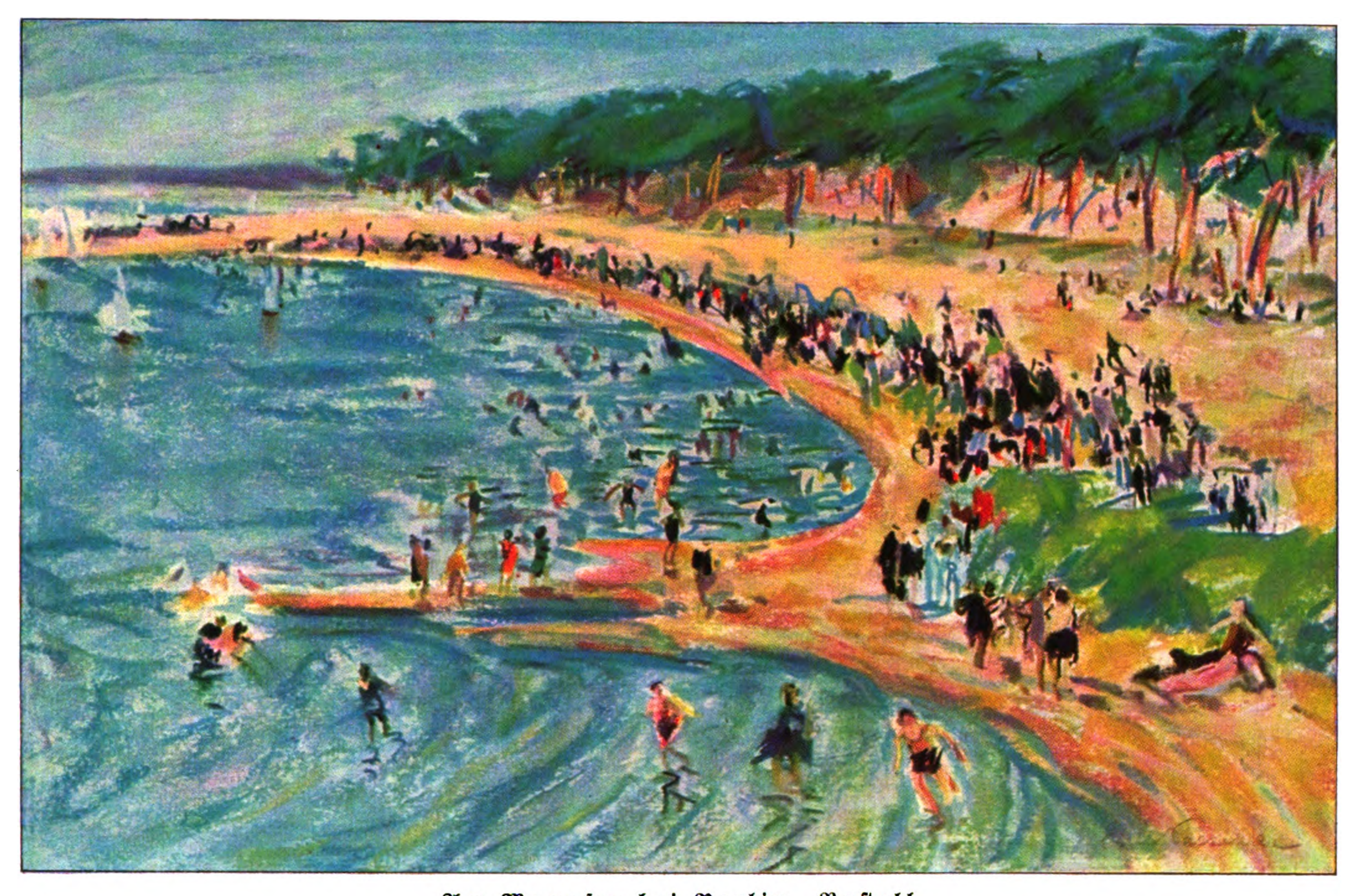
Als er sich seine Wohnung am Rummelplatz vor etwa zwanzig Jahren mietete, hatte er erkannt, was die Kunst von ihm verlangte. Er legte das Hauptgewicht seiner Arbeit auf die Graphik und versuchte, mit den sparsamen und in seiner Hand so unendlich ausdrucksvollen Mitteln von Schwarz und Weiß das Großstadtleben zu schildern. Es entstand eine lange Reihe von Berliner Blättern. Er radiert das Gewimmel auf einer Rodelbahn, die sich die Jugend zwischen Mietskasernen und Schrebergärten angelegt hat. Er führt uns auf die weite, von schwarzen Punktmenschen bedeckte Eisbahn am Müggelsee und läßt uns teilnehmen an dem Mittagskonzert der Wachtparade im Lustgarten. Und dann: der Potsdamer Platz! Er hat ihn mehrfach gezeichnet und radiert, immer von oben gesehen, vom Balkon des Café Josty mit dem Blick über den Leipziger Platz in die Leipziger Straße. Mit unwiderstehlicher Gewalt werden wir in das Hasten und Jagen hineingezogen, und wundervoll hat Paeschke den Rhythmus der Ordnung empfunden, der in dem scheinbar regellosen Durcheinander auch damals pulste, als es noch keinen Verkehrsturm gab. Mit solchen graphischen Arbeiten, die diese Hefte vielfach veröffentlicht haben, ist Paeschke berühmt geworden. In Berlin hatte der Künstler sich selbst gefunden. In Berlin

hatte er die ersten Erfolge erzielt. Jetzt konnte er sich weiter umsehen. Er ging nach Italien und brachte namentlich aus Venedig eine Reihe merkwürdiger Blätter mit. Er schlichten Blättern, auf denen das Wasser in zitternder Unruhe silbrig schimmerte und die Türme und Kuppeln der Stadt sich aus dem Land der Träume zu erheben scheinen,



Rummelplatz in einer Berliner Vorstadt. Ölgemälde. (Berlin, Sammlung Alfred Goetz)

sah diese unendlich oft dargestellte Stadt, um die der richtige Berliner eigentlich einen großen Bogen hätte machen müssen, weil sie unrettbar durch falsche Romantik verschminkt war, mit seinen klaren und etwas nüchternen Augen an, und sie enthüllte in seinen eine Schönheit, die sie bisher noch keinem offenbart. Er stand in Rom auf der Treppe von Sankt Peter und blickte auf das Getriebe, das den von den Säulen Berninis umschlossenen großen Platz erfüllt und mußte hier erleben, daß sich doch einmal eine



Am Wannsee bei Berlin. Pastell

einzelne Persönlichkeit von der Masse abhob: so oft er hier zeichnete, immer wieder stand gleich einem ewigen Wächter ein Mitglied der Gesellschaft Jesu schwarz und gebieterisch vor ihm. Dann ging es nach Paris, wo das Leben auf den Boulevards lockte. Aber es zog den Künstler doch auch zu der ernsten Gotik von Rouen. Ein besonders starkes Erlebnis bedeutete London für ihn. Was war der Potsdamer Platz gegen das Gewimmel auf London Bridge! Paeschke war begeistert, aber sofort packte ihn der Ehrgeiz, auch dieses Getümmels Herr zu werden. Immer wieder fuhr er dieselbe Strecke auf dem Omnibusverdeck, in fast fieberhafter Erregung Bleistift und Skizzenbuch in der Hand, um seine Notizen zu machen. Dann machte er Abstecher nach Brighton, um den menschenerfüllten Strand zu radieren. Aber er vergaß über seinen Auslandsreisen das deutsche Vaterland nicht. Besonders lieb gewann er Dresden mit der katholischen Kirche, dem Theaterplatz, der Terrasse und der Augustusbrücke.

Bereits einige Zeit vor dem Kriege hatte Paeschke für sich und seine Frau in Zehlendorf ein Haus gebaut und einen kleinen Garten angelegt, in dem er mit Eifer Spalierobst zog. Der Krieg riß auch ihn aus Arbeit und Erholung. Er wurde als ungedienter Landsturmmann eingezogen und hat im Westen und im Osten seine Schuldigkeit tun müssen. Im Osten ward er gelegentlicher Mitarbeiter der Kriegszeitung „Die Wacht im Osten" und erhielt den ersten Künstlerurlaub von wenigen Tagen, als man hinter der Front einmal eine Kunstausstellung veranstaltete. Seine Bilder, aber auch die Preise, die er forderte, erregten Aufsehen, und er hatte das Glück, freundliche und einsichtige Vorgesetzte zu finden, die ihm Freiheit zur Arbeit nach Herzenslust gönnten. Er durfte mit seinem Skizzenbuch nach eigenem Gefallen hinter der Front herumreisen. Er hat dann sogar Ausflüge an die lothringische Front gemacht, aber die reichste Kriegsbeute brachte er aus Wilna mit. Hier zog ihn vornehmlich das uns so fremdartig berührende Leben der jüdischen Bevölkerung an, und er erinnert sich noch heute des Freisinns, mit dem man ihm gönnte, in der Judenschule zu sitzen und zu zeichnen, während der Rabbiner dem kleinen Kreis von Gläubigen die heiligen Schriften deutete. Es gibt ein tiefdunkles, nur von wenigen Lichtern durchzucktes Gemälde einer solchen Abendschule, das in seiner mystischen Stimmungsgewalt an Goya erinnert.

Es war wohl der Krieg, der Paeschke eine Technik nahelegte, die er während der



Strand bei Malaga. Pastell



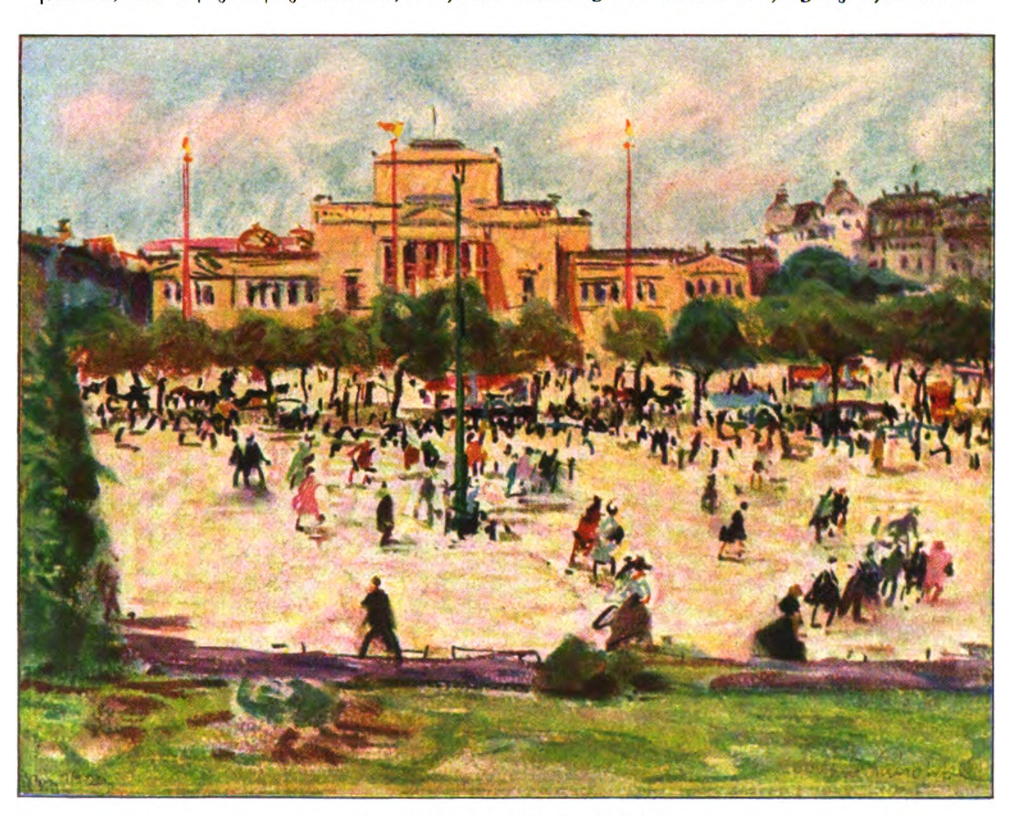
Am Potsdamer Platz zu Berlin. Pastell. (Berlin, Sammlung Paul Stern)

letzten Jahre mit besonderem Eifer und mit viel Glück gepflegt hat: die Pastellmalerei. Er konnte nicht immer Farben und Pinsel mit sich herumschleppen. Die Pastellstifte waren leicht zu tragen und sofort zu verwenden. Und diese stete Bereitschaft kam seiner Art zu sehen und zu schaffen entgegen. Er liebt es, dem künstlerischen Erlebnis noch vor dem Objekt eine abschließende Form zu geben. Und da heißt es, oft sehr eilig vorüberhuschende und wechselvolle Eindrücke mit größter Schnelligkeit zu notieren. Man kann nicht lange Farben mischen und Pinsel waschen. Wieviel praktischer ist eine Handvoll bunter Stifte, mit denen man dem bunten Leben nachjagt. Diese Technik hat die Radierung in dem Schaffen des Künstlers zurückgedrängt und ihn auf seinen nach dem Kriege unternommenen Reisen nach Italien und Sizilien sowie nach Spanien begleitet. Seine Pastelle sind von einer kühnen Farbigkeit. Man sieht ihnen an, wie unmittelbar sie entstanden sind. Mögen sie manchem flüchtig erscheinen: sie entschädigen für die mangelnde Durchführung im einzelnen durch eine erstaunliche Lebendigkeit. Und das Wichtige, das Entscheidende im Bild einer Landschaft ist genau getroffen und eindringlich wiedergegeben. Auch jetzt noch freut sich Paeschke, wenn er die Natur im Zusammenhang mit dem Menschen schildern kann. Das bunte Gedränge in einer engen spanischen Gasse wird ihm zu einem Bilde von funkelnder Farbigkeit. Aber er hat auch ein starkes Gefühl für den strengen Reiz einer in mächtiger Bergeinsamkeit gelagerten alten Stadt oder die wunderblaue Schönheit südlicher See.

Paeschke zählt zu den Reisenden, die den großen, internationalen Hotels gern aus dem Wege gehen, weil ihm ein einheimischer Eseltreiber aufschlußreicher erscheint als ein Globetrotter. Wie zu Hause mischt er sich auch in der Fremde mit Vorliebe unter das Volk und freut sich, wenn er irgendeine unscheinbare Kneipe entdeckt, von der kein Reisender etwas weiß und in der es einen ausgezeichneten Wein zu trinken gibt. Er ist einer von den seltenen und allmählich aussterbenden echten Berlinern, die über ein gesundes Selbstbewußtsein und trockenen Witz verfügen und die dennoch Verständnis und Achtung für andere Art aufbringen, ja sich sogar mit Bescheidenheit unterordnen, weil ihnen ihr klarer Verstand sagt: es ist auch in Berlin nicht alles tadellos; man kann sich ganz anders einrichten als an der Spree, und es geht auch so.

Seine innigste Liebe freilich gehört nach wie vor Berlin und seiner Bevölkerung.

Draußen in Zehlendorf, wo seine Obstbäume mittlerweile reiche Früchte tragen, merkt man wenig von der großen Stadt. Aber der Wannsee und die Havelberge sind in der Nähe, und es vergeht kaum ein Sonntag, an dem der Maler sich nicht in das Gewühl begibt, das manchem abscheulich erscheint und das sein Auge immer von neuem erquickt. Sanssouci am Alltag ist nichts für ihn. Das ist ihm zu feierlich. Da geht irgendeine alte Exzellenz sich die Füße vertreten und über dem Schloß und den Terrassen lastet die Erinnerung. Aber am Sonntag, das ist das Richtige. Da ist die majestätische Königstreppe schwarz von fröhlichen, erholungsbereiten, luft- und sonnenhungrigen Menschen, und die Einsiedelei des menschenverachtenden alten Fritz nimmt sie alle mit gutem Willen und mit Nachsicht in ihren Frieden auf. Paeschke aber zeichnet und malt, was sich Tag für Tag und immer wieder anders begibt, und man muß sich nur wundern, daß sich die Stadt Berlin um diesen begeisterten Verehrer ihrer nicht immer genügend anerkannten Reize bisher wenig gekümmert hat. Zu seinem Glück gehört Paeschke zu den Naturen, die, gleichgültig gegen die Welt, ihren eigenen Weg gehen. Hat er doch selbst die Gefahr überstanden, ein Spezialist zu werden, nachdem die Kritik versucht hatte, ihn als Spezialisten abzustempeln. Wenn man sein Atelier besucht, das ihm leider längst zu eng geworden ist, obgleich er selbst es sich gebaut hat, findet man ausgezeichnete Bildnisse, die er allerdings nur malt, wenn es ihm Spaß macht. Ja der Meister des betäubenden Großstadtverkehrs hat die wundervolle und erstaunliche Ruhe, prächtige Stilleben von Blumen und Früchten aus seinem Garten zu malen, und es ist schwer zu entscheiden, ob er die mühsam gezogenen Pfirsiche und Trauben nicht höher schätzt als die gemalten. Denn schließlich ist seine Kunst doch nichts weiter als der Ausbruch und Ausdruck einer leidenschaftlichen Liebe zu diesem Leben, wie wir alle es führen müssen. Wir wären glücklich, wenn wir alle die nüchternen und dennoch zauberkräftigen Augen Paeschkes hätten. Er weiß, daß der „olle dusselige Jrunewald“ sehr langstielig ist, und die Menschen, die ihn bevölkern, machen Krach und schmeißen das Butterstullenpapier und die Eierschalen ins sogenannte Grüne. Und dennoch: dieser Wald wird bunt und lustig durch die Menschen, und wenn Paul Paeschke ihn malt, glauben wir mitten in diese Welt gestellt zu sein, auch nur ein Farbfleck, nicht mehr, aber immerhin für die Gesamtwirkung des Bildes nicht ganz ohne Wert.



Augustusplatz in Leipzig. Pastell

Wie die Engländer Aegypten regieren

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Wenn es sich darum handelt, die Herrschaft eines Volkes über ein anderes auszubreiten, so kennt der gewöhnliche Mitteleuropäer dafür nur den Weg der Annexion. Deutschland hat Elsaß-Lothringen annektiert, Frankreich hat Elsaß-Lothringen annektiert. Deutschland, Rußland und Österreich haben sich vor hundertfünfzig Jahren Polen geteilt, 1918 hat Polen wieder Distrikte an sich gerissen, die wir immer als selbstverständlich deutsch betrachteten. Jede Annexion hat dem annektierenden Staate allerhand Schwierigkeiten gebracht. Immer war ein Teil der von ihrem Mutterland getrennten Bevölkerung unzufrieden. Es war überaus schwer, die Gesetze und Schulen, die staatlichen Einrichtungen des neuen Herrscherlandes durchzusetzen. Immer wieder sehnte sich ein Teil der annektierten Bevölkerung nach der Rückkehr zu ihrer alten Heimat. Solche Schwierigkeiten mußten eben mit in den Kauf genommen werden. Die alte europäische Staatskunst kannte kaum ein anderes Ausdehnungsmittel als Annexion.

Die Engländer haben von alters her in Indien gelernt, mit anderen Methoden zu arbeiten. Sie waren vor das Problem gestellt, eine ungeheuer große Bevölkerung zu regieren, die jederzeit, wenn sie ernstlich gewollt hätte, die Herrschaft der kleinen englischen Minderzahl hätte abschütteln können. In Indien beherrscht eine Handvoll Engländer eine Bevölkerung von 315 Millionen. England ist stets gezwungen gewesen, auf Methoden zu sinnen, welche die englische Herrschaft nahezu unsichtbar machten. Sie herrschen im Lande, ohne daß es die Bevölkerung eigentlich merkt. Zur größten Vollendung haben sie diese Kunst der indirekten Herrschaft ausgebildet in Ägypten. Ägypten ist ein unabhängiges Land seit 1922. Trotzdem ist es dem englischen Willen vollkommen unterworfen und kann in allen wirklich großen Fragen nicht anders handeln, als England es befiehlt.

Von 1882 bis 1922, also wenige Jahrzehnte lang, haben die Engländer Ägypten besetzt und als eine Art von Kolonie regiert. Immer aber war die Zahl der Engländer, die im Lande wohnten, verschwindend gering, geringer als die Zahl der Griechen und der Italiener. Sie haben es aber verstanden, alle entscheidenden Stellen der Verwaltung und des Heeres so in ihre Hand zu bringen, daß Ägypten im englischen Geleise laufen mußte.

Es gab seit 1882 in Ägypten ein englisches Besatzungsheer. Daneben gab es ein ägyptisches Heer, das dem Khediven Treue geschworen hatte. Zum Kommandeur dieses ägyptischen Heeres hatte aber der Khedive einen Engländer bestellen müssen, der gleichzeitig auch der Oberstkommandierende der englischen Besatzungstruppe war, d. h. das Heer war gänzlich in englischer Hand. Das gleiche gilt von der Verwaltung. Nach außen hin war die Verwaltung ägyptisch. Alle Minister waren Ägypter. Unter ihnen standen die Provinzialchefs, die ebenfalls Ägypter waren. Aber neben diesen Ministern standen englische Beamte mit dem bescheidenen Titel „Ratgeber". Diese leiteten ihre ägyptischen Chefs an unsichtbaren Fäden. Die Chefs konnten ihnen schwer widersprechen; denn da Ägypten ein bankerottes Land war, standen seine Finanzen unter internationaler Aufsicht. Die internationale Schuldenverwaltung, an deren Spitze ein Engländer stand, hatte über alle Einnahmen und Ausgaben von Ägypten zu verfügen. Es mußte jeder Piaster zusammengekratzt werden, um die Ansprüche der europäischen Gläubiger zu befriedigen; über die Höhe der Einnahmen und der Ausgaben entschied die Schuldenverwaltung. Wenn die ägyptischen Minister daher nicht dauernd Konflikte mit der Schuldenverwaltung haben wollten, so mußten sie wohl oder übel dem Rat ihrer englischen Ratgeber folgen. Die Schulden waren unerhört hoch. Sie konnten nur durch rücksichtslose Besteuerung herabgemindert werden. Die Steuern wurden aber festgesetzt von der ägyptischen Verwaltung, oft mit rücksichtsloser Härte eingetrieben von ägyptischen Beamten und schließlich abgeliefert an eine internationale Kommission, an deren Spitze ein Engländer stand. Alle Klagen der ausgesogenen Bauern richteten sich gegen die Härte der ägyptischen Steuereinnehmer, gelegentlich auch der ägyptischen Truppe, die Ordnung schaffte, wenn irgendeine Gegend des Landes rebellierte. Daß hinter den Kulissen diese Beamten und Soldaten von englischen Fäden gelenkt wurden, kam nach außen hin nicht zur Geltung. Der Engländer herrschte, aber man sah es nicht. Nach außen hin sichtbar war nur die Tatsache, daß das Land allmählich aufblühte unter geschickter englischer Verwaltung. Englische Ingenieure schufen die großen Wasserwerke, welche Ägypten allmählich in eine einzige große Baumwollplantage verwandelten. Der Engländer erschien oft genug den Leuten als Wohltäter, denn er geizte nicht mit Geschenken und Almosen. Daß alles Land unter dem englischen Willen stand, merkten nur die wenigen Menschen mit starkem politischem Interesse. Auch in die Justiz und die innere Verwaltung des Landes griff der Engländer überall ein. Man konnte im Jahre 1882, als in Ägypten die Anarchie herrschte, schwerlich die Euro-

päer unter die gänzlich unzulängliche ägyptische Justiz stellen. Die Europäer waren daher nur ihren eigenen Gerichten unterworfen, die neben den heimischen ägyptischen Gerichten, nur mit Europäern besetzt, ihres Amtes walteten. Ägyptische Richter richteten über Ägypter und Streitigkeiten zwischen Ägyptern; kam es aber zu Streitigkeiten zwischen Ägyptern und Europäern oder Europäern untereinander, so wurden diese von den sogenannten gemischten Gerichtshöfen entschieden. Das war ein ungeheures Privileg für die ganze europäische Bevölkerung, das dadurch noch besonders in Erscheinung trat, daß die Europäer von einer großen Zahl von ägyptischen Steuern befreit waren. Aber alle diese Privilegien waren Privilegien für die Europäer, nicht für die Engländer allein. Jedoch konnte keine Steuer ausgeschrieben werden, zu der nicht der englische Berater des Finanzministers seine Zustimmung gegeben hatte, das ganze System der gemischten Gerichtshöfe hing schließlich ab von dem Engländer, der als Ratgeber neben dem ägyptischen Justizminister stand. An allen entscheidenden Stellen der Verwaltung saßen Engländer, Engländer hatten das Heer in der Hand, Engländer geboten über die Wasserkräfte des Landes, Engländer geboten über seine Gerichte, Engländer beherrschten das Ganze, obgleich sie nur in geringer Zahl im Lande ansässig waren.

Im Jahre 1898 hat England den Sudan erobert und damit noch eine weitere Klammer um Ägypten geschmiedet. Aus dem Sudan kommt der Nil. Nur wer Ägypten kennt, weiß, was das bedeutet. Der Nil ist die Lebensader des Landes. Ganz Ägypten ist nur eine einzige riesenhafte Niloase. Die Regenmenge, die im Lande fällt, ist so gering, daß als Quelle aller Fruchtbarkeit und alles Lebens nur das Nilwasser in Frage kommt. Das Nilwasser wird durch Staubecken, Schöpfräder und Kanäle ins Land verbreitet; wo genügend Nilwasser hinkommt, ist Leben, überall sonst ist die Wüste. Mit Hilfe des Nilwassers ist Ägypten ein Land voll glänzender Fruchtbarkeit, das an vielen Orten zwei, an manchen auch drei Ernten jährlich liefert; aber all dieses Leben spendet der Nil. Schon 1835 hat man durch einen großen Staudamm nicht weit von Kairo Nilwasser aufgespeichert, um dadurch das Bewässerungsgebiet zu verbreitern. Seit der englischen Besetzung ist dieses System durch weitere Dämme bei Esne, Assiut und Assuan weiter ausgebaut worden. Man hat berechnet, daß im Laufe der letzten drei Menschenalter sich das Wirtschaftsgebiet von Ägypten verdoppelt hat. England hat dafür gesorgt, daß all das neugewonnene Ackerland mit Baumwolle bestellt worden ist. Durch die Baumwollkultur und die Kraft der englischen Wasserbauer ist das am Rande des Bankerotts befindliche Ägypten allmählich wieder zu einem blühenden und reichen Lande gemacht worden. Aber dadurch ist es auch immer mehr in das englische Herrschaftsnetz verstrickt worden. Jeder Hektar Landes ist mit der Pflanze bestellt worden, die auf dem Weltmarkt die höchsten Preise erzielte, das war Baumwolle und nicht Getreide. Das hat Ägypten reich gemacht, aber Ägypten kann sich nunmehr nicht mehr ernähren. Es ist völlig abhängig geworden von der Zufuhr von Lebensmitteln. Diese Zufuhr kann nur über das Meer erfolgen, d. h., sie geschieht von Englands Gnaden. Wenn England die Nilmündung blockiert, muß Ägypten verhungern.

Wichtiger ist noch etwas anderes: auch der Sudan lebt vom Nil genau wie Ägypten. Auch der Sudan ist ein ideales Baumwollland, genau wie Ägypten. England hofft in der Sudan-Landschaft Gezira ein ideales Baumwolland zu besitzen und hier soviel Baumwolle ziehen zu können, daß es von der amerikanischen Baumwolleinfuhr unabhängig wird. Um das Bewässerungsgebiet für die Sudanbaumwolle möglichst auszudehnen, will es in Makwar in der Gezirагegend einen neuen riesigen Staudamm anlegen, der das Nilwasser für ein Bewässerungsgebiet von der Größe Sachsens aufstauen soll. Wer das Sudanwasser hat, ist in der Lage, beliebig mehr oder weniger Wasser nach Ägypten herauszulassen; wer also das Sudanwasser im Oberlaufe beherrscht, ist der Herr über alles Leben in Ägypten.

Nun ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß England in der Lage sein wird, den ganzen Nil abzusperren. Soweit ist die Kunst des europäischen Wasserbauers noch nicht gediehen. Aber die ganze Nilbewässerung ist ein Präzisionswerk von höchster Feinheit. Es kommt darauf an, daß das Wasser in bestimmten Monaten reichlich vorhanden ist, denn nur auf die Monate vor der Aussaat kommt es an. Es ist notwendig, daß nicht zu wenig Wasser gegeben wird; reicht die Wassermenge nicht, so erhalten die vom Nil ferner abgelegenen Striche des Landes nicht genug von der lebenspendenden Kraft. Es darf aber auch nicht zuviel Wasser gegeben werden, sonst leidet die Baumwollsaat. Über Menge und Zeit der Wasserabgabe können auch kluge Menschen verschiedener Meinung sein. Die Kunst der englischen Wasserbauer wird von manchen Kritikern in den Himmel gehoben, von anderen dagegen erheblich getadelt. Jeder kleine Fehler, der im allerbesten Glauben gemacht ist, kann verhängnisvolle Wirkungen haben. Es ist daher begreiflich, daß alle ägyptischen Politiker mit größtem Unbehagen sehen, daß England und nur England die gesamte Lebensader von Ägypten beherrscht. Ägypten strebt mit allen Mitteln danach, den Sudan in seine Hand zu bekommen, aber gerade das lehnt England mit größter Schärfe ab.

England hat 1922 Ägypten zum unab-

hängigen Königreich erklärt. Es hat seine Ratgeber aus den ägyptischen Ministerien abberufen; nur zwei von ihnen mußten bleiben, der Ratgeber des Finanzministers und der Ratgeber des Justizministers. Damit hat England sich auch heute noch eine erhebliche Stellung an den wichtigsten Stellen der Landesverwaltung gesichert; es hat bei den Finanzen des Landes mitzureden und bei der Rechtspflege. Letztere ist besonders wichtig, weil mit ihr auch die Oberaufsicht über die gemischten Gerichtshöfe und damit über das gesamte europäische Element des Landes in englischer Hand bleibt. Seine Truppen will England zurückziehen, es beansprucht nur, einige Garnisonen am Suezkanal unterhalten zu dürfen, die im Falle von Unruhen sofort in Ägypten einrücken können. Es verlangt von Ägypten, daß es, wo es europäische Beamte braucht, in erster Linie Engländer anstellt. Im übrigen kann Ägypten machen, was es will. Es kann sich selbst regieren, es kann Lokomotiven und elektrische Anlagen in Europa bestellen, wo es will, es ist nicht mehr nötig, daß dies wie bisher immer in England geschieht. Das bedeutet eine erhebliche Steigerung der ägyptischen Freiheit. Aber in einem Punkte gibt England nicht nach: es räumt den Sudan nicht. Auch die Zurückziehung des englischen Heeres aus Ägypten soll erst in Kraft treten, wenn Ägypten sich damit einverstanden erklärt hat, daß England im Sudan bleiben darf. An diesem Punkte sind bisher alle Verhandlungen gescheitert. Ägypten weiß, daß England, solange es über das Nilwasser gebietet, über ganz Ägypten gebietet. Ägypten hat gegen die Gezira-Pflanzungen protestiert und verlangt, daß der Nil unter eine internationale Strombauverwaltung gestellt werde; auch in diesem Punkte stößt es auf ein starres Nein von England. England behauptet, das Wasser des Nil genüge reichlich sowohl für den Sudan wie für Ägypten (dies ist vollkommen richtig, aber die entscheidende Frage ist, wer der Herr dieses Wassers sein soll). Es weist darauf hin, daß der Sudan von England (freilich im wesentlichen auf Kosten von Ägypten) erobert worden ist und daß die ganze gewaltige Kulturarbeit, die dort geleistet worden ist, englische Leistung ist. England räumt den Sudan nicht und damit bleibt Ägypten unter seiner Herrschaft.

Nur ein Mittel könnte Ägypten aus dieser stillen aber wirksamen englischen Umklammerung befreien, wenn nämlich ihm eine andere europäische Macht im Sudan zu Hilfe käme. Ist dies möglich? An der Ostküste des Sudan, am Roten Meer, unterhalten die Franzosen seit 1862 eine Kolonie Obock mit dem Hafen Djibuti. Seit den achtziger Jahren haben die Italiener sich nördlich davon eine Kolonie Eritrea gegründet. Die Franzosen haben einmal Miene gemacht, ihr nord- und westafrikanisches Reich durch Mittel-Afrika durchzuführen bis zum Roten Meer. 1898, als Kitchener den Sudan eroberte, traf er bei Faschoda auf eine französische Expedition, die vom Westen her an den Nil gelangt war. Kitchener und Marchand standen einander drei Wochen lang schußbereit gegenüber, dann räumten die Franzosen das Feld. In Europa war die große Entscheidung gefallen, welche die Entente vorbereitete; die Franzosen begnügten sich mit dem ganzen Nordwesten von Afrika und ließen den Engländern den Nordosten; seitdem sind sie aus Ägypten ausgeschieden.

Anders die Italiener. Sie haben sich die größte Mühe gegeben, von Eritrea nach dem Inneren, nach Abessinien vorzustoßen. 1896 sind sie von den Abessiniern bei Adua vernichtend geschlagen worden und haben auf weiteres Vordringen seitdem verzichtet. Aber sie sind nicht aus der ganzen Sudangegend ausgeschieden. Im nördlichen Teil des englischen Sudan ergießt sich in einen der beiden Nilarme, den aus Abessinien kommenden Blauen Nil, der Stromlauf des Atbara, der mit seinem Nebenfluß, dem Gasch, ebenfalls von den abessinischen Bergen kommt. Ein Teil der Atbaragewässer kommt aus der italienischen Kolonie, ein anderer aus Abessinien. Es ist durchaus denkbar, daß auch auf abessinischem und auch auf eriträischem Gebiet die Wasser gestaut werden und daß dort ein oder mehrere Konkurrenzbecken für die Nilwasser entstehen, welche Englands Monopol an der Lebensader Ägyptens brechen könnten. Das ist der tiefere Grund dafür, daß neuerdings sowohl Engländer wie Italiener in Abessinien wirtschaftlich und politisch vorzudringen versuchen. Nur wenn es England gelingt, ein abessinisches Staubecken zu verhindern oder selbst zu bauen, ist es ganz Herr von Ägypten, und Italien könnte auf gleiche Weise sich den Engländern überaus unbeliebt machen. Mit der Möglichkeit muß England immer rechnen, solange Abessinien ein freier Staat ist, daß seine strategische Position in Ägypten einmal von anderer Seite beschränkt wird. Dann hat es aber noch immer den Suezkanal. Im Jahre 1968 läuft jedoch die Konzession ab, muß der Suezkanal in ägyptischen Besitz übergehen. Schwerlich wird England es dazu kommen lassen, aber der kluge Mann baut vor. Sollte aus irgendwelchen Gründen einmal der Suezkanal verlorengehen, so würde England sich in eine zweite Stellung zurückziehen, die Ägypten in ähnlicher Weise umklammert. Dazu ist A r a b i e n ausersehen.

Arabien hat bis zum Weltkrieg als ein Land gegolten, dessen politische Bedeutung gleich Null war. Die Küsten standen unter türkischer Herrschaft, das Innere galt als Wüste. Das letztere ist nun keineswegs richtig, immerhin sind bisher eigentlich nur die Küstenländer von Bedeutung gewesen. In ihnen herrschten auf der ganzen West-

und der Nordostseite die Türken; an der Südwestküste saß England in Aden und sperrte das Rote Meer. An der Südostecke, am Persischen Meerbusen, liegt ein nominell unabhängiges Sultanat Oman mit der Hauptstadt Maskat. Das letztere ist aber schon lange englische Interessensphäre, und schon vor dem Kriege ist Englands Bestreben deutlich, in Arabien ganz unauffällig festen Fuß zu fassen. Als die deutsche Bagdadbahn nach dem Ausgang des Persischen Meerbusens gelegt werden sollte, stellte England plötzlich den kleinen arabischen Machthaber an der Mündung des Euphrat und Tigris, den Herrn von Koweit, unter englischen Schutz. Mit englischem Gelde und englischer Hilfe hat im Jahre 1916 der Scherif von Mekka die türkische Herrschaft abgeschüttelt; hier begann der Unabhängigkeitskampf der Araber gegen die Türken, der schließlich mit dem Zerfall der Türkenherrschaft in Arabien endete. Nach dem Weltkriege ist nun England hier der Herrscher geworden. Wiederum geschieht dies, ohne daß England nach außen hin als Herrscher hervortritt. Es hat nur seine Schutzherrschaft über Palästina erklärt. Östlich von Palästina beginnen die unabhängigen Araberreiche. Transjordanien ist das nördlichste. Im Südwesten schließt sich Hedschas an, der Staat, in dem die heiligen Stätten Mekka und Medina gelegen sind. Hier wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Laufe der Zeiten ein neuer Kalif entstehen, nachdem die Türken in ungeheurer aufklärerischer Verblendung diesen gewaltigen geistigen Wert aus den Händen gegeben haben. Wer hier als Kalif herrscht, wird für alle Mohammedaner das ideelle Haupt sein. England hofft, daß einer seiner Schützlinge das Kalifat einnehmen wird; England würde dann in den Augen aller Mohammedaner der Erde der Verbündete und Schutzherr des Islam sein. (Schon heute ist England die größte Islammacht, da es in Indien 62 Millionen Mohammedaner beherrscht.) Auch für seine Stellung in Ägypten würde ein Kalif unter Englands Schutz eine mächtige ideelle Stärkung bedeuten, und schon geht eine Bahnlinie vom Mittelländischen Meer durch Palästina bis nach Medina, die sogenannte Hedschasbahn. Es ist durchaus möglich, sie einerseits nach Aden, anderseits durch das Innere Arabiens hindurch zum Persischen Golf zu verlängern, und hierdurch würde dann, auch wenn der Suezkanal wegfallen sollte, Ägypten auch im Osten bequem von englischen Machtstellungen flankiert werden können. Der Sudan ist vom Roten Meer durch eine Bahn von Chartum nach Port-Sudan bei Suakim bequem zu erreichen; England kann daher jederzeit dorthin aus Indien und Aden Truppen werfen, selbst wenn ein ägyptischer Aufstand die bequemere Verbindungslinie über den Nil nach dem Sudan sperren sollte.

In Arabien ist heute der mächtigste Herrscher Ibn Saud, der ursprünglich im Innern, in Nedschd, über eine mohammedanische Sekte, die Wahhabiten, herrschte, in den letzten Jahren aber sich auch zum Herrn über Hedschas mit Mekka und Medina aufgeschwungen hat. Er strebt deutlich danach, Kalif zu werden, stellt sich mit England gut, scheint aber manchmal in seinem Selbständigkeitsdrang doch für England unbequem zu werden. England hat es für richtig gehalten, ihn nahezu zum Alleinherrscher der Halbinsel aufsteigen zu lassen, und hat durch einen Vertrag ihn dazu gezwungen, die wichtigsten Stationen auf der Bahnlinie Palästina—Arabien, Maan und Akaba, an Transjordanien abzutreten, wo ein anderer englischer Schützling, der völlig ungefährlich ist, gebietet. Neuerdings meldet sich auch hier an diesem für England überaus empfindlichen Punkte Italien. Es hat von Eritrea nach Arabien übergegriffen und mit dem Herrscher von Jemen ganz in der Nähe des englischen Aden einen Schutzvertrag geschlossen. Es sieht so aus, als wolle es den Ausgang des Roten Meeres auf beiden Seiten beherrschen und dadurch eine sehr empfindliche Lücke in die englische äußere Einschließungslinie von Ägypten legen. England hat diesen Schritt mit auffallender Ruhe aufgenommen; vielleicht sieht es in dem ehrgeizigen Italien, das bisher am Roten Meer doch nichts Großes zustande gebracht hat, keinen auf die Dauer gefährlichen Nebenbuhler; vielleicht ist es ihm auch nicht unerwünscht, daß die Anwesenheit Italiens einen gewissen Druck auf Ibn Saud ausübt, der sonst vielleicht mächtiger werden könnte, als England es wünscht. Vielleicht läßt sich einmal Italien durch Kompensationen in anderen Weltgegenden zu geeigneter Zeit wieder aus der Stellung am Roten Meer herausmanövrieren.

Der Ring um Ägypten ist also noch nicht ganz vollkommen, aber immerhin schon geschlossen genug, um sich fühlbar zu machen. Auch wenn das englische Heer Ägypten verlassen sollte, kommt das Land aus der Klammer der englischen Macht nicht heraus, solange Ägypten sich selbst nicht ernähren kann, sondern seine Lebensmittel zum wesentlichen Teile über See bezieht. Es bleibt England ausgeliefert, solange England den Oberlauf des Nil beherrscht. Nicht nur mit Annexionen, nicht nur mit Bajonetten kann man regieren, sondern auch mit dem Wasser eines großen Flusses: Die Politik wird niemals ganz auf Annexionen verzichten können, aber ein politisch überlegenes Volk wird immer versuchen, solange wie möglich mit feineren Methoden zu arbeiten. Daß dies möglich ist, zeigt England in Ägypten.

Die Begegnung

Novelle von Hanns Johst

Fünf Uhr zwanzig geht der Zug.

Meine törichte Armbanduhr ist vorgegangen.

Es ist Sonntag, der Bahnhof wenig besucht. Die Ausflügler kommen später zurück, und die Besucher der Stadt schenken sich auch noch ein paar vergnügte Stunden in lärmvollen Bierhäusern oder Filmpalästen.

Mein Zug, der mich nach Starnberg bringen wird, ist sehr lang, und ich bin fast der einzige Gast. Aber ich weiß, seine Rückkehr wird überflutet sein von bunten Kleidern, von großen Rucksäcken und fröhlichen Menschenkindern.

Ich sitze in einem Wagen vierter Klasse wie in einem nüchternen Amtsraum. Dann überrascht mich der jähe, launische Überfall der Anfahrt, mit dem die neuen, elektrischen Lokomotiven voll spielerischer Gewandtheit die Widerstände der Achsenreihe zu schnellstem Wirbel reißen.

Über der inneren Stadt hatte ein Gewitter seine Willkür entladen und die Straßen zu triefenden Kanälen verwandelt, in denen die Straßenbahnen wie schwere und schäumende Untiere zu schwimmen schienen, und aufgeschreckte Leute, von einer sinnlos anmutenden Erregung getrieben, hin und her eilten oder Unterstand in Türeingängen und an dergleichen trockenen Plätzen suchten. Erhellte ein Blitz mit seinem gelben Zorn die überdunkelten Straßenzüge, so schien der Donner, der ihm knallend und überstürzt folgte, die letzte Helligkeit zertrümmern zu wollen. Erst der Regen, der nach solchem peitschenden Überfall wieder lauter und mit erneuter Wucht zu rauschen begann, trommelte seinen gesunden Marsch und brachte die verhaltene Spannung von jedermann und aller Welt zum Aufatmen...

Nach wenigen Minuten Fahrt schon, während der das Unwetter sich leibhaftig wie ein Wasserfall gegen die Fensterscheiben stemmte, gab das erblindete Glas seine gewohnte Aussicht frei, und als die ersten Brandmauern der Vorstadthäuser unsere Geleise mit steinernem Ausmaß zu dirigieren schienen, zuckte über diese riesigen gekalkten und verrußten Flächen schon wieder die Verheißung eines heiteren Abends, und über den Gärten, die jede Großstadt mit ihrem emsigen Gürtel umschließen und die Sehnsucht eines steinernen Meeres nach der Natur mit idyllischer Bescheidung und rührender Geduld darstellen, über diesen Beeten und Rabatten glitzerte die seidenfarbige Perlenschnur eines bebenden Regenbogens.

Bald zerbröckelte Stein, Asphalt, Zement und Ziegel zu immer geringerer Herrschaft. Villen wurden in stetig wachsendem Abstand von der grünen Flut des Frühlings bedrängt, und schließlich war der Eisenbahndamm die letzte, unerbittliche Straße, die wuchernde Fülle von Wipfel und Wiese, von Feld und überblühtem Gefälle zerteilte...

Ich hatte eine Zeitschrift aufgeschlagen, und als ich meine erste Neugier mit jenem Überblättern und flüchtigem Anlesen, das die Lektüre während einer Bahnfahrt so unbeständig und gleichzeitig auch anregend macht, gestillt hatte, erschaute ich am Horizonte — so weit war das Wolkenmassiv schon zerschlagen und von der starken Wohltat eines guten Windes aufgeräumt — die scheckige Felswoge der Alpen.

Die Übermüdung der letzten Tage wich bei ihrem Anblick wie mit einem Zauberschlag von mir, und ich nahm erfrischt mein geliebtes Lesen wieder auf, als eine Wendung unserer Fahrt mir diese Aussicht entzog.

Ein kluger Kopf schilderte, wie er von Pontius zu Pilatus über die Weltteile hin Größe und vollkommenen Geist unter den Menschen gesucht und sie endlich bei Gandhi gefunden. Sein Besuch bei dem indischen Heiligen wurde in schönen und getreuen Worten literarisches Ereignis, und vielleicht gerade deswegen, weil ich sah, wie ein Europäer bis nach Indien wallfahren zu müssen glaubte, um einer seelischen Bedeutung, um einem menschenwürdigen Gleichnis, um einem künstlerischen Anlaß zu begegnen, wurde ich mißtrauisch und traurig.

Als der Zug einmal hielt, stieg eine Frau ein mit einem Kind, dessen Hände ein pralles Bündel sonniger Primeln umschlossen.

Ich legte die Druckerschwärze beiseite und lächelte, denn ich fühlte, wie in ihr Vernunft vor lauter Augenmerk auf den Himmel vergaß, daß zu ihren Füßen, Schritt bei Schritt, die nächste Erde schon Himmelsschlüssel geboten hätte....

Der letzte Abend in der Stadt ließ seine brüchigen Eindrücke an mir vorüber taumeln, und ich sah alle Gesichter noch einmal, hörte alle Gespräche wieder, die Saal

und Tisch zu geselligem Verein zusammengeführt hatte.

Ein langer Professor der Zoologie sprach auf mich ein von der westlichen Küste Südamerikas. Er zitierte Humboldt mit seiner Freude über die Großartigkeit jener Ländereien, die über dem Meere wie zu einer üppigsten Auslage alle Fülle der Natur von dem tropischen Reichtum bis zu der kargen Zuchtwahl der Eisberge auf schmalem Streifen häufend hochtürmen. Ich sehe sein faltiges und an einen schwarzen Bart zerfließendes, wächsernes Gesicht, wie es sich hinter Worten verschleiert, die es unendlich bedauern, aller Reisen verlustig gegangen zu sein, durch die neue Armut, mit der ihn die Inflation bedrückte.

Ich höre weiterhin, wie mir dieser über jenen Bericht und Urteil gibt und jener an diesem auszusetzen hat, ein ameisenhaftes Geraune von Andeutungen summt im blauen Gewölk von herrischen Zigarren und fraulichen Zigaretten. Tausend Fäden werden gesponnen, aber sie alle ergeben kein Gewebe, mit dem man einen einzigen Armen und Nackten in der Tat kleiden könnte. Im Gegenteil, es ist, als ob alles Gespräch nur geführt würde, um aus den letzten Resten von Schamtüchern und Verhüllungen Faden zu schlagen und alle Bindungen, Verschlüsse und Schlüsse aufzulösen... Ob man über Reisen spricht oder über Zustände billiger, bürgerlicher Beziehungen, über Künste oder Leiden, über eine Ehe oder eine Einsamkeit, über allem steht eine zerstörende Melancholie, eine bleierne Skepsis oder eine flinke Überlegenheit.

Kein Wort, kein Blick überbrückt.

Hausnummern, Straßennamen und Titel sind zu einem gespenstigen Totentanz beisammen. Da sehe ich Holbeins Strenge vor mir und beneide seine tragische Zeit, denn ihre Tänze — wohl bestimmte auch ihnen Verzweiflung, Tod und Teufel den Schritt, aber ihre Reihen entschwebten nach aller Marterung in die Tore einer ritterlichen Ewigkeit. Die Wollust des Jenseits erhöhte die diabolische Verzerrung der beinernen Welt, aber in den Höhlen der Augen, die während meiner Fahrt mich wieder bedrängten, war nirgends ein Widerschein von einer Verheißung, die der vergänglichsten Stunde ein befriedetes Ziel in Aussicht stellt.

*

Der Zug hielt.

Ich nahm mein Gepäck und durch das sonntägliche Gedränge geputzter Leute, die den Strand des Starnberger Sees umsäumten und in ihrem Festtagsstaat ohne Zweifel zu verschönern glaubten, suchte ich meinen Dampfer auf, dessen breite Schaufelräder schon ungeduldig zu werden drohten, denn eine heisere Schiffsglocke forderte Zögernde zu beflügelterem Gang auf.

Das Betreten des Schiffes verlangt seine festgelegte Zeremonie. Der breite, untersetzte Stegwart will gegrüßt sein. Sein Bart, der über dem Mund heruntерwuchert, ist immer feucht, und der malzige Schaum der unterbrochenen Maß Bier dünkt mich noch in ihm zu knistern. Der Kropf des Kapitäns bläht sich über dem Gummikragen wie ein dürftiges Notsegel. Die Hände sind in großmäulige Taschen verloren gegangen, und das dröhnende Mundwerk scheint mit dem Sprachrohr verwachsen, dessen williger Dienst die Befehle nach dem Maschinenraum fallen läßt. Er nickt den vertrauten Gästen wohl abgewogen je nach Besitz und Dauer der Ansässigkeit einen Gruß zu. Die Frau Wirtin — oh, unser Dampfer beherbergt eine Wirtschaft, auf einem Schanktisch findet der zahlungskräftige Hunger, was sein Verlangen stillt — die Frau Wirtin also, diese runde und dabei ungemein bewegliche Person wünscht, einen guten Tag zu hören und ihre Frage nach dem Ergehen dagegen einzutauschen...

Dann ist es so weit. Der Dampfer schaufelt sich vom Lande weg, wühlt schwere Wellen auf, nach denen die Ruderboote eilfertig haschen, um die Sensation eines bewegten Seeganges zu erleben, und hält Kurs auf die Berge, die den See nach dem Süden zu abriegeln.

Immer ist die Fahrt nach Hause, in die Stille ein großes Aufatmen. Die Luft birgt eine Freudigkeit, heimliche und herzliche Art von Willkommen in sich. Sie ist herb und klar, zuverlässig und durchsichtig, alles Eigenschaften, die das Leben der Stadt nicht so unbedingt erfüllen. An der Kasse steht einer jener seltsamen schwarzen Vögel im fraulichen Rock über derben Stiefeln und Hosen. Der Ordensmann.

Er hält eine Reisetasche aus billigem, abgenutztem Segeltuch und einen plump zusammengeschnürten Regenschirm in der Hand und stellt sich nicht sonderlich geschickt an, sein Billett zu lösen. Man begegnet seinesgleichen oft auf unserem Dampfer. Die Jesuiten haben die Rottmannshöhe, ein früheres Hotel, zu ihrem Nest umgebaut und verwenden es als Exerzitienhaus. Auf Spaziergängen treffe ich gelegentlich auf Männer aus ihren Reihen. Sie haben ein Buch in den Händen, ihre Lippen bewegen sich, während sie gehen, und ihre Augen schauen

aus einem kargen Gesicht wie Seeleute mit einem Blick, der Horizonte abtastet...

Kurz vor Leoni — die Schiffsglocke am Bug läutet schon die Anfahrt ein, und der regelmäßige Werkelgang der Maschinen hält den Atem an, so daß unser Dampfer, lautlos und wie von unsichtbaren Händen geführt, sich dem grauen Widerstand der Landungsbrücke nähert —, tritt der hilflose und vom Reisefieber erregte Bruder zu mir.

„Ist dies Leoni?" fragt er. Seine Stimme klingt gedrosselt, gewürgt. Sie verrät die Gaumensprache, die bis in den Kehlkopf verdrängte Sprache der Alpentäler.

Der Steuermann enthebt mich einer Antwort mit seinem Ruf: „Leoni! Fahrkarten bereithalten!"

Mein Gegenüber verneigt sich dankbar zu mir, als ob ich ihm geantwortet hätte, er verneigt sich eben so ergiebig höflich gegen den Beamten, der schon ein Seil in die Hände nimmt, das er über einen Pfosten bei der Landung zu werfen hat, um gesichertes Aussteigen zu gewährleisten. Dann stellt er seine Handtasche eilig auf den gescheuerten Boden, lehnt den Schirm gegen den Maschinenraum und greift mit beiden Händen und nachdenklichem Gesicht an seiner ganzen Kleidung entlang. Die Augen blinzeln vor angestrengtem Überlegen, das breite Kinn kriecht dicht an den Hals heran und erhöht dadurch den Ausdruck gesammelter Energie. Auf seinem schwarzen Hut unter das Hutband gesteckt wie eine bläuliche Blume leuchtet die gesuchte Karte.

Ich mache ihn mit meinem Blick und einer entschiedenen Kopfbewegung auf das Versteck aufmerksam. Er nimmt mit beiden Händen den weichen Filz vom Kopf, sucht das Hutband ab und findet seinen Verlust. Er lacht laut und voller Freude wie ein Kind. Er lacht mit einem knisternden Schluchzen in der Kehle. Er verneigt sich wieder zu mir, seine Heiterkeit schaut mir ins Gesicht und wird ernst vor lauter gutem Willen, mir Dank zu sagen für einen Dienst.

Wir zwei steigen allein aus.

„Oh," sagt er zu dem Matrosen, der unsere Fahrscheine abnimmt, „unsertwegen das ganze große Schiff?"

Ich sehe erstaunt, daß es ihm in der Tat peinlich ist, weil der fahrplanmäßige Dampfer nur zwei Personen in diesem Falle beförderte und daß seine Wenigkeit also dem Unternehmen fünfzig Prozent der Spesen kostete.

Er mochte sich die Lage nicht so wirtschaftlich genau vergegenwärtigen, aber die Müheleistungen des ganzen Personalapparates fühlte er bedrohlich zu seinen Lasten. Er wäre lieber per pedes apostolorum gegangen, hätte er diese Situation vorausahnen können, das war mein bestimmter Eindruck.

Kaum hatten wir das Schiff verlassen, als ich meines Reisegefährten erneutes Versagen bemerken mußte.

Dicht bei der Landungsstelle verlieren sich drei Wege nach den entgegengesetzten Richtungen. Dieser Anlaß zur Verwirrung trieb dem Bruder den Schweiß auf die Stirn.

„Sie wollen gewiß zur Rottmannshöhe?" fragte ich ihn.

Er sah aus seiner Bestürzung heraus auf mich. Sein Gesicht wurde das eines Kindes, das einen Schmetterling ganz unerwartet im Netz weiß

„Dorthin will ich... Wie wissen Sie das?"

„Es kommen oft Herren an, die das Exerzitienhaus suchen!"

„Sind Sie bekannt?"

„Ich bin hier zu Hause."

Er geht neben mir her. „Ist das der richtige Weg?"

„Ich bringe Sie bis zu Ihrer Tür!"

„Sie machen meinetwegen doch keinen Umweg?"

„Unbesorgt! Der direkteste Weg zu meinem Haus!"

Wir beginnen zu steigen.

Der Weg ist steil. Früher war hier eine Drahtseilbahn gelegt. Von ihrem Abbruch her ist der Schotter noch rissig, und gelegentlich schneiden Gräben tückische Hindernisse in das Geradezu des Bergauf.

„Wie gut die Menschen sind!" sagt mein Begleiter. Er bleibt stehen und atmet auf.

Ich prüfte das Gesicht, das den Mut aufbrachte, solch eine abgestandene Phrase zu äußern. Ich fand, dieser Mensch hatte es gewichtig und ernst gemeint. Seltsam, er trug das abschließende Gewand bewußtester Geistigkeit, die Brudertracht der Jesuiten. Ich habe einmal die Ordines des Loyola auswendig gelernt, als ich in Wien studierte. Ich kenne den zielsicheren Instinkt, mit dem dieser Orden seine geweihten Glieder zu völligem Verzicht an sich reißt, und ich sah hier mit diesem Schwarz einen Körper gekleidet, dessen bäuerische Kraft jede einzelne Naht des Anzuges noch bedrängte und bedrohte. War auch die Brust ein wenig eingebrochen, so schien das von Lasttragen zu kommen — der Nacken verriet es — und nicht von Bücherhocken.

„Wie schön das alles ist... Gehen... und sprechen... und schauen!" Er blieb erneut stehen und zwang mich auf diese Weise, das gleiche zu tun.

‚Wenn das so weiter geht,' bemerkte ich zu mir, ‚habe ich bis zur halben Höhe die sämtlichen Gemeinplätze rekapituliert, mit denen gute Menschen die passable Welt unerträglich machen.'

„Herrgott!" rief er in diesem Augenblick aus und zeigte mit seinem ungeschickten Regenschirm über den See hin, auf dessen schimmernder und, wie es schien, schwebender und sanft atmender Fläche Wolkengebilde sich häuften und zu heiterem Spiel phantastische Horizonte erbauten. Darüber ließ die Sonne des späten Nachmittags letzte Leuchtkraft im Westen mit rotem Reichtum prunken.

Ich war sehr geneigt, den Anruf Gottes als unnütz zu empfinden, aber plötzlich sah ich eindringlich und ich gestehe es beinahe verschämt, daß mein Nebenmann mit Recht seinen Gott anrief, denn sein Ruf war Lobpreisung und Gebet.

Unerwartet und anfänglich unerwünscht, sah ich mich von einem Pathos berührt, das mir peinlich war, erlebte ich mich doch als Augenzeuge einer natürlichen Frömmigkeit.

„Herrgott!" wiederholte dieser männliche Nachbar aus kindlicher Einfalt.

Da sah ich, wie der Kragen des schwarzen Rockes am Nacken spiegelte und glänzte und auf den Schultern Schuppen wie Staub sich breit machten. ‚Nur keine hohen Töne!' nahm ich mein berührtes Gefühl in die Kandare, ‚ganz nett, aber schließlich hebt es die Welt nicht aus den Angeln, wenn ein Naturkind beim Anblick von Natur zu den herkömmlichen Vorstellungen eines Schöpfungsarchitekten flüchtet!'

Aber ich war mit mir und meinem Witz nicht zufrieden, eine Unruhe war in mir rege geworden, die ein rühriger Anwalt des wunderlichen Kindskopfes an meiner Seite wurde. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte auch etwas sagen, als wir ein weiteres Stück Weg hinter uns gebracht hatten.

„Der Weg ist sehr steil!" klang es von mir her.

Pardauz, da lag der Gemeinplatz breit und platt vor uns.

Meine Stimme jedoch hatte dem Satz ein wenig von jenem guten Willen gefrachtet, der das ärmlichste Wort aufklingen läßt, daß es, wie die Dutzendware entlegener Dorfkapellen im belanglosen Gleichklang des flachen Geläutes, dennoch die Möglichkeit tiefsten Gefühles zu berühren vermag.

Jedenfalls blieb auf meine karge Rede hin mein erhitzter Begleiter wieder, gewaltsam aufatmend und sich im Rückgrat zurechtrückend, stehen. Ich sah, daß er um Atem sich mühte mit breit geweiteten Nasenflügeln und jener grünlichen Blässe unter den Augen, die eine schwere Herzschwäche verraten.

Selbst mit diesen beängstigenden Zeichen belastet und ihren bösartigen Qualen vertraut, nickte ich ihm brüderlich zu, und wir sahen uns in diesem Augenblick recht eigentlich zum erstenmal in die Augen.

Es wird bekannt sein, mir jedoch drängte es sich in diesem Moment eindringlich auf, wie selten wir Menschen uns vorbehaltlos und unbedingt einander in das Auge sehen, mit keinem Nebengedanken, mit keiner anderen Absicht und keinem anderen Verlangen, als dem inneren Wesen des Gegenüber eine achtungsvolle und demütige Aufwartung zu machen.

Ich sah, wie sich zwei Augen zu einem Blick einten, der mich, gleich einer weit und willig geöffneten Tür, in Empfang nahm und mich in die dürftige, aber gastgütige Räumlichkeit eines reinlichen Herzens geleitete. So standen wir wortlos.

Ich weiß nicht, wie lange ich zu Besuch bei meinem freundlichen Nachbar weilte, so versonnen war ich durch die herzliche Aufnahme geworden, als mich der gleiche Blick zurückführte und mit seinem Gesicht hinübertrug in die gesegnete Lichtfülle der unter uns hingeschütteten Landschaft.

Mit seiner Freude, seinem aufgewühlten Erstaunen, seinem bedrängten Verwundern mußte ich jetzt mit einem Male das gewohnte Bild gewahr nehmen. Es war, als ob die vertrauten Wege, roten Dächer, geweißten Giebel, die verjüngten Buchenwipfel und die verwehten Obstbaumzweige, als ob der See, dessen riesiges Segel an dem dunkelnden Mast seines Ufers verknüpft schien, als ob alle Gebärden des weiten Landes von einer jähen und beglückenden Verzauberung überwältigt worden wären. Und ich fühlte beschämt, nicht ich sah alle diese keuschen Heimlichkeiten, diese köstlichen Eigenmächtigkeiten der beseelten Dinge, sondern ich sah sie nur im Spiegel, den mir mein neuer Freund mit seinem nichtssagenden Gesicht entgegenhielt.

Dann fielen seine Lider, von schweren Wimpern bestellt und emsigen Äderchen zersetzt, über seinem Auge zusammen, und alles Besondere war erloschen. Die Landschaft ruhte wieder in ihrem natürlichen, sachlichen Befund. Jetzt nickte er in mein Erstaunen und meine Verwunderung, ohne jede Überheblichkeit, ohne das geringste Wissen um die Veränderung meiner Sinne, mit der er mich bedacht hatte — ohne daran zu denken.

Er mußte Mitgefühl mit seinem Leiden aus der unbedeutenden Gegengabe meiner



Lil Dagover. Zeichnung von Prof. Emil Orlik

(Ausstellung der Künstler-Gilde, Berlin W.)

Augen gelesen haben, denn er sagte und wies dabei mit der einen freien Hand gegen die Stelle, an der deutlich sichtbar das erregte Herz arbeitete: „Siebenunddreißig Monat Front haben es übermüdet, besonders das Granatentragen auf die Stellungen in den Dolomiten."

Ich hatte hinter dem zeitlosen Kostüm dieses Mannes alles andere erwartet als Heldentum ohne Worte und eigenrühmliches Erinnern.

„Siebenunddreißig Monate," wiederholte ich langsam diese nüchterne Zahl und vergegenwärtigte mir, wieviel unsagbares Grauen voller unzähliger Todesstunden, in diesen Zeitraum gepreßt, verkümmern mochte.

Er aber vermutete in seiner Bescheidenheit die versteckte Frage dahinter, wo er den Rest der kriegerischen Monate verbracht haben mochte, denn er fuhr fort: „Dann brachte man mich in das Spital." Da ich still blieb, sagte er weiter: „Das Herz macht nicht mehr mit. Die Dolomiten sind hoch. Sie sind schön gewesen, im Frieden, meine ich, zu meiner Zeit waren sie mörderisch... steil... steil..."

Jetzt lachte er herzhaft auf den Weg, der sich uns auch mit seiner eigensinnigen Steigung entgegenlehnte, und er trat ihn mit belustigtem Schritt wie einen närrischen Gernegroß.

Dann spuckte er aus. Er spuckte aus dem Mundwinkel, geschickt wie die Tiroler Bauern.

„Ich konnte sechzig Kilo tragen. Jetzt bedeutet mir die Handtasche Mühe." Er stand mißmutig dieser Abnahme seiner Leistungsfähigkeit gegenüber.

„Sind Sie als Bruder an die Front gekommen?"

„Nein, nein," er lehnte diese Frage fast erschrocken ab. Er sah an seiner Soutane herunter und streichelte förmlich den strengen Gürtel, der die Hüften fesselte und alles an ihm wehrte sich gegen die Verdächtigung, daß dieses sein friedliches, geliebtes Gewand mißbraucht worden sein könnte zu solcher feindlichen Betätigung.

„Ich war Soldat," sagte er, „nur Soldat..." Und als ob er mir weitere Mitteilungen und Klarstellungen nunmehr schulde, fuhr er fort: „Wir haben zu Haus sieben Kühe gehabt und ein schönes Anwesen."

Was war es nur, daß er es vermochte seine Worte auflösen zu lassen zu deutlich sichtbaren Gebilden? Vor uns auf dem Hang, dessen frühlingsjunges Grün sich zu der bräutlichen, rauhen Grasart der Hochalpen verwandelte, weideten sieben schwarzweiß gezeichnete Kühe, warfen ihre lüsternen Augen wie gewandte und schnelle Schnecken um die saftigsten Büschel, rupften sie und zogen sie genießerisch in das Gehege ihrer gemächlichen Mahlzähne. Dann, in kurzen Zwischenräumen, schnoben sie aus ihren feuchten Nüstern die dampfenden Schwaden ihres Odems, und mit dem langhaarigen und vom Mist verklebten Schweif trieben sie Fliegen in die Flucht, die, vom milchigen Geruch ihres prallen Euters angezogen, ihr empfindliches Fell beunruhigten. Eingenistet in den Schatten einer Gruppe von willfährigen Bäumen stand das Haus. Geduckt, das Dach mit schweren Findlingen gesichert gegen die herrischen Übergriffe dämonischer Stürme, in den breiten Fenstern funkelte und glitzerte die Sonne des Abends, Stöße von Holzscheiten halten die Wände vor der Nässe des Winters geschützt und waren so hoch geschichtet, daß sie Wohlstand verrieten und den Balkon, der das ganze Haus umsäumte auf seine alten, ein wenig morschen Tage zu stützen schienen.

„Ich war der Älteste," so erzählte er langsam weiter, jedes Wort mit einem Schritt aufwärts und einem Atemzug in Einklang bringend und ohne eine Ahnung davon zu haben, wie neben ihm seine Heimat aus der zitternden Magie der Luft aufgeschäumt war. „Und ich sollte bei meiner Heimkehr die Sache vom Vater her übernehmen. Wir hatten große Verluste in den Bergen." Er unterbrach sich scheinbar selber mit dem ernsten Bedacht dieser Feststellung, aber ich sollte gleich darauf hören, wie innig dieses Erlebnis mit seinem ferneren Leben sich verband.

„Und nicht die Granaten selber töteten uns... sie heulten über uns hinweg... wühlten sich aber zu unseren Häupten in den Fels... zerrissen ihn in Fetzen... und so kam der Steinschlag und ließ nicht viel am Leben, denn da gab es keinen Schutz... nirgends... unter uns die Klamm, zu Füßen der schmale, steinige Steig... wir duckten uns gegen den unerbittlichen Fels und mußten uns völlig preisgeben... geduldmen, ob es uns treffen sollte oder nicht... Und es traf immer wieder viele, viele und ließ sie tot oder verwundet aufschreien, taumeln und vor unseren Augen in die rettungslosen Abgründe stürzen... Da merkte ich, daß unser Leben nicht alles ist..." Er hielt inne.

Ich besann mich und wiederholte wieder mechanisch wie ein Schüler den Lehrsatz repetiert: „Da merkte ich, daß unser Leben nicht alles ist..."

Die Stille wuchs und wurde festlich.

Das leichte Rauschen im frühen Blattwerk der Buchen, das der Regen aus der Enge der rötlichen Knospenhüllen gelockt hatte, rieselte weiter eine melodische Begleitung in unser Schreiten, und die Buchenstämme standen in ihrer kreidigen Rinde am Wege wie Säulen einer aufbauenden Kathedrale.

„Der Vater gab mich nicht frei, als ich ihn bat, mich in die Kirche zu lassen. Der Bruder war im Felde geblieben... Vater und Mutter wollten auf ihre alten Tage... Ich bin nach Hause gekommen und habe gearbeitet, und es ist kein Wort wieder davon gesprochen worden." Er sah dabei auf den Rock, der um seine Füße schlug. „Dann ist die Mutter gestorben... und dann hat der Vater gesagt: ‚Bub,' hat er gesagt, ‚du magst gehen, wenn es noch dein Wille ist.' Ich hab' ihm gedankt und bin nach Feldkirch zu den Jesuiten gegangen." Er nickte zu seiner Rede beteuernd, daß sich alles genau so zugetragen, wie er es sagte.

„Sie dürfen nicht wieder nach Hause?"

„Erst durfte ich ein halbes Jahr lang jeden Tag heim... Vor drei Jahren aber habe ich die drei Gelübde abgelegt, und nun sieht es der Pater Superior wohl nicht mehr gern. Wenn der Vater einmal auf den Tod krank ist oder ans Sterben kommt, dann dürfte ich zu ihm."

„Woher kommen Sie?"

„Von Feldkirch. Ich hätte über Innsbruck fahren können und Lindau, und ich hätte eine Nacht zu Hause übernachten dürfen, aber ich habe es nicht getan. Der Vater ist ein Wegstück mit mir in der Eisenbahn gefahren. Er fragte mich: ‚Bub', willst du nicht bei uns übernachten?' Aber ich sagte: ‚Vater, siehst du, wir haben uns gesehen. Und wenn ich komme, müßte ich allen Nachbarn einen guten Tag geben, und ich würde den kränken, an dessen Tür ich nicht Einkehr hielte, sie möchten mich für stolz nehmen und eingebildet, und bei jedem müßte ich eine Wegzehrung nehmen und einen Schluck Schnaps, wir hätten uns nicht mehr als jetzt... Auch möchte ich gerne eine Nacht für München haben und ein Stück Zeit, denn in dieser Stadt sind viele schöne Kirchen...' — ‚Wie du willst, mein Bub,' hat der Vater gesagt. Wir haben uns das ‚Behüt' dich Gott' gegeben, und der Vater ist aus dem Zug gestiegen."

Ich sah auf meinen Nachbar. Er trug seine kleine Tasche, ein wenig Brot und Speck mochte darin sein, vielleicht ein Hemd, ein Kamm, ein Stück Seife. Mehr konnte diese geringe Hülle gewiß nicht bergen.

„Wie lange werden Sie auf der Rottmannshöhe bleiben?"

„Das steht nicht bei mir... Vielleicht mein Leben lang... vielleicht zehn Jahre ... vielleicht nur Tage..."

„Das ist Ihr ganzes Gepäck?"

Verwundert sah der Bruder auf seine Tasche, auf mich. „Gewiß, gewiß," erwiderte er freundlich, aber ich fühlte, daß er meine Frage gar nicht in ihrem Grunde verstand. Ihm war die Wesensfrage unserer Zeit nach Erwerb und Besitz schon so entfremdet, daß ihn kein Gedanke mehr berührte, der sich mit diesen Dingen befaßte.

„München hat schöne Kirchen, mein Herr," klang es statt dessen schon wieder froh aus ihm. „Die Frauenkirche... die Ludwigskirche... die Basilika... die Residenzkirche... die Theatinerkirche..." Seine Worte wurden ein Geläute von schönen Vorstellungen goldgetriebener Altäre, sanft gebildeter Madonnen, herb und martervoll geschnitzter Leidensmänner und erhabener Gestalten des leibhaftigen Jesus Christus.

Er sah der Erinnerung an die wunderbaren Gebilde frommer Sehnsucht nach wie einer, der aus einer Quelle schöpfte und nach seiner persönlichen Sättigung sich freut, wie sie weiter quillt allen Dürstenden zu dienen...

Viele Fragen drängten sich mir auf.

„Die anderen...?"

Diese Frage war mir kaum entflohen, als ich sie schon hätte zurückrufen mögen, weil ich fürchtete, ihn damit zu beunruhigen.

Er verstand mich gleich. Er sah, daß ich ihn wieder zurückzerrte auf den unwiderruflichen Steig in den Dolomiten. Er sah, wie ich ihren Transport mit hinaufkeuchte, wie ich den Einschlag hörte, den Luftdruck spürte, der das Fürchterliche verhieß.

„Die anderen?" so nahm er meine Frage auf. „Sie sind in ihrem Zuhause, in ihrer Arbeit und ihrem Leben... Sie mögen die Gelübde vergessen haben, die ihre Herzensangst hinausschrie oder hineingrub in ihre Seelen... Sie haben sich ihr liebes Leben erhalten, und dafür werden sie Gott dankbar sein, wenn sie rechtschaffen sind."

Mit einem Male aber sah ich neben mir den schlichten Menschen in einem klaren und großen Lichte stehen, in einer gesegneten Heiligkeit.

Er war ohne jede Überhebung, ohne den geringsten Hochmut, und er hatte doch auf sein Dasein, auch auf die Dauer des Friedens — wie wir uns das Leben zu nennen gewöhnten, das einem Kriege folgt — das Opfer als seinen Teil auf sich genommen.

Ich wußte plötzlich, und es war das Wun-

derbare dieses Augenblickes, daß es dazu keines Wortes, keiner Aussprache bedurfte: so, wie er im Kriege das Opfer seiner Pflicht lautlos auf sich nahm, bis sich sein Herz entzündete unter den Lasten des Dienstes, ebenso gehorsam arbeitete er jetzt auf den Äckern des Klosters, im Garten, im Stall seine Tage über und in der Frühe, des Mittags, am Abend und in der Nacht betete er, wirkte sein Herz für die anderen, die keine Zeit fanden, weil ihnen die Zeit alles bedeutet und ihnen ihre Lebenszeit alles war. Er arbeitete für ein gutes Willkommen seiner Kameraden an jener legendengeschmückten Tür, an der die Verheißung beginnt.

Und wie er sein Tagewerk tat, ohne Entgelt, so betete seine fromme Fürbitte namenlos. Der Mensch neben mir kannte kein Ich mehr, das behütet sein wollte und bedacht war auf Sicherungen. Die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, hier atmete ihr Bruder.

Alle Erde war ihm nur Raum für seinen Dienst und aller Himmel war ihm Himmelreich...

*

Der Wald nahm den Weg, der die Höhe erreicht hatte, in sein Dunkel auf, ein Dunkel, in dessen Netzwerk sich schnelle, kleine Sonnenflächen fingen, die wie Fische im Schatten eines fließenden Gewässers zu spielen schienen.

Wir schritten und nickten einander zu in jenem schönsten Einvernehmen, das sich zu ergeben vermag, wenn das Schweigen von zwei Menschen gleichermaßen als lautere Verständigung bis auf den Grund wahrgenommen wird.

Vielleicht, daß die frauliche Soutane, die das männliche Ausschreiten meines Nachbars in ihrer gebundenen Scham zu besänftigen schien, der Anlaß wurde, daß ich neben diesen Mann eine Geliebte zu stellen suchte. Und was ich zuvor nie erlebte, hier wurde es Ereignis, ohne schmerzliche Absicht schritt ein Mann seines Wegs, der von dem Drang und den Bedrängnissen der Geschlechter gelöst war. Er schüttelte lächelnd den Kopf, als er ahnte, wie ich ihn nach der Seligkeit der Frauen befragte, ohne ihn mit wirklichen Worten zu belästigen.

Da offenbarten sich mir geheimnisvoll Wände und Widerstände, und ich sah auf einer Ebene Menschen wandeln, auf der ich bisher nur Traum, Phantasie und Ideale vermutet hatte.

Ich fühlte beschämt, daß ich als rechtes und schlechtes Kind meiner Zeit die Vernunft des Menschlichen, die Bezirke unseres Lebens hatte abstehen lassen, daß ich das Dasein mit einer Vorstellung von Menschlichkeit begrenzte und einengte, die viel vom Wesen dieser Zeit unduldsam verkannte. Jetzt schlug die Seele ihre Augen auf, das Unwägbare wurde Gewicht und das zu leicht Befundene wuchs und wucherte gespenstig in das Gewichtige und Wesentliche hinein.

Alle Gebilde einer inneren Welt, die geduldig durch die Jahrtausende ihre lautlose, ihre heimliche und unheimliche Apokalypse vollführten, alle Gesichte und Ersonnenen reckten sich, häuften sich, schlossen sich zu unabsehbaren Zügen und wallten irdischen Erscheinungen gleichnishaft in vielen getreu wirklichen und bekannten Gestalten Schulter an Schulter — so etwa, wie ich mich neben dem frommen Bruder des Ordens schreiten sah — aber am Ende der magischen Ebene stand gewaltig, unverkennbar in seiner Form und tatsächlich nur als gefühltes Element — der ewige Entscheid.

Während die Lebendigen und Vertrauten, die Nahen und Nachbarn ineinander übergingen und Hand in Hand, Herz in Herz, Geschlecht in Geschlecht versank und sich gleichzeitig damit an ihnen das schöne Gesetz des Lebens und Sterbens zu erfüllen begann, glitt der anders wehende, geisternde Zug tiefer und tiefer in die schwingenden Bogen der Ewigkeit, und so wie diese sehnsüchtigen Wesen in ihrer seltsamen Erscheinung sich nicht wesentlich, sondern nur gleichnishaft verkörpert hatten, wie sie das Dasein und alles, was wir mit Leben bezeichnen, weder förmlich, noch gründlich auf sich nahmen, so gingen sie ein in die uferlose Ferne, ohne zu enden. Ihr Gesicht blieb voll bräutlichen Erwartens, denn ihre Liebe war unendlich.

Ich sah auf.

Die schlichte, einfältige Stille, die von dem Gesicht meines Begleiters ausging, wollte mich in diesem Augenblick entmutigen.

Er blieb stehen und hielt meinem eindringlichen Schauen stand.

Er nickte mir zu, als ob das alles sei, womit er mir zu Hilfe kommen dürfe, ohne alles zu zerstören.

Nur ein bedauerndes Erschrecken kam über ihn, als er dunkel fühlen mochte, daß ich mir Gedanken über ihn machte, denn er mußte in seinem Leben oft erfahren haben, daß die Gedanken nicht seine vertrautesten Freunde waren, daß sie aber — und das gab ihm seine große Natürlichkeit und menschliche Bedeutung — zu einem guten Lebenswandel nicht unerläßlich gehörten.

Daß er der Gnade angehörte, die in der

Kindschaft einer Frömmigkeit lebte, daß seine Hände Schwielen trugen wie Millionen Hände, die an diesen Schwielen verbittert, daß sich aber die seinen falteten, daß sein Nacken von Lastentragen gebrochen wurde, diese Lasten ihn aber nicht an die Gemeinschaft der Lastträger verpflichteten, sondern er diesen benutzten Nacken aus freier Ergebung heraus vor göttlicher Überwältigung noch tiefer beugte, daß er Krieg, Tod, Verzweiflung, alle die Elemente einer seelischen Gefährdung weder dazu nutzte, im Leben die Allmacht zu sehen, noch die bestätigte Ohnmacht. Kurz, daß in ihm die menschlichen Verrichte ihren Mann fanden und die Sendung des Himmels ein Kind und daß beides sich in seiner anspruchslosen Person einte, ohne Aufhebens: — dieses alles war mächtiger Zuspruch und besagte die alte Weisheit, daß jeder Mensch so groß zu werden vermag, daß er Übermenschliches berührt und daß die Größten diese Berührung als Gnade erleben, die Geringeren als unleidliche Begrenzung ihrer aufgeblähten Selbstherrlichkeit.

Hier ist die Trennungsstunde — besagte seine Ruhe — von bloßer Menschlichkeit und der geduldigen Demut, die das Menschsein als Gleichnis nimmt, als Geschenk und als Gnade...

Linker Hand stand unerwartet, wie ein Überfall auf weißem Grund mit schwarzen, ein wenig exotischen Lettern: Exerzitienhaus der Jesuiten. Ein hoher Zaun erzwang den Eintritt in dieses Grundstück durch ein von rohen Fichtenstämmen grob und ungeschlacht gefügtes Tor.

„Wir sind da!" sagte ich schnell und laut.

Der Bruder fuhr wie erschrocken auf.

War er mit meiner großen, inneren, bedenklichen, nachdenklichen Unruhe mitgegangen? Alle ihre Wege?

Er lehnte den Kopf hintüber und las das Schild.

„Wirklich, wirklich," schüttelte er fast fröhlich den Kopf, „Sie haben mich bis vor die Tür gebracht!"

Und es schien mir, als ob hinter seinen Worten die kleine Frage sich versteckte: ‚Ist es nicht seltsam, daß Sie fremder, und von ganz anderen Sorgen geführter Mann mich bis hierher geleiten?'

Aber das mag ich schon wieder nur gedacht haben, denn mein Begleiter stellte sein Täschchen in den Kies, vor ihm begann ein gepflegterer Weg als der, den wir zusammen geschritten waren, nahm den Schirm umständlich, wie es seine langsame Art wollte, in die linke Hand, daß er die rechte frei bekam, um den Hut in einem großen Bogen wie ein mittelalterlicher Senator zu ziehen. Haben Sie Dank, Sie guter Reisebegleiter... nein, wie gut Sie waren, mich bis zur Tür zu bringen... Haben Sie Dank!" Sein Gesicht war helle Freude und ehrliches Aufatmen über das nahe Zuhause, denn er hatte die größte selbständige Reise seines Lebens im Rücken.

Ich wehrte diese, mit innerstem Gefühl beschenkte Danksagung ab, sein Ziel sei an meinem Wege gelegen...

„Nein, nein!" sagte er da bestimmt, als ob er in einem tieferen Sinne wisse, daß sein Zuhause nicht so dicht an meinem Wege liege. Ich wendete mich, um zu gehen.

Da rief er mich heftig und hastig an.

Er war gequält und besorgt, daß sich unsere Wege schieden.

Drei schmale Buchenstämme standen schon zwischen uns, da sagte er und preßte den Hut in beiden Händen: „Morgen früh, Sie lieber Reisebegleiter, will ich ein Memento für Sie machen!" So sagte er wörtlich.

Ich fand kein Wort mehr; ich verneigte mich stumm und tief, ging schnell meines Weges und wandte mich nicht.

*

Aus verkrallten und verzerrten Gebärden unheimlich vieler und bedrohlich unbekannter Menschen stürzte ich in mein Erwachen.

Ich sprang auf, schlug die Fensterläden weit auseinander, daß sie in ihren Riegeln klirrten, und schaute in die Frühe hinaus, die farblos windstill am Hause lehnte. Wie ein versteinerter Schatten stand der Ahorn im Blätterwerk seines Wipfels, und die Fichte trug ihre schwarzen Ringe von jährlichen Zweigen, die sich stetig verjüngten, streng und starr, mit senkrechtem Stamm bis zu der vereinsamten Spitze empor. Kein Laut lieh den Dingen jene vertraulichen Lebenszeichen, die sie uns verschwistern. Der Himmel schien nahe, aber er war ohne Stern und Wolke — als Nebel erstickte er jeden Blick.

Eine Unruhe dunkelte in mir, und das Beängstigstende an ihr war, daß ich mich mit ihr herumschlug und nicht wußte, woher sie ihre Kraft nahm.

Ich wusch mich, ich kleidete mich an und leise, um den Schlaf des Hauses nicht zu schrecken, stieg ich hinauf in meine Studierkammer.

Das Zimmer lag in einem grauen Einerlei, ohne die frohe Gegenständlichkeit der Dinge, die am Tage einen Raum vertraut machen. Ich saß vor meinem breiten Tisch

und grübelte in mich hinein, was es mit mir wolle, daß es mich zu so ungewohnter Stunde rief.

Da schlug eine Uhr. Die Schläge waren klar und zuversichtlich. Ich zählte. Eins... Eine schnelle Stille folgte. Zwei... Eine fragende Stille. Drei... Eine quälende Stille. Vier... Die Stille wuchs und blieb...

Die trüben Wände des Zimmers, von Büchern gebildete Mauern, begannen zu gleiten. Wie am Auferstehungstag aus den Grüften und Gräbern die Verwesenen leibhaftig sich erheben sollen, so brachen die Bücherrücken auf, und in Barett und Talaren, in Kutte und dem Gewand der Gegenwart scharten sich Schöpfer und Gestaltete. Ein dröhnendes Konzil erfüllte den bebenden Raum.

Traten unter jener mehligen Barockperücke nicht die fleischigen Züge des klugen Locke hervor? In seinem Auge spiegelte sich blutiger Tumult der englischen Revolution und in die göttliche Rechte der Könige stellte sein rechthaberisches Wort das verbissene Unrecht der menschlichen Gleichheit. Spinoza duckte sich unter holländischem Gebälk, und Pufendorfs Beredsamkeit hallte unter Rochlitzer Porphyrbogen, deren völlige Schwere die alte Leipziger alma mater übersteint. Voltaire, Montesquieu und Mirabeau stechen mit spitziger Skepsis und tagsicherem politischem Instinkt nach der beharrlichen Ruhe katholischer Würden- und Ideenträger. Leibniz erörtert sein breites Weltbürgertum, sprach von der Glückseligkeit der Erkenntnis, deren vernünftige Kraft die Natur von allem primitiven Vorurteil entkleide...

Da polterte, rollte, zuckte, schwankte die Geisterwelt der Gebilde. Die Perücken stießen hart gegeneinander und wurden tosender Wellensturm, der sich gegen Hafenmauern stürzte. Eine Stadt ertrank in ihrem Anprall, dazu wankten Berge, Gärten, Häuser, wie aus dem Schlaf geschreckt von Fäusten, die der Erde zusetzten, daß sie bebend in sich zusammenbrach. Über dem tragischen Wirbel dieses furchtbaren Unterganges von Lissabon — ich erkannte die Wahrzeichen der Stadt — gingen die tränenüberströmten Züge des salzigen Voltaire auf, und dunkel donnerte des Immanuel Kant geläuterte These von Königsberg herüber.

Wieder schlug die Stunde. Zu Bücherrücken duckten sich die aufbegehrten Gesichte. Beim zweiten Schlag schon standen sie in Reih und Glied, wie sie meine Bedachtsamkeit geordnet hatte. Beim dritten Klang war die Kammer wieder wirklich, grau und eng. Beim vierten Ton rauschte ein fernes Musizieren auf.

Ich sah in ein tiefes Gewölbe. Ich erkannte den Schlafraum der Johanniter auf der Marienburg. Fackeln entzündeten sich. Schatten sprengten das Gemäuer aus Ziegelstein. Die Musik wurde bestimmter. Lobgesang klirrte aus männlichem Mund... Mit einem Male, es schlug den hellen fünften Schlag, wußte ich, der Begleiter des gestrigen Tages rief mich. Die Stunde seines Gebetes begann...

Näher und näher wölbte sich von ihm her der seelische Bogen seiner Fürbitte, suchte mich in aller Welt, fand mich und stieß sich tief in mich, als sein sehnsüchtig gesuchtes anderes Fundament.

Da fiel mein Kopf weinend auf den Tisch, und auf meinem Nacken trug ich — ich fühlte es schwer und gewaltig — den Segen von Gottes Kraft.

Als mich die fromme Last entließ, wußte ich, jetzt erhebt sich jener unbekannte Mensch aus den Knien, greift zu dem Spaten und schreitet entspannt und wohlgemut in das Feld, wo Tag und Mühseligkeit seiner warten.

Ich sah mich selbst, weit, weit entrückt, entfremdet jenem Spaten, der ohne Entgelt gräbt und gräbt, der ohne Sorge sorgfältig wirkt, solange es Tag ist, und jener geduldigen Brust, aus der sich wie Flügel die herrliche Tragkraft der Gebete entfaltet...

Ein behutsamer Wind begann Tag zu atmen aus erwachenden Wipfeln. Der Nebel bewegte sich, und aus Gewölk troff das erste Licht und verfärbte alle Dinge vor dem Fenster und allmählich auch im Raum mit buntem Frohmut.

Über meinen Tränen ging das Lied der Vögel von den Feldern her auf...

Sieh, die Vollendung,
Die uns trösten soll,
Letzten Endes erst
Erfüllt sie sich voll.

Und du wirst
— Lebtest du rein —
Lebendig erst
Nach der Vollendung sein.

In den Späteren tönt
Was dir gelang
Tröstet, versöhnt
Als Lobgesang...

Das deutsche Studentenlied

Von Prof. Dr. Michael Birkenbihl

Das Lied ist ein wesentlicher Bestandteil des deutschen Studententums. Die Lust der Lieder und der Waffen verlangt der echte Bursch von seiner Studienzeit. Alles, was die junge Brust bewegt: Frohsinn und Wanderlust, Liebesglück und Liebesleid, Tatendrang und jugendtolles Überschäumen, Bruderliebe und wehrhaftes Hochhalten der Ehre, Heldenverehrung und opferfreudige Hingabe an das Vaterland: all das klingt im Studentenlied zu einer brausenden Symphonie zusammen.

Das älteste Zeugnis studentischer Poesie in Deutschland sind die Carmina Burana, jenes Liederbuch aus der Hälfte des 13. Jahrhunderts, das sich fahrende Schüler zu ihrem Gebrauch anfertigten. Die ältesten dieser Lieder reichen bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zurück. Liebe und Wein bilden schon hier die Angelpunkte. Im ausgehenden Mittelalter sang man gerne: „Ich waiß ein frisch geschlechte, das sind die Bursenknechte“ oder „Der liebste Buhle, den ich han“. Die Studentenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts hat Hoffmann von Fallersleben in seinen „Deutschen Gesellschaftsliedern“ überliefert.

Bis zum Jahre 1781 hatte der deutsche Student kein Kommersbuch. Seine Lieder erbten sich mündlich, durch Einzelblätter oder handschriftliche Aufzeichnungen fort. Der Begründer des Kommersbuches ist Christian Wilhelm Kindleben. Er wurde 1748 zu Berlin geboren, studierte in Halle Theologie, war Pastor zu Cladow bei Berlin konnte sich aber wegen seines anstößigen Lebenswandels nirgends halten und starb 1785 zu Leipzig im tiefsten Elend. Als junger Dozent veröffentlichte er „Studentenlieder. Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt, gesammlet und verbessert von C. W. K. 1781“. Konrad Burdach hat das Werkchen 1894 in seinem Buche „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren“ wieder bekanntgemacht. Kindleben schöpfte hauptsächlich aus mündlichen Quellen. Sein Büchlein enthält auf 120 Seiten 64 Lieder, von denen ungefähr ein Drittel ihn selbst zum Verfasser hat. Die berühmteste seiner eigenen deutschen Dichtungen ist das noch heute gern gesungene „Ich rühme mir das Burschenleben“, das freilich mannigfach verändert und erweitert wurde. Das erste Liederbuch wurde ebenso wie Kindlebens Studenten-Lexikon bald nach dem Erscheinen verboten; Friedrich der Große gehörte zu seinen Unterdrückern.

Unter den zahlreichen akademischen Liedersammlungen der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts ist das interessanteste das „Akademische Lustwäldlein“ von Herkules Raufseisen, Altdorf 1794, das Arthur Kopp in einer vorbildlichen kritischen Ausgabe (Dieterich, Leipzig, 1918) der Öffentlichkeit übergab. Das frische Büchlein sollte jedes alte Haus in seiner Bibliothek besitzen.

Das moderne Kommersbuch entsteht in der Zeit der Befreiungskriege. Da tauchen eine Menge von Ausgaben auf; so das Heidelberger „Allgemeine Commersbuch“ (Frankfurt 1810), das Leipziger Commersbuch (1815), das „Neue deutsche allgemeine Commers- und Liederbuch, Germania 1815“ (zu Tübingen von Gustav Schwab herausgegeben und der eben gegründeten Deutschen Burschenschaft gewidmet), ferner ein Hallisches (1816), ein Berlinisches (1817), ein „Liederkranz Heidelberger Burschen“ (1818). Unter der veredelnden Macht der neuen vaterländischen Wiedergeburt atmen die Kommersbücher dieser Zeit einen sittlichernsten Geist.

1855 erschien im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig ein „Commers-Buch für den deutschen Studenten“, das sich rühmte, „zum ersten Male die alten Hospiz- und Bummellieder“ gesammelt zu haben. In der Tat tönt uns aus ihm manch uralter Klang entgegen, der jetzt völlig ausgeklungen ist. Das Buch erlebte 27 Auflagen und ist heute vergriffen. Es war hauptsächlich an norddeutschen Hochschulen in Gebrauch.

Der Verlag Moritz Schauenburg in Lahr hat das Verdienst, dem deutschen Kommersbuch in liebevoller Pflege seine klassische Form gegeben zu haben. Zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena im August 1858 ließ er zum erstenmal sein „Allgemeines deutsches Commersbuch“ erscheinen. Es war E. M. Arndt gewidmet. Die musikalische Redaktion besorgten Silcher und Erk. An alle deutschen Hochschulen war die Aufforderung ergangen, ihre liebsten Lieder einzusenden. Aus nationalem Geiste war dieses Kommersbuch geboren. 1840 bekamen die Franzosen nach ihrer verunglückten Orientpolitik wieder einmal Lust, den deutschen Rhein zu nehmen. Da flammte, besonders in den Rheinlanden, eine mächtige vaterländische Begeisterung auf. Der Württemberger Kaufmann Max Schneckenburger dichtete seine „Wacht am Rhein“, und der Bonner Auskultator Nikolaus Becker gab mit seinem zornglühenden „Sie sollen ihn nicht haben“ der Stimmung der Nation Ausdruck. Aus dieser Bewegung heraus entstand auch der allgemeine Wille, den Kölner Dom als nationales Wahrzeichen auszubauen. Ein Brennpunkt dieser Bestrebungen war Bonn. Hier war E. M. Arndt wieder in sein Amt eingesetzt und von der Universität mit der Rektorwürde geehrt worden. Der junge Westfale Her-

mann Schauenburg brachte ihm mit einigen Freunden das erste Ständchen. Zwei Jahre später schloß sich der Kreis dieser Sänger zur Burschenschaft „Fridericia" zusammen. Ihr widmete Hermann Schauenburg das Buch „Deutsche Lieder nebst ihren Melodien"; es erschien, wie Eduard Heyck, der jetzt das Buch betreut, erzählt (Fortunatus, Blätter für das Studententum, Moritz Schauenburg, Lahr, Nummer 6), 1843 in dem Leipziger Verlag von Robert Friese. Für Geibel sollte das Buch zu einem Erlebnis werden. Er verbrachte den Frühling und Sommer 1843 in St. Goar, wo auch Freiligrath hauste. Im Juni ließ er sich von einem alten Schiffsmann rheinaufwärts fahren; als sie an der Pfalz von Caub vorüberkamen, begegnete ihnen ein Nachen mit Studenten. Die Hüte und Mützen mit Laub umkränzt sangen sie jugendfroh „Der Mai ist gekommen", das Lied, das Geibel einst als Bonner Student gedichtet hatte. Die „Deutschen Lieder" hatten es verbreitet. Als später Dichter und Studenten Hermann Schauenburg eine Neubearbeitung des Buches vorschlugen, ließ er es als „Allgemeines deutsches Commersbuch" zu Lahr im Verlage seines Bruders Moritz erscheinen. Es sollte den Reichsgedanken in die weitesten Kreise tragen und zugleich studentischen Frohsinn im Volke verbreiten. Die Vaterlandslieder standen jetzt im Gegensatz zu den älteren Liedersammlungen an erster Stelle, allen voran das Lied „Deutschland, Deutschland über alles". Durch die Beziehungen Hermanns zur Düsseldorfer Schule (er redigierte auch das „Düsseldorfer Künstleralbum") wurde das poesievolle Titelblatt von der Hand Caspar Scheurens entworfen. Es zeigt, worauf Heyck hinweist, „den Rhein, den der Burgen und der Städtchen am engen Fuß der Felsen, den Nachen mit den zu Tale heimfahrenden Bonner Studenten, — als habe der Düsseldorfer Maler jener Begegnung gedacht, die so eigenartig Geibel 1843 von dem neuen Studentenbüchlein Kunde brachte. Und das könnte recht gut sein, da Geibels erzählendes, schilderndes Gedicht ‚Ich fuhr von Sankt Goar' eben in diesem Jahre 1857 gedruckt erschienen war."

Seitdem ist das Lahrer Kommersbuch, das heute in der 127. bis 135. Auflage vorliegt, des deutschen Studenten Liederbuch geworden. Generationen war es der Genosse frohdurchschwärmter Nächte. Mancher, der im grauen Alltag ein stiller Mann geworden, hat aus ihm in der Erinnerung an starke, schöne Jugendtage neue Kraft für den Kampf mit dem harten Leben gewonnen. Immer wieder bemühte sich der Verlag durch Preisausschreiben, den poetischen und musikalischen Teil des Buches zu heben und zu bereichern. Die 51. Auflage (1895) brachte beispielsweise zum erstenmal die herrlichen, vielgesungenen Lieder „Zieht der Bursch' die Straß' entlang" von Eduard Heyck (Franconiae-Heidelberg), „Wir lugen hinaus in die sonnige Welt" und „Wo zwischen grünen Bergen munter"; ein anderer Liebling unserer akademischen Jugend, „Gold und Silber lieb' ich sehr", erschien 1909 in der 86. Auflage.

Zwei Lieder aber werden immer erklingen, solange noch ein deutscher Bursch den Schläger schwingt: das Gaudeamus und der Landesvater. Das Gaudeamus ist der Weihesang deutschen Studententums; wo seine Strophen in der ehrwürdigen Weise von 1788 erklingen, hebt ernste Begeisterung die Herzen höher. Das ist nicht immer so gewesen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war es von so derben Stellen durchsetzt, daß seine Absingung von den akademischen Behörden verboten wurde. Die Entstehung des Liedes hat den Literarhistorikern manches Kopfzerbrechen verursacht. Die ältesten Bestandteile reichen bis zum Jahre 1267 zurück, wo sie sich in einem kirchlichen Bußgesang finden. Aus ihnen hat sich die zweite und dritte Strophe der heutigen Fassung entwickelt. Den ältesten Quellen fehlt noch die erste, die eigentliche Gaudeamus-Strophe. Im 18. Jahrhundert ist das Lied zweiteilig; mit jeder lateinischen Strophe ist eine freie deutsche Nachdichtung in vier oder fünf Reimzeilen verbunden. Im Jahre 1743 legte sich der Student der Rechte Friedrich Reyher, Bursch zu Kiel und Jena, ein handschriftliches Liederbuch an. Darin zeichnete er um 1745 auch das Gaudeamus ein, das damals schon auf allen Universitäten gesungen wurde. Es ist die erste handschriftliche Festlegung des Liedes, die sich erhalten hat. Die beiden letzten Strophen der heutigen Fassung fehlen noch. 1747/48 schrieb sich Albrecht Ernst Friedrich von Crailsheim das Lied so auf, wie es zu Altdorf gesungen wurde; danach kannte man dort nur die drei ersten Strophen. Zahl und Inhalt der Strophen war eben die ganze Zeit über schwankend. Da gab ihm Kindleben in seinem obengenannten Liederbuch jene Fassung, welche es in der Hauptsache heute noch hat. Die beiden letzten Strophen gehören wahrscheinlich Kindleben ausschließlich. Die Pereat-Strophe findet sich auch auf einem Jenaer Blatt vom Jahre 1776.

Die Redaktion des Gaudeamus hat Kindleben die Unsterblichkeit verliehen. Konrad Burdach sagt darüber sehr schön: „Solange deutsche Studenten, solange deutsche Männer in Erinnerung an ihre Jugend diesen Hochgesang der Freude anstimmen, der brausend wie Glockenton und klirrend wie Schlägerklang den grandiosen Tiefsinn ernster Lebenserkenntnis und den dithyrambischen Schwung unerschöpflicher Daseinslust mit stählernen, wuchtigen Worten ausströmt, solange ein Chor sich von den Wellen seiner Töne emportragen läßt, in die es hineinweht wie ein Hauch aus düsteren alten romanischen Domen, den Stätten asketischer Weltflucht, den Vorhallen der

Ewigkeit, und zugleich wie der fortreißende, lebenweckende Sturmwind des schwellenden Frühlings — solange werden sie auch des armseligen Mannes nicht vergessen dürfen, auf dessen müde Stirn ein Strahl überirdischen Lichtes fiel, als es ihm gelang, dieses Lied in feste Form zu gießen, durch die es Dauer gewann." Nach einem Vortrag, den der verdiente Germanist Theodor Creizenach 1872 auf der Leipziger Versammlung deutscher Philologen hielt, wäre das Lied in Deutschland zum erstenmal in Heidelberg erklungen, bei einem Feste zu Ehren Olympia Moratas (gest. 1555). Eine andere, ebensowenig beglaubigte Mitteilung findet sich in der „Geschichte der Lombardei" von Fr. Chr. A. Hasse (3 Bändchen, Dresden 1828, Seite 135). Dort heißt es: „Welchen Einfluß überhaupt die Universitäten der Lombardei, wo viele Deutsche studierten, auf das nördliche Europa gehabt haben, ist bekannt. Selbst das Lied Gaudeamus igitur, als dessen Verfasser Domenicus Strada, Student zu Bologna, genannt wird, soll im 16. Jahrhundert zugleich mit dem Pennalismus aus Italien nach Deutschland gekommen sein." Ich habe keine Mühe gescheut, diesem Domenicus Strada auf die Spur zu kommen; aber alle meine Nachforschungen waren ebenso erfolglos wie die von Gustav Schwetschke (Zur Geschichte des Gaudeamus igitur, Halle 1877). Trotzdem scheint mir die Bemerkung Hasses beachtenswert. An der Universität Bologna herrschte im Mittelalter ein reges deutsches Studentenleben. Neben deutschen Studierenden hatte die Hochschule auch deutsche Professoren. Italien besaß damals eine lateinische Renaissancedichtung, deren sich gewiß auch die Studenten bemächtigten. Die älteste einwandfreie Quelle für das Vorkommen des Liedes in Deutschland ist uns heute die Komödie des dänischen Dichters Holberg „Der 11. Juni" aus dem Jahre 1723. Ludwig Erk gibt in seinem „Deutschen Liederhort" an, daß das Lied vor 1717 bekannt gewesen sei, und bei seiner Gewissenhaftigkeit stützt er sich dabei zweifellos auf eine alte, jetzt verlorene Quelle. Damit würde dann — was Kopp („Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899") merkwürdigerweise leugnet — übereinstimmen, daß Johann Christian Günthers „Brüder, laßt uns lustig seyn" eine freie Nachdichtung des lateinischen Liedes ist. Der Anfang Gaudeamus geht sicherlich auf einen kirchlichen Hymnus zurück, und zwar meines Erachtens auf den Introitus des Allerheiligen-Festes „Gaudeamus omnes in Domino . . ." Erich Schmidt wies 1882 ein altes Weihnachtslied des 15. Jahrhunderts nach, in dem die Worte „Gaudeamus iocundemur itaque" vorkommen, und Bolte hielt sie für den Keim des Liedes.

Ebenso dunkel ist die Entstehung des „Landesvaters". Meiner Ansicht nach handelt es sich hier um ein altes symbolisches Vernichtungsopfer. Wilhelm Fabricius, der beste Kenner des deutschen Studententums, weist in seinem prächtigen Werke „Die deutschen Corps" nach, daß man dieses Opfer zuerst einer manchmal imaginären Angebeteten, dann dem Freunde gebracht habe. Um 1770 sind „Landesvater" und Bruderschaftmachen identische Begriffe. Dann erst erhebt sich der Brauch zur patriotischen Burschenfeier, zum Gelöbnis der restlosen Hingabe an das Vaterland. Bei Kindleben findet sich um 1781 im Studenten-Lexikon folgende Erklärung: „Landesvater, Schutz und Rather usw. ein beliebtes Kommerschlied der Studenten, bei dessen Absingung, welche aus Respekt stehend geschieht, der Hut mit einem Degen durchstochen wird." Damals muß sich die Verbindung der allgemeinen Bruderschaft mit dem vaterländischen Weiheakte in dem Liede bereits vollzogen haben. Bald darauf gewinnt der vaterländische Gedanke den Oberton. Wie Kindleben dem Gaudeamus, so hat August Niemann, der 1782 als Jurist in Kiel studierte, dem „Landesvater" in seinem akademischen Liederbuche von 1782 feste Form gegeben. Der heutige Anfang „Alles schweige" findet sich zuerst im „Commersch Buch" von 1795.

Wenn das deutsche Studentenlied die Jahrhunderte hindurch nur dazu gedient hätte, dem Frohsinn der Jugend Ausdruck zu verleihen und die gemeinsamen Feierstunden der Bruderliebe zu verschönen, so hätte es schon genug getan. Aber es hat weit mehr geleistet. Es war ein wertvolles Mittel, die Oriflamme der Vaterlandsliebe zu nähren und höher schlagen zu lassen. Wie die akademische Jugend der napoleonischen Zeit aus den Oden Klopstocks, so hat die deutsche Studentenschaft des späteren 19. und 20. Jahrhunderts aus ihren Kommersliedern wertvolle nationale Kräfte gehoben. Das Burschenband um die Brust und das Burschenlied im Herzen und auf den Lippen sind unsere herrlichen deutschen Studenten im Weltkrieg freudig „zum letzten Gang" vorgestürmt in Kampf und Sieg.

Und so möge es bleiben! Mit dem Klingen der Gläser und dem Donnern der Schläger mische sich noch in mancher jugendschönen Kneipnacht das prächtige Bundeslied Rudolf Baumbachs:

Vaterland, du Land der Ehre,
Stolze Braut mit freier Stirn,
Deinen Fuß benetzen Meere,
Deinen Scheitel krönt der Firn;
Laß um deine Huld uns werben,
Schirmen dich von unsrer Hand!
Dein im Leben, dein im Sterben,
Ruhmgekröntes Vaterland!



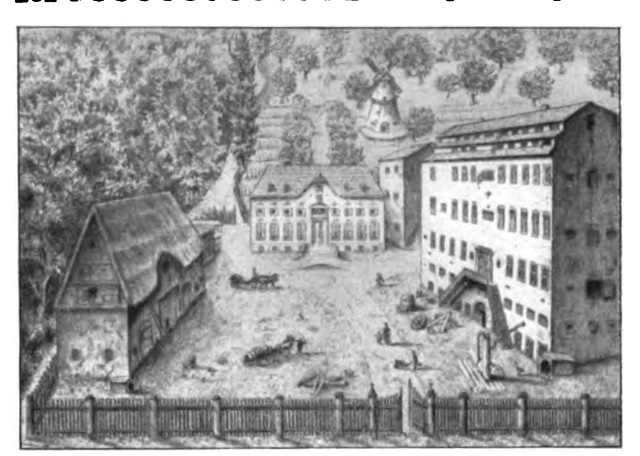
Schloß Babelsberg vom See aus gesehen. Aquarell von Karl Graeb

Schloß Babelsberg

Von Dr. Bogdan Krieger

Mein persönliches Verhältnis zum Schlosse Babelsberg geht zurück auf die Zeit, als ich vor etwa 25 Jahren den dortigen Bücherbestand aufnahm und ordnete. Keine eigentliche Bibliothek, sondern in verschiedenen Wohn- und Arbeitszimmern zerstreute Bücher, wie sie Geschmack und Lesebedürfnis der Bewohner vereinigt hatten. Außer der in nur wenigen Exemplaren hergestellten Originalausgabe der dreibändigen Oeuvres du Philosophe de Sans Souci, der auf Veranlassung Friedrich Wilhelms IV. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem preußischen Historiographen Preuß herausgegebenen Gesamtausgabe der Werke des Großen Königs in 33 Bänden und der Erstausgabe der von Menzel illustrierten Geschichte Friedrichs des Großen von Kugler in Heften nichts von Belang, keine Kostbarkeit, die den Bücherfreund fesseln könnte. Doch, noch eins: ein Exemplar der Lebensbeschreibung der Königin Luise von Adami mit Randbemerkungen und Verbesserungen von des Königs Hand. — Es war im Winter. Das Schloß und die weite Havellandschaft lagen, von der Sonne beschienen, in glitzerndem Schnee. In dem Raume, in dem ich arbeitete, wohlige Wärme. Babelsberg, wie man es nicht oft erlebt, wie verzaubert in seiner stillen Abgeschiedenheit und Ruhe; Erinnerung weckend und belebend an einen Fürsten, der uns immer die Verkörperung majestätischer Hoheit und vornehmer Würde sein wird.

In dem Babelsberg gegenüberliegenden Schlößchen Glienicke, das sich Prinz Karl, des Prinzen Wilhelm jüngerer Bruder, in den Jahren 1825—26 hatte bauen lassen, waren am 3. August 1828 zur Feier des Geburtstages König Friedrich Wilhelms III. seine Söhne vereinigt. Zur gleichen Zeit wie Prinz Karl hatte auch der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., das Schlößchen Charlottenhof vom Vater als sommerlichen Landsitz zum Geschenk erhalten. Der Vergleich mit den beiden Brüdern weckte in dem Prinzen Wilhelm um so mehr den Wunsch, auch ein solches Tusculum sein nennen zu dürfen, als im nächsten Jahre seine Verheiratung mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar bevorstand. Er äußerte ihn dem anwesenden Gartendirektor Lenné, dessen gärtnerischem Geschick und Geschmack Potsdam einen großen Teil seiner schönen Parks verdankt. Beide hatten den gleichen Gedanken, daß der Babelsberg die geeignete Örtlichkeit für ein Sommerschloß sein könnte. Der Prinz hatte sie bereits im Jahre 1811 gelegentlich einer militärischen Übung kennengelernt und war als ganz junger Leutnant dabei, als oben auf der Höhe eine Schanze aufgeworfen werden sollte. Zehn Jahre später hatte er am Fuße des Babelsberges einer Brücken-



Mühle auf dem Babelsberge. Zeichnung des Obertertianers Bruno Wiese. Aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

schlagung beigewohnt und an dem landschaftlichen Reiz der Gegend solches Gefallen gefunden, daß er in der großherzoglichen Familie in Weimar schon von dem schönen Aussichtspunkt gesprochen hatte.

Kein Ort in der Umgebung von Potsdam weist eine so mannigfache Schreibweise auf als der Babelsberg. In den Akten von 1741 bis 1826 kommen neun verschiedene Bezeichnungen für den Berg vor, Buberow, Baberow, Babertsberg usw.; die älteste Urkunde von 1442 spricht von dem Berg, der da heißet „Buberow mit dem Holtze darauf“. Schließlich hat sich aber der Name Babelsberg durchgesetzt, der schon 1750 nachweisbar ist. Unter dem Großen Kurfürsten war dort ein Wildpark, den sein Sohn wieder eingehen ließ. Der Berg war mit schönen Eichen bewachsen. Friedrich der Große erteilte 1753 dem Hofrat Rehnitz die Erlaubnis, am Fuße des Berges eine holländische Wind- und Schneidemühle anzulegen. Die Pläne des Hofrats gingen, als ihm die zwölf Morgen überlassen waren, noch weiter. Er wollte verschiedene Mühlenwerke mit Wind, Ochsen und Pferden betreiben, sowie eine Brennerei und Bäckerei einrichten. Nach dem Tode von Rehnitz, der seine Anlagen nicht in dem beabsichtigten Umfange hatte ausführen können, wechselte das „Etablissement“ vielfach seinen Besitzer, ohne daß einer von ihnen wirtschaftliche Erfolge darauf gehabt hätte. Die hier wiedergegebene Bleistiftzeichnung rührt von einem Obertertianer Bruno Wiese her, der, ein Enkel eines der Besitzer, sie mit einer vielfach unrichtigen Geschichte ihrer Entwicklung dem König Wilhelm übersandt hat. Die Mühle ging 1841 in den Besitz des Prinzen über und brannte am 14. Juni 1848 ab.

Während der französischen Invasion 1806—07 hatten die Bewohner von Neuendorf wüst in dem Babelsberger Forst gehaust; sie hatten die starken Eichen größtenteils abgeschlagen; die Forstverwaltung hat die Stümpfe später nicht roden lassen, so daß sie zwischen den unterpflanzten Kiefern neu ausschlugen.

Als Prinz Wilhelm und Prinzessin Augusta am 11. Juni 1829 geheiratet hatten, trugen sie dem König ihren Wunsch nach einem eigenen Besitztum auf dem Babelsberge vor. Friedrich Wilhelm III. hatte Bedenken gegen die Kulturfähigkeit des Geländes und schlug ihnen das von seinem Vater erbaute Marmorpalais im Neuen Garten als Sommeraufenthalt vor. Die Prinzessin gab aber nicht nach. Sie legte ihrem Schwiegervater eine selbst entworfene Zeichnung zu einer „Cottage“ auf dem Babelsberge vor. Einige Jahre später er-



Vorderansicht des Schlosses. Zeichnung von Karl Graeb



Zimmer der Prinzessin von Preußen. Photographische Aufnahme

teilte er seine Zustimmung zu dem Bau. Unter dem 7. September 1833 erhielt der Prinz aus Schwedt den nachstehenden Brief von seinem Vater: „Durchlauchtigster Fürst, freundlich vielgeliebter Sohn! Ew. Königlichen Hoheit Wunsche zu entsprechen, will ich Ihnen den Babelsberg bei Potsdam in Erbpacht geben und habe den Finanzminister angewiesen, das Weitere dieserhalb durch die Regierung in Potsdam besorgen zu lassen.“ Das Erbpachtrecht wurde bald darauf aufgehoben. Der Prinz erhielt den Babelsberg als Eigentum, das 1841, 1843 und 1849 durch weitere Schenkungen des Königs vergrößert und mehrfach durch Ankäufe abgerundet wurde.

Das prinzliche Paar beauftragte den Ober-Landes-Bau-Direktor Schinkel mit dem Entwurf für den Bau eines Schlößchens in gotisch-normannischem Stil. Am 1. Juni 1834 wurde der Grundstein gelegt. Nach Kopisch, dem Verfasser des Werkes „Die Königlichen Schlösser und Gärten Potsdams“, hat der Prinz in einem früher in Babelsberg aufbewahrten Gästebuch eine Schilderung des Festes der Grundsteinlegung niedergeschrieben. Es ist weder dort noch im Hausarchiv der Hohenzollern vorhanden. Die Leitung des Baues wurde dem Hofbauinspektor Persius, die Ausführung dem Baucondukteur Gebhardt übertragen. Am 18. Oktober des nächsten Jahres, dem fünften Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, konnte das Haus mit einem Familienfrühstück eingeweiht werden.

Dieser erste Schloßbau hatte kaum die halbe Ausdehnung des heutigen. Er reichte nur bis zu dem achteckigen turmartigen Bau, der jetzt die Mitte der ganzen Schloßfront einnimmt. Zu ebener Erde liegen die Eingangshalle, Wirtschaftsräume und ein Zimmer für den Kastellan. Die drei Vorderzimmer im ersten Stockwerk waren die Wohnräume der Prinzessin Augusta, ein schmales Vorzimmer, ein Empfangs- und das Arbeitszimmer. In das Vorzimmer gelangte man auch aus einer offenen Halle, die links vom Vestibül sich in der Richtung nach dem Parkeingang von Glienicke her erstreckte. Alle Zimmer in Babelsberg haben gestrichene Wände, keine Tapeten. Das Empfangszimmer hat einen Anstrich in pompejanischem Rot, das Arbeitszimmer ist hellblau gehalten. Hier steht in einem Erker ein in Coblenz gearbeiteter Schreibtisch aus Ebenholz in gotischem Stil. Von diesem Platz hat man einen prächtigen Blick über die Havel und die Glienicker Brücke nach Sakrow und auf den Jungfernsee. Auf dem Schreibtisch stehen die Bronzestatuetten Friedrich Wilhelms III. und Goethes, dazwischen eine silberne Statuette Kaiser Wilhelms I. zu Pferde. Einen sehr freundlichen Eindruck macht der sich an das Arbeitszimmer anschließende, in dem kleineren Turm liegende helle Teesalon. Über einem guten Kinderbildnis des Herzogs von



Ernte. Gemälde von Rosa Bonheur

Connaught, jüngsten Sohnes der Königin Viktoria von England, von Winterhalter gemalt, hängt in einer Nische das Porträt der Kaiserin in jungen Jahren, von Carl Begas, daneben auf einer Staffelei in geschnitztem Eichenrahmen, auf Porzellan gemalt, die vier Schlösser Babelsberg, Coblenz, die Burg Hohenzollern und das Palais Unter den Linden in Berlin. An den Teesalon schloß sich, mit der Front nach Potsdam, ur-



Rinderhirten. Gemälde von Carl Steffeck



Jenny Lind. Gemälde von Franz X. Winterhalter

sprünglich das verhältnismäßig recht kleine Speise-, jetzt Bibliothekzimmer mit einem großen gotischen Bücherschrank, dessen rechte Hälfte ein alter badischer Klosterschrank vom Jahre 1411 bildet; die linke ist ihm genau nachgebildet. Zwischen beiden Schränken ist eine in gleichem Stil gehaltene und mit ihnen verbundene Durchgangstür. Ein kleines Lesekabinett mit einem Ausgang nach der Terrasse ist an die Bibliothek, erkerartig hervortretend, angebaut. Über der Bibliothek liegt das Schlafzimmer, über dem Teesalon das Arbeitszimmer des Kaisers, daran anschließend über den unteren Wohnräumen Schlaf- und Ankleidezimmer seiner Gemahlin.

Das durch Vorhänge abgeschlossene Bett des Kaisers war mit einem englischen, schwarzweißkarierten Plaid bedeckt; am Kopf- und Fußende zwei Bilder, Erinnerungen an die silberne und goldene Hochzeit des Kaiserpaares am 11. Juni 1854 und 1879, beide mit eigenhändiger Widmung der Kaiserin. Das Kruzifix am Fußende ist ein Geschenk der Großherzogin von Baden, die auch den großen Bettvorleger gestickt hat. Der am Bett stehende leichte Holzlehnstuhl ist eine Arbeit des Prinzen Friedrich Wilhelm, der als Kind die Tischlerei erlernt hatte, getreu der im Hohenzollernhause hergebrachten, jetzt aufgegebenen Sitte, daß jeder Prinz ein Handwerk erlernen mußte. Ein mit einem Deckel geschlossener Waschtisch weist die damals übliche kleine Waschschüssel auf. An den Wänden hängt u. a. eine größere Anzahl russischer Paradebilder in Stichen. Um vom Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer zu gelangen, mußte der Kaiser auf die Treppe hinuntersteigen, die von der Eingangshalle in das erste und zweite Stock-



Der Speisesaal. Aquarell von Karl Graeb

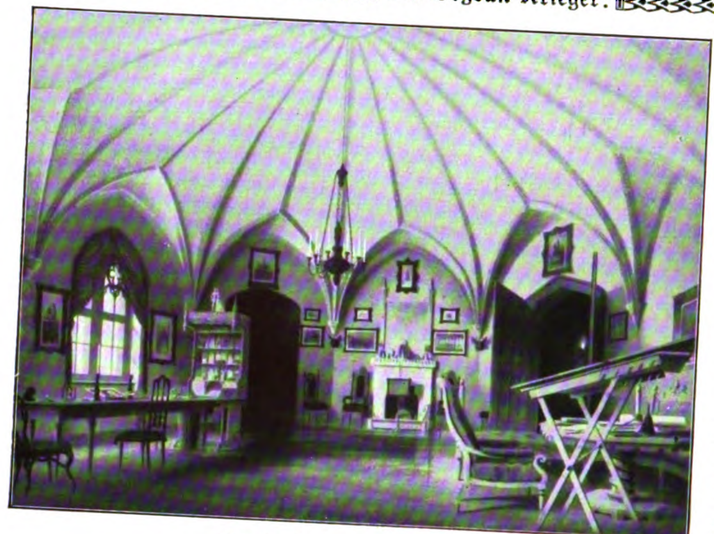
werk zu seinem Arbeitszimmer führt, ein für einen alten Herrn recht unbequemer Übergang. Vor dem Fenster des Arbeitszimmers, mit dem Blick auf die Havel, steht ein sehr langer Schreibtisch mit einem rechtsseitigen Aufsatz, bedeckt mit scheinbar unzähligen Erinnerungsgegenständen, die jetzt eine gläserne Hülle vor Staub und Langfingern schützt. Diese mannigfaltigen Andenken pflegte der Kaiser alljährlich, wenn er im Sommer Babelsberg bezog, abzuräumen und vor der Abreise wieder in



Die Bibliothek. Aquarell von Karl Graeb

derselben Reihenfolge, in der sie gestanden hatten, sorgsam aufzubauen. Der Besucher des Schlosses hat den Eindruck, als wäre der Schreibtisch dieses Herrschers niemals benutzt worden. Vor einem mit hellem Schweinsleder bezogenen, über Eck gehenden Sofa steht ein achteckiger Tisch aus hellem Holz, wie im Berliner Palais mit Büchern, Karten und Mappen beladen, die auch Sofa und Stühle bedecken. Ein ungemein schlicht gehaltener Raum, der den Besucher unwohnlich anmuten würde, hätte ihn nicht der alte Kaiser bewohnt.

Es ist kaum zu verstehen, mit wie



Arbeitszimmer des Kaisers

mit der Anordnung über die Aufstellung der Werke Friedrichs des Großen beschäftigt, als er im Nebenzimmer fremde Stimmen hörte. „Kommen Sie hinaus auf den Flur, bis die Gäste fort sind," sagte er zu Schneider und zog sich in der Tat so lange zurück, bis die Besucher die Bibliothek besichtigt hatten.

gütigem Entgegenkommen König Wilhelm in früheren Jahren sogar während seiner Anwesenheit in Babelsberg die Besichtigung des Schlosses gestattete. Beim Vorfahren pflegte er zu fragen: „Sind Gäste hier?" und wählte dann einen Weg nach seinem Arbeitszimmer, der die „Gäste" nicht behinderte. Im Bibliothekzimmer war er einmal — so berichtet der Hofrat Schneider —

In den Jahren 1841 bis 1842 wurde für den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm nach Angabe der Prinzessin Augusta und einem von Persius gezeichneten Entwurf das Haus des Webers Blume am Havelufer in seiner Architektur dem Stil des Schlosses entsprechend umgebaut. Hier wohnte der Prinz seit 1844 mit seinem Erzieher Ernst Curtius. Dieser schrieb am 2. September 1845 an seinen Freund Kurd von Schloezer: „Eine schönere Landexistenz habe ich niemals gehabt, frische Luft, frisches Bad, dazu Pferde und Wagen und in Abwesenheit meines Generals (des



Das Schlafzimmer Kaiser Wilhelms I. Photographie



Jugendbildnis der Kaiserin Augusta. Gemälde von Carl Begas d. Ä.

Militär-Gouverneurs von Unruh) und der prinzlichen Herrschaften völlige Unabhängigkeit."

Noch weiter nach Potsdam hin waren bereits in den Jahren 1834—39 das Kavalierhaus, der Marstall und die Wirtschaftsgebäude entstanden. Schon 1833 hatte Lenné mit den Parkanlagen begonnen. Der Prinz hatte nur die nächste Umgebung des Schlosses zu einem Schmuckgarten für Blumen und Zierpflanzen bestimmt, das übrige Gelände sollte den Charakter eines englischen Parks erhalten. In Übereinstimmung mit seinem auch an diesen Arbeiten eifrig teilnehmenden Herrn ließ Lenné die dürren Sandhöhen, auf denen kein Rasenwuchs zu erzielen war, mit Gebüschen decken, entfernte von den Abhängen und aus den Talschluchten die knorrigen Kiefern und schaffte dem jungen Eichenausschlag der alten Wurzelstöcke freie Luft und Spielraum. Unmittelbar vor dem Schloß legte er eine weite Rasenfläche an, an der rechts und links sich schlängelnde Spazierwege zum Havelufer hinunterführten, an dem sich ein mit schattigen Laubbäumen bepflanzter Weg hinzog. Die Ausrodung der alten Kiefern erfolgte nur allmählich, bis die nachgepflanzten Laubbäume hoch genug waren, um das Landschaftsbild anmutig zu gestalten und den bis dahin öden Sandberg mit seinem kärglichen Baumwuchs harmonisch in die laubgeschmückte, wellige Hügelkette um Potsdam einzureihen.

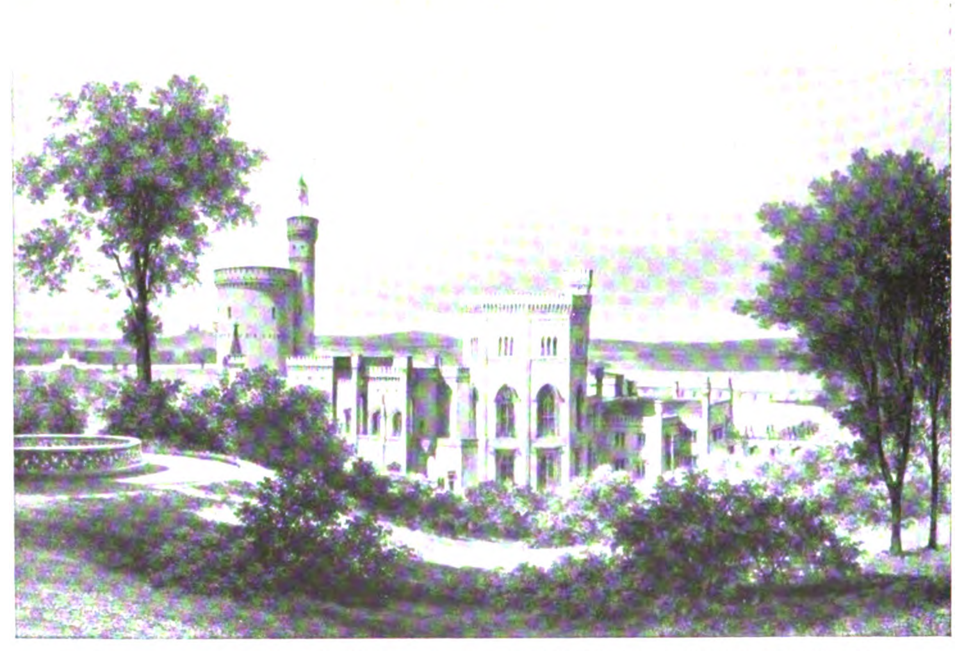
Immerhin blieb die Trockenheit des Bodens ein Hindernis für das Gedeihen der neuen Kulturen. Daher wurde die Anlage einer künstlichen Bewässerung notwendig. Nach dem Entwurf von Persius wurde 1843—45 an der nördlichen Havelbucht unter der technischen Leitung des Kommissionsrates Brix und der architektonischen des Hofbaumeisters Gottgetreu das Maschinenhaus erbaut, das außer der Wohnung für den Maschinenmeister noch einige Kavalierzimmer enthielt. Ein zierlicher Turm verkleidete den Schornstein der Dampfmaschine. Diese treibt das Wasser in zwei auf der Höhe gelegene Bassins, die dann wieder die niedriger gelegenen Springbrunnen speisen. Die Hauptfontäne liegt einige Meter vom Ufer entfernt in Sicht des Schlosses in der Havel und steigt aus der Mitte eines kleinen Hügels von Feldsteinen über 40 Meter hoch. Am 25. Mai 1845 sprangen alle Fon-

tänen zum erstenmal. Damals wurde auf Wunsch des Prinzen der durch die Parkanlagen in seinem Schlosse zu Muskau, durch Herausgabe eines Prachtwerks über dieselben und durch seinen Einfluß auf die Gartenkunst in Deutschland berühmte Fürst Pückler zur Verschönerung des Babelsberger Parkes herangezogen. Außer neuen Baumgruppen und immer weiter greifenden Anpflanzungen entstanden viele kleinere Spazierwege und reizvolle Aussichtspunkte auf den verschiedenen Höhen des Parkes. — Zur gleichen Zeit wurde auch der Erweiterungsbau des Schlosses nach einem auf Ideen der Prinzessin Augusta beruhenden Plan von Persius, nach dessen Tod von Gottgetreu unter Oberleitung des Hofbaurats Strack ausgeführt. In harmonischer Verbindung mit dem Bau des alten Schlößchens überragt ihn der neue Anbau in Gliederung, Ausdehnung und Höhe um ein



Die restaurierte Berliner Gerichtslaube beim Schloß Babelsberg. Zeichnung von Julius Geißler

bedeutendes. Der achteckige Turm enthält den durch zwei Geschosse gehenden, vornehmen Tanzsaal mit reichem Sterngewölbe, an den sich das gleich hohe Speisezimmer in dem von zwei kleinen Türmchen gekrönten Viereck anschließt. Daran reihen sich unten die Räume der Prinzessin Luise, der späteren Großherzogin von Baden, im ersten Stockwerk die der Prinzessin Viktoria, der Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm, der sein Arbeitszimmer in dem den ganzen Bau im Südwesten abschließenden großen runden Turm noch ein Stockwerk höher hatte. Es ist auf dem Gesamtbilde der Vorderfront an den beiden Balkonen zu erkennen. In dem schmalen Turm daneben geht die Treppe hinauf bis zur höchsten Zinne, von der die Fahne die Anwesenheit des Besitzers kündete. Einmal hatte er während der Anfahrt bemerkt, daß der Schloßdiener sie zu früh aufgezogen hatte.



Rückseite des Schlosses mit Blick auf die Havellandschaft. Zeichnung von Karl Graeb



Kronprinzessin Viktoria von Preußen. Gemälde von Paul Meyerheim

Oben angekommen sagte er ihm, freundlich mahnend: „August, du hast die Fahne zu früh aufgezogen. Ich war noch auf der Glienicker Brücke, da wehte sie schon. August, das darfst du nicht!“ Auch diese Äußerung kennzeichnet die Sorgsamkeit des Kaisers selbst in kleinsten Dingen.

Der bemerkenswerteste der neuen Räume ist der von einer Galerie umzogene Speisesaal. Die untere Wandfläche zwischen der von Konsolen gestützten Galerie und der Täfelung ist in netzartigem Muster in grauweißem Ton gehalten, um sie gegen die eichene Holzdecke abzuheben. Auf an der Täfelung angebrachten Wandbrettern stehen seltene Gläser, Humpen und Krüge. Der aus Sandstein und Marmor gebaute Kamin zerfällt in drei Abteilungen, deren oberste von Zinnen gekrönte, vergoldete Statuetten von neun Kurfürsten bilden. Rechts vom Kamin läßt sich in Tischhöhe das Tafelwerk öffnen und zeigt ein Büfett, das vom Flur zugänglich ist. Auf diesem wurden die von der Küche im Erdgeschoß heraufbeförderten Speisen abgesetzt.

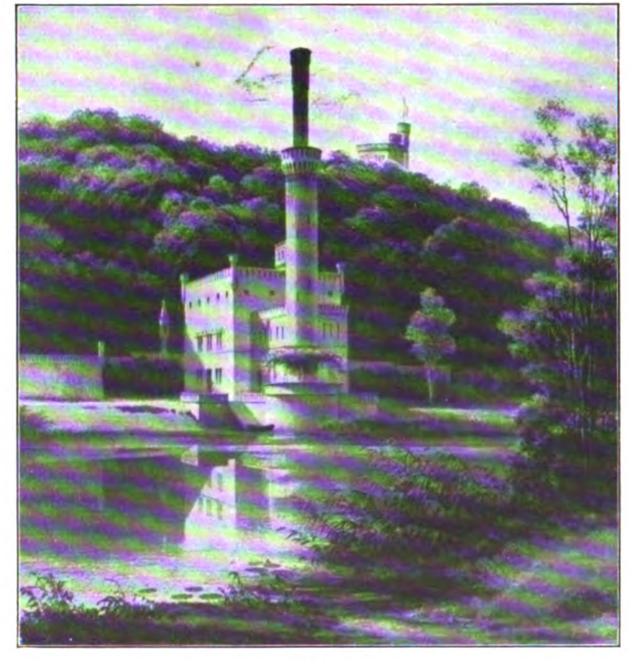
Die Innenarchitektur des neuen Schloßteils ist im wesentlichen das Werk von Strack. Am 1. August 1849 konnte der Neubau als beendet angesehen werden. In Abwesenheit ihres Gemahls wurde seine Fertigstellung von der Prinzessin Augusta durch ein Festmahl gefeiert, zu dem sämtliche Bauleiter und Arbeiter eingeladen wurden.

Müde vom Schauen und dem anstrengenden Versuch, möglichst viele Einzelheiten uns einzuprägen, gehen wir nun in den im Herbstschmuck prangenden Park und wollen

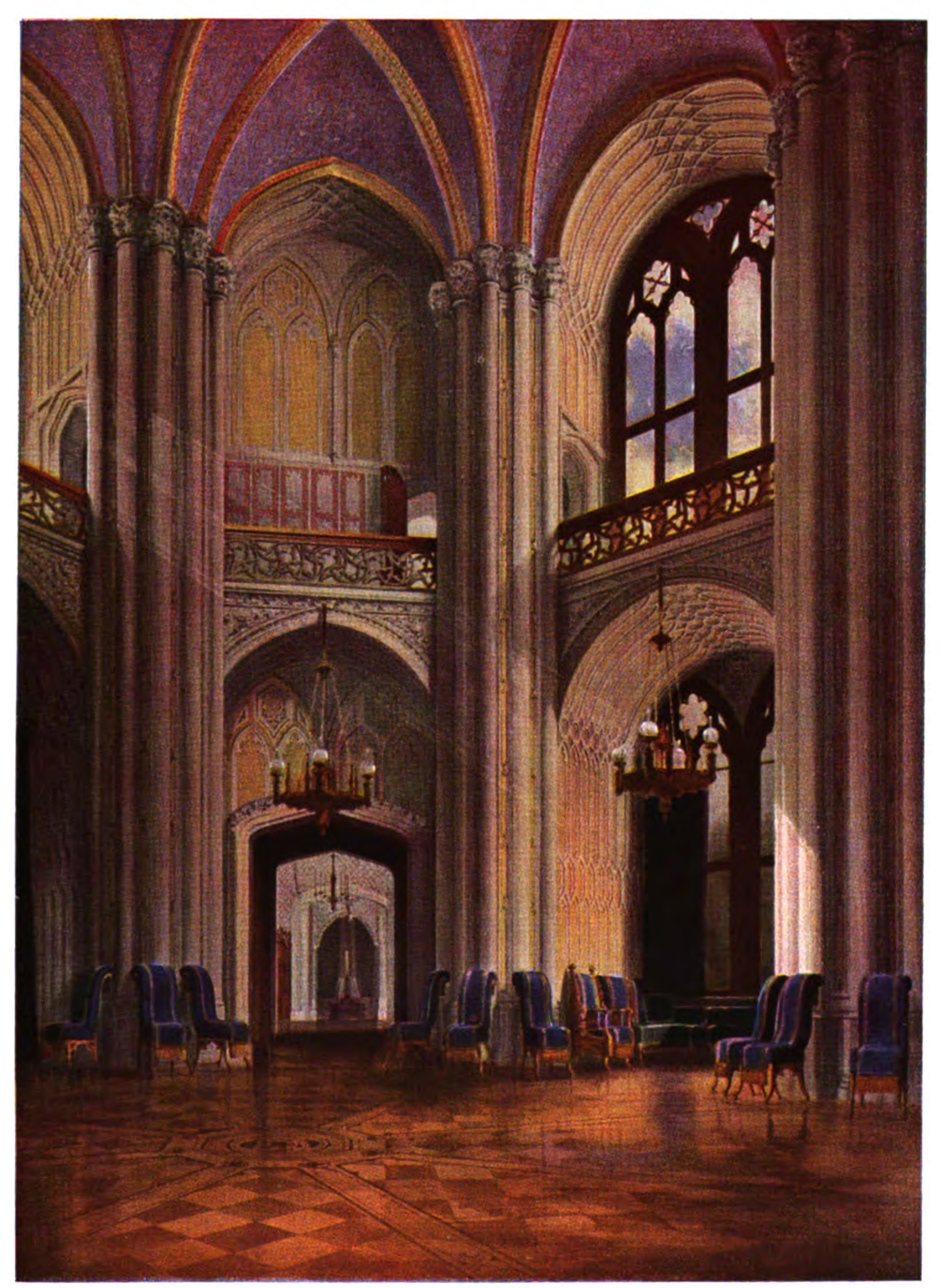


Das Wohnhaus des Prinzen Friedrich Wilhelm (späteren Kaisers Friedrich III.)

die Wanderung durch seine mannigfaltigen Anlagen im Südwesten beginnen. Ich möchte jedem, der Babelsberg besucht, raten, den auch heute noch romantischen Zugang von der Wasserseite zu nehmen, sich von dem Fährplatz an der Holzmarktstraße in Potsdam vom Fährmann übersetzen zu lassen und über Wiesengelände zunächst den auf halber Höhe liegenden Flatowturm aufzusuchen. Auf diesem Wege, staub- und autofrei, atmet man noch die Luft der Zeit vor 70 und 80 Jahren, in denen die Lieb-

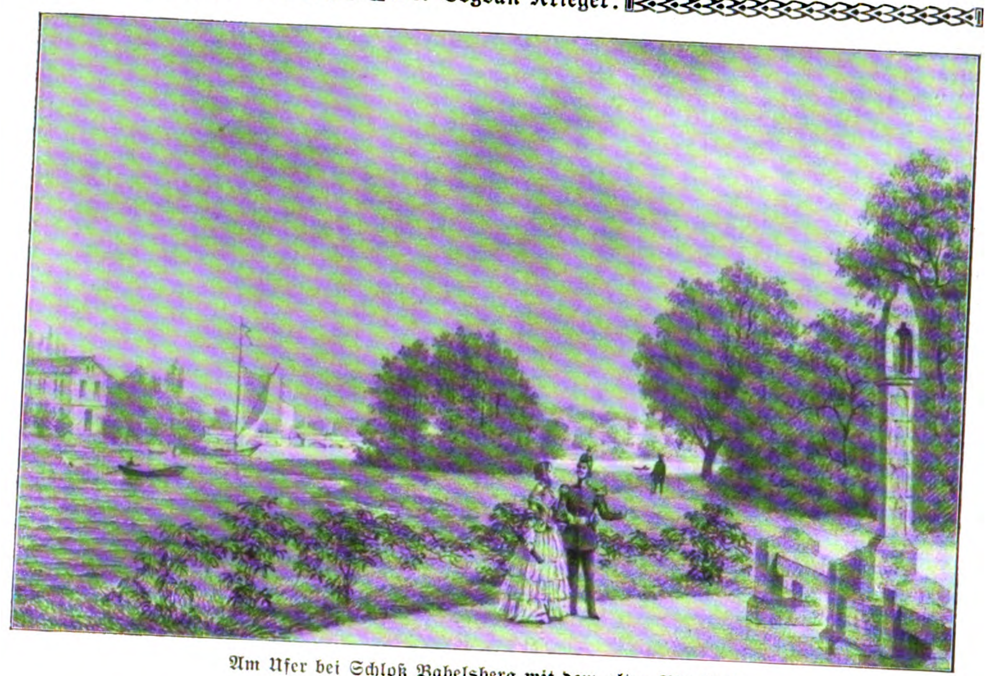


Das Maschinenhaus



Tanzsaal. Aquarell von Karl Graeb

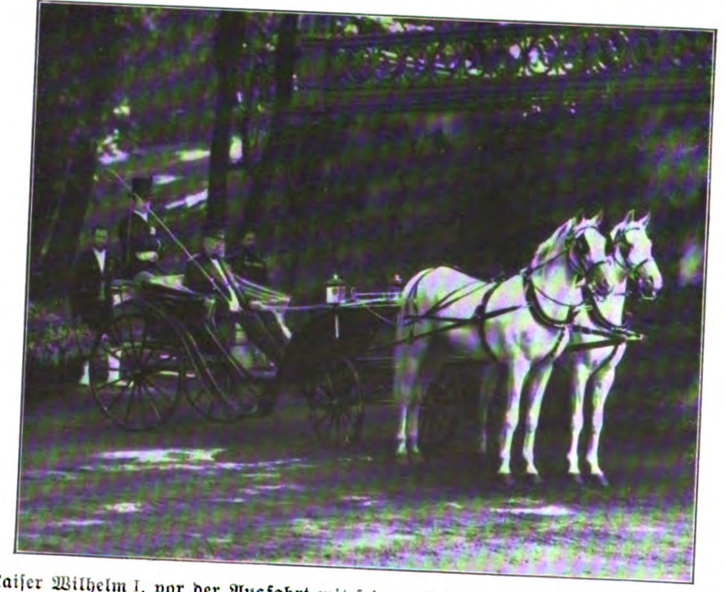
lingsschöpfung Kaiser Wilhelms entstand. Der Flatowturm ist dem Eschenheimer Torturm in Frankfurt a. M. nachgebildet und hat in zwei Stockwerken einige recht behagliche Räume, die schöne Ausblicke auf die Havellandschaft und in das weite Nuthetal bieten. Als im Juni 1848 die Babelsmühle abbrannte, war es der Wunsch des Prinzen, an ihrer Stelle diesen Aussichtsturm zu errichten. Er steigt aus der Insel eines bastionartig umrahmten Bassins in sechs Stockwerken empor. Eine Zugbrücke führt



Am Ufer bei Schloß Babelsberg mit dem alten Bildstöckl

zum Eingang und auf ein mit Feldgeschützen, die der Prinz im badischen Feldzuge 1849 bei Rastatt erbeutete, besetztes Vorhaus. Der Name des Turmes ist darauf zurückzuführen, daß er aus Steinen der zum preußischen Kronfideikommiß gehörenden Herrschaft Flatow und Krojanke errichtet wurde. Der Bau wurde während des russisch-türkischen Krieges vollendet und erhielt im Volksmunde nach dem bei der Eroberung von Sewastopol von den Engländern und Franzosen gesprengten Malakow-Turm den gleichen, heute nicht mehr üblichen Namen „Malakow".

Etwas weiter nach dem Schloß zu steht ein dem mit der Geschichte des Schlosses unbekannten Besucher unverständliches Gebäude, ein zweigeschossiger, im unteren Teil



Kaiser Wilhelm I. vor der Ausfahrt mit seinem Schimmelgespann. Photographie

offener Bau aus roten Backsteinen, die Gerichtslaube, ein Vorbau des alten Berliner Rathauses an der Ecke der Spandauer und Königsstraße, den der Kaiser in seinem Park unter teilweiser Benutzung der alten Steine wieder aufbauen ließ. Das Sandsteinkapital des Mittelpfeilers der unteren Halle ist bemerkenswert durch die sinnbildliche Darstellung der menschlichen Torheiten. Der Pfeiler selbst ist als die versteinerte Linde oder Eiche gedacht, unter der die alten Deutschen ihre Gerichtssitzungen abhielten. Am Jahrestag der Schlacht bei Weißenburg, am 4. August 1870, wurde der erste Spatenstich zum Wiederaufbau des historischen Gebäudes getan.



Prinzessin Radziwill. Gemälde eines unbekannten Künstlers

Ein anderes Erinnerungsmal steht am Havelufer des Damenhäuschens, ein altersgraues, steinernes Bildstöckel mit einer Doppelbank, ein Geschenk des Großherzogs von Baden an den Prinzen Wilhelm. Es stand früher zwischen den Dörfern Bischweier und Muggenstein in Baden. Während des Gefechts bei Bischweier am 29. Juni 1849 hielt Prinz Wilhelm mit seinem Hofmarschall, dem damaligen Oberstleutnant Grafen von Pückler, dem späteren Oberhof- und Hausmarschall des Kaisers, in starkem Kugelregen. Das Bildstöckl erinnerte ihn an ein Bildwerk, das er kurz vor seiner Abreise für den Park geplant hatte. Zur Erinnerung an den Schlachttag schenkte es der Großherzog dem Prinzen, nachdem eine steinerne Platte mit dem Eisernen Kreuz und dem Datum daran befestigt worden war.

Geht man vom Maschinenhaus über den vom Glienicker Parkeingang zum Schloß führenden Hauptweg die Höhe hinauf, so kommt man zu der bereits erwähnten Schanze, einem Erinnerungsmal an den ersten Aufenthalt des Prinzen auf dem Babelsberge im Jahre 1811. Wenige Schritte gegenüber der Schanze steht in einer Waldlichtung ein Feldstein mit einer Inschrift, die diesen Platz als Grabstätte der „Sadowa“, des Leibpferdes König Wilhelms, kennzeichnet, das er in der Schlacht bei Königgrätz geritten hatte. Ein Gegenstück zu den Hundegräbern auf der Terrasse von Sanssouci. Das Fell des Pferdes wurde ausgestopft und steht heute noch, wenn auch nicht mehr im Marstall-Museum, so doch im Marstallgebäude zu Berlin, ebenso wie Friedrichs des Großen Leibpferd Condé.

Wenden wir uns von der Schanze wieder gen Westen, so kommen wir auf eine Anhöhe, die einen schönen Blick auf die Niederung des Nuthetals bietet. Hier steht als

Halbrund die Feldherrenbank, auf deren Rücklehne bis zum Jahre 1918 die elf bronzenen Büsten der in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 hervorragend beteiligt gewesenen Generäle: König Albert von Sachsen, Goeben, Manteuffel, Prinz Friedrich Karl, der Kronprinz, Moltke, Roon, Werder, der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, Steinmetz und Herwarth von Bittenfeld. Den Helden des Schwertes gegenüber stand für sich allein die Büste Bismarcks.

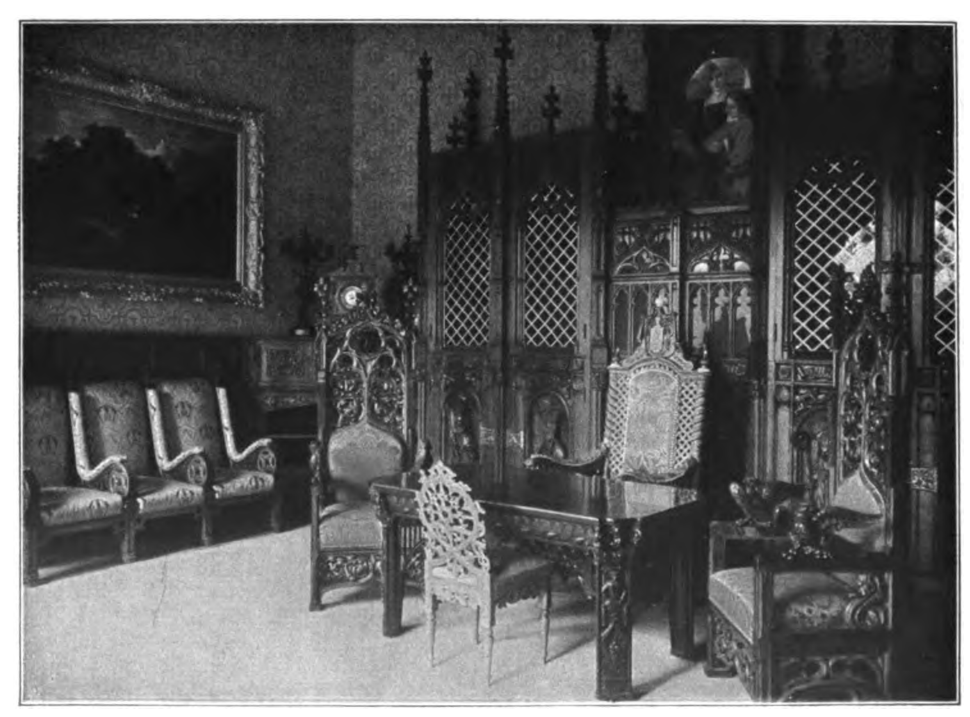
Wieviel freundlicher ist dieses schlichte Feldherrendenkmal als der Obelisk im Park von Rheinsberg, den der Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Heinrich, errichten ließ und auf dem er alle bedeutenden Feldherren des Siebenjährigen Krieges durch Nennung ihrer Namen ehrte, ohne seines königlichen Bruders zu gedenken.

Auf dem höchsten Punkt des Babelsberges, nicht weit von der Feldherrenbank, erhebt sich die Siegessäule mit der Rauchschen Viktoria, ein Gegenstück zur Siegessäule auf dem Belleallianceplatz in Berlin, die Friedrich Wilhelm IV. aus den gleichen auf den Rauener Bergen bei Fürstenwalde gebrochenen Monolithen errichten ließ.

Wir wenden uns wieder absteigend dem Schlosse zu, um dessen dem Park zugewandte Fassade kennenzulernen. Hier steht unmittelbar vor dem Schloß das Monumentalbildwerk des Erzengels Michael, von Kiß modelliert und von Fischer in Bronze gegossen. Der Engel steht in einem gotischen Umbau von rotem Sandstein und ist ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV. zum Gedenken an die erfolgreiche Niederwerfung des badischen Aufstandes. Die Errichtung dieses Erinnerungsmals im Park von Babelsberg erfolgte gegen den Einspruch des Schloßherrn. Das gleiche Denkmal ließ der König zu Ehren der im badischen Feldzuge gefallenen preußischen Krieger auf dem Friedhof in Karlsruhe setzen.

*

Zwanzig Jahre lang nach des Kaisers Tode blieben Schloß und Park unverändert. 1908 plante Kaiser Wilhelm II. einen neuen Erweiterungsbau, der dem Oberhofbaurat Geyer übertragen wurde. Das Schloß sollte nicht nur vergrößert, sondern durch Licht- und Wasseranlagen heutigen hygienischen Anforderungen entsprechend hergerichtet werden. Es war zum Sommeraufenthalt des Kronprinzen Wilhelm und seiner Familie bestimmt. Schon war das Gelände links vom Schloß zum Neubau abgetragen, als der Plan wieder aufgegeben und Cecilienhof im Neuen Garten als Sommerschloß für die kronprinzliche Familie gebaut wurde. So blieb uns Schloß Babelsberg erhalten, wie es der Prinz und König und Kaiser Wilhelm geschaffen und länger als fünf Jahrzehnte (von 1841 bis 1888) bewohnt hat.



Aus dem Bibliothekzimmer in Schloß Babelsberg. Photographie

Der Sprung aus den Lüften

Von Dr. Albert Neuburger

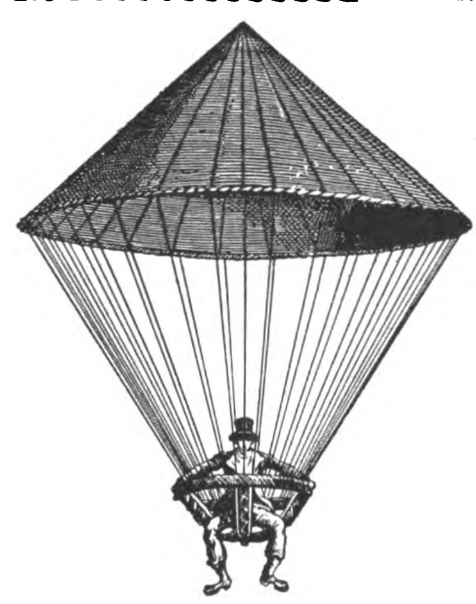
Der Absprung mit dem Fallschirm stellt vielleicht die höchste überhaupt denkbare Steigerung einer dramatischen Spannung dar. Für die Zuschauer sowohl, wie für den, der den Sprung ins Ungewisse wagt. Für ihn sind Entschlußkraft und Mut, kühles Abwägen und rasches Handeln nötig. Aus den Berichten läßt sich erkennen, daß die Vorgänge, wenn auch innerhalb gewisser Grenzen individuell verschieden, so doch im allgemeinen gleichartig verlaufen. Zunächst Erspähen der günstigsten Gelegenheit, Beobachtung der Windrichtung, der Höhe und sonstiger Umstände. Der Geist ist beschäftigt. Er wird abgelenkt. Es ist eigentlich nicht viel Zeit, an die Gefahr zu denken. Dann aber doch eine letzte Willensanstrengung! Im Fall, ehe sich der Schirm öffnet, vielleicht eine Art von Dämmerzustand, dessen Eintreten aber nicht mit Sicherheit feststeht. Erleichterung bei dem Gefühl, daß der Schirm richtig gearbeitet hat, daß man nicht mehr stürzt, sondern schwebt. Was nun kommt, hängt von der Örtlichkeit ab. Von der Luftströmung getragen gleitet der Schirm dahin. Nimmt er die Richtung nach einem sicheren Landungsplatz, nach einer Wiese oder einem Feld, so weicht auch die letzte Beklommenheit. Wälder dagegen, Ortschaften, Schornsteine, elektrische Leitungen und ähnliche Hindernisse einer glatten Landung können derart aufregend wirken, daß die letzten Augenblicke vor dem Aufsetzen als die schrecklichsten bezeichnet werden.

Was der Luftschiffer aktiv empfindet, wird beim Zuschauer zum passiven Erlebnis. Höher und höher steigt der Ballon. Er wird immer kleiner und kleiner. Oft ist er kaum mehr zu sehen. Wann wird der Sprung erfolgen? Wird er überhaupt noch abspringen? Warum springt er nicht? Fragen über Fragen, auf die es keine Antwort gibt! Da — endlich löst sich ein winziges Etwas! Ein Höhepunkt der Spannung ist überschritten, an den sich sofort eine neue Steigerung anschließt. Wird sich der Schirm öffnen? Wann? Hier werden Bruchteile von Sekunden zu langen Zeiträumen. Unheimliches scheint sich zu begeben. Erleichtertes Aufatmen! Der Schirm hat sich entfaltet. Allen ist wieder wohler zumute. Erneutes Absinken der Spannungskurve, dem sofort wieder das Ansteigen folgt: wie wird die Landung verlaufen?

Dieses Auf und Nieder der Gefühle hat den Absturz mit dem Fallschirm schon sehr früh zu einem Schaustück für die breiten Massen gemacht. Nachdem der Luftschiffer Garnerin im Jahre 1797 das Wagnis vollbracht hatte, von einem Luftballon aus 1000 Meter Höhe abzuspringen, erhielt der Fallschirm zunächst seine spätere Gestalt. Garnerin hatte sich den Fuß verstaucht, weil der Schirm während des Niedersinkens stark hin und her pendelte. Man brachte dann oben in der Mitte des Schirms ein kleines Loch an, durch das die unter ihm zusammengedrückte Luft entweichen konnte. Dadurch wurde das durch ihr seitliches Abströmen bewirkte Pendeln gemildert. Nun begann die Zeit zahlreicher Absprünge, die bis etwa zum Jahre 1830 währte. Dann gerät der Fallschirm merkwürdigerweise so ziemlich in Vergessenheit. Erst im Jahre 1886 erkennt der Amerikaner Balduin von neuem seinen Wert. In der ganzen Welt beginnen wieder die Abstürze, nicht immer mit glücklichem Ausgang. Weiterhin bleibt der Fallschirm in erster Linie Schaustück, bis der Weltkrieg ihm eine neue Rolle zuweist. Er dient als Rettungsmittel aus Fesselballon und Flugzeug. Zahlreiche Beobachter und Kampfflieger verdanken ihm ihr Leben. Das Absprin-



Vorschlag zu einem Fallschirm nach Faustus Verantius. 1617



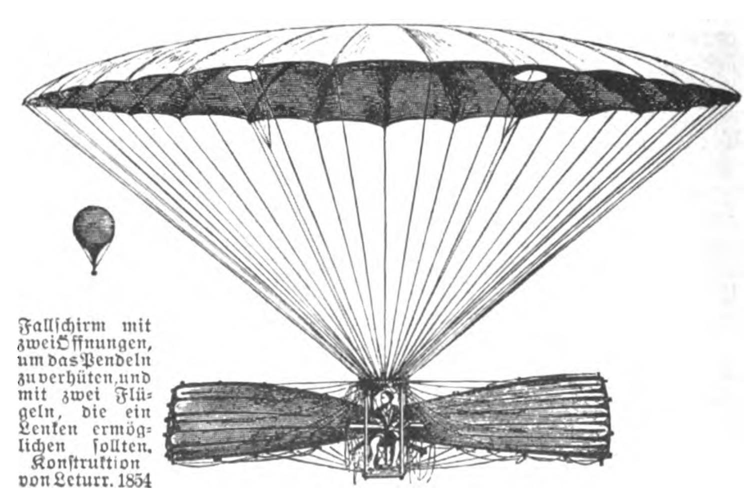
Fallschirm von Sebastien Lenormand. 1783

gen wurde systematisch geübt, ehe man Offiziere und Mannschaften an die Front entließ. Mancherlei Verbesserungen wurden am Schirm selbst angebracht, der aber im großen und ganzen immer noch die Form und Einrichtung zeigte, die ihm Garnerin gegeben hatte.

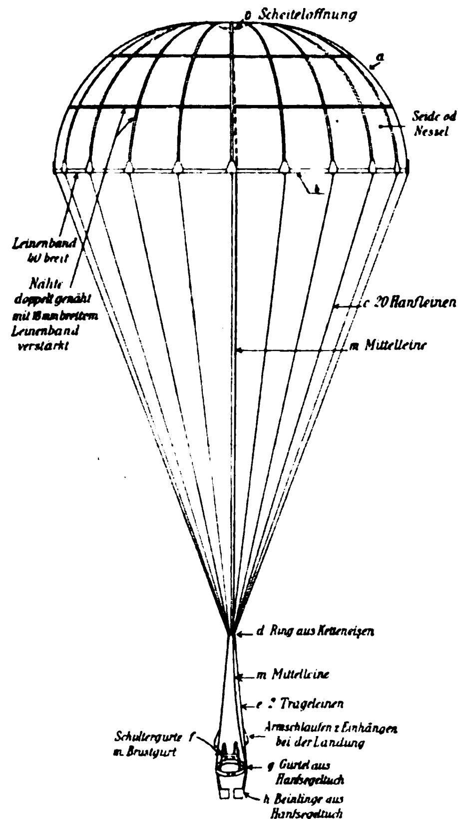
Nach dem Krieg fand der Fallschirm nur wenig Verwendung mehr. Die Zunahme des Luftverkehrs dürfte ihm aber vielleicht schon in nächster Zukunft wieder zu erhöhter Bedeutung verhelfen. Man rüstet Schiffe mit Rettungsbooten aus — wo aber bleibt das Rettungsboot des Flugzeugs? Diese Frage erscheint um so berechtigter, als sich ja die Geschwindigkeit im Luftmeer ständig steigert. Viele weisen auf die Sicherheit hin, die, wie die Erfahrung lehrt, ein Mitführen besonderer Rettungseinrichtungen unnötig machen soll. Es sprechen aber hier auch psychologische Momente mit. Schon das Bewußtsein, daß im Notfall derartige Einrichtungen zur Verfügung stehen, dürfte auf viele eine beruhigende und damit werbende Wirkung ausüben. Wie sich diese Angelegenheit weiter entwickeln wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Aber jedenfalls ist es bemerkenswert, daß ihr die Technik bereits erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. Insbesondere ist es Dr.-Ing. Waldemar Müller, der diese ganze Frage neuerdings einer eingehenden Betrachtung unterzogen hat und dabei zu beachtenswerten Ergebnissen gekommen ist.

Auf Grund seiner Untersuchungen ergibt sich etwa folgendes Bild: Dr. Müller hält den Fallschirm für ein dringend notwendiges Rettungsgerät für Luftfahrer, dessen weiterer Ausbildung insbesondere für den Gebrauch bei schnellen Flugzeugen die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß. Der bisherige Fallschirm besteht (Abb. Seite 299) aus einer etwa halbkugelförmigen Tragfläche a. An ihr sind zwanzig Leinen c angebracht, die am Rande b angreifen und unten im Punkte d zusammenlaufen. Von diesem Punkte aus gehen zwei Trageleinen e nach unten, an denen der Gürtel g befestigt ist. Dieser Gürtel g wird um die Brust geschnallt. Von ihm aus gehen die Gurte f über die Schultern, während die aus Hanfsegeltuch hergestellten Beinlinge h die Beine umfassen. Die Befestigung des Abspringenden am Fallschirm ist also eine äußerst gründliche. Vor allem hält er sich durchaus nicht, wie viele glauben, mit den Händen an, die im Dämmerzustand oder aus physischen Gründen versagen können. Fallschirm und Mensch bilden ein einheitliches, untrennbares Ganzes.

Oben im Schirm befindet sich die, wie wir gesehen haben, bereits von Garnerin angegebene Scheitelöffnung o, die das Pendeln zwar nicht vollständig verhindert, aber die Pendelschwingungen doch einigermaßen



Fallschirm mit zwei Öffnungen, um das Pendeln zu verhüten, und mit zwei Flügeln, die ein Lenken ermöglichen sollten. Konstruktion von Leturr. 1854



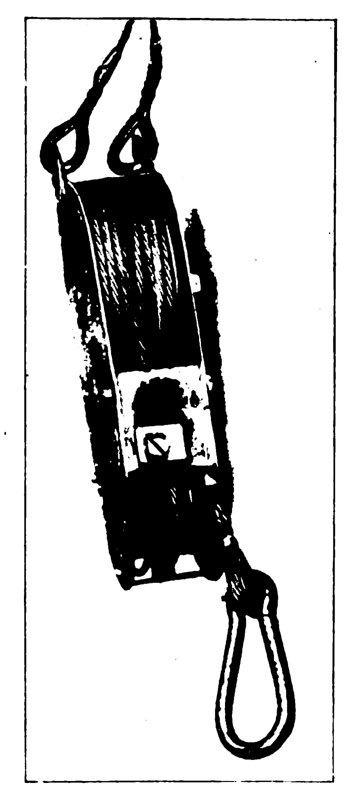
Der Luftschirm der letzten Jahrzehnte

verringert. Durch den Schirm führt die Mittelleine m herab. Zieht man an ihr, so ändert sich seine Form, er sinkt schneller. Sobald der Flieger den Boden erreicht hat, zieht er die Leine vollständig ein. Dadurch wird der Schirm umgeklappt. Ähnlich, wie ein vom Winde umgestülpter Regenschirm dem Druck der Luft keinen Widerstand mehr darbietet und uns deshalb durch sie nicht mehr aus den Händen gerissen werden kann, so auch hier: die Luft verfängt sich nicht mehr in der Kuppel des Schirms. Sie gleitet vielmehr an den trichterförmigen Außenwänden entlang. Bei diesem Abgleiten findet sie keinen Widerstand. Der Schirm bleibt liegen. Der Bodenwind kann ihn nicht fortführen. Erst mit diesem durch Ziehen an der Mittelleine herbeigeführten Umklappen hat der Absturz praktisch sein Ende erreicht.

Man hat nun noch mancherlei Konstruktionen geschaffen, die bezwecken, dem Fallschirm während des Absturzes eine andere Form zu geben, um das Herabsinken zu beschleunigen. Sieht der Abstürzende eine gute Landungsgelegenheit unter sich, so will er sie natürlich möglichst schnell erreichen. Er wird nervös, wenn der Schirm langsam weiter trudelt und ihn vielleicht nach einer gefährlichen Stelle führt. Deshalb hat man (Abb. S. 300 unten) z. B. Schirme geschaffen, bei denen mehrere Zugleinen c vorhanden sind. Durch diese Leine kann die Form des Schirms rasch verändert werden.

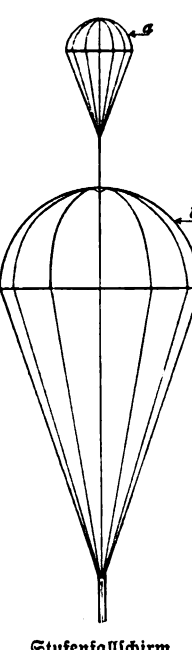
Soll nun der Fallschirm als Rettungsmittel für Ungeübte dienen, wie es ja beim Verkehrsflugzeug der Fall ist, so müssen an ihn besondere Ansprüche gestellt werden. Zunächst einmal handelt es sich darum, möglichst rasch und sicher vom Flugzeug wegzukommen. Der Schirm ist in bestimmter Weise zusammengelegt und befindet sich in einem Stoffbehälter, der am Gürtel befestigt ist. In einem bestimmten Abstand vom Flugzeug muß sich der Stoffbehälter öffnen und den Schirm freigeben. Es gibt nun zwei Wege, um die Öffnung des Behälters herbeizuführen. Entweder der Abstürzende öffnet ihn selbst oder die Freigabe erfolgt automatisch. Man kann es dem Ungeübten nicht überlassen, die nötigen Griffe zu tun. Die meisten würden in dieser Lage versagen, die soviel des Aufregenden mit sich bringt. Deshalb ist für den Flugverkehr die automatische Öffnung vorzuziehen.

Dann ist ein weiterer Umstand zu berücksichtigen. Beim Absturz bleibt der Schirm zunächst noch geschlossen. Erst nach einer bestimmten Zeit öffnet er sich. Die Entfaltung geht erst langsam, zum Schluß aber sehr schnell vor sich. In Abbildung auf Seite 300 unten erkennen wir die verschiedenen Formen, die der Schirm bei der Entfaltung



Bremse für Fallschirme

nacheinander annimmt. Auf die mit A bezeichnete Gestaltung folgt B, dann C. Je größer der Rauminhalt des Schirms ist, desto mehr Zeit verstreicht bis zur Entfaltung, da ja mehr Luft nötig ist, um den Schirm vollständig zu füllen. Man hat es also durch die Größe des Rauminhalts in der Hand, den Entfaltungsweg zu verlängern oder zu verkürzen. Deshalb wird man zum Absprung aus einem schnellen Flugzeug lieber einen großen Schirm wählen, der sich langsamer entfaltet. Der kurze Entfaltungsweg hat nämlich seine großen Gefahren. Zunächst einmal wirkt die beim raschen Öffnen unter dem Schirm verdichtete Luft mit starkem Druck gegen die Stofffläche. Dadurch kann ein Zerreißen herbeigeführt werden, was natürlich den sofortigen tödlichen Absturz zur Folge hätte. Dann aber würde kein Mensch den heftigen Stoß ertragen können, der sich bei einer sehr raschen Entfaltung ergibt. Der Schirm stürzt in die Tiefe. Plötzlich öffnet er sich. Die unter ihm sich verdichtende Luft stoppt ihn ab. Der am Schirm hängende Körper fällt mit der alten Geschwindigkeit weiter, dann überträgt sich urplötzlich die Bremsung des Schirms auch auf ihn. Seine Geschwindigkeit verringert sich von einem Augenblick auf den anderen ganz beträchtlich. Das entspricht praktisch einem außerordentlich starken Stoß.

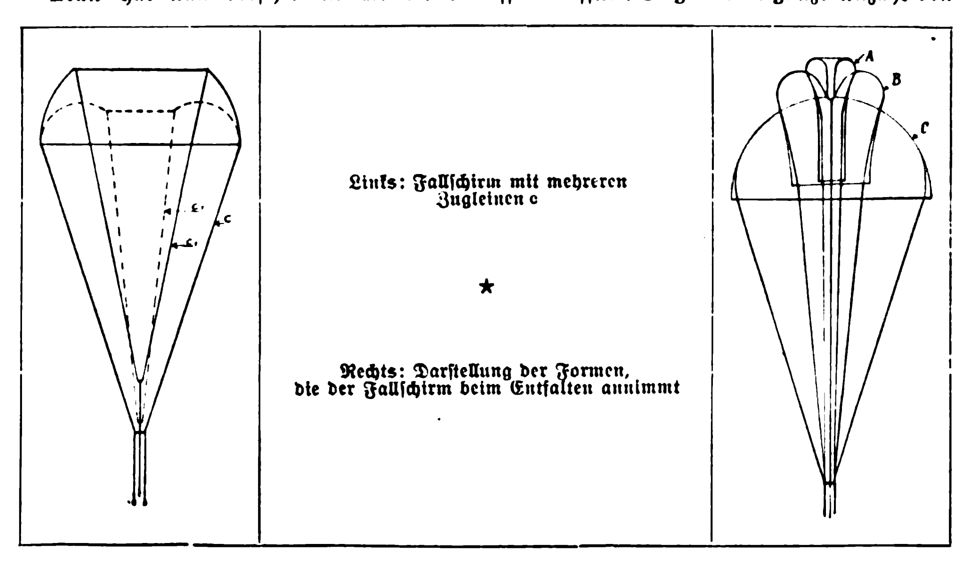


Stufenfallschirm

Man hat nun verschiedene Mittel erwogen, um diesen Stoß abzuschwächen. Zunächst Federn und Gummizüge. Beim deutschen Unz-Fallschirm und beim englischen Calthrop-Schirm hat man Federn zwischen den Fallschirm und den Menschen eingeschaltet. Die Federn können aber nur Stöße von nicht allzu großer Stärke aufnehmen. Außerdem schnellen sie wieder zurück. Der Mensch wird daher auf und ab bewegt. Er schwankt hin und her. Erst nachdem er, an der Feder hängend, einige Zeit lang auf- und niedergehende Bewegungen ausgeführt hat, kommt er schließlich zur Ruhe. Daß diese Art der Abmilderung des Stoßes für ihn nicht sehr angenehm ist, bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen.

Um eine bessere Abschwächung des Stoßes zu erzielen, hat man am Fallschirm eigene Bremsen angebracht. Eine derartige Bremse, wie sie von den B. C. Textilwerken Tempelhof zu Versuchszwecken hergestellt wurde, zeigt die Abbildung auf Seite 299.

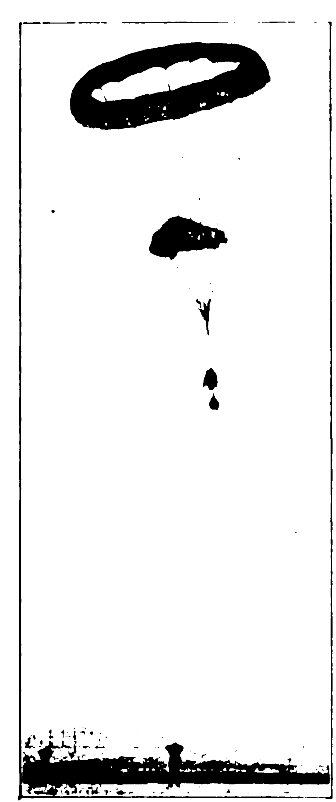
Ein weiteres Verfahren, den Stoß bei der Entfaltung des Schirms abzuschwächen, besteht darin, daß man den Schirm in einzelnen Stufen zur Entfaltung bringt. Der Stufenfallschirm kann in verschiedener Ausführung hergestellt werden. Er kann z. B. aus zwei (Abb. Seite 300 oben) übereinander angebrachten Schirmen bestehen, von denen sich der kleinere a zuerst, der größere b später öffnet. Es gibt eine ganze Anzahl von



Links: Fallschirm mit mehreren Zugleinen c

★

Rechts: Darstellung der Formen, die der Fallschirm beim Entfalten annimmt

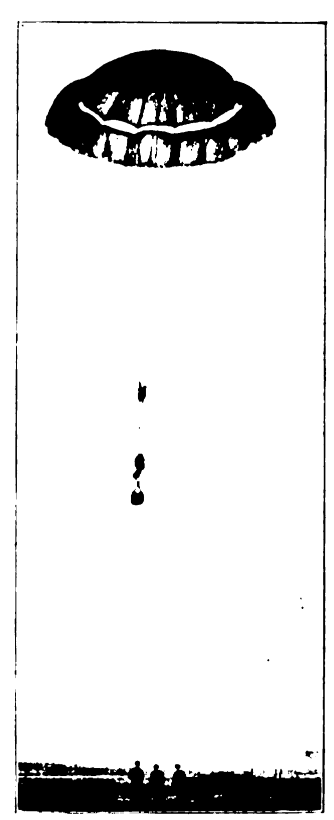


Stufenfallschirm
Erster Abschnitt der Entfaltung

Konstruktionen, die auf dieser Grundlage beruhen. Eine andere Art des Stufenfallschirms ist der Ringschirm. Er besteht aus einem Stoffring, in dem der übrige Teil des Schirms in Form eines Bündels hängt. Bei einem Absprung oder Absturz öffnet sich zunächst nur der äußere Ring, der ein großes Luftloch einschließt, durch das die Luft entweichen kann. (Abb. Seite 301). Dann schwebt dieses Bündel von unten her in dieses Luftloch hinein und entfaltet sich hier (Abb. Seite 301). Mit dieser zweiten Stufe der Entfaltung ist der Stufenfallschirm vollkommen geöffnet. Zwischen Innenteil und Ring bleibt ein schmaler, offener Rand, durch den auch weiterhin ein Entweichen der Luft stattfinden kann, so daß der ganze Schirm langsam zur Erde niederschwebt, ohne daß seine Teile bis zu einer Gefahr drohenden Grenze beansprucht werden.

Wir verfügen also über hinreichende Mittel, um den Absturz aus dem Flugzeug stoßfrei zu machen, um so mehr, da wir verschiedene dieser Mittel miteinander vereinigen können. Der Rauminhalt des Schirms sowie seine Form lassen sich den gegebenen Verhältnissen anpassen. Diese Tatsache ergibt die Möglichkeit, Fallschirme herzustellen, die nicht nur für den Menschen, sondern für das ganze Flugzeug in Betracht kommen. Auch große Geschwindigkeiten können abgefangen werden, sobald man nur den Schirm groß genug macht. Dr. Müller ist der Ansicht, daß man bei sehr hohen Geschwindigkeiten von 300 bis 400 Kilometer die Stunde kleine Flugzeuge am besten vollkommen durch Riesenschirme abfangen wird. Bei diesen Geschwindigkeiten ist es ja auch gar nicht mehr möglich, das Flugzeug zu verlassen und abzuspringen. Ist das Flugzeug durch den Riesenfallschirm abgefangen und zur Ruhe gekommen, so können die Fahrgäste — jeder für sich — noch mit kleinen Fallschirmen abspringen. In vielen Fällen wird dies infolge der Wirkung des großen Schirms aber gar nicht nötig sein.

Wir fügen hinzu, daß praktische Versuche, die in Amerika durchgeführt wurden, tatsächlich die Möglichkeit ergeben haben, ganze Flugzeuge mit Hilfe von Fallschirmen sicher zur Erde zu bringen. Der Militärflieger Oelze stieg mit einem mit Fallschirm versehenen Flugzeug, einem Doppeldecker, bis zu etwa 900 Meter Höhe auf. Dann ließ er das Flugzeug bei abgestelltem Motor in die Tiefe stürzen, nachdem er die Lösevorrichtung für den Fallschirm in Tätigkeit gesetzt hatte. Der Schirm entfaltete sich und wirkte vorzüglich. Er brachte das Flugzeug samt Piloten in etwas mehr als einer Minute sicher zur Erde. Der von Oelze benutzte Riesenfallschirm hatte einen Durchmesser von nahezu zwanzig Metern. Da auch die kleineren Fallschirme hinreichend erprobt sind, die zur Rettung der Insassen des Flugzeugs dienen sollen, so läßt sich wohl heute schon behaupten, daß der Luftverkehr über Rettungsmittel verfügt, die in bezug auf Wirksamkeit hinter denen anderer Verkehrsmittel nicht zurückstehen.



Stufenfallschirm
Zweiter Abschnitt der Entfaltung:
Vollständige Öffnung

Der Doppelgänger

Erzählung von Theophile von Bodisco

Die Kinder nahmen mit ungeheurer Lebendigkeit das geheimnisvolle Geschehen auf. Schon immer hatten sie es gewußt, daß der Großvater, diese überaus hohe, herrschende Gestalt, einen unheimlichen Begleiter hatte, der sich ab und zu zeigen sollte. Aber etwas aus weiter Ferne wissen oder es selbst aus nächster Nähe erleben, war etwas Grundverschiedenes. Das Gerücht, das zuerst flüsternd in den Bedientenstuben auftauchte, dann den Weg über die Bonnen zu den Kindern nahm, war von den Erwachsenen nicht widerlegt worden. Der Doppelgänger des Großvaters war wirklich erschienen. Wer ihn gesehen, wie alles verlaufen war, blieb zunächst noch Geheimnis, doch das Unheimliche war Wirklichkeit geworden; es wehte jetzt so schauerlich verhalten durch das große weiße Schloß.

Die Kinder, eine ganze Schar, aus zwei Familien stammend, führten, so verwunderlich das bei den streng bewahrten äußeren Formen des Schloßlebens scheinen mochte, ein eigenes freies Leben. Es wohnten hier soviel Menschen, der ganze Anhang eines großen Hauses. Aus der Monarchie der Erwachsenen sah man lächelnd auf die Republik der Kinder hinab. Die Kinder wieder empfanden die Welt der Erwachsenen als sehr abgegrenzt von der ihren, ja, es waren zwei große Kapseln, die gegeneinander abgeschlossen blieben.

Die kleine Marie Therese, meist bloß Trou genannt, hatte das Geschehen mit dem Großvater mit besonders leidenschaftlicher Gefühlskraft an sich genommen. Sie trug noch ein schwarzes Kleid, da ihr Vater, der Kammerherr mit den vielen Orden, der so schön von den russischen Kaisern und vom Hof erzählt hatte, vor einigen Monaten gestorben war. Trou war ein unruhiges Kind, sie liebte es, auf die höchsten Bäume zu klettern und oben in den Wipfeln zu schaukeln und zu singen, aber wenn sie wieder hinunterstieg, war ihr Gesicht ganz unbewegt, höchstens ein wenig bleich. Trou sprang höher und lief schneller als ihre Altersgenossen, war oft nicht zu bändigen, dann aber wieder blieb sie stundenlang still und versonnen, lag auf dem Rücken im Grase, sah auf die Wolken und den Himmel, bis ihre treue kleine Kusine und Spielgefährtin Kara ihr endlich ungeduldig zurief, doch wieder zurückzukommen. Trou versteckte sich auch zuweilen vor den anderen Kindern, saß dann im Dunklen, die Fäuste an die Augen gepreßt. Sie nannte das bei sich selbst: innerlich fliegen. Sie sah dann farbig rollende Kreise, herrliche bunte Flecken, Sterne blitzten auf. Es war zauberhaft. Das Kind liebte es auch, nachzudenken. Es griff dabei gleich nach dem Höchsten: was war eigentlich Gott, gab es Gott und gab es wirklich eine Ewigkeit? Waren Himmel und Hölle nicht dasselbe wie Hänsel und Gretel oder Schneewittchen?

Trou vertraute ihre Gedanken niemand, Kara hätte sie nicht verstanden, und Mama, so schien es ihr, wollte sie nicht verstehen. Mama war immer so weit, sie lebte eben auf ihrem eignen Stern. Ein jeder Mensch hatte seinen eignen Stern. Es schien bloß so, als gehöre man zusammen. Das war Trous Lebenserfahrung. Einmal sah sie durch ein umgekehrtes Opernglas, alles war so ganz klein, ganz weit. „So wie Mama," sagte Trou und legte unmutig das Glas wieder hin. Ja, Trou konnte niemand so richtig alle ihre Nöte sagen, höchstens hätte sie noch mit ihrem Vetter, mit Ralf, über sie sprechen können, aber er lachte sie zu oft aus. Der Großvater allerdings mußte viel wissen, doch war es nicht lachhaft zu denken, dieser alte, vornehme, große Herr wolle in das Herz seiner kleinen Großtochter, das sich selbst nicht verstand, hineinsehen? Das durfte sie gewiß nicht glauben, vollends nun, da der Großvater so ins Ungeheuerliche wuchs. Er war beschattet vom Unbegreiflichen, das erschien Trou ganz furchtbar traurig, ja, schwer mußte es ihm erscheinen, so ganz anders als alle anderen Menschen zu sein . . .

„Trou, Trou, wo bist du?" riefen Ralfs und Karas Stimmen.

Trou machte den Ton, mit dem sie sich stets zu erkennen gab, und kroch aus ihrem Versteck.

„Ralf weiß jetzt alles von Apapas Doppelgänger, er wird es uns erzählen," flüsterte Kara erregt, Trous Hand ergreifend. „Komm, wir sollen auf den Boden gehen."

Wie war das doch geheimnisvoll. Trou hüpfte einige Male vor Freude und Ungeduld. Wie groß, wie dämmerig und verstaubt, wie unergründlich schauerlich war nicht dieser Boden. An der einen vorspringenden Wand die verspritzte Blutspur. Ein Majoratsherr, so hieß es, hatte vor vielen Hunderten von Jahren hier seine Frau ermordet. Sie spukte seitdem als

weiße Frau in der Nacht ihrer Ermordung durch die vielen Zimmer und erschien dem jedesmaligen Majoratsherrn.

„Setzt euch," flüsterte Ralf. Er war ein langer, magerer Junge von dreizehn Jahren, ein wenig kränklich und von seiner Mutter verhätschelt.

Kara im rosa Musselinkleidchen drückte sich fröstelnd an Trou, die die stickige Bodenluft mit gespreizten Nasenlöchern tief einzog.

„So war es also, so hat Mami es mir erzählt," begann Ralf, immer noch leise sprechend, „sie selbst hat Apapa gesehen."

„Oh!" machten Trou und Klara mit großen Augen.

„Ja. Darum war sie auch damals zwei Tage lang krank." Ralf sprach wichtig. „So also war es. Mammi stand mit der Kunze am Wäscheschrank im großen Vorzimmer, und sie nahmen beide Wäsche heraus. Mammi wendet sich, da sieht sie, wie am anderen Ende des Zimmers Apapa durchgeht. Ganz braun ist er angezogen. ‚Papa,' ruft sie erstaunt, ‚bist du schon aufgestanden?' Aber Apapa sagt nichts, er geht mit einem fremden Gang. ‚Sahen Sie, wie merkwürdig . . .' sagt Mammi und faßt die Kunze an der Hand. ‚Da ging doch jemand hinaus . . .?' fragt die. ‚Jawohl, der Graf . . .' sagt Mammi und fängt an zu zittern. Sie hat furchtbares Herzklopfen. ‚Was ist denn, Frau Gräfin?' fragt die Kunze, aber Mammi kann nicht sprechen. ‚Ich bringe jetzt die Wäsche ins Zimmer des Grafen, da er doch weg ist,' sagt die Kunze und geht mit einem großen Packen Wäsche in Apapas Zimmer. Aber sie kommt gleich wieder zurückgelaufen mit der ganzen Wäsche und ist ganz blaß im Gesicht. ‚Der Graf ist im Schlafzimmer,' sagt sie. Mammi sinkt auf einen Stuhl. ‚Ach Gott!' sagt sie. Die Kunze streichelt sie und weiß nichts zu sagen. ‚Sie meinten doch auch,' fragte Mammi, ‚der Graf wäre erst eben hier durchgegangen?' — ‚Ach ja, Frau Gräfin, und Sie meinten doch selbst, Sie glaubten doch . . .?' — ‚Sprechen Sie nicht davon, sprechen Sie nie mehr davon!' ruft Mammi und weint vor Angst."

Trou und Kara seufzten schwer auf. Trous Zähne klapperten aufeinander, sie stieß hervor: „Sah Apapa, sah — der andere Apapa genau so aus wie er selbst?"

„Ja, genau so, und doch sagt Mammi, sie hätte es nicht beschreiben können, wie er eigentlich aussah. Der Umriß der Gestalt, die Züge, alles war unverkennbar Apapa, aber dieser andere Apapa schien ihr kein Alter zu haben. Und dann — er sah sie mit so leeren Augen an."

„Mit so leeren Augen . . .?" hauchte Trou.

„Ja. Und Mammi sagte auch, daß, wenn sie jetzt daran denke, fühle sie sich wie von einer anderen Welt berührt."

Trou saß ganz steif da, aber es tönte in ihr: ‚von einer anderen Welt . . .' Kara sah scheu auf Trou hin. „Pfui, wie schauerlich!" rief sie plötzlich und versteckte ihr Gesicht an Trous Schulter.

„Und was nun?" fragte Trou.

„Wieso, was nun?" fragte Ralf entgegen. „Was jetzt wird, meinst du? Nichts wird sein, es wird sein wie immer. Wir wußten es doch alle, daß Apapa einen Doppelgänger haben sollte und daß man ihn oft gesehen hat, wie er noch Offizier war. Nun hat man ihn eben auch hier gesehen, das ist alles."

„Jesus erschien auch seinen Freunden, und sie glaubten, er wäre ein Fremder," begann Trou zögernd, aber Ralf schnitt ihre Worte mit wegwerfender Handbewegung ab. „Ich glaube, daß wir alle Geister sind," fuhr Trou erregt fort. „Was glauben denn die großen Menschen, was ein Doppelgänger ist?"

„Ja, da kannst du alle Professoren fragen, sie wissen das alle nicht," antwortete Ralf. „Aber es ist klar, daß es viele Doppelgänger unter den Menschen gibt. In einigen Ländern sind sie häufiger, in andern seltener."

„Kann ein Doppelgänger auch sprechen?" fragte Kara.

„Es scheint nicht. Glaubt nur ja nicht, daß ein Doppelgänger etwas Gewöhnliches ist, in gewöhnlichen Familien kommt er überhaupt nicht vor, wenn wohl auch nicht alle Grafengeschlechter einen haben. Er ist eben etwas Besonderes," schloß er, sich mit einem leichten Anflug von Männlichkeit aufrichtend.

„Ja, etwas Besonderes . . ." wiederholte Trou. „Kann er auch an mehreren Stellen zugleich sein?"

Ralf stutzte. „Aber nein, gewiß nicht, der Doppelgänger, das ist eben ein anderer. Der andere, verstehst du nicht, Trou?"

„Ja, ja, das verstehe ich schon," sagte Trou schnell, „gerade das: der andere. Der andere in uns." Ganz benommen stieg sie die Bodentreppe hinab.

*

Wie eine Sage wächst und sich befestigt, bis sie aller Eigentum wird, so geschah es mit der Erscheinung des Doppelgängers. Jetzt waren es schon viele im Schloß, die ihn gesehen haben wollten. Der Heizer, ein schattenhafter, uralter Greis mit erloschenen hellblauen Augen, sagte aus, daß der alte

Graf sich über ihn gebeugt habe, als er noch in halber Nacht vor einem der mächtigen Kachelöfen kniete. Die Kinder sahen in der Dämmerung scheu in die Ecken und vermieden die dunklen Zimmer. Ralf schlich häufig um den großen Stuhl des Großvaters im Kaminzimmer in der schauervollen Hoffnung, den Doppelgänger da sitzen zu sehen. Trou beobachtete den Vetter dabei, fühlte die gespannte Atmosphäre, aber es war doch zugleich etwas in ihr, das sich dagegen auflehnte. Es schien ihr so, als wolle niemand das Geheimnis des Doppelgängers so recht verstehen. Sie empfand, daß hier etwas Verborgenes lag, das in letzte Tiefen griff. Sie wußte sehr wohl, daß wir etwas in uns tragen, von dem wir nur sehr wenig wissen. Oft schien es ihr, als wären tief im Menschen offene Tore, durch die man entschlüpfen könne, ganz weit, weit fort. Aus dem Verborgenen in uns kommen zuweilen so sonderbare Antworten. Wer sprach von da aus? Trou hatte versucht, aus Kara herauszulocken, ob auch in ihr solch verborgenes Volk wohne, aber Kara, trotz ihrem großen Einfühlungsvermögen, hatte sie nicht verstanden. Trou mußte jetzt soviel an geheimnisvolle Dinge denken, soviel, daß sie unaufmerksam wurde in den Stunden und häufig getadelt ward. Sie fühlte es so, als triebe sie Entscheidendem, Großem entgegen. Dann hatte sie schließlich in einer Nacht ein seltsames Erlebnis.

Sie konnte nicht einschlafen. Ein sausender, langatmiger Wind strich an den Fenstern vorüber, seufzte im Korridor, in den Kaminen. Die Bonne im Nebenzimmer schnarchte schon, die kleinen Geschwister atmeten tief und zart. Der goldene Lichtstreif unten an Mamas Tür war erloschen. „Mama," hatte Trou heute abend gefragt, „kann ein Doppelgänger sich vererben?" — „Unsinn," war Mamas Antwort gewesen, „was sprichst du nur, denke überhaupt nicht daran." Nicht daran denken! Konnte man denn Gedanken aufhalten? Warum hatte Mama wieder nicht verstanden, was sie gemeint hatte? Ach, sie meinte so oft etwas andres, die kleine Trou, sie konnte sich nur nicht ausdrücken. So war es auch in diesem Fall: sie wollte ja nur eines, daß der Doppelgänger nicht etwas furchtbar Schauerliches sei, vor dem sich alle fürchteten. Sie wollte nicht, daß er ganz allein auf dem Großvater ruhen sollte. Nein, sie wollte es nicht, daß sie alle auf der einen Seite standen und Apapa ganz allein auf der anderen. Bei diesem Gedanken füllten Trous Augen sich mit Tränen. Wie schwer doch die Dunkelheit war, sie lastete wie ein dichter, schwarzer Sammetmantel auf ihr. Von weitem schlug die Uhr, es mußte jetzt halb eins sein. Der Schlag verweilte in der Stille, als riefe er: ‚Schlafe noch nicht, Trou, es ist ja Geisterstunde.' Die Erwachsenen waren jetzt alle in ihren Zimmern verstreut, Nachtmenschen waren sie nun geworden. Trou hatte es einst voll tiefem Schrecken erkannt, daß es so etwas wie falsche Haare, falsche Zähne und noch so manches andere Erstaunliche gab. ‚So in der Nacht,' dachte sie ‚hört doch die ganze Maskerade des Tages auf.' Sie versuchte es immer wieder, einzuschlafen, aber es gelang ihr nicht. Alle Zimmer des großen Hauses zogen langsam an ihr vorüber wie Bilder der Laterna magica. Nun kam der große Saal mit all den Ahnen. Ein Locken ging von den so bekannten Bildern aus. ‚Komm, sieh uns doch an, wenn wir ganz allein sind unter uns,' sagten sie. Trou setzte sich auf, ihr Herz klopfte. Ganz leicht schlug sie die Bettdecke zurück, wie auf Befehl ging sie zur Tür. Hier blieb sie einen Augenblick lang stehen, das weiße Nachtkleid reichte ihr tief bis zu den Füßen, deren Zehen sich fröstelnd zusammenkrallten. Nein, die Tür knarrte nicht. Wie schwarz doch der Korridor war, als ginge Trou in einem Schlauch dahin. War irgendwo ein blasser Mond versteckt, oder machten es die großen Laternen, die vor dem Hause brannten, daß sich die mächtigen Fenster als hellere Vierecke abhoben? Die Gegenstände, kaum angedeutet, erstanden mehr aus Trous genauer Bekanntschaft mit ihnen. Sie erschienen ihr anders jetzt in der Nacht, sie hätte sich nicht gewundert, wenn der große, geschnitzte Schrank mit einem langen Arm nach ihr gegriffen hätte. Zögernd tastete sie sich weiter. Nun stand sie im Ahnensaal. Sie wußte um jedes Bild, jede Rüsche, jeden Degenknauf, jedes Paar Augenbrauen. Sie glaubte alles zu erkennen. Wie der König Gustav Wasa doch wieder so gelb aussah und starr, ganz wie eine Leiche! Und der Feldmarschall, war der nicht noch mächtiger und böser als am Tage? Sie stand da und lauschte, jeder Muskel an ihrem zarten Körper war angespannt. Und während sie so ganz still dastand, ging etwas Merkwürdiges mit ihr vor. Es war noch Geisterstunde, sie hatte sich immer vor Geistern gefürchtet, nun aber, in Vorbereitung und Erwartung, daß irgend etwas Großes geschehen sollte, war alle Furcht vollkommen von ihr gewichen. Es war geradezu so, als wäre sie ausgetauscht oder als träume sie. Um sie raunten leise die Dinge der Nacht, sie hatte eine Schwelle



Meine Frau und ich. Gemälde von Hermann Tiebert



überschritten, stand wie in einem anderen Leben . . .

‚Oh, ich verstehe,‘ dachte die kleine Trou, ‚ich verstehe. Ich bin es, die hier steht, und ich bin es doch nicht. Eine andere Trou bin ich nun. Die geträumte Trou, die aus mir herausging, bin ich nun, die andere. Die eigentliche Trou, die liegt da im Bett zwischen Mamas Zimmer und dem der Kleinen und fürchtet sich. Sie liebt nicht die dunkle, schwarze Nacht. Sie füllt das Bett aus, ja, das Bett ist gewiß nicht leer. Wie aber, wenn mir nun, mir, der anderen Trou, der andere Apapa begegnet, der Apapa, der ausgeschickt wird — denn alle Menschen und alle Dinge können etwas aus sich herausschicken — wie soll ich ihn dann begrüßen, was geschieht, wenn ich ihn sehe?‘ Was für eine seltsam starke Stille war nicht um Trou. Leise, traumhaft ging sie weiter bis ins Kaminzimmer, bis zu jenem großen Stuhl des Großvaters. Es war zu dunkel, um hier wirklich etwas zu sehen, aber dennoch — saß da nicht jemand im Stuhl? Eine kleine, kalte Hand streckte sich aus und tastete. Nein, es war nichts. Trou zitterte, mit einem Satz sprang sie in den Stuhl, kauerte sich fröstelnd zusammen. Ihr Herz raste. ‚Nein, nein, dies ist alles gar nicht schauerlich,‘ versuchte sie sich immer wieder einzureden. ‚Armer, armer Apapa, alle haben sie dich verleumdet. Nicht schauerlich ist dies, sondern nur natürlich, wie auch die andere Trou, die ich jetzt bin, nur natürlich ist.‘ Aber da, schurrte da nicht ein langsamer Schritt heran? Trous Glieder wurden ganz steif, ihre Haut sträubte sich, daß sie hart wurde und porös. ‚Nein, nein, es ist nichts, es ist nichts,‘ sagte sich Trou, aber sie glitt doch vom Stuhl herab und ohne anzuhalten und ohne sich umzusehen lief sie auf ihren kleinen, bloßen Füßen bis in ihr Zimmer. Vor dem Bett stehend streckte sie die Hand aus. Tastete sie ihr Bett ab. Oh, kleine Trou, ist das Schauspielerei, ist das Wahrheit? Ach, können wir Erwachsenen das denn allemal bei uns selbst unterscheiden? So wie Trou im Bett lag, fühlte sie nachträglich eine gewaltige Furcht. ‚Aber die Trou im Saal, die andere Trou, die hat sich doch nicht gefürchtet . . .?‘ dachte sie zusammenschauernd.

*

Kara und Ralf wollten es nicht glauben, daß Trou ganz allein in der Nacht durch das Haus gegangen war und sogar in Apapas großem Lehnstuhl gesessen hatte. Als Ralf den Kopf schüttelte, wurde Trous Gesicht kalt und hochmütig. Mit ruhiger Stimme sagte sie, sie hätte es jetzt entdeckt, was ein Doppelgänger wäre, er sei nämlich gar nichts Besonderes, sondern etwas ganz Natürliches. „Bloß eine Teilung ist es, das kann uns allen passieren, sonst nichts.“

Ralf starrte sie an, dann platzte er lachend heraus: „Seht doch Trous Gesicht, jetzt glaubst du wohl, daß du auch einen Doppelgänger hast?“

Trou wandte sich wortlos. Sie kam sich seit dieser Nacht verändert vor, so wie abseits von den anderen. Sogar ihr Gang war nicht mehr der gleiche. Der Name Bachstelze, den man ihr oft gab, wäre heute verfehlt gewesen. Sie ging heute ganz gerade, alle drolligen Serpentinen, zu denen sie sonst durch die großen Zimmer verführt wurde, fielen aus. Das Erlebnis der Nacht lag zwar weit hinter ihr, erschien ihr fast wie ein Traum, aber sie wußte, daß es doch eine starke Wirklichkeit war. Nach Ralfs, ihr so verächtlich erscheinenden Worten, begann ein Vorsatz, der im Unbewußten keimte, hervorzusteigen und nach Form zu suchen. Zum Frühstück konnte sie nichts essen. Es saß ihr ein Stück in der Kehle. Sie fühlte, wie sich spöttische Augenpaare auf sie richteten. ‚Schadet nichts,‘ dachte sie, ‚um so mehr wächst die andere Trou.‘

„Warum ißt du denn nichts?“ fragte einer der großen Vettern. Ralf mußte also geklatscht haben. „Du gerade müßtest doch viel essen, denn ich habe sagen hören, daß Leute, die nachts umgingen, besonders hungrig wären am Tage. Es muß doch wohl sehr anstrengend sein?“

„Was muß anstrengend sein?“ fragte Trou entgegen, und ihr Gesicht war mit einemmal ganz weiß und doch glühend, die Augen sehr dunkel und drohend. „Einen Doppelgänger zu haben, meinst du?“

„Que dit-elle?“ flüsterte die Französin der Gouvernante zu, die der Kinder Gespräch gehört hatte und mißbilligend den Kopf schüttelte. Die Vettern gaben sogleich das Necken auf, als sie bemerkten, daß die Lehrgeister zuhörten. Sie sprachen davon, daß sie nach dem Frühstück in den großen Wald fahren wollten zu den Holzhauern.

„Wir auch, Trou, nicht wahr?“ flüsterte Kara, die Trou heute stets mit ängstlich fragenden Augen ansah.

„Du ja, ich nicht, ich habe Kopfschmerzen,“ sagte Trou abweisend.

„Sehr begreiflich,“ flüsterte einer der Vettern, „so etwas ist sehr ermüdend für den Kopf.“

Trou sah nicht auf. Sie wies Kara, die ihr in ihr Zimmer folgen wollte, schroff ab. Sie streckte sich lang auf ihr Bett aus und schloß die Augen. Nicht darum lag

Trou so still, weil sie müde war, auch fühlte sie keinerlei Kopfschmerz, wie sie vorgegeben hatte. Sie lag einfach deshalb da, weil sie auf etwas wartete. Sie lag so still da, als wäre sie tot. Da, mit einemmal schnellte sie auf, band sich ein Tuch um, zog die Brauen finster zusammen und lief hinaus. Sie lief durch den Korridor zu einer verborgenen Treppe, tastete sich hinab, kam in den breiten Korridor bei den Dienstbotenzimmern. Von dort aus trat sie hinaus, lief hinter Büschen und Hecken zum Park, durchquerte ihn und erreichte den Wald. Ach, Trou kannte ja jeden verborgenen Weg, jede Wegkürzung durch alle die vielen herrlichen Räuber- und Wanderspiele! Jetzt war sie schon nah an der Lichtung, wo die Holzhauer arbeiteten. Ganz bleich und atemlos blieb sie stehen. Da — fernes Rollen. Sie ging nah an den Fahrweg heran, hier mußte sie bleiben. Sie begann langsam im Wald dahinzugehen, mit schleppendem Gang, als wären ihre Füße gebunden. ‚Jetzt wächst sie,' empfand sie. ‚Jetzt ist sie da, jetzt bin ich wieder die andere geworden.' Ihre Gebärden, ihr Gesicht nahmen etwas Fremdes, Geisterhaftes an, sie schloß einen Augenblick lang die Augen. ‚Die wirkliche Trou liegt auf dem Bett, ganz still, wie tot liegt sie da . . .' Das Rollen war jetzt ganz nah. Trou richtete den Blick starr nach vorn, sah nur die grau-lila Stämme der Kiefern, sah sie eigentlich nicht, denn es sauste in ihren Ohren so stark, daß sie sich davongetragen fühlte, ganz weit, weit weg. Sie hörte auch nichts, glaubte wenigstens nicht zu hören, daß der Wagen schnell vorüberfuhr, daß eine bekannte Stimme aufkreischte, daß eine andere Stimme ihren Namen rief. Was gingen die anderen Menschen diese schattenhaft erstarrte Trou denn an? Dennoch, es war etwas zu ihr gedrungen, jähe Furcht erfaßte sie, sie mußte fort, sich verbergen. Das prickelnde, seltsame Gefühl, aus Angst, Tollkühnheit und Lust gemischt, das sie stets überkam bei Fang- und Versteckspielen, fiel über sie her. Dort — das Dickicht! Trou arbeitete sich keuchend durch, als wäre eine Meute wütender, kläffender Hunde hinter ihr her. Sie lief wie gehetzt, bis sie oben in ihrem Zimmer war. Hier warf sie sich wieder aufs Bett und zog die Decke über den Kopf. Aber die brennende Sonne, der frische Wind, der Wald, das Wagenrollen, alles kam mit unter die Decke, bedrängte sie so sehr, daß sie sie wieder abschleuderte. Sie versuchte, sich noch länger auszustrecken und langsam zu atmen, bis ihr Herz sich allmählich beruhigte. Schritte kamen zur Tür, eine Spalte öffnete sich, Flüstern ertönte. „Ja, sie liegt da." Das war Karas Stimme, die sprach. „Siehst du, sie schläft?" Die Schritte entfernten sich wieder. Eine wilde Genugtuung schoß in Trou empor, zugleich aber fühlte sie ein leises, mahnendes Bangen. Wie diese dicken, vollgestopften Kissen doch rauschen konnten, ganz wie die Wellen der See rauschte es aus ihnen entgegen! Dazu fing das Bett jetzt noch an zu schaukeln. ‚Wohin trägt es mich nur . . .?' war Trous letzter Gedanke, dann fiel ein tiefer Schlaf über sie.

*

Trou, Trou!" ganz erschreckt leuchtete die Bonne mit einem Licht in Trous Gesicht. Es hatte schon sechs geschlagen, Mittagsstunde. Trou fuhr auf, verstand nichts, war ganz benommen, aber sie sprang doch auf. Es war nun keine Zeit mehr zum Umziehen. Sie wusch sich nur schnell die Hände, fuhr sich mit der Bürste übers Haar und lief zum Speisesaal. Hier standen schon alle hinter den Stühlen, den Großvater erwartend. Er trat gerade durch die großen Flügeltüren herein, als Trou durch die kleine Tür auf ihren Platz schlüpfte. Immer noch war sie nicht ganz wach, erst an den Augen der anderen Kinder erwachte sie, und zwar auf eine grausame Art, denn alle diese blanken Augenpaare sahen sie spöttisch an. Mademoiselle und die Gouvernante sprachen leise miteinander, stießen sich an und deuteten mit dem Kopf auf sie hin. Trou fühlte es so, als stände sie ganz allein auf einer Klippe. Um sie herum zischte und tobte ein böses Gewässer. ‚Warum sind sie alle so anders?' dachte sie. ‚Fühlen sie schon, daß ich etwas anderes bin wie sie? Ist es Mitleid mit der Fremdheit oder ist es Verachtung, weil auch ich . . .?' Sie sah zum Großvater hinüber, der liebenswürdig und ruhig wie immer mit seinen Nachbarn sprach. ‚Fühlte er es nicht damals auch so, als ob alle fremd und feindlich gegen ihn wären . . .?' Trou beugte sich über die dampfende Bouillon, sie nahm eine der kleinen Piroggen, die der alte Peter ihr anbot.

„Ach, Trou, warum denn, wir sahen dich alle, und Ralf glaubte wirklich —?" Ralf machte Kara ein Zeichen zu schweigen. Trou sah in sein Gesicht, es war bitterböse und kalt abweisend. Da empfand Trou mit einemmal, daß sie in etwas Furchtbarem stand, ja, es war geradezu so, als werde ihr das schreckliche Agamemnonsgewand übergeworfen, das den Tod herbeiführte. Ein kalter Schauer rieselte über sie hin. Oh, wie furchtbar war doch die Welt, wenn die Menschen alle, alle nichts verstanden! Der

alte Peter wollte ihr noch Piroggen anbieten. „Tut nichts, Fräuleinchen, essen muß man doch immer." Sogar Peter war nun so wie die anderen. ‚Ja, warum sehen sie mich alle auf diese Art an, glauben sie denn wirklich, ich hätte nichts anderes im Sinn gehabt, als sie alle zu betrügen?' Warum sah Mama so fragend besorgt aus? Und dieses entsetzlich aufgeregte Getuschel der Gouvernanten! Trou machte sich trotzig. ‚Ich weiß aber, was ich weiß. Ich weiß von der anderen Trou, die niemand außer mir kennt. Und da sind vielleicht noch ganz andere versteckte Trous . . .' Das herrliche Blanc-manger mit der roten Himbeersauce schmeckte ihr gar nicht, sie würgte es nur herunter. Sie wurde angeredet, aber verstand nichts. Sie sah nur, wie Ralf und Kara sich ununterbrochen leise zankten. Ja, alles war so verhalten, so böse. Als die Mahlzeit endlich zu Ende war, lief Trou so schnell, daß niemand sie erwischen konnte, weg. Sie versteckte sich auf der geheimen Treppe, saß auf einer Stufe, barg das Gesicht in den Händen. Es währte geraume Zeit, ehe ihr Herzschlag sich beruhigte. Doch es konnte ja nicht anders sein, als daß Trou, wenn sie allein mit sich und vollends wenn sie im Dunklen war, wieder hineinglitt in ihre eigene Vorstellungswelt. Wieder überkam sie jenes eigene traumhafte Gefühl. ‚Welche Trou bin ich denn nun?" fragte sie sich. ‚Jedenfalls bin ich doch wohl jene andere fremde Trou, die ich selbst gerufen habe? Vielleicht kam es dieser verborgenen Trou immer so vor, als säße sie im Dunklen auf einer Treppe? Sie ist wohl immer gebunden und fest, nur wenn ich sie loslasse, ist sie da . . .?' Sie suchte sich die gewöhnliche Trou so vorzustellen, als wäre sie die fremde Trou. Jene Trou lief eben mit den anderen Kindern. Sie trug offenes Haar mit einer Schleife darin und ein helles Kleid. Sie führte die Spiele an und wurde von allen geliebt. Die großen Vettern griffen ihr ins offene Haar und sagten: „Oh, die schöne Löwenmähne." Sie sagten auch noch: „Paßt auf, aus der Trou, so unausstehlich sie auch sein kann, wird noch einmal etwas Besonderes. Ein Mordsmädchen ist sie doch." Ja, das war die andere Trou. Sie aber, die bisher verborgene Trou, saß auf einer kalten, dunklen Treppe, und doch war das vielleicht die wahre Trou und die laute, helle Trou war die falsche, war der eigentliche Doppelgänger? Ganz fest glaubte Trou es in diesem Augenblick, zweimal dazusein. Sie freute sich fast darüber, sie freute sich, daß diese Vorstellung ihr Schmerzen brachte. Sie dachte dabei an den Großvater und daß er doch nicht allein sei in der Welt mit einer solchen Eigentümlichkeit. Der Unglaube der andern wuchs fast körperlich vor ihr auf, wie eine große, feste Mauer, aber auf dieser Mauer glitt der Schatten jener anderen Trou auf und ab, auf und ab . . .

Vergingen Stunden, Minuten? Trou wußte nichts mehr von Zeit, Bilder kamen in ihre Dunkelheit, viele Bilder. Erst als sie fühlte, daß sie sehr müde wurde, schlich sie in ihr Zimmer. Die kleinen Geschwister schliefen schon, aber die Tür zu Mamas Zimmer stand offen. Mama trat heraus, ein Buch in der Hand.

„Wo bist du gewesen, was soll das heißen, sich so zu verstecken?" Keine Antwort. „Nun? Dann sage ich dir, warum du dich verstecktest: weil du dich schämtest." Schweigen.

„Was ist dir eigentlich eingefallen heute vormittag, was war das für eine Dummheit, warum wolltest du die anderen betrügen und gerade noch mit so etwas?" In Trous Augen flackerte es unruhig. „Du weißt, wie pietätvoll alle anderen Kinder zu Apapa stehen. Ralf ist sehr gekränkt. Tut es dir nicht jetzt leid, was du getan hast, tut dir dieser häßliche Scherz nicht leid?"

Trous Fäuste hatten sich unwillkürlich geballt. „Das war kein Scherz!" rief sie und ihre Augen flammten auf.

„So? Du wolltest es also die anderen wirklich glauben machen, daß du einen Doppelgänger habest? Nun, dann ist es ja so, wie ich vorhin sagte, nämlich ein Betrug."

Trou wurde von einer blinden, sie selbst überwältigenden Wut und Verzweiflung erfaßt. „Nein, das ist kein Betrug, das ist so!"

„Wie denn, was heißt das? Das Küchenmädchen hat dich doch in vollem Galopp zurücklaufen sehen? So etwas macht man doch nicht, Trou. Unglücklicherweise hast du etwas vom Doppelgänger gehört, scheinst aber viel zu kindisch zu sein, um zu verstehen, daß das etwas sehr Unheimliches ist."

Trou lachte auf. Sie wußte, daß es ein unartiges, fühlte, daß es ein böses Lachen war. ‚Höllisch,' dachte sie bei sich selbst. Aber sie lachte ja nur deshalb, weil sie nicht aufweinen wollte. Wäre ihre Seele nicht schon verschlossen gewesen, die Tore wären jetzt bei den Worten der Mutter fest zugefallen. Trou war ganz blaß geworden, ein heftiges Weh zuckte über die feinen Züge.

Mamas Gesicht rötete sich, sie zog die Augenbrauen zusammen, heftig sagte sie: „Ich schäme mich, ja, ich schäme mich, und

jetzt lachst du noch. Pfui. Du kannst dich wirklich oft sehr häßlich betragen, Trou. Aber glaube nicht, daß ich dein Leugnen und deinen Betrug dulden werde. Ich werde es nicht gestatten, daß du lügst."

„Ich lüge nicht," sagte Trou sehr langsam, und ihr Gesicht war merkwürdig klar, als sie sprach, denn so wie sie die bekannten Anzeichen der Heftigkeit auf der Mutter Gesicht sah, war eine Ruhe über sie gekommen, die ihr selbst unheimlich dünkte.

Die Augen der Mutter und des Kindes begegneten sich. Welch ein Leid lag nicht auf diesem blassen Kindergesicht. Nie lief doch alles glatt ab mit der Trou! Ihre Haltung erschien der Mutter anmaßend. Sie wandte sich ungeduldig. In der Bibliothek warteten schon alle darauf, daß sie ihnen aus dem interessanten neuen französischen Roman vorlesen sollte.

„Geh jetzt schlafen, Trou. Morgen wirst du wieder vernünftig aufwachen. Du wirst es Kara und Ralf sagen, daß es dir leid tut, und du wirst nicht eher dein Zimmer verlassen, als bis du um Verzeihung gebeten hast für dein trotziges Betragen und dafür, daß ich mich heute so sehr wegen dir geschämt habe."

Trou setzte sich auf den Bettrand und sah der Mutter mit großem, verdunkeltem Blick nach, wie sie hinausging. ‚So ist es also, jetzt bin ich eine Gefangene.' Eine seltsam starke Neugier stieg in ihr auf: es war doch verwunderlich, was aus dieser ganzen Sache noch werden würde? Dieses Erleben brachte, wie alles das, was groß ist im Leben, Schmerz. In diesen Gedanken, der ihr schon oft gekommen, versank die kleine Trou ganz tief, als sie sich langsam auszog.

★

Am anderen Tage lag auf Trous Gesicht, oder schien der Mutter auf diesem Gesicht, jener gleiche Hochmut zu liegen, den sie an ihrem verstorbenen Gatten, dem Kammerherrn, so gefürchtet hatte. Trou blieb verschlossen, sie gab nichts zu und wollte auch nicht um Verzeihung bitten. Die Mutter sah wohl, daß das Kind sich vollkommen in die Rolle einer Gefangenen hineinphantasiert hatte. Sie verbot vorläufig den kleinen Geschwistern, mit ihr zu sprechen, Trou müsse allein bleiben. ‚Oh, welche Macht haben doch diese Erwachsenen über uns,' dachte Trou, ‚sie brauchen bloß zu befehlen, und das Unwahrscheinlichste geschieht.' Dabei fühlte sie aber deutlich, daß es etwas in ihr gab, was durch keinerlei Befehl erreicht wurde, ja, ein wildes, starkes Freiheitsgefühl durchbrauste sie. Freilich fühlte sie immer wieder blutenden Schmerz. Ach, wozu hatten Ralf und Kara mit Mama gesprochen, wozu überhaupt hatten sie die Erwachsenen mit hineinbezogen? Hätten sie nicht alles untereinander abmachen können? Auch Kara war es wohl verboten, zu ihr zu kommen? Trou ging rastlos auf und nieder. Sie dachte dabei an Silvio Pellico und an den Gefangenen von Chillon. So und so viele Schritte, dann umgekehrt und wieder von neuem die gleiche Zahl von Schritten . . . Sie hatte es doch schon immer so empfunden, als gliche der große Hof da unten, der so fest von den Wirtschaftsgebäuden umschlossen war, mit seinen zwei abgezirkelten Rasenvierecken in der Mitte einem Gefängnishof. Wie seltsam doch alles das war, eigentlich wie unerhört, einen lebendigen Menschen einzusperren! Noch dazu, wenn man im Recht war. Ja, aber war sie denn so ganz im Recht? Es war da doch etwas, ja, trotz allem Leugnen auch vor sich selbst war da doch etwas, was bedrückte. Aber das gehörte jetzt zu ihr, da sie sich doch für das Dunkle entschieden hatte. Sie durfte es jetzt nicht scheuen, den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen. Die Gouvernante kam zu ihr. Sie sprach lebhaft und eindringlich auf sie ein, erklärte es ihr, wie häßlich es doch sei, daß sie ihre Mutter, die noch so unter dem Verlust des Vaters leide, betrübe, wie sie zu tadeln sei wegen dem Betrug. „Es ist so, Lüge, Lüge, das ist unser Erbfeind." Über Trous Lippen kam kein Wort, sie saß da wie aus Holz geschnitzt. Zornig verließ die Gouvernante sie, um bald darauf von der Französin abgelöst zu werden. Lebhaft zwitschernd kam die auf Trou zu, sie solle sich doch all den Unsinn nicht so zu Herzen nehmen und wieder die lustige, kleine Trou sein, sie solle doch lächelnd sagen, man möge ihr ihren Scherz nicht verargen. Während die Französin sprach, sah sie staunend in das bleiche, stille Kindergesicht, das sie so verstummt und duldend ansah. Ärgerlich ging sie, im Herzen die Psychologie dieser schwerfälligen nordischen Menschen verwünschend. Trou war wieder allein, aber dort hinter der Tür, war das nicht Karas Stimme? „Trou, liebe Trou, Ralf ist auch so traurig, er läßt dich sehr grüßen. Ach, Trou, ich glaube ja natürlich, daß du einen Doppelgänger hast, Ralf ist auch sehr böse auf sich selbst, daß er davon mit den anderen gesprochen hat. Verzeih, Trou, liebe, liebe Trou." Trou stand vor der Tür, ihr Herz klopfte, sie beugte sich und legte leise die Lippen aufs Schlüsselloch und küßte es. Aber dann richtete sie sich wieder gerade auf und sagte streng: „Geh, Kara, sonst wird man auch

dich bestrafen, niemand darf zu mir kommen, ich bin jetzt eine Gefangene.“ Sie hörte, daß jemand kam und Kara fortbrachte, es schien ihr, als ob Kara aufschluchzte. Dann kam die Bonne, die das Frühstück brachte. Sie liebte eigentlich Trou nicht sonderlich, weil sie ihr zu lebhaft war und die kleinen Geschwister zu allerlei Unsinn verführte, aber sie war heute doch verdrießlich und ärgerlich, denn ihre gutmütige slawische Natur fand, daß Trous Mutter zu streng mit dem Kinde umging. Und sogar, wenn Trou gelogen haben sollte, war das denn solch ein Unglück? Logen denn nicht überhaupt alle Menschen? „Bitt' doch schnell Mamachen um Verzeihung, wenn sie es schon so will, und alles ist wieder in Ordnung.“ Trou schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. Obwohl sie hungrig war, rührte sie das Essen kaum an, denn es schien ihr, als dürfe sie in ihrer Lage keinen Appetit entwickeln. Nach dem Essen trat völlig unerwartet die Gouvernante in Hut und Mantel wieder bei ihr ein, und befahl ihr, sich gleichfalls sofort anzuziehen, denn Mama wünsche, daß Trou spazieren gehen solle, um dann nachher bei ihrer Rückkehr die nötige Entschuldigung zu machen. Trou verzog ihr Gesicht, aber sie folgte wortlos. Sie gingen durch den Korridor, sahen vom großen Vorhaus aus in den Ahnensaal hinein. Hier ging Mama auf und nieder, ganz allein im großen Saal sah sie so merkwürdig klein aus, die lange, schwarze Trauerschleppe fegte hinter ihr her. ‚Wie ein schwarzer Komet,‘ dachte Trou. Die Gouvernante ging nicht in den Park, sie schlug den Seitenweg ein, der an der Schmiede vorbeiführte. ‚Absichtlich tut sie das,‘ dachte Trou, ‚als wäre ich nur wert bei den Wirtschaftsgebäuden vorüberzugehen.‘ Aber da stand der Schmied so prachtvoll groß und flammenbesprüht da, das war so wunderschön, daß Trou an Siegfried denken mußte, wie er sein Schwert schmiedete. Und nun kam auch schon bald der Wald. Die Gouvernante sagte, daß sie sich auf einen Stein am Wege setzen werde, Trou dürfe ein wenig im Walde umherlaufen. Trou ließ sich das nicht zweimal sagen, es durchzuckte sie: nun war sie frei! Gab es irgend jemand, der schneller laufen und sich besser verbergen konnte als Trou? Sie schoß davon schneller als ein Gedanke, ganz berauscht von Sonne, Luft, vom Duft der Bäume. Als sie endlich anhielt, war sie schon weit, weit weg. Nun war wieder etwas geschehen, nun war die Gefangene entschlüpft! Oh, der herrliche Wald, diese großen, grauen, langen Bärte der Tannen, dies hohe, zitternde, hellgrüne Farnkraut, dies weiche, tiefe Moos! Oh, dies Glück der Geborgenheit! Versunken war das große, weiße Schloß, die Forderung der Mutter, ein neues Waldleben begann nun. Johannes der Täufer hatte sich nur von Wurzeln und von Honig genährt. Hier gab es doch so herrlichen sauren Hasenklee. Gewiß waren auch einige von diesen Wurzeln eßbar. Dann gab es ja noch Pilze, und mancherlei Harz konnte man gewiß auch im Notfalle essen. Unter solch einer alles überschattenden, geheimnisvoll mütterlichen Tanne konnte man gewiß ganz herrlich schlafen! Aber vor allem wollte Trou noch umherschweifen. Es war ihr, als hätte sie tagelang in einem engen Kerker gesessen, solch ein Bedürfnis empfand sie nach Bewegung und Licht. Der Fluß mußte ganz in der Nähe sein, schon hatte sie die Empfindung von etwas Starkem, Fließendem. Sie war mit einemmal ungeheuer durstig und lief weiter, immer weiter . . .

*

Kara weinte laut auf, als die Gouvernante, nachdem sie im Walde hin und her gelaufen war und sich heiser nach Trou geschrien hatte, ganz aufgelöst und verzweifelt wieder zurückkam. „Was habt ihr mit Trou gemacht, jetzt bleibt sie ganz im Walde, oh, ihr wißt es ja nicht, wie meine Trou ist!“ rief sie, die Hände vors Gesicht schlagend. Ralf biß die Zähne zusammen, die beiden großen Jungen brummten etwas Unverständliches vor sich hin. Die Nachricht von Trous Flucht verbreitete sich sogleich im ganzen Hause. Die Erwachsenen versammelten sich im Kaminzimmer um das erregte Fräulein. Sie waren alle der Meinung, daß Trous Betragen unerhört sei. Trous Mutter versäumte zum erstenmal die Stunde, in der sie ihrem Vater aus dem russischen Memoirenwerk vorlas. Dies hatte zur Folge, daß der alte Graf aus seinem Zimmer kam. Niemand hörte seinen leisen, etwas schurrenden Schritt, das leichte Aufschlagen des mit einem Gummiende versehenen Stockes, sie erschraken daher alle heftig, als der alte Herr mit einemmal mitten unter ihnen stand. Er aber sah die Verwirrung, hatte Bruchstücke des erregten Gesprächs schon gehört und stellte nun Fragen. Die Tochter mußte ihm alles ausführlich erzählen. Sie tat es stockend und verwirrt, das eigene Kind nicht schonend, sich im Gegenteil heftig über Trous Verstocktheit und Anmaßung beklagend. Der alte Herr stand da, leicht auf den Stock gestützt, den Blick gesenkt. Er erfuhr es erst jetzt zum erstenmal durch eine direkte Mit-

teilung, was er wohl schon gewußt hatte, nämlich daß sein Doppelgänger gesehen worden war. Keine Miene seines Gesichts verriet, wie er dies aufnahm. Mit gedämpfter Stimme fragte er ganz genau nach jedem Wort, das zwischen Trou und ihrer Mutter gefallen war, dann, mit scharfem, klarem Blick, der über die kleinen Verwirrungen des Lebens hinaussah, aufschauend, gab er seine Befehle. Die Jungen sollten sogleich im Jagdwagen in den Wald fahren, sich vorzustellen suchen, wo Trou wohl am besten zu finden sei. Als er Karas große, flehende blaue Augen, die bittend erhobenen Händchen sah, nickte er ihr freundlich zu, ja, auch sie müsse durchaus mitfahren. Als die Jugend stürmisch davonlief, sah er seiner Tochter einige Augenblicke lang forschend ins Gesicht und traf dann die Anordnung, daß Trou, wenn sie wieder zurück sei, sogleich zu ihm geschickt werden solle. Die Mutter atmete erleichtert auf: nun würde sich alles wieder lösen, sie selbst hätte nicht gewußt, was sie mit dem widerspenstigen Kinde jetzt machen sollte. Es geschah nur in ganz seltenen Fällen, daß der alte Graf als letzte und höchste Instanz selbst ein Enkelkind strafte, das war etwas, was nie vergessen wurde. Nun, es geschah der Trou recht, daß sie das jetzt erleben sollte. Dies Kind war bei aller Lebendigkeit und Leichtigkeit des Temperaments doch zu schwer zu lenken. Jetzt würde eine Zeit qualvoller Erwartung kommen. Der alte Vater ging wieder in sein Zimmer zurück, und auch die andern alle wandten sich wieder ihren Beschäftigungen zu. Trous Mutter setzte sich, wie immer, wenn sie unruhig war, an den Flügel und phantasierte. Das Haus wurde so groß, so weit und so still in der Dämmerung, die Gesichter der Ahnenbilder waren nur noch helle Flecken. Jetzt konnten die Gedanken weit, weit wandern, während die Tonfluten nur so auf und nieder gingen. Dann ebbte die Phantasie, eine Beethovensche Sonate wuchs auf, eine zweite. Wie schnell es doch dunkel wurde, wo waren nur jetzt die Kinder? Die Frau im schwarzen Trauerkleid erhob sich und schritt zur Balkontür, sie konnte sie nur mit Mühe öffnen, sie war schon fest verschlossen, denn es war ja jetzt schon Herbst geworden, wehmütiger Herbst. Oh, wie herrlich doch diese starken, weißen Säulen sich emporstreckten, wie hallenartig, wie großzügig war doch dieser mächtige Balkon! Da lag der große, runde Rasenplatz dunkel inmitten hellerer Wege, die Büsche ballten sich so sonderbar zusammen, ganz matt grüßten gelbe und rote Bäume aus den lila Schleiern der Dämmerung. Vielleicht mußte man doch Leute ausschicken in den Wald? Die Kinder blieben ja solange aus. Vielleicht war Trou etwas zugestoßen? Aber da, war das nicht ein Rollen? Das Herz der Mutter schlug schneller. War Trou gefunden oder nicht? Ja, das war der hohe Jagdwagen, der da einbog, und da saß Trou, zwischen Ralf und Kara und sah so merkwürdig klein aus und zusammengeduckt. Kara und Ralf hatten beide den Arm um sie gelegt. Die Mutter stand im hohen Vorzimmer, ihr Kind zu empfangen, fast feierlich geleiteten die anderen Kinder Trou die Treppe hinan, als bildeten sie eine Garde um sie.

„Trou!“ rief die Mutter impulsiv, aber sie wich zurück vor Trous Gesicht, Staunen faßte sie vor diesem Kinde. Woher kam ihm nur dieser stolze Gleichmut? Es wuchs wieder etwas auf zwischen Mutter und Kind. ‚Nicht ich brauche jetzt zu entscheiden,‘ dachte die Mutter befreit, und dann sagte sie Trou, daß sie sich sogleich umzukleiden und dann zum Großvater zu gehen habe, er wüßte um alles. Sie sah Trou zusammenzucken und schnell in ihr Zimmer flüchten. „Warum ist denn Trou so naß und so schmutzig, Kara?“ rief sie erschreckt, und da erzählte ihr Kara stolz, wie sie Trou am Fluß gefunden hätten, sie hätte gerade Krebse gefangen und wollte sich ein Feuer anmachen, aus der Mühle einen Kessel borgen, sich ihre Krebse zu kochen. „Ich wußte es doch gleich, wo Trou war,“ schloß Kara voller Freude. Die großen Jungen sahen finster zur Seite: sie fürchteten für Trou, die jetzt vor dem mächtigsten Gerichtshof zu bestehen haben würde.

★

Kein anderer Gedanke war in Trou als nur der: ‚Apapa weiß jetzt alles!‘ Sie hatte es doch alle diese Tage so empfunden, als stünden der Großvater und sie in einem näheren Zusammenhang. Warum erschrak sie jetzt so sehr bei der Vorstellung, daß er um alles wußte und sie bald vor ihm stehen sollte? War ihr nicht schon eine Furcht gekommen, als sie auf dem hohen, weißen Sandufer des Flusses gesessen und auf das Geräusch der Mühle gehorcht hatte? Warum hatte sie immer denken müssen: ‚Zermahlen müssen wir doch alle werden, zermahlen, zermahlen?‘ War das jetzt ihre Stunde, sollte von ihr nichts mehr nachbleiben? Sie wusch sich besonders sorgfältig, aber sie zog sich nur ein einfaches, dunkles Kleid an. Sie bemerkte es nicht, wie ihr die Mutter aufmerksam von ihrem Zimmer aus zusah. ‚Wie das Kind doch wußte, was sich gehörte,‘ dachte diese, und welch ein Ausdruck von

Leid lag nicht auf dem schmalen Kindergesicht! ‚Ja, Kinder waren unbegreiflich, Kinder waren eine verschlossene Welt . . .'

Als Trou fertig war, richtete sie sich gerade auf. Sie ging mit festem Schritt durch die langen, dunklen Korridore, in denen nur ab und zu ein Lämpchen brannte. ‚Ich gehe wie einer, der verurteilt ist, zum Tribunal,' dachte sie, und etwas wie eine blutige Guillotine schwebte vor ihr. Es war alles so ganz anders geworden jetzt, so als wäre nichts mehr wirklich. ‚Ich gehe wie ein Schatten, vielleicht sind wir alle Schatten? Ich gehe in der Unterwelt, so wie Orpheus in der Unterwelt ging...' Nun stand sie vor der Tür des Großvaters. Nichts war der kleinen Trou leicht gemacht heute. Die Tür stand nicht offen, auch mit keinem Spältchen offen . . . ‚Klopf' ich? Nein. Er erwartet mich ja . . . zur Aussprache,' dachte sie. Was war das nur wieder für ein Wort? Ihr Herz klopfte stärker, sie drückte die Klinke herunter. ‚Was auch mit mir geschieht, schlimmer als eben kann mir nicht zumut sein,' dachte sie. Sie stand nun im Zimmer und schloß die Tür hinter sich zu.

Zuerst sah Trou nichts deutlich, denn es war wie Nebel vor ihren Augen. Vielleicht war es auch der Rauch der langen Pfeife, der den Raum so blau erfüllte? Mitten im Zimmer am runden Tisch im hohen Lehnsessel saß der Großvater. Zwei Lichte brannten im Silberleuchter, vom grünseidenen Schirm abgeblendet, und zwei andere Lichte waren an der Wand zu beiden Seiten des Bildes vom schwarzen Ritter angezündet, der riesengroß in ganzer Gestalt und blanker Rüstung dastehend, Peter, den großen Zaren, darstellte. Trou blieb bei der Tür stehen, mit großen Augen ins Zimmer blickend, das ihr so sehr geheimnisvoll und feierlich erschien. Sie fühlte den Unterschied von Kerzenhelle und dunklem Schatten geradezu an ihrem Herzen. Alle Lehnsessel standen so besonders großartig und steif da um den runden Tisch. Vielleicht saßen in ihnen des Nachts Geister als des Großvaters Gäste? Trou verneigte sich tief. Der Großvater blies den blauen Rauch aus. Vor sich hinstarrend erwiderte er den Gruß des Kindes nicht. Trou rührte sich nicht. ‚Und wenn ich ein Jahrtausend warten sollte, ich bewege mich nicht,' dachte sie. Da ließ der alte Herr die Pfeife sinken, und immer noch ohne Trou anzusehen, winkte er ihr zu. Sie machte nochmals eine tiefe Verbeugung und näherte sich.

Der Großvater hatte ein ernstes Gesicht, die buschigen Augenbrauen waren zusammengezogen. Mit seinen merkwürdig hellblauen, scharfen Augen sah er nun in das blasse Kindergesicht mit den fast überlebendigen Augen. Trou stand nicht ruhig auf einem Fleck, sie schwankte so sonderbar hin und her.

„Steh gerade," sagte er ruhig und streng.

Trou richtete sich sogleich auf, sie machte sich so steif sie nur konnte. Ihr war, sie wüchse dabei höher und immer höher in diesen geheimnisvollen Raum hinauf.

„Man hat heute viel von dir gesprochen, Marie Therese. Viel zu viel hat man von dir gesprochen. Du bist nur ein kleines Mädchen. Du bist dann im Wald davongelaufen? Nun, wie ich sehe, bist du jetzt wieder zurückgekommen."

Trou hob den Kopf, der sich gesenkt hatte, ihre Seele hörte einen Ton. Er sagt nicht, man hat dich zurückgebracht, er sagt: ‚Wie ich sehe, bist du jetzt wieder zurückgekommen . . .?' — „Ja," sagte sie mit einer ganz fremden Stimme, viel zu laut kam ihr das Wort heraus.

„Warte, bis ich dich frage. Du durftest nicht Fräulein Andersen davonlaufen. Erzieherinnen sind dazu da, daß sie die Kinder erziehen und daß die ihnen gehorchen. Du bist stockig und eigensinnig gegen deine Mutter gewesen, das war sehr unrecht, das darf nie sein. Gott hat den Kindern Eltern gegeben, die Eltern sorgen für die Kinder, sie wissen, was sein muß. Zwischen Eltern und Kindern darf nie etwas sein, das weißt du wohl auch selbst."

Trou begann zu zittern. Ja, das wußte sie wohl selbst, aber des Großvaters Worte machten aus diesem Wissen Gesetze in steinernen Tafeln.

„Man hat mir die Veranlassung von allem erzählt, Marie Therese. Du bist gestern im Wald gewesen bei den Holzhauern und hast nachher so gemacht, als wärest du das nicht gewesen, sondern als sei es dein Doppelgänger, den die andern gesehen hätten. Nun sage mir aber, Trou, ob du denn wirklich glaubst, einen Doppelgänger zu haben, oder ob du die andern zuerst nur necken wolltest?"

Trous ganzes Gesicht hatte sich verändert, es war bisher nur ein aufgewühltes, erregtes Kindergesicht gewesen, nach den Worten des Großvaters war es einen Augenblick lang so, als löse es sich auf, als werde es von unendlichem Durchfluten zersprengt. Ein Seelenlicht, das fast am Verlöschen gewesen war, flammte wieder auf, ja, Trous Gesicht leuchtete, dabei aber ward es von Tränen überschwemmt. Trou konnte das furchtbare Zittern nicht beherrschen, konnte auch kein Wort sagen; die Ge-

kunden dehnten sich schier zu Ewigkeiten, sie weiteten sich zu einem gewaltigen Raum, und darin tanzte ihr Erleben mit dem Doppelgänger wie eine kleine, bunte Kasperlefigur grotesk hin und her. Ja, alles, was Trou doch so bestürmt hatte, schrumpfte vor dem stillen, forschenden Blick des Großvaters in nichts zusammen und rückte von ihr ab. Ein Unverständliches, ein mildes Göttliches hatte begonnen: gütig hatte der Großvater zu ihr gesprochen, er, gerade er. Ja, still und gütig sah er sie an. Ihre Lippen zuckten so eigenwillig, etwas packte und schüttelte sie, warf sie auf die Knie, sie hob die Hände und rief flehend: „Verzeih mir, Apapa, verzeih!"

Im Blick des alten Herrn war ein Staunen, dann aber nahmen seine Züge einen Ausdruck leichter, verlegener Reserve an. „Nein, nein, Trou," sagte er, und nochmals: „Nein, nein, steh auf."

Aber das Kind weinte zu leidenschaftlich und blieb auf den Knien liegen. Es dachte, daß das dunkle Zimmer unendlich feierlicher sei als eine Kirche. Trous Herz brannte und glühte so, daß sie es nicht wagte, den Blick zu erheben.

„Jetzt wirklich genug, Trou. Wenn ich dir verzeihen soll, muß ich zuerst alles wissen. Darum steh auf, setz' dich dort auf den Stuhl und sprich. Es wird schon gehen. Wie ist dir dieser Gedanke gekommen? Kinder sind auch nichts mehr als Menschen, nur kleine Menschen mit anderen Proportionen . . ." fügte der alte Graf, nach seiner Art leise für sich sprechend, hinzu. Aber Trou hörte diese leisen Worte, sie wußte, daß sie nicht für sie gesprochen waren, und darum nahm sie sie mit ganz besonders geheimnisvoller Feierlichkeit in ihr Herz. Auf den Fußspitzen, zart auftretend wie eine kleine Bachstelze, ging sie zum bezeichneten Stuhl. Sie saß da mit gefalteten Händen, und sie sprach und sprach. Sie erzählte alles, was mit ihr vorgegangen war seit jener Nacht im Ahnensaal, wie sie begriffen habe, daß ein Doppelgänger etwas ganz Natürliches und gar nichts Schauerliches sei, wie sie immer darüber nachgedacht hätte, bis sie es ganz verstanden habe, besser als die andern. So hätte sie schließlich geglaubt, so zu sein wie der Großvater, und da habe sie gewollt, die andern sollten es auch glauben . . .

Ganz still mit gesenktem Haupt saß der alte Herr da und lauschte. „So, so, Trou, so so," sagte er, als die lange Rede des Kindes endlich ihr Ende erreicht hatte. „So war es also. Was soll ich dir denn noch mehr sagen, als was du selbst schon weißt? Ich sage dir nicht, daß das Lüge oder Betrug war, denn mit der Lüge ist es etwas sehr Seltsames. Es kann sogar so sein, daß etwas vor Gott Wahrheit ist, was vor den Menschen als Lüge gilt. Das zu entscheiden liegt im Gewissen. Das weißt du alles selbst am besten."

„Verzeih, lieber Apapa, bitte verzeih. Ich durfte das nicht tun, es tut mir so leid, bitte verzeih mir."

„Ich habe dir schon lange verziehen, Trou, darüber wird nicht mehr gesprochen. Ich sage dir nur eines: solch einen Begleiter sucht man nicht auf. Ich spreche dich frei von ihm. Du mußt deine Mutter um Verzeihung bitten, daß du trotzig gegen sie gewesen bist, man kann nie genug um Verzeihung bitten, selbst wenn man glaubt, recht zu haben. Nur Gott kann in die Herzen sehen, wir Menschen können das nicht."

„Ich will alle, alle um Verzeihung bitten," rief Trou leidenschaftlich, „ich will bekennen vor allen Menschen, gleich, soll ich?"

Der alte Herr schüttelte lächelnd den Kopf. Er erhob sich, er zog an einer perlengestickten Klingelschnur, knipste sich etwas Tabak vom Rock und sagte: „Wir essen heute abend eine ganze Stunde zu spät zu Mittag wegen einem gewissen kleinen Mädchen. Nun gehen wir aber zu Tisch. Gib mir die Hand."

O, wie Trous Hand sich in die große, kühle Hand des Großvaters schmiegte. Sie ging so leicht dahin, als hätte sie nicht mehr Schwere als ein Rosenblatt. Sie gingen durch die vielen Zimmer, der Gong ertönte, es klang Trou wie eine wunderbare Musik, ihr schien, als wäre alles erfüllt von Licht und Glanz. Sie standen in der Tür des Speisesaals, und flüchtig strich es Trou durch die Seele, daß es ein Gestern gegeben hatte voll Feindlichkeit und Furcht. Aber das lag so weit, so weit zurück . . .

„Wir kommen spät," sagte der alte Herr, „aber dafür ist jetzt alles in Ordnung. Trou und ich haben die Geschichte abgemacht, davon wird nicht mehr gesprochen."

Russische Bäuerinnen

Von Dr. Rie O. Stahn

Und wieder jagt der Wagen den Postweg entlang mit seinen altbekannten Bildern zu beiden Seiten: seinen Meilensteinen, Stationsbeamten, Brunnen, Fuhren, Lastwagen, den grauen Dörfern mit ihren Teemaschinen, den Bauernfrauen und dem forschen, bärtigen Hausherrn, der mit einem Hafersack aus der Herberge gelaufen kommt, dem Wanderer in zerrissenen Bastschuhen, welcher vielleicht schon viele hundert Werst zurückgelegt hat, den munteren Städtchen, den scheckigen Schlagbäumen, den ewig in Reparatur befindlichen Brücken, den unübersehbaren Feldern hüben und drüben, den Erntewagen, dem reitenden Soldaten, den grünen, gelben oder frisch aufgeworfenen schwarzen Streifen Ackerlandes, die hie und da in der Steppe auftauchen, dem aus der



Bauernmädchen aus Großrußland. Gemälde von N. P. Bogdanow-Bjelsky

Ferne herüberklingenden melancholischen Gesang, den Kiefernwipfeln in zartem Nebeldunst, dem verhallenden Glockengeläute, den Scharen wilder Raben, die vorüberziehen gleich Fliegenschwärmen, und dem endlosen, grenzenlosen Horizont . . . Oh, Rußland! mein Rußland! ich sehe dich, sehe dich aus meiner herrlichen, wundersamen Ferne. Arm, weit verstreut und unfreundlich sind deine Gaue, kein frohes Wunder der Natur, gekrönt von frechen Wunderwerken kühner Kunst, erheitert oder erschreckt hier den Blick . . ."

Die Gleichförmigkeit des europäischen Rußlands, seine unendliche Weite hat Gogol mit diesen Worten in den „Toten Seelen" meisterhaft geschildert. Plastisch ersteht vor unserem geistigen Auge ein Bild von der Natur des Landes, und wir glauben, uns in diese Szenerie auch die dazugehörigen Menschen hineindenken zu können. Doch hier scheitern wir an der Wirklichkeit. Der Russe, der russische Bauer — die Bevölkerung ist zum ganz überwiegenden Teile auch heute noch bäuerlich — weist nämlich seelische Eigenschaften auf, die nicht in der ihn umgebenden Natur ihre Wurzel haben können; sie sind ein Erbe der Vergangenheit.

Gewiß, manche Charakterzüge lassen sich durch Einflüsse der Umgebung erklären, wie z. B. die Gemütstiefe, die Schwermut und ein in Verschwommenheit übergehender Tiefsinn im Gegensatz zur Klarheit und plastischen Gestaltungskraft des Südländers. Indessen, die unglaubliche Passivität, der Mangel an Energie, die Geduld, Fügsamkeit und Zähigkeit muß man auf geschichtliche Erlebnisse zurückführen. Tatarenherrschaft, zarische Despotie, Leibeigenschaft, byzantinische Kirche und die uns gar nicht faßbar erscheinende Bindung an die Dorfgemeinde und Unterwerfung unter sie, haben hauptsächlich bewirkt, daß der russische Bauer in seinem Denken, Fühlen und Wollen viel mehr dem Menschen des Mittelalters oder selbst der vorderasiatischen Länder gleicht als dem modernen Westeuropäer. Hieran vermochten auch die Sowjets noch nichts zu ändern.

Der großrussische Bauer gehört einem derben Menschenschlag an von auffallend gedrungenem Körperbau. Sein Gesicht mit der kleinen, starken, breiten Nase, den roten Wangen, den blauen oder braunen Augen zeigt im allgemeinen Ernst und Gutmütigkeit. Wundern muß man sich über seinen Frohsinn, der sich häufig in jauchzender Lebensfreude äußert. Lebenslust trotz des kärglichen Lebens! Doch ebenso ungehemmt gibt er sich auch melancholischen Gefühlswallungen hin. „Er pendelt" wie Nötzel sagt, „zwischen himmelhoher Begeisterung und tiefster Niedergeschlagenheit, zwischen abweisendem Hochmut und im Staube winselnder Selbstzerknirschung." Er kennt kein Maß, und seine Gutmütigkeit bewahrt ihn nicht vor unglaublicher Roheit und Grausamkeit. Die Frauen sind wackere Arbeiter, die häufig noch mehr leisten als der Mann. Sie sind sehr geschickt in Handarbeiten und verstehen sich auf Spitzenklöppelei, die im Gouvernement Nishnij-Nowgorod weitverbreitet ist, während Wologda für seine Stickereien mit alten eigenartigen Mustern bekannt ist. Auch in der übrigen Hausarbeit sind sie recht erfahren und helfen dem Mann bei der Anfertigung von Gegenständen aus Leder, Holz, Metall oder Ton.

Uns, denen Rußland verschlossen ist, schlägt der Künstler eine Brücke wenigstens zur Vergangenheit; das Heute vermögen wir trotz vieler, vieler schöner Berichte noch nicht klar zu erkennen. Grellrot den Sarafan, bunt das Kopftuch, das breite Gesicht zu behaglichem Schmunzeln verzogen, so setzt der Akademiker Archipow seine „Bäuerin" vor uns. Es ist, als ob sie uns in ihrer Behäbigkeit erzählen will, daß sie heute nicht zu werkeln braucht, weil Sonntag ist.

Eine ganz andere Auffassung spricht aus den „Bauernweibern" von Maljawin. Das lodert und brennt in diesen Bildern, daß man fühlt, sie sind von einem ungestümen Temperament geschaffen. Das sind keine tanzenden Bauerndirnen mehr, sondern wirbelnde Flammen. Dieser Maljawin (geb. 1869) ist sicher eine der interessantesten künstlerischen Persönlichkeiten. Mönch im Athos-Kloster, Mitglied der Akademie, Bruch mit dieser, Triumph auf der Pariser Weltausstellung und — Verstummen, das ist sein äußeres Leben. Wo ist hier der Zusammenhang, wo der schroffe Übergang von der Mönchszelle zum Leben, von den ermüdenden Parastasen zu dem trunkenen Lachen, das leidenschaftlich zum Genießen ruft? Mit seinem kurzen, überwältigenden



Bauernkinder

Gemälde von N. P. Bogdanow-Bjelsky



Bojarin in altrussischer Tracht. Gemälde von K. Makowsky

Wirken war er allen ein Rätsel und blieb in der russischen Malerei meteorgleich und einsam (s. „Schlittenfahrt“ im Januarheft 1927).

Bogdanow-Bjelsky, auch 1869 geboren, steht die Kraft der Darstellung nicht zur Verfügung, die Maljawin so auszeichnete. Die Bauernbälger „Auf der Treibjagd“ weisen einen kleinen Schuß von Idealisierung auf und sind unserem heutigen Empfinden nach ein wenig zu glatt gemalt. Aber er bewährt sich auch hier als ein Meister der Zeichenkunst und feinsinniger Beobachter der Natur. Nahe verwandt ist seiner Kunst M. Iwanow, ein talentierter Schüler von Rjepin.

Auch Makowsky (1839—1916), der unter



Junge Bauersleute
Gemälde von M. Iwanow

den hier wiedergegebenen Reproduktionen durch die „Bojarin“ vertreten ist, gehörte den „Wanderausstellern“ an, einer Künstlervereinigung, die die Kunst dem Volke nahebringen will. Sein Gemälde „Die Butterwoche“ bedeutete für seine Zeit einen gewaltigen Schritt vorwärts. Die Winterluft, der Dampf, der sich über die hölzernen Schaubuden zusammenballt, die charakteristischen Gesichter der Feiertagsgaffer, mit einem Wort: das zeitgenössische Kolorit: — alles ist in ruhige Harmonie zusammengefaßt.

Einer der vielseitigsten russischen Meister ist Konstantin Korowin (geb. 1861). Zu Beginn seiner künstlerischen Laufbahn mußte er, der erste ausgesprochene Impressionist, eine ganze Flut von Spott über sich ergehen lassen nicht nur von seiten des vorurteilsvoll gestimmten Publikums, sondern auch



Mädchen mit altrussischem Kopfschmuck. Gemälde von K. Lebedew



Bäuerin im roten Sarafan mit farbigem Kopftuch
Gemälde von A. E. Archipow

von seinen Berufsgenossen. Die Kühnheit seiner Pinselführung, das Skizzenhafte und Leichte seiner Manier haben jedoch seine Feinde bald besiegt und seinen Namen an die Spitze der neuen russischen Schule gestellt. Anfang 1922 veranstaltete die Tretjakow-Galerie in Moskau, wo Korowin hauptsächlich lebte und arbeitete, eine Ausstellung seiner Werke. Ungeachtet aller Schwierigkeiten, die sich den Veranstaltern in den Weg stellten, hat sie die erste und vollständigste Übersicht über seine Arbeiten aus den Jahren 1883—1920 gegeben. Damals, wo die Kubisten, Futuristen, Strahlenmaler, Suprematisten und wie sie alle heißen, ihre unbedingte Herrschaft ausübten, war diese Ausstellung eine Tat. Jetzt wird man wieder „vernünftig", volkstümlich.



Nachbarinnen. Bauernfrauen aus Großrußland. Gemälde von A. Morawow

Ein unbekannter Brief Heinrich von Kleists

Zum 150. Geburtstage des Dichters

veröffentlicht von Dr. Paul Hoffmann

Wenn am 10. Oktober hoffentlich Deutschland sich im Banne des Wortes Kleists fühlt, so soll es auch einen Brief auf sich wirken lassen, den es bisher noch nicht kannte, einen Brief aus den letzten Lebenstagen des Dichters, der von dem „unerhörten Unglück“ Zeugnis ablegt, an das jeder unwillkürlich denkt, wenn er den Namen Heinrich von Kleist vernimmt.

Am 30. März 1811 war die letzte Nummer der Kleistschen „Berliner Abendblätter“ ausgegeben. Die erste täglich in Berlin erscheinende Zeitung mußte geschlossen werden aus „Gründen, die nicht angegeben werden“ konnten. Sogleich aber pochte Frau Sorge an Kleists Tür, und die Not fragte hart und bitter: „Woher das tägliche Brot?“ Da las der Dichter in Nr. 13 der „Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten“ (auf S. 165 bis 168) die „Verordnung“ vom 28. März 1811 „über die Einrichtung der Amts-Blätter in den Regierungs-Departements und über die Publikation der Gesetze und Verfügungen durch dieselben und durch die allgemeine Gesetzsammlung“, und er fragte sich, ob man ihm wohl die Redaktion übertragen würde, wenn er darum einkäme. Wohl kaum je mag Kleist ein Entschluß so schwer geworden sein wie dieser, der preußischen Regierung seine Dienste anzutragen. Von den elf Paragraphen des Königlichen Erlasses kamen für ihn vor allem drei in Betracht; sie setzen folgendes fest:

„§ 1. Es soll in jedem Regierungsdepartement sogleich ein öffentliches Blatt unter dem Titel: „Amts-Blatt der (Churmärkischen) Regierung“ erscheinen . . .

§ 2. Das Amtsblatt erscheint an bestimmten Tagen und enthält:

b) alle zur allgemeinen Bekanntmachung geeignete Verfügungen der verschiedenen Landesbehörden, also sowohl der Regierungen und der Ober-Landgerichte, als sonstigen öffentlichen Provinzialbehörden, welche ein gemeinsames Interesse für das ganze Departement, einzelner Kreise und Oerter desselben; oder auch nur für einzelne Klassen der Einwohner des Departements haben. Es fallen mithin alle schriftlichen Circularien an die Unterbehörden, und soweit es irgend möglich ist, auch die Circularien der Letztern an einzelne Gemeinden hinweg.

c) Belehrungen über öffentliche Angelegenheiten.

§ 7. . . . Die Redaction und der Abdruck erfolgt unter Aufsicht und an dem Sitze der Regierungen. . . .“

Das klang nicht sehr verheißungsvoll, und wenn Kleist sich trotzdem um die Schriftleitung bewarb, so tat er es, weil er hoffte, daß sich im Rahmen der „Belehrungen über öffentliche Angelegenheiten“ eine Möglichkeit für eine freiere Entfaltung schaffen lassen würde. „Ein officielles Regierungsblatt“ zu schaffen, war als „eines der ersten Erfordernisse“ der Staatsverwaltung seit Jahren erkannt worden. Einen Plan zu einem solchen hatte unter andern auch Kleists Freund, der Hofrat Adam Müller, dem Urteil der Behörde unterbreitet. Er „getraute“ sich, auch darin der Philosoph des Gegensatzes, seltsamerweise einmal „öffentlich und unter der Autorität des Staatsrats ein Regierungsblatt“ und zum andern „anonym und unter der bloßen Connivenz“ desselben „ein Volksblatt, mit andern Worten eine Ministerial- und eine Oppositionszeitung“ zu gleicher Zeit herauszugeben. Einem solchen gesinnungslosen und unwahrhaftigen Vorschlage gegenüber verdient es hervorgehoben zu werden, daß ein ebenso pflichttreuer Beamter als umsichtiger und uneigennütziger „Geschäftsmann“, wie man damals sagte, nämlich der Geheime Staatsrat Sack in einem unveröffentlichten Pro Memoria vom 3. Juli 1810 klagt, er habe „bald nach der Reorganisation unseres Staates“, die durch eine Kabinettsorder vom 6. Dezember 1808 eingeleitet wurde, seine „Meinung“ über ein solches Organ „bei dem Ministerio wiederholt; aber bisher ohne Erfolg“ abgegeben. Er gedachte der „preußischen Nation . . . eine vollständige authentische Sammlung aller ergehenden Gesetze und allgemeinen Anordnungen der höchsten Gewalt“ zu schaffen und sie „offiziell von den zur Publizität geeigneten, und für sie Interesse habenden Verhältnissen des Staates zu auswärtigen Mächten, von interessanten Vorfällen der innern Landesverwaltung, von erheblichen Fortschritten der inländischen Kultur, Kunst und Gewerbe, selbst von merkwürdigen Ereignissen und Erfindungen des Auslandes, insofern sie für den Preußischen Staat von Einfluß sein könnten, zu unterrichten“. Ein solches Programm aus- und durchzuführen, wäre Kleist der geeignete Mann gewesen; ob aber die Kabinettsorder vom 28. März 1811 in diesem Sinne zu verstehen sei, das war die Frage. Dazu kam, daß sie vom Staatskanzler v. Hardenberg und dem Minister v. Kircheisen gegengezeichnet war, und daß Kleist es mit Hardenberg hinlänglich verdorben hatte. Er wagte es nicht, sein Gesuch, den Brief, den wir im Facsimile hier zum ersten Male aus dem Besitz des Geh. Staats-Archivs in Berlin-Dahlem veröffentlichen, an den Staatskanzler unmittelbar zu senden, sondern er bediente sich eines Mittelmannes, nämlich des Regierungsrates

Hoch- und Wohlgeborner Freiherr,
Hochgebietender Herr Staatskanzler,

Ew. Excellenz unterstehe ich mich, gestützt auf die Huld und Gnade, womit Hochdieselben sich, in Ihrem Schreiben vom 11t. v. M. über die, in Bezug auf die Abendblätter, statt gefundenen Mißverständnisse zu erklären geruhten, ein unterthänigstes Gesuch vorzutragen. Es betrifft eine, meinen Kräften und Verhältnissen angemessenen Anstellung bei der Redaction des so eben durch die Gesetzsammlung angekündigten, officiellen, churmärkischen Amtsblatts. Ich führe, Ew. Excellenz gnädigste Entscheidung zu bestimmen, ehrfurchtsvoll für mich an, daß ich nicht nur ein Cabinets-Schreiben Sr. Maj. des Königs vom 13t. April 1799 besitze, worin Höchstdieselben mir, bei meinem Austritt aus dem Militair, als ich die Universitäten besuchte und auf Reisen ging, eine Anstellung im Civil allergnädigst zu versprechen geruhten; sondern auch, daß ich bereits,

Friedrich von Raumer. Vor wenigen Wochen aber hatte Kleist den Staatskanzler gebeten „gehorsamst und untertänigst", „in der Sache des Abendblattes" die Meinung des Herrn v. Raumer „nicht mehr zu Rate zu ziehen", hatte er demselben Raumer geschrieben, „daß er die Zugrunderichtung des Abendblattes ganz allein seinem Einfluß" zuschreibe, und daß „kein Grund mehr für ihn vorhanden" wäre, seinen „Unwillen über die unglaubliche und unverantwortliche Behandlung, die ihm widerfahren, zurückzuhalten", und hatte denselben Raumer genötigt, ihm zu erwidern: „Wenn Sie glauben, daß ich auch auf andere Weise gegen Sie gefehlt, bin ich zu jeder Genugtuung bereit, welche Sie irgend zu fordern sich für berechtigt halten." Das alles Herrn von Raumer vergessen zu machen, mußte Kleist sich angelegen sein lassen. Er tat den schweren Schritt, und unter Abstattung seines gehorsamsten und innigsten Dankes für die durch Raumers „gütige Vermittelung erfolgte Beseitigung der stattgefundenen Misverhältnisse" „ersuchte" er ihn „ganz ergebenst, im Vertrauen auf seine edelmütige Vergebung alles Vorgefallenen, diese Sache zur Befriedigung aller Interessenten in Schutz zu nehmen", und Hardenberg das Schreiben zu übergeben. Er tat es „in der Überzeugung, daß, in Rücksicht des großen Verlustes, den er erlitten, seine Bitte, falls ihr nicht unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen, erfüllt werden" würde. Kleist wußte offenbar, daß die Gewährung seiner Bitte zum guten Teil von Raumers Stellungnahme abhinge, und daß er Hardenberg gewänne, wenn er Raumer gewonnen hätte. Hardenberg gegenüber berief Kleist sich auf dessen „Huld und Gnade", wie sie in einem Schreiben vom 11. März 1811 zum Ausdruck gekommen war.

Und welches war der Erfolg dieses Kniefalles? Die Antwort, welche Kleist erhielt, war, wie die Handschrift zeigt, von Raumer entworfen, von Hardenberg nur unterschrieben; sie lautet:

An den Herrn H. v. Kleist
Hochw.

Ehe ich die Churmärkische Regierung befrage ob Ew. die Redaction des Churmärkischen Amtsblatts übertragen werden könnte, muß ich Sie auf einige Puncte aufmerksam machen die schon an und für sich die Zurücknahme Ihres Gesuchs begründen möchten. Zuvörderst

Ew. Excellenz hochgeneigtem Befehl zufolge, im Jahr 1805 und
1806, wirklich bei der Königsbergischen Kammer gearbeitet habe,
und nun, mir bestimmte, Anstellung bei einer der fränkischen
Kammern, nur späterhin durch den Ausbruch des Kriegs, wieder
rückgängig ward. Ew. Excellenz in Ihrem huldreichen Schreiben
vom 11ten enthaltenen Äußerungen voll Herzensgüte flößen
mir das Vertrauen ein, daß Hochdieselben auf dies mein unter-
thänigstes Gesuch einige Rücksicht nehmen werden; und unter der
gehorsamsten Versicherung, daß es mir, in diesem Fall, weder
an Eifer noch an Kräften fehlen wird, mich derselben würdig
zu machen, ersterbe ich in der tiefsten Ehrfurcht,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 4ten April, 1811.

unterthänigster
H. v. Kleist.

würden Sie Ihren Aufenthalt in Potsdam nehmen müssen; dann kann die Redaction weil alle Inserate von dem Collegium selbst entworfen und vollzogen werden, blos in dem ganz äußerlichen Geschäft des Corrigirens des Drucks und in einigen andern gleich unerheblichen Bemühungen bestehn. Ich glaube nicht daß diese an sich zwar nöthige aber uninteressante Beschäftigung Ihren Wünschen angemessen seyn kann, und gebe Ihnen zu bedenken daß die Vergütung für diese Geschäfte immer nicht füglich höher bestimmt werden kann, als sie von dem zahlreichen Nebenpersonal der Regierung verlangt werden wird.

Sollten Sie aber überhaupt wünschen wieder in den Königl. Dienst einzutreten, so wird dies keine Schwierigkeiten haben, sobald Sie sich den allgemeinen gesetzlichen Bedingungen unterwerfen.

Bl. d. 18./4. 11. Hbg.

Ein Aktenvermerk ergibt, daß der Bescheid sogleich „mundirt", und das „abgs. 19t ej.", daß die Reinschrift am folgenden Tage abgeschickt wurde. Sie läßt an Sachlichkeit nichts zu wünschen übrig und kann an Kühle kaum übertroffen werden. Kleist war um eine Enttäuschung reicher. Die erste Nr. des „Amts-Blatt der Königlichen Churmärkschen Regierung" erschien d. d. „Potsdam den 19. April 1811." In dem Einführungsartikel hieß es, es solle enthalten: „endlich unter der Rubrik: Vermischte Nachrichten und Aufsätze: Belehrungen über öffentliche Angelegenheiten, über gemeinnützige Anstalten und Bemühungen, statistische, polizeyliche und ökonomische Notizen usw." Was man sich unter diesen Titeln vorstellen sollte, ergab z. B. die Nr. 9 vom „14ten Junius" desselben Jahres. Sie brachte auf S. 71 bis 76: „Thaers Anweisung zur Behandlung der feinwolligen Schaafe" — „Hundts neu erfundene Bauart für ländliche Gebäude" — und: „Über die zweckmäßigste Anlegung und Verschönerung der Dorfkirchhöfe und Begräbnißplätze." Ob Kleist das Blatt in die Hand bekam, gegebenen Falls, mit welchen Empfindungen er es las, wissen wir nicht. Daß aber die Raumer-Hardenbergsche Entscheidung mit dazu beitrug, den Dichter seinem Verhängnis entgegenzuführen, das läßt sich, leider, nicht bezweifeln.

Revue der Gespenster

Novelle von Heinz Steguweit

Der Meister Europas war übermütig geworden, er hatte sich zum Kaiser Frankreichs gemacht und zwang Kohorten von Fürsten, seine Diener zu sein. Des Rheinbunds Fahnen defilierten vor ihm, in Jena fiel Preußen auf die Knie, der Friedländer Sieg trieb ihm den russischen Osten zu, nun hieß ihn sein Ehrgeiz das stolze Österreich erobern, mit großem Erfolg, denn fünf Tage nur rangen die Armeen zu Regensburg, dann mußte Wien für den welschen Despoten illuminieren. Und nirgends stand ein Befreier auf, der, wie Wellington nach Trafalgar, die Ohnmacht des Kontinents kurierte, der, wie er in Spanien und Portugal, in Preußen und Österreich die Trommeln zur Freiheit wirbeln ließ. Wohl knirschte zu Stargard der Eisenkopf Blücher, er wolle keine Fesseln mehr tragen, wohl stürmte ein Schill mit 1000 kühnen Husaren von Berlin nach Dessau, von dort hinauf nach Stralsund, um mit Kopf und Kragen die Sehnsucht nach Deutschlands Erneuerung zu büßen. Aber was richteten diese verlorenen Posten aus?

Spitzeltum und niedrigste Verräterei waren in Preußen ein lohnendes Handwerk geworden. So nur wurde es möglich, einen Freund der Freiheit, wie den Buchhändler Palm, zu Braunau vor die Steinschloßflinten Frankreichs zu stellen. Ein Brausekopf wie Friedrich Staps, der achtzehnjährige Pastorensohn aus Naumburg, wollte ein deutscher Brutus werden, ein Held wie Scaevola, wie Aristogeiton und Harmodios, aber auch ihn, der zu Schönbrunn den Dolch gegen Napoleon zückte, auch ihn warfen die Kugeln von dreißig Chevaulegers in den Sand.

*

Wir sehen Kaiser Napoleon nach Österreichs zweiter Niederlage bei Wagram an Erzherzog Karl einen grausamen Frieden diktieren. Zu müde und aufgerieben, um weiterzukämpfen, zu hungrig und entwaffnet, um noch länger den Brandschatzungen standzuhalten, beugte das Volk der Donau der Schande den Nacken, verpflichtete sich zu einer Kontribution von 100 Goldmillionen, verlor Salzburg, Böhmen und Westgalizien, dazu Krakau und die Wiesen am Inn. Überall gehorchte die Welt dem Tyrannen. Nur da, wo Natur und Mensch sich mit der Scholle der Väter verbündeten, wo kernhaftes Bauerntum von Entartung und fremder Willkür nichts wissen wollte, dort hatte die Freiheit unter den Fahnen Tirols eine Zuflucht gefunden: Hofer, der Sandwirt im Passeier Tal, der herrliche Speckbacher und der Kapuziner Haspinger, den man den Pater Rotbart hieß, diese Getreuen schliffen ihre Sensen am Iselberge, riefen zum letzten Aufgebot und schürten das Feuer auf ihren Felsen. Kinder, Greise und Frauen trugen den Kämpfern das Pulver zu, und der schlichte Kuhhirt auf der Senne versprach seine Sache besser zu machen, als der Zeitgenosse in den Städten, der kapitulierte, sobald keine warme Suppe mehr auf dem Tisch stand.

Gegen den Trotz Tirols sammelte Bonaparte jetzt seine Soldaten, und er befahl eine gewaltige Musterung im Park von Schönbrunn.

Am 20. Oktober 1809 in der Frühe um fünf trommelte und blies die Reveille. Aus den Schulen, Arsenalen und Privatquartieren Wiens marschierten die Kolonnen mit geschultertem Bajonett den herbstlichen Büschen Schönbrunns zu. Die Marschälle Bernadotte, Berthier und Duroc, die Generale Savary und Rapp standen hoch in den Sätteln ihrer Pferde. Auch Champigny, des Kaisers Minister und Herzog von Cadore, war zur Revue kommandiert, mit ihm Monsieur Corvisart, der schmächtige Leibarzt, der sich um Salben und Pillen für Bonapartes Gesundheit zu bemühen hatte. Zu alledem Pauken, Standarten, Trompeten, Geschütze und unendlich viel gaffendes Volk!

Alles war zur Parade gerichtet. Aus dem friedlichen Lustpark war ein lärmendes Feldlager geworden. Man wartete zu Tausenden. Einer fehlte noch. Und das war Napoleon selber, der sich gegen alle Gewohnheit peinlichst verschlafen hatte.

Endlich stürzte der Freund und Vasall Graf Rapp selber in das Quartier und mahnte zur Eile. Mit hellem Schrecken sah der Kaiser den Zeiger seiner Uhr über die siebente Stunde rücken. Er bat Rapp, die Truppen und Offiziere mit einer Rede hinzuhalten. Er selber aber schlüpfte, ohne sich heute bedienen zu lassen, in Montur und Pantalons, in Stiefel, Weste und Handschuh, um endlich im Spiegel der Kammer mit erneutem Unmut festzustellen, daß ihm der Bart zu einer zottigen Hecke gewuchert war. Mit unrasiertem Gesicht aber wollte er, der Blankheit und Glätte vom geringsten seiner Soldaten verlangte, nicht zur Revue er-

scheinen. Das kaiserliche Beispiel ging dem Feldherrn über alles. Darum läutete er heftig die Tischglocke und befahl seinem Diener, unverzüglich den Leibbarbier herbeizuzitieren. Der Domestik aber konnte nur mit bebender Stimme melden, daß alles, selbst der Leibbarbier, zur Musterung angetreten sei, und von der im Schloßhof verbliebenen Eskorte dürfte sich wohl keiner auf die Kunst des Bartschneidens verstehen.

Jetzt stampfte Bonaparte wütend den Fuß aufs Parkett, sah die Uhr um fünfzehn kostbare Minuten weitergerückt, riß das Fenster auf und schrie in seiner Verzweiflung drei Reiter der aufgesessenen Eskorte heran, sie hätten unverzüglich binnen drei Minuten den nächsten Barbier aus Wien zu requirieren. Und da des Kaisers Garden solchen Befehl auch nicht um eine Viertelsekunde zu spät zu vollführen sich getrauten, darf man sich nicht wundern, daß prompt nach drei Minuten ein biederer Bürger aus Wien in der kaiserlichen Kammer stand, ein Mann in den Vierzigern, aufrecht und gar nicht devot, der mit fester Stimme erklärte, daß ihn bewaffnete Gewalt zu diesem Dienst im Schloß gezwungen habe.

Napoleon, der allein war, dem die Eile wie Nesseln unter den Füßen brannte, Napoleon überhörte die Erklärung des Bürgers, er lehnte sich in seinem Sessel hintenüber und spürte das ungestüme Blut erst ruhiger werden, als ein warmer Seifenschaum seine Wangen bedeckte. Der Barbier strich an einem Ledergürtel sein Schermesser scharf, biß auf die Zähne, da er nicht anders konnte, als das ihm in tiefster Seele verhaßte Bubengesicht des Welttyrannen in nächster Nähe zu beobachten. Wahrhaftig, diese kleine, aufzuckende Grube am rechten Winkel der Lippe verriet den zügellosen Ehrgeiz eines Gewordenen. Diese Spalte, die mittlings in die Stirne über dem Nasensattel sprang, war das Mal des skrupellosen Egoisten. Am schärfsten aber wollten ihm die winzigen Krähenfüße der Augen den Hohn eines Unterdrückers, den hämischen Spott eines Spielers offenbaren, der mit tausend blinden Würfeln die Torheit Europas sich dienstbar zu machen verstand.

Und da der Barbier Wangen, Kinn und Lippen des Allmächtigen bereits geglättet hatte, blieb ihm noch die scharf hintenüber gespannte Kehle übrig, und diese Gurgel sollte die knirschende Wut des Wiener Patrioten schauerlich spüren. Die sichere Stille des Ortes, die unheimliche Einsamkeit mit dem Kaiser löste dem Figaro die Zunge. Er drückte das zuckende Messer fest an die Kehle seines Opfers, ließ die haarscharfe Klinge spielen und springen, sprach leise dabei und zischelnd, gefaßt, ein Kind des Todes zu sein, gefaßt aber auch, mit dem geringsten Überdruck seines Messers das Schicksal Europas in einer halben Sekunde wenden zu können.

Erschrecken wir alle vor der Laune des Zufalls, werden wir demütig vor solch lächerlichem Streich des Geschicks, das in diesem Augenblicke ungezählte Armeekorps, das Kronen, Zepter, Verträge, Siege der Schlachtfelder und zur See, das Welten von schrankenloser Gewalt zu albernen Besengespenstern machte, die sich nicht mit zwei Zoll einer simplen Rasierklinge messen konnten.

„Sire, die Eskorten ritten aus dem Hof, sie mögen wiederkommen, schon recht, aber in dieser Minute sind wir allein!"

Das waren des Barbiers einzige Worte, doch sie schnitten so scharf wie sein Werkzeug selber, und der mit rücklings gestrecktem Haupte im Sessel hing, war wehrlos wie der Fuchs im Eisen. Den glühenden Kopf nur halb nach vorne zu beugen, das wagte der Korse nicht, ein Zucken nur, und die Klinge zerriß ihm die Gurgel. Die Wachen standen außer Rufweite mit präsentierter Muskete am Tor. Was nützte solche gedrillte Bereitschaft? Und die Diener mochten jetzt die Bügel seines Pferdes mit beflissener Eile zur Verfügung halten. Sollte er dennoch mit jähem Hilfeschrei kundtun, daß der Meister der Welt in Gefahr sei?

Es war zu geschmacklos, seine Angst vor einem dürftigen Schaumschläger preiszugeben. Und keiner war Zeuge, die erhabene, allgewaltige Majestät zum jämmerlichen Barbierkunden gewandelt zu sehen. Immer noch stand das Messer am Halse, stand und sprang, indes der Kaiser Gelegenheit hatte, den ganzen Grimm dieser Zeit im Antlitz des blassen Bürgers zu studieren. In seiner Brust geschah ein lautloser Einsturz, und alle Kraft schmolz aus den Gliedern. Die Adern strömten schier aus. Und jeden, der gegen ihn aufgestanden war, der aber auch unerbittlich fallen und verbluten mußte, sie alle sah er in schauerlichem Märtyrerzug vor seinen Augen defilieren: den Schill von Stralsund, den Palm von Braunau, den Jüngling Staps aus Naumburg; mit ihnen die Elfe von Wesel, die Keffenbrink und Galle, Wedell und Jahn, Flemming, Trachenberg, Felgentreu, Schmidt, Gabain und Keller hießen! Dann aber drohten die lebenden Todfeinde mit geballten Fäusten: Wellington und Blücher, der Herzog von Öls, Hofer, Speckbacher, Haspinger, Martin Teiner und Josefus Steub!

Er mußte schon denken, daß diese Revue der Gespenster, die sein düsteres Gewissen hielt, doch eine andere war als jene, die im Schönbrunner Park seiner wartete. Und was den Bartschneider anbetraf, so kannte er nicht einmal seinen Namen, dennoch mußte er von ihm dies erste, fürchterliche Quousque tandem, dies erste Memento mori mit entsetzlicher Klarheit vernehmen. Er hatte Preußen gedemütigt, Österreich geschlagen, Rußland bestochen, Holland diente ihm, der Rheinbund, Dänemark, Bayern, Italien, die ganze Welt huldigte mit Zeptern, Degen und Fahnen, vom Kadetten zu Brienne hatte er es zum Cäsar Europas gebracht, draußen, knapp hundert Meter zum Park, harrten Marschälle und Generale, Herzoge und Offiziere, lauerte eine Armee auf die Gnade seines hoheitsvollen Besuches, und hier, zwischen vier morschen Tapeten, ratlos, hilflos, verlacht von der Grimasse seines eignen Genies, ganz und gar nur Staub und Fleisch...

★

Auch der Figaro war heiß geworden; jetzt aber, da ein Rasseln durch die Gewichte der Zimmerpendüle lief, floß alles zu besonnener Kühle in ihm zusammen: Ein Meuchelmord wäre kein Heldenstück gewesen!

Mit hämischem Grinsen rasierte er den Monarchen zu Ende, und sein heiteres: „Fertig, Sire!“ löste einen Kontinent von Klammern aus der Seele des Kaisers. Stumm schwankte Napoleon an das Vertiko, öffnete seine Schatulle, eine Stange roten Dukatengoldes platzte auf den Tisch, aber der Wiener Patriot warf den Gold zurück in die Kassette. Er begnügte sich mit dem frostigen Gruß, daß er Seiner Majestät für soviel Vertrauen und Stillehalten danke. Und verschwand, um bereits eine halbe Stunde später mit der Post über die Stadtgrenze bei Simmering zu entfliehen, denn keiner bot ihm Gewähr, daß die Rache des Korsen sich nicht plötzlich erneut entzünden könne.

Wir wissen von diesem 20. Oktober 1809 nur noch soviel, daß Napoleon aus nie aufgeklärten Gründen die Revue plötzlich abblasen ließ, daß er indes nicht zögerte, den Vizekönig von Italien mit 50 000 Mann zur Unterwerfung Tirols zu bestimmen. Er selbst beeilte sich, binnen wenigen Tagen die Kunst des Bartschabens mit eigner Hand zu erwerben.

Und du! Von A. Glitz-Holzhausen

Durch meine Gedanken geht mancherlei
In des Abends blaugrauer Dämmerung,
Und du und du bist immer dabei,
Erst süßes Flüstern, dann wilder Schrei;
Wie Mohn blüht die Erinnerung:
Du und ich, wir waren jung,
Und unsere Jugend rast vorbei.

Rot blühte der Mohn im Weizenfeld,
Viel röter als Mohn war unser Blut;
Und Liebe die vollen Segel schwellt;
Wir fuhren durch Gottes Sternenwelt;
Erst süßes Tasten, dann wilde Glut;
Ein Sturmwind riß uns vom Kopf den Hut
Und hat unser Segelboot zerschellt.

Wie Mohn blüht die Erinnerung,
Durch meine Gedanken geht mancherlei
In des Abends blaugrauer Dämmerung.
Und du und ich, wir waren jung,
Und du und du bist immer dabei;
Erst süßes Flüstern, dann wilder Schrei,
Rast unsere Jugend vorbei, vorbei!

Aus den Werdetagen der deutschen Einheit

Rheinische Erinnerungen von Präsident Dr. Dr. Dr. Paul Kaufmann

Das Frühlingswehen einer neuen, großen deutschen Zeit erfüllte meine Kinderjahre. Ein stolzer Aufstieg unseres Volkes, das wie kaum ein anderes das unerbittliche Gesetz des ewigen Hoch und Niedrig an sich erfahren hat, kündete sich an. Mit den Eltern verkehrte ein in Bonn im Ruhestande lebender alter General, der dem Prinzen Wilhelm von Preußen bei seiner Flucht von Berlin im März 1848 behilflich gewesen war. Als Kutscher verkleidet, lenkte er den Wagen, in dem der Prinz die Hauptstadt verließ. Und nun sollte der einst so bitter geschmähte „Kartätschenprinz", siegreich in drei Kriegen, durch Erneuerung des deutschen Kaisertums die Sehnsucht einer lange der Auferstehung harrenden Nation erfüllen. Preußen und Österreicher fochten für die Befreiung der deutschen Nordmark. Begeistert sangen wir „Schleswig-Holstein meerumschlungen", zupften mit der Mutter Scharpie und brachten Liebesgaben in die Lazarette. Auch Österreicher lagen dort, meist Tiroler Kaiserjäger, liebe, prächtige Menschen. Der Düppeler Schanzensturm und der Übergang nach Alsen, beides durch ihre Kühnheit unvergleichliche Heldentaten der preußischen Armee, brachen bald den feindlichen Widerstand. Schon nach wenigen Monaten klangen die Friedensglocken durch das Land.

Seit mehreren Jahren stand Preußen unter dem Zeichen des Verfassungskonflikts, eines erbitterten Kampfes der Regierung, an deren Spitze 1862 Otto von Bismarck getreten war, mit der kleinlich nörgelnden, einsichtslosen Volksvertretung über die Umgestaltung des Heerwesens.

Die Fortschrittspartei, der Herd des heftigen Widerstandes, deren geistige Führung in Berlin und in den alten Provinzen lag, hatte auch am Rhein eine zahlreiche Gefolgschaft im Bürgertum und in den breiten Massen. Das Abgeordnetenfest, das im Juli 1865 in Köln unter dem Vorsitz des Kölner Stadtverordneten Classen-Kappelmann gefeiert wurde, gestaltete sich daher zu einer lebhaften Huldigung für die Widersacher der Bismarckschen Politik. Dabei kam es zu wiederholten Zusammenstößen mit den Behörden. Wie ein Märchen aus längst verklungenen Tagen hört es sich an, daß die Polizei den Gürzenich in Köln, wo das Festmahl stattfinden sollte, im letzten Augenblick schloß, die nach dem Zoologischen Garten verlegte Versammlung auflöste und daß am nächsten Tage bei einer Rheinfahrt der Festgenossen in Bonn das Husarenregiment, in Lahnstein nassauisches Militär aufgeboten wurden, um eine Landung zu hindern. Ich erinnere mich, wie aus dem an Bonn vorüberfahrenden Dampfboot der Gesang des höheren Orts nicht genehmen und noch bis 1870 den preußischen Militärkapellen verbotenen Arndtschen „Was ist des Deutschen Vaterland" erscholl, während am Ufer abwehrend das Preußenlied „Heil dir im Siegerkranz" angestimmt wurde. Der Hauptheld der Kölner Tragikomödie, der würdige Bürgermeister von Longwich mit dem denkwürdig gewordenen weißen Filzhut, steht noch vor mir. Die Scherzworte:

Aber Herr Bürgermeister von Longwich,
Wir sind noch alle so hongerich!

welche ihm aus der Versammlung im Zoologischen Garten, die er auflöste, zugerufen wurden, haben lange in Karnevalsliedern fortgelebt. Auch bei der Enthüllung des Arndtdenkmals auf dem Alten Zoll in Bonn, die in jenen Tagen stattfand, war eine fortschrittliche Kundgebung geplant gewesen. Ihr hatte mein Vater auftragsgemäß entgegenzutreten, wodurch auch seine Person vorübergehend in den politischen Streit hineingezogen wurde. Bei einer Eisenbahnfahrt mit dem Vater nach dem Ahrtal wurde der Bonner Vorfall lebhaft besprochen. Einer der Reisenden meinte, der Bonner Oberbürgermeister müsse ein rechter Esel sein. Um einer unbedachten Äußerung seines Sohnes zuvorzukommen, erwiderte der Vater, er kenne das Bonner Stadtoberhaupt ziemlich genau und glaube, daß es richtig gehandelt habe. Nachdem er dann in seiner ruhigen, klaren Weise den Verlauf der Angelegenheit dargestellt, meinten schließlich alle, daß den Oberbürgermeister Kaufmann kein Vorwurf treffen könnte. Dem stimmte selbst der Reisende zu, der ihn zunächst für einen rechten Esel gehalten hatte. Er stellte sich, als wir den Zug verließen, als ein Justizrat aus Köln vor. „Ich empfehle mich, Herr Justizrat," erwiderte der Vater beim Aussteigen, „ich bin der Bonner Oberbürgermeister." Das erstaunte Gesicht des Justizrats sehe ich noch.

Welch furchtbar blutig Handwerk der Krieg ist, empfanden wir schon deutlicher im Jahre 1866. Auch das rheinische Armeekorps wurde mobil gemacht. Gegen den Gedanken eines Krieges zwischen Preußen und Österreich hatte man sich am Rhein, von wo viele alte Beziehungen nach der Donau gingen, lange gesträubt. In zahlreichen Volksversammlungen war gegen den Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bund Einspruch erhoben worden. Der Kölner Erzbischof Melchers hatte sogar den König feierlich vor einem „Bruderkriege" gewarnt,

in dem die Rheinländer dem Rufe ihres Kriegsherrn „nur mit Unmut und Abneigung, ohne Begeisterung, Gehorsam leisten würden". Aber schließlich zwang die verwirrte deutsche Frage zu einer gewaltsamen Lösung. Zur Erholung von den Aufregungen der Kriegsmonate, die, den meisten unbewußt, die Einheit Deutschlands im Schoße trugen, reisten die Eltern im Herbste 1866 mit uns nach dem alten Rheinstädtchen St. Goar. Die Ruine der ehemals hessischen Feste Rheinfels, die ihr Kommandant 1794 den Sansculotten schmählich preisgegeben, war ein Lieblingsplatz für unsere soldatischen Spiele. In unserem Absteigequartier, dem Gasthof zur Lilie, wurden eine vergoldete Messingkrone, Becher und andere Erinnerungen an die St. Goarer Hanse aufbewahrt, eine alte Handelsgilde, in die reisende Kaufleute unter lustigen Zeremonien aufgenommen wurden. In den Abendstunden dienten uns diese Stücke als willkommene Unterhaltung. Wir haben mit den Eltern die Brüderburgen bei Bornhofen und den trutzigen Felsen bestiegen, auf dem die von Klemens Brentano erfundene und durch Heinrich Heine weltbekannt gewordene schöne Zauberin Lorelei mit süßem Gesange die Vorüberfahrenden lockt. Ehrfürchtig saßen wir in Rhens, wo die Gebiete der vier rheinischen Kurfürsten zusammenstießen und viele deutsche Könige, als erster der hochgesinnte Heinrich von Lützelburg, ausgerufen wurden, auf dem Königstuhl.

Die Erfolge des deutsch-österreichischen Feldzuges hatten die politische Stimmung in Preußen überraschend umgewandelt, auch den Rheinländern den Anschluß an die Regierung erleichtert. Wie gründlich dem fortschrittlichen Widerstand der Konfliktszeit der Boden unter den Füßen verloren gegangen war, zeigte sich im Sommer 1868 bei der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Bonner Friedrich-Wilhelms-Universität, an der König Wilhelm I., seine Gemahlin und der Kronprinz teilnahmen. Der begeisterte Empfang stand in auffälligem Gegensatz zu den billigen Triumphen der Abgeordneten im Jahre 1865. Ich habe die stürmisch begrüßten hohen Herrschaften auf dem Weg zur Festversammlung in der Universitätsaula in großem Aufzug vorüberfahren sehen. Der Kronprinz war schon einen Tag vor den Eltern eingetroffen. Er hatte von 1850 bis 1852 in Bonn studiert und sich durch sein einfaches, leutseliges Wesen allgemeine Hochschätzung und Verehrung erworben. Das ist ein wirklich „gemütlicher Prinz", hatten die Bonner damals gemeint. Sein mit einer freundlichen Widmung versehenes Bild, das er beim Abgang von der Universität dem Vater schenkte, schmückt noch mein Arbeitszimmer. Die Stadt Bonn ließ es sich nicht nehmen, dem Kronprinzen durch ein Fest im Kleyschen Garten ihre dankbare Anhänglichkeit zum Ausdruck zu bringen. Ich stand an der Türe des Saales, in dem die zahlreichen Gäste an kleinen runden Tischen speisten und von Bonner Wirtssöhnen, die 1866 mitgefochten hatten, bedient wurden. In der Mitte des Saales hate der Kronprinz mit mehreren gekrönten Häuptern, ehemaligen Studiengenossen, und dem Vater Platz genommen. Das Essen ging zu Ende, es sollten Kaffee und Zigarren gereicht werden. Da trat ein Bonner Stadtrat mit der scherzhaften Aufforderung an mich heran, dem Kronprinzen die Havannas anzubieten. Ich faßte das ganz ernsthaft auf und stand bald darauf mit einer Zigarrenkiste an seiner Seite. Fürstlichkeiten waren für Bonner Kinder nichts Ungewöhnliches. Aber den mit frischem Kriegslorbeer geschmückten preußischen Thronfolger aus nächster Nähe zu beobachten und zu sprechen, erschien mir als besondere Gunst des Schicksals. Der Kronprinz, dem ich mit klopfendem Herzen die Zigarren anbot, sah mich zunächst überrascht an, klärte jedoch durch die Frage an meinen ebenso überraschten Vater: „Ist das Ihr Junge?" die Sachlage rasch befriedigend auf. Dann gab er mir freundlich die Hand, erkundigte sich, wie alt ich sei, welche Klasse des Gymnasiums ich besuche, und versenkte schließlich einige Havannas in meine Rocktasche mit den Worten: „Rauch' sie, wenn der Vater es nicht merkt." Dieser Aufforderung bin ich aber nicht gefolgt, habe vielmehr die denkwürdigen Zigarren sorgfältig aufbewahrt, bis sie durch meine rauchlustigen Brüder schließlich ihre eigentliche Bestimmung erfüllten. Nach dem Essen begleitete mein Vater den Kronprinzen durch den hellerleuchteten Garten. Auf einem Rasenplatz erglänzte eine aus bunten Lichtern gebildete Kaiserkrone. Noch sehe ich den Kronprinzen, der aus seiner kurzen Kriegspfeife rauchte, dem Vater mit dem Finger drohen und höre ihn sagen: „Aber so etwas, lieber Kaufmann, das ist um einige Jahre verfrüht."

Durch die Gründung des Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung war das zum guten Teile auf der Ohnmacht Deutschlands beruhende französische Übergewicht schwer erschüttert worden, aber die Welt ahnte nicht, daß Frankreich trotz der heuchlerischen Friedensbeteuerungen seines Ministerpräsidenten für einen zum Frühjahr 1871 geplanten Vorstoß nach dem Rhein Österreich und Italien als Bundesgenossen gewonnen hatte. Erst die Verhandlungen über die spanische Königskrone wiesen, für die meisten völlig überraschend, auf das am politischen Horizont heranziehende Unwetter hin. In den ersten Julitagen, erzählte der Vater, waren die Offiziere des Bonner Husarenregiments beim König in Ems gewesen. Nach der Tafel hatte der Monarch gefragt, wann das Regimentsexerzieren beginne und ob die Schwadronen für die Herbstübungen gut vorbereitet seien. Als der Regiments-



Sonne und Erde. Gemälde von Prof. Dr. Ludwig Dettmann

kommandeur etwas unbedacht erwiderte, alles sei fertig zum Manövrieren und zum Marschieren, wenn es sein müßte, bis nach Paris, nahmen die Züge Wilhelms I. einen ernsten Ausdruck an. „Das wolle Gott gnädig verhüten," sagte er, „ich habe einen großen Krieg geführt und hoffe, der Himmel wird mir die Notwendigkeit ersparen, meinem Volke die schweren Lasten und Opfer ein zweites Mal aufzuerlegen."

Alle Besorgnisse verschwanden wieder, nachdem der Erbprinz von Hohenzollern auf Spaniens Krone verzichtet hatte und damit der Anlaß zur französischen Verstimmung beseitigt schien. Um so unerwarteter, wie ein Blitz aus heiterer Luft, schlug die bald darauf erfolgende französische Kriegserklärung ein. Was der König befürchtet hatte, ward Wirklichkeit, Frankreich war durch sein ungezügeltes Rheingelüst schicksalsmäßig in den Krieg getrieben worden. Man besorgte am Rhein einen baldigen Einbruch der angeblich schon lange marschbereiten Franzosen. Es wurde alles vorbereitet, um das linke Rheinufer preiszugeben und die Bonner Garnison über den Strom zu schaffen. Darüber wurden zwischen dem Vater und dem Kommandeur unseres Husarenregiments viele geheimnisvolle Beratungen gepflogen. Die Eltern verbargen die Wertsachen in einem der Türme der Bonner Münsterkirche. Dorthin durften auch meine jüngeren Geschwister die schönsten Stücke aus ihrem Spielzimmer bringen. Mit fieberhafter Sorge wurden Nachrichten von der Grenze erwartet. Von unbedeutenden Vorpostengefechten und den Neckereien bei Saarbrücken abgesehen, blieb zunächst alles ruhig. Die französische Lüge über ein glänzendes Gefecht, bei dem Prinz Louis seine Feuertaufe erhalten und mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit mitten im Kugelregen den ersten Schuß aus einer Mitrailleuse auf Saarbrücken getan haben sollte, hatte kurze Beine. Schon bald brachten ungezählte Eisenbahnzüge die Truppen aus dem Osten an den Rhein. Alle Versuche Frankreichs, Preußen zu isolieren, waren erfolglos geblieben. Wie ein Mann hatte sich ganz Deutschland erhoben. Eine Siegesnachricht folgte der anderen. Nach der Schlacht von Wörth erschien spät in der Nacht ein Fackelzug vor unserem Hause. Der Vater hielt in hastig übergeworfener Bekleidung vom Balkon aus eine Ansprache an die freudig bewegte Menge.

Alle freie Zeit brachte ich auf dem nahe der elterlichen Wohnung gelegenen Bahnhof zu, wo immer etwas Neues zu sehen oder zu hören war. Bonn lag nämlich an einer wichtigen Eisenbahnlinie. Vom Prinzen Friedrich Karl, dem roten Prinzen, der sich in Bonn an einem Becher Rheinwein labte, hörte ich: „Beruhigen Sie sich, wir werden die Franzosen schon unterkriegen." Den Zug sah ich, der den König, begleitet von seinen Paladinen Bismarck, Moltke und Roon, still bei Nacht zur Armee brachte. In Köln war der König während seines kurzen Aufenthaltes mit einer beispiellosen Begeisterung gefeiert worden. Bismarck hat sich noch nach Jahrzehnten an den „ohrengellenden, freudigen Zuruf am Kölner Bahnhof" erinnert. Im Gegensatz zu 1866 war der Krieg auch für die Rheinlande ein wahrer Volkskrieg geworden. Später folgten viele Züge mit Kranken und Verwundeten, die nicht selten in Güterwagen ungenügend untergebracht waren. Das „große Sterben" früherer Kriege, Cholera, Ruhr und Typhus, forderte noch empfindliche Opfer. In freier Liebestätigkeit wurde Außerordentliches geleistet. Bonn mit seinen zahlreichen Hospitälern bot für viele Verwundete und Kranke Raum. Die Mutter pflegte in einem Lazarett des Vaterländischen Frauenvereins. Genesende Krieger brachte man in Familien unter. Bei uns war ein hochgewachsener Grenadier aus dem I. Garderegiment zu Fuß viele Wochen aufgenommen worden.

Die von schlichter, gottesfürchtiger Siegesfreude, landesväterlichem Schmerz über die blutigen Opfer und von teilnehmender Empfindung für den tapferen, aber unglücklichen Gegner erfüllten Depeschen des Königs an seine Gemahlin brachten immer neue Kunde von Niederlagen des Erbfeindes. Wie oft haben wir in diesen Tagen des Württembergers Max Schneckenburger prächtiges Sturmlied „Die Wacht am Rhein" gesungen. 1840, kurz nach des Bonners Nikolaus Becker Rheinlied, das, wie Bismarck später einmal gesagt hat, auch damals ein paar Armeekorps wert gewesen sei, zur Abwehr gegen die Kriegspläne des Ministeriums Thiers entstanden, war das vergessene Schneckenburgersche Lied 1870 mit Blitzesschnelle Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Bonn wurde ein bevorzugter Gastort für französische Offiziere, deren Zahl schließlich fast zweitausend betrug. Die Deutschen zeigten sich wie immer als edelmütige, ritterliche Sieger. Alles war darauf bedacht, den Gefangenen ihre Lage möglichst erträglich zu gestalten. Höchst zuvorkommend behandelt, genossen diese freieste Bewegung. Auf den Bonner Promenaden entfaltete sich ein Leben wie auf Pariser Boulevards. Die französischen Mannschaften, darunter viele Turkos und Zuaven, wurden mit Notstandsarbeiten beschäftigt. Die zum Teil höchst verwegen ausschauenden französischen Kulturträger könnte ich noch malen. Unter den Offizieren befanden sich Kriegsminister Leboeuf, der ruhmredige Chef der französischen Kriegsverwaltung, und General Felix Douay. Leboeuf ritt oft durch die Poppelsdorfer Allee. Sein Pferd hat später viele Jahre anstatt des Marschalls einen kranken Bonner Sonderling auf dem Rücken getragen. Nahe bei uns war in einem Gasthofe der Artillerieoberst Parmentier untergebracht, den

seine Frau, die berühmte Geigenkünstlerin Teresa Millanillo, in die Gefangenschaft begleitet hatte. Wie ihre früh verstorbene Schwester, war sie einst ein entzückendes musikalisches Wunderkind gewesen. Aus Adalbert Stifters Erzählung „Zwei Schwestern“ hatten wir davon erfahren. Die Mutter besaß auch ein Bild, auf dem die Schwestern in weißen Kleidchen, Teresa mit gescheitelten Haaren und langen Zöpfen, Maria mit einem vollen Lockenkopf, geigend dargestellt waren. Leider ist es zu einer Begegnung mit der jeden Verkehr meidenden Frau Parmentier nicht gekommen. Die französischen Offiziere schieden sich in zwei streng getrennte Lager. In dem einen fanden sich die Kameraden von der Armee Mac Mahons zusammen, in dem andern die als „Verräter“ von ihnen gemiedenen des Bazaineschen Korps. Bei besonderen Anlässen sah man die Offiziere, die für gewöhnlich bürgerliche Kleidung trugen, in ihren bunten, phantastischen Uniformen. Bei den vielen stattlichen Gestalten unter ihnen war das ein schönes, farbiges Bild.

Höchste Begeisterung lösten Sedans Übergabe und die Gefangennahme Kaiser Napoleons und später die Kaiserproklamation im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles aus, bei der Wilhelm I. gelobte, daß er und seine Nachfolger an der Krone allezeit Mehrer des Reichs sein wollten, aber nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens. Rascher als der Kronprinz 1868 beim Anblick der Kaiserkrone im Kleyschen Garten zu Bonn geglaubt, hatte sich die Zeit erfüllt, in der Preußens König Deutschlands Kaiser werden sollte. Wie nach einem warmen Regen die Pilze sind damals Gedichte zum Preise der deutschen Waffen und der „Germania ohne Witwenschleier“ aus der Erde geschossen. Diese bunte Kriegspoesie ist zum größten Teile längst vergessen. Aber aus einem Hymnus, den ein braver Bonner Handwerksmeister verfaßt und meinem Vater gewidmet hatte, leben folgende unsterbliche Zeilen in meinem Gedächtnis fort:

> Bazaine und Mac Mahone
> Waren beide auch nicht ohne.

Schon wenige Wochen nach Einstellung der Feindseligkeiten waren die Friedensbedingungen festgesetzt. Es kam den Deutschen nicht in den Sinn, die besiegten Gegner lange durch bange Ungewißheit zu quälen. Ein schöner Frühlingstag begrüßte das Bonner Friedensfest, welches Ende März 1871 in der Beethovenhalle gefeiert wurde. Den Trinkspruch auf den neuen deutschen Kaiser brachte der Vater aus. Nicht endenwollenden Beifall entfesselten seine Worte: „Was unsere Väter kaum mehr zu hoffen wagten, das sehen wir erreicht, die alten Reichslande kehren wieder zu uns zurück, das zerrissene, uneinige, schwache Deutschland ist jetzt einig, stark und mächtig unter dem Schutz und Schirm des siegreichen deutschen Kaisers.“

Mit den alten Gegensätzen zwischen den östlichen und westlichen Teilen der preußischen Monarchie war aufgeräumt worden. Auch für die Rheinländer, welche 1866 noch nach Österreich hinübergeschielt hatten, war die Bedeutung der nach einem Ausspruch Karl Immermanns „mächtigen historischen Wahlverwandtschaft“ offenbar geworden, die durch Mischung des knapperen, gemessenen altpreußischen Geistes mit dem heiteren Blute, der Phantasie und dem fröhlichen Sinne der Rheinländer gestiftet worden war“. Das Rheinland, der ehrwürdige Mutterboden der deutschen Kultur, hatte in die Ehe mit Preußen eine reiche Mitgift, Wichtiges, zum Teil sogar Wesenbestimmendes eingebracht. Seine Erwerbung machte Preußen zur Großmacht, bahnte ein neues Deutsches Reich und die Wiederherstellung der Einheit des Rheintals an. Dafür wurde aber dem Rheinland viel, sehr viel von Preußen geschenkt. Beide haben sich nach dem Gesetz organischer Körper wechselseitig befruchtet und aufgebaut. Das Rheinland ist unter dem preußischen Adler vor dem Schicksal bewahrt worden, ein Spielball in den Händen der Großmächte zu werden. Die Verbindung mit dem starken, schöpferisch wirksamen preußischen Staate, der mit fester Hand den deutschen Schicksalsstrom beschützte, hat dem jahrhundertelang durch Kriegsnot heimgesuchten, politisch heillos zerrissenen Westen eine lange, reich gesegnete Friedenszeit geschenkt und höchste Lebenswerte in ihm aufblühen lassen. Unternehmungsgeist und Schaffenskraft der Rheinländer allein, ohne preußische Hilfe, hätten den fast märchenhaften wirtschaftlichen Aufstieg im Westen nicht zuwege gebracht. Der hohe nationale Geist, der die Rheinländer unter dem Eindruck der weltgeschichtlichen Ereignisse von 1870/71 erfüllte, versöhnte sie auch mit dem, was die meist landfremden, altpreußischen Beamten früher bei aller Pflichttreue und Zuverlässigkeit durch unzureichendes Verständnis für die Eigenart der rheinischen Volksseele auf geistigem, besonders religiös-kirchlichem Gebiete gefehlt hatten. Auch im Westen hatte man erfahren, daß das Preußentum, wie Bismarck einst gesagt, einer Wolljacke gleicht, die zuerst kratzt, dann aber warm hält. Die von alters her von einem tief eingewurzelten Selbständigkeitstrieb erfüllten Rheinländer waren sich bewußt geworden, daß ihre reiche Kultur und Wirtschaft auch in Zukunft nur durch engste Verbundenheit mit den Brüdern im Osten verbürgt wurde. Ein sichtbares Zeichen solcher Gesinnungen war der von Vertretern der Rheinprovinz, zu welchen auch mein Vater gehörte, dem aus Frankreich heimkehrenden Kaiser Wilhelm I. überreichte goldene Lorbeerkranz. Er trug die Umschrift: „Ihrem Kaiser und Heldenkönig die dankbare Rheinprovinz 1870/71.“

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Susanne Trautwein: Die schöne Richterin (Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer) — **Hermann Roßmann: Klas der Fisch** (Zehlendorf-Berlin 1927, Rembrandt-Verlag) — **Hermann Stegemann: Wandlung** (Berlin 1927, Aug. Scherl) — **Rudolf Presber: Liebe** (Berlin 1927, Dr. Eysler & Co.) — **Ludwig Fulda: Bunte Gesellschaft** (Stuttgart 1927, J. G. Cotta Nachfl.)

Mit einem Fund hält man nicht gern unnötig hinter dem Berge: die Erzählerin Susanne Trautwein war mir bisher unbekannt, anscheinend hat sie auch noch nichts in Buchform veröffentlicht, als die Erzählung Die schöne Richterin, aber sie verdient es, daß wir von ihr sogleich an erster Stelle sprechen. Keine Wundererscheinung, wie gleich bemerkt sei, aber doch eine Verheißung, denn der gute Durchschnitt, den der Frauenroman gegenwärtig aufweist, wird hier um einige Stufen überholt, die ins Individuelle emporführen. Wenn Rilke als erste Forderung für den Dichter hinstellt, das Ungefähre zu hassen, so vermag auch hier ein solcher Haß Liebe zu erwecken (im Kunstgefilde). Der erste Satz des Buches lautet: „Für Ausnahmen hat die Menschheit besondere Gelasse gebaut, um sie darin erstaunt zu betrachten." Man nehme das als eine Probe der epigrammatischen Form und der gehaltvollen Schärfe dieser Schriftstellerin, zwei Vorzüge, die glücklicherweise nicht ihre einzigen sind. Auch ihren Roman könnte man als ein solches „Gelaß" ansehen, denn auch in ihm kann man die Heldin als eine Ausnahme erstaunt betrachten. Olimpia di Porta Ravegnana, die schöne und einzige Tochter des großen Rechtsgelehrten Giacomo in Bologna, wird vom Vater statt des erwarteten Sohnes der Wissenschaft geweiht. Nachdem sie daheim studiert, in Paris den Doktor gemacht hat, wird sie mit großem Pomp als Lehrer der juristischen Fakultät von Bologna eingesetzt. Eines Abends, in einem stockdunklen Lorbeerhain, hat sie ein ähnliches Schicksal wie Kleists Marquise von O., nur daß sie bei wachen Sinnen bleibt. Nach einiger Zeit bekennt sie dem Rektor, daß sie ihr Amt niederlegen müsse, und erzählt ihr Erlebnis. Der Rektor ist bestürzt, will aber für sie eintreten. So zieht sie sich still zurück und verbringt ihre Tage zu Hause, bis ein Aufstand der Söldner die Stadt in die Gefahr eines Bürgerkrieges bringt. Lambertazzen und Gierimeen, das sind die großen feindlichen Parteien in dem Bologna jener Zeit. Der Oberbefehlshaber Lambertazzi ist in politischen Geschäften abwesend, seinem Stellvertreter Sfiga, dem Feldhauptmann, hat er keinen Sold zur Auszahlung hinterlassen. Er gehört der andern Partei an. Eine Falle! Die Soldaten rebellieren. Sfiga will zu den Aufrührern sprechen, wird aber von einem Steinhagel niedergestreckt. Da, in höchster Not, spricht die Richterin, obwohl Lambertazza, zu den Aufständischen und beruhigt sie mit Versprechungen. Aber ein böser, heimlicher Wille ist am Werk: im Palais des Sfiga bricht Feuer aus. Die Richterin nimmt den Schwerkranken zu sich. Bald ist der Anstifter Lambertazzi selber da, eine Mussolininatur, nur überdies ein Sohn jener wilden Zeit: verbrecherisch, rücksichtslos und verschlagen. Er hat alles gut vorbereitet, jetzt braucht er Gewalt, stürzt die Bürgerpartei. In der Nacht des Umsturzes wird der Richterin ihr Sohn geboren, dessen Vater sie nicht kennt. Jahre gehen dahin. Der Sohn der Richterin Mario und der fast gleichalterige Sohn Lambertazzis werden Freunde, aber der Sprößling des Gewalthabers ist anderer Art, er sucht den Freund vergebens zu seiner abenteuerlichen Leichtfertigkeit zu verlocken, der er selber bald zum Opfer fällt. In seinem Schmerz bekennt Lambertazzi, daß er auch der Vater des Mario ist. Und nun beginnt ein Kampf zwischen den zwei starken Menschen. Er verlangt, sie solle ihm den Sohn lassen, er wolle sie als seine Geliebte ausgeben und Mario zu seinem Nachfolger ernennen. Aber die Richterin widersteht, sie will Wahrheit. Da er im Guten nichts erreicht, versucht er es mit roher Gewalt, aber diese scheitert an der Entschlossenheit von Mutter und Sohn — sie, die Verfemte und Verfolgte, geht in ein Pestlager, der Sohn verweigert in der Gefangenschaft die Nahrungaufnahme — bis der stolze Tyrann endlich öffentlich eingesteht, daß er der Richterin Schmach angetan hat. Erst jetzt wendet sich der Sohn zu ihm. Als sein Nachfolger und Oberhaupt von Bologna vereint er die beiden feindlichen Parteien friedlich und segensreich unter seiner Regierung. „So kommen," schließt das Buch, „Menschen herauf und tönen einander eine Zeitlang ihre Rätsel in die Ohren, bis sie, aus dem wirren Gedröhn leise gelöst, verwundert zurücksinken, woher sie gekommen sind."

Man sieht: eine Handlung, die es wert ist, dichterisch erfaßt zu werden. Dabei groß geschaut und kraftvoll gestaltet, mit künstlerischer Verdichtung und Wucht. Viel-

leicht waren diese letzten beiden Vorzüge der Erzählung es, die Susanne Trautwein veranlaßten, sie trotz der 254 Seiten, die sie umfaßt, eine Novelle zu nennen. Aber diese Theorie ist heute ziemlich hinfällig geworden. Und die Erzählung rollt nebenher ein so großes Bild von dem Bologna jener wogenden Zeit auf, sie beruft eine solche Menge scharf umrissener Gestalten in ihren Kreis, sie wechselt so in ihrer Tonweise — wie ist der Lambertazzi gezeichnet, wie im Gegensatz dazu der Knabe und vor allem die Richterin selbst! — daß die Bezeichnung Roman mindestens ebenso berechtigt ist. Man wird das Richtige treffen, wenn man sagt: Susanne Trautwein begann eine Novelle zu schreiben, es wurde unter ihren Händen ein Roman. So erklärt es sich, daß in der Erzählung zugespitzte Vorgänge, farbensatte Umwelt und seelisch vertiefte Handlung vereint sind, vorgetragen in blankgeschmiedeter, gehämmerter Sprache und mit einem klugen Weltblick, der des Lebens Leiden sieht, ohne zu klagen, aber nicht ohne sie zu fühlen.

*

Wenn man als die Aufschrift eines Romans Klas der Fisch liest, so meint man einen der vielen Tierromane vor sich zu haben, die jetzt den Büchermarkt überschwemmen — amerikanische Mode natürlich und amerikanisch verflacht, wie Musik und Tanz. Um nicht mißverstanden zu werden: es gibt sehr wertvolle Tierbücher, so die des Schweden Bengt Berg, des Dänen Svend Fleuron, auch Jack London sei hier genannt, aber mit Recht hat kürzlich Egon von Kapherr in der „Literatur" Front gemacht gegen eine massenhaft in deutscher Übersetzung verbreitete Schundliteratur wie „Tarzan" und die Bücher von Charles Roberts, wo die Bären im Winter Abenteuer erleben, statt zu schlafen — und ähnlicher Unsinn verzapft wird, immer mit übertriebener Vermenschlichung der Tiere.

In gewissem Sinne ist freilich auch Klas der Fisch eine Tiergeschichte, aber der Verfasser Hermann Roßmann überrascht gleich auf der ersten Seite durch eine so ungewöhnliche Vertrautheit mit der Natur und der Fauna des Meeres, daß man das sichere Gefühl hat: hier spricht ein Berufener, nein, ein Auserwählter, ein ganz seltener Dichter, dessen Liebe zum Meeresleben ihm eine beispiellose Gründlichkeit und Kraft der Anschauung verliehen hat. Aus diesem Roman können, das ist ohne Übertreibung gesagt, Naturforscher und Maler lernen. Die Größe der Anschauung wird bedient von einer Kühnheit der Form, die alle Fesseln, alle Theorie und Gepflogenheit einfach zersprengt und an ihre Stelle das Wogen des Meeres selber setzt, den Rhythmus der ewigen Wellenbewegung auf die menschliche Sprache überträgt.

Der Kern der Erzählung ist winzig klein, gleichsam eine Eichel, aus der vor unseren Augen ein rauschender Baum heranwächst. Klas, ein junger Fischer, ist von Naturanlage eine Art Meerwesen. Er fühlt sich auf dem Meere so wahrhaft in seinem Element, daß er die andern Fischer und ihre Bräuche meidet, er kümmert sich nicht um die Fangzeiten, die von den Beobachtungen der Fischzüge bestimmt werden, er fährt hinaus, wenn er es für gut hält, auch nimmt er weder einen Jungen, noch einen Knecht mit, Segel, Steuer und Netz bedient er selber, nackt wie ein Fisch und auch so munter im Wasser, nur daß er noch obendrein singen und vor Lust schreien kann im Wellengetümmel. Auch Eßbares nimmt er nicht mit, Salz und Wasser liefert ihm das Meer, und Nahrung seine Beute, die er roh verzehrt wie eine Robbe. Kein Wunder, daß er seiner blonden jungen Frau Gritta bald unheimlich wird, die zu bemerken glaubt, daß ihm Schwimmhäute zwischen den Zehen wachsen. Wenn er dann als einziger Fischer vier Tage oder länger im ärgsten Sturm draußen fischte, da ist sie wohl einmal zum Pastor gelaufen, und als er heimgekehrt ist, hat sie heimlich drei Kreuze in sein Segel genäht. Ihre Angst wird von Tede, dem jungen Fischer mit den glatten Backen und dem blonden Schnurrbart, ausgenutzt. Er hat schon längst ein Auge auf die hübsche Frau geworfen, jetzt verstärkt er das unheimliche Gefühl in ihr durch Schauermären, die er von ihm erzählt. Schon als Kind hat sie ihm einmal zugerufen: „Klas, du bist ja 'n Fisch!" Jetzt fühlt sie sich mehr und mehr von seiner fremden Natur abgestoßen und zu dem warmblütigen Tede hingezogen. Eines Tages, als Klas im Sturm nach den Segeln blickt, bemerkt er, daß die drei Kreuze nicht mehr da sind. Wer hat die Fäden herausgetrennt? Seine Ahnung trügt ihn nicht: als er unerwartet heimkehrt, überrascht er die beiden, die sich in den Armen liegen. Und nun kommt der seltsame Knick, der dem Roman eine ganz eigene, aber künstlerisch durchgeführte Technik gibt: Klas sieht die beiden nicht wieder, aber es bleibt unentschieden, ob er selber nun weiterlebt, oder nur die Träume eines ertrunkenen Fischers träumt, in dessen Kopf, wie in der Muschel, ewiges Meeresraunen ist. Kraft dieser Ungebundenheit kann der Dichter ihn nun eine Reihe großzügiger Visionen erleben lassen, die alle frisch aus dem Meeresleben geschöpft sind. Er gesellt sich zu den Robben und lebt mit ihnen, gewinnt die Liebe der Raua, des schönen Robbenfräuleins. Schon hier ist man verblüfft über diese Beobachtungsgabe, die uns tatsächlich in das Leben der Robben, in ihre Gewohnheiten und den großen Rhythmus ihres Meeresdaseins hineinversetzt. So geht es nun weiter: die von den Menschen geflohene Kreatur gesellt sich den Lebewesen des Meeres; selber wieder ein Seegeschöpf geworden, hat sie so ihr gewaltiges Ele-

ment gefunden, eine Fisch-Menschnatur, ein Doppelwesen, das ungeschaute Geheimnisse der ewigen Tiefe ans Licht bringt. Goethe hat das Glück des Fisches im kühlen Element geahnt, als er die Verse schrieb: „O wüßtest du, wie wohlig ist" usw. Dieser Meeressänger weiß es, er schildert es in hundert Bildern von berückender Naturtreue und greifbarer Wahrheit.

Das Tragische dieser Doppelnatur liegt natürlich darin, daß Klas jetzt keinem der beiden Reiche ganz angehört. Sein Liebesleben mit Raua findet ein jähes Ende, als er sich der wütenden Angriffe eines alten, feisten Seelöwen auf der Sandbank nur dadurch erwehren kann, daß er sich als Mensch aufrecht stellt und ihn mit einem Steinwurf auf die empfindliche Schnauze betäubt. Sogleich aber patschen alle Robben um ihn ins Wasser, Raua mit. Er ist erkannt... Noch gefährlicher ist ein Besuch bei den Menschen. Als er sich im Schleppnetz eines Fischkutters über Bord ziehen läßt, mitten zwischen zappelnden Fischen, da rufen die Fischer entsetzt: „De Düwel! De Düwel!" Einer greift nach dem Fischspieß, der andere nach der Flinte — schnell zieht Klas an dem Strick, der das Netz zusammenschnürt und saust lachend mit dem ganzen Fang, einem Sturzbach von hellen schimmernden Fischleibern, in die grüne Tiefe zurück. Es bleibt abzuwarten, ob der junge Dichter sich auf dieser großen Linie weiter entwickelt, oder ob er hier nur einen Stoff gefunden hat, in dem er auf ganz einzige Art seine eigentümlichste Kraft entwickeln kann. Jedenfalls hat er in diesem Roman die Stimmen und Stimmungen des Meeres leuchtend gesangen und obendrein hat er die Geschichte der menschlichen Seele in einem Sinnbild umrissen, ihre ewige Odyssee, ihre Sehnsucht, ihr unerklärliches Aufjauchzen, ihr unverstandenes Irren und ihre Tragik, — im endlosen Wellengang der Welt.

*

Ein „besinnliches" Werk ganz anderer Art ist der Roman W a n d l u n g von H e r m a n n S t e g e m a n n. Wer die kristallklare Darstellung des Krieges aus dieser Feder kennt, wer dieses Historikers von weiten Horizontlinien umkreisten „Kampf um den Rhein" verfolgt hat, der weiß von vornherein, daß er auch in diesem Roman etwas zu sagen hat, das den Tag überdauert und mehr will, als ein paar Stunden gut unterhalten. Er will Stellung nehmen in unserer vieldeutigen Zeit. Er will mit ernster, schwerer Glockenstimme in das Chaos und Getöse unserer noch ungeklärten Gegenwart seine Meinung und seine Mahnung hineinrufen. Gerade jetzt scheint ihm der rechte Augenblick dafür gekommen. Denn der „Krieg ist Geschichte geworden, die Umwälzung, die aus seinem Schoße herausgeworfen wurde, hat sich gesagt, der Umsturz ist auf der untersten Stufe des Abgrunds aufgehalten worden, und aus der Tiefe steigen, mühsam sich zum Lichte ringend, die überlebenden Geschlechter. Mit scharfem Auge hält er Musterung. Plötzlich greift sein Arm zu: ‚Komm her!' sagt er zu einer Gestalt, ‚und du, und du! Euch kann ich gut verwenden zu dem, was ich am Lebendigen zeigen und deuten will, ihr scheint mir gerade in euren Gegensätzen charakteristisch und typisch für unsere Zeit. Du, alter badischer Landedelmann, Lutz von Stotzingen, mit deinen schweren Augenbogen und der kräftigen Hakennase, vermagst und willst dich nicht in die neue Zeit schicken. Verstehen kann man's. Denn sie hat dein Glück begraben, dein Gefühl verwundet.'" Die beiden Söhne und der Schwiegersohn sind im Kriege gefallen, er selber, der alte Major, ist verarmt, seine Waldungen hat ein Neureicher, der Holzhändler Thurnhauser, an sich gebracht. So sind zwei Pole der Handlung festgelegt. Zwischen ihnen beginnt nun, mit wechselnden Figuren, vornehmlich mit den Kindern der beiden, das geschickt geleitete Schachspiel des Romans. Thurnhauser muß erkennen, daß Geld allein nicht das Höchste im Leben ist, daß es auch noch seelische Werte gibt. Nach ihnen sucht sein tiefer gearteter Sohn, und er ist sicher, sie zu finden in der charakterstarken Tochter des Edelmannes. Aber die weist ihn ab; die Trauer um eine tote Vergangenheit zeichnet ihr andere Wege vor, sie will der Zukunft, der Jugend dienen. Die Absage wirft den jungen Thurnhauser nicht um, sie läutert ihn, bringt ihn zu der Reife männlicher Entschlossenheit. Aber auch Marianne Stotzinger soll noch ein neues Glück blühen. Ein reifer Mann, der erste Bürgermeister der Stadt, wirbt in der Stille und ohne sonderliche Hoffnung um sie. Ein wertvoller Mensch, tüchtig und pflichtgetreu, ist er in Gefahr — ein sehr feines Motiv — seiner verwitweten Mutter und den hartnäckigen, selbstsüchtigen Schatten der Vergangenheit die Werte eines Manneslebens zu opfern. Zäh kämpft die alte Frau um ihren, wie sie meint, alleinigen Besitz. Aber Martin Mohr und Marianne finden sich. So ist Wandlung und Läuterung auch hier. Und deutlich spricht es einer der Menschen Stegemanns aus, ein Blinder, der sehend ist: „Wehe dem, der nicht die Kraft besitzt, sich zu wandeln im Sinne einer Erneuerung und einer Erhöhung seines Ichs. Und noch einmal wehe dem, der sein Wesen nicht zu behaupten vermag, wenn er durch eine Wandlung zurückgeworfen, zu neuen Zielen geführt wird. Das gilt für den einzelnen, wie für ganze Völker. Und auch den Krieg müssen wir aus der Entwicklung begreifen und müssen mit seinem Gedächtnis leben. Erst dann werden wir ihn überwinden und zugleich den Glauben behalten, daß alles nur Wandlung und Verwandlung war."

Stegemann läßt keinen Zweifel darüber, daß das Vaterland, das uns geblieben ist,

wenn auch verstümmelt und innerlich zerrüttet, uns einen soll, damit wir zu neuen Möglichkeiten, zu neuen Formen, zu neuem Blühen gelangen ...

*

Während der Buchchronist diese Eindrücke sammelt, ist es im allgemeinen noch still auf dem literarischen Markt. Von dem großen Adventsturm, der beängstigende Bücherwellen über die Ufer drängt, ist noch nichts zu spüren (denn früh muß mit der Herstellung eines illustrierten Heftes dieser Art begonnen werden). Aber an lesbarer leichter Ware fehlte es auch jetzt nicht, und der Zufall will es, daß zwei unserer bekanntesten Lustspieldichter, Presber und Fulda, gleichzeitig je eine Sammlung unterhaltender und kurzweiliger Geschichten herausbringen, von denen das Buch Rudolf Presbers: Liebe freilich das wertvollere ist.

Es liegt ein wehmütiger Schimmer über dieser „Liebe", aber zum Glück ist es nicht so arg damit, der frohe Sinn behält die Oberhand und selbst die ergreifende Geschichte „Juttas Erlebnis" beendet der Leser, falls wirklich mit einem nassen Auge, so doch auch mit einem heiteren. Nächst dieser zarten und feinen Novelle hat mir die weitaus längste Geschichte des Buchs „Der Spatz" am besten gefallen. Ein aus dem Nest gefallenes Spätzchen findet der Herr Amtsgerichtsrat im Garten, er sucht es zu retten, höchst ungeschickt natürlich, und erfreut sich dabei des unerwarteten Beistandes einer hübschen Blondine. Es kommt zu einem kleinen Liebesidyll, das in seltsamer Nachwirkung zwischen dem Herrn Rat und der Frau Rätin wieder folgenreiche Rückfälle in die Jugend auslöst. Die Geschichte ist mit vollendetem Humor erzählt und es gewährt einen eigenen Genuß, zu verfolgen, mit welchen Mitteln die heiteren Wirkungen hervorgebracht werden. Man stößt da auf die geheimen Kunstgesetze der Komik und des Humors. Zunächst gehört das Auge eines geborenen Humoristen dazu, einen solchen Stoff zu finden: Hier die wundervollste Abart des homo sapiens: Der Herr Amtsgerichtsrat, der in allen Händeln des Lebens zu entscheiden weiß — dort das Hilfloseste, das es auf Gottes Erdboden gibt: ein aus dem Nest gefallenes Spätzlein. Nun, der Herr Rat ist ihm gegenüber noch hilfloser, zumal im Beisein einer hübschen Blondine, die ihm auf die Finger sieht. Mit sicherem Griff wird der scharfe Gegensatz, in dem die Komik begründet liegt, herausgehoben: Auf die praktischen Ratschläge des hübschen Fräuleins, wie er dem Tierchen helfen müsse, erwidert der Rat jammernd: „‚O, Gott, o Gott! Watte und Semmel und Milch — und all so was? Und warm machen soll ich's auch noch —'. Wie Berge von Pflichten türmte es sich drohend vor dem Amtsgerichtsrat auf. Er war gewohnt, Akten zu erledigen, Schöffen zu belehren, Zeugen zu ermahnen, aber nicht aus dem Nest gefallene Spatzen zu verwarten." Kuno Fischers scharfsinnige Untersuchungen über die Probleme der Komik und des Humors sind nicht so einleuchtend wie solch ein Beispiel.

Aber man könnte die Theorien dieses und anderer Forscher auf besagtem Gebiete sehr wohl anwenden auf eine Unterscheidung zwischen dem Buch Presbers und dem Ludwig Fuldas, das er Bunte Gesellschaft nennt. Bei Fulda überwiegt mehr der Witz und die Satire. Nicht daß ihm damit der Humor abgesprochen werden soll, aber er kommt bei dem liebenswürdigen Erzähler doch nur gelegentlich einmal heraus, während uns um so mehr sein geschliffener Sarkasmus, seine feine Ironie und treffende Satire unterhält. Auch im Märchenhaften bewährt sich die geschickte Hand des formsicheren Schriftstellers, während das Phantastisch-Spukhafte weniger ursprünglich bei Fulda anmutet. Sehr hübsch sind einige Jugenderinnerungen, die er unter dem burschikosen Titel: „Aus meinen Flegeljahren" erzählt. Wir erfahren da, wie der kleine Ludwig schon früh seine Neigung für die Bühne betätigt und zum Entsetzen seiner Mutter die ganze Wohnung umkrempelt, um Bühne und Zuschauerraum herzustellen. Wohl nicht ohne leise Selbstironie erzählt Fulda, daß er dabei besonderen Fleiß auf die Herstellung der — Eintrittskarten vorwendet hat. „Ich hatte die Billette genau nach bekannten Vorlagen gleich in ganzen Heften angefertigt, im Schweiße meines Angesichts mit sauberster Druckschrift bemalt und numeriert. Nun mangelte, um sie bequem abtrennen und dann wieder die Kontrollkupons ablösen zu können, nur noch die Durchlochung." Des Knaben Versuch, hierzu die Nähmaschine zu benutzen, wird ihm von der Muter verwehrt und er klagt: „Ich mußte das mühselige Geschäft Stich für Stich mit einer Stecknadel bewerkstelligen und dabei eine Zeit aufwenden, in der sonst voraussichtlich ein ganz neues Hohenstaufendrama entstanden wäre." Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Auch Goethe hat bekanntlich in früher Jugend schon Theater gespielt, zunächst Puppentheater; freilich, daß er dabei besondere Mühe auf die massenhafte Herstellung von vollgültigen Eintrittskarten verwendet hat, verschweigt der Alte. Aber Fulda sollte nicht klagen: Dadurch, daß sein Kindheitswunsch, die Eintrittskarten schon im Maschinenbetrieb herzustellen, ihm verwehrt und er gezwungen wurde, nun tagelang mühselig Stich für Stich haarscharf mit der Stecknadel zu arbeiten, hat er gewiß die unfehlbare Sicherheit im Anbringen seiner Pointen gewonnen, die uns auch in dieser Bunten Gesellschaft erfreut.

* * *

Die moderne englische Kurzgeschichte. Von Karl Arns

Die große literarische Mode in England ist immer noch die short story, die „Kurzgeschichte“. In dieser typisch angelsächsischen Erzählungsgattung wird ungeheuer viel geschrieben. Aber der Masse entspricht keineswegs die Güte. Die Kurzgeschichte ist zur Literaturware geworden, sie gilt jetzt als erlernbare Kunst, als literarisches Handwerk. Ihre Heimat ist in Amerika zu suchen. Als ihr eigentlicher Begründer gilt Edgar Allan Poe. Das Grundprinzip der Gattung, nämlich die Einheit der Wirkung („unity of effect“, „single effect“), sucht er durch straffe Handlung und einheitliche Stimmung in einer im übrigen völlig neutralen Umwelt zu verwirklichen. Menschengestaltung ist nicht seine Hauptstärke, aber sie spielt in der Kurzgeschichte nur eine zweite Rolle. Diese will weder die Wirklichkeit abbilden noch eine Weltanschauung vermitteln. Sie verlangt ferner dramatische Bewegung, mag diese nun gipfeln in einer verblüffenden Pointe oder in der Lösung einer inneren Spannung.

Diese Technik des „moment of illumination“ oder des „illuminating point“ hat Katherine Mansfield zur Meisterschaft entwickelt. Sie ist keine Geschichtenerzählerin. Sie stellt psychologische Situationen dar, beschreibt die seelischen Einzeleigenschaften anscheinend belangloser belebter und lebloser Dinge, berichtet die an sich gleichgültigen und sogar törichten Bemerkungen, Gesten und Handlungen ihrer Personen, um alle ihre Beobachtungen in eine die ganze Geschichte hindurch unverändert festgehaltene zitternde Atmosphäre zu rücken. Sie sucht nicht zu ergründen, wie ihre Gestalten zum Ratsel des Lebens stehen, ob das Leben an und für sich gut oder böse ist; sie läßt uns das Leben in seinen Tiefen für einen Augenblick intensiv erfassen, indem sie ein alltäglich Gegebenes aus der Umwelt heraushebt und zum Symbol erhebt. Ihre Impressionen betonen vorzugsweise die ironischen Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt, aber nie entartet ihre Ironie zu bitterem Zynismus. Wie die Dichterin insbesondere Atmosphäre schaffen und Gefühlserregungen vermitteln kann, zeigen ihre beiden besten Kurzgeschichten „Ma Parker“ und „The Doll's House“. Beides sind Stimmungsbilder einer unter den Schlägen eines unverständlich grausamen Schicksals leidenden Unschuld. Beide werden durch ihre tragische Wahrhaftigkeit aus dem Bezirk des Häßlichen und Gemeinen ins Reich des Schönen gehoben, und in beiden triumphiert die Unschuld auf geheimnisvolle, nahezu göttliche Art über die Grausamkeit. „Ich hab' das Lämpchen gesehen“, sagt Else in „The Doll's House“; das ist ein bedeutsamer Augenblick, so nichtig und flüchtig er auch erscheinen mag; er ist der „illuminating point“. Die kleine Lampe ist das rührende und ergreifende Sinnbild menschlichen Glückes und menschlicher Sehnsucht, gesehen durch das Bewußtsein der vom Schicksal verstoßenen Kinder, die das Puppenhaus der Reichen schauen dürfen, und denen das nie entzündete Lämpchen eine leuchtende Erinnerung bleibt. Das Geschehen ist hier ebenso simpel wie etwa in der Erzählung „Honeymoon“, aber auch hier sehen wir wieder, daß ein Symbol um so einprägsamer ist, je schlichter es ist; das in den Wonnen des „Honigmonds“ schwelgende Paar wird durch die vergeblich flehende Stimme des ausgedienten alten Sängers zur Selbstbesinnung gebracht; die beiden Glücklichen erkennen plötzlich die „schreckhaft wunderbare Tatsache“, daß es auch Leiden gibt, daß sie selbst noch sozusagen am Beginn von allem stehen; angesichts der schimmernden See, die das Land liebkosend bespült, des Himmels, der vor dem Abend noch in vollem Glanze erstrahlt, fragen sie sich, ob sie das Recht zu ihrem Glücke haben, ob das nicht grausam ist, ob es etwas anderes im Leben gibt, „was alle diese Dinge möglich macht“; und sie entfernen sich in aller Hast, „ehe der alte Kauz noch einmal zu quäken anfängt“.

Walter de la Mare ist der zweite Meister der modernen short story. Wie seine Gedichte, so sind auch seine Erzählungen umflossen von atmosphärischer Übersinnlichkeit, umschimmert von phantastischem Glanze. Er entstofflicht die Wirklichkeit und baut aus luftigen und duftigen Ideen eine mystische Überwelt auf. Die Außenwelt, wie sie dem nüchternen Verstande erscheint, vergeistigt er, um aus ihr die geistige Wesenheit herauszuholen. Der Schein, die Vision, der Traum sind ihm lieber und wertvoller als die sinnliche Realität. Selbst wenn er Poes Lieblingsgebiet, die Nachtseite der menschlichen Natur berührt, kommt sein schönes Menschheitsgefühl zum Durchbruch. Das gilt sogar von seiner neuen Sammlung phantastischer Erzählungen „The Riddle and other stories“, in denen er nach dem verborgenen Sinne des Lebens tastet, deren Gestalten etwas Pathologisches, Dekadentes haben, die beinahe okkultistische Einflüsse vermuten lassen. Mit ihnen kommt er einem Hauptzuge der neuen englischen Geistigkeit entgegen, dem Zuge zur Mystik schlechthin als Abkehr von naturwissenschaftlicher Weltauffassung. In seinen Zwielichtträumereien verzichtet der Dichter auf eine logisch durchgeführte Handlung, aber er weiß uns das Unbegreifliche greifbar zu machen mit feinstem Taktgefühl, ohne Wortschwall, ohne Deutung und ohne Verteidigung des Wunders. Wenn es ihm beliebt, verleiht er der einfachsten Tatsache eine phantastische, unheilvolle Bedeutung. Die Blumen läßt er blühen, als ob ein Däman sie triebe, und wir schauern, wenn wir mit ihm die Drosseln im Walde hören.

In eine realere Welt führt uns A. E. Coppard. In seiner Klarheit und soliden Kraft erinnert er an die alten holländischen Maler. Jeder Gegenstand, der mit seinen Augen geschaut und durch seine Kunst gestaltet ist, besitzt einen Wirklichkeitswert und eine Bedeutung, die sich nicht von irgendeiner Philosophie ableiten läßt. Seine Liebe zum Konkreten spiegelt sich wider im Stoff und im Stil. Das Milieu, in dem er zu Hause ist, ist das Land und das Landleben. Bauern, Schäfer, Jäger, Gastwirte sind seine „Helden". Realistisch sind seine Mittel: Die Häufung kleiner Züge, scheinbar belangloser Episoden, Streiflichter zum abgerundeten Gesamteindruck. Realistisch ist auch sein Temperament, und doch liegt seine Gestaltungsqualität jenseits der Bedürfnisse eines Realisten. Er besitzt die nicht geringe Fähigkeit, die in ihrer Idee geschauten Menschen des alltäglichsten Alltags wieder so in die Leiber, Verrichtungen und Umgebungen dieses Alltags zurückzuversetzen, als wenn er sie nie idealisiert hätte. Als innere Form strebt er die Romantik der Realität an. Er läßt das wunderbare Schicksal des Alltäglichen durch die Zeilen zittern. Als ungewöhnlicher Mensch staunt er vor dem Gewöhnlichen und vermag als Dichter uns dieses Staunen auch mitzuteilen. Mit greifbarer Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit weiß er z. B. die Grausamkeit des Schicksals zu symbolisieren in der kurzen tragischen Erzählung „Mordecai and Cocking", ohne darüber lange zu reflektieren und zu räsonieren: „Cocking ließ unbeobachtet nahe bei den Buchen seinen Hund los. Das Reh schoß über den Hügelhang dahin und war fort. Es raste nicht nur, es schien dahinzuschweben, wie der Schatten des Windes selbst. Sein fahler Leib mit den halbgespitzten Ohren und den unmerklich zuckenden Hüften flog über die Erde mit der steten Schnelligkeit einer Möwe. Der Hase drängte sich dazwischen und folgte mit Sturmesgeschwindigkeit dicht hinter ihm her. Aber Cockings Hund, ein nußbraunes, schwarzohriges, verteufelt gewandtes Geschöpf, hatte endlich den Hasen seiner Träume gefunden und floh über den Hügelrasen dahin leicht wie eine Wolke. Der in langen Sätzen springende Hund fegte mit starrender Leidenschaft auf seiner Spur dahin, folgte in großen Kurven dem fliehenden Wesen, das in dem prallen Sonnenlicht auf dem Hügelstück zu einem einzigen lauten Seufzer der Furcht wuchs. Die Lerche hemmte die bescheidene Flut ihrer Freude und kreischte in Tönen des Mitleids über die in die Länge gezogene Flucht; und herzlos mußten die sein, welche das ungerührt mit ansehen konnten, sie konnten nicht fühlen, wie süß der Tod ist, wenn man Hund ist, wie grausam er ist, wenn man Hase ist. Zu lang, o zögernder Tod, für das kleine wachsweiche Herz, und zu lang, o zögernder Sieg, für den Verfolger mit dem flammenden Munde."

Neben der bereits verstorbenen einzigartigen short story-Dichterin der englischen Moderne sind Coppard und de la Mare die anerkannt bedeutendsten Vertreter dieser Gattung. Jeder von ihnen erfüllt mindestens eines der Erfordernisse der modernen Kurzgeschichte: Katherine Mansfield durch die symbolische flüchtige Schau des Alltäglichen, Walter de la Mare durch die Einordnung der „Handlung" in die Atmosphäre, A. E. Coppard durch die dramatische Bewegtheit der Handlung. In gewissem Abstande von ihnen wären noch zu nennen der empfindsame, wählerische C. E. Montague, der sanft ironische Martin Armstrong, die durch das innere Erleben fesselnde Ethel Colburn Mayne. Sie zählen wenigstens zu den bedeutenderen short story-Dichtern. Bedeutend ist hier nicht identisch mit populär. Die populärsten und literarisch belanglosesten Kurzgeschichtenschreiber sind diejenigen, welche dem Amerikaner O. Henry Gefolgschaft leisten. Mit ihnen erreicht die Kurzgeschichte ihre letzte, nicht die höchste Stufe der Entwicklung, ihre vollkommene Journalisierung. Aber auch bei Henry wie bei seinen zahllosen noch lebenden englischen und amerikanischen Nachbetern finden wir einen „illuminating point", wenn wir diesen Begriff seiner praktischen Assoziationen entkleiden und ihn begreifen als treffsichere Pointe, als ein Überraschungsmoment, in dem die ironische oder sentimentale Handlung kulminiert. Auf engstem, oft nach Worten abgemessenem Raume erreichen auch die modernen Henry-Jünger ihre größten (nicht die tiefsten!) Wirkungen. Ihre Technik ist immer raffinierter geworden, aber der innere Gehalt, das „Ethos", ist im wesentlichen geblieben, wie es zu Anfang gewesen ist. Die bekannten Kurzgeschichten-Fabrikanten, wie die ernster zu nehmenden noch lebenden Meister dieser Gattung, appellieren an die beiden ursprünglichsten Affekte des Menschengeschlechtes: Komik und Humor, Lachen und Weinen, Sentimentalität und Rührung. In der ernsthaften, nicht bloß auf die Unterhaltung und Spannung eingestellten neuen short story klingt die weltanschauliche Note wenigstens an. Aber die wertvollsten und dauerhaftesten Leistungen der modernen englischen wie amerikanischen Literatur sind nach wie vor im Roman und in der Novelle zu suchen, nicht in der Kurzgeschichte, deren in knappsten Raum gedrängte Form die Vertiefung seelischer, ethischer, sozialer Probleme nicht zuläßt.

Jagdtreffen. Gemälde von S. Power

Illustrierte Rundschau

Die schöne Frau — Gästebücher — Käthe Kollwitz — Der Porzellanmaler York von Riedel — „Die Zirkusprobe“ von P. Metzinger — Der Bildhauer Prof. Richard Engelmann — Das Marmorschiff in Peking — Der Maler Victor Hammer — Schlafzimmer von Prof. Ernst Haiger — Zu unsern Bildern

Die schöne Frau — man hat sie eine ganze Weile nicht gemalt, um sich nicht verdächtig zu machen. Der rechte Künstler glaubte verpflichtet zu sein, ja nichts zu schaffen, was den Beschauer bestechen könnte. Man merkte gar nicht, wie pedantisch es war, sich aus theoretischen Gründen gerade der reizvollsten Aufgabe zu



Bildnis Elsa Krüger. Gemälde von Prof. Georg Walter Rößner (Ausstellung der Künstlergilde, Berlin)







Einbände für „Gästebücher" auf der Münchner Ausstellung: „Das bayrische Handwerk"
Links: Halbpergamentband von Franz Diehl, München. In der Mitte: Lederband von Hedwig Jacob, München. Rechts: Maroquinband von Karl Ebert, München

entziehen, die es für den Künstler gibt, und es war ein Zeichen der Gesundung, als die Künstlergilde in Berlin eine gewählte Sammlung moderner Frauenbildnisse ausstellte. Hier fanden wir die Zeichnung der Lil Dagover von Prof. Emil Orlik (zw. S. 272/273), eine Arbeit von wunderbarer Zartheit in Linie und in Tönung. Hier sahen wir auch zum erstenmal das Rößnersche Bildnis einer anderen Filmgröße, der Elsa Krüger. Prof. Georg Walter Rößner, ein Schüler Lovis Corinths, liebt das Maßhalten. In seinen Bildnissen enthüllt er sein tiefes Gefühl für das Seelische, aber er zeigt auch einen scharfen Blick für das Modische und gehört so zu den immer seltenen Künstlern, die elegant wirken, ohne süß oder leer zu werden.

★

In der Münchner Ausstellung „Das bayrische Handwerk" hat man das Handwerk in seiner Bedeutung für Geschichte und Gegenwart, in seiner unlöslichen Verflechtung mit Technik, Wirtschaft und Kultur aller Zeiten eindringlich und umfassend dargestellt. In mehr als 70 Werkstätten wurde die Technik



Brot. Lithographie. 1924. Von Prof. Käthe Kollwitz

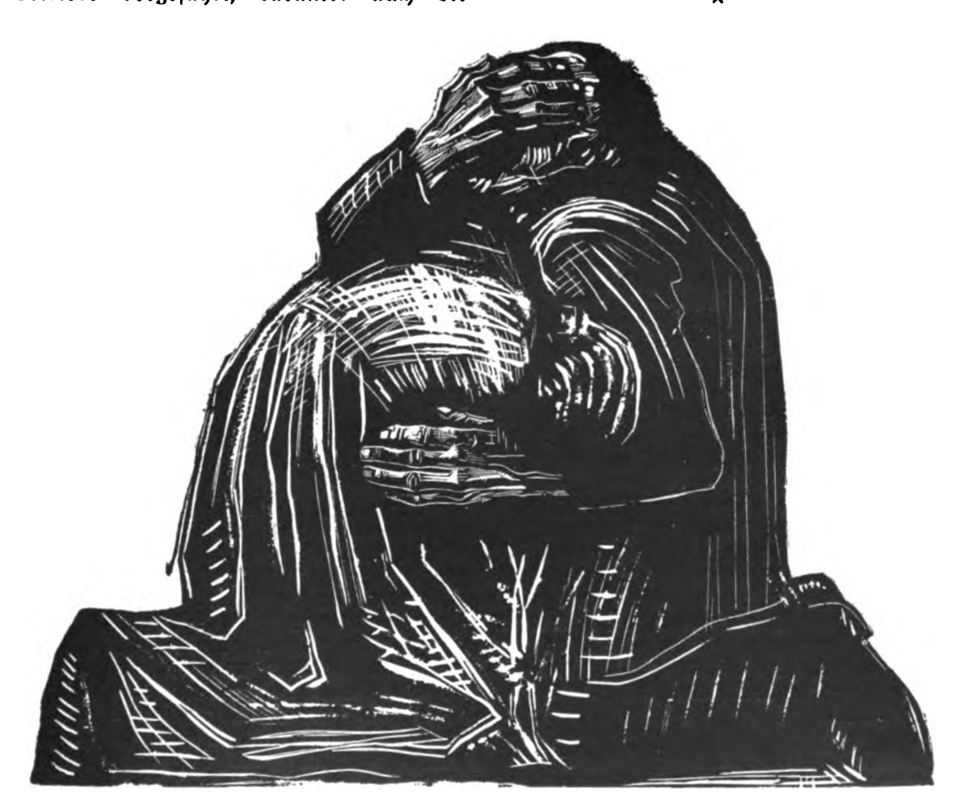


verschiedener Handwerke in lebendigem Betriebe vorgeführt, darunter auch die Buchbinderei. Aus der mit der Werkstatt verbundenen Ausstellung mustergültiger Leistungen bilden wir hier einige besonders schöne Einbände für Gästebücher ab.

★

Im Verlage von Emil Richter zu Dresden ist im Anschluß an das ebenda 1913 erschienene beschreibende Verzeichnis von Johannes Sievers eine Zusammenstellung der seit 1912 entstandenen graphischen Arbeiten von Käthe Kollwitz veröffentlicht worden. Der reich illustrierte und gut gedruckte Katalog umfaßt Radierungen, Holzschnitte und Lithographien und stellt eine der wichtigsten Huldigungen dar, die der großen Künstlerin zu ihrem sechzigsten Geburtstage am 8. Juli dargebracht wurden. Käthe Kollwitz hat ihre Kunst, ihr Herz den Armen verschrieben. Noch immer wohnt sie mit ihrem Mann, einem Arzt, im Norden Berlins, mitten unter den Menschen, deren Elend sie mitfühlt und deshalb immer wieder zu schildern gezwungen ist, in Klage und Anklage. Man kann das Schaffen der Käte Kollwitz nicht rein ästhetisch, aber man soll es noch weniger politisch, sondern menschlich würdigen.

★



Oben: Nachdenkende Frau. Lithographie von Prof. Käthe Kollwitz. 1920
Die Eltern. Holzschnitt von 1923 aus der Folge „Krieg". Von Prof. Käthe Kollwitz



Porzellanmalerei von York von Riedel, Berlin NW.

Der ehemalige Major York von Riedel in Berlin hat sich zu einem vortrefflichen Porzellanmaler entwickelt, der namentlich das Pferd, auch vom Standpunkt des Fachmannes aus angesehen, meisterhaft beherrscht. Eine Schulquadrille, die vor einigen Jahren auf dem Berliner Reit- und Fahrturnier von Damen und Herren der Gesellschaft in friderizianischer Tracht mit bedeutendem Erfolg geritten wurde, regte den Künstler zu einem ganzen Service an, das in der Berliner Manufaktur hergestellt und von dem kürzlich so tragisch aus seiner Bahn gerissenen Prinzen Friedrich Sigismund und seiner Gemahlin erworben wurde.

★

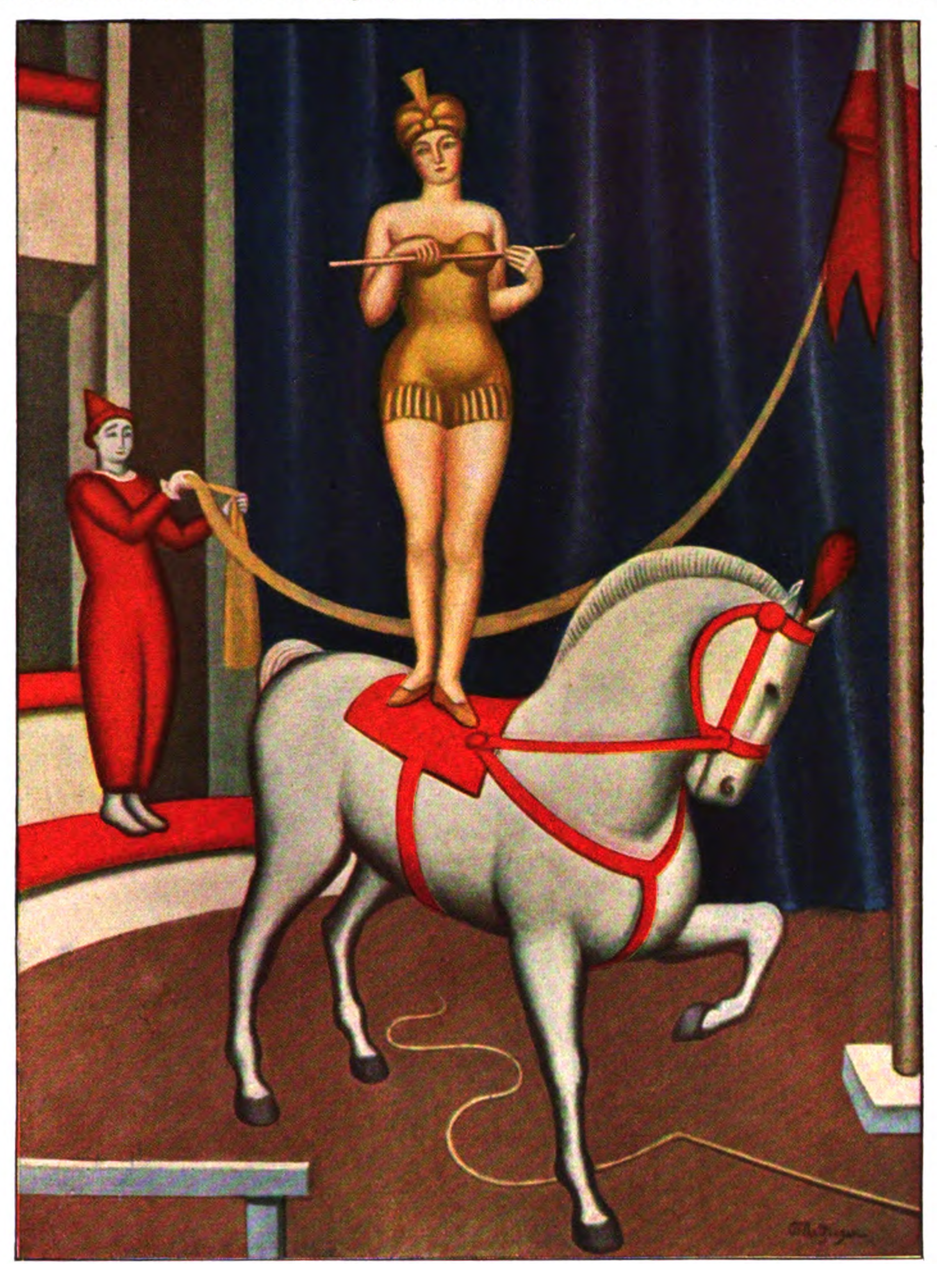
Wer nur Pferdekenner ist, wird über die „Zirkusprobe" von P. Metzinger, einem elsässischen Maler, erstaunt sein. Dieser Schimmel mit dem walzenförmigen Leib und den schlecht angesetzten hölzernen Beinen stammt von einem Karussell! Soll er auch. Denn es kam dem Künstler darauf an, die Unnatur dieser Zirkuskunst auszudrücken. Daher auch die Puppenhaftigkeit der Reiterin und des Clowns. Wenn wir nicht mehr mit dem Wunsche nach Naturtreue an das Bild herangehen, sondern es so, wie es ist auf uns wirken lassen, wird es uns auf einmal sehr natürlich vorkommen und vor allem sehr lustig.

★

Der in Weimar tätige Bildhauer Prof. Richard Engelmann ist einer unserer bedeutendsten Plastiker. In Bayreuth 1868 geboren, hat er sich schon vor vielen Jahren vor anderen durch den Monumentalbrunnen an der Görlitzer Stadthalle einen Namen gemacht. Früh hat das Weimarer Museum eine gewaltige „Ruhende Frau" von ihm erworben. Aus dem neuen Schaffen Engelmanns teilt dieses Heft einige Proben mit. Unter den Kunstbeilagen findet der Leser (zw. S. 248/249) die wundervoll bewegte Gruppe der „Drei Grazien". Jeder kennt Canovas klassisches Werk. Engelmanns Auffassung ist plastischer. Die drei Frauen sind strenger in eins komponiert. Eine herrliche Einzelfigur, die Wahrheit darstellend, schmückt das Weimarer Justizgebäude. Daß Engelmann auch die reißende Bewegung künstlerisch beherrscht, läßt seine „Pferdegruppe" erkennen.

★

Otto Böhringer-Reuther (Bopp & Reuther, Armaturen, Pumpen, Wassermesser, in Mannheim-Waldhof) hat von einer Weltreise allerlei seltene und schöne Aufnahmen mitgebracht, die sich von dem üblichen unterscheiden. Von den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Bildern sei hier eins wiedergegeben, das Marmorschiff im Sommerpalast zu Peking. Unter den vielen, uns Europäer seltsam anmutenden Tempeln und sonstigen Bauten dieser ehemals kaiserlichen Residenz fällt dieses in einen See gebaute lustige, steinerne Schiff besonders auf. Es ist wunderlich, eigentlich unsinnig, aber nicht geschmacklos, und man möchte wünschen, daß es die Fährnisse chinesischer Bürgerkriege unbeschädigt überstehe.



Zirkusprobe. Gemälde von P. Metzinger

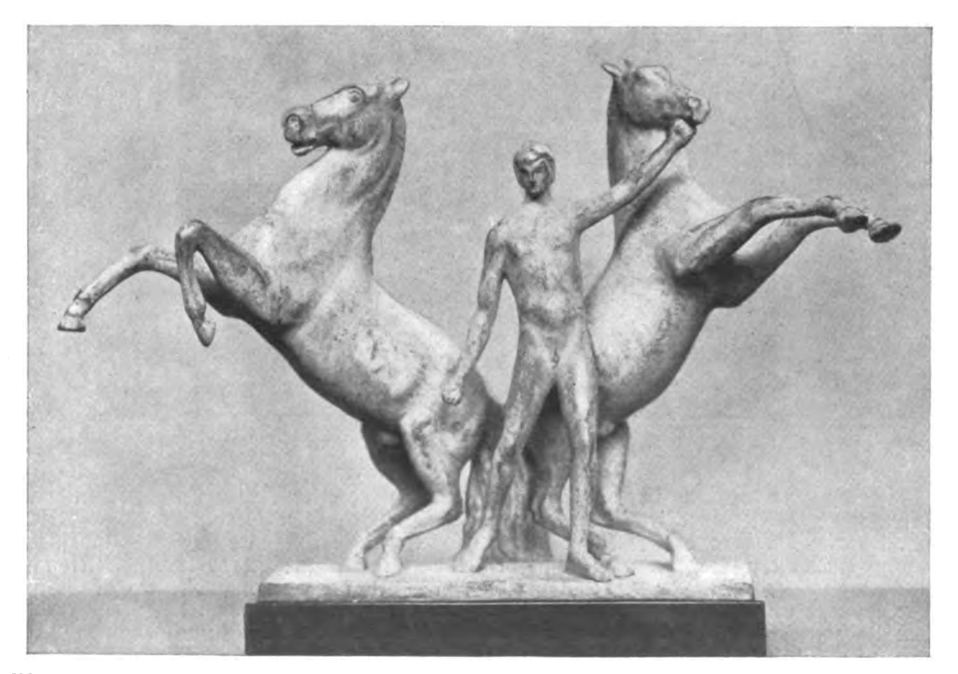
Victor Hammer ist ein Wiener Maler und steht in der Mitte der vierziger Jahre. Er weiß, was die Welt zu bieten hat, und steht ihren Freuden und ihren Forderungen weder fremd noch ablehnend gegenüber. Man kann diesem Wiener, der als Bildnismaler in der Londoner Gesellschaft und Diplomatie starken Beifall gefunden hat, einen Europäer nennen. Aber sein Letztes und Bestes findet er nicht im Strom der Welt. Gleich nach dem Kriege zog er sich von Wien aufs Land und später nach Italien zurück, wo er in Settignano bei Florenz lebt und „sieht, was Farbe ist“. Er hat seine Kunst von Anbeginn auf altmeisterlichen Grundsätzen aufgebaut. Dürer, Holbein sind die großen Muster, denen er sich bewundernd naht. Aber auch die Wiener

Biedermeiermalerei Waldmüllers ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er ist handwerklich außerordentlich begabt, beobachtet aufs schärfste und gibt die Natur bis in ihre letzten Geheimnisse wieder. Man betrachte daraufhin den „Mann mit der Stimmgabel“. Mit geduldigster Ausführlichkeit ist jeder Streifen des Schlafrocks, jede Falte des Halstuchs, jede Saite der Laute notiert. Aber ungleich deutlicher ist noch die gespannte Aufmerksamkeit des Musikers wiedergegeben, nicht bloß in der Haltung und im Ausdruck des Kopfes, sondern auch in der beredten Sprache der den Ton auf dem Instrument anschlagenden Hand. Hammer ist übrigens auch schriftkünstlerisch tätig. Seine Hammer-Unziale ist in der weltberühmten Schriftgießerei der Gebr. Klingspor in Offenbach erschienen.



★

Wer keine Lust dazu hat, braucht auch heute noch nicht in getauteten Räumen zu wohnen und in Bauhauskisten zu schlafen. So dankbar wir alle Bestrebungen begrüßen, die den Ballast aus der Wohnung werfen und einen neuen, dem Maschinenzeitalter angepaßten Stil finden wollen: wir wollen uns vor amerikanischer Uniformierung hüten und dankbar sein, wenn es heute noch Werkstätten und Künstler gibt, die nicht nur für kalte Praxis, sondern auch für behagliche Wärme etwas übrig haben. Denn trotz allen Wohnungsnöten ist für die meisten nach wie vor das Haus auch das Heim, und wer nicht so glücklich ist, der wünscht es sich wenigstens. Für die Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk zu München hat Prof. Ernst Haiger das hier farbig wiedergegebene Schlafzimmer entworfen. Es stammt von weither, noch aus dem Barock, aber man wird von keiner Üppigkeit erdrückt. Man atmet frei, und wenn dies Zimmer auch kostbar ist: es ist doch bürgerlich empfun-



Pferdegruppe. Oben: Die Wahrheit. Marmorfigur im Justizgebäude zu Weimar von Richard Engelmann



Marmorschiff im See vom Sommerpalast des früheren Kaisers in Peking
Aufnahme von Otto Böhringer-Reuther
Unten: Ein Mann mit einer Stimmgabel in der Hand. Gemälde von Victor Hammer-Wien. **Phot. E. P. S.**



den. Schade, daß wir solche Innenräume nicht regelmäßig farbig zeigen können! Wie wichtig ist die Farbe für den Raum und wie ausgezeichnet geht hier grün, rot und goldgelb zusammen! Der Eindruck ist ruhig und doch nicht langweilig, üppig und nicht überladen.

*

Ein neues Bild von Arthur Kampf eröffnet das Heft. Die „Bauarbeiter" zeigen erneut, welche Freude der Künstler auch an rein körperlicher Arbeit hat. Aber auch einen so einfachen Vorwurf aus dem Alltag komponiert er weise, so daß daraus nach Linie und Farbe ein glänzendes Stück Malerei wird, bis ins letzte gekonnt, ungeschminkt und doch, weil eben ein großer Künstler tätig war, über das Gewöhnliche erhaben. Bei dieser Gelegenheit sei an Hans Rosenhagens liebevolle Monographie über Kampf erinnert; sie ist in unserem Verlage erschienen.

Der Erfolg, den die Hefte im November 1925



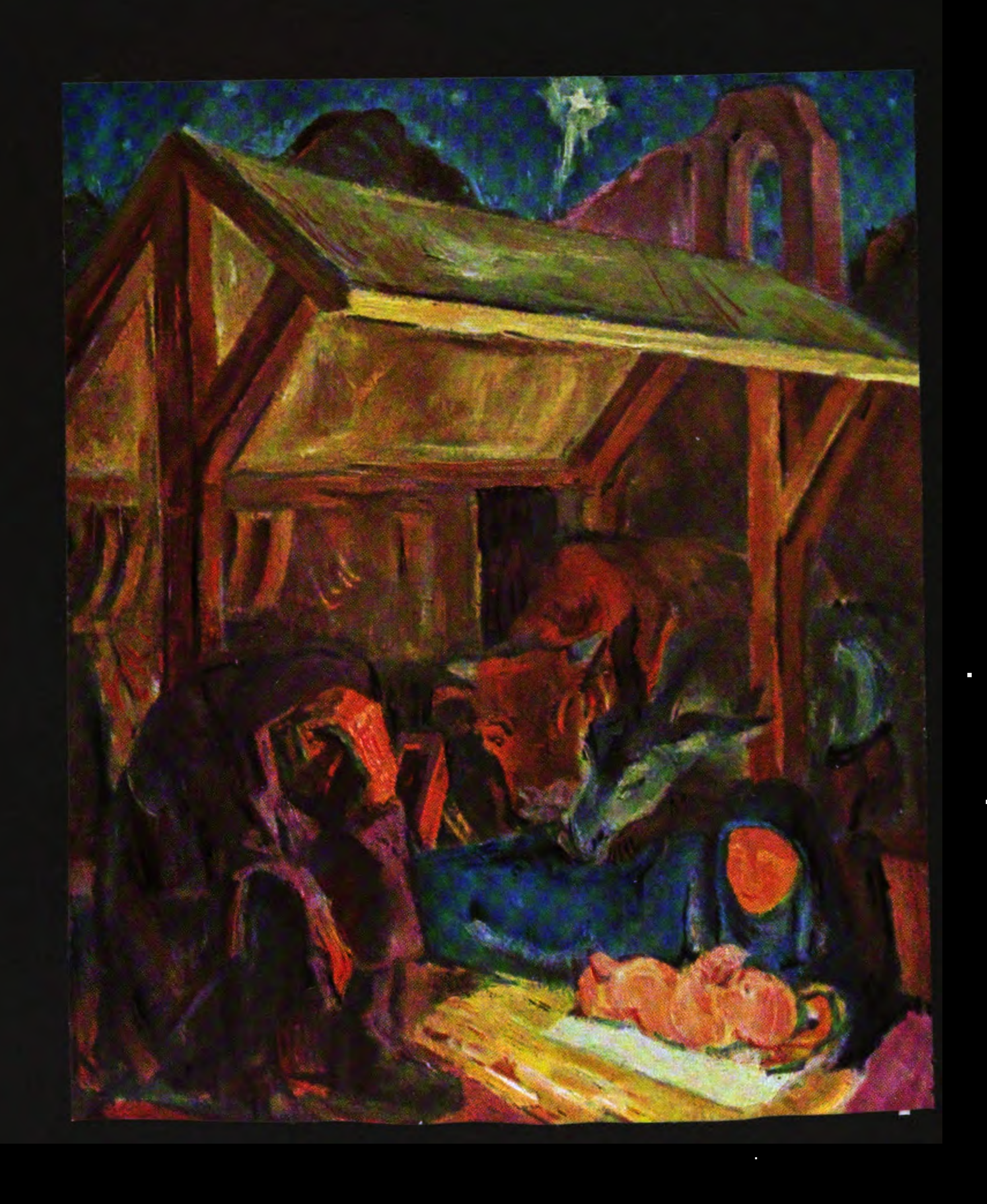
Schlafzimmer. Entwurf von Prof. Ernst Haiger. Aus der Ausstellung der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., München

Tiebert die Akademie besucht, als Meisterschüler Trübners. Doch gehörte er früh zu denen, die in guter Kameradschaft mit Altersgenossen neue Wege suchen. Er fand sie, als ihm die Köstlichkeit der altdeutschen, der altflämischen und der frühitalienischen Malerei aufging. Seit sechs Jahren ist Tiebert verheiratet und lebt auf dem Lande im Allgäu. Im Umgang mit der Natur und in der Einsamkeit hat er seinen Stil gefunden. Er hält nichts von der „Hudelei und Immer-Druff-Malerei". Er will das Ganze und das Einzelne harmonisch vereinen. Und er glaubt, man müsse an jedes Bild die Kräfte bis zum Äußersten setzen, um etwas Tüchtiges oder gar Großes zu leisten. Solche Bilder der Inbrunst, wie er sie schön und bezeichnend nennt,

mit der Veröffentlichung des Aufsatzes von Hugo Schnars-Alquist gehabt haben, ist noch heute in Zuschriften spürbar. Dieser Maler des Weltmeeres ist eben ein ganz eigenartiger Meister, dessen großer Kunst sich kaum ein Herz verschließen kann. Sein „Sturm in der Biscaya" (zw. S. 240/241) reiht sich seinen wirkungsvollsten Bildern an. — Mit Hermann Tiebert, der seine Frau und sich gemalt hat (zw. S. 304 u. 305), lernen die Leser einen neuen Maler kennen. Er ist 1895 in Koblenz geboren. Während er von mütterlicher Seite ein Rheinländer ist, brachte ihm sein Vater brandenburgisches Blut. In Karlsruhe hat verlieren niemals ihre Zaubermacht, aber sie sind selten. Doch will uns scheinen, als ob das Doppelbild zu ihnen zähle. — Ludwig Dettmanns „Sonne und Erde" zeigt den vielseitigen Meister als mystischen Poeten (zw. S. 238 u. 239). Hier scheint sich der Himmel aufzutun und die geheimnisvolle Hochzeit zwischen dem Überirdischen und dem Irdischen zu vollziehen. — Den Schluß der Kunstbeilagen bildet das flott gemalte Jagdtreffen von S. Powes (zw. S. 336/337), lebhaft, ausgezeichnet beobachtet, eine Freude für jeden Freund der Jagd, eine Freude aber auch für den Liebhaber tüchtiger Malkunst. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Christi Geburt. Gemälde von Prof. Karl Caspar
(München, Ausstellung der Neuen Sezession)



Herrenmensch Zinckeysen

Ein kleiner Roman von Willy Seidel

Der Mann mit dem Musterkoffer

Wo steigt man in Singapore ab?

Natürlich im Adelphi-Hotel. Wiewohl viel englisches Publikum dort verkehrt, ist man als „Fremder" — als „Europäer" schlechthin — nicht ganz isoliert, da auch andere Leute dort anzutreffen sind, die nicht das beneidenswerte Glück haben, britisch zu sein. — Dorthin also ließ Edmund Zinckeysen seinen großen Kabinenkoffer und seinen Musterkoffer schaffen; er war nicht das erstemal, verstehen Sie, in Singapore und kannte auch genau die Trinkgelder. Fröhlich ließ er sein völlig ausreichendes Gebrauchs-Malaiisch erschallen und wählte sich an der Werft selbst seinen Rikschakuli aus.

Die ersten Tage seines diesjährigen Aufenthaltes (man zählte Mai 1914) waren der Aufnahme alter Geschäftsverbindungen gewidmet.

Um vier Uhr nachmittags von den Boys angemeldet, zeigte er sich in einer adretten Aufmachung, die nicht zu überbieten war, im Rahmen der hölzernen Verschläge, der tropischen „Empfangsräumchen" im Hof des Hotels. Ebenso stämmig und seifig duftend erschien er auf den Wandelgängen des ersten und zweiten Stockes (durch deren Bögen hindurch man eine Aussicht auf den Platz der St. Andrews-Kathedrale genießt) und klopfte diskret in Kopfhöhe an den Klapptürchen. — Gewöhnlich war das Echo seines Erscheinens zunächst ein langgezogener Fluch; hierauf ächzte es noch, räusperte sich und spie Tabak, und endlich tönte eine gottergebene Stimme: „Come in . . ."

Ging Herr Zinckeysen dann wieder, so hatte er gewöhnlich die Herzen gewonnen oder doch zum mindesten den Humor dieser vertrackten Burschen, wie er die Engländer nannte, in Schwingung versetzt. Dies zeigte sich darin, daß eine grinsende Figur im Schlafanzug ihm gewöhnlich persönlich die Klapptür öffnete und ihn hinausgeleitete. Im übrigen schonten sie seine Würde nicht, die Engländer, beileibe nein. Sein Korrektheits-Nerv hatte eine ziemliche Anzahl von Malen Gelegenheit, schmerzhaft zu zucken; und auf die geistigen Hühneraugen ihm zu treten, das liebten sie geradezu.

Bei den Tischen angelangt, in deren Korbsessel die Engländer sich flegelten (die in Khaki oder in Putties steckenden Beine aufeinander geschichtet oder durch Stuhllehnen oder Tischkanten in Schwebe erhalten) — machte er eine verbindliche Kopfneigung nach ihrer Richtung, lebhaft lächelnd, und sagte scharf: „Evening, gents," — worauf diese hölzerne Finger an die Schläfen schoben und im Chor zurücksangen: „How d'ye do, Eddy?"

Es kam ab und zu einmal vor, daß er an ihren Nachmittagsgelagen teilnahm; es kam vor, daß er so recht eigentlich einer der Ihren sein durfte; daß sie ihn traktierten und sich von ihm traktieren ließen; daß sie ihm auf die Schulter schlugen und ihn „jolly good sport" nannten. — Das waren seine Höhepunkte, wenn er sich auch zuweilen bei ihren respektlosen Späßen innerlich krümmte.

Er hatte dann gewöhnlich, gleichsam als Erholung von dieser Anstrengung, noch eine zwanglose Unterhaltung mit dem irischen

Buchhalter Maloney. Diesem gegenüber fühlte er sich ziemlich ungebunden. Schwebten ihm die Engländer als höhere Daseinsform vor, so erschien ihm Maloney als in abhängiger Stellung und als Kelte wie prickelndes Sodawasser, womit er den scharfen Brand der britischen Originalfüllung mildernd löste.

*

Die Zenitsonne, die unbarmherzig ihre zwölf Stunden hindurch den dampfenden Hafen bestrahlt, geht zur Rüste. Halb sieben Uhr. Die Sonne taucht steil in den Westen: eine ungeheure, zerfetzte Orange, die langsam herabsackt, von einer Armee von Wölkchen belagert und verschlungen. Der Südwestmonsun hat sie regimenterweise aufgereiht, hat rhythmisch zum Sturm geblasen: nun kleben sie, unter seiner Peitsche erstarrt, als rillenartig gemusterter Fächer an einer Wand von Türkis. Und dieser Fächer glüht immer intensiver orangefarben; er schillert ins Rostbraun hinüber, und das grüne Blau weicht einem gleichmäßig bengalischen Gelb, vor dem alle Dinge sich schwärzen.

Alles Volk wird in der Stunde munter, wenn der Sonnenfluch verlischt. Endloses Gekrabbel und Geschrei erwacht in den Höhlen der Chinesen- und Malaienstadt, unter den Arkaden der blau und rot getünchten Häuser. Die Basarbesitzer schöpfen Mut, und ihre schmeichelnden Plauderstimmen werden laut. Glücksspiele rasseln, Singsang durchwebt den Lärm. Der Staub setzt sich; Rikschas rollen. Farbig erwacht das Laster, mit roten Zähnen lächelnd, und geht, nacktfüßig tastend, vorgeschobenen Leibes, seine Bahn ... Und überall brutzeln fahrende Garküchen.

Auch die Europäer werden munter und atmen auf.

Denn diese späten Stunden sind die wahrhaft erträglichen, in denen man wieder Mensch wird; eine kühle Brise weht. Mit dem Sonnenuntergang fällt das Thermometer sprunghaft um sechs Grad ... Noch ist es warm; aber der plötzliche Fall bewirkt ein rapides Verdunsten des Schweißes auf lechzender Haut, so daß man nach einer Dusche ganz in wohlige Kühle gepackt ist. Der weiße Smoking schmiegt sich um diese tägliche Auferstehung des Fleisches.

Ist es schwarze Nacht — (und keine Nacht ist so schwarz wie die Tropennacht, von silbernen, lichtschwachen Sternen durchstochen) — so sitzt man auf der Terrasse und lauscht einer Kapelle von malaiischen oder Halbblut-Musikanten, die europäische Musik, wie sie's verstehen, vom Blatt spielen ... Am besten gelingen ihnen noch bekannte Schlager. Verirren sie sich aber in „klassische“ Musik, so verschwimmen sie in nie gekannten Rhythmen. Es ist, als erstické man vertraute Klänge unter schwülem Tuch.

Und doch wird diese östliche Kränkelei, an der die Musik leidet, zu einer neuen Wollust — wenigstens für Herrn Zinckeysen. Mit ihm steht es nämlich umgekehrt: den Tag über ist er munter und abends lässig träumerisch. Der Sonnenpfeil erweckte in ihm zappelnde Lebendigkeit und war der Entladung seiner Energien nicht dämpfend schädlich, sondern im Gegenteil günstig. Von der schauerlichen Straffheit, die ihn mittags beseelte, wußten seine Kunden, die wie tote Fliegen umherlagen, ein Liedchen zu singen.

Es war nicht ausschließlich nur der frische Geschäftswind neudeutscher Energie, der durch die stagnierende britische Atmosphäre fuhr, sondern Zinckeysens persönliche Frische. Eine fluchenswerte Frische, die keine Kompromisse kannte ... Und mit der Wichtigtuerei, von der er besessen war wie ein hastendes Insekt, ärgerte er alle Welt bis zum Weinen. — Dann, wenn es kühl wurde, wenn er sich hätte gehen lassen dürfen, wenn jedermann es ihm verziehen hätte, daß er sich laut austobte, — — ja, dann machte er es gerade umgekehrt als seine Umgebung; er „baute ab“. Saß schlaff und träumte. Wurde weich und schweigsam. Innig gleichsam. So wenigstens sah es aus.

In Wahrheit war es etwas anderes. Zu seinem Gefühl tagsüber restlos erfüllter Pflicht trat allabendlich ein seine ganze Person derart durchtränkendes Selbstbewußtsein, das er mit Mühe an sich hielt, um nicht keck zu werden. Er hatte Geld in der Tasche, war ein unabhängiger Mann. Weißer war er, Europäer im weitesten Sinn, der die farbige Stadt in die Tasche steckte.

Auf einmal kamen die Engländer nur noch als Auch-Europäer in Betracht. Unter diesem Gesichtspunkt blähte sich abends, was klein war, und schrumpften die Tagesgötter. Man war eine geschlossene Front und bot dem Osten Trotz. In diesen verträumten Völkerbund, der im Hirn Zinckeysens nistete, wurde aus dem Süden nur noch Mijnheer hineinbezogen ... Dann, nach Verschweißung dieses Trios, war Schluß.

Kein Wunder, daß „Eddy“ sich abends am natürlichsten benahm. Da gab es kein geschmeicheltes Aufzucken mehr unter einem Schulterklaps. Er lebte und ließ leben.

Kleiner Völkerbund

Am Vorabend des Tages, an dem sein Schiff nach Bangkok ging, um ihn nach einigen Stationen in Vorderindien der deutschen Heimat wieder zuzutragen, speiste er noch mit einem besonderen Genuß auf der Gartenterrasse des Adelphi. Er hatte guten Grund, mit den Ergebnissen seiner Tätigkeit zufrieden zu sein.

In seiner Nähe saß ein junger Beamter, dem man ansah, daß er zur Garnison gehörte. Seine blauen Augen wirkten in der satten Bronzefarbe seiner Züge, unter der falterumtaumelten Bogenflamme, schier lila. Er war sehr schlank und groß; ein Prachtexemplar. Jede seiner Bewegungen verriet, daß er seinen Körper unablässig trainierte. Vermutlich war er als Hafenbauingenieur bei den Pionieren tätig; dies war die Kompagnie, an die die radikalsten körperlichsten Anforderungen ergingen. Er schien im Alter des Betrachters, etwa siebenundzwanzig Jahre alt.

Geräuschvolle Lustigkeit herrschte an dem Tisch; offenbar wurde ein Geburtstag gefeiert. Major Prendergast (diesen Namen entnahm Zinckeysen ohne Mühe dem Gespräch) schien jedoch nur gezwungenerweise mitzumachen. Er stützte mehrmals seine Stirn in die Hand, an der, wie ein Blutstropfen, ein Siegelring mit einem großen Karneol blinkte. Angeprostet, riß er sich zusammen und mimte den Fröhlichen; es war erstaunlich, welche Mengen von Alkohol er zu sich nahm, ohne eine sichtbare Wirkung zu zeigen.

Herr Zinckeysen ließ sich durch seine Stimmung hinreißen, sein Augenmerk auf die Gruppe etwas zu deutlich zu richten — den Kopf, wie er's selten tat, schief geneigt, so daß der scharfkantige Kragenrand tief in die Halshaut schnitt; die sanfte Strenge seiner Augen durch Güte gemildert. Man ertappte ihn dabei. — „Hallo, Eddy!" rief man; — „here 's to you!"

Der ganze Tisch wandte Köpfe und hob die hohen zylindrischen Gläser; man rief noch weiter Nettes, schüttelte dann gurgelnd das Getränk hinunter; Sodabläschen platzten an rasierten Lippen; dunkle und graue Augen feuchteten sich . . . Herr Zinckeysen fuhr zusammen, sagte: „Same to you, gentlemen," und trank seinerseits. Nicht ohne kleinen Mißton in der Seele erwischte er sich dabei, daß er die Hacken seiner ausgeschnittenen Lackschuhe klappend unter dem Tisch zusammenschießen ließ. Den Sperberblick auf die Gesellschaft gerichtet, tat er gewaltige Züge; dann stemmte er mit rechtwinklig geknicktem, wagrecht zur Seite gestoßnem Ellbogen das Glas eine Sekunde in die Luft, vor seine Nase, bevor er es knallend niedersetzte.

Man genoß diese unbewußte Geste außerordentlich. — „Good pull, eh?" rief man hinüber, voll gedämpfter Anerkennung. — Mr. Prendergast nahm ebenfalls Notiz, jedoch auf eine so unbeteiligte Weise, daß man sofort erriet, seine Gedanken seien durchaus nicht auf den strammen kleinen Deutschen gerichtet, sondern auf wesentlich Bedeutsameres. Wenigstens war Herr Zinckeysen für ihn aus Glas. Vielleicht aber war der Major nur sehr betrunken, bei völliger Beherrschung seiner Bewegungen. — Auf einmal, gänzlich unvermittelt, rüstete er zum Gehen.

„Come on," rief man hinter ihm drein und noch einiges des Inhaltes, er solle seinen Gram versaufen und sich nicht närrisch aufführen; so ein Kerl wie er hätte tausend andere Möglichkeiten, und was solcher herzhaften Zurufe noch mehr waren, — aus denen Herr Zinckeysen vielleicht nicht mit Unrecht schloß, der junge Mann leide an Liebesgram. Da er keine Lust hatte, sich ein neues Glas zu bestellen, unterschrieb er den Quittungszettel für die genossene Mahlzeit und beschloß, sich noch zu erlustieren.

Kulis und Opéra Stambuel

Er stand in der Halle. Die Lichtflut des Hotels fiel über die Coleman-Street und badete noch an der langgestreckten Mauer der Esplanade unter den staubigen Schirmkronen der Banyanbäume eine lange Kette feiernder Rikschas. Die wenigen Kulis, die zugegen waren, hockten zwischen ihren Handdeichseln und kauten aus Kokosschalen ihre Bohnen- und Reisgerichte, die sie sich, auf Blättern serviert, von den fahrenden Küchen hinter dem Hotel geholt. Einige rauchten in Stellungen äußerster Erschöpfung, die eckigen, mageren Glieder gespreizt, und starrten unter ihrem verfilzten Zottelhaar hervor in die ihnen ewig verschlossene Lichtwelt des Hotels, wo sich weiße Gestalten nach geheimnisvollen Riten bewegten . . .

Die korbähnlich geflochtenen Hüte haben sie abgetan, die Kulis. Auf ihren metallnen, sehnigen Körpern, die nach wenigen Jahren endgültig verbraucht sind wie die unmäßig

beanspruchter Jagdhunde, ruht die Aura jahrtausendalter Sklaverei. — Stimmt etwas mehr zur Ehrfurcht als ein älterer Rikschakuli? — — ‚Seht her,' sagt er mit seinem ölig glänzenden, zerknitterten Pergamentgesicht, und sein Mund zeigt lächelnd purpurschwarze Zähne: ‚Seht mich an! Beide Hände breite ich gespreizt auf den Boden; tretet auf mich!'

Doch wir wollen beileibe nicht sentimental werden; unser Freund Zinckeysen war natürlich verschont von solchen Phantasien und ähnlichem Firlefanz. Er staunte nur über die Vielseitigkeit des Geldverdienens, und beschied sich mit der Erkenntnis, daß diejenigen Kulis, die Rikschas zogen, nur eine Abart seien der übrigen Kulis, die es sonst noch auf der Welt gab, wie zum Beispiel der Grubenarbeiter, Glasbläser oder ... Kellner ...

Als er vor das Hotel trat, handelte es sich für jene Kerle darum, wer das Rennen zum weißen Herrn hinüber machte. Sie fuhren rumpelnd empor und verhedderten sich mit den Deichselstangen. Es bildete sich ein Klumpen, aus dem ekstatisch eifersüchtiges Geschrei stieg. Ein älterer Mann, eine Erscheinung von ruhigem Fatalismus, profitierte von dem Zank, und Herr Zinckeysen saß bereits in dem buntbemalten, schlecht federnden Gefährt, bevor die anderen sich geeinigt hatten. Der Hüne vor ihm setzte sich in Trab.

Billig ist es, so umherzurollen, und königlich zugleich. Würdenträger früherer Zeiten, in Sänften schwebend, müssen Ähnliches empfunden haben. Die sehr hohen Räder sind leicht gebaut und springen elastisch über kleine Hindernisse; zudem ist die Straße von Myriaden nackter Sohlen geglättet.

Das Rikscha bog rechts ein und verfolgte die North-Bridge-Road. Eine Weile ging es an Kaufhäusern und europäischen Auslagen vorbei; der Kuli wurmte seinen Weg durch ein Gewimmel von offenen Hackney-Droschken und dumpf grollenden, lautlos vorbeifedernden Autos, die sich auf dem Orchard-Road in die Kühle der Hügel begraben wollten. Doch unseres Abenteurers Sinn stand heute nicht nach der sausenden Erfrischung der Meeresstraßen oder der in endlose Palmen- und Gummihaine gebetteten Villenstadt, sondern er sehnte sich nach Buntheit, Betrieb. Wochen von Wasser standen ihm ohnedies bevor, und er wollte noch einmal eine kräftige Prise aus der hiesigen Atmosphäre nehmen.

Der Wind hauchte feuchtwarme Atemstöße durch die Geschäftswimpel, die leise klatschend krause Charaktere in spärlichen Bogenflammen aufblitzen ließen. Dann war es eine Weile dunkler; rote Glaslichter blinkten, Kokosölfunzeln und Kerzen. Vor ihm her zog das schnappende Jagdhundkeuchen des Kulis. — Da sah er vor sich, als verschwommen schwärenden Fleck aus vielen Farben, als Lichtloch voller bewegter Silhouetten, einen Platz, der von transparentem Schriftband dumpf bestrahlt wurde. „City Opéra" stand darauf. Er gewahrte, unter schwarzen Palmwedeln, ein langgestrecktes, scheunenähnliches Gebäude unter einem Blechdach.

An der Kasse erlegte er den Preis für den ersten Platz — einen Straits-Dollar in Gestalt einer purpurnen kleinen Banknote — und erhielt einen Programmzettel. Der Aufseher, ein X-beinig umherwatschelnder Chinese in zu prallem, schmutzigem Leinenanzug, geleitete ihn zu einem der vordersten Holzverschläge, die man Logen nannte. Sein Name Ayope: dies wenigstens stellte Herr Zinckeysen mit hanseatischer Gründlichkeit fest. Er betrachtete amüsiert, wie Ayope den Strom zu klassifizieren und in die richtigen Bankreihen abzulenken wußte. Zuweilen kam ein Weißer, dem zuliebe das farbige Publikum mit rätselhaftem Ausdruck eine breite Gasse öffnete. Die „Logen" füllten sich mit Europäern verschiedenster Sorte, Matrosen, Artilleriesoldaten auf Urlaub vom Fort Canning, ehrenwerten Kaufleuten oder unrasierten Opportunisten. Hinter dieser weißen Schicht kamen die chinesischen Familien; sie beherrschten das Bild, auch auf den erhöhten Seitengalerien erblickte man, wie auf Schnüren aufgereiht, ihre meerschaumhellen, glatten Gesichter. Damen waren in jedem Alter da. Die pechschwarzen Haare, von schöngewölbten Stirnen zurückgekämmt, waren von spitzenart durchbrochnen Schildpattkämmen in Akanthusform gebändigt. Feiste Matronen in buntseidenen Jacken ließen bei Kopfdrehungen auf faltigen Hälsen an herabgezerrten, mächtigen Ohrlappen die bohnengroßen Silberpflöcke pendeln, von deren Knöpfen gelbe Brillanten in Rosenschliff blaue Blitze schossen. Damit waren sie auch inkrustiert an Fingern und Pantoffeln. Blasiert und verdrossen, mit geschwollenen Lidern, zerkauten sie Süßigkeiten aus Lackschachteln und keiften leise untereinander. Die Jungfrauen, wie ein tuschelndes weißes Tulpenbeet im Morgentau, saßen mit ihren steilen, kleinen Brüsten und ihren erstaunten pinselfeinen Brauen leblos wie Bilder. Jünglinge lachten gurrend, Capstan-Zigaretten rauchend, und ihre beerenschwarzen Augen folgten vergnügt dem Vorgang auf der Bühne.

Hinter dieser reichen Schicht des Reiches der Mitte begann dasjenige Publikum, das dem Theater den Namen gab: das Malaienvolk ... Und ganz im schwarzen Hintergrund, nicht einmal mehr einer Bank teilhaftig, standen oder hockten die Ärmsten der Armen: die Kulis.

Das Stück lief schon geraume Zeit. Doch es ist das Wesen solcher Dramen, daß sie, wie das Leben selbst, an jeder beliebigen Phase neu beginnen ... Eine äußerst dünne, waghalsig unwahrscheinliche Handlung rann unter diesen Szenen. Herr Zinckeysen hatte sich etwas ganz Phantastisches erträumt und war darauf erpicht, auf seine Kosten zu kommen. ‚Wo ist der Osten?' dachte er bei sich und blickte streng und mißbilligend nach der Bühne. In Gedanken pochte er auf seinen Singapore-Dollar ...

Aber er sollte dauernd enttäuscht bleiben. Was er mit seinen blauen Hamburger Augen wahrnahm, war letzte europäische Schmiere. Er sah, was er in einem Varieté dritten Ranges seiner Vaterstadt auch gesehn hätte, oder im Zelt einer bankrotten wandernden Theatertruppe, die um die Gunst der tiefsten Provinz buhlt.

Es war das Motiv einer Opera buffa; das Schicksal zweier Clowns, Baktom und Baktim, die durch ein Dschungel von Mißverständnissen stolperten und ein Publikum von Würdenträgern, Sultanen, Damen, Räubern und Soldaten in das heikelste Durcheinander stürzten. Eine kindliche Angelegenheit. Und Herr Zinckeysen war deshalb gelangweilt, weil er das zeitlose Empfinden nicht kannte, dem man hier frönte. Auch fehlte seiner gewiß tüchtigen Halbbildung der Blick für das Absonderliche; das Bedeutsame.

Der gute Ton im Theater

Dieses Europa, das man hier erlebte, war zu den Malaien gedrungen auf dem Weg über Stambul, vermittelt durch den völkerverknüpfenden Islam ... Es war ein von den Türken neu verdautes und ihrer Auffassung anbequemtes Plüsch- und Stuck-Europa trübsten Ranges. Diese Kostüme waren rührend getreue Kopien von muffigen, aussortierten Mimengarderoben; dies Milieu stank nach Schminke und dem ranzigen Öl einer Romantik, die bereits begann, sich zu zersetzen; die „eiserne Regie" geworden war ... Und die ganze Puffärmel-, Sammet- und Sprechgesangpracht verstaubter Spielopern war als Ganzes, als köstlich Fremdes, als Originelles um 1890 hier gelandet, hatte hier Wurzeln geschlagen und war aufgesogen worden, weil dies liebenswerte kindliche Volk das Märchen forderte, um nicht durch den überhandnehmenden westlichen Schundimport von Begriffen und Fabrikwaren hoffnungslos zu verarmen ... Und die indonesischen Fürstenhöfe adoptierten brünstig die Kulisse, und dasselbe tat nun hier auch die Schaubühne des klugen Chinesen Ayope und bot „Fortschrittliches".

Zwischen den Szenen gab es Musiksoli, und dann lauschte Herr Zinckeysen auf. Ein unbedenkliches „Orchester" spielte Schlager, die gut und gern die Geburt des Grammophons erlebt hatten. — Und dann wurde auf einmal wieder alles äußerst indisch. Zwei kleine Mädchen traten auf. Sie sangen mit hellen Diskantstimmen in grellen Quinten, die Puppen. Sie hatten große, prachtvolle Dirnenaugen mit enormen Wimpern; aus Email waren diese Augen, kam es Herrn Zinckeysen vor; es waren eindeutig der Sphäre des Geschlechts gewidmete Blicke, die sie aus diesen rollenden Leuchtkugeln sprühten. Herrjeh, mußte er denken; war das toll! Sie sahen ihn direkt an; sie faßten sich bei den Händen und plärrten mit Sonntagsschulstimmen, glasschrill und begeistert, auf malaiisch leider; seine Grammatik versagte. Kaum acht Jahre alt waren die Dinger, und deshalb war es auch tief erheiternd, daß sie die Hüftbewegungen und Koketterien der Älteren, Reiferen, Runderen, die vor ihnen aufgetreten, so vollendet beherrschten. Ein mechanisches Klavier stolperte unrein hinter dem Gesang drein. Glucksende Heiterkeit trieb durch den Raum, unter einem Aufglitzern der Steine im Parkett und Galerie. „Ejah! — Ejah!" riefen die jungen Kaufmannsdamen und schüttelten applaudierend die Köpfe ...

In diesem Moment löste der sprunghafte Südwest-Monsun, der um diese geschützte, zeitlose Menscheninsel draußen geschäftig war, ein Gewitter aus.

Zur Begleitung des mechanischen Klaviers geschahen klirrende Donnerschläge, während deren die vorsintflutlichen Kohlenfäden der Rampenbirnen leicht zuckten. — Das war man gewohnt; ebenso, daß gleich darauf das ganze Theater im Meeresgrund versank. Unaufhörlich sausendes, ins Maßlose schwellendes Zischen geschah und wuchs in ein gleichmäßiges Gedröhn hinein. Das Kreischen der gepuderten Kinder wurde kleiner und piepsiger. Und das Schwatzen der rauchenden, plaudernden, kauenden Menge sank unter einen Schleier.

Nun bemerkte Herr Zinckeysen, daß der junge Engländer, der vorhin den Tisch auf der Estrade im Adelphi melancholisch-unwirsch verlassen hatte, in einer der nächsten Bankreihen hinter seiner Loge saß. Vorsichtig spähend (um kein Aufsehen zu erregen) stellte er fest, daß der Major Prendergast sinnlos betrunken war. Da man zum großen Teil unter höflichen Eingeborenen war, schien niemand davon Notiz zu nehmen. Und doch war es unangenehm, störend im höchsten Grad für Herrn Zinckeysens Stimmung. Während er sich wieder umdrehte, fuhr er fort, sich mit dem Bild, das er eben wahrnehmen mußte, grollend zu beschäftigen.

Mr. Prendergast war nämlich auf seinem Sitz nach vorn gefallen, hatte den Körper einfach gleiten lassen. Wie ein Rohr im Winde schwankte er, wie eine Sache aus Gelee. Er fehlte ihm nicht an hilfreichem Zugriff. Das Peinliche daran war nur, daß dieser nicht von einem Kameraden, sondern von zwei Söhnen des Reiches der Mitte besorgt wurde; das halb Tröstliche, daß es sehr sauber gekleidete Herren waren. Der eine nahm dem Major, wenn dessen Kopf nach vorn sackte, jedesmal behutsam die Zigarette aus dem Mund und steckte sie ihm geschickt wieder zwischen die Zähne. Der andere regulierte nach Bedarf das Gleichgewicht. Alles in allem war die Tatsache nicht abzuleugnen, daß der Engländer eine äußerst undankbare und unkleidsame Rolle spielte.

Der Anblick paßte in Herrn Zinckeysens Weltbild nicht hinein. Das war auch der Grund, warum er sich so ärgerte, trotzdem es ihn gar nichts anging. Hier saß ein Herrenmensch im Smoking und machte sich gemein mit betulichen Chinesen, die vielleicht nicht einmal eine Photographie ihrer eigenen Väter besaßen, geschweige denn Ahnentafeln; die vielleicht Läden im Brückenviertel unterhielten; bestenfalls Kommissionäre waren für den Verschleiß amerikanischer Automobile, oder Gummischmuggler ... Liebesgram hin und her ... so betrank man sich einfach nicht!

Der Betrachter sandte einen traurig strengen Blick nach der unverantwortlichen Gruppe. Er war nicht der einzige aus der Europäerschicht, dem sie auffiel. Die beiden hilfreichen Gelben spürten das. Offenbar empfanden sie, daß man dem Major eine Gefälligkeit erweise, wenn man ihn wegschaffe. So verließ dieser denn in enger Fühlung mit ihnen (und leidlich beherrscht, wie Zinckeysen mit Erleichterung wahrnahm) annähernd in gerader Linie den Schauplatz. Das kleine Intermezzo wurde denn auch von dem Interesse verschlungen, das neu für die Vorgänge auf der Bühne erwachte. Der Regen dröhnte unablässig weiter. Es war nicht sicher, ob Herr Zinckeysen sofort ein Gefährt finden würde, das ihn trocken heimbringe; so blieb er mit halbem Entschluß sitzen und genoß schief geneigten Kopfes wiederum das Getue der kleinen braunen Stars.

Diese wurden jetzt von verwegenen Männern beschlichen ... In einem Spalt des von Madras-Künstlern mit herrlichen Feenlandschaften (Odalisken, Schwänen und Minaretten) geschmückten Vorhangs wackelte langsam eine Kulisse herab. Sie war — by Jove — amerikanisch! Die scheußliche Nüchternheit einer Straße mit Drogerien, „Sodaquellen“ und roten Backsteinkirchen senkte sich erbarmungslos in die Phantasiewelt hinein. Na, das begriff man doch wenigstens, wenn es auch nicht schön war, dachte Herr Zinckeysen. Bis jetzt war es eigentlich ein bißchen zu anspruchsvoll! Die ganze Zeit Märchen: das kriegt man satt. Worauf er sich befriedigt zurechtsetzte und auf einen „anheimelnden“ Eindruck wartete.

Trotz der falsch synkopierten Musik geriet sein Verständnis auch jetzt auf eine Untiefe. Er steckte sich eine Zigarette an und dröselte ein wenig. Das Drama spann sich vor ihm weiter, wie ein drolliger Traum. Er hatte es aufgegeben, einen Sinn hineinzulegen. — Immer vertrackter und traumhafter ward diese ganze kindliche Spielopern-Verwirrung. ‚Wenn dieser Regen aufhört,‘ dachte er, ‚mache ich Schluß mit heute abend. Mehr wird wohl nicht in Singapore zu erleben sein. Schade. Möglich, daß es verruchte Sachen gibt; die sind aber auch wieder zu riskant ... Am besten, man läßt das Laster auf sich beruhen.‘

Er dachte noch ein wenig an sein Schiff morgen, das er um zehn Uhr zu besteigen hatte; die Hotelrechnung, das Wechselgeld, drei, vier Telegramme an Bolshagen & Co. — (Porzellan und Emailwaren en gros, Ex- und Import) —, seinen Musterkoffer und sein schöngeregeltes Dasein ... Dann ging sein Dröseln in eine Art Schlaf über, aus dem er mit einem Ruck emporfuhr. Plötzlich anschwellendes Stimmengesumm deutete allgemeinen Aufbruch an.

Seine Hand fuhr nach der Innentasche; Gott sei Dank! alles war da. Seine Uhr zeigte auf zwölf. — Mit einem Bedürfnis nach frischer Luft und leicht verwirrt erhob er sich. Der Regen hatte aufgehört; es würde ihm gut tun, den Kilometer bis zum Hotel zu Fuß zurückzulegen.

Der Instinkt und Herr Zinckeysen

Als er aus dem Eingang trat, hatte sich die Zuschauermenge bereits in Droschken oder Rikschas verflüchtigt; aus den Seitenstraßen hörte man noch leises Bimmeln der sich entfernenden Gefährte. Eine Stunde lang hatte der Regen herabgepladdert. Unter Windschnauben und Schluchzern hatte die Tropenschwermut sich ausgeweint; — nun war sie abgezogen, lag brütend über anderen dunklen Gebieten und vergoß einen neuen Tränensee. Schwache Helle verbreitete der Himmel; grell, wie blankgeputzt, standen jetzt die Sternbilder darin. Zinckeysen gönnte seinem Auge nur einen einzigen Sprung in dies schwarze Loch, an den lanzenhaft drohenden Firsten eines eingemauerten Tempels vorbei. Dann beschäftigte er sich mit den dunklen Gruppen, die an glühendem Palmreisig vor dem Hintergrund schwach erhellter Gemächer gedämpft schwatzend hantierten. Leises Kreischen drang hervor . . . wie von Katzen.

Diese beunruhigenden Beobachtungen formte Zinckeysen bei jedem zehnten Schritt, und er wußte, warum er nirgends stehenblieb. Einerseits verachtete er Zurschaustellung privater Angelegenheiten und hielt nicht allzuviel von Erotik bei der herrschenden Temperatur; und anderseits war er ein vorsichtiger Mann, der die Zusammenrottungen östlicher Menschheit in Veranden und Türen als verdächtig empfand. Er stieß seinen Malakkastock wacker in den Boden, der die Wassermengen inzwischen spurlos geschluckt, und schritt mit Scheuklappen fürbaß.

‚Wir sind ja nicht in Hamburg,' beruhigte er die eigene quälende Neugierde. ‚Tja, ... wenn dies die „Reeperbahn" wäre oder die „Große Freiheit" . . . Aber hier greift man ins Unfaßbare ... Mit Lächeln, nicht? wird man geplündert und womöglich verseucht, ich danke . . .' Zu seiner Überlegung trat noch der Gedanke an die morgige Abfahrt und daß er ja unter Umständen in Bangkok oder sonstwo nachholen könne, was er hier versäumte . . . Kurz und gut, vollauf berechtigte zivile und biedere Hemmungen hielten ihn davon ab, dem Osten in dieser Beziehung heute nahezutreten.

Die Gefahrzone war durchschritten, und er näherte sich der Ecke der Coleman Street, als auf einmal Hufschlag hinter ihm hörbar wurde: der Hufschlag jener gedrungenen Ponies, die in diesen Landesbreiten üblich sind . . . Mit drolligen Bürstenraupen auf den Hälsen, kopfnickend, traben sie kurzspurig, ohne Ermüdung zu kennen; das Geräusch ihrer kleinen Hufe läutet tagein, tagaus auf dem Asphalt, von Schellenrasseln begleitet . . .

Es war eine offene Droschke. Herr Zinckeysen hatte sich umgedreht und hatte so Muße, die Insassen zu betrachten. Und nun geschah es, daß er ganz unvermutet schicksalsmäßig und zwangsläufig auf den Plan gerufen wurde; daß seine Instinkte zu einer ihn selbst überrumpelnden Handlung gediehen; zu einem Entschluß, der wie ein Kristall aus einer übersättigten Lösung sprang . . . Er hob den Stock; er hielt ihn gebieterisch hoch; und während er der Droschke in den Weg trat, rief er kurz und schmetternd: „Stop!"

*

Wenn er sich nachher über seine Instinkthandlung befragte, so wußte er sich selbst keine befriedigende Antwort zu erteilen, außer der, daß er in einer hellseherischen Sekunde das ganze Schicksal vorausgeahnt habe, in das der Major Prendergast so unbekümmert und so von allen Göttern geblendet hineinkutschierte.

Der Major saß in der Droschke und war noch doppelt so betrunken wie im Theater. Ja, sein Rausch hatte jenen fragwürdigen, gefährlichen Grad, wo man wieder gerade sitzt und zusammenhängend redet, wennzwar mit völligem Austausch des gewöhnlichen Ichs gegen eine fremde unsympathische Person, die ihre eigene Logik hat. Ein belferndes Tier ist das, das sich unseres Gesichtes und Körpers bedient; ein auf Vernichtung seines Gastgebers erpichtes Geschöpf, und dies sprach aus dem Munde des Majors: „Go to hell, Goose-Step-Eddy. — What d'ye want to stop me for?" — Und Herr Zinckeysen trat an den Wagen heran und sagte leise und beschwörend: „Schicken Sie doch das Gesindel fort, Herr. Begreifen Sie, was Sie machen?"

Wenn man behauptet, daß Mr. Prendergast für das, was ihm im Augenblick als Zerstreuung vorschwebte, äußerst gut versorgt war, so geht man nicht fehl. Denn er war durchaus nicht allein in der Droschke. Zunächst waren da seine Gelegenheitsfreunde aus dem Theater. Sie saßen ihm gegenüber und betrachteten voll verschmitzter Erwartung das Benehmen dieses Engländers, der sich auf dem Gipfel ausübender Macht bewegte. Ein etwa fünfzehnjähriger Chinesenknabe mit tintenschwarzen, vergnügten Augen im Gesicht saß auf des Majors linkem Knie und schmiegte seinen Arm, der weiß herausschimmerte, um dessen

Schulter. Er war lediglich mit einer mattblauen zerfransten Leinenhose bekleidet. Sein Gegenstück auf der anderen Seite war eine jener feisten, teuren Matrosenmütter, in grellfarbig bedruckte Seide gewandet, die an den Fensterverschlägen zwischen den beiden Flußbrücken im Chinaviertel wie schillernde Kröten auf der Lauer liegen oder ihr Schleppgewand anspruchsvoll durch das Volksgewimmel der Basar-Arkaden ziehen, gefolgt von einer kichernden, gepuderten Heerschar, der sie tyrannisch gebieten. Es war ein Prunkstück von einer Priesterin ihres Gewerbes, und sie hatte diese erstaunliche Gelegenheit, eine sagenhafte Propaganda um sich zu verbreiten, offenbar dankbar ergriffen. Ihr mit blauen Schlänglein tätowierter Arm, von Messing und Silberschmuck umzäumt, umfaßte gleichfalls den Rücken des Majors, und ihr Doppelkinn schaukelte befriedigt auf uferlosem Busen.

Außer diesen vieren sah man in der Droschke noch zwei kleine Köpfe, die halber Kinder, die wie Nestvögel die Hälse reckten. Doch die gaben einen so leichten Ballast ab, daß sie das Ponypärchen kaum beschwerten.

Auf das gebieterische „Stop" Herrn Zinckeysens hielt der Kutscher jäh an, und die ganze menschliche Ladung wurde aufkreischend durcheinandergerüttelt. Der Engländer saß wie ein Ladestock inmitten all des elastischen Fleisches und dirigierte. Er amüsierte sich und hatte durchaus keine Lust, sich stören zu lassen. „Go to hell," sagte er, „you Godforsaken Dutchman!" Aber seine Begleiter hatten den Europäer kaum gesehen, als sie sich voneinander lösten und herauslächelten. Es war ein Aufleuchten mehrerer kalkweißer Zahnreihen. — „Dieser Gentleman," erklärte endlich der eine „Kommissionär" in schleppenden Lauten . . . „ist ein wenig lustig. Wir bringen ihn ins Hotel zurück."

„Den Teufel tut ihr," sagte Herr Zinckeysen bleich. „Macht, daß ihr fortkommt."

„He! You!" ließ sich hier der Major vernehmen und starrte mit grellen Augen zu ihm herab. „Was im Namen aller hergelaufenen Hausierer geht das Sie an?" — Herr Zinckeysen überhörte das; überhörte es sachlich; er sah, daß er einen unzurechnungsfähigen Kompagnieführer vor sich hatte und zog bieder die Konsequenzen daraus. Er ging zu den Pferden und packte die Kandaren. Steil ging Prendergast in die Höhe und gab dem Kutscher einen Stoß in den Rücken. „Drive on!" brüllte er.

Doch es half nichts, daß der Kutscher, in den Wirbel zweier verschiedener Herrenlaunen geraten, die Peitsche zögernd hob; der kleine Deutsche stand wie aus Granit. Nach etwa zwanzig Metern würde das Gefährt um die Ecke geraten sein, in die Lichtflut des Adelphi-Hotels; und damit läge die furchtbare Blamage des Mannes auf offenem Präsentierbrett vor aller Augen da. Dann war seine Karriere zerstört, dann war er in jeder Beziehung geliefert; dann würde für ihn nichts übrig bleiben als eine Kugel. — Und ehe der Kutscher, der noch wie gelähmt saß, Bescheid wußte, war er schon wieder am Verschlag. Der halbnackte Junge war hinweggehuscht; ebenso verschwunden war die Priesterin mit den beiden Nestvögelchen. Sie standen mittlerweile irgendwo im Schatten und warteten, starr vor Neugier, die Entwicklung der Dinge ab. So hatte Herr Zinckeysen den Sitz frei und schwang sich ins Gefährt.

„Sie müssen einsehen," sagte er korrekt zu den beiden Chinesen, „daß Ihre freundliche Hilfe sich von jetzt ab erübrigt . . ." Das sagte er nicht zusammenhängend, sondern in den Pausen, die ihm der Kampf mit dem sinnlos Betrunkenen und unablässig Fluchenden gestattete. Als er während des Ringens einen Augenblick den Arm frei bekam, zerrte er Wechselgeld aus der Tasche und stopfte es in die weichen, geöffneten Hände. „Gehen Sie, meine Herren; ich bringe den Major ins Bett . . ." Und wie bemalte Ostereier lächelnd traten die Gelben den Rückzug an . . .

Plötzlich erlahmte der Engländer.

Zinckeysen atmete auf. „Fahre vors Hotel," wies er den Kutscher an. Und langsam bog die Droschke um die Ecke.

Die Halle war noch vollbesetzt; einige Gäste standen plaudernd im Vestibül und blickten auf die Straße. Herr Zinckeysen stieg aus und durchquerte langsam und ohne auffällige Hast die Halle. „Maloney," sagte er zu dem irischen Buchhalter, „in der Droschke liegt einer, der sich heute abend ein bißchen übernommen hat. Er hat einen Hitzschlag; auf alle Fälle muß es ein Hitzschlag sein . . . Verstehen Sie, Maloney?"

Der Ire verstand.

Der große Sprung

Wir verlieren Herrn Zinckeysen nach dieser Phase seines Daseins aus den Augen. Wir haben erfahren, daß er nach Bangkok fuhr und von da aus in die Heimat. Dann kamen acht Jahre, zu deren Beginn ein Scherbenberg aufgehäuft wurde aus ver-



Streichkonzert. Holzbildwerk von Georg Joh. Lang-Oberammergau
(Im Besitze des Musikhauses Alfred Schmid Nachf., München)

nichteten Werten und zertretenen Existenzen; ein Scherbenberg, der die Aussicht verrammelte, das Gedächtnis schwächte, und über den Herr Zinckeysen mit zäher Geduld hinüberkletterte. Bei dieser zunächst zielbewußten und dann äußerst verdrossen geleisteten Betätigung verlor er seinen Glanz, Stück nach Stück, und er landete ziemlich ramponiert auf der anderen Seite.

Zunächst erlangte er, schlecht und recht, einen Kellnerposten in einem maßgebenden Hotel einer deutschen Großstadt. Daraufhin ehelichte er ein ziemlich farbloses Mädchen aus kleinbürgerlichen Kreisen.

★

Im Jahre 1922 war er zum Aufseher emporgerückt. Waren auch alle anderen Kennzeichen der Macht gefallen, so gefiel er sich jetzt, gleichsam zur Opposition, als Besitzer eines steilen Habybärtchens und bürstenartig geschorenen Haupthaars. Sein Frack saß gut, er bewegte sich mit den früheren exakten Schritten und vergab sich allmählich immer weniger durch Hast oder allzubeflissenen Zusprung. Abends forderte er die Bilanz ein und behob auch sein Gehalt in ständig schwellenden Paketen nagelneuen Papiergeldes. Doch war es ihm schon fast gleichgültig, ob die Anzahl dieser Millionen stimmte.

Dies war nicht das einzige, was ihm gleichgültig wurde. Eins sah er deutlich genug: einen phantastischen Ruin aller Verhältnisse und menschlichen Beziehungen.

Wie einer, der vor einem Aquarium steht, vor dem Flossenspiel seltsamer Fische, starrte er in den Strom landfremder Menschen.

★

Nun die Zeiten immer mehr entarteten, genügte seine Brieftasche, bis zum Platzen beansprucht, nicht mehr für sein allabendlich im Büro erhobenes Gehalt. Herr Zinckeysen brauchte zwar noch kein Handköfferchen, aber immerhin schon eine Zigarrenkiste, um seinen Gewinst nach Hause zu tragen; und seine Gattin mußte um sechs Uhr aus den Federn gejagt werden, um die Kaufkraft der letzten zwölf Stunden noch auszunutzen.

Manch ein Charakter wäre dadurch dauernd erschüttert worden. Aber so, wie man sich im Halbschlaf einem possenhaften Traum mit gelähmter Kritik überläßt, so packte Herr Zinckeysen auch noch diese Narrheit in sein Lebensbild hinein und versuchte das brüchige Gummiband der Erfahrung darum zu schlingen. Einmal, so ahnte er, werde es mit scharfem Knall reißen, und dann werde alles herauspoltern . . .

Es herrschte zwar schon in einigen Köpfen die vage Erwartung, daß, wenn nicht ein Wunder geschehe, dem ganzen Papierfasching ein wüster Aschermittwoch folgen müsse und damit auch die Zwangsgesundung. Es war aber Herrn Zinckeysen nicht gegeben, mit Tatsachen zu rechnen, die sich allem geschichtlichen Vorbild höhnisch entzogen. Er malte seine sechs bis neun Nullen mit sklavischer Geduld in die Bilanz, und schon die Tätigkeit dieses Nullenschreibens hielt seinen wohlverdienten Schlaf bis in die Morgenstunden hintan, so daß seine flaumigen Backen schrumpften und sein stählerner Blick sich verschleierte.

— — — Dies war sein Tageslauf: — kurz vor Mittag stand er auf und um zwei Uhr war er im Hotel zur Stelle. Dann lagen elf Stunden vor ihm, während deren er mit verbissener Verantwortung das Verantwortungslose auf sein Flußbett beschränkte, so daß sich selbst das Chaos noch nach Regeln drehte . . .

Kostbare Gäste

Eines Tages sah er, daß ein reservierter Tisch in der Ecke der Halle lange über die bestellte Zeit hinaus leer blieb. Er rief Anton, den drallen Liftpagen, der sich gerade rosig und frech Zettelchen schmuggelnd zwischen den nächsten Tischen betätigte, und jagte ihn zu dem fraglichen Zimmer hinauf. Doch da kamen die Erwarteten, ohne den Lift zu benutzen, bereits die von vergoldeter Balustrade gesäumte Haupttreppe herabgeschritten.

Der Eindruck dieser Leute auf Herrn Zinckeysen war ein derart ungewohnter, daß er sich in der Folge, zart bemerkt, seltsam benahm. Er bestand nämlich zum größten Erstaunen des dienstbaren Geistes, dem das Rayon des leeren Tischchens zugeteilt war, auf einer persönlichen Bedienung. Nicht bloß, daß er das Tischchen umkreiste und die darauf befindlichen Chrysanthemen zupfend ordnete, nein, er gefiel sich sogar darin, an den Stühlen zu rücken, um den Herrschaften Deckung gegen den grelläugigen Saal zu verschaffen. Er stellte einen unsichtbaren Paravent auf und erklärte damit sein tieferes Interesse. Der Ober, ein schwarzhaariger Mensch namens Drechsler, zog sich mit kieferschlaffem Erstaunen zurück und überließ Herrn Zinckeysen das Feld.

Was war der Grund? Nun, diese Leute waren englisch, man sah es ihnen an der Nasenspitze an. Das war an sich nichts Er-

schütterndes. Aber sie unterschieden sich von anderen dadurch, daß sie offenbar der obersten Schicht angehörten. Es waren Geschöpfe aus einer anderen Welt; sie hatten den Krieg gewonnen und benahmen sich danach. Sie schritten dahin in einem Dunst von Reserviertheit, der nichts Irdisches hatte.

Die Dame ging voraus. Sie trug einen schweren, rotblonden Haarknoten, von schlichter Diamantspange zusammengehalten. Sie war schlank und wirkte durch Haltung größer, als sie war. Ihr schaumweißer Rücken sowie die Brust waren tief ausgeschnitten, so daß der Oberkörper mit den nackt pendelnden Armen frei und beweglich seine Muskeln spielen ließ. Ihre Hände waren bis auf einen großen Saphir an der Rechten ebenfalls nackt. Sie trug ein Kleid aus nachtblauem Chiffon, das den Körper bis über die Hüften hinab mit tiefgelegter Taille knapp umschloß. Von den Lenden, im Gang knisternd geschaukelt, fielen gestärkte Faltenbäusche und endeten knapp über den Schnallenschuhen. Dies wie Schlangenhaut anliegende Kleid umriß die Kontur ihres stolzen Leibes ohne Vertuschung. Wo der Rand des Kleides beim Schreiten vorwärtsgeschleudert wurde, zeigten sich mattgraue Seidenstrümpfe. Die kleine hoffärtige Nase in die Luft gestreckt, die langen Wimpern über dunkelblauen Augen zum Ritz geschlossen, wandelte sie in der Luftlinie mit traumhafter Sicherheit des Hinsteuerns auf das zu, was ihr gehörte, jenes reservierte Tischchen, an dessen Seite wie ein Erzengel Herr Zinckeysen in würdiger Devotion harrte.

★

Nicht genug damit, daß die Dame schon als Einzelerscheinung blendete, — doppelt bestechend hob sie sich ab von der Folie des Mannes, der ihr folgte. Es war ein fast zwei Meter hoher, gebräunter Mann mit einem schmalen, eckig vorspringenden Kiefer und ausladendem Hinterkopf, der von brünetten Strähnen, in denen sich graue Fäden zeigten, dünn überkämmt war. Im tropengelben Gesicht bekam das Blau seiner Augen schier etwas Milchig-helles. Er ging mit zurückgeworfenem Kopf, Hände in den Hosentaschen, schlendernd hinter ihr — seine rechte Schulter, als wolle sie das Milieu ablehnen, war dabei in die Höhe gezogen. Zwei schwarze Perlen zierten seinen Hemdeinsatz; die Welt war augenscheinlich zu herabgesetzten Preisen für ihn käuflich.

Zinckeysen verbeugte sich militärisch und wies die Plätze an. Die beiden setzten sich. Der Engländer ließ ein Grunzen hören, einen Mittellaut zwischen Resignation hinsichtlich des Milieus und Erwartung, und bestellte sich dann mit zweieinhalb Worten das Menu. Hierauf vertieften sich beide in das Studium der Weinkarte, und Herr Zinckeysen beugte sich mit deutendem Finger diskret über die linke Schulter der Frau. Bei dieser Gelegenheit stieg ihm ein flüchtiges Parfüm entgegen, das seinen ganzen Menschen durchrieselte . . .

Die Dame brauchte einige Zeit, um den richtigen Rotwein zu finden. Zwischendurch konnten also Herrn Zinckeysens Blicke nicht umhin, leicht abzuschweifen und sich in Gegenden zu verlieren, die nicht unbedingt auf der Tagesordnung standen. Zunächst waren diese Schulterblätter und die Mulde des Rückgrats sehr bemerkenswert. Mit Anstrengung richtete er sich auf und ließ ein Räuspern in sich verklingen, das den Zweck hatte, ihn zu festigen. Ihm war zumute, als stehe er im Museum, nur durch dünnes Glas von Kostbarkeiten getrennt; doch Kontrolle ist bedrohlich in der Nähe . . . Nun, dürfen dann nicht wenigstens Blicke rauben? Er überhörte beinahe in seiner süßen Schau, daß die Dame nunmehr ihre Wahl getroffen; übersah fast, daß der Finger mit dem Saphir bereits herrisch auf eine Marke tippte. Unmerklich fuhr er zusammen und sagte: „Yes, Madame, No. 73," wobei er sich umwandte und wieder mit Adlerblicken nach dem kieferschlaffen „Ober" namens Drechsler spähte, der aus der Entfernung die Gruppe dumm beglotzte. Die Kreatur eilte herbei und nahm die Bestellung entgegen.

Aber der lange Engländer hatte währenddessen nicht geschlafen. Herr Zinckeysen fühlte einen offenen und unverbindlichen Blick auf sich geheftet. Er verbeugte sich und trat zurück. Er blickte in den Saal. Die ganze Aussicht wurde zum Karussell, worin sich schreiende Farben wie flutende Bänder verschwisterten und nach dem Takt der entfesselten Zigeunermusik rhythmische Wellen schlugen. Immer gelöster klang das Brausen der Völkerscharen aus den Pufferstaaten und aus Neutralien. Einige Paare hatten, auf dem freien Raum vor dem Orchester aneinandergeklebt, bereits zu tanzen begonnen. Doch über all der kreischenden Lustbarkeit und diesem haltlosen Wälzen in Devisen und teurem Alkohol schwebte wie eine brütende Donnerwolke eine schwüle Faust. Herr Zinckeysen hätte sich keinen Moment gewundert, wenn die ganze Lüsterpracht der Decke langsam herabgesackt, wenn alle Spiegel plötzlich erblindet wären. So stark empfand er das kranke Europa. — Über den beiden,

die hinter seinem Rücken gemessen plaudernd tafelten, hatte das Verhängnis haltgemacht. Auch hätte er sie mit eigenem Leibe geschützt; — fühlte er doch, daß das einzige, woran man sich noch klammern konnte, mit diesem Paar zusammenhing . . . mit dem schmalen, eckigen Kinn des Mannes; mit den nackten Schultern der Frau. Es war Haltung, es war etwas von jeher tief Bewundertes . . .

Gott weiß, was für Gedanken ihm sonst noch kamen. Es gab keine sichtbare Brücke von ihm zu jenen; aber das Gefühl der Kameradschaft auf irgendeiner Ebene war so groß, daß er es kaum über sich gewann, seine sonstigen Pflichten auszuüben. Den eigenen Untergebenen beneidete er jetzt darum, daß dieser die Herrschaften unablässig bedienen durfte. Er ärgerte sich in die Seele des Engländers hinein, wenn der schwarze pockennarbige Mensch an aufdringlicher Servilität des Guten zuviel tat. Wenn dessen Englisch versagte, ergriff er hastig die Gelegenheit, einzuspringen. Dies verschaffte ihm wieder einen Hauch des Parfüms, einen Blick, einen Laut der leicht geschürzten Lippen. So vertrat er den anderen, so oft es sich ohne Auffälligkeit machen ließ, und als die zwei sich erhoben, ging er ihnen voran und schuf ihnen eine Gasse. Gemessen verbeugte er sich an der Treppe. Dann, als er sie im Lift wußte, spürte er eine seltsame Schwäche in den Knien. Mit sinnlos emporgedrehten Augen starrte er noch eine Weile in den Schacht hinauf, wo die kostbare Fracht in die Höhe entschwand . . . Zum erstenmal erfaßte ihn ein unbezwingbarer Ekel und eine derbe Unlust darüber, zurückkehren zu müssen.

Bevor er sich an diesem Abend auf den Heimweg machte, tat er etwas, was ganz gegen seine Gewohnheit war. Er ging in die Bar des Hotels und erstand sich von dem erstaunten Barkeeper, der gerade seine Schränkchen schloß und seine Mixbecher ausschwenkte, eine Flasche vollwertigen schottischen Whiskys, für den er ohne Wimpernzucken nach oberflächlichster Zählung einen Packen Papiergeld auf die Kredenz warf. Er versenkte die Flasche in seinem Ulster und machte dem Büro noch den gewohnten Besuch. Mechanisch nahm er Tagesgehalt und Bilanzheft in Empfang und ging dann zu Fuß hinaus.

Gesicht der Zeit

Eine lange Kette von Autos staute sich auf dem regenbenetzten Asphalt, der die letzte abgedämpfte Helle des Hotels verschwommen zurückwarf. Ein feiner Rieselregen hängte seine Perlenschnüre vor die Bogenlampen. Der Platz schimmerte noch in dumpfem Licht, als habe sich der ganze Lebenstrieb der Großstadt an dieser Stelle eingenistet. Im übrigen lagen die Straßenschluchten kellerhaft spärlich beleuchtet. Die Stadt gemahnte an den eingegrabenen Leib eines Fakirs, auf dessen Scheitel an einer winzigen Stelle die Vitalität als matter Puls fortbesteht. In würdige alte Fassaden hatte sich die Krankheit der Zeit eingefressen, als billig blaßblauer und rosa Stuckbewurf, schon im Entstehen schimmelnd, über gestern gegründeten Kinos und Tanzdielen. Aus muffigen Lokalen drang noch der zirpende Geigenlaut träger Genußsucht.

Der Regen störte Herrn Zinkeisen heute nicht, ebensowenig die Entfernung, die er ganz zu Fuß zurückzulegen gedachte. Ihm war, als werde er mächtig an einen Entschluß hingedrängt . . . Dieser Entschluß, fast geburtsfertig ausgetragen, regte sich bereits im gewölbten Bauch der Flasche, die er im Mantel trug. Der ganze Rest seines Temperaments, über das er noch verfügte, würde gleichzeitig herausgelockt werden und viel mehr, noch unendlich viel mehr . . . Der Zaubertrank würde heute nacht halberloschene und niedergepflügte Jahre wieder lebendig machen; keimhaft würde sich darin schon das Kaleidoskop von früher regen, so wie man chinesische Blumenschnittchen ins Wasser wirft, die sich unerwartet bunt entfalten.

Sein Leben war ja so kahl wie dieser Asphalt, den das kalkweiße Licht ärmlicher Bogenflammen bestreute, in so weiten Abständen, daß dazwischen immer wieder ein Tasten durch beklemmendes Dunkel daraus wurde. — Wie lange er so ging, wußte er nicht. Er schritt in einer schwebenden Sicherheit dahin, sich aus dem Gefängnis loslösen zu können, nach Bedarf, nach Laune, vielleicht mit einem brutalen Ruck . . . War dies nicht alles Gefängnis und Kerkerzelle?

Schlecht gekleidete Kokotten streiften ihn und blickten ihn mit ihren Gesichtern wie mit verwischten Flecken an. Kokainheisere Stimmen lockten ihn an jeder Straßenecke. Dazwischen junge Burschen. Er bemerkte sie erst, als aufglimmende Zigaretten an einer grauen Hauswand ihre zerfallenen Züge glühwurmhaft beleuchteten; — gleich waren sie wieder mit dem Elend verschmolzen und mit dem Rieselregen der Mitternacht . . .

Dies war nun Deutschland.

Nach einer Stunde erreichte er das Haus, in dessen viertem Stock er zwei Zimmer bewohnte. Er knipste die grüne Tischlampe an und enthüllte damit ein Milieu, das sich in dieser Gegend tausendmal wiederholte. Ärmlich war es nicht, beileibe nein, denn Herr Zinckeysen war nicht umsonst ein leidlich gut bezahlter Herr. Er hatte es mit dem ehrlichen Willen gekauft, ein Heim zu schaffen ...

Er setzte sich noch nicht an den Tisch, sondern grub erst alles aus seinem Mantel hervor, Geld, Heft und Flasche. Darauf zog er sich seinen tadellos geschnittenen Frack, seine Hosen und alle Hotelwürde aus, hängte sie mechanisch sorgsam im Wandschrank über die Kleiderhaken und bekleidete sich mit seinen verwaschenen Pyjamas. Die Lackschuhe stellte er parallel an das gewohnte Plätzchen und tat dafür ein Paar alte Filzpantoffeln an.

Er wußte genau, daß diese Vorbereitungen von seiner Frau so völlig überhört wurden wie Fliegensummen. Es war die Routine von drei Jahren. Neu war heute einzig eine Expedition in die Küche, wo er sich Selterswasser und Glas holte. Er trank sonst nie vor dem Schlafengehen. Heute aber tat er's — und verwunderte sich nicht einmal.

Er schlug das Heft auf und malte mit verbissener Gründlichkeit wie immer seine sechs bis neun Nullen. Auf einmal jedoch war es, als werde sein Kopf in eine andere Richtung gelenkt. Die schreibende Hand erlahmte, und sein Blick bohrte sich in das schwarze Rechteck der Schlafzimmertür. Der Bleistift entfiel den Fingern, und eine Weile saß er wie aus Holz geschnitzt.

Die beklommene Brust drängte sich schweratmend an die Tischkante. Als falle es ihm erst jetzt ein, kehrte sein Blick zur Flasche zurück und zu der Aufschrift der Etikette. „Purveyors to His Majesty". — — Die Worte entlockten ihm ein irres Lächeln.

Es wird da ein Trank gebraut, irgendwo auf der Welt, den sich ein König, oho, ein veritabler König für seine Tafel bestellt! Sie gestatten, Sire, daß auch ich mir das Ihres Tafelgebrauchs gewürdigte Getränk gönne, ohne Ihnen nahetreten zu wollen! —

Er gluckste vor sich hin und strich sich mit der Hand übers Knie. Dann füllte er das Glas zu einem Drittel mit dem bernsteinfarbenen Weizengeist und tat den Sprudel hinzu. Es moussierte wie Champagner. — „Etwas habe ich noch vergessen," formten seine Lippen lautlos. „Wesentlich, sehr wesentlich; es muß doch alles harmonieren; wir machen jetzt eine kleine Totenfeier für ein begrabenes Dezennium, das einmal zu leben sich verlohnte!" — Damit holte er sich aus den Tiefen des Kleiderschrankes eine runde Blechbüchse mit handlichem Deckelöffner, schnitt sie auf und sog den Duft der Capstan-Zigaretten ein. Es roch wie Sand und Honig.

Süßer Qualm steigt auf ... Und nun sind die Straßenzüge da, von grellstem Leben überbrandet; zerschlissene Pisangblätter ... Rollen von Rikschas ... lehmgrüne Kanäle ... ziegelrote Erde ... Weißgekleidete Menschheit bewegt sich durch Schattenbänder, und über seinem Scheitel hängt eine senkrechte, eine ganz andere Sonne. Oh, dieser Geruch, der hinter Suez beginnt und in Australien endet!

Er trank das Glas mit vier Zügen leer und setzte es dann energisch auf den Tisch zurück. Dieser Knall hörte sich an wie eine Herausforderung an alles, was ihn umgab; in dem Blick, den er den Möbeln schenkte, lag etwas kritisch und boshaft Abschätzendes. Genau konnte er sich's nicht klarmachen, was ihn an dem gehäkelten Überzug des Sofas dort und an jenen Öldrucken eigentlich störte.

Sein Gesicht bekam etwas Verfallenes, seine Augen suchten und suchten. Nichts war da, gar nichts; und es grauste Herrn Zinckeysen auf einmal ganz bedenklich. Gegen dies plötzliche Unvermögen, Behaglichkeit zu empfinden, half nur ein zweites und ein drittes Glas. Seine Augen tränten, sein Puls klopfte beschleunigt. Da war es wieder: nackte Schultern, Brust, Arme, herrisch geschürzte Lippen ... ‚Das ist nun der Feind,' dachte er stier. ‚Doch warum ist es eigentlich der Feind? Es ist das einzig Denkbare. Es ist Herrentum; und wenn man es selbst nicht leben kann, so will man es wenigstens anerkennen dürfen. Wenn man aber selbst dies nicht darf?' Mit einem kaum unterdrückten ächzenden Aufschrei fegte er das Heft zu Boden und die Geldscheine hinterdrein, so daß sie das Zimmer wie Schneegestöber füllten. Dann schloß er beide Fäuste und brütete weiter.

— — — Nach fünf Minuten tödlicher Stille hörte er, wie sich ein Körper im Nebenzimmer im Bett herumwarf. Dies weckte ihn aus der Apathie. Mit lahmen Schritten ging er auf das schwarze Rechteck der Tür zu. Ein leises Gähnen war hörbar, gänzlich verschlafen, das sogleich wieder zu tiefem, fauchendem Atem wurde. Er setzte sich im Dunkeln auf den Rand des eigenen

Bettes, dem ihren gegenüber. Die schwache Beleuchtung aus dem Wohnzimmer ermöglichte es ihm, Umrisse zu sehen. Er erkannte ihren Kopf und den einen Arm, der halb aus dem Bett heraushing. In der Stube herrschte ein Geruch nach Leinöl und stagnierendem Küchendunst. Auf der schwarzen Fläche der Finsternis entstand wieder das Bild der strahlenden Schultern. Doch diesmal erweiterte es sich und wurde zum Leib, dessen herrischer Umriß sich in sein Hirn einätzte. Es war nicht eigentlich dieser schlanke Leib selbst, der ihn beunruhigte, sondern die Geste, mit der das Bild sich auftat: die Unnahbarkeit. Lichtjahre entfernt kreiste es, unbekümmert um sein winziges und fragwürdiges Dasein.

Doch lag eine seltsame Wollust in der Vorstellung solcher Unerlangbarkeit. Er wußte, dies Gefühl würde ihn mit der Zeit auffressen. Neid war das auf eine ganze Rasse von Menschen, deren Eitelkeitsschranke es ihm selbst noch verwehren wollte, ihnen zu dienen . . .

Nach einer langen Pause Grübelns drehte er das Nachttischlämpchen an und streckte sich aus. Das soeben geschaute Bild wollte nicht verblassen. Er brachte es kaum über sich, die Augen nach dem anderen Bett hinüberzuwenden. Als er es dennoch tat, sah er, daß sie fest schlief mit jenem törichten Ausdruck, den Schlafende oft zeigen. Dumm kam sie ihm vor, sklavisch und unterdrückt; ein an die Wand gehetztes Gewohnheitstier, das ermüdenden Käfigtrott im Schlaf vergaß.

Sie träumte nicht einmal. Sie pustete nur ihre Atemzüge in die muffige Luft, und unter dem zerzausten Haarbusch regte sich gewiß kaum der Schatten einer Vorstellung. Sie war weiß Gott kein Geschöpf, das einen Mann ermuntern konnte, sein Bestes herzugeben! Nein, die kleinste Scheidemünze seiner Persönlichkeit, die er ihr hingeworfen, war gerade noch gut genug für sie! — Lang noch ruhte sein Blick voll grimmer Lieblosigkeit auf ihrem törichten Gesicht. Er empfand es in diesem Moment als durchaus möglich, nicht bloß diesen Körper in endlose Distanz zu schieben, sondern auch alles andere, was mit ihrem tanzmausähnlichen Dasein zusammenhing. Ha, man mußte dort anknüpfen können, wo dies noch nicht begonnen hatte . . .

Die Blicke wurden mehr als lieblos. Abscheu nahm ihnen allmählich jeden Funken von biederer Wärme. Da half nur eins: Finsternis und Vergessen. Er knipste das Lämpchen aus. Ein Loch fraß jetzt alles, vielleicht verschwand es nun und war nie gewesen . . .

Nun begann es wieder: leuchtendes Grün, weißgekleidete Menschen in Schattenbändern, Großzügigkeit, Geld und Teilhaberschaft am Luxus der Erde . . . Es drehte sich langsam und flammte . . . Eine Gestalt entpuppte sich, greifbar nah, die ihn mit weichem Spiel der Schulterblätter zwang, ihr blind zu folgen . . .

Endlich wurde Herr Zinkeisen von bleiernem Schlaf erlöst.

„Persönliche Bedienung"

Am nächsten Tag, im Hotel, fiel sein Aussehen auf. Seine Stimme, sonst knapp und energisch, hatte einen zerborstenen Ton. Nachdem er den verwunderten Fragen der Gattin ein steinernes Gesicht entgegengesetzt, hatte er sie fassungslos unter dem zerstreuten Papiergeld zurückgelassen. Bei der Bilanz, die er gleichgültig noch am Morgen gefertigt, waren ihm Fehler untergelaufen. Vom jovialen Buchhalter darauf aufmerksam gemacht, entschuldigte er sich mit Kopfweh — wie? — einem leichten Fieberanfall vermutlich . . .

„Was ist das Dreckgeld schon wert?" murmelte er. „Ein paar Millionen hin und her! Du lieber Gott!"

„Was mich betrifft," grinste der Buchhalter, „können wir ruhig zu Billionen gedeihen. Aber, Zinckeysen, Sie verdienen eine Aufbesserung. Machen Sie's doch so wie ich!" — Hierauf zog er eine Schublade halb auf, die bis zum Rand mit Devisen gefüllt war. — „Decken Sie sich ein! Der Weizen kann noch lange blühen, und so rechnet es sich leichter!"

„Wegen der paar tausend Goldmark, die da drin liegen, echauffiere ich mich nicht," sagte Herr Zinckeysen streng. „Bald kommt die Zeit, wo das alles bloß wieder ein Taschengeld ist. Das ist zu jämmerlich! Soll man auch noch sparen, was?"

„Das ist Ihr Standpunkt," meinte der andere plötzlich geschäftig. Eine leichte Portweinfarbe stieg in sein Gesicht. „Ich will Sie nicht mit der Nase auf Ihr Glück stoßen. Wo selbst der kleinste Liftjunge hamstert, geht Ihr Anstand, oder wie Sie das nennen wollen, ein wenig zu weit. Ich empfinde ja selbst, daß es eine Schweinerei ist. Aber was will man machen; wir sitzen alle in der Tinte."

Hier kam Haltung in Herrn Zinckeysen. Er sagte mit schmetterndem Akzent: „Und in der Tinte bleiben Sie, Herr Brecht. Ob ich

drin bleibe, ist noch nicht gesagt." Und er wandte sich zum Gehen.

„Was wollen Sie denn machen?" rief ihm die fettige Stimme sarkastisch nach. „Haben Sie schon das Visum nach Amerika in der Tasche? Feiner Empfang, der Ihnen da blühen wird. Wissen Sie denn noch nicht, daß wir das Geschmeiß sind in aller Welt? Und wo wollen Sie sich denn noch Haltung pumpen, außer hier?"

Die Tür zum Büro stand offen. Herr Brecht hatte seine Stimme gegen Schluß gesteigert. Das durch die Drehtür strömende ausländische Publikum vernahm zweifellos noch die Endsilben seiner prächtigen Bemerkung. Manche begriffen's, manche nicht. Im übrigen war es ja auch belanglos. Aber in Herrn Zinckeysen entstand das Gefühl, als ob etwas in ihm um eine Etage tiefer sackte. ‚Schöner kann man sich nicht prostituieren,' dachte er, während er in steifer Haltung langsam durch das Vestibül schritt. ‚Soweit sind wir nun, hurra!' Eine Art Verschmitztheit packte ihn plötzlich. Er krempelte sich innerlich die Hemdsärmel auf. ‚Na, denn man zu! Wozu denn auch die dumme Verstellung! Was soll man noch mit einer Würde paradieren, die längst hinuntergeschwemmt ist, wie schlechter Stuck von gestern!' In sein Hirn — wie Kautschuk — schnellte immer wieder dieselbe zähe Vorstellung zurück. ‚Da hat dieser Mensch ein paar hundert Pfund, und benutzt sie noch nicht einmal, um durchzubrennen ...' Das Bild seines Heims verfolgte ihn wie ein Kobold. Er kniff die Augen zusammen, wie um es nicht sehen zu müssen, und genehmigte sich wiederum ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in der Bar ein scharfes Getränk ... ‚Das machte das Kopfweh, verstehen Sie? — Ein leichter Fieberanfall vermutlich ...‘

*

An dem heutigen Abend kostete es ihn noch größere Mühe, so zu tun, als sei sein Interesse an den englischen Herrschaften rein funktionell. Der pockennarbige „Ober" wurde mit leichter Handbewegung wieder aus dem Bannkreis des Tischchens entfernt. Er versorgte ja ohnedies noch vier andere Tische... Herr Zinckeysen hatte das Feld für sich Dies wäre nicht aufgefallen, wenn Herr Zinckeysen des Guten nicht ein wenig zu viel getan hätte. Aus der Weinbestellung wurde eine geflüsterte Konferenz. Die Wahl des Menus verstieg sich in höhere Politik. Sein Englisch, in letzter Stunde frisch memoriert, hinlänglich abgeschliffen, erstrahlte in bescheidenem Glanz. Selbst kleine Kürzungen brachte er an, die er irgendwann einmal als schick empfunden. Er gebrauchte von dem Sekt den Ausdruck „topping", oder „ripping", — oder was solcher sportlichen Wendungen mehr waren.

Die Dame lachte amüsiert. Es war ein kindliches, glockenreines Lachen, das ihre Schultern beben machte. Sie betrachtete sich Herrn Zinckeysen, wie man eine Sehenswürdigkeit zu Notiz nimmt. Diplomaten war sie gewöhnt, die sich stuhlrückend und einschmeichelnd sanft, im übrigen stumm wie Fische, um sie bewegten ... Sei es in ihrem Heim, wo sie schwarze Velourfräcke mit leise knirschenden Kniehosen trugen, oder sei es in helvetischen oder französischen Hotels, wo sie sozusagen nur symbolisch vorhanden waren als zierhafter Bestandteil des Milieus. Doch daß sich ein stämmiger Niedersachse mit treuherzigem Feldherrnblick diesen gesäuselten Ton leistete, fiel ihr als drollig auf und stimmte sie leicht albern. Ein ebenso starker Anreiz zum Humor war ihr in diesem Zusammenhang der korrekte Ernst ihres Mannes. Sie wurde blendender Laune, sie schmunzelte Herr Zinckeysen sogar diskret ein wenig zu. Das Moirèband auf einer Schulter glitt ein paar Zentimeter herab; das kam von verschlucktem Beifall, und sie tat gar nichts, um das kleine Dérangement an ihrer Toilette richtigzustellen. Die Bedienung hatte vorläufig, abgeschlossen durch drei angedeutete Bücklinge und ganz leichtes Klappen der Lackschuhhacken, ihr Ende erreicht, und Herr Zinckeysen zog sich mit der fröhlichen Verheißung zurück, daß er persönlich in der Küche noch nach dem Rechten sehen werde. Sein Gesicht war gerötet, als habe er eine Gewissensfrage in Ordnung gebracht.

Der Engländer schickte einen kalten Blick hinter ihm her und bemerkte dann, mit leblosen Lippen und stärker vorgeschobenem Oberkiefer etwas über „Zudringlichkeit". Diese Bemerkung wurde von der jungen Dame durch silbernes Lachen entgiftet. Er sei humorlos; sie finde den Mann ganz originell. Auch sei man hier schließlich auf dem Kontinent, und sie sei froh, von einem Untergebenen endlich einmal ernstgenommen zu werden. Ihren Butler zu Hause wage sie nicht derart scharf zu beschäftigen; flugs müsse sie dann Angst haben vor seiner gekränkten Onkelmiene. Er solle nicht immer den langweiligen Tory heraussteckeu. Trotz Indien sei die Welt doch noch bunter, Gott sei Dank, als sie sich in seinem schmalen Schädel male.

Diese Predigt amüsierte den Engländer seinerseits, und er bog sich mit abgehacktem Lachen in den Stuhl zurück. Es war

sein Klubgelächter, und sie liebte es an ihm. Was sie denke! Er verstehe doch, Teufel ja, eine Masse Spaß. Man müsse sich anpassen; sie habe recht! — Worauf sie sagte, daß es sehr tolerant von ihm sei, ihren Standpunkt zu teilen. Hierauf steckten sie die Köpfe zusammen und prusteten sich wie zwei große Kinder ins Gesicht. Mit Mühe beherrscht blinzelten sie sich die Augen nach einem Schluck Champagner wieder blank. Diese Heiterkeit ging nicht nur auf Kosten Herrn Zinckeysens, dessen rotgesichtige Geschäftigkeit wieder im Saale spürbar wurde, sondern auch auf Kosten dieser ganzen hemmungslos schlemmenden Menschheit ohne Herkunft. Ihr Gelächter ging spurlos in der Musik unter.

Nun erschien Herr Zinckeysen und sagte, mit einem Senkblick auf die Dame: „Es ist alles in bester Ordnung! Alles schon unterwegs!" — Dann postierte er sich etwa zwei Meter entfernt wieder in scheinbar unbeteiligter Aufseherhaltung neben den Tisch. Er versäumte nicht, kurze Ausflüge zu anderen, minderwertigeren Herrschaften zu machen; doch nie entfernte er sich so weit, daß er nicht durch ein leichtes Wort wieder zurückgelotst werden konnte. Bei dem englischen Paar, das bester Laune schien, wurde der Wunsch nach einer zweiten Flasche Sekt lebendig. Das Zugehörigkeitsgefühl zu seinem Lieblingstisch wurde in Herrn Zinckeysen immer stärker. Auch blieben die drei Cocktails, die er sich genehmigt, nicht ohne Wirkung: sie waren wie Benzin auf glimmenden Zunder. Er riskierte eine leichte Verbeugung, eine kleine Schelmerei: „Wir wollen es," sprach er flüssig, „heute einmal auf eine Nacht ankommen lassen, was?" — Worauf die Dame mit einer Stimme, die von verschlucktem Lachen bebte, ihm recht gab und der Herr ihn einen vertrackten alten Sünder nannte. Beschwingten Schrittes eilte er dem Kellner entgegen, den er ausgesandt, entraffte ihm die Flasche eigenhändig, entkorkte sie mit neckischen Gebärden und schenkte ein. Bei dieser Gelegenheit, ein boshafter Gott mochte wissen wie, benahm er sich ungeschickt. Vielleicht kam ihm blitzartig zum Bewußtsein, daß es mit der „Zugehörigkeit" doch eine eigene Bewandtnis habe . . . Jedenfalls zitterte seine Hand, und der Sekt spritzte abseits, ja einige Tropfen verirrten sich in den Busen der Dame. — Ein drohender Unterkiefer schob sich plötzlich wieder vor, und die Eingefrorenheit war da, das erkältende Moment. Die Dame sagte lediglich: „Eine Dusche . . .," — während von der anderen Seite her scheinbar aus Turmeshöhe eine frostige Stimme laut wurde: „Nehmen Sie sich doch zusammen!" Der schwarzhaarige Kellner, der nicht umsonst von Neugier geplagt auf der Lauer gelegen hatte, sprang sofort ein und nahm Herrn Zinckeysen den Rest der beschämenden Beschäftigung ab. Diesem fuhr das Wort des Engländers wie eine kalte Nadel durchs Hirn. Schmerzhafte Verschiebungen geschahen in seinem Inneren. Er raffte alle noch vorhandene Würde zusammen, trat erblassend vom Schauplatz und tat die halbe Stunde, da die Herrschaften noch speisten, nichts mehr dergleichen oder vielmehr nur das Nötigste.

Das Ausland gibt Audienz

So kam es auch, daß Herr Zinckeysen fast erschrak, als der kleine Hallenpage nach dem Aufbruch der Engländer erschien und ihn ins Rauchzimmer hinüber bat. — Dort sitze ein Herr, der ihn zu sprechen wünsche.

Gemessen nahm der Aufseher den Auftrag in Empfang und wanderte langsam durch das Hotel, hie und da ein kurzes Kopfnicken spendend . . . Wollte er sich das Rückgrat stärken durch einen zeremoniellen Abzug?

Im Rauchzimmer saß der Engländer allein in einem geräumigen Ledersessel, und es traf sich so, daß zufällig niemand zugegen war. Mit leicht militärischem Schritt näherte sich Herr Zinckeysen. Wozu wurde er benötigt? Hing es etwa mit der kleinen Ungeschicklichkeit von vorhin zusammen? —

„Sie wünschen?" fragte er. — Der Engländer antwortete nicht sofort. Er starrte nur zu ihm herüber. Es war aber keine Indignation in diesem Blick, sondern eher große Nachdenklichkeit, so als sei die sich nähernde Person aus Glas und als betrachte er, durch sie hindurch, aufmerksam einen Gegenstand hinter ihr an der Stuckdecke oder sonstwo . . . Plötzlich fuhr er sich mit der tropengelben Hand, an der ein großer, aus Karneol geschnittener Siegelring saß, über die schmale Stirn . . . Und endlich sagte er: „Scheußliches Wetter im Vaterland, was?"

Herr Zinckeysen war verwirrt. Er erwiderte bieder und zurückhaltend: „In jeder Beziehung, mein Herr. — Sie beobachten scharf." — (Die Unterredung vollzog sich in flüssigem Gebrauchs-Englisch.) — Die hagere Figur steifte sich, so daß sie die Lehne nicht mehr berührte, und zog die in die Gegend vorgestreckten Beine nach dem Sessel zurück. Der Rauch einer süßlichen Zigarette stieg

kaum gewellt aus den Mundwinkeln des Engländers empor; während er redete, geriet der Qualmfaden nur in sanftes Schwanken, so äußerst lippenfaul kamen seine Worte: „Sie haben heute einen Kleinen genehmigt, was? — Kann man verstehen; muß ja auch scheußlich sein, den Betrieb zu sehen bei dieser verrückten Valuta . . ."

„Yes, Sir, — es ist kein schönes Leben."

„Großer Gott, wenn ich in Ihrer Haut steckte, ich würde keinen Finger rühren, um diesen Gaunern zu helfen."

„Ich muß existieren, mein Herr."

„Wenn man aber fühlt, daß man nicht am Platze ist . . . Kommt mir vor, als durchschauten Sie den Betrieb . . . Muß doch eine Sorte von Hölle sein für einen anständigen Kerl . . ."

„Sehr richtig, mein Herr. Die Neuigkeit Ihrer Auffassung hat etwas Frappierendes." — Herr Zinckeysen leistete sich diesen kleinen Sarkasmus. Es war ihm alles gleichgültig geworden

„Ja, mein Herr," sagte er fast drohend und trat einen Schritt näher, „wir sind sehr ins Hintertreffen geraten. Wir haben diesen Krieg verloren, aber wir haben es nicht nur als Volk auszubaden. Jeder einzelne muß blutig bezahlen. Es gibt sogar Landsleute, die dabei fett werden und prosperieren. Es gibt aber auch Menschen, denen die ganze Würde wankt. Ich bin ein einfacher Mensch."

Der angedämmte Strom, die Bitternis von Jahren wollte sich nicht ohne weiteres lösen. Bruchstückweise kam es, wie sein Hirn es ihm zuspülte. Doch hatte das Bekenntnis das Gepräge der Echtheit.

„Wo will man hinfassen," rief er gestikulierend. „Wohin man greift, ist nichts zu erwischen. Alle gewohnten Werte sind schlüpfrig geworden. Man will ja nicht viel, man will ja eigentlich bloß leben dürfen nach bescheidenem Vermögen. Aber wo kann man es? Überall hindern einen die Bestien im eigenen Land."

„Es gibt auch bei uns solche Leute," sagte der Engländer mit seiner rostigen Stimme. „Es gibt sie überall."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr! — Aber inzwischen macht die Zeit noch keine Anstalten, diese Profitgeier auszumerzen . . . Es ist alles ein großer Humbug, und jede Vernunft ist aus der Welt. Sie selbst werden freilich nicht davon berührt. Dies Affentheater amüsiert Sie; Sie schweben darüber. Entschuldigen Sie, wenn ich so von der Leber weg spreche. Aber glauben Sie mir, auch in mir rührt sich ein Bedürfnis nach Sauberkeit. Verwechseln Sie mich nicht mit den anderen Menschen, die im trüben fischen."

Der Engländer fuhr sich wieder mit der Hand über die Stirn und lehnte sich lässig im Stuhl zurück.

„Nun, wir wollen nicht persönlich werden," murmelte er. „Es gibt auch für mich Probleme. Sie sprechen übrigens gut englisch. Sie sind viel herumgekommen?" — Der Tonfall klang so, als wolle er alles vorher Gesprochene beiseite schieben, als sei es ihm plötzlich lästig geworden, Vertraulichkeiten Herrn Zinckeysens entgegenzunehmen. Der Aufseher stand still, dann ging er müde zu einem Stuhl an der anderen Seite des Rauchtischchens und setzte sich schwer und massiv darauf.

„Allerdings bin ich herumgekommen. Ich war vor dem Kriege ein selbständiger Mann. Ich war Vertreter einer Hamburger Firma und darf wohl sagen, daß es wenige britische Kolonien gibt, die ich nicht kenne."

„Waren Sie auch in — Singapore?"

„Auch dort."

„Wann war das?"

Herr Zinckeysen dachte etwas nach und meinte dann zögernd: „Etwa im Mai 14."

„Und wo wohnten Sie damals?"

Herr Zinckeysen ermunterte sich. „Lassen Sie sehen . . ."

„War es das Adelphi?"

„Das kann wohl stimmen. — Ja, in der Tat: es war das Adelphi. Ein irischer Manager war dort."

Der Engländer schwieg eine Weile. Er hob den Kopf. Seine Augen waren halb zugekniffen, er musterte Herrn Zinckeysen wiederum auf eine seltsam gründliche Art, die nichts mit Kritik zu tun hatte. — „Das ist seltsam," sagte er endlich. „Das ist verdammt seltsam."

„Wie, bitte? — Was ist seltsam?"

Der Engländer schwieg, steckte sich eine neue Zigarette an und lehnte sich wieder zurück. Er ließ sich zu keiner weiteren Erklärung herbei. — Herr Zinckeysen war beunruhigt. Er blickte ihn mit seinen blauen, ehrlichen Augen forschend an, kam jedoch zu keinem Ergebnis. Offenbar war das letzte Wort eine allgemeine Bemerkung gewesen, um die ganzen Zeitläufte zu kennzeichnen mit Inbegriff seines eigenen Schicksals.

Da der Engländer beharrlich weiter schwieg, stand er auf. Etwas Unerfülltes fraß an seiner Seele. Man hatte ihn in ein vertrauliches Gespräch zur Hälfte hineingelockt, hatte ihn ausgepumpt; damit war nun die Sache erledigt. Mit kühler Handbewegung wurde ihm angedeutet, daß das Gespräch nun zu Ende sei.



Bildnisgruppe. Gemälde von Prof. Ferdinand Kitt

(Wien, Ausstellung der Sezession)

„Sie können mir," sagte der Engländer noch mit großer Mundfaulheit, „den Kellner mit einem neuen Syphon herüberschicken. Ich bleibe noch ein wenig sitzen."

Herr Zinckeysen nahm mit gewohnter Gebärde die Bestellung entgegen. „Sehr wohl, mein Herr. Benötigen Sie mich noch?" fragte er mit großer Beflissenheit.

„No. — Thanks," sagte der Engländer. —

Unlustgefühle

Danke. — Weiter nichts!" hatte der eingebildete Bursche gesagt.

Der saß nun im Rauchzimmer, das er gepachtet, in einem Stuhl, den er gepachtet, und blies seinen Rauch gegen die Stuckdecke.

Ein Herrenbenehmen, kann man wohl sagen, eine verdammt selbständige Art . . .

Herrn Zinckeysens Gemütserleichterung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Seine Brust unter dem tadellos gestärkten Hemdeinsatz, atmete beklommen. Eine Faust preßte sein Herz langsam zusammen wie bittersüße Qual. Diese Pulsbeschleunigung dauerte an; er spürte sie in den Fingerspitzen. Die Unlustgefühle ob des ergebnislosen Interviews wuchsen sprunghaft. Er hielt sich noch ein Stündchen im Saal auf, stellte die „Fassade" und „wirkte". — Dann aber, fühlte er, könne er den inneren Zusammenbruch nicht länger vertuschen und empfahl sich vom Schauplatz in unantastbarer Haltung.

Er ging zum Büro und fand den jovialen Herrn Brecht damit beschäftigt, Geldkursberechnungen aufzustellen. Breit, wie ein gesättigtes Amphibium, beide Ellenbogen aufgestützt, den Bauch mit der seidenen Weste gegen die Kante des Tisches gepreßt, lag dieser Herr über den Papieren, und in seinen slawischen, leicht tränenden Schlitzaugen war ein glückverlorenes Lächeln entstanden.

Ohne aufzusehen, winkte er mit dem Bleistift. — „Kleinen Moment," murmelte er. — „Ich bin gleich fertig."

Der Aufseher ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen, so schwer, abschließend und gelockert, daß der Buchhalter flüchtig aufblickte. „Müde, was?" grunzte er. — „Kleinen Moment, bitte."

Schnaufend saß Herr Zinckeysen da und blickte stier auf jene fette rötliche Hand, die eine zierliche Kritzelschrift am Rande des Papiers entstehen ließ. Ein großer Brillant warf im Schein der Tischlampe scharfe Lichthiebe in das Dunkel.

Wie hypnotisiert folgten seine Augen den spärlichen Bewegungen, und ohne daß er's verhindern konnte, hatte sich aus dem Tröpflein Galle lawinenartig eine anschwellende Wut entwickelt, die ihm den ganzen Menschen zu sprengen drohte.

Diese Wut richtete sich nur teilweise auf Herrn Brecht. Dieser war ja eigentlich nur ein Statist, wenn auch ein in den Vordergrund geschobener. Erfüllte die ganze Umgebung den Aufseher schon mit Abwehr und Schmutzempfindung, so gab es ein Loch, in das alle diese Leiden hineingesogen wurden. Das war das runde, satte und gleichgültige „No" des Mannes im Klubsessel draußen im Rauchzimmer; jenes Mannes, der auf dem kranken Leib Europas mit der Reitgerte hockte und Rauchringe dazu blies.

‚Man ist ja nicht von seinem Schlag, das gibt man ja zu . . .' dachte Herr Zinckeysen dumpf. — ‚Aber ein bißchen sehr plötzlich wird man auf die eingeseifte Rutschbahn gesetzt und landet weiß Gott wo. Verdient habe ich das nicht. Das ist mehr als Eitelkeit; mehr als Selbstgefälligkeit; das ist verdammte Provokation. Als ob er nicht gleich mir über den Scherbenberg hätte hinüberklettern müssen! Ich habe ihn den ganzen Krieg über ehrlich beschossen, und er hat mir sein ehrliches Dynamit zurückgeworfen; allerhand explodiert ist zwischen uns. Nun aber ist das Match ganz und gar vorbei. Was berechtigt diesen Burschen, mir ungebeten die Würmer aus der Nase zu ziehen?'

„Kleinen Moment, bitte," grunzte Herr Brecht und zog Schlußstriche unter seine Zahlenkolonnen.

‚Ich bin ein Mensch,' ging Herrn Zinckeysens trübe Überlegung weiter, ‚der was auf sich hält. Keiner, und mag er herkommen, wo er will, hat die Berechtigung, mir krumm an den Wagen zu fahren. Und nun auf einmal kommt einer von denen da und will mir erzählen, wer er ist . . . Reibt mir unter die Nase, was ich in seinen Augen bin, als sei es eine Schnupfprise, und verabschiedet mich wie einen kleinen Laufjungen . . . Das hätte mir damals passieren sollen! Das hätte mir nur passiren sollen!'

Er war aus seiner Lethargie erwacht; er sprach die letzten Worte laut in das kleine Büro hinein. Herr Brecht, der sie als Anrede mißverstand, zuckte zusammen und verrechnete sich um einige Dezimalstellen.

„Wie, bitte?" fragte er halb abwesend.

Herr Zinckeysen war genau so erschrocken.

— „Nichts," stotterte er. „Man plaudert ein wenig mit sich selbst, während andere verdienen . . ."

„Ja!" schrie der Buchhalter jetzt fröhlich und klappte sein Hauptbuch zu. „Dann ist man ja auch in ehrlicher Gesellschaft. Die einzige Ansprache, bei der man auf seine Kosten kommt! — — Aber, Zinckeysen, Sie machen mir einen versonnenen Eindruck. Was ist denn mit Ihnen los, alter Knabe, seit vorgestern? Erzählt man mir nicht, daß Sie anfangen, mit dem Alkohol zu äugeln? Wollen Sie nicht auch ein kleines Geschäftchen machen? Ich kann mir ja denken, wie schwer es ein ehrlicher Mensch haben muß."

Eine merkwürdige Wandlung ging in Herrn Zinckeysen vor. Unter anderen Umständen wären ihm die weindunstenden Worte, die zwischen den Goldplomben dieses satten Mundes hervorquollen, als Herausforderung erschienen. Heute jedoch nahm er alles auf die leichte Achsel. Er fand sich erschreckend leicht in den Ton hinein.

„Ganz treffend, was Sie da äußern," sagte er mit seiner schneidenden Hamburger Stimme. „Sie haben es erfaßt. Das ist mir gestern schon klar geworden. Ich habe mir allerlei überlegt in der jüngsten Zeit. Schwerwiegendes, meine werte Person betreffend. Sie haben recht, daß Sie Devisen hamstern. Ich bin ein Esel, daß ich's nicht selbst getan habe."

„Das ist doch wohl zu viel gesagt," beruhigte Herr Brecht. Er reichte eine große Zigarre hinüber, und in seinen schiefen Augen glomm Erwartung.

„Nein, nein, keine Beschönigung. Es wird einem nichts geschenkt. Aber es wird Sie weiter nicht erstaunen, wenn ich den Kram nunmehr über die Schulter werfe."

„Wie bitte?" — ‚Über die Schulter werfe' . . .?" erkundigte sich der Buchhalter. — Sein Hochdeutsch war wasserklar, seine Sprache grenzte an Literatur. Es war stets Eindruck, worauf er es absah.

„Ich baue ab, damit Sie mich richtig verstehen. Ich kündige. Nicht heute und nicht Ihnen; aber es muß sein, daß ich's Ihnen sage; morgen komme ich hier herein und kündige, und damit Gott befohlen."

Herr Brecht verwundert sich

Herr Brecht war so verblüfft, daß ihm die Zigarre langsam aus den Lippen glitt und mit dem glühenden Ende voran auf dem Tisch landete, Asche verspritzend. Er säuberte seine Umgebung mit Gepuste und Gewische. Dabei dachte er angestrengt nach. Ein toller Fall war dies, eine psychologische Angelegenheit. Wenn ein Seelöwe plötzlich, Flossen voran, durch die aufkrachende Tür ins Büro gefallen wäre, er wäre kaum verblüffter gewesen. Aber er war ein Mann der praktischen Vernunft und brauchte nicht lange, um sich zu fassen.

„Das kommt mir überraschend," sagte er endlich. „Sie wissen, man wird Sie sehr entbehren, und wie gedenken Sie . . ."

„Ich gedenke vorläufig einfach abzubauen, durchzubrennen, wegzureisen . . ."

„Aha! Also doch Amerika!"

„Nein. — Vermutlich Indien. Zunächst einmal als Steward. Muß mich eindecken, und dann bleibe ich unten. Verhungern wird man nicht."

„Hm — hm," meinte Herr Brecht nach einer Pause. „Die Idee ist gut. Haben Sie Beziehungen? Glauben Sie . . .?"

„Es wird schon gehen," sagte Herr Zinckeysen streng. „Man weiß doch, wer man ist und an wen man sich wendet."

„Schön, daß Sie das alles schon wissen. Ich wollte, mir ginge es ähnlich. Na, und Ihre Frau Gemahlin?"

„Das ist noch ein anderer Punkt," sagte Herr Zinckeysen und schluckte mehrmals hinunter. „Ich bin geneigt, meine Frau einige Zeit sich selbst zu überlassen. Hier ist eine Gelegenheit für Sie, zu einer einwandfreien Buchhalterin zu kommen. Das wird Sie entlasten, Herr Brecht. Meine Frau beherrscht die Routine, sie stenographiert, sie tippt wie ein Sturmwind, sie erledigt Ihre Korrespondenz, und Sie haben dann mehr Zeit für sich selbst."

Herr Brecht glotzte ihn an. Dies war die zweite Überraschung, und was für eine!

„. . . . Und Ihre Frau würde hier . . ."

„Ganz richtig," sagte Herr Zinckeysen. — „Hier im Büro würde sie sein. Sie wären ihr Vorgesetzter. Die Festsetzung des Gehaltes wäre —" und er trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, — „Ihnen überlassen."

„Sie wissen," sprach der Machthaber, „ich war immer Ihr Freund, Zinckeysen."

„Ich weiß ein Vertrauen zu schätzen. Wir reden nicht weiter darüber," äußerte der andere im selben schwebenden Schulmeisterton. „Wir reden kein Wörtchen darüber. Sie werden sie gut behandeln, und ich verdufte auf einige Zeit. — Ich brauche Seeluft und Leute von Welt."

„Originell . . ." bemerkte nun, völlig erholt, Herr Brecht und schlug sich auf den von gestreifter Hose prall umspannten

Schenkel. „Ich bin ganz erstaunt, Zinckeysen, daß Sie so praktisch denken! Natürlich machen Sie das! Was sollten Sie auch sonst machen! Das Nächstliegende!“ Er drückte auf eine Klingel, die unter der Tischplatte eingelassen war. Dem hereintretenden Kellner gab er den Auftrag, eine Flasche Sekt mit zwei Gläsern zu bringen. Munter geschwellt, erhob er sich von dem drehbaren Sessel und schritt an der Wand hinter dem Tisch hin und her. Im leichten Plauderton warf er des weiteren hin: „Dachte ja immer schon, Sie müßten einmal Vernunft annehmen. Gerade Ihnen, so dachte ich, müßte der ganze Betrieb einmal aus dem Hals herauswachsen. Grundvernünftige Kalkulation das Ihrerseits, Zinckeysen. Sehen Sie, und dann kommen Sie einmal zurück, wenn wir stabilisiert sind, und dann sind Sie vielleicht derjenige, der uns alle in die Tasche steckt...“

Herrn Zinckeysen entging diese gute Laune nicht. — Aber es war ihm fabelhaft gleichgültig.

„Sie haben mir,“ sagte er, „gestern so dringend nahegelegt, Devisen zu kaufen. Gestern hatte ich das Gefühl, es sei noch nicht nötig, da ja am selben Tage hinausfliegt, was der Tag bringt. Doch heute sieht das Thema anders aus, und wir werden uns verständigen. Ich habe natürlich Spesen, bis ich eine neue Position finde, und dann ist es angemessen, mich wertsicher einzudecken.“

Der Kellner erschien mit der Flasche Sekt. Herr Brecht schenkte die Gläser voll. Dann hob er das seine anstoßenderweise und sagte schallend: „Na, prost. — Wieviel brauchen Sie denn?“

„Sie kennen mich. — Ich glaube, daß man mir Kredit einräumen kann.“

„Selbstverständlich. — Sie sind die Seele der Korrektheit... Die ‚einzige noch nicht geborst'ne Säule, die von verschwundener Pracht zeugt‘...“

„Sagen wir — fünfzig Dollars.“

Herr Brecht verschluckte sich ein wenig, hustete und schloß die Augen. Er sah aus wie ein meditierender tibetanischer Mönch.

„Eine unerhörte Summe,“ flüsterte er.

„Bin ich Ihnen nicht gut für fünfzig Dollars?“ fragte Herr Zinckeysen eindringlich mit aufgerissenen blauen Augen.

„Eine tolle Summe.“

„Können Sie denn die Schublade überhaupt noch aufkriegen, so vollgepfropft haben Sie sie bereits...?“

„Danke!“ sagte Herr Brecht jetzt geschäftsmäßig und blickte nach der Schublade wie nach einem verdächtigen Gegenstand — „danke, mit einiger Mühe, ja.“ Zögernd faßte er nach den Schlüsseln in der Hosentasche, und während er wie selbstvergessen noch damit klimperte, blickte er plötzlich auf. „Wann übrigens — wird Ihre Frau den Posten antreten?“

„Übermorgen.“

„Ganz recht. — Natürlich steht Ihnen das Geld zur Verfügung. — Wollen Sie, bitte, eine kleine Quittung unterschreiben und mir auch die Namen von Leuten angeben, — sollten Sie unerreichbar oder unabkömmlich sein...“

„Gewiß.“ — Herr Zinckeysen schrieb eine vorbildliche Quittung, die der Buchhalter leger in seine Tasche versenkte. Hierauf zählte er ein Bündel von fettigen grünen Scheinen ab und überreichte sie ihm.

„Mein heutiges Gehalt von zweieinhalb Dollar gleich zehn Millionen Mark, wird gleich abgezogen. — So sind es also nur noch 47 Dollar und 50 Cents,“ sagte Herr Zinckeysen langsam und korrekt. „Im Notfall setzen Sie sich vielleicht mit meiner Frau auseinander, wie meine übrigen Werte zu verflüssigen wären...“

„Nanu, Werte?“

„Sagen wir einige erstklassige Möbel, ein Wohnrecht, manches andere...“

„So, erstklassige Möbel?“

„Schöne Bilder,“ fügte Herr Zinckeysen schnell ein. „Reizend gehäkelte Decken... Die Möbel sind gut gefedert... Die Betten zum Beispiel, Herr Brecht, sind beste Messingware...“

„Hm. — Das ist ja schön, Aber Sie sind mir gut für drei Jahre mindestens.“

„Bestimmtestens,“ versetzte Herr Zinckeysen. „Auf alle Fälle werden Sie entschädigt.“ Er stand auf, trank sein Glas mit einem Schluck leer, gab Herrn Brecht einen biederen Händedruck, verbeugte sich kurz in der Tür und ging ab.

Der Buchhalter saß bewegungslos da und blickte mit zusammengezogenen Lidern auf den breiten Rücken, der sich entfernte. Die Zigarre, von seiner Zunge gewälzt, rollte langsam von einem Mundwinkel zum andern.

Der Kalblederkoffer

Im schwarzen Rahmen der Schlafzimmertür schwebte ein blasser Fleck, und dieser, das wußte er ohne hinzusehen, war das Gesicht seiner Frau. Er tat so, als sei er allein. Er rumorte umher, pfiff vor sich hin, hängte seinen Frack umständlich in den

Wandschrank und entnahm diesem seinen hellgrauen Tagesanzug, den er über eine Stuhllehne breitete. Dann kramte er irgendwoher einen großen Handkoffer hervor, legte ihn in die Mitte des Zimmers und öffnete ihn.

Während er den Koffer anrührte, sah er die Hotelmarken, die er wie Heiligtümer geschont hatte. Bunte Hotelmarken aus aller Welt, rund oder eckig. „Luxor" stand darauf, „Khartum", „Colombo", „Singapore".

Er kannte diesen Koffer wie einen alten Freund. Sorgen und Hoffnungen hatte er in ihn hineingestopft, alles erdenkbare Gemütsgepäck, und das war gut verschlossen gewesen in der treuen Gruft aus Kalbleder. Irgendwelche Gerüche spukten darin. Die kamen nicht nur von der Gerberlohe; das war der Äquator.

Die Zeit träufelte siedendes Öl in sein Herz.

„Warum gehst du nicht schlafen?" kam auf einmal eine träge Stimme aus der Schwärze hervor, und mit der Stimme trat ein Geschöpf in den Lichtkreis der grünen Lampe; mit aufgelösten Haaren und in fußbedeckendem Hemd. Er hörte das leise Knarren der Dielen unter nackten Sohlen. — Spreizbeinig stand er da und sagte etwas heiser und ohne sie anzusehen: „Ich packe."

Sie trat schnell herzu und faßte ihn am Ärmel.

„Du packst...?" stammelte sie. „Mach' keine Witze!"

Das Haar hing ihr wirr ins Gesicht. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Er tat ihre Hand vom Ärmel und sagte: „Ich war nie weniger zu Witzen aufgelegt, Mathilde." Wie ein Automat ging er in die Küche, trug die halbgeleerte Flasche, doch diesmal mit zwei Gläsern, herzu und machte es sich in dem schönsten, mit Quasten garnierten Fauteuil bequem. Sie beobachtete sein Gehaben mit offenem Munde wie ein Naturereignis. Dann, als er saß, schob sie ihren nackten Arm um seine Schulter. Auch diesmal befreite er sich, fast unwirsch, und erhob sich wieder. Sie stand mit zitternden Knien.

„Herr du meiner Seele, was ist denn eigentlich mit dir los, Edmund? Du schmeißt das Geld im Zimmer herum... Du trinkst... Was ist passiert?"

„Passiert ist noch nichts. Aber es wird was passieren," murmelte er und begann wieder allerhand Gegenstände herbeizuschleppen. Um dem riesigen Fragezeichen endlich gerecht zu werden, das er verursacht hatte, fuhr er abgerissen fort: „Ich gehe eine Weile ins Ausland... Ich habe dies Leben sterbenssatt..."

„Ins Ausland?" Sie ging im Zimmer umher, gedankenlos geschäftig, als ob es am hellichten Tage sei. Sie zupfte an Tischdecke und Stuhlkissen, sie „räumte auf", wie sie es viele einsame Stunden hindurch ununterbrochen tat, während deren sie „raffte", richtigstellte und geraderückte, was nie schief gestanden hatte... Das machte das öde, unerfüllte Alleinsein. Er kannte das. Es war grotesk. Sie wollte es nicht wahr haben, was sie gehört; es war gar nichts gesprochen worden. Sie wollte es ihm gemütlicher machen. Haßte er nicht alle Unordnung?

Und doch, nicht wegzuzaubern, mitten in diese Ordnungszelle hineingeschleudert lag das Symbol des Zigeunertums, der große offene Kalblederkoffer, klaffend wie ein schnappendes Maul mit Messingzähnen... Sie strählte sich mit den Fingern die Haare von der Stirn und schielte verkniffen nach den Hotelmarken. Wie Aushängeschilder der Unterwelt leuchteten sie zu ihr hinauf.

Sie fiel in die Knie, quer über den Koffer, und ihre Hände öffneten sich mit kratzender Bewegung, als wollte sie diese marktschreierisch orangefarbenen und karminroten Papierchen, diese fremden, gefährlichen, unverständlichen Amulette herunterreißen, die der liebe Gott nicht bloß auf den Koffer, sondern auch auf Herrn Zinckeysens inneren Menschen als Pfandzettel geklebt... Doch die „Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten" — die hätte sie nie und nimmer wegkratzen können.

„Jetzt nimm dich zusammen," sagte er schmetternd.

Sie wischte sich mit dem nackten Oberarm mehrmals über Mund und Nase; Tränen glitzerten auf der Haut. Sie stand auf, stolperte einmal über den Hemdzipfel, auf den sie trat, und wankte nach dem Sofa. Fortwährend stieg ihr trockenes Schluchzen in die Kehle. „Du fährst einfach weg?! Und mich läßt du hier in der Luft hängen?!"

„Ich denke, ich habe mich deutlich ausgedrückt. — Übrigens mache ich wahrscheinlich nur Saisonkontrakte..."

„Ja, und was wird mit mir?"

„Stenographieren sollst du. Briefe schreiben im Hotelbüro. Kündigen können sie dir nicht. Brecht wird schon entsprechend mit dir abschließen." Er nahm einen Schluck, schlug die Beine übereinander und räusperte sich scharf. — In seiner Seele fuhr es fort, sanft zu rumoren. Unerhörte Aussichten schlängelten sich durch seine Phantasie wie fernlockende Höhenzüge, und auf diesem

Traumpanorama machte sich das graue Schicksal dieser Kreatur lächerlich belanglos... Sie kannte ja nichts als ihren eigenen Horizont. „Du mußt doch einsehen, daß du einem unternehmungslustigen Mann nicht in die Speichen fallen darfst." — Dieser letzte Satz schüchterte sie gänzlich ein.

„Aber ich will dir ja gar nicht in die Speichen fallen!" rief sie eifrig. „Nimm mich doch mit!"

„Dich mitnehmen? — Absolut ausgeschlossen, Mathilde. — Begreifst du das nicht?" Er legte sein strenges Gesicht plötzlich in die gewohnten biederen Falten.

Sie wühlte mit den Blicken in seinen Zügen... Sie suchte... Dann sah sie hinter die Maske und schrie auf.

„Du lügst ja!" wimmerte sie dumpf in das Kissen hinein. „Du hast ja gar nicht vor, zurückzukommen!"

Seine Biederkeit verflog. — „Rede keinen Unsinn," sagte er ehern.

„Edmund, ich kenne dich. Diesmal lügst du mich an! Du willst mich los sein! Womit habe ich das verdient? Es ist dir hier nicht großartig genug! Das Hotel ist dir in den Kopf gestiegen! Du verachtest mich! Wenn du deinen Frack anziehst, bist du schon verändert... Aber heute wird mir's klar: Es ist nicht bloß der Frack..."

„Ru—uhe!!!" dröhnte das metallene Organ.

„Nein, ich schweige nicht!" Sie stieß mit beiden Beinen nach hinten. „Ich schweige nicht! Jetzt wo du mich über Bord wirfst, habe ich auch ein Recht, den Mund aufzutun! So geschliffen ist man, so artig, so sauber! Ich puste dir was! Du bist noch immer der alte Zigeuner! Charakterlos bist du!" Sie schleuderte bei jedem Wort das Gesicht zurück, in seine Richtung; sie dehnte die Schultern, daß das Hemd zu bersten drohte. Sie war so unheimlich lebendig, wie Herr Zinckeysen sie nie gesehen; doch sah er ihrem Toben mit steinernem Gesicht zu.

„Mir scheint, du brauchst eine Dusche kaltes Wasser," sagte er endlich trocken. Er trank wieder einen kräftigen Schluck. Er leckte sich die Lippen und rührte sich nicht. Er legte die Hände auf die Knie, und seine Augen wurden zu blauen Steinen.

Sie erschlaffte plötzlich. — Ein vollkommen fremder Mensch, der zuvor Herrn Zinckeysen beklemmend ähnlich sah, aber nichts mit ihm zu tun hatte, saß mit breiten Schultern dort im Stuhl... Saß dort wie eine treuherzige Kopie seiner selbst aus Wachs; und diese machte gewohnte Gebärden und glotzte mit runden, schlehenblauen Steinaugen zu ihr hinüber... Sie glitt plötzlich in die Ecke des Sofas und spannte die Arme um die heraufgezogenen Knie. Grübelnd betrachtete sie ihn. In das Zimmer sank eine Stille wie in einen Keller. Auf dem Teppich gähnte das klaffende Maul des Koffers. Die Uhr vom Schlafzimmer tickte herüber, sonst füllten die schweren Atemzüge der Frau alles aus. Unendliche Fremdheit hatte hier hineingegriffen. Alle vertrauten Gegenstände blinkten tot und feindlich. Sie begriff es kaum. Sie hatte ein Bedürfnis nach Wärme, doch sie konnte sich nicht an Holz anschmiegen oder an Tapeten.

Die Augen nicht von der Gestalt im Stuhl gelöst, glitt sie vom Sofa und verschwand im Schlafzimmer. Was mochte sie vorhaben?

Die Schwärze drüben wurde matt aufgehellt durch ihr Nachttischlämpchen; er hörte, daß sie es vor den Spiegel trug. Dort war sie eine Weile beschäftigt; dann ging das Licht wieder aus. — Währenddessen wuchs sein trunkenes Träumen ins Grenzenlose. Doch auf einmal, kopfüber auf der Erde landend, erkannte er die Bedeutung der Geräusche und empfand Verdacht und Widerstand.

Denn sie trat wieder in den Lichtkreis. Als einzige Bekleidung trug sie einen japanischen Kimono, auf dem noch die schäbigen Reste ehemaliger farbiger Stickerei schimmerten... Der Obi fehlte; der trieb sich wohl als Putzlumpen irgendwo herum. — Er hatte ihr den Kimono zur Hochzeit geschenkt, und Wochen für Wochen hatte sie ihn allabendlich darin begrüßt. Heute trug sie ihn in der Länge nach offen; zerschlissen sah er aus wie ein Stieglitz in der Mauser; die Watte des Futters war geplatzt und hing strähnig aus den Schmetterlingsärmeln. Und als sie sich nun mit halb schüchternem, halb herausforderndem Lächeln am Platze drehte und die Ärmel hob mit verbissenem Willenskrampf, mit letztem täppischem Aufgebot halbzerstörter Gefallsucht —, wuchs statt der ehemaligen Berauschung nur der Widerstand.

Schnellen Schrittes, mit kleinem, fragendem Aufschrei lief sie plötzlich auf ihn zu und versuchte, sich an ihn zu schmiegen...

Sie fühlte sich zurückgedrängt. Und diese Abwehrgeste war so unnachgiebig, daß sie in denselben Schritten nach rückwärts tappte. Durch einen Schleier sah sie, daß der Automat im Stuhl langsam sich erhob und auf sie zukam...

Dann wurde es schwarz um sie. —

Herr Zinckeysen brachte sie zu Bett. —

‚Gott sei Dank,' dachte er dabei. ‚Das wäre nun überstanden.'

Erste Attacke

Ein deutscher Frachtdampfer führte, außer seiner Ladung und zwanzig Passagieren, noch einen schlecht bezahlten Reise-Steward namens Edmund Zinckeysen mit sich. Und dieser erbat sich unwirsch gewährten Urlaub vom Kapitän, um ein paar Stunden an Land zu gehen.

Man lag vor der West-Wharf in Singapore; es war im Mai 1923. Der englische Hafenbeamte hieb den Kontrollstempel in seinen Paß; er durfte also an Land bleiben „während des Aufenthaltes des Dampfers". Das war das größte Entgegenkommen, zu dem sich das Britische Reich gerade noch verstieg; dieses war noch grimmig und an allen Weltenden von den Nervositäten der Nachkriegszeit durchzittert. — Vom Kapitän aus hatte Zinckeysen punkt acht Uhr abends wieder an Bord zu sein.

Er hatte sich für diesen Ausflug umgezogen. Statt der verschwitzten Leinenjacke mit Messingknöpfen und Hosen aus blauem Tuch, seiner Schiffsuniform, trug er heute einen tadellos gebügelten Tropenanzug, in Port Said fertig erstanden und bislang streng geschont. Zu steifem, etwas zu hohem Kragen eine jauchzend grüne Binde; an den Füßen frischgeweißte Segeltuchschuhe; auf dem Kopf einen zerbeulten Korkhelm. — So angetan, gedachte er, — wenn es sich irgendwie machen lasse — diese oder jene Geschäftsverbindung von 1914 tastend wieder aufzunehmen; er hatte in seinem Notizbuch die Adressen ansässiger Kunden zur Hand; er wollte forsch ins Zeug gehen und die paar Stunden ausschlachten; glückte ihm ein einziger Auftrag, so konnte er vielleicht bei Bolshagen, wo man ihn in der Revolution jämmerlich abgebaut, wieder unterschlüpfen und seinen Interims-Schiffskellner an den Nagel hängen...

Wenn auch noch ein Rest der alten Stämmigkeit in seinen Bewegungen ersichtlich war, so konnte doch nicht geheimbleiben, daß Zinckeysen an Format verloren hatte. Gut und gern dreißig Pfund. Sein Gesicht war jetzt glatt rasiert; seine Stimme leiser. Mit einer ausgiebigen Summe in U. S.-Dollars in der Tasche (entnommen der sorgfältig geschonten Devisenanleihe bei Herrn Brecht) bestieg er einen der Sampans vom Fallreep aus und stieß ab, der Wharf zu.

Zunächst saß er, von dem Sonnenfunkeln geblendet, das über dem bleigrünen Wellengekräusel der „Brani-Shoals" wie ein Schleier lag. Er kniff die Augen zu; altbekannte Gerüche kamen heran im feuchten Wind. Das Hirn eingewiegt ins lässige Dämmerlicht des Lidblutes, atmete er tief, als sauge er dies Indien mit einem Zug in alle Poren zurück. Als sei es gestern gewesen, anstatt vor neun Jahren! — Dieselben Raubvögel, deren Flugspiralen sich überschnitten, tropften ihre hohen Geierschreie herab. Zerfetzte Blüten schaukelten im schillernden Abfall der Dampfer, und zuweilen schob sich der fahle Schatten eines Haies quer durch die Kiellinie des flachen Bootes. Zinckeysen blinzelte... Sein matter Blick traf die Lagerschuppen an den Werften, langsam wurden ihre Konturen plastisch, und grellweiße Regierungsbauten entstanden auf einem Hintergrund wellig blauer Hügel... Alles war wie damals und rückte auf ihn zu mit weit geschwungener, einraffender Geste. Indes sein Auge einen Ruhepunkt suchte, blieb es auf dem elastischen Rücken des Rudernden haften, der vor ihm saß.

Es war ein kräftiger Chinesenjunge. Am Steuer hinter ihm hockte ein schwarzbraun gebrannter alter Malaie mit einem breitkrempigen, dunkelgrün lackierten Palmbasthut, in dessen Schatten sein Gesicht sich witternd und kauend regte wie das eines alten Bauernweibes.

Über die Schulter des Knaben hinweg erhaschte Zinckeysen den Blick des Alten; unverzüglich grinste dieser im Schatten des Topfhutes und sprach aus der Tiefe eines hohlgesungenen Brustkorbes, zwischen betelroten Zähnen hervor, einige offenbar speichelleckerische Worte. Affenschnelle Verzerrungen zerknitterten dabei sein Gesicht.

Der junge Ruderer drehte den Kopf und betrachtete ebenfalls höflich lächelnd den Fahrgast; er wiederholte die Worte des Alten mit heller Zwitscherstimme. Hätte Zinckeysen jetzt die alte biedere Maske, die frühere eiserne Miene aufgesetzt: flugs wäre das Gespräch eingeschlafen, und es wäre nichts mehr erfolgt. Er war aber diesmal so benommen und von Wiedersehensbeklemmung mit dem asiatischen Orient ergriffen, daß er zurücklächelte. Das war Wasser auf die Mühle der beiden.

Es ist zuviel gesagt, wenn man von „Unterhaltung" spricht... Es war ein sprunghaftes und stammelndes Sichverständigen in den paar malaiischen Ausdrücken, die er aus dem Gedächtnis grub, in ein paar Pidginbrocken, wie man sie die Malabarküste hinab gebraucht. Doch es genügte vollauf, um eine großzügige Heiterkeit im Boot wachzurufen. Der Herr scherzte; also hatte er Geld...

Denn wer Geld hat, darf scherzen und kann sich alles kaufen... Während einer Pause, die durch das Vorbeistürmen eines graulackierten britischen Wasserwindhundes, eines Motorbootes der Zollbehörde, nötig wurde, schlief die Unterhaltung wieder ein, weil man aufpassen müßte, und Zinckeysens Blick verschleierte sich wieder und blieb in satter Gedankenlosigkeit auf dem Rücken des Knaben haften. Versonnen sah er unter der seidigen elfenbeinweißen Haut die in mäßiges Fettpolster gebetteten Muskeln spielen... Dieser Rücken, elastisch, bald gebogen, bald gestreckt mit den weich sich entfaltenden und zusammenrückenden Schulterblättern befriedigte ihn dumpf. Unter dem zerfransten, schmutzigen Leinenhut quoll des Knaben schieferschwarzes, steifsträhniges Haar hervor; oberhalb des Gürtels, der die sackähnliche Hose hielt, feuchtete sich die Haut der Hüfte sacht von Schweiß... Das Motorboot war vorüber, und der Junge wandte wieder den Kopf. Nächtliche Pupillen schwammen im öligen Bernstein seiner Iris, in schiefen Augenkerben, seidig befransten, die wie hineingeschnitten saßen in die beingelbe Haut der vollen Wangen. Schlohweiße Zähne entblößten sich bis zum rosa Kieferfleisch. Mitten in Herrn Zinckeysens treuherzigen Hamburger Blick hinein lächelte das junge China. Das war irgendwie eine ungemütliche, schwer zu definierende und keineswegs alltägliche Sache...

Der Hafen trieb den süßlichen Duft des Dampferabfalls in seine Nase, und irgendwoher schwamm die Atembeklemmung gärender Stapelkopra, vermischt mit Teer.

Zinckeysen war es, als müsse er sich gleiten lassen. Er schwatzte darauf los; doch war ihm, als wolle man das Mark aus seinen Knochen saugen... Er riß sich zusammen. Er setzte sich steif und bereitete sich auf die Landung vor. Man legte an der Wharf an.

Beide waren gleichzeitig eifrigst dabei, ihm aus dem Boot zu helfen. Der Junge stützte den Fahrgast beim Hinüberschreiten unter der Achsel. Dabei ließ er ihm ein kleines Stück Kartonpapier in die Außentasche der Jacke gleiten und lächelte ganz gewaltig wie auf Vorschuß... Zinckeysen hatte den glatten Arm wohl bemerkt, der sich so flink an ihm zu schaffen machte, doch tat er so, als sei er blind...

Mit kühlem Paschablick entlohnte er den alten Fergen. Diesem half es nichts, daß er im Hinblick auf den Jungen etwas Krauses und eilig Eindringliches zu stammeln sich mühte. „Good boy," hörte Zinckeysen heraus. „Good guide..." — Zinckeysen ließ beide stehen und trat auf die Straße. Die grellen Ansprüche des Lebens fegten die verschwommene Träumerei dieser Fahrt aus seinem Kopf.

Er holte sein Notizbuch hervor und gab dem Rikschakuli die erste der sechs Adressen, die er heute zu bearbeiten gedachte... Dann schwang er sich ins Gefährt und dirigierte, mit dem Rohrstock an die Schultern des Trabenden tippend, sein menschliches Zugtier. — —

Wiederum Opéra Stambael

Zinckeysen hatte kein Glück mit seinen Geschäftsbesuchen. Schon nach drei vergeblichen Besuchen merkte er endgültig, daß der Wind zu scharf wehe, um den Musterkoffer am Horizonte auferstehen zu lassen — ganz zu schweigen vom blauen Band irgendwelchen Völkerbundes, das es bieder zu schlingen gelte. — Ganz im Gegenteil erfuhr er Herbes, Nachteilig-Unhöfliches, geradezu unmotiviert Aggressives.

Wir wollen seine Märtyrerfahrt nicht in ihren einzelnen Etappen aufhellen; genüge es allgemein, anzumerken, daß die Geistesverfassung der „Straits Times" es ihm noch nicht gestattete, sich als Menschen zu empfinden. Er sprach auch später sehr ungern von der Art und Weise, wie man ihm das deutlich machte.

Mittlerweile, gänzlich erschöpft und eingeschüchtert, suchte er als letzten Schauplatz seiner damaligen Tätigkeit das Adelphi wieder auf, in der Hoffnung, Maloney daselbst noch anzutreffen und Erinnerungen mit dem sanguinischen Iren zu tauschen. Auch hier sollte er enttäuscht werden. In apoplektischer Bonhommie, im Wasserfett ungezählter „High-balls" blühend, war der Gute zwar noch zur Stelle, jedoch entsann er sich Zinckeysens, wie er mehrfach mit ebenso forscher wie falscher Bestimmtheit diesem ins Gesicht hinein versicherte, durchaus nicht. Zinckeysen blieb noch eine Weile unschlüssig stehen, kaum konnte er's glauben. Seine Würde war schon so wachsweich geworden, daß sie einen Sprung mehr oder weniger bereits hinnahm, ohne aufzuzucken. War er vielleicht nicht ganz passend gekleidet fürs Hotel? Er sah an sich herab... Ja, richtig; sein nachmittags so blühender Anzug war bereits verschmutzt und von verdunsteter Feuchte zerknittert. Er prüfte sein Kinn: Gott sei Dank, die Rasur hatte wenigstens Stich gehalten. Diese verfluchten Leinenanzüge...

Vor sich hinmurmelnd durchschritt er den Hof des Hotels. Ihm war dabei, als werde er aus all den Empfangsräumchen der Zimmer mit grauen Blicken beschossen. Sie wollten ihm nicht einmal übel, diese Blicke; sie löschten ihn einfach aus. Eine Assel war er, die schnell über den Hof schoß — sie sind lediglich zu faul, die Engländer, um die Füße von den Tischkanten zu nehmen und das Insekt mit einem Fußtritt breit zu ziehen.

*

Auf der Terrasse fand er ein Tischchen, bestellte sich ein Menü und lauschte zunächst den Klängen des Mischlingsorchesters. Es war wie früher, nur spielten sie diesmal nicht Wagner, sondern Sullivan.

Der Boy brachte ihm eine Flasche Haig & Haig auf einem versilberten Tablett und einen großen Syphon. Zinckeysen war sehr herabgestimmt, und in seiner Seele sah es schwarz aus wie am nächtlichen Himmel. Lichtblicke schienen nicht zahlreicher drein als die schwachblinzelnden Sternchen. Er stocherte ein wenig in der stark gewürzten Platte umher, jedoch nur, um seinen Durst zu steigern, der sich allmählich regte. Nach der schweißtreibenden Hetzjagd des Nachmittags war das kein Wunder; einige Weinerlichkeit saß ihm unter der Kehle innerhalb der Brust und verlangte dringend nach Überschwemmung — wie eine glimmende .... Häkelspitze ...

Man hatte barbarisch in der guten Stube gehaust, die Zinckeysen in sich herumgetragen; naserümpfend hatte man sich darin bewegt und alles kurz und klein geschlagen, ohne Respekt vor Gerafftem und Gescheuertem ... Der Steward saß, zaghaft an seiner schwarzen Zigarre saugend, still im Winkel, den die von Bougainvilla dicht besponnene Häuserwand mit dem Terrassengeländer bildete, und stierte mit aufgerissenen Augen, die zu zwinkern vergaßen, geradeaus ...

Ihm gegenüber stand ein unbesetzter reservierter Tisch, vom aufzischenden blauen Licht der Bogenflamme übersprüht.

Auf einmal war der Tisch umringt von Leuten in weißen oder rohseidenen Smokings. Zinckeysen wunderte sich kaum; nur ein seltsamer Friede zog in sein Herz. Die Leute wirkten ein wenig schemenhaft, doch das störte ihn nicht. Sie lärmten und pokulierten; wie aus weiter Ferne klang's; merkwürdig deutlich ... Sie stießen an mit hohen zylindrischen Gläsern, und auf einmal wandten sie wie ein Mann die Gesichter zu ihm hinüber, breit grinsend, und riefen: „Hello, Eddy! — Here 's to you!"

Der Ruf klang, gesondert vom Orchester, wie von einsamer, entrückter Ebene herab; und jetzt drehte auch noch ein junger Melancholiker, der bei ihnen saß, den Kopf und schickte einen unbeteiligten Blick hinüber. Und Zinckeysen hatte gleichfalls sein Glas erhoben und rief ins Blinde und Leere hinein, mit kurzer, schneidiger Stimme: „Same to you, gentlemen!" — worauf er das Glas kommentmäßig stramm auf den Tisch zurücksetzte. Sein Mund blieb offen stehen; plötzlich erkannte er im Gesicht des Majors Prendergast dieselben Züge wieder, denen er vor nicht allzulanger Zeit im Rauchzimmer des deutschen Hotels seinen ganzen Abscheu vor dem Leben gebeichtet ... Ha! das war derselbe Mann gewesen, derselbe!! ... Ein wenig älter hatte er ausgesehen; nun, die Kriegsjahre bewirkten das ... Der saß nun da, ... wie war das doch? ... Der saß nun wieder dort drüben ... Wo? Wo? — Die Bogenflamme zischte; der Tisch war leer. Teufel auch, wie deutlich man derartiges wiedererleben kann, im Gedächtnis! Und langsam, wie wenn eine Geisterhand Stück nach Stück zu einem Mosaik füge, tauchte das Bild des Abends vor neun Jahren wieder auf.

Jäh packte ihn eine Eishand ans Herz: Er war kein freier Mann mehr. Der Urlaub vom Kapitän!

Er riß seine Uhr heraus; es ging auf halb neun. Der Urlaub war überschritten. Fast gleichzeitig mit dieser Feststellung kam aber eine große Gleichgültigkeit, über die er sich, mit scheuem und immer keckerem Erstaunen, kaum mehr verwunderte. ‚Angeschnauzt,' dachte er, ‚werde ich auf alle Fälle, ob ich nun jetzt zurückkomme oder morgen früh ... Mit dem Kohlen ist man ja doch nicht vor morgen nachmittag fertig, und ich habe meinen „Permit to land" in der Tasche ... Warum soll ich mir nicht ein gründliches Wiedersehen gönnen mit dieser Stadt?'

Diese Gedanken kamen ihm nicht wörtlich; es war nur ein instinktiver Trotz, der ihn die Uhr wieder in die Tasche versenken ließ ... Er zahlte und ging. Seltsam schloß sich der Kreis, wiederholten sich die Phasen des damaligen Abends. Bei allem, was auf ihn zukam, spürte er Bekanntes — als habe man ihn wie ein mechanisch dahinschnurrendes Spielzeug auf eine vorgezogene Bahn gesetzt. Er ging durch die Hotelhalle und stand im Eingang. Herrgott, diesen Kuli, der dort wie ein ruhendes Kamel ungelenk auf seine Füße kam, kannte er doch! Das zerknitterte, alterslose Gesicht! Die ruhlosen Rattenaugen!



Dalekarlierin. Gemälde von August Hagborg

Mit großer Selbstverständlichkeit trat der dunkle Herr aus Bronze wieder auf den Plan. Zinckeysen sagte nichts; äußerte keinen Wunsch. Er lehnte sich im bemalten Kasten zurück und ließ sich dahintragen. Und siehe: die fatalistische Traumfahrt blieb ihrem Ziele treu; er war der Würdenträger in der Sänfte... Ein großes, träges Glück umspülte ihn mit den feuchten Atemstößen des Monsun, der dieselben von chinesischen Schriftzeichen bedeckten Wimpel wie einen Flaggenwald bewegte. Da war das von bunten Lichtern schwärende Loch, und darüber tauchten grell sich ins Hirn ätzend die transparenten Buchstaben auf: „City Opéra..."

Es kam so, wie es kommen mußte. Zinckeysen geriet nicht in die vorderste Loge, sondern in eine der Bankreihen. Er war sehr betrunken.

Ein rosa Zettel wurde ihm in die Hand gedrückt, und darauf entzifferte er taumelnde Buchstaben, lallend die Lippen rührend: „... will present ... The Most Comical Play ... Baktom & Baktim ..." Auch dies berührte ihn seltsam bekannt. ‚Sehr nett,' dachte er. ‚Man hat das Programm nicht geändert seit damals... seit neun Jahren; das ist doch wenigstens konsequent; ist etwas, worauf man sich verlassen kann ... Ja, auf den Osten kann man bauen! Er ist herrlich zeitlos! Immer bleibt es dasselbe!'

Es ist noch zu berichten, daß zwei Chinesen, gut gekleidete Herren, sich seiner annahmen und ihn von beiden Seiten stützten. Seine Bemühungen, diese freundliche Hilfe dankend abzulehnen, schliefen zusehends ein. Sein Kopf war hinreichend klar, um eine kleine Unterhaltung zu führen. Die gelben Herren (— eigentlich, wenn man's genau nahm, einwandfreie Gentlemen! —) wußten seine Pointen zu schätzen und lächelten mächtig. Es ist doch schön, es mit gebildeter Gesellschaft zu tun zu haben. Wozu soll man auch so prüde sein! Gelb ist eben gelb, in Gottes Namen! Sind es deshalb keine Menschen?

Ein Gefühl der Dankbarkeit beschlich ihn. Bei der Suche nach Zigaretten, die er ihnen anbieten könne, erwischte seine Hand ein Stückchen Kartonpapier, dessen Herkunft ihm im Augenblick nicht klar war. Er versuchte es zu entziffern: die Chinesen halfen ihm dabei. „Individual Service," stand darauf; „111 Chin-Chew-Street." Wenig mehr; noch ein klein gedruckter Name. — „Sollen wir Sie dahin begleiten?" fragte der eine der Hilfreichen; und der andere, wie ein Papagei: „Es ist eine gute Adresse...! Sehr gutes Haus... vely good house..."

„Wird gemacht," sagte Zinckeysen und verließ den Schauplatz mit seinen Freunden. — Wie er dahin geriet, war ihm nicht ganz klar. Nur vereinzelte Bilder blieben ihm hängen, mit einer seltsam farbigen, fremdartig beklemmenden Wollust getränkt... Wie aus dem geschnitzten schwarzen Rahmen einer Tür hervor ein halbnackter Knabe ihm entgegentrat mit papierweiß schimmerndem Körper; — wie dieser ihn im rotgoldenen Licht von Lampions durch leis brodelndes Geräusch von Gesprächen steuerte, durch einen Haufen hockender oder liegender brauner Leiber, deren Tücher wie ein Beet von Feuerlilien prunkten; durch eine Decke von Hanfnebel, der in Schichten über Kämmen aus Schildpatt schwankte... Es ging eine Treppe hinauf, steil wie eine Hühnerleiter, immer an der Seite des glatten Körpers, der ihn zäh und zielbewußt mit sich zog. Bedauernd schnalzte der Führer mit der Zunge über die Mühe, die es unsern Helden kostete, Schritt zu halten, — oder er lachte leise, wenn er dessen willenlose Bereitwilligkeit merkte...

Man landete auf Bastmatten. Von irgendwoher, in einen abgedämpften Lichtkreis, schoben sich zwei kindliche Tänzerinnen. Hundert jagende Pulsschläge lang hielten sie, ohne zu schwanken, scharfabgezirkelte Posen fest, um dann ruckweise wieder wie erstarrt im Übermaß einer grotesken Unersättlichkeit zu neuen Bildern zu wechseln. — Hinter ihnen entstand langsam dunkler Blumenprunk und Blitzen von Messing und Silber: — eine fette Frau schob ihre Fülle aus dem Schatten, bis ihr schwacher Umriß zuletzt wie ein verdrossener Dämon aus einem Shiva-Tempel den Hintergrund wuchtig füllte. Erst als sie sich regte, ward sie Mensch, ward zu einer netten, humoristischen Matrone, die es mütterlich mit Herrn Zinckeysen meinte und sich auf ihre Krötenart ungeheuer geschmeichelt benahm um dessentwillen, daß er ihr Etablissement mit seinem unschätzbaren Besuch beehre... Sie war in grellfarbig bedruckte Seide gewandet, und er hatte das Gefühl, als sei er ihr schon irgendwann einmal begegnet.

Aus seinem Gedächtnis drängte sich ein Bild hervor: — Eine offene Hackney-Droschke, in der ein junger Engländer denselben Pascha gespielt, den er jetzt spielte. Der war umringt gewesen von sehr ähnlichen Figuren und wurde gleichfalls betreut von einer feisten, sehr teuren und alterslosen Matrosen-Mutter...

Die Stirnbeule

Gefühl eines Dampfbads, Atemnot und endloses Hufgetrappel. Und stechende Sonne.

Zinckeysen riß die Augen auf und hatte den Nachhall der Schiffssirene im Ohr. — Er saß mit dem Rücken gegen eine Mauer gelehnt und blinzelte. Viel Farbiges und Grelles bewegte sich um ihn herum. Das Schattenband der Mauer war geschrumpft, so daß die Hitze von seinen Knien auf die Brust gelangt war. Wie er hierher gelangt und wo er überhaupt war, blieb eine erbarmungsvolle Minute lang wesenlos für ihn. Als sein Hirn zu funktionieren begann, erkannte er zunächst, daß er maßlos schmutzig und abgerissen aussah. Und dann begriff er, daß es Mittag sei, daß er an der Wharf sitze, daß es die Schiffssirene seines eigenen Dampfers sei, die geheult hatte.

Mit zitternden Knien stand er aufrecht und versuchte seine Uhr herauszureißen. Vergebens; er fand sie nicht. Ohne sich länger aufzuhalten, stürzte er durch die Holzhalle, die auf der Anlegeplattform errichtet war, mit besinnungslosen Hechtsprüngen an die Bootsstufen. Hier saß der Alte, in dessen Boot er gestern hier gelandet, geruhig kauend in seinem Sampan. — „Ship! — Ship!“ stieß Zinckeysen hervor und bezeichnete den Dampfer; worauf der Alte selbst — da der Junge fehlte — eifrig und zäh nach der Ruderbank kroch und anhob, mächtig auszuholen. Sein zerknittertes Gesicht war demütig-freundlich; er erkannte den Tuan von gestern. Wenn er über dessen Zustand verblüfft war, so verstellte er's so geschickt im Schatten der Hutkrempe, daß man ihm keinerlei Emotion anmerkte... Die knorrigen Arme rührten sich wie eine Maschine; wie aus siedendem Teekessel fuhr die Luft aus den morschen Lungen. — Allmählich erkannte auch Zinckeysen den Alten. ‚Nur fest geschuftet, alter Gauner,‘ dachte er und betrachtete ihn böse. — Dann, mit ins Riesenhafte steigendem, kaltem Entsetzen befingerte er, ohne ganz den Mut zu haben, sie herauszuziehen, seine Brieftasche. Sie schien vorhanden zu sein; auch die Papiere; aber... das traute Knistern der Dollarscheine fehlte gänzlich. Er hatte nur noch einen kleinen Rest auf dem Schiff. Und dieser grinsende Tagedieb hier, dieser alte Kuppler, steckte mit der ganzen Gesellschaft, die ihn ausgeplündert, unter einer Decke, und er konnte ihm nicht einmal an den Kragen!

Er kam noch gerade zurecht, als man im Begriff stand, die Treppe hochzukurbeln und als die letzte Kiste, von kreischender Dampfwinde gehißt, in den Bauch des Schiffes hinabpendelte. Die Kohlenschlepper, in ihrem geleerten Kahn, ließen ihr Schnattern in einen Abschieds-Singsang übergehen; knapp zwischen Schiffsrand und Kahn landete der Sampan, zum letzten brausenden Schrei der Sirene, und der Alte, keuchend wie ein Tier, heischte seinen Lohn. — „Den kannst du dir bei deinem jungen Galgenstrick holen, der meine Dollars hat!“ schrie Zinckeysen ihn höhnisch an und schwang sich auf die Treppe. Zäh und geifernd wie eine Spinne kroch der Alte ihm nach. Da stieß der Steward ihn mit dem Fuß zurück und landete mit zwei Sätzen im Zwischendeck.

Was tat nun der Alte jetzt dort drunten? — Ja, das ekstatische Stockzahnlächeln — das war ihm vergangen. Herabkollernd verzerrte er das Gesicht zu einem seltsamen Ausdruck, als ob er flöten wolle; — die Augen verdrehten sich, bis sie wie Perlmutter heraufschimmerten. — Und jeder, der seine Finger nach hinten unter die Jacke tasten sah, hätte Zinckeysen wohl in aller Freundschaft geraten, in Zukunft in Singapore lieber nicht mehr an Land zu gehn...

*

Das Gerücht von dem Zustand, in dem er seinen Landurlaub beendet, drang alsobald (um dies kurz abzuhandeln) zu Ohren des früheren Kapitäns zur See, jetzigen Frachtdampfer-Bosses; dieser sah „rot“ und kündigte ihm prompt ab Heimathafen. — Zinckeysen versuchte keine Beschönigung; er hatte das Schiff blamiert. Er erledigte seinen Dienst schlampig, rasierte sich seltener und verwahrloste... ja, so weit war es nun mit ihm gekommen. Die glatte Mauer, die das ersehnte Ausland ihm entgegengestellt, hatte ihm eine Stirnbeule eingetragen... wie eine Hirnerschütterung war's, eine leichte Verblödung.

Zuweilen träumte er von seiner Frau; es waren angenehme Träume. — Ein Kimono spielte eine Rolle darin und ein Gefühl von Versorgtsein und saturiertem Paschatum. Längst entwöhnte Genugtuungen schwemmte das Unterbewußtsein mit herauf, so daß die Person viel von ihrer Farblosigkeit verlor und von Regenbogenrändern umrissen eine emsige Tätigkeit in seinem Gemüt hervorrief.

So bewölkt die Aussichten also für ihn waren, so saß doch im Hintergrund die angenehme Erwartung des Wiedersehens und der Möglichkeit, ihr klarzumachen, daß er sie im Grunde sehr schätze. Seine Rauheit beim Abschied: nun wohl, das war die Ent-

gleisung gewesen von jäher Unternehmungslust und demnach emporschwellender Männlichkeit. Man fühlt sich eben von den Weibern gelangweilt, von ihren Zaghaftigkeiten und zimperlichem Getue... sie müssen einen Dämpfer kriegen; — aber (und Zinckeysen, beim Servieren, legte einen Finger an die Nase) ebenso auch einmal einen anerkennenden Klaps, wenn sie bei der Stange bleiben und sich strapazieren. — Solchen auszuteilen und die Beziehungen einzurenken, war er jetzt nach der Heimat unterwegs. Mit den Herrlichkeiten der Welt war es nichts mehr; und nun begann man den Spatz in der Hand zu schätzen.

Abgesehen von solchen Erwägungen leichter Reue und stetig wachsenden Heimwehs, spürte Zinckeysen, wie begreiflich, eine gewaltige Melancholie. Seine schöne Selbstsicherheit von früher, seine runde Eitelkeit hatte eine kranke Stelle, die langsam an ihr fraß... So, als zeige sich im Gerüst seiner Seele ein Rost, der die Vernietung lockere. Dem Parademarsch seiner Gedanken hatte die rauhe Welt ein „Rührt euch" zugebrüllt; nun waren sie aus der Ordnung geraten und stießen sich schmerzhaft. Mathilde, die kleine, intensive, wenn auch farblose Person, mußte wieder Befehle erlassen, damit wenigstens eine „Schlange" daraus wurde, ein Queue; — damit die Begriffe anstehen konnten dort, wo es eine neue stramme Montur für sie gab.

Er beschloß, ihr nichts zu schreiben; von der Kündigung durfte sie nichts erfahren; Blamage vor ihr fürchtete er jetzt wie Feuer. Er würde einfach auftauchen, wieder da sein — schlechte Auslandskonjunktur... Mündlich ging es alles viel besser; auch waren seine Hände vom Servieren und Spülen zittrig und steif geworden, so daß ihn die gewohnte Kalligraphie, so oft er's probierte, im Stich ließ. — In dieser Verfassung landete er im Heimathafen.

Kaffeestündchen zu dritt

Ich liebe," sagte Herr Brecht, „den Kaffee stark gesüßt. — Geben Sie mir doch etwas Zucker, Frau Zinckeysen."

„Hier! Gern!" sagte Mathilde sehr eifrig und schob ihm die Zuckerdose herüber.

„Ich würde es vorziehen," beharrte Herr Brecht, „den Zucker von Ihnen persönlich in den Kaffee geworfen zu bekommen." — Man sieht, er war in neckischer Stimmung und veranlaßte durch seine Beharrlichkeit die kleine Frau, sich auf das Sofa neben ihn zu setzen, um seinen Wunsch zu erfüllen. Herr Brecht, das wußte sie, liebte es, wenn man ihm auf den Buchstaben gehorchte. — Nicht bloß an der Schreibmaschine. — Während dieses Intermezzos geschah die Katastrophe (— doch hier ist es unerläßlich, daß ich einen Scheinwerfer auf die Situation richte —).

Herr Brecht hatte sich mit seiner neuen Sekretärin außerordentlich gut eingearbeitet. So war es ihm denn auch zur Gewohnheit geworden, die kleine Frau nach Büroschluß noch etwas zu begleiten. Einerseits schützte er sie auf dem Heimweg, und anderseits tat es ihm gut, noch etwas frische Luft zu schöpfen. So verband er mit seinem angeborenen Sinn fürs Praktische das Angenehme, nämlich die Erfüllung einer Kavalierspflicht mit dem Nützlichen; schlug sozusagen zwei Fliegen auf einen Schlag. Daß er sich zuweilen davon überzeugte, daß die kleine Frau auch gut in ihre Wohnung hinaufgelangte, war eine freiwillige Erweiterung dieser Kavalierspflicht; daß während solcher Inspektion auch der Genuß eines Täßchens Kaffee seine Gründlichkeit belohnte — wer will es ihm verübeln? Nach außen hin sah es zwar so aus, als hätte er für seine Erholung andere Tageszeiten wählen können, als ausgerechnet ein Uhr nachts... Jedoch: was wissen wir? Schreiben wir in kleinlicher Weise einem vielbeschäftigten Mann etwa die Stunden vor, wann er sich erholen soll?

Es kann, des Verständnisses wegen, nicht verschwiegen werden, daß der Arm Frau Mathildes mit dem seinen in Kontakt geriet, und daß er in eigenmächtiger, geradezu herrschsüchtiger Weise diesen Arm als Boa für seinen Hals verwendete, obwohl es heute im August 23 keineswegs zugig in der Wohnung war. Doch vielleicht war Herr Brecht in bezug auf Hexenschüsse besonders empfindlich. Mit einer Bewegung, die leider sehr nach mechanischer Gewohnheit aussah, ergriff er einfach diesen Arm und zog ihn sich versonnen um die Schultern seines prachtvoll geschnittenen und prall sitzenden Cutaways. Dies muß alles gesagt werden, damit man begreift, warum das Folgende passierte.

Drehte sich nicht plötzlich der Schlüssel in der Gangtür? — Ein paar schwere Schritte erdröhnten im Flur, und dann zeigte sich jemand im Türrahmen, ein Mensch, der einen Handkoffer trug und deshalb sofort vermuten ließ, er sei Herr Zinckeysen, — dazu kam noch, daß er als der einzige Dritte im Besitz der Schlüssel war. Der Mensch zeigte in der Tat frappierende Ähnlichkeit mit dem

Hausherrn; was Mathilde jedoch zu dem großen Schrei veranlaßte, war sein geschmolzenes Format und sein heruntergekommenes Äußere. Hand aufs Herz, dies allein und nichts anderes war der Grund ihres erstaunten Aufschreis und der plötzlichen Bewegung, mit der sie vom Sofa fuhr. „Himmel! Edmund!" schrie sie. „Bist du das? Mein Gott, wie siehst du aus!"

Herr Brecht war keineswegs erschrocken. Er nahm die Tasse, die er zum Mund geführt, bedächtig wieder ab, wobei er sich die Lippen leckte. — „Na, zurückgekommen, Zinckeysen?" sagte er. „Sehen in der Tat etwas schlanker aus."

Herr Zinckeysen trug mit zwei schweren Schritten den Koffer ins Zimmer und setzte ihn auf dem Teppich nieder. Dann stellte er sich reglos daneben und machte noch keine Anstalten, näherzutreten. Er drehte seine Augen langsam zwischen den beiden hin und her und sprach dann: „Ich hätte nicht erwartet, Herr Brecht, Sie in meiner Wohnung anzutreffen."

Wenn Herr Brecht überhaupt seine Fassung verloren hatte, so ließ er es jedenfalls nirgendwie durchblicken. Er tat einen Paffer aus seiner Brasilzigarre und äußerte: „Und nun treffen Sie mich an. — Sehen Sie mal." Er kniff die schiefen Augen leicht zusammen und schob die pralle Unterlippe vor. — Herr Zinckeysen taumelte ein wenig, als habe man ihm einen Schlag vor die Brust versetzt; dann stabilisierte er sich, ohne noch vom Fleck zu weichen.

„So setze dich doch endlich!" rief Frau Mathilde. „Du bist ja ganz schwach! — Ich mache schnell noch etwas Kaffee!"

„Kapitale Idee," sagte Zinckeysen.

„Ja … Herr Brecht war so gütig, mir ein wenig Vorrat zu stiften. Oh Gott, wenn ich das von meinem Gehalt berappen sollte …" plauderte sie und holte eine würfelförmige kleine Flasche heran.

„So, von Ihnen stammt das?"

„Jawohl — ich war so gütig," sagte Herr Brecht und paffte stark und zufrieden. „Ich hoffe, die Qualität konveniert Ihnen. — Ihr Wohl!" Er bediente sich selbst und hob schnalzend und liebenswürdig das Glas. — Zinckeysen tat ihm Bescheid; er tat ihm sogar noch öfter Bescheid. Dieses Gesicht, von leichter Portweinfarbe, schien ihn zu faszinieren. Es sah fast aus, als ob der Hausherr zu einer kleinen Unterhaltung nicht übel aufgelegt sei.

„Apropos, Herr Brecht," meinte er und strich sich die Kinnstoppeln, „Sie ließen da vorhin, als ich Sie … als ich ein wenig unerwartet …"

„Stets erwartet! Jederzeit mit Vergnügen erwartet!"

„Bitte unterbrechen Sie mich nicht. Ich sagte: unerwartet mich einstellte, — Sie ließen also etwas fallen von heruntergekommenem Aussehen …"

„Ich? — Ich dachte ja gar nicht daran. — Mir fiel auf, Sie seien etwas schlanker geworden. — Die Hitze sicher. — Auch ich würde abnehmen, vermutlich, bei Hitze. — Lediglich Ihr Gewicht, das war's, Zinckeysen, woran ich dachte. — Müssen Ihren Schneider umlernen lassen."

„So, so. — Nun, Sie haben jedenfalls Ihr Format behalten. Wenn nicht noch erweitert."

„Das ist möglich. — Ich habe ja auch meine Devisen."

Zinckeysen blickte ihn mit leicht blutgeränderten Augen an. „Immer noch munter beim Hamstern?"

„Auch das. — Und eine von meinen Devisen heißt: ‚Bleib' im Lande und nähre dich redlich.' — Feine Devise, was? Hält prächtig ihren Kurs." — Er lachte schallend und schlug sich auf die wie stets von gestreifter Hose zum Platzen eng umspannten Schenkel. Die Goldkette auf seinem Bauch klirrte leise.

In Zinckeysen krümmte sich ein Mensch, der herabgeglitten am Fuß einer glatten Mauer lag, mit einer Stirnbeule und leichter Verblödung. — Mit gewaltiger Anstrengung hob er sich innerlich empor, beschmutzt, wie er sich vorkam, und mit unaussprechlichen exotischen Makeln behaftet. So kam die Geste, die er vorhatte, zu schwach heraus, wie bei einem Bühnen-Berserker, der eine Keule aus Pappe schwingt: mit ächzender Anstrengung wirbelt er sie durch die Luft, doch beim Aufprall gibt es nur ein hohles Tönchen … Er starrte diesen selbstzufriedenen Mann an, der mit seinen Goldplomben und seinem widerstandsfähigen Körper da vor ihm saß, in feines schwarzes Tuch gekleidet, ein Bild prosperierenden Schiebertums, wie es runder kaum vorstellbar war; ein egoistischer Baisse-Condottiere, dessen Wohlsein stets wie ein Korken nach oben schoß, der Oberfläche des europäischen Sumpfes zu … Und er wagte nichts. Wagte nicht, ihm seine Meinung zu sagen. Krümmte sich, steilte sich auf und — erlahmte.

„Sehen Sie, Zinckeysen," fuhr dies Orakel im Cut nun fort, „es wäre vielleicht nun doch gescheiter gewesen, Sie hätten Ihren Posten hier behalten. Nicht als ob das mich viel anginge. Aber man sieht doch, wie ein Mensch sich verrennt, und spürt ein

menschliches Rühren. — Ihre kleine Frau und ich haben uns gut miteinander eingearbeitet. — Was, kleine Frau?" Er zwinkerte nach Mathilde hinüber, die blaß da saß und an ihrer Unterlippe nagte. — „Prächtig ausgekommen sind wir miteinander, das kann ich wohl sagen... Sie hat das bessere Teil erwählt. Sie ist auf ihrem Posten geblieben. — Aber es ist spät, meine Herrschaften..." Und er zog eine gewaltige goldene Remontoir-Uhr heraus und ließ sie zirpen... „Und ich will Ihre Wiedersehensfeier nicht stören!" — Lächelnd sich erhebend, bot er zwei biedere Drücke seiner großen, warmen Pranken. Dann ließ er sich — oh, er war nicht heikel und gab auch nicht vor, noch jung genug zu sein — von seiner Sekretärin in den leichten, rehfarbenen Sommerüberzieher helfen.

„Ich muß Herrn Brecht," sagte Mathilde nach einer etwas ratlosen Pause —, „unten aus der Haustüre lassen, Edmund. — Einen Augenblick!"

„Laß das, Mathilde," sprach Zindeysen dozierend und wie aus einer Erstarrung erwachend. „Bemüh' dich nicht. Schließlich ist das jetzt m e i n e Sache."

„Galant!" rief Brecht lustig. „Galant! So lob' ich mir's! Gibt so wenig Männer, die ihre Frauen kavaliermäßig behandeln... Tjüs, Frau Zindeysen..."

„Adieu, Herr Brecht," sagte Mathilde schwankend. „Und soll ich morgen zur gewohnten Zeit ins Büro kommen?"

„Selbstverständlich. — Es gibt immer mehr Nullen zu schreiben! Immer mehr!" hörte man die schallende Stimme vom Gang, und Zindeysen folgte dem Buchhalter schleppenden Schrittes und mit den Schlüsseln rasselnd.

Allerhand Aufregung

Sie saß noch ganz erschöpft und hastig atmend eine Weile im Stuhl. Nun war dieser Koffer wieder da: er lag etwa an derselben Stelle wie vor Monaten, und die Hotelmarken leuchteten giftig daran. Wie sie diesen Koffer haßte! Einige Kreidestriche und Zettelchen von Zollbehörden waren jetzt noch hinzugekommen, abgewetzt und kohlebeschmiert sah er aus, aber er war zurückgekommen, wie etwas, das sich aufdrängte, für beide eine dauernde Last...

Sie stand auf und gab dem Koffer einen kräftigen Fußtritt. Dann lief sie durch den Gang vor die Etagentür und spähte über das Treppengeländer. Aus der Tiefe des schwarzen, muffig riechenden Schachtes drang verworrener Lärm von Stimmen. Die Stimmen zerschlugen ihr Echo zu einem hohl zerklirrenden Gedröhn. Auf einmal gab es einen einzelnen Ruf; kurze Stille; und dann den Krach der zuschlagenden Haustür.

Ihr Herz pochte rasend. Bleiern tönten mächtige Gongschläge durchs Treppenhaus... Nein, es war ihr eigenes Blut, das gongte... Vom Kopf bis in die Fußzehen... Wie wenn ein Paradeschritt durch sausende Stille halle... Plötzlich ward's deutlicher und verdichtete sich zu einem wirklichen Geräusch; zu Schritten, die eilends die Treppe heraufknarrten. Edmund kam zurück.

Sie floh ins Zimmer und setzte sich wieder.

Er kam herein, sein Haar war zerzaust und seine eine Gesichtshälfte krebsrot. Eine Stelle am Jochbein blutete. Offenbar war seine Wange mit der rechten Pranke Herrn Brechts und dem daran befindlichen anderthalbkarätigen Brillantring in Berührung gekommen. Sie schrie auf. „Ihr habt euch geprügelt, Edmund? Mein Gott!"

Er sah sie stumpf an, als höre er nichts. Dann war er in zwei Sprüngen beim Koffer und schloß ihn emsig auf. Seine wühlenden Hände schleuderten den ganzen Inhalt heraus. Sie sah ihm mit aufgerissenen Augen zu, bis sie ein Ding in seiner Hand bemerkte.... Ein Ding aus bläulichem Stahl, handlich, nicht allzu groß... Sie warf sich auf ihn; er stieß sie zurück. „Laß mich," keuchte er. „Ich muß dem Kerl... Laß mich hinaus..." Sie umklammerte ihn wieder; so taumelten sie umschlungen der Tür zu. Es gelang ihr, den Fuß rechtzeitig an die Tür zu bringen. Sie faßte ihm mit der Hand ins Gesicht, in die Augen; um sie abzuwehren, konnte er die seine nicht frei bekommen und die Klinke fassen... Sie wußte nicht, woher ihr die plötzliche Gewandtheit kam.

Auf einmal befand sich die Waffe in ihrer Hand. Aufkreischend riß sie sich von ihm los und schlüpfte ins Schlafzimmer. Er, noch halb geblendet, taumelte ihr nach, doch konnte er nicht mehr hindern, daß sie den Revolver aus dem hinteren Fenster schleuderte. Das Ding landete drunten hinter Mauern im Nachbarhof, das wußte sie; es würde ihn einige Mühe kosten, es wiederzubekommen, und selbst wenn er darauf drang, war es eine Frage längerer Zeit; indessen war alles gerettet. — „Ha!" brüllte er. „Das sollst du büßen! Ich kenne deine Gründe schon, warum ich ihm nicht an den Leib soll... Ich kenne sie..."

„Gar nichts kennst du," sagte sie mit zerborstener Stimme aus dem Dunkel des Schlafzimmers hervor. „Dankbar kannst du mir sein. Das kannst du."

Sein Keuchen wurde ruhiger.

„Auch noch dankbar?"

„Jawohl. — Setze dich aufs Sofa. — Eher komme ich nicht. — Du bist wohl vollkommen verrückt? — Schmachtest wohl nach dem Zuchthaus, wie?"

„So. — Ich sitze. — Komm nur 'raus; ich tue dir nichts."

Vorsichtig erschien sie und ließ sich wieder auf der anderen Seite des Tisches nieder. Als sie ihn ansah, mit seiner Schramme unter dem Auge, übermannte sie auf einmal ein großer Jammer. Sie legte den Kopf auf die Arme und schluchzte. „Ach Edmund... Edmund... Was für ein Wiedersehen! — Und ich... sollte... dir nicht in die... Speichen fallen..."

Diese schluchzende Fassungslosigkeit machte ihn im Handumdrehen wieder zum Herrn der Situation. Ihr plötzlicher Energieanfall hatte ihn so verblüfft, daß selbst das ehrliche Bedürfnis, Herrn Brecht aus dem Wege zu räumen, vor dieser Verblüffung zurücktrat, wenn auch die Absicht unvermindert fortbestand... Er räusperte sich stark und schmetternd. — Sie dachte an die strenge, wohlgenährte Figur, die vor Monaten ebendort gesessen, mit Augen wie aus blauem Stein... an die frühere Folie für dies Geschmetter — und schluchzte von neuem auf. — Schwierig war er und hoffnungslos verdreht.

Nachdem er sich ausgeräuspert, hub er an: „...Jawohl, sage ich, Sie Humbug, Sie patenter... Sie haben ein Verhältnis mit meiner Frau — (laß mich ausreden, bitte!!) — und kaum drehe ich den Rücken, so siedelt man sich hier an... Kaffeestündchen in der Nacht... ‚Ich war immer Ihr Freund, Zinckeysen... — Sie sind mir gut für drei Jahre'... Macht sich! — Macht sich — Und d u?! — Herrgott, nicht einmal ein paar Monate halten sie's aus, die Weiber... Und so billig! — So billig!"

„Bitte sehr..." kam es schnaufend zwischen ihren Armen hervor — „dieses Kleid habe ich mir... von meinen Ersparnissen..."

„Aha; das Kleid. — Stoß mich noch mit der Nase drauf. — Und die Armbanduhr? — Und der Ring? — Das soll mir der Schieber noch büßen. Und mit d i r mache ich kurzen Prozeß." — Ach, wie ihn danach dürstete, sich für die tausend Demütigungen, die er erlitten, schadlos zu halten!! — Er hob die Stimme: „Ich werde dich schon kleinkriegen! — Du denkst wohl, du stellst mich vor eine Tatsache und bist mich dann los?! — Da bist du auf dem Holzweg! Du und dein Mäzen!! — Schuften sollst du jetzt! — Für m i c h! — M i r gehörst du! — Niemand als m i r!! — Und über die Schwelle dieser Räuberhöhle setzest du den Fuß nicht mehr! Den Kram schickst du ihm zurück!... ‚Nullenschreiben'!" — Er lachte ausgiebig und häßlich.

Hier setzte sich Frau Zinckeysen zurecht. Sie schnupfte noch ein wenig auf und tupfte sich mit dem Taschentuch die Augen. Dann hob sich ihr Busen in einem tiefen Atemzug; man merkte: jetzt hatte s i e sich zu äußern. — Es ist unerläßlich, daß man ihre Rede bringt; es war eine lange und frische Rede; eine Rede, wie sie selten von Frauen ihrer Station gehalten wird, und sie war darauf berechnet, durch Mark und Bein zu wirken. — Sie bemühte sich demnach auch um ein möglichst einwandfreies Deutsch.

„Edmund," sagte sie, — (sie begann sehr ruhig und sachlich) — „jetzt wirst du mir erlauben, auch meine Ansicht von dem ganzen Quatsch, ich meine Situation, von mir zu geben. Ich liefere sie dir, mein Sohn; mach' dir deinen Vers drauf; ich kann nicht anders; Gott sei es gejammert. — Denn du bist kein richtiger Mann; eine Kellnerseele bist du und bleibst du. Jawohl. Mein Gott, da ist mir schon fast dieser Herr Brecht lieber wie du, mit Verlaub; denn Herr Brecht, der ist wenigstens ein Mannsbild, der weiß, was er will, und deine Ehrpußligkeit in Ehren, mit dir kann man keine weiten Sprünge machen, aber mit Herrn Brecht kann man das, der ist gerieben und kennt die Welt..."

„Aha!"

„Er kennt sie besser als du. Mockier' dich nicht. Natürlich ist er ein Geschäftsmann, aber du liebes Bißchen, man wird ja gezwungen dazu durch diesen Inflationsunsinn, und ich glaube, daß ein jeder eben sieht, wie er sich gesund erhält, und er ist nicht der einzige, a l l e machen das so, alle, und wer's anders macht und ehrlich bleibt und sparen will, der ist einfach kein Mann, sondern ein großes Kamel. — Am Ende muß der ganze Schwindel doch zusammenkrachen, und da erweisen die, die feste Werte sammeln, die fremdes Geld sammeln, dem Vaterland einen Dienst... Ja, dem Vaterland, mein Herr Weltreisender... Ich mag eine dumme Person sein, aber Herr Brecht braucht mir das nicht auseinanderzutüfteln; d i e Erleuchtung, die bildete ich mir von alleine; da hast du's. Ü b e l n e h m e n tut's dir ja niemand, wenn du ehrlich bleiben

wolltest; aber deswegen brauchst du nicht durchzubrennen und so zu tun, als seist du der Heilige, der aus Sodom und Gomorrha flüchtet und uns alle verachtet... Und nun, — (sie redete immer flüssiger und Herrn Zinckeysens Einwendungen gingen spurlos im Strom ihrer schrill erhobenen Suada unter) — kommt der Hauptpunkt: Deine Ausländerei... Meinst du, man hätte mir nicht erzählt, wie du im Hotel hier vor den Engländern auf dem Bauch gekrochen bist? Dich zum Narren gemacht hast vor einem eingebildeten Frauenzimmer, nur weil sie nach besserer Seife gerochen hat als ich? Mann, zum Schauspiel hast du dich gemacht, und ausländisch geflötet hast du und herumgesprungen bist du wie ein kleiner Pikkolo — — ha, gelt! Anstatt ihnen ihr Geld abzuknöpfen, den Schmarotzern, wie sich's gehört hätte ... Fein und vornehm tut man und läßt seine Frau im Stich und nimmt seinen ollen Zigeunerkoffer und nichts wie weg, nichts wie hinterher über die Grenze ..."

„Mathilde!"

Sie nahm ein Gläschen und kippte es resolut mit einem Schluck hinunter. Sie war gut im Zug und fuhr mit immer höherer Stimme und immer flüssiger fort: „... auf und davon: nehmt mich mit! Köstlich ist die Fremde, und gut ist sie dir bekommen, das sieht man; herrlich haben sie dich behandelt, deine Engländer, ausgezogen und gerupft haben sie dich ... Mann! Du hast ja gar keinen Stolz im Leib! Und nun kommt man auf einmal wieder zurück und riskiert eine gewaltige Lippe und schmeißt mir Untreue ins Gesicht und jagt Freunde davon, die's nur gut mit einem meinen, und fuchtelt mit dem Schießeisen und will mir auch noch zu Leibe ... Jetzt soll ich nichts tun als Ja und Amen sagen zu meinem Herrn und Gebieter und womöglich noch im siebenten Himmel schweben ..."

Hier ging Frau Zinckeysen der Atem aus. Sie hatte gerade noch Luft genug um anzufügen: „Siehst du's jetzt ein?! — Siehst du's ein?" Dann klappte sie wieder zusammen und steckte den Kopf zwischen die Arme.

Eine lange Stille folgte.

Dumpf fing sie wieder an: „Daß du gänzlich auf dem Trocknen sitzest, das sieht man dir an ... Gott sei Dank habe ich das Geld, das du dir von Herrn Brecht für deine Ausländerei gepumpt hast, abgearbeitet auf Heller und Pfennig; so anständig war er und hat mir pro Tag einen Dollar bezahlt. Einen ganzen Dollar ... In fünfzig Tagen war's erledigt ... Jeden Tag acht Stunden Maschine ... Keine Kleinigkeit .. Und jetzt hast du mir meine Stellung vermasselt ... Denn ich kann mich doch nicht zerreißen zwischen euch!" Sie heulte auf.

„Mathilde!"

„Rühr' mich nicht an! Wasch dich zuerst! Rasier' dich! Wie siehst du überhaupt aus!"

„Mache ich ... Mache ich ... Nun hör' endlich auf ... Ich finde schon eine andere Stellung; vom Ausland habe ich die Nase voll ... Endgültig; ich schwöre dir ... Der Schlag soll mich rühren, tot soll ich hinfallen, wenn ich nicht bei dir bleibe ... Wir finden schon was, mein Herz; guter Gott, wir finden schon was ..."

Sie hob schnell den Kopf.

„Ist das dein ehrlicher Ernst? Oder renommierst du? Willst du auf alle Fälle in Deutschland bleiben? Schwörst du mir das?!"

Er schwor. Ein Schein von kindlicher Freude entstand auf ihrem runden, blassen Gesicht.

„Dann will ich dir verraten, daß ein Brief für dich eingelaufen ist, aus Kairo. Dort auf der Kommode liegt er. Aber Edmund: wenn da ein Stellungsangebot in dem Brief steckt ..." — sie zischte — „und du läßt mich wieder sitzen, dann siedle ich zu Brecht über. Endgültig. Das schwöre ich dir genau so."

*

Sie zog sich ins Schlafzimmer zurück.

Wie ein Mensch, über den ein großes Unwetter verheerend und läuternd hinweggegangen, saß er noch eine geraume Weile wie gelähmt auf dem Sofa.

Seine Augen starrten in ein absolutes Nichts hinein. Sie hatte recht: wovon sollte man jetzt leben? Daß er Herrn Brecht seine Existenz würde danken müssen, schien ihm völlig grotesk und unfaßbar ... Da, diesen Hausrat mußte man verkaufen. Versteigern. Diese Öldrucke, die ihn auf einmal anmuteten wie Offenbarungen intimer Innenkunst. Diese Häkelspitzen an den Möbelschonern. Diese trauten, polierten, nett gedrechselten Sitz- und Ruheorte. Alles verschlang ein Abgrund, und dann ging die Hetzjagd von neuem los ...

War es dann nicht vielleicht besser, wenn ... dort im Nachbarhof lag ja noch der handliche, wirksame, kleine Gebrauchsgegenstand für einen speziellen und extremen Fall ... Vielleicht tat er, Zinckeysen, schließlich nicht bloß sich, sondern auch ihr einen Gefallen; er würde gleich morgen in der Frühe durchs Nebenhaus gehen und suchen ... Einstweilen noch wach sein und nachden-

ken ... Denken, bis ihn der Schlaf erwischte ...

Doch halt: da war ja der Brief ... Aus Kairo? Von wem, zum Teufel, konnte der sein? Seine Neugier regte sich matt. Er holte ihn müde hinüber und riß ihn auf.

*

Mathilde, im Schlafzimmer wachend im Bett ausgestreckt, beim Schein einer Nachttischlampe, wurde plötzlich aus ihren trüben Gedanken durch einen brüllenden Aufschrei geweckt.

„Was ist? Was ist denn?!" schrie sie auf und setzte sich aufrecht.

Er kam zur Tür hereingetaumelt und fiel mit dem Kopf über ihren Schoß. Schwerer Atem, wie Schluchzen, erschütterte ihn. Seine Hand hatte den aufgerissenen Brief umkrampft; nun öffnete sie sich und ließ eine Anzahl zerknitterter weißer Zettel, die mit zierlicher Kursivschrift bedeckt waren, auf die Bettdecke regnen, Zettel, die sie noch nie gesehen ... Von einer knisternden, transparenten Sorte ...

„Was ist das, Edmund?"

„Geld ist das!" schluchzte er. „Eine Unmenge Geld! Rettung ist das! Leben ist das!" — Und nun verstand sie, daß seine Bewegung aus einem beklemmenden, schier unerträglichen Übermaß von Freude entstand ...

„Was für Geld? Was für Papiergeld?"

„Zehnpfundnoten, Mathilde! Zehnpfundnoten!"

„Donnerwetter," sagte sie jetzt, halb ärgerlich, halb anerkennend, und schob ihn fort. „Erklär' mir doch endlich. Lies mir den Brief vor."

Er hatte sich gefaßt und las, zwischendurch immer noch schluckend, in einer wahrhaft erbärmlichen Aussprache — man muß sie ihm diesmal verzeihen! —: „You did me a good turn once. — Am including two hundred. — Keep them. — Stick it out. — Prendergast."

„Von wem ist das? Was heißt das?"

„Das heißt: ‚Sie haben mir einmal einen großen Dienst erwiesen. Beigefügt finden Sie zweihundert Pfund. Die gehören Ihnen. Halten Sie durch. — Prendergast.'"

„Wer ist das?"

„Dieser Engländer im Hotel."

„Was für einen Dienst bezahlt er dir? Was ist das für ein Trinkgeld?"

„Kein Trinkgeld!" verwahrte er sich. „Kein Trinkgeld!" Er sprach jetzt sehr tief, sonor und eindrucksvoll. „Es ist eine Vorkriegsgeschichte ... Eine alte, längst begrabene Geschichte ... Und was sagst du? Ist das menschenmöglich? Der Mann hat mich wiedererkannt! Nach acht Jahren wiedererkannt! — Und damals war er so heillos voll, so sternhagelvoll, daß ich ihn nicht einmal allein aus der Droschke brachte ..."

Der Kuli

Im Laufe dieser Nacht, die begreiflicherweise sehr angeregt verlief, erfuhr Mathilde die näheren Einzelheiten dieses erstaunlichen Erlebnisses.

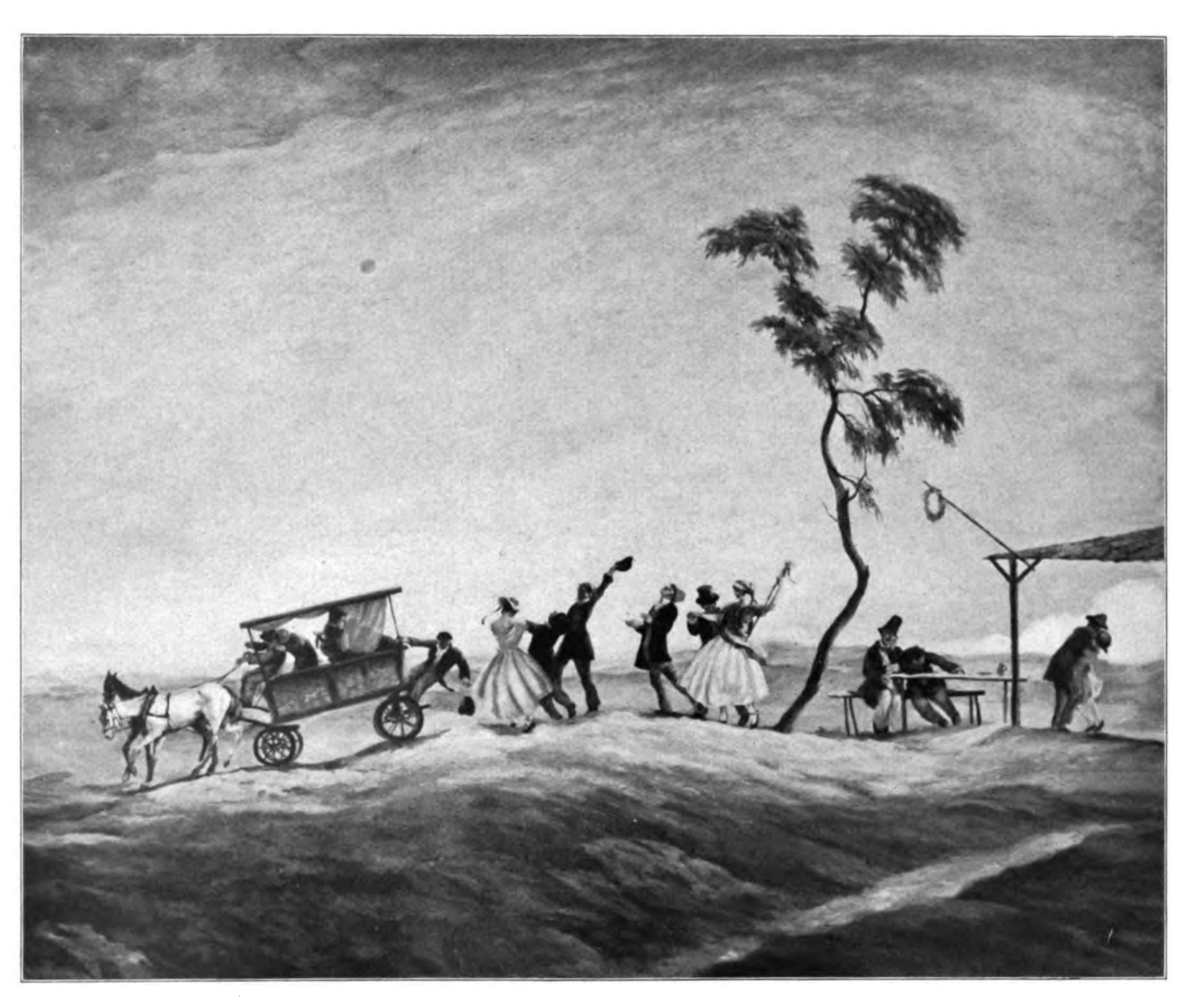
Sie sahen sich beide in einer Sechszimmerwohnung sitzen, mit Warmwasserheizung und mit einem Portier im Parterre, der ihren Wünschen hündisch gefügig war und der eine gewisse Ähnlichkeit mit — sagen wir — Herrn Brecht oder ihm wesensverwandten Charakteren nicht verleugnen konnte. Sie überboten sich gegenseitig in Vorschlägen, auch was den Erwerb eines Warenhauses oder die Teilhaberschaft an einem solchen betraf.

Als die Frühe grau ins Fenster schien und die spärlichen Stadtamseln flöteten, waren sie endlich entschlummert ... Und als sie gegen Mittag aufwachten und eingehendere Berechnungen aufstellten, zeigte es sich, daß der Portier und das Warenhaus trotz alledem Schimäre bleiben würden. Immerhin blieb es bei der Gründung eines hübschen Ladens im Zentrum der Stadt. — Zu solcher Herabstimmung phantastisch ausschweifender Pläne veranlaßte Herrn Zinckeysen auch ein Traum, den er an eben diesem Morgen hatte; es war schon fast ein Albdruck gewesen.

*

Er stand in der Halle des Adelphi-Hotels, mit einer seltsamen Beklemmung. Von allen Tischen sah man zu ihm herüber. ‚Was haben die Leute doch nur?' dachte er höchst unruhig. Plötzlich bemerkte er, daß er, wenn auch mit Jacke und Hemd bekleidet, nacktbeinig mitten in der Halle stand; und schwüler Schweiß brach ihm aus. Es wurde immer heller in der Halle; neue Bogenflammen entzündeten sich: die grauen, kalten Augen Hunderter ihm zugewandter Köpfe glitzerten. Und je gleißender das Licht wurde, desto mehr schien von seiner Kleidung zu verschwinden, als schmelze es in der Hitze der Leuchtkörper von ihm ab wie Zunder.

Plötzlich stand Maloney neben ihm und



Bohemiens. Gemälde von Erhard Amadeus Dier

sagte: „Unglaublich, Herr. Sie blamieren sich und das Hotel. Ich muß sehr bitten! Im übrigen kenne ich Sie nicht ... Ich erinnere mich durchaus nicht an Sie! Not at all! Absolut nicht!“

Zinckeysen war emsigst damit beschäftigt, die ständig herabrutschenden Kleidungsstücke, die sich zwischen seinen Fingern auflösen wollten, hochzuzerren. Doch es half nichts; es wurde immer grauenhafter und seine Blöße immer eklatanter ... Er stolperte vorwärts; die Halle wurde immer breiter; ein endloses Spießrutenlaufen zwischen empörten Tischen wurde daraus, bis er zuletzt, endlich, endlich, den Ausgang fand ... Den Ausgang in eine schwarze Nacht, in der es bunt blinkte und in der es schwül war.

Hier war er wenigstens in seiner Nacktheit geborgen. Da aber ergriffen ihn unsichtbare Mächte und zwängten ihn irgendwo hinein ... Ach, er begriff: er fühlte zwei Stangen rechts und links, das waren Handdeichseln; er war ja ein Rikschakuli und hatte unverschämterweise viel zu lange in einer Lichtwelt gelebt, in die er nicht gehörte ... Ganz recht hatten die andern, dachte er voller Schwermut, als sie ihn entfernten. Und da war er auch schon im Trab begriffen und lief und lief.

Die samtene Schwüle umfing ihn und preßte seine Brust zusammen. Er schnaufte schwer. Gleichwohl trabte er unablässig, als ob seine Beine Pleuelstangen einer Maschine seien. Er drehte sich um: wen schleppte er eigentlich? Bleischwer hockte es dort hinten im Kasten und schnalzte mit der Zunge, wie man einem störrischen Pony schnalzt.

Am Himmel war ein Streifen von bengalischem Gelb. Er bemühte sich verzweifelt zu erforschen, wer ihn so unnachsichtlich vorwärts treibe. Seine Lenden schmerzten, seine Lungen schmerzten, sein Asthma wuchs ... Und die Last wurde schwerer und schwerer. Auf einmal konnte er nicht mehr laufen und brach zusammen. Mühsam tastend kroch er neben das Rikscha und fühlte mit den Händen hinein. Im selben Augenblick brach das Gefährt mit unaufhörlichem Krachen zusammen, gleichsam mit einem Geknatter, und zwischen den Trümmern saß — als schwarze Silhouette vor dem bengalischen Gelb — eine hockende Figur aus kaltem Metall, aus deren Kiefern unaufhörlich wie in unstillbarem Krampf Geldscheine, ausländische Geldscheine, grüne, weiße, purpurne quollen ... Immer phantastischer und giftig bunter wurden diese Scheine ... ‚Devisen,‘ dachte der Kuli Zinckeysen schaudernd. Auf einmal war es Herr Brecht, den er geschleppt; Herr Brecht mit einem Tropenhelm. Die Geldscheine waren bunte Hotelmarken mit nie gehörten Namen, und Herr Brecht kletterte höchst unwirsch aus den Trümmern hervor und sprach: „Na! Sie sind mir ein unpraktischer Mensch! Nicht einmal zum Kuli kann man Sie gebrauchen!“ — — —

Entsetzt fuhr er aus dem Schlaf empor und atmete mit durstigen Zügen.

Über dem Häusermeer draußen vergrollte ein August-Gewitter.

Nachwort des Berichterstatters

Vor einigen Wochen wurde ich mitten in der Stadt von einem Platzregen überrascht. Eine Trambahnhaltestelle war nicht in der Nähe, und so entschloß ich mich, in eine Drogenhandlung einzutreten, einen kleinen Einkauf zu machen und zu warten, bis das Ärgste vorüber sei.

Es war ein Allerweltskramladen, der neben Toiletteartikeln und homöopathischen Medizinen auch eine kleine Tabakauslage führte. Der ganze Laden war von einer strahlenden Sauberkeit; die Ware bot sich symmetrisch und gefällig dar; und wiewohl das Geschäft nicht tot zu sein schien, herrschte blankgeputzte Ruhe darin und denkbar beschaulicher Mangel jeglicher Überstürzung. Zu diesem Eindruck trug der Inhaber bei, der mir bei der Auswahl der Zigarren half. Sein Organ klang hanseatisch hell; seine Bemerkungen waren von freundlicher Sachlichkeit.

Unter Mittelgröße, fast plump gebaut, hatte er durch seine ruhige Bestimmtheit etwas irgendwie Autoritatives, ja, in bescheidenem Sinn Respekteinflößendes. Seine blauen Augen winkten besinnlich; sie erhielten dadurch, daß das obere Lid ganz unter der Brauenfalte verschwand, bescheidene Schärfe ... Gekleidet war er in einen schlohweißen, gestärkten Leinenmantel, unter dem zuweilen der hellgraue Stoff des Anzuges hervorsah. — Und ausgerechnet bei diesem patenten kleinen Ladeninhaber, diesem Herrscher über weiße Kacheln und eine vernickelte Registriermaschine, mußte es mir passieren, daß meine Barschaft restlos ausgegangen war, als es ans Zahlen ging. Sehr peinlich war mir das, das muß man mir glauben. Ich sagte Donnerwetter oder ähnliches und durchsuchte meine Taschen. Er merkte das, wickelte das Paket aber ruhig ein, machte ein Daumenschleif-

chen an die Schnur und sprach: „Denn können der Herr ja das nächstemal bezahlen."

„Scheußlich unangenehm ... Ich lasse es hier ..."

„Nichts dergleichen," entschied er mit seiner hellen Stimme. „Sie nehmen es ruhig mit, mein Herr. Nur zur Formalität, Ihren geschätzten Namen; den können Sie mir ja wohl mitteilen; denn schick' ich Ihnen gelegentlich mal eine Offerte..." Er sagte es sehr nett; als er meinen Namen aufschrieb, wurde er jedoch nachdenklich.

„Sind Sie vielleicht, mein Herr, identisch mit dem Schriftsteller dieses Namens?"

Leicht geschmeichelt, daß solches in diese kleine Drogerie gedrungen sei, bestätigte ich's. — Und nun wurde er ganz anders; er verfiel in Platt und zählte mir einige Artikel auf, die er gelesen habe; bei Gott, er kannte sie wirklich; fremde Namen glitten ihm glatt von der Zunge; seine Beschlagenheit verwirrte mich. Mit leichtgeröteten Zügen rezitierte er ein oder das andere Satzgebilde, das ihm hängen geblieben sei; Schilderungsdetails, die er, mich mit seinen Dachsaugen durchbohrend musternd, als treffend, als „gut gesehen" pries ... „Mein Name," fügte er scheu gewichtig schließlich ein, „ist Zinckeysen; Edmund Zinckeysen. Damit eine gegenseitige Vorstellung daraus wird. Sie werden sich, Herr Doktor, vielleicht wundern, daß ich mit einem Schimmer von Sachkenntnis über Ihre Artikel zu urteilen mir die Freiheit nehme. Ich kenne nämlich die Gegenden, die Sie so treffend schildern, gewissermaßen aus eigener Anschauung, wenn Sie erlauben. Und Sie werden begreifen, mit welcher Andacht ich mich hineinvertieft habe. ‚Wenn du doch,' so sagte ich oft zu mir, und auch zu meiner Frau sagte ich das, ‚diesen Herrn Verfasser einmal persönlich sprechen könntest ... dann könntest du Erinnerungen tauschen an die bedeutsamste Zeit deines Lebens; dann wäre dir leichter...' denn herunter muß es, Herr Doktor, von der Seele, was der Mensch erlebt hat, und wenn er steinalt wird, es gibt Dinge ... Dinge, sag' ich, gibt es, und Zufälligkeiten, kaum zu beschreiben. Darf ich mir gestatten, Ihnen diese Havannazigarre anzubieten? Brennt sie? So ... so ..." Mit finsterem Interesse sah er zu, wie ich mich bediente.

„Sie waren also auch in Indien?"

„Nicht nur in Indien," sprach er fast flüsternd. „Asien, viel weiter..." Es war, als raune er über einem Schatz, der eifersüchtig behütet aufblinkte. Auf einmal, schneidig wegwerfend: „Ich habe den Rahm abgeschöpft! Ich war sechs Jahre, bis zum Krieg, ununterbrochen unterwegs! Ich habe mein Erlebnisschäfchen im trocknen! Nun, Herr Doktor, habe ich eine Bitte an Sie, würden Sie mir heute die Ehre und das Vergnügen machen, zum Abendbrot mein Gast zu sein? Eine Flasche importierter Jamaikarum? Wie? Ein kleiner Grog in diesem kalten Mai? — Dann kann ich Ihnen etwas erzählen, was Sie in Erstaunen setzen wird. Das macht die Wertschätzung, verstehen Sie!"

*

Es war am Abend. — Auch in seinen Wohnräumen herrschte jene auffallende Sauberkeit. Es war bieder-bürgerlich und nett. — Eine mollige, blonde Frau begrüßte mich. — Nach dem Essen blieb man noch eine Weile bei einer Tasse guten Mokkas plaudernd beisammen; dann gab der Hausherr seiner Frau ein offenbar vorher verabredetes Zeichen, und sie ging ins Nebenzimmer, aus dem sie einen Spiritusapparat mit bereits heißem Grogwasser herbeibrachte; Herr Zinckeysen bereitete das Getränk mit zeremonieller Sachlichkeit und so nördlich, daß das ganze Zimmer duftete und zur Koje wurde, mit dem „Pochen großer Wasser drei Handbreit hinter der Wand ..." — Dann ging er noch nach vorn in den Laden und brachte folgendes mit: zwei „Cheeroots" mit giftgrünen Leibbinden und eine runde Büchse mit „Capstan"-Zigaretten. „Dies stammt noch von ... damals," sagte er sinnend. „Diese Zigarren — sehen Sie — diese perfekten Walzen! — rollen die indischen Mädchen auf ihrem sonnenwarmen Schenkel. Schwer und schwarz und stark ... Man verträgt sie nur nach der Mahlzeit ... Und diese Zigaretten in verlötetem ‚Tin' sind noch feucht von der Fabrik; ein wenig angegoren, das ist das Pikante ... Ich glaube, Herr Doktor, was in meinen Kräften steht, habe ich getan, um Stimmung für den Bericht zu schaffen, den ich Ihnen jetzt geben will ..."

*

Was ich an diesem Abend gehört habe, das steht in dieser Geschichte.

Aber da Herr Edmund Zinckeysen nicht sehr gut erzählte — wie auch der ununterbrochene herzhafte Konsum des Grogs mit den vielen wiederbeschworenen Menschlichkeiten seinem Vortrag nicht allzu förderlich war — habe ich mir erlaubt, ihn in die dritte Person zu setzen und aus seinem mit Platt stark versetzten Bericht — mit Verlaub! — ein kleines Epos, eine Art bescheidenen Romans zu machen für alle, die ich überlistet habe, mir bis zum Ende zu folgen.

Cosima Wagner / Von Paul Wiegler

Marie de Flavigny, Tochter des Vicomte de Flavigny, der Page der Marie-Antoinette, royalistischer Offizier und Emigrant in Koblenz war, wird 1805, ein Mitternachtskind, in Frankfurt am Main geboren. Ihre Mutter, Tochter des aus Holland stammenden Bankiers Johann Philipp Bethmann und der Katharine Schaaf, heißt mit Vornamen Marie-Elisabeth und ist Witwe von Bethmanns Sozius Jakob Bußmann. Auguste Bußmann, das Kind aus dieser Ehe, heiratet Clemens Brentano, wird von ihm nach einem Vierteljahr geschieden, sucht als Dame des kaiserlichen Gefolges nach Sankt Helena zu kommen, heiratet den Straßburger Ehrmann und begeht Selbstmord. Marie-Elisabeth hat eine Leidenschaft für den Franzosen, den der Magistrat, weil sein Paß nicht stimmt, verhaftet hat, und siegt über den Widerstand der Ihrigen. 1809 kauft Flavigny ein Gut in der Touraine, Le Mortier. Er ist an Horaz, Rabelais, Montaigne, Lafontaine, Voltaire gebildet und ein Jäger. Die kleine Marie ist Deutsche von der Mama her, spricht deutsch mit einer Bonne und der Wiener Köchin Adelheid, lernt Märchen der Grimms, Fabeln von Gellert, Monologe von Schiller, Sonaten von Haydn und Mozart. Sie spielt mit exotischen Muscheln, Moosen, schimmernden Glasscherben und hölzernen Tieren aus Nürnberg. Von einem Sturz bei einem Wiener Landler behält sie eine Narbe an der Stirn. 1815 entweicht man vor Napoleon zur Großmutter nach Frankfurt. Blind und majestätisch thront die alte Frau von Bethmann in ihrem Sessel. Da ist der Onkel Moritz im Baslerhof, russischer Generalkonsul, und die Tante Hollweg. Eines Tages sitzt ein greiser Herr mit Marie auf einer Bank im Garten und legt seine Hand auf ihren blonden Scheitel; es ist der Herr von Goethe.

1816 wieder in der Touraine. Die Jagdhunde Mylord und Figaro. Ein Bauernjunge seufzt hinter dem Schloßfräulein, und man lacht, weil er gesagt hat, ihre Haut sei weiß wie Zucker. Sie wird zur Kommunion nach Paris geschickt, zur Großmama Huguenin, und hat Unterricht bei dem Menuettlehrer der Marie-Antoinette, dem zeremoniellen Herrn Abraham mit der Taschenvioline. Dann neuerdings Le Mortier. Empfindsame Romane. Liebe zu einem jugendlichen Kavalier vom Nachbargut (der später ein Stoffel wird). Plötzlich stirbt der Vater. Ein Jahr in Frankfurt in der Gesellschaft der Bundestags-Diplomatie. Das Sacré-Coeur. Nervenfieber durch die Strenge der Zucht. Austritt aus dem Kloster. Das Fräulein ist eine Partie. Der fünfundvierzigjährige Graf Lagarde hat nicht den Mut, um sie, die Schüchterne, zu freien. Sein Wagen rollt davon. Er ehelicht eine seiner Kusinen. Marie heiratet den Kavallerieobersten Grafen Charles d'Agoult. Die Prinzessin Trémouille hat ihn ihrer Mutter vorgeschlagen. Sie ist Mitglied des Faubourg Saint-Germain und erscheint bei Hof, bei der Herzogin von Angoulême. Rossini, die Pasta, die Malibran. Ein ungarisch-deutscher Pianist wird in den Salons bestaunt, fast noch ein Knabe, der langhaarige, bleiche Franz Liszt. Marie sieht ihn bei der Herzogin von Rauzan und dann in ihrem eigenen Salon, in Schloß Croissy. Sie hat zwei Töchterchen, Louise und Claire.

1834 prophezeit ihr die Lenormand, sie werde einen Mann lieben, der Sensation erregen werde, und mit ihm außer Landes gehen. Liszt hat in Paris schon aristokratische Geliebte gehabt, die ätherische, jungfräuliche Komtesse Saint Crig, die kokette Laprunède, deren Gefangener er einen Winter lang in den Alpen war. Er ist dreiundzwanzig, als er Marie begegnet, sie neunundzwanzig. Er sieht ihre Kinder und sein Antlitz verzerrt sich. Inbrünstiges, tränenreiches Geständnis. Der Tod Louises, erschreckend, treibt Marie nur heftiger ihm zu. Sie fliehen über Bern nach Genf, an den Wallenstädter See und nach Bex, und lassen sich in der Genfer Oberstadt, in der Rue Tabazau nieder. Liszts Anhänger Wolf ist da, der junge Hermann, der flehentlich an Liszt geschrieben hat, stört das Idyll, Liszt konzertiert für die italienischen Carbonari, von Jubel umrauscht. Sie wandern mit der Sand und ihren Kindern, von Mauleseln befördert, auf die Gipfel von Chamonix; und Marie ist in Nohant bei der Schriftstellerin George Sand, die ihr, der Schriftstellerin Daniel Stern, das große Muster wird. Dann strebt sie mit Liszt nach Italien, nach Mailand und dem Comer See. Zu Weihnachten 1837 wird ihnen, nach Blandine (die Emile Ollivier heiraten wird, den Minister von Napoleons III. „Empire libéral") eine zweite Tochter geboren. Sie wird Cosima getauft; ihr Schutzpatron ist der römische San Cosmo. Aber Cosima heißt auch die florentinische Heldin eines Dramas von George Sand. Liszt nennt sie zärtlicher Cosette.

In Mailand die Soireen Rossinis und ein Konflikt Liszts mit den Milanesen, die ihm grollen, weil er sie beschimpft habe. Venedig. Marie fühlt, daß sie ein Hemmnis für ihn ist, entdeckt Buketts und duftende Briefe mit Wappen und wird zerrissen von Eifersucht. Liszt desertiert nach Wien. Sie erkrankt. Sie sagt zu ihm, als er wiederkehrt, daß er ein „Don Juan parvenu" sei. Sie sind in Genua und Lugano. In ein Album schreibt sie ihm ein deutsches Goethe-Zitat: „Vermag die Liebe alles zu dulden, so vermag sie noch viel mehr alles zu ersetzen." Bis zum Sommer 1839 sind sie in Rom. Geburt eines Sohnes Daniel, der Liszt sehr ähnlich wird. Im Oktober gehen sie auseinander. Sie vereinigen sich mit den Kindern, während dreier Sommer, auf der Rheininsel Nonnenwerth. Marie ist wieder in Paris und hat einen Salon. Liszt und sie, die ihn überrascht, reisen nach England. Sie brechen 1844. Ihren Liebeshaß plakatiert sie, ganz wie George Sand, in einem Schlüsselroman „Nélida". Blandine und Cosima, die beiden „Mouches", werden in dem vornehmen Pensionat der Madame Bernard in Paris erzogen, Daniel von der Großmutter und im Lycée Bonaparte. 1851 kauft Marie ein Haus an den Champs Elysées, die „Maison rose". Die Mädchen studieren Homer und Beethoven. Emerson, Mickiewicz, Herwegh, Gutzkow, Meyerbeer, Fanny Lewald sind in dem Kreis der Gräfin d'Agoult Berühmtheiten der fremden Nationen. Die „Maison rose" vertauschen die Schwestern mit der Rue Casimir Périer Nr. 6.

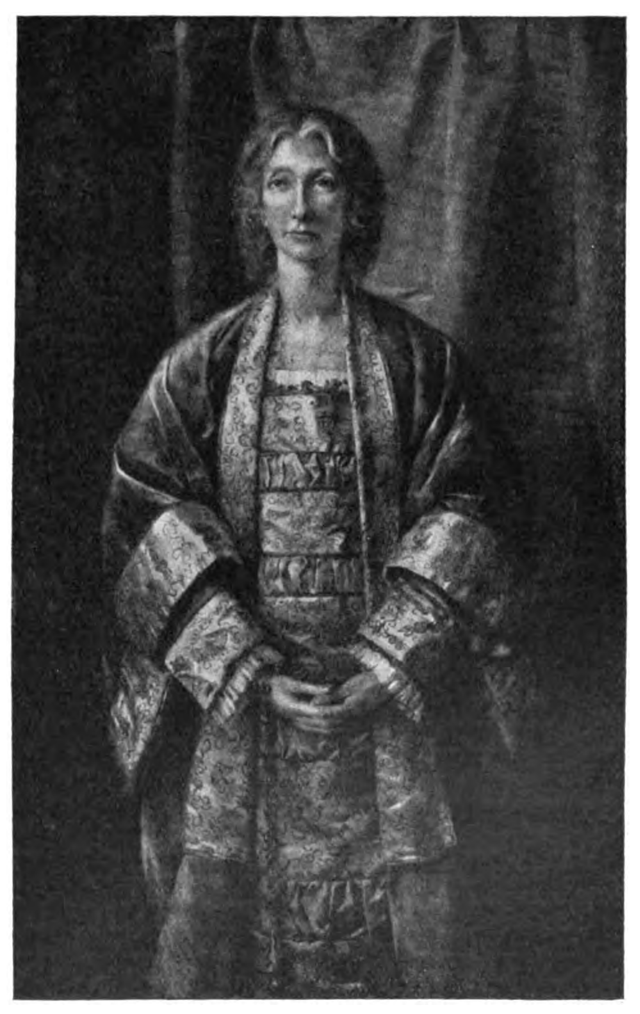
*

Die junge Cosima ist dabei, als Liszt dort Berlioz einführt und den Kapellmeister Richard Wagner, der den Entwurf zu „Siegfrieds Tod" vorliest. Berlioz wahrt freundlichen Anstand bei diesem Mißgeschick; schwärmerisch lauscht die Sechzehnjährige. Als sie achtzehn ist, holt Liszt Blandine, sie und Daniel nach Deutschland, auf die Altenburg. Dann nimmt die Mutter Hans von Bülows die Töchter, „Erlkönigs Töchter", als Pensionärinnen zu sich nach Berlin. „Diese wunderbaren Mädchen," schreibt Bülow der schönen Frau Laussot, „tragen ihren Namen mit Recht — voll Talent, Geist und Leben sind sie interessante Erscheinungen, wie mir selten vorgekommen. Ein anderer als ich würde glücklich sein, mit ihnen zu verkehren. Mich geniert ihre offenbare Superiorität." Aber schon im April 1857, dreiviertel Jahre später, meldet er Joachim, daß er mit seiner Mutter und „meiner Braut, Fräulein Cosima Liszt", zum „Lohengrin" nach Hannover fahre. Im August ein letzter Garçonbrief an den „Spießgesellen" Richard Pohl: „Morgen früh 8 Uhr Ankunft des künftigen, bei Empfang dieser Zeilen bereits wirklichen Schwiegervaters, um 11½ Uhr Trauung in der katholischen Kirche, um 1 Uhr Déjeuner dinatoire, um 6 Uhr 30 Minuten Abfahrt. Um 3 Uhr nachmittags, Mittwoch, den 19., Ankunft in Baden-Baden. Bin übrigens in der Tat glücklich — wenn ich an die Möglichkeit einer anderen Heirat für mich denke, so wird mir empörend abgeschmackt zumute. Meine Frau ist mir so vollkommen Freundin, wie sich's fast nicht idealer vorstellen läßt." Und schon im August erfüllt sich „unsere beiderseitige Lieblingsidee", Wagner in Zürich wiederzusehen. Bülow war mit Cosima am Genfer See. „Jetzt feiere ich ganz andere als die gewöhnlichen Flitterwochen, und meine Frau ist nicht eifersüchtig." Er ist Wagners „Geisteigener": „Aus aller Misere des Lebens komme und tauche ich auf in der Nähe dieses Großen und Guten." Sie wohnen im „Raben", dann in Wagners Häuschen, dem „Asyl". Bülow besorgt die Reinschrift des „Tristan", von dessen drittem Akt Mathilde Wesendonk sehr ergriffen ist. Sie musizieren aus dem „Siegfried", Wagner singt alle Partien. Eliza Wille ist zugegen. „Cosima," so erzählt Wagner in seinem „Leben", „hörte mit gesenktem Kopf und gab nichts von sich; wenn man in sie drang, fing sie an zu weinen."

Ende September kehren die Bülows nach Wien zurück. „Hans und Cosima sind mir sehr teuer geworden," berichtet Wagner an Liszt. „Ich sehe sie heute in großer Wehmut von mir scheiden." Man hat sich auch für den nächsten Sommer verabredet. Im Juli 1858 sind Bülows wieder da. Frau Minna Wagner ist eingetroffen, von Wagners Diener mit blumengeschmücktem Ehrenbogen empfangen, ihr Zorn gegen Mathilde Wesendonk brennt, das Ehepaar Wagner hat vor Bülow eine „fürchterliche Szene", Tichatschek, der Sänger, hat das einzige Gastzimmerchen, Wagner wird sein Domizil aufheben und ist verzweifelt. Seine Qual berührt alle. „Bange, unheimlich beängstigte Freunde." „Ein trostloses Dahinsiechen." Liszt bleibt aus; die Gräfin d'Agoult, die im Hotel Baur-au-Lac absteigt, besucht Tochter und Schwiegersohn. „Am 16. verließen mich auch Bülows, Hans in Tränen aufgelöst, Cosima düster schweigend." Wagner fährt über Genf nach Venedig. Dorthin schreibt ihm Bülow über Cosima: „Vor Dir pflegte bisher ihre Gesprächigkeit zu verstummen, ihr offenes, expansives Wesen sich zurückzuziehen. Es lag ein Kompliment, wenn auch ein übel ange-

brachtes, für Dich darin; ‚Ehrfurcht hielt sie im Bann‘. Nun fürchtet sie immer, Du hieltest sie für kindisch und allzu unbedeutend, um Dich lieben zu können und Dich zu verstehen. Und sie ist doch eine von den sehr wenigen, die das gerade vermag.“ Minna antwortet Cosima nicht.

als die Arme sich hart gegrämt hatte wegen des Gewitters, das über mich losbrach und noch fortwütet.“ Cosima schickt an Wagner einen „verrückten“ Brief und schämt sich dessen: „Du verstehst, die liebt Dich auch. Wir haben zusammen geweint!“ Sie hat jetzt den brustkranken Daniel bei sich, vom



Cosima Wagner in Neapel
Gemälde von Paul Jukowsky vom Jahre 1880

Im Januar 1859 hat Bülow in der Berliner Singakademie Liszts „Ideale“ dirigiert und das zischende Publikum mit der Streitlust, die er bis in spätes Don Quichottetum nicht verleugnen wird, herausgefordert; aber im Opernhaus hat Hülsen den „Lohengrin“ gegeben. „Meine Frau,“ so schreibt Bülow, „Stiefelputzer und Kommissionär,“ dem Freund, „ist außer sich vor Entzücken, und ich bin auch darum hierüber so glücklich,

August bis Dezember; dann stirbt ihr Bruder, langsam erlöschend. „Seine letzten Tage,“ sagt ihr Gatte, „sind ihm durch die liebevolle Pflege meiner starken Frau auf die edelste Weise erhellt worden.“ Wagner konzertiert 1860 in Paris, und Bülow ist sein treuer Mittäter. Cosima bringt in Berlin ein Mädchen, Daniela Senta, zur Welt; „offen gestanden, es war entsetzlicher, als ich mir vorgeschwärzt.“ In der Pariser

Oper das Fiasko des „Tannhäusers“. Das Musikfest in Weimar. Wagner fährt mit Blandine und Ollivier über Reichenhall, wo Cosima eine Molkenkur gebraucht. Die Schwestern haben muntere Gespräche, in verschlossener Kammer, ihr lautes Lachen dringt hervor. Wagner sagt, er werde beide, da sich ihr Vater nicht mehr um sie kümmere, adoptieren, und er spaßt über Cosimas „Wildheit“. Beim Abschied hat sie einen „fast scheu fragenden Blick“.

Im Februar 1862 richtet er sich, wegen der Nähe von Mainz und des Musikverlegers Schott, in Biebrich ein, in Zimmern bei dem Architekten Frickhöffer, dicht am Rhein, neben dem Schloß. Im Juli reisen Bülow und Cosima zu ihm. Auf seinem Erardflügel schafft er an den „Meistersingern“. „Sieht man vom Sinn,“ schreibt Cosima an Liszt, „und der Bestimmung des Werkes ab, so könnte man die künstlerische Arbeit der des Sakramentshäuschens an St. Lorenz in Nürnberg vergleichen. Ebensogut wie der Bildhauer hat der Komponist graziöseste, phantastischste, reinste Form gefunden.“ Auch Schnorr, der prädestinierte Tristan, ist mit seiner Frau bei Wagner. Erholungstouren in den Rheingau, nach Bingen, Schlangenbad, dem Drachenfels (Wagner vermißt seine Brieftasche). Nach Osthofen, zu einer Bauernhochzeit. Nach Wiesbaden, wo Cosima an der Roulette 10 Louisdor verliert, die Hälfte eines Theaterhonorars von Wagner, und er sie zurückgewinnt. Als er in Biebrich Wotans Abschied singt, hat Cosima denselben Ausdruck wie in Zürich: „Nur war diesmal das Ekstatische desselben in eine heitere Verklärung aufgelöst. Hier war alles Schweigen und Geheimnis; nur nahm mich der Glaube an ihre Zugehörigkeit zu mir mit solcher Sicherheit ein, daß ich bei exzentrischer Erregung es damit selbst bis zu ausgelassenem Übermute trieb.“ Er kutschiert sie in Frankfurt auf einräderiger Handkarre ins Hotel. Dann ereilt ihn, da Schott nicht mehr zahlt, eine finanzielle Katastrophe. Cosima ist kränklich. „Sie leistet ein bewundernswertes Kunststück,“ hat Bülow zuvor seiner Schwester eröffnet, „das Leben mit mir auszuhalten — aber ich bin eine ins Weibliche hinüberstreifende Natur, meine Frau hat einen starken Geist und bedarf leider so wenig einer Beschützung, daß sie vielmehr mir dieselbe bietet.“

Im Oktober fährt Cosima, an Frankfurt und Wagner vorbei, nach Paris; Blandine ist infolge einer Entbindung, die sie in St. Tropez hatte, gestorben. Anfang 1863 passiert er, auf dem Wege nach Petersburg, Berlin, speist mit Bülows, promeniert mit Cosima in einem mit grauem Atlas gepolsterten Wagen des Hotel de Russie. Cosima ist gesegneten Leibes. Als er von Rußland zurückkommt, hat sie eine Tochter Blandine. Ein dritter Berliner Aufenthalt im November dieses Jahres. Er ist, wieder im Wagen, mit Cosima allein: „Diesmal ging uns schweigend der Scherz aus; wir blickten uns stumm in die Augen, und ein heftiges Verlangen nach ungestandener Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte bedürfenden Bekenntnisse eines grenzenlosen Unglückes, das uns belastete.“ Die Jahre seit der Züricher Trennung von Cosima verschwinden für Wagner wie „ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung“.

★

Im Mai 1864 ist er in München bei Ludwig II., dem „herrlichen Jüngling“, dem „liebenden König“; und es beginnen die Schlachten um den Ruhm. Am 29. Juli schreibt Wagner aus Starnberg an Eliza Wille: „Gestern ist Frau v. Bülow mit zwei Kindern und Kindermädchen angekommen; der Mann kommt nach.“ Er kommt mit zerrütteten Nerven und hat eine Krankheit nach der andern: „Dazu eine tragische Ehe; eine junge, ganz unerhört seltsam begabte Frau, Liszts wunderbares Ebenbild, nur intellektuell über ihm stehend.“ Cosima tritt ihre Mission bei Wagner an, wie sie in ihrem Brief an Lenbach gelobt: „Ich begreife immer weniger, wie ein Wesen wie Wagner in unsere jetzige Welt geschleudert wurde. Ich denke nichts mehr als die Erfüllung eines Amtes, in welcher meine Seligkeit beruht.“ Sie hat nur den Willen zur Flucht aus der Ehe mit Bülow. Auch dieser wird nach München gerufen, als „Vorspieler Sr. Majestät“. Cosima spricht in Karlsruhe mit Liszt, der mit ihr zur Messe geht; er vermeidet es, sagt er zu Karolyne Sayn-Wittgenstein, „Cosette“ zu beeinflussen. Er folgt ihr nach München und Starnberg. Im September ist sie bei ihm in Weimar; sie knien in Berlin an Daniels Grab. Sie begleitet ihn nach Paris. Im April 1865 wird in München Isolde geboren, deren Vater Wagner ist. Im August reisen Bülows mit Liszt nach Ungarn. Cosima hat in Agram den Platz zur Rechten des Erzbischofs-Primas. Vom Vatikan aus dankt Liszt Karolyne, daß sie mit „soviel Herz und Klugheit“ über die Situation von Hans und Cosima sich geäußert habe. Im Januar 1866 stirbt in Dresden Minna Wagner. Die Feinde gieren nach Skandal. Im Februar zieht Bülow die Augsburger

Postzeitung zur Rechenschaft, die gedruckt hat, Cosima sei am Bestattungstag der Frau Wagner im Münchner Schauspielhaus in glänzend weißer Kleidung erschienen. Bülow verbittet sich diese „impertinenteste Unziemlichkeit“, „da Frau von Bülow, die Tochter des hochwürdigen Abbés Franz Liszt in Rom, der Öffentlichkeit nicht angehört, da sie weder Schauspielerin, Sängerin, Schriftstellerin usw. ist, kurz, nicht zu denjenigen Damen zählt, deren Photographien man in den Kunsthandlungen ausstellt und verkauft“. Im März ein Brief Bülows an Karl Bechstein. „Meine Frau reist morgen auf zirka 14 Tage nach Genf zu Wagner. Der arme, große Einsame hat ein wenig Trost und Freundschaft nötig.“ Sie reist mit den Kindern zu ihm, wohnt in der Villa Les Artichaux. Dann wählen sie bei Luzern das Landhaus Tribschen, vor dessen Seefront Pappeln ragen, und das die Szenerie von Rigi, Bürgenstock und Pilatus umgibt. Ihre Übereinkunft ist, daß Cosima ihn nochmals verläßt, um dann auf immer bei ihm zu sein. Im April ist sie mit Liszt in Irland, im Mai wieder in Luzern. Bülow ist ratlos, erschüttert. Er fährt ihr nach. Auch er bleibt, um das Gesicht zu wahren, zwei Monate in Tribschen. Er willigt in die Scheidung. Doch sein Wunsch, der ihm abgelehnt wird, ist, daß Cosima und Wagner erst in zwei Jahren sich vermählen und sie solange zu ihrem Vater gehen solle. Bülow droht dem Redakteur des Münchner „Volksboten“ mit Duell. Ludwig II. straft die Tadler durch einen Gruß an die „teuren Bewohner des trauten Tribschen“, durch eine schriftliche Erklärung für den „edlen und hochherzigen Charakter Ihrer geehrten Gemahlin“. Im August deutet Bülow Joachim Raff seine „drückende Sorge“ an. Und er teilt Karl Bechstein mit: „Ich siedle zuvörderst nur für meine Person als Junggeselle nach Basel über.“ Im Februar 1867 muß er nach Tribschen, da Cosima ein Mädchen geboren hat. Es wird ins Register eingetragen als „v. Bülow, Eva Maria, eheliche Tochter des Hans v. Bülow, Königl. bayr. Kapellmeister, wohnhaft in Luzern, und der Cosima Franziska Liszt“. Ausgemacht wird, daß die Familie Bülow, ohne Eva, zunächst nach München geht. In der Arcostraße wird eine Wohnung gemietet, in der Wagner zwei Zimmer eingeräumt sind. Im Oktober hat Liszt in Tribschen mit Wagner eine Unterredung, deren Zweck er verhüllt.

Im Mai 1868 schreibt Wagner aus Tribschen an Eliza Wille: „Meine trostreiche, edle Freundin ist seit länger bereits mit ihren Kindern bei mir. Wir sehen niemand.“ Im Juni die Münchner Premiere der „Meistersinger“. „Ich gehe nicht nach Luzern,“ sagt Bülow, „sondern sende meine Frau und Kinder zur Luftkur hin.“ Er schreibt an seine Tochter Daniela (französisch), daß er sie und Loldi an dem Ufer herumspringen sehe, „wo der gute Onkel Richard Euch Gastfreundschaft erweist“; aber ihr „pauvre papa“ liebe sie. Im November zeigt er Bechstein an: „Meine Frau infolge wirklicher Gemütskrankheit nach Versailles zu ihrer Stiefschwester abgereist. Können sich denken, daß diese für ihr Wohl unerläßliche Trennung mich nicht eben sehr heiter stimmt.“ Im April 1869 ist Cosima wieder bei dem „sehr einsamen Meister“ und Bülow „mutterseelenallein“. Er hat Anwandlungen, „mich eines Tages von mir selbst zu befreien“. „Hans v. Bülow, schlechter Schwimmer“, unterfertigt er sich. Zu Pfingsten in Tribschen erster Besuch des Basler Professors Dr. Nietzsche. Cosima hat ein rosa Kaschmirgewand mit echten Spitzen, einen Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen. Die „geniale Frau von Bülow, Tochter Liszts“, begeistert den Professor. Am 6. Juni Geburt Helferich Siegfrieds, des Sohnes, und Vollendung des „Siegfried“. Bülow klagt Cosima die Grausamkeit seines Schicksals. Er sei bankerott; doch sie habe recht in allem, und er widersetze sich nicht. Schritte zur Scheidung. Ob es keinen aimablen Apotheker in Berlin gebe, der ihm ein Quantum Blausäure schenke, fragt er Bechstein. „Ich bin hundematt.“ Im Juni stellt Wagner Eliza Wille sich und Cosima als Vermählte vor: „Sie wußte, daß mir zu helfen sei, und hat mir geholfen. Sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung auf sich genommen.“ Am 18. Juli wird die Ehe Bülow zuungunsten der Beklagten geschieden. Im August die Trauung in der protestantischen Kirche zu Luzern. „Von Cosimas Heirat habe ich erst eine Woche nachher durch die Zeitungen erfahren,“ sagt der Abbé Liszt zu Karolyne, „denn Cosima schreibt mir seit einem Jahr nicht mehr.“ Nietzsche ist als Zeuge geladen, aber Sanitätssoldat in Frankreich. Doch ist er in Tribschen zu Weihnachten, mit einem Aufsatz für Cosima „Eine dionysische Weltanschauung“.

Die Ehe Wagners ist die Gestaltung eines geistigen Lebensideals, ist in dieser bürgerlichen Epoche nicht nur für Nietzsche das Außerordentliche. Keiner unterwirft sich ihm mehr als Bülow, dessen Respekt Cosima, der „Madame“, aus Rom huldigt als der „großen und würdigen Lebensgefährtin des größten Dichters und Künstlers unseres Jahrhunderts“. Zu Neujahr 1872 schickt

Nietzsche die „Geburt der Tragödie", für die Cosima ihm dankt, weil er den „Tristan", „den gewaltigsten Eindruck meines Lebens, mir auch erhellt" habe. Am 25. April geben Wagners für Bayreuth Tribschen auf. „Wie unter lauter Trümmern gingen wir herum", schreibt Nietzsche an Gersdorff. „Die Rührung lag überall, in der Luft und in den Wolken; der Hund fraß nicht, die Dienerschaft war in beständigem Schluchzen. Wir packten die Manuskripte, Briefe und Bücher zusammen — ach, es war so trostlos!" Wagners bewohnen in Bayreuth zuerst die Fantaisie. Zu Pfingsten Grundsteinlegung zu Theater und Haus. Nun versöhnen sich Liszt und Wagner. „Für Dich," wirbt der Jüngere um den Älteren, „trat Dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran und erfüllte meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir." Aber Liszt fehlt, und Wagner ist enttäuscht. Dann kann er im August den „großen lieben Freund" in Bayreuth empfangen. „Cosima ist in Wahrheit," schreibt Liszt im September an Karolyne, „meine terrible fille, wie ich sie früher nannte, eine ungewöhnliche Frau von hohen Vorzügen, erhaben über das Urteil der Menge und durchaus wert der Bewunderung, die sie allen, die sie kennen, einflößt, von ihrem ersten Gatten Bülow, an. Sie hat mit absolutem Enthusiasmus sich Wagner gewidmet wie Senta dem Fliegenden Holländer und wird sein Heil sein, denn er hört auf sie und folgt ihr mit Klarsicht." Und: „Cosima übertrifft sich selbst. Mögen andere sie richten, für mich wurde sie eine Seele, würdig der großen Vergebung des Sankt Franziskus und auf bewundernswerte Weise meine Tochter."

★

Das Jahr 1876 ist das erste Festspieljahr, das des Triumphs. Liszt ist anwesend beim „Ring". Ludwig II. bittet Cosima in seine dunkle Loge, die Kinder überreichen ihm ein Bukett. Es ist auch das Jahr des Falles Nietzsche. Der Professor hat noch im Mai 1875 zu Cosima gesagt, der Klavierauszug der „Götterdämmerung" sei der „Himmel auf Erden". Jetzt flüchtet er nach Klingenbrunn. „Ich entschuldigte mich bei Wagner bloß mit einem fatalistischen Telegramm." Im Herbst ist er zugleich mit Wagner in Sorrent; doch der Dichter-Komponist lebt schon in der Mystik des „Parsifal". Nietzsche sendet nach Bayreuth zwei Exemplare von „Menschliches, Allzumenschliches". Cosima ist von diesem „Buch für freie Geister" zurückgestoßen. „Dürftig sein und unwahr," schreibt sie an Nietzsches Schwester, „frevelhaft und armselig, das ist traurig; und mit diesem Wort des Mitleids schließe ich ab; möchte der Verrat dem Autor gute Früchte bringen!" Im Februar 1882 wird Nietzsche in Genua Sarah Bernhardt als Kameliendame sehen. „Sie erinnerte mich," bemerkt er, „in Aussehen und Manieren sehr an Frau Wagner." Doch er kann sich von dem Kult der Freundin nicht losmachen. Nach Wagners Tod skizziert er einen Brief an Cosima: „Sie haben einem Ziele gelebt und ihm jedes Opfer gebracht; und über die Liebe jenes Menschen hinaus erfaßten Sie das Höchste, was seine Liebe und sein Hoffen erdachte! Dem dienten Sie, dem gehörten Sie und Ihr Name immerdar, dem, was nicht mit einem Menschen stirbt, ob es schon mit ihm geboren wurde! So sehe ich heute auf Sie, und so sah ich, wenngleich aus großer Ferne, immer auf Sie als die bestverehrte Frau, die es in meinem Herzen gibt!" „Frau Cosima Wagner," erklärt er 1887, „ist das einzige Weib größeren Stils, das ich kennengelernt habe, aber ich rechne es ihr an, daß sie Wagner verdorben hat." Sie wird ihm die göttliche Ariadne. „Der Rest für Frau Cosima, Ariadne, von Zeit zu Zeit wird gezaubert." Der Epilog ist jener Zettel des Wahnsinnigen: „Ariadne, ich liebe dich!"

Im November 1882 ist Liszt in Venedig, im Palazzo Vendramin, bei Wagners, die vom Duca della Grazia den Entresol gemietet haben, zu Gast und schildert das „andamento" des Hauses als „umilissimo sclavissimo" der Fürstin Karolyne. Er ist dort bis in den Januar 1883. Am 13. Februar stirbt Wagner an Herzschlag, ruhig an die Schulter der ahnungslosen Frau gelehnt. Cosima ist in Todesgefahr. Sie verbirgt sich. Verbirgt sich in Bayreuth, wohin der Russe Jukowsky, Adolf Groß, Hans Richter, Hermann Levi die Leiche Wagners transportiert haben. Unsichtbar lenkt sie die Festspiele. „Meine Tochter Cosima," schreibt Liszt an Karolyne, „tut alles, was ihr möglich ist, um Wagner nicht zu überleben." 1884 sieht er sie auf eine Minute, in Schattenfinsternis, nach einer Probe des „Parsifal". Im Mai 1886 ist sie bei ihm in Weimar, im Juli er in Wahnfried, zur Hochzeit Danielas mit Thode. Von Colpach in Luxemburg, von den Munkacsys, kehrt er zu „Tristan" und „Parsifal" zurück, wird bettlägerig und entschlummert in der Nacht zum 1. August. Cosima, fast fünfzigjährig, hütet das Erbe. Hütet Bayreuth durch zwei Generationen, nach Schutzfrist und Weltkrieg, nornenhaft, in einer veränderten Gegenwart.

Vom Skilauf einst und jetzt

Von Univ.-Prof. Dr. Robert Liefmann

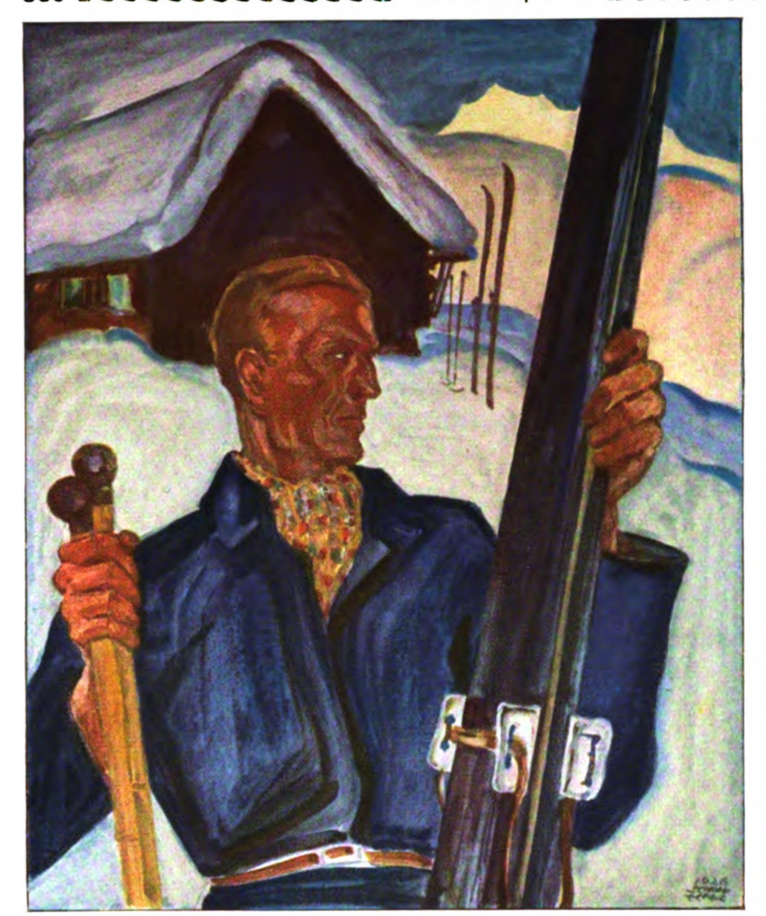
Mit Aquarellen und Zeichnungen von Toni Schönecker

Als ich in der ersten Hälfte der neunziger Jahre in München studierte, war das Skilaufen noch so gut wie unbekannt, ich erinnere mich nicht, einen einzigen Skiläufer gesehen zu haben. Ich selbst widmete mich eifrig dem Eiskunstlauf, fuhr aber nicht hinaus in die winterlichen Berge und habe das auch nicht von anderen Studenten gehört.

Aber im Schwarzwald machte sich, nachdem 1892 in Todtnau der erste deutsche Skiklub gegründet worden war, seit Mitte der neunziger Jahre der Skilauf allmählich bemerkbar, vor allem in Freiburg. Seine noch wenig zahlreichen Anhänger sprachen von nichts anderem und bildeten eine festgeschlossene Gilde, in der bald der „Ski-Heil“-Ruf üblich wurde. (Man sprach aber noch S-ki, was auch nicht falsch, nur die dänische Aussprache ist.) In den kalten Wintern Mitte der neunziger Jahre blieb ich dem Eislauf treu, während mein Bruder und zwei Freunde sich schon mit Schneeschuhen abplagten, die die damals allein



Das Erwachen des „Löwen“



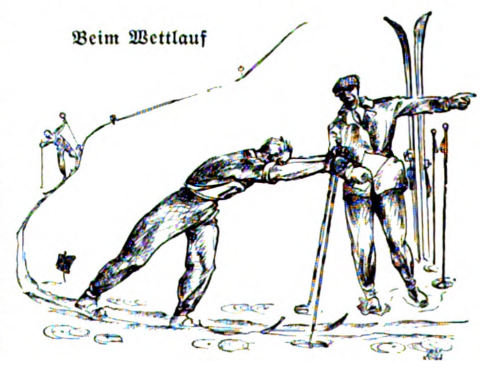
Vor der Alpenhütte

bekannte Lederbindung mit Meerrohrversteifung, ohne Führungsbacken hatten. Auch ich habe sie noch einmal probiert. Erst als die festen Führungsbacken, ursprünglich aus Kupfer, aufkamen, wurde ein wirkliches Skilaufen und eine sportliche Benutzung des Gerätes möglich. Doch war auch gegen Ende der neunziger Jahre die sportliche Skigemeinde selbst in Freiburg nur klein. Selbst an Sonntagen versammelte sich nur eine kleine Schar Zünftiger, die sich alle untereinander kannten, in dem damals noch soviel kleineren Feldbergerhof.

Das geeignete Sportgerät und die geeignete Kleidung mußten erst geschaffen werden. Insbesondere die Bindungsfrage wurde mit ungeheurem Eifer diskutiert und gab dem Erfindungsgeist reiche Anregung. Ebenso als zu Anfang des Jahrhunderts statt der bis dahin benutzten mächtigen Stangen die Doppelstöcke aufkamen, die dann immer leichter und kleiner wurden. Auch in der Kleidung wurde viel Absonderliches zutage gefördert, da man sich viel zu warm anzog und glaubte, sich mit Pelzwerk nicht genug ausstaffieren zu können. Zeitweise wurden sogar Skistiefel mit Pelzwerk außerhalb angepriesen. Besonders schwierig war die Bekleidungsfrage für die noch wenig zahlreichen Ski laufenden Damen. Daß die Damen zweckmäßigerweise in Hosen liefen, hat dem Skisport unzweifelhaft viele Anhänger zugeführt.

Wie ist das alles heutigen Tags ganz anders geworden! Die Zahl der Wintersportplätze ist Legion und die der Angehörigen der höheren Gesellschaftsklassen, die nicht schon einmal einen solchen besucht haben, sehr gering. Das Leben und Treiben, das sich dort abspielt, hat der Maler der beistehenden Bilder in sehr treffender Weise festgehalten. Zwar das biedere Gasthaus „Zum Löwen" wird sich angesichts seiner eleganten Kundschaft wohl schon längst in „Winter-Palace" oder so ähnlich umgetauft haben. Aber im „Damenbad" und am „Purzelrain", wie auf dem Schwarzwaldfeldberg die nächst dem „Hof" gelegenen Übungsplätze genannt werden, kann man etwa die Szenen beobachten, wie sie unser Maler schildert. Während man früher in der Kleidung dunkle und einfache Far-

Beim Wettlauf



ben bevorzugte, ist — schon seit den letzten Jahren vor dem Kriege — wenigstens an den großen und eleganten Wintersportplätzen eine Buntheit der Kleidung beliebt geworden, die als Gesamtbild gewiß das Auge erfreut, aber bei näherem Zusehen doch nicht verdeckt, daß heute manche ihrer Träger und Trägerinnen sich ebensowenig für den Sport eignen wie die Kleidung selbst.

Doch kann der wirkliche Skiläufer und Naturfreund noch überall, auch an den besuchtesten Wintersportplätzen, eigene Wege gehen und die Einsamkeit der Natur genießen. Überall in den deutschen Mittelgebirgen sind auch zahlreiche Skihütten von Vereinen und Privatpersonen entstanden, in denen sich kleinere Gruppen von Sportfreunden nach den Anstrengungen des Sports am warmen Ofen, der Schwarzwälder „Kunscht“ mit den traditionellen grünen Kacheln, zusammenfinden. Im Hochgebirge gibt es neben manchen überlaufenen Skirouten und überfüllten Skihütten noch unendlich viele stille, abgelegene Täler und Berge, in denen der alpine Skiläufer vor dem lauten Treiben der großen Wintersportplätze geschützt ist.

Auch die Skilauftechnik hat mancherlei Wandlungen durchgemacht. Anfangs rutschte man in breitbeiniger Hockstellung, dicht auf die Skier geduckt, schnurgerade die Hänge hinab, höchstens durch Bremsen mit der großen Stange eine andere Richtung gebend. Daß man auf Schneeschuhen auch springen konnte, hatten wir zwar bei Nansen gelesen, aber wie's gemacht wird, wußte keiner. Ich erinnere mich, daß bei einer der ersten Skifeste des Skiklubs Schwarzwald auf dem Schauinsland — es mag 1898 oder 1899 gewesen sein — noch auf einer fast ebenen Fläche gesprungen wurde. Dann kam in den ersten Jahren des Jahrhunderts der erste Norweger, Asbjörn Nielsen, auf den Feldberg und zeigte uns den Telemarkschwung und das „Beidrehen“. Eines Tages — niemand weiß, von wem der Name stammte — nannte man das letztere Christianiaschwung. Später kamen andere Norweger, nahmen auch an den Skifesten teil und lehrten vor allem die Sprünge.



Im „Damenbad“ am „Purzelrain“



Einsame Rast

tung auf, die sich selbst bei den Skikursen in leichtem Gelände in der Betonung der breitspurigen Alpenfahrweise nur ohne Benutzung des Stockes nicht genugtun konnte. Für die große Masse der Wintersportler, die doch nicht an alpine Touren denkt, ist das sicherlich übertrieben, und in eleganter, aufrechter, aber nicht steifer Haltung fahren zu lernen, gewiß mehr zu wünschen. Macht man große Alpentouren mit schwerem Rucksack, so läßt man die Telemarkschwünge und das schmalspurige Fahren doch zu Hause.

Die höchste Kunst beim Fahren ist das Umspringen, dem im Gegensatz zum Telemarkschwung auch eine große praktische Bedeutung zukommt, da es bei verharschtem Schnee das einzige Mittel sofortiger Richtungsänderung ist. Doch ist die Zahl der Skiläufer, die es beherrschen, nur gering.

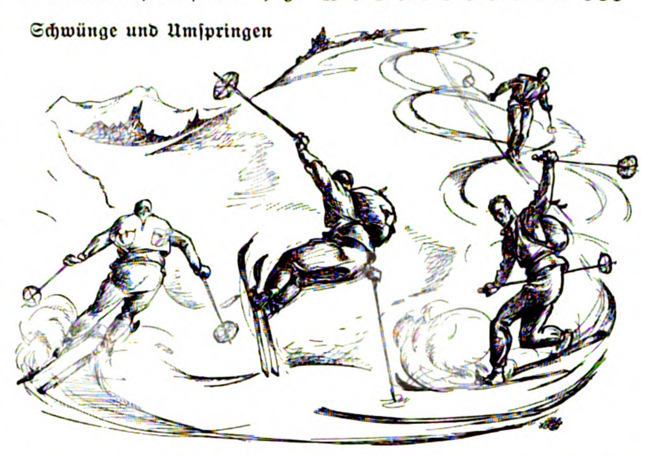
Es ist aber das Schöne am Skilauf, daß er auch schon große Freude bereitet, wenn man nicht die ganze Technik beherrscht, sondern nur eine einigermaßen sichere Abfahrt in leichterem Gelände machen kann. Das kann jeder gesunde und nicht ganz ungewandte Mensch mit Leichtigkeit erlernen. Die Schönheiten des winterlichen Waldes unserer deutschen Mittelgebirge und die leichteren Gipfel der Alpen

Doch war die Zahl der guten Skiläufer noch klein. Noch 1905 konnte man beim Feldbergrennen mit einem gut ausgeführten Telemarkschwung beim „Stilfahren" einen Preis gewinnen.

Lange Zeit glaubte man aber, daß für die Alpen eine besondere Skilauftechnik erforderlich sei. Der Österreicher Mathias Zdarsky in Lilienfeld hatte eine eigene Bindung und eine besonders für die Alpen geeignete, auf ausgiebiger Benutzung des Stockes beruhende Technik erfunden, die von den deutschen Sportsleuten eingehend erörtert wurde. Hie Norwegen, hie Lilienfeld! war lange die Parole. Aber schließlich überlebte sich dieser zeitweise sehr heftige Gegensatz, ebenso wie die Bindungsfrage. Ja, auch die Richtungen vermischten sich. Hatte die Norwegerschule vor dem Weltkriege auf gute Haltung und schmalspuriges Fahren, wenigstens in leichterem Gelände, Wert gelegt, so kam jetzt eine Rich-



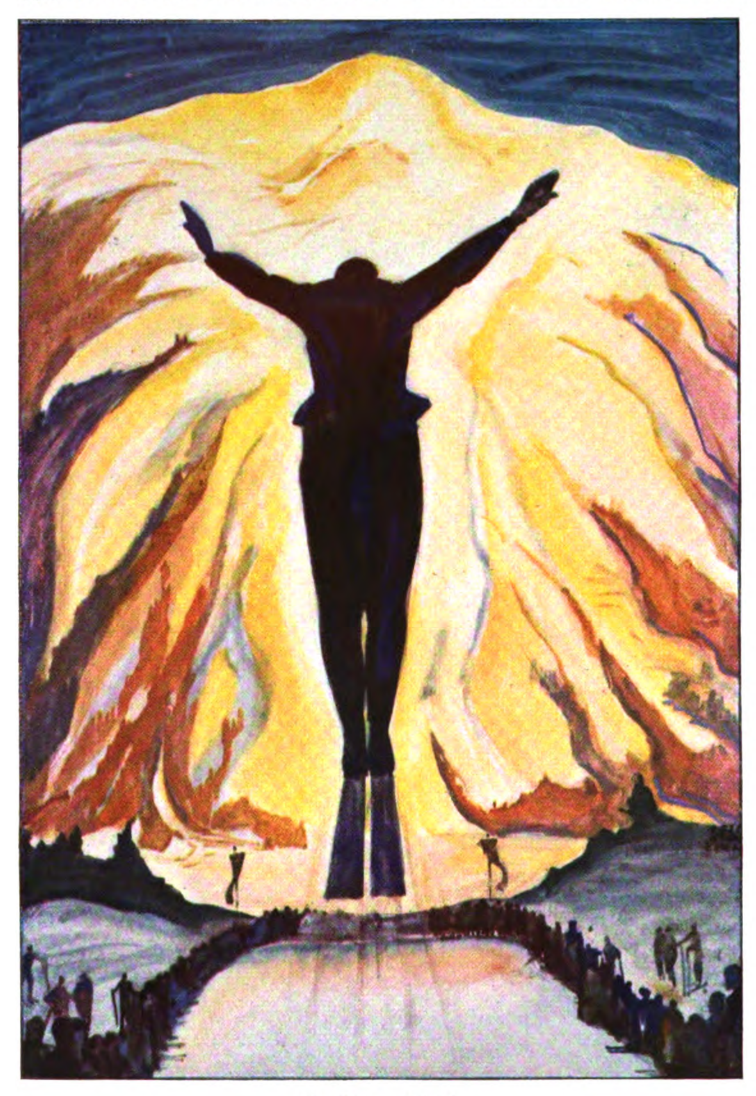
mit ihren herrlichen Ausblicken stehen ihm dann offen. Das Tourenfahren bleibt für den Naturfreund der Hauptreiz des Skilaufs, wenn auch die große Geschwindigkeit bei der Abfahrt und die Schwerpunktsveränderungen bei den Telemarkschwüngen ebenfalls großen Genuß gewähren. Als Bewegung bleibt allerdings der Eiskunstlauf, vor allem für den, der es bis zu den Ruckwendungen dabei gebracht hat, unerreicht.


Schwünge und Umspringen

Den Höhepunkt der sportlichen Leistung, die Sensation des Skilaufs, bildet das Springen. Dabei wird das Geländespringen meist vernachlässigt und nur das Springen an hergerichteten Sprunghügeln geübt. Das hängt damit zusammen, daß hier ganz besonders der Wettkampf und die Rekordjagd eine Rolle spielen. Infolge davon haben aber auch die Leistungen mit Sprüngen bis zu 70 Meter eine früher für unmöglich gehaltene Höhe erreicht. Die Ausführung solcher Höchstleistungen im Tiefweitsprung, die regelmäßig große Zuschauermengen heranziehen, erfordert natürlich ein langes Spezialtraining und nähert sich dem Akrobatentum.

Wie in anderen Zweigen des deutschen Sportwesens, besonders unter ausländischem Einfluß, haben auch im Skisport das Wettkampfwesen und die Rekordsucht, das Streben nach Gipfelleistungen vielfach einen übergroßen Umfang angenommen. Die soziale Seite des Sports wird dabei ver-


In der Skihütte



Am Sprunghügel

ist, hält sich beim Skisport das „Geschäft“, das Manager-, Trainer-, Impresario- und Starwesen, doch glücklicherweise noch in viel engeren Grenzen als bei den meisten anderen Sportarten. Die Technik dringt aber auch da siegreich ein und verfälscht oft die natürlichen Bedingungen, unter denen die Wettläufer miteinander kämpfen. Die Anwendung des richtigen Steig- oder Gleitwechsels, das dem jeweiligen Schnee am besten angepaßt ist, ist eine eigene Wissenschaft geworden und gibt dem einen Vorteil, der sich dessen bedient. Im allgemeinen ist aber die Ausübung des Skisports weniger von Geräten und künstlichen Einrichtungen, Bahnen, Kampfplätzen und dergleichen abhängig als bei den meisten anderen Sportarten. Es bleibt bedeutsam, daß der Ski im letzten Grunde nicht ein Sportgerät, sondern das natürliche Mittel ist, in tiefem Schnee leicht vorwärtszukommen.

Trotz dieses Hilfsmittels darf man aber die Gefahren des Winters im Gebirge nicht unterschätzen. Auch in unseren deutschen Mittelgebirgen wüten oft derartige Schneestürme, daß sie selbst Geübten gefährlich werden können. Denn die Orientierung in dichtem Nebel und Schneetreiben ist sehr schwierig, und selbst die beste Markierung, wie sie auf den hauptsächlich begangenen Skirouten angebracht ist, erweist sich dann oft als unzureichend. Da Wetterumschläge und Einsetzen von Nebel oft sehr schnell erfolgen, ist bei größeren Ausflügen, selbst im Mittelgebirge immer Vorsicht geboten.

kannt: daß es viel wichtiger ist, recht vielen die Vorteile und Freuden des Sports zugute kommen zu lassen, als einzelne Gipfelleistungen zu erzielen. So richtet sich das Interesse weiter Volkskreise auch im Skisport viel zu einseitig auf die Wettkämpfe. Auch auf die gesundheitlichen Schäden, die mit übermäßigen Wettkämpfen und Rekordjagden verbunden sein können, wird zu wenig geachtet. Internationale Wettkämpfe können gewiß völkerverbindend wirken, es sind aber auch im Skisport schon unliebsame Äußerungen des nationalen Chauvinismus vorgekommen. Da aber, abgesehen von den Sprungkonkurrenzen, Skiwettläufe den Zuschauern nicht allzu viel bieten, und jedenfalls nicht viel Geld damit zu verdienen

Noch viel mehr gilt das natürlich für die Alpen im Winter. Wer dort größere Skifahrten ausführen will, sollte geübter Alpinist oder doch in Begleitung eines solchen und von erprobter Ausdauer sein. Abgesehen von der größeren Schwierigkeit des Geländes und der meist größeren Entfernung von bewohnten Orten liegen hier noch besondere Gefahrenmomente bei den Gletschern und bei den Lawinen. Die langgestreckten, sanft geneigten Gletscher bilden unbedingt das schönste, ja vielfach das leichteste Skigelände in den Alpen. Doch kann man dessen wegen der Spaltengefahr nur verhältnismäßig selten froh werden, und jedenfalls ist beim Befahren unbekannter Gletscher stets die größte Vorsicht am Platze. (Seilanlegen!) Ist es schon im Sommer oft sehr schwierig, einen in einen Gletscherspalt Gefallenen zu befreien, so gilt das im Winter erst recht. Bei Fahrten in Gletschergebieten sollte die Zahl der Teilnehmer niemals unter drei betragen.



Sonnenrast auf einem Alpengipfel



Noch größer ist die Gefahr der Lawinen zu veranschlagen. Sie schätzt nur richtig ein, wer selbst einmal mit solchen Bekanntschaft gemacht und beobachtet hat, wie sie bei günstigen Vorbedingungen, selbst bei verhältnismäßig wenig geneigtem Gelände, sich entwickeln und welch ungeheure Macht sie entfalten können. Ebenso gefährlich sind die Schneebretter. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, über die Vermeidung dieser Gefahren zu sprechen.

Doch seien hier noch die Anfänger, namentlich ältere Leute, gewarnt, sich bei schnellen Abfahrten gar zu wagemutig den langen Brettern zu überlassen, bevor man sie, mit Stemmbogen und dergleichen, einigermaßen zu beherrschen gelernt hat, Denn wenn auch die meisten Stürze im weichen Schnee harmlos verlaufen, kann doch bei großer Geschwindigkeit ein Sturz auch recht üble Folgen haben. Ältere Leute sollten deshalb nicht darauf verzichten, sich die Anfangsgründe der Beherrschung der Skier durch einen Lehrer beibringen zu lassen. Die Gefahren des Sports sollten aber niemand abhalten, sich im Rahmen seiner Kräfte der „weißen Kunst“ zu widmen. Sie ist eine der schönsten Sportarten, die bis ins Alter hinein ihren Anhängern Freude und Erholung zu geben vermag. —

Im Schneesturm

Kaiser Friedrich II. und die Wende der Zeiten*

Von Univ.-Prof. Dr. Franz Kampers

Die Hafenstädte Siziliens waren seit langen Zeiten Eingangstore, durch welche des Ostens reiche Kulturschätze in den Westen drangen. Noch kündeten in den Tagen der normannischen Herrscher die in hehrer Ruhe daliegenden Tempel von der großen Zeit der hellenischen Einwanderung. Neben der ernsten Basilika Roms wölbte sich die Kreuzkuppel der byzantinischen Eroberer mit ihren farbenfrohen Mosaiken im Innern. Die Araber als Herren der Insel errichteten ihre Moscheen mit Spitzbögen und reichen Ornamenten. Trotzig und herrisch aber, weithin begehrlich über die Wasser des Meeres blickend, erhob sich inmitten dieser bunten Mannigfaltigkeit der nüchterne Turm der normannischen Sieger.

Die griechische und die arabische Kultur, beide von den Normannen geschützt, um sie sich dienstbar zu machen, herrschten vor auf der Insel. Die Griechen-Byzantiner waren die Hüter des althellenischen Wissensstoffes. Ein bescheidenes, geistiges Eigenleben bekundeten sie in der Bearbeitung des römischen Rechtes und in der Dichtung. Mehr noch als die Griechen bewahrten die Araber in einer ausgedehnten Übersetzungsliteratur das Erbe des Hellenentums. Sie mehrten dieses durch eigene philosophische, naturwissenschaftliche, geographische und astrologische Schöpfungen. So stark war der Einfluß und die Hochschätzung des Moslem, daß der Christengott gern Allah genannt wurde, daß sich eine dem mittelalterlichen Empfinden ganz fremde Toleranz herausbilden konnte. Das eigentliche italienische oder besser lateinische Kulturelement trat im Normannenreiche zunächst zurück. Langobarden, die hier, wie in Oberitalien, in der lateinischen Kultur aufgegangen waren, haben vornehmlich im normannischen Gebiete Unteritaliens mit dem nationalen Rom ebanken die dürftigen Reste des römischen Erbes gehütet.

Diese schillernde Welt entbehrte nicht der Schatten. Maurisches Gepränge umgab den „heiligen" König. Leichtgeschürzte Töchter Afrikas tanzten vor ihm. Verschwiegene Harems lockten. Lustschlösser mit wundervollen Gärten und fremdem Getier sahen libysche Nächte. In der Üppigkeit des Orients sank die allgemeine Sittlichkeit.

Das Genie des größten Sohnes der Insel, des staufischen Kaisers Friedrich II., faßte die mannigfachen Grundelemente ihrer Kulturen in sich zu einer Einheit zusammen. Der war ein Allseitiger von fast unbegrenzter Aufnahmefähigkeit, mehr als jene Universalmenschen, welche die späteren Humanisten bewunderten. Der war, durch seine Abstammung keinem Volkstum ganz angehörend, auf ein geistiges Weltbürgertum eingestellt, wenn er auch sicherlich Augenblicke gehabt hat, in denen er die lebenzeugende völkische Kraft in einem Kulturstaat ahnte.

Sein Vater war der liebeleere Heinrich VI. Mit seinem gedankenreichen Planen und seiner erstaunlichen Spannkraft wollte dieser — so glaubte man — die Erde unter sein Gebot zwingen. Das Erbe dieses früh verblichenen Herrschers waren ein zerrissenes Deutschland und gedemütigte Feinde, die gleich nach seinem Ableben sich allerorten gegen das „Otterngezücht" der Staufer erhoben. Das Jahr seines Todes bedeutete den endgültigen Sieg der Hierarchie, der Nationalstaaten und des Partikularismus über die alte Kaiseridee. Von ihm erbte der Sohn die geniale Art, selbständig kombinierend politische Gedanken mit Zähigkeit in Taten zu wandeln, sowie die hohe Auffassung des Herrscherberufes. Konstanze, die Erbin Siziliens, war seine Mutter. Den Sinn für die schönen Künste und die exakten Wissenschaften verdankte er ihr, nicht minder auch den gesunden Wirklichkeitssinn und jenes den Staat folgerichtig aufbauende Können der Normannen, aber auch die Genußfreudigkeit, die Empfänglichkeit für den heißen Strom sinnlichen Lebens, der von den glanzvollen byzantinischen Festen und von der lockenden Weichlichkeit der maurischen Pracht ausging, dem der Sohn sich hingab, ohne sich aufzugeben. Nicht zuletzt war ihr Erbe: die Fähigkeit, glühend zu hassen, die sie ihren Gemahl ob seines rücksichtslosen Vorgehens in Sizilien bis über dessen Tod hinaus fühlen ließ.

Vier Jahre alt, war Friedrich verwaist. Bald war der Knabe in der Hand dieses Ehrgeizigen, bald fühlte er die Faust eines anderen. Sogar bittere Not mußte er auskosten. Dabei niemals Liebe, niemals Freunde! Sein Sinn verhärtete sich. Frühreif lernte er die Menschen kennen und verachten, lernte hassen, lernte sich verstellen, seine Gedanken verbergen. Die trüben Erfahrungen der Jugend waren für Friedrich eine schwere moralische Belastung. Hier liegen die Wurzeln der tragischen Zwiespältigkeit seines Wesens. Bald überraschte

*) Seit der Ablieferung dieses Aufsatzes erschien das glänzende, umfangreiche Werk von Ernst Kantorowicz (Kaiser Friedrich II. Berlin, Bondi), das mich bei der erfreulichen weitgehenden Übereinstimmung der hier wie dort vorgetragenen Auffassung zu Änderungen nicht nötigte.

er später durch Äußerungen einer heiteren Lebensauffassung, durch die Liebenswürdigkeit, mit der er sich den Menschen gab, bald wieder regte sich der finstere Dämon einer hemmungslosen Leidenschaft in seinem Innern. Rücksichtslose Willkür, erbarmungslose Grausamkeit, blinder Rachedurst stießen dann häufig die eigenen Anhänger ab. Die gleiche Leidenschaft, welche keine Fesseln anerkennt, störte nur zu oft seine sonst so ruhig überlegten und alles berücksichtigenden, listenreichen diplomatischen Kreise. Allzeit getreu aber war sich dieser Staufer in der hohen Auffassung seines Herrscherberufes, in dem trotzigen Willen, seine Machtstellung gegen jeden Widerstand zu verteidigen.

Friedrichs Leben war ein einziger titanenhafter Kampf. Den nach unbedingter Oberherrschaft Dürstenden drängte der Vormund, Innozenz III., im Streite mit dem Welfen Otto zur Annahme des Kaisertums. Der junge Staufer willigte ein, weil er dadurch allein noch seine Herrschaft in Sizilien aufrichten konnte, das schon zum Teil im Besitze des welfischen Kaisers war. Die geliebte Insel war gleich zu Beginn des Kaisertums dieses Staufers der Angelpunkt seines politischen Planens und blieb es. Im märchenhaften Aufstiege knüpfte Friedrich sein und seines sizilischen Königreiches Geschick an eine hoffnungslose Sache. Jahrzehntelang hat sein Genie sich zu behaupten gewußt. Der sterbende Sieger aber hinterließ kein Erbe. Es folgten die sizilische Vesper, die kaiserlose Zeit.

Sizilien, Italien und Deutschland wollte Friedrich zu gleicher Zeit regieren. Sizilische Staatsraison sollte vom Süden nach dem Norden Italiens vorrücken. Um für diese italienischen Pläne in seinem Kaisertum einen Rückhalt zu haben, opferte er, der sonst keine fremden Gewalten neben sich duldete, ohne Bedenken lebenswichtige Kronrechte den deutschen Fürsten. Seine hoffnungslose, geringschätzige Auffassung der wirren staatlichen Zustände des Kernlandes seines Imperiums findet in dieser Tatsache einen Ausdruck. Der auf der Insel festgefügte Beamtenstaat Friedrichs bedrohte nun die weltliche Macht des Papsttums. Ein unerbittliches Ringen um diese war die Folge. Und der Kaiser wehrte sich mit Macht und List. Schon umklammerte sein absolutistisches Begehren den verhaßten Städtebund im Norden Italiens, schon konnte er hier Kapitäne, die Vorläufer der Renaissancefürsten, einsetzen, schon feierte er nach der Schlacht bei Cortenuova einen Triumph nach Art der römischen Sieger, schon drohte er dem Papst, Rom wieder zum Sitz des Kaisertums zu machen. Da lebte der Kampf mit erhöhter Leidenschaftlichkeit wieder auf. In dem vergeblichen Ringen seiner letzten Jahre wuchs Friedrich zu einer einsamen Größe, der freilich das Größte fehlte.

Kaiserliche Helden mit einer Tragik von größerer Reinheit, wie der vierte Heinrich, mit einer Größe von erhabenerer Hoheit, wie der Rotbart, waren über die Weltschaubühne gegangen. Sie haben das Denken ihrer Zeit nicht so von Grund aus aufgewühlt, wie das dieser Staufer getan hat. Was war der Grund? Jene Lebensäußerungen des Helden, die in die Zukunft wiesen. Die Zeitgenossen in ihrem an den mittelalterlichen Idealen irre gewordenen Teile erkannten in Friedrich den Wortführer ihrer Sehnsucht nach einem Neuwerden der Welt.

Um die Zeit, als Friedrich geboren wurde, verkündete der Abt Joachim von Fiore die Lehre von dem baldigen Anbruche des dritten Reiches des Heiligen Geistes, welches die Zeitalter Gott Vaters und Gott Sohnes ablösen sollte. Joachim rief das zündende, folgenschwere Wort Reformation lauter als irgendein anderer zuvor in die Welt. Er erwartete das Heil von der „vergeistigten Intelligenz“, welche aus dem Alten und Neuen Testament, die dem Buchstaben nach vergehen müßten, hervorgehen werde. Durch diese würden die Unvollkommenen in Christus neu geboren und einziehen in das Land, in welchem Milch und Honig fließt. Dieser Gedanke von der wiedergeborenen, auf sich selbst gestellten Menschheit eines dritten Reiches des Geistes, nicht im Übersinnlichen des Jenseits, sondern in der Wirklichkeit dieser Erde, sollte eine zunächst verborgene und geheimnisvoll wirkende Triebkraft werden und sich schließlich im vergeistigten apollinischen dritten Imperium der Renaissancekultur, das dem weltlichen und geistlichen folgte, vollenden.

Joachims Lehre wurde eine Macht, da er und seine Jünger seinem großgedachten Zukunftsbilde in der Person Friedrichs II. einen Helden gegeben hatten. Der wird dann der „Hammer“, der das Strafgericht an der verweltlichten, mit allzu menschlichen Mitteln kämpfenden Kirche vollzieht und so die Wiedergeburt der Welt im letzten Zeitalter einleitet. Ein Teil dieser Propheten stand unter dem Druck der hierarchischen Verwünschungen, die den rücksichtslosesten Widersacher des Papsttums als den vom Himmel gestürzten Luzifer, als den leibhaftigen Antichrist vor aller Welt zu brandmarken suchten. Anderen Propheten aber ward er der Held der ersehnten großen Reformation der Kirche und der Welt. Jene, die so weissagten, hatten richtig empfunden: der Held dieses Zukunftsglaubens war tatsächlich der Bahnbrecher einer neuen Staatsauffassung und lebenzeugender, rein weltlicher Kulturgedanken.

Das siegreiche Vordringen des Neuen, einen grundsätzlichen Wandel der Anschauungen offenbart schon der Vergleich dieses staufischen Imperators, der als Gebannter, gegen den Willen des Papstes, um diesen durch seine christliche Tat ins Unrecht zu setzen, zur Befreiung der heiligen Stätten über das Meer zog, mit seinen kaiserlichen Vorgängern, die das Kreuz nahmen. Hier

fromme, kirchlich gebundene Begeisterung, dort religiöser Zweifel, der alle Fesseln von sich wirft. Hier blinder Haß wider die Ungläubigen und rücksichtsloser Vernichtungswille, dort Anerkennung der fremden Volksart, Wertschätzung der heidnischen Kultur, rein menschliche Hochachtung, die erwidert wird. Wir erkennen den ungeheuren Fortschritt, den schon zur Zeit seiner Kreuzfahrt abseits des kirchlichen Universalismus und vielfach im Gegensatz zu diesem Friedrichs west-östliche Menschheitskultur gemacht hatte.

Das weltgeschichtlich Neue am Lebenswerke Friedrichs II. hat seine Wurzeln in der Tatsache, daß dieser weniger als irgendeiner seiner Vorgänger durch das Bleigewicht der mittelalterlichen Weltanschauung gehemmt wurde, gewiß nicht planmäßig, sondern mit dem Instinkte des Genies Wege zu wandeln, die aus dem versinkenden Alten hinaus führten. Anlage, Erziehung und wissenschaftliche Neigung Friedrichs zwingen zu der Annahme, daß die Heimat seiner der Zeit voraneilenden Gedanken nicht in dem vom Dogma gezogenen Vorstellungskreis der christlichen Republik, sondern in dem frei sich rundenden der weltbürgerlichen Laienkultur Siziliens gelegen war.

Dieses Neue tritt uns wuchtig in Friedrichs Stellung zum Staate entgegen. Am unbedingtesten seit der Antike hat dieser freie Geist den Staat bejaht; er hat ihn nicht mehr — entsprechend seiner Art, das Zeitliche losgelöst vom übersinnlichen rein verstandesmäßig zu erfassen — als ein Werk der Vorsehung, sondern als die freie Schöpfung des aufbauenden Verstandes erfaßt. Nicht das Übersinnliche, sondern arabischer Imperialismus und byzantinischer Absolutismus geben seiner grundsätzlichen Staatsauffassung die Form. Dem widersprechen die politischen Schriftstücke seiner Kanzlei nicht. — Wie die verschiedenen Bekundungen seiner Rechtgläubigkeit, die ihm in diesen in den Mund gelegt werden, nicht passen wollen zu seiner freigeistigen Einstellung und zu seiner weitherzigen Toleranz, so können auch die in diesen Dokumenten vorgetragenen Verherrlichungen der mittelalterlichen Kaiseridee unmöglich beweisend dafür sein, daß er auch den Weltstaat in seiner alten Gestalt bejaht und in ihm etwas von der Vorsehung für die Dauer der Zeiten Gegebenes erkannt habe. Die Kaiserpolitik dieser Schriften will unter einem ähnlichen Gesichtspunkt gewürdigt werden wie die Kulturpolitik der wortreichen Ergüsse des Kanzlers des Theoderich. Rhetorisch kleine Meisterwerke geben diese die Anschauungen des „letzten Römers", Cassiodors, wieder, lassen aber den großen Goten im Mittelpunkte des ihm volksfremden römischen Denkens erscheinen. Pier delle Vigne und andere, groß geworden im Banne der mittelalterlichen Vorstellungen und politisch schon darum mit deren noch bestehender Vorherrschaft rechnend, zeigen in unseren Staatsschriften Friedrich, den Sizilianer und Schüler des Averroes, im Gewande des christlichen, universalen Kaisertums. Aus ihren tönenden Phrasen dringen aber Klänge an das Ohr, die uns erkennen lassen, wie sich die Kaiseridee in die der Sinnesart des Helden eher entsprechende rein weltliche, geistige Größe der kommenden Epoche abzuwandeln beginnt.

Einst, in den Tagen Barbarossas, da war das Imperium teils eine göttliche Einrichtung, teils ein wirkliches Machtgebiet. In den Erlassen der Kanzlei des freigeistigen zweiten Friedrich lebte die alte metaphysische Auffassung des Kaiserreichs noch fort; aber an einer bedeutsamen Stelle drängt sich hier ein Gedanke vor, der des Kaisers ureigenstes Gut zu sein scheint: der arabisch-aristotelische Gedanke vom staa-

Bildnis des Kaisers Friedrich II. Miniatur aus dem vom Kaiser geschriebenen Jagdbuche: „Tractatus de arte venandi."

tenbildenden „notwendigen Zwange". Eine rein weltliche Wertung des Staates, die freilich erst später ausreifen sollte, kündet sich damit an. Auch die Kaiseridee wird in diesen Staatsschriften durch Bezugnahme auf die Souveränität des römischen Volkes und auf das Naturrecht als Quellen des Imperiums als weltliche Größe gefaßt. Je mehr aber die Glieder des konkreten Machtgebietes des Kaisers sich verselbständigten, je mehr die einzelnen Teile hier durch kommunale, dort durch fürstliche Sondergewalten sich zersetzten, um so mehr mußte jene neue weltliche Wertung vom Tatsächlichen absehen und sich in das Geistige der Idee versenken. Stärker als zuvor tritt in Friedrichs Staatsschriften daher die von ihm nicht ungern gesehene antiquarisch-rhetorische Idealisierung des Kaisertums vornehmlich durch die Vertreter des römischen Kaiserrechtes am Hofe hervor. Noch deutlicher kündigt sich der Humanitätsbegriff des Universalismus der kommenden Epoche darin an, daß man versucht, aus dem mystischen Weltkönigtum des Urtypus der Menschen, Adams, einen Rechtstitel des Kaisertums herzuleiten. Die Bezugnahme auf jene alte Verklärung des Urvaters, welche zum humanistischen Kultus des primitiven Menschen und des goldenen Zeitalters werden sollte, beweist, daß in Sizilien damit begonnen wurde, die Idee des die ganze Menschheit umfassenden Kaisertums in die ideale Sphäre des Allgemeinmenschlichen und Geistigen zu erheben.

Als Schöpfer der Kaiseridee erscheinen demnach in den Staatsschriften: Naturrecht, altrömische Volkssouveränität und weltbürgerliche Mystik, und zwar aus Gewohnheit und Politik noch friedlich vereint mit dem Gedanken der göttlichen Vorsehung, dessen weltliche Gegenspieler in der Auffassung des Staates sie tatsächlich von dieser Zeit an sein sollten.

Auch Friedrich II. hat sich als römischer Cäsar gefühlt. Aber dieses Kaisertum hatte seine Grundlage politisch und ideell nicht in Deutschland, sondern in Italien. Unsere Staatsschriften lassen — wieder an hervorragender Stelle — erkennen, daß man anfing, das Imperium schon fast, wie das die späteren Humanisten taten, als eine rein italienische Angelegenheit aufzufassen. Italien, heißt es hier, wie bei dem späteren Dante, ist der „Sitz des Imperiums". Als Friedrich das stolze Mailand bezwungen, da stiftete er den erbeuteten Staatswagen dieser Stadt dem Kapitole Romas, die er seine Mutter nennt. In diesem Augenblick der siegreichen Befriedung Italiens erinnert er sich der kläglichen Zeit, in der die Römer ihn, den machtlosen Jüngling, zum Kaiser ausriefen. Die Verherrlichung Roms, diese warme Aufforderung an die Römer, vom Schlafe zu erwachen und sich der Großtaten ihrer Väter zu erinnern, dürfen wir als unmittelbare Regung des italienischen Empfindens Friedrichs ansehen. Mit solchen Worten bereitete er sicherlich die humanistische Vorstellung von dem verklärten Rom als dem Symbol der Nation, als dem idealen Träger des nationalitalienischen Humanismus vor.

Hier in Italien wollte Friedrich ein göttlicher Cäsar sein wie Augustus. Kühn wagt er es, sein Leben dem Leben Jesu gleichzusetzen. In Sizilien, wo das allein möglich war, begründete er den aufgeklärten Despotismus, dessen Machtgebiet sich über Italien ausdehnen sollte. Ebenso wie Justinian die „beseelte göttliche Weltordnung" will er das „lebende Gesetz auf Erden" sein. Aber er nennt sich „Diener der Gerechtigkeit". So steht er am Anfang einer modernen Entwicklung, die ein anderer Diener des Staates, ein anderer Friedrich II. abschließt. Indem er dem neuen staatlichen Leben in Sizilien und darüber hinaus in Italien neue Formen des Daseins zu gestalten sucht, bereitet er die Staatssouveränität vor.

Dieser absolute Wille Friedrichs setzte sich selbst im Walle der Alpen die Grenze. In Deutschland förderte der Nachkomme jenes Rotbart, der den Löwen unter seine kaiserliche Hoheit zwang, zugunsten seiner italienischen Politik die deutsche Auflösung; den Königen des Westens gegenüber, die Barbarossa verächtlich die „kleinen Könige" nennen durfte, betont er als Erster unter Gleichberechtigten die Notwendigkeit der Solidarität wider der Kurie weltliches Begehren. Damit gibt er aber weder die alte Gemeinschaftsidee der Kulturwelt des römischen Erdkreises, noch seine kaiserliche Hoheit preis. Indem er deren Quellen in der sittlichen und literarisch-künstlerischen Größe der alten, weltbeherrschenden Roma sucht, nimmt sein italienisches Cäsarentum einen neuen, einen geistigen Bezug auf die abendländische Welt.

Die dem Imperium gefährliche Machtverschiebung innerhalb und außerhalb des Reiches haben Friedrich fast zwangsläufig zum Propheten eines freien, weltbürgerlichen Kulturideals gemacht. Als solcher konnte der Träger der sizilischen Mischkultur deren Bahnbrecher werden.

Wenn er den in Sizilien bekannten Lehren der Aristoteliker, wenn er der Weisheit des Avicenna folgte und an den höchsten Problemen der Metaphysik sich erhob, wenn er mit Averroes die persönliche Unsterblichkeit leugnete, so hat er die Augen der Welt auf die Philosophenschulen seines Reiches gelenkt, zugleich aber auch den autoritätslosen Zweifel verbreiten helfen und so die kirchlich-revolutionäre Bewegung gestärkt. Naturwissenschaftlich hat er sich mit seinem scharfsinnigen Buche „Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen" selbständig empirisch betätigt. Vor Roger Bacon weist er hier mit Nachdruck auf die Bedeutung des Experimentes hin. Neue Funde erhärten die Tat-

sache seines „echt faustischen Versuches, die Welt in ihren Tiefen und Weiten allseitig zu erfassen". Es ward an ihm offenbar, wie man mit und seit dem starken Lebens- und Naturgefühl des großen Heiligen von Assisi begonnen hatte, „die Außenwelt in ihrer Wirklichkeit und in ihrer Geschichte in die eigene Seele aufzunehmen". Damit hatte das Mittelalter, das die Welt mit dem Maßstab des eigenen Innern gemessen hatte, aufgehört. Die Wiedergeburt der Zeiten kündigte sich an. Daß diese auch im Normannenreiche nationalitalienisches und zum späteren Humanismus überleitendes Gepräge erhielt, dafür sorgte die schon seit 1220 hervortretende Schule von Capua. Deren humanistischer Geist erfüllte jene Männer — vor allem Pier delle Vigne —, die sich um den Kaiser sammelten, der selbst Freude an der rhetorischen Literatur seines Hofes hatte. Langobarden waren es zumeist, die dieser Schule angehörten. Indem diese Beziehungen zu der gleichfalls vielfach langobardischen Städtekultur des nördlichen Italien anknüpften, halfen sie, die nationalitalienische Kulturbewegung der Renaissance vorzubereiten. Die hier im Süden erblühende rhetorische Literatur hatte schon das Streben nach höherer Entfaltung formaler Kunst. Auf ihrem so dürftigen Boden erwuchs „die giftige Satire, die schmuckreiche, manchmal mythologische Landschaftsschilderung, der groteske Bettelbrief, den die späteren Humanisten so gut verstanden, das derb erotische Idyll". Auf ihrem Boden erwuchs auch die Neigung, die Person des Kaisers zu antikisieren. Dies geschah nicht zuletzt auch durch die sizilische Dichterschule der Ritterlichen und der Juristen am Hofe. Diese ist für die Verbreitung der neuen, provençalischen Lyrik in Italien und damit für die Geschichte der italienischen Literatur von entscheidender Bedeutung. Friedrich dichtete selber Kanzonen im Volgare. Dante hat ihn deshalb als Vater der italienischen Poesie gefeiert. Die Neigung zu antikisieren gab auch der Bautätigkeit des Kaisers zeitweilig die Richtung. Bezeugt ist ferner seine Vorliebe für antike Skulpturen, die er, seiner Zeit vorauseilend, sammelte. Auch Augustalen prägte er in der Art der altrömischen Kaisermünzen.

Friedrich II. ist weniger ein Neuschöpfer. Sein monumentales sizilisches Gesetzgebungswerk ist ohne die weise Vorarbeit seiner normannischen Ahnen, seine und seines Hofes Kulturarbeit ohne die verständnisvolle Pflege der fremden, vorgefundenen Kulturen durch die normannischen Könige undenkbar. Die Größe dieses Kaisers liegt darin, daß er die lebenskräftigen und lebenweckenden Elemente der sizilischen Mischkultur in seiner allseitigen Persönlichkeit zusammenfaßte. Indem dieser Sizilianer allen sichtbar mehrere Jahrzehnte auf die eine Hochwarte des Abendlandes gestellt ward, wirkte er für die Kultur, deren Träger er war, beeinflußte er das Geistesleben des Abendlandes, wies er den Weg zur Vita nuova der italienischen Renaissance, aber auch zum deutschen Geistesfrühling im 14. Jahrhundert.

Schon 1271 schreibt der Notar Heinrich von Isernia einen Brief an die böhmische Königstochter Kunigunde über die Schönheiten Siziliens. Als ehemaliges Mitglied der sizilischen Dichterschule brachte dieser die wesentlichsten Elemente der südlichen Kultur der Epoche Friedrichs II. nach Prag. Später lernte dort in der Kanzlei Karls IV. Johann von Neumarkt die Stilkunst von jenem Pier delle Vigne, der den Manifesten unseres Staufers die zu dem späteren Humanismus hinleitenden Formen gegeben hatte. Indem schließlich auch die Majestas Carolina den Liber Augustalis Friedrichs II. nachahmte, werden die Zusammenhänge offenbar, die vom sizilischen Kaiserhofe zum deutschen Frühhumanismus führen.

Abseits der geistig bewegten Oberschicht unseres Volkes hatte die Erinnerung an den letzten staufischen Kaiser eine wahrhaft deutsche Mission zu erfüllen. Das dämonische Schicksal dieses Tatenmenschen war schon zu dessen Lebzeiten in Italien zum Mythus und der Mythus zur Sage geworden. Jenseits der Alpen wurde die aller individuellen Züge bare Mär von dem Kaiser, der da wiederkommen und die Welt in allem Geistlichen und Weltlichen erneuern solle, von den breiteren Volkskreisen mit Gier aufgegriffen und zum nationalen Eigengut gewandelt. Dieses kleidete den deutschen Einheitsgedanken ein und rettete ihn in eine bessere Zeit hinüber, in der der deutsche Mensch nicht des Streites müde von den Taten der Vergangenheit nur träumte, sondern in der er von den Kraftnaturen seiner großen Geschichte gelernt hatte, daß es für den Deutschen im Herzlande Europas eine Schicksalsforderung ist, selber ein Kämpfer zu sein.



Bildnis des Kaisers Friedrich II.
auf der Stammtafel der Ludolfinger

In fünf Jahrtausenden von der Seide zur Kunstseide

Von Univ.-Prof. Dr. A. Binz

Rohstoffe für die Ernährung findet der Mensch überall, wo die Erde fruchtbar ist, aber die Rohstoffe für das zweite wichtige Erfordernis unseres Daseins, die Bekleidung, sind in ihrem Vorkommen nicht nur an die Fruchtbarkeit gebunden, sondern heften sich nach Menge und Beschaffenheit an einzelne über den ganzen Erdball spärlich verteilte Standorte, von denen darum die Verbraucher allenthalben abhängig wurden. Das hat zu Verwicklungen geführt, die zu den spannendsten in der Wirtschaftgeschichte gehören und die zu verfolgen von Interesse ist.

Dramatisch begann schon in alter Zeit die Geschichte der Seide. Die Verwendung der Seidenraupe wurde etwa um das Jahr 2650 vor Christi Geburt von einer chinesischen Kaiserin erfunden. Auf die Ausfuhr der Eier der Raupe stand Todesstrafe. Zwar wurden seidene Garne und Gewebe an die am Indus wohnenden Skythen verkauft, von ihnen an die Parther, und diese brachten sie nach Rom, aber die Landwege nach China wurden von den Parthern geheimgehalten und überwacht, und erst im Jahre 552 nach Christus gelangte die Kunst der Seidenzucht nach Europa. Eine vornehme Chinesin schmuggelte ihrem Bräutigam, einem Prinzen von Khotan, zuliebe die Eier der Seidenraupe in ihrem Kopfputz über die Grenze, und durch irgendeine List bemächtigten sich byzantinische Mönche der kostbaren Ware und brachten sie in hohlen Bambusstäben zum Kaiser Justinian. Von da an verbreitete sich die Seidenzucht im südlichen Europa, wo sie noch heute heimisch ist.

Auch die Gewinnung der Wolle beschränkte sich im Altertum, insoweit die feinste Ware in Betracht kam, auf ein einziges Land, nämlich Spanien. Die Zucht des dortigen Merinoschafes brachten die Mauren zu besonderer Entwicklung und sie suchten, geradeso wie ehedem die Chinesen bei der Seidenraupe, die Ausfuhr der Tiere



Neue Seidenstoffe nach Entwürfen von Prof. Fritz August Breuhaus und Maria May
(Aus der Ausstellung der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, München)

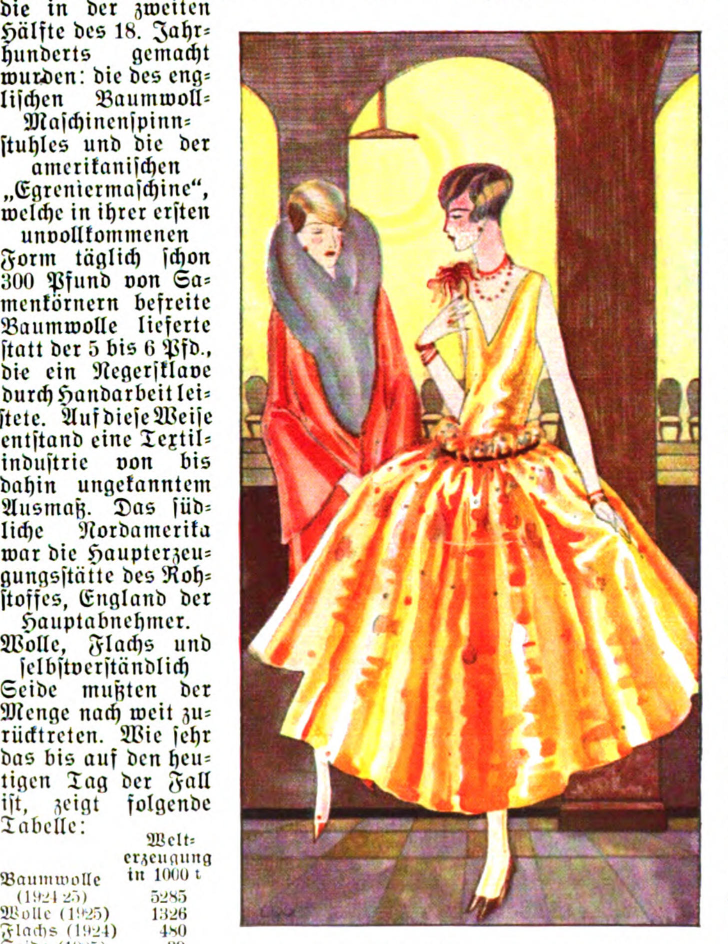
durch Todesstrafe zu verhindern. Erst seit 1723 brachte man Merinoböcke nach anderen Ländern und kreuzte sie mit den dortigen Schafrassen, ohne daß es dadurch gelungen wäre, gerade in den Ländern mit hochentwickelter Textilindustrie die notwendigen Mengen Wolle zu erzeugen. Fast überall blieb man in der Verlegenheit, welche 1516 Thomas Moore in seiner „Utopia" in bezug auf England mit den Worten kennzeichnete, „daß das Schaf den Menschen von den Feldern verjage"; d. h. die Landwirtschaft hat zu wählen, ob sie Getreide für die menschliche Ernährung oder Textilrohstoffe für die Bekleidung wachsen lassen will; wo das letztere geschieht, verkürzt man die Gewinnung von Brot aus eigener Scholle. Aus diesem Grunde, und weil auch bei möglichster Pflege der europäischen Wollzucht der große Bedarf der britischen, deutschen usw. Textilindustrie sich doch nicht aus Inlandmaterial decken ließe, hat man sich in die Abhängigkeit von einigen wenigen Ländern begeben, wo die Kreuzung mit Merinoböcken besonders gut gelang. Es sind dies Australien, Argentinien, Uruguay und Südafrika. Von hier aus wird der große Weltbedarf gedeckt. Nur Nordamerika versorgt selbst einen erheblichen Teil seiner Wollspinnereien.



Seidenmode der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts: Die Schwestern
Gemälde von Paul Kießling in der Staatlichen Galerie zu Dresden

Neben Wolle und Seide war Flachs der wichtigste Textilstoff früherer Jahrhunderte. Zwar kannte man in warmen Gegenden der Alten und der Neuen Welt die Baumwolle, aber sie spielte keine große Rolle, und zwar deshalb nicht, weil die Fasern an den Samen sitzen und von diesen in mühsamer Handarbeit abgezupft werden mußten, während die Flachsfaser im Stengel der Pflanze unter dem Bast haftet und verhältnismäßig leicht durch einfaches Aufhäufen der ausgerauften Stengel abgetrennt werden kann, wobei sich durch Fäulnis („Röste“ = Rotten, Faulenlassen) die verschiedenen Bestandteile von selber lösen und nur noch einiger mechanischer Nacharbeit bedürfen, um den reinen Flachs hervortreten zu lassen. Eine weitere Ursache der Überlegenheit des Flachses bestand darin, daß dieses langfaserige Material sich leicht mit der Hand verspinnen läßt, die viel kürzere Baumwollfaser dagegen nicht. Die vollkommene Umkehrung dieser Verhältnisse trat durch zwei Erfindungen ein, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gemacht wurden: die des englischen Baumwoll-Maschinenspinnstuhles und die der amerikanischen „Egreniermaschine“, welche in ihrer ersten unvollkommenen Form täglich schon 300 Pfund von Samenkörnern befreite Baumwolle lieferte statt der 5 bis 6 Pfd., die ein Negersklave durch Handarbeit leistete. Auf diese Weise entstand eine Textilindustrie von bis dahin ungekanntem Ausmaß. Das südliche Nordamerika war die Haupterzeugungsstätte des Rohstoffes, England der Hauptabnehmer. Wolle, Flachs und selbstverständlich Seide mußten der Menge nach weit zurücktreten. Wie sehr das bis auf den heutigen Tag der Fall ist, zeigt folgende Tabelle:

	Welterzeugung in 1000 t
Baumwolle (1924/25)	5285
Wolle (1925)	1326
Flachs (1924)	480
Seide (1925)	39
Kunstseide (1925)	79



Seidenes Teekleid. Aquarell von Lotte Wernekink

Dieses Vorwalten der Baumwolle hat zu zwei tragischen Verwicklungen geführt.

Die erste durch Baumwolle verursachte wirtschaftliche Katastrophe war der Niedergang der schlesischen Leinenindustrie. So bedeutend war sie im Mittelalter, daß nicht einmal der Dreißigjährige Krieg ihr ernstlichen Schaden brachte. Als aber infolge der beiden oben genannten Erfindungen billige britische Kattune in steigenden Mengen den Weltmarkt überschwemmten, begann die Not des schlesischen Webers. Andere erschwerende Umstände kamen hinzu: Schutzzölle in England, Österreich, Rußland, durch welche diese Absatzgebiete den Schlesiern verloren gingen; schließlich die Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1808 in Preußen und dadurch eine Überfüllung hauptsächlich des Standes der Zwischenhändler im Leinengewerbe. Zwar hatte Napoleon nach Erlaß seiner Kontinentalsperre in großzügigster Weise versucht, auf dem Festlande Ersatz für die Waren zu schaffen, deren Einfuhr aus England er verbot; er setzte zum Zweck der Stärkung des festländischen Leinengewerbes gegen den britischen Kattun im Jahre 1810 einen Preis von 1 Million Franken für die Erfindung einer Maschine aus, welche es gestatten würde, die Handspinnerei des Flachses so zu überholen, wie es durch die Erfindung der englischen Baumwollspinnmaschine auf dem Gebiete der Baumwolle geschehen war. Tatsächlich erfand im Moment des Zusammenbruches des Kaiserreichs Philipp de Girard eine solche Maschine, welche in späterer Zeit Bedeutung erlangte. Aber die schlesischen Leinenfabrikanten bedienten sich dieses Fortschritts im allgemeinen nicht. Gerhart Hauptmann hat sie in ihrem rücksichtslosen Erwerbstrieb richtig geschildert. Ihnen stand ein so billig mit der Hand spinnendes Proletariat zur Verfügung, daß nur die

wenigsten von ihnen sich veranlaßt sahen, Geld für Maschinen auszugeben. So siegte also „King Cotton“, und dadurch kam es, daß im Jahre 1844 der tägliche Erwerb einer Weberfamilie etwa 1 Silbergroschen betrug.

Die zweite Erschütterung erfolgte nicht durch die Zufuhr von Baumwolle, sondern durch das Gegenteil, den zeitweisen Mangel an Baumwolle in den großen britischen Textilzentren. Als im nordamerikanischen Sezessionskrieg von 1861 bis 1864 die Nordstaaten durch die Blockade der Südstaaten deren Abfall verhindern und die Befreiung der Negersklaven erzwingen wollten, hörte die Ausfuhr von Baumwolle aus den Südstaaten fast vollkommen auf. Die Folge war eine „Baumwollhungersnot“ in England, wo rund ein Siebentel der ganzen Bevölkerung direkt oder indirekt von der Verarbeitung der Baumwolle lebte. Allein in Lancashire mit Manchester als Zentrum, mußten 1979 Fabriken ihren Betrieb einschränken oder einstellen. Im Mai 1862 waren 60 000 Arbeiter beschäftigungslos, 200 000 arbeiteten mit verkürzter Zeit. Im Jahre 1862 fielen in Lancashire durchschnittlich 24,1 Prozent der Bevölkerung der Armenpflege zur Last, 1863 waren es 13,7 Proz. und 1865 noch 5,2 Prozent. Insgesamt wurden 5 Millionen Pfund Sterling für Unterstützung ausgegeben. Die Unternehmer verloren etwa 28,5 Millionen Pfund Sterling, die Arbeiter 33 Millionen Pfund Sterling, die Ladeninhaber 4,7 Millionen Pfund Sterling.

Deutschland hat viel Schlimmeres im Kriege erlebt, aber man muß bedenken, daß jene Katastrophe für England — und in kleinerem Umfange für andere weniger große Industrieländer — im tiefsten Frieden eintrat, nur weil in weiter Ferne ein lokaler Krieg entbrannt war, der zufällig ein Baumwollzentrum betraf. Durch ein solches Vorkommnis werden nicht sowohl die Käufer fertiger Waren betroffen, denn diese können sich zunächst ohne Stoffe helfen, die zum Teil der Mode und dem Luxus dienen. Die wirtschaftliche Gefahr liegt vielmehr darin, daß von der reichlichen Zufuhr der Baumwolle die mannigfachsten Betriebe abhängen: Spinnereien; Webereien; Bleichereien; Färbereien; Druckereien; Appreturanstalten; Wäschereien; die Industrie, welche alle diesen Fabriken die Maschinen liefert; die andere Industrie, welche Bleichmittel, Beizen, Farbstoffe, Appreturstoffe, Waschmittel herstellt; schließlich die Gewerbezweige des Nähens, Schneiderns und Verkaufens.

Kein Textilrohstoff birgt darum solche Abhängigkeiten in sich wie die Baumwolle, denn sie wächst reichlich einstweilen nur in den Vereinigten Staaten, welche im Jahre 1924/25 56 Prozent des Weltbedarfs deckten; Britisch-Indien bringt 21 Prozent des Weltbedarfs hervor, aber die Ware ist minderwertig. Vortreffliche Qualität liefert Ägypten, indessen ist es relativ wenig. Da somit das amerikanische Monopol eine Gefahr für die Welt bedeutet, so sucht man allenthalben neue Stätten zur Züchtung reichlicher und guter Baumwolle. Das war es, was Deutschland von seinen Kolonien erhoffte, Frankreich wünscht dasselbe von den seinigen; in England gründete man im Jahre 1919 The Empire Cotton-growing-corporation, woraufhin es gelang, die Baumwollernte im Sudan von 31 000 Doppelzentnern (Jahresdurchschnitt vor dem Kriege) auf 85 000 Doppelzentner (1924) zu heben. In Brasilien, Argentinien, Peru und Mexiko steigen gleichfalls die Erträge der Baumwollernte. In Asien wetteifern Rußland, China und Korea mit der Hebung der Baumwollpflanzungen. —



Seidene Pyjamas. Aquarell von Ludwig Kainer

Während die bisher betrachteten Wandlungen in der Textilindustrie durch rein wirtschaftgeographische Vorgänge bedingt sind, erleben wir seit einiger Zeit eine Änderung, bei welcher nicht die Wirtschaft-



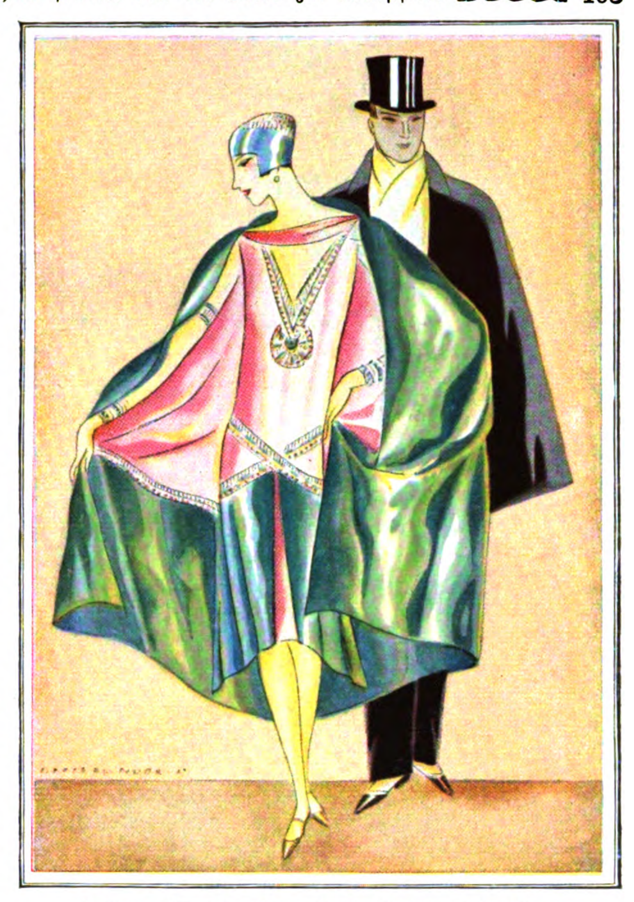
Seidene Besuchskleider. Aquarell von A. Ganz-Offterdinger

geographie, sondern die Chemie die Gesetze des Geschehens vorschreibt.

Wie fast alle großen Erfindungen so wurzelt auch die der künstlichen Seide in mehreren Vorgängen, die zum Teil weit zurückliegen. Als erster hat Réaumur 1734 in seinem Buche „Mémoire pour servir à l'histoire des insectes" den Gedanken ausgesprochen, es müsse sich ein Ersatzstoff für Seide finden lassen. Offenbar sagte er sich, das Spinnen der Seidenraupe, welches auf dem Ausdrücken eines fadenförmig erhärtenden sirupösen Saftes beruht, müsse sich mechanisch nachahmen lassen, wenn man nur eine entsprechende zähflüssige Masse hätte. Ihre Gewinnung aus Cellulose wurde vorbereitet, als im Jahre 1844 der englische Fabrikant John Mercer fand, daß Baumwollgewebe durch Behandeln mit konzentrierter Natronlauge aufquellen. Baumwolle besteht aus Cellulose; Mercer hat also die wichtige Entdeckung gemacht, daß man Cellulose chemisch verändern kann, ohne sie zu zerstören. Die zweite derartige Reaktion fand im Jahre 1846 Prof. Christ. Friedr. Schönbein durch Herstellung von Nitrocellulose aus Cellulose mit Hilfe von Salpetersäure und Schwefelsäure. Diese Nitrocellulose quillt zu einem Gemisch von Alkohol und Äther zu einer Gallerte auf. Ähnliches zeigte sich, als 1857 Schweitzer eine Lösung von Kupferhydroxyd in Ammoniak auf Cellulose einwirken ließ, und wiederum die gleiche Erscheinung beobachteten 1892 Croß, Bevan und Beadle, als sie einerseits Mercers „Natroncellulose" mit Schwefelkohlenstoff in „Viskose" überführten und andererseits aus Cellulose mit Hilfe gewisser Chemikalien „Acethylcellulose" herstellten. Bei all diesen Reaktionen kommt man unmittelbar oder nach Zusatz eines Lösungsmittels zu einer sirupösen, zu Fäden ausziehbaren Masse, wobei die Fäden nach Wegdunsten oder Wegwaschen des Lösungsmittels fest werden und eine glatte wie Seide glänzende Oberfläche haben. Somit war eigentlich schon seit der Zeit Schönbeins Réaumurs Gedanke erfüllbar, aber es dauerte lange bis zur Ausführung. Die Technik ging, wie es fast stets der Fall ist, mannigfach verschlungene Wege: Die vielfachen Eigenschaften von Schönbeins Nitrocellulose wurden zur Grundlage für die Herstellung von Kollodium, rauchschwachem Pulver, Celluloid, photographischen und kinematographischen Filmen. Mercers Reaktion führte zu Anfang der 1890er Jahre zur Erzeugung von „Kreppeffekt", indem Kattun, streifenförmig mit Natronlauge durchtränkt, an den freigebliebenen, durch Aufdruck einer besonderen Masse vorher geschützten Stellen regelmäßige Kräuselungen und Falten wirft. Es ist eines der elegantesten Verfahren der Textilindustrie und erzeugt auf chemischem Wege sofort plastische Muster, die sonst nur in langsamer Webarbeit zustande kommen. Um die zu starke Verkürzung der Baumwolle bei der Einwirkung der Natronlauge auszugleichen, erfanden bald darauf die Krefelder Färber Thomas und Prevost das Mercerisieren unter gleichzeitiger maschineller Spannung. Hierbei zeigte sich die überraschende Wirkung, daß die gequollenen Fäden eine pralle Oberfläche erhalten und dadurch einen deutlich seidigen, wenn auch matten Glanz annehmen.

Inzwischen hatte schon seit 1884 Graf Hilaire de Chardonnet in Besançon bewußt die neue Chemie der Cellulose mit dem Gedanken von Réaumur verknüpft und sich

dabei der Nitrocellulose Schönbeins bedient. Im Jahre 1890 konnte er die erste Kunstseide im Großbetrieb herstellen, aber sie war feuergefährlich, da sie ja aus Nitrocellulose bestand, und erforderte deren chemische Rückverwandlung in Cellulose. So kam es, daß allmählich die von Mercer, Schweitzer, Croß, Bevan und Beadle gefundenen Reaktionen für die Gewinnung von Kunstseide herangezogen wurden. Sie alle, ebenso wie die von Schönbein, werden heute noch verwendet, aber bei weitem die Hauptmenge der künstlichen Seide, etwa 88 Prozent, gewinnt man ohne die Reaktionen von Schönbein und von Schweitzer und nur durch Kombination der Reaktionen von Mercer, Croß, Bevan und Beadle, weil dieses Verfahren das billigste ist, also durch Überführen von Cellulose mit Natronlauge und Schwefelkohlenstoff in Viskose. Im übrigen haben hierzu die genannten englischen Chemiker nur die Grundlagen geliefert, die sehr wichtigen, in den Jahren 1905—1907 gefundenen Einzelheiten der Durcharbeitung verdankt man den deutschen Chemikern Max Müller und W. Vieweg. Es ist einleuchtend, daß ein Gebiet, welches erst in Jahrzehnten und durch das Wirken so vieler tüchtiger Fachleute allmählich entstehen konnte, immer noch nicht abgeschlossen ist. Aus diesem Grunde ist die Herstellung der Kunstseide Gegenstand der Forschung in dem von R. O. Herzog geleiteten Kaiser Wilhelm-Institut für Faserstoffchemie in Berlin-Dahlem, um so mehr als nicht nur der rein chemische und physikalisch-chemische Teil der verschiedenen Verfahren stets neue Probleme stellt, sondern auch der apparative Teil der ständigen Durcharbeitung bedarf. So verwickelt die Einzelheiten sind, so einfach ist das Prinzip, indem man die sirupöse Viskose, entsprechend der Art wie die Seidenraupe ihren Saft durch Muskelkraft auspreßt, vermittels Druckluft aus Metalldüsen von 0,1 mm Rohrweite in ein „Fällbad“ austreten läßt. Die Düsen bestehen meistens aus einer Legierung von Platin mit Gold, da diese von der Viskose nicht angegriffen wird. Das Fällbad enthält eine Lösung von Glaubersalz in etwa 18prozentiger Schwefelsäure. Hier zerfällt die Viskose in ihre Bestandteile, indem die Cellulose regeneriert wird. Sie unterscheidet sich also von dem Ausgangsmaterial nur noch dadurch, daß ihr alle pflanzliche Struktur genommen ist, und sie die glatte, glänzende, halb durchscheinende Beschaffenheit der echten Seide angenommen hat. Ähnlich wie beim Abhaspeln der Seidenkokons werden die Fäden auf Spulen aufgerollt.



Seidener Mantel. Aquarell von A. Ganz-Offterdinger

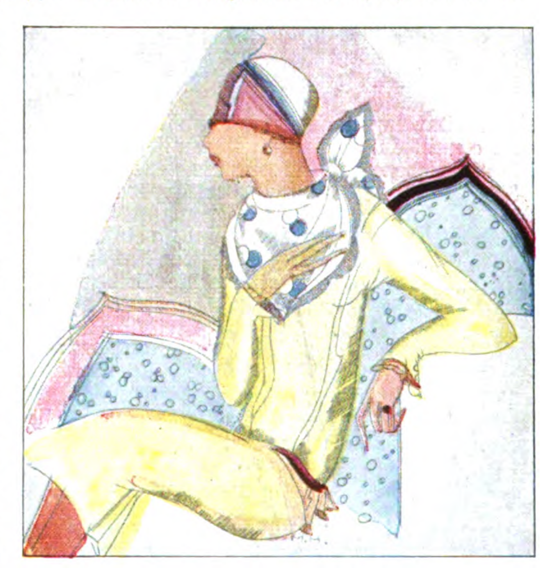
Welches ist nun die Bedeutung der neuen Industrie? Das Wort Kunstseide führt irre; denn obgleich es historische Berechtigung hat, insofern man wirklich ursprünglich einen Seidenersatz erfinden wollte, so erweckt es doch insofern einen falschen Eindruck, als es nicht das Ziel der heutigen Kunstseidenindustrie ist, ein Surrogat für einen edlen Luxusstoff zu liefern. Die Kunstseide kann die echte Seide schon deshalb nicht ersetzen, weil sie nicht deren außerordentliche Festigkeit besitzt. Darum wird Kunstseide die Naturseide niemals verdrängen, obgleich sie sie der Menge nach bereits überholt hat, wie aus obiger Tabelle hervorgeht. Wer aber eine vollwertige edle Ware haben will, wird stets echte Seide kaufen, ebenso wie echtes Silbergeschirr nie durch eine silberähnliche Legierung oder versilberte Ware zurückgedrängt werden wird. Die bleibende Bedeu-



Seidenes Stilkleid
und unten seidenes Teekleid
Zeichnungen von Marlice Hinz

tung der Kunstseide liegt zunächst darin, daß sie infolge ihres erschwinglichen Preises dem Schönheitsbedürfnis der breiten Volksmassen in allen Ländern entgegenkommt. Ursprünglich verwandte man Kunstseide für Phantasieartikel und Posamente, man ging dann aber zur Herstellung von Geweben für Trikots, Sportjacken, Futterstoffe, Strümpfe usw. über, so daß Kunstseide mehr und mehr dem täglichen Gebrauch dient. Die Preise betrugen am 3. Januar 27 pro Kilogramm im Großhandel: für Naturseide 70, Kunstseide 13,50, Wolle 9,50, Baumwolle 1,19 Mark. Es kann also jedermann gegen eine geringe Mehrausgabe glänzende Stoffe erhalten, die dem Auge einen größeren Reiz bieten als Wolle oder Baumwolle Daher kommt es, daß die Welterzeugung der Kunstseide von 600 Tonnen (1896) auf 6000 Tonnen (1912), 44 000 Tonnen (1923), 79 000 Tonnen (1925) gestiegen ist. Für 1926 schätzt man die Welterzeugung auf etwa 100 000 Tonnen.

Eine zweite Ursache für die wachsende Bedeutung der Kunstseide liegt auf einem Gebiete, das uns wieder zu ihrer Entstehungsgeschichte zurückführt. Es wurde bereits gezeigt, wie weitverzweigt diese Geschichte in die Vergangenheit zurückreicht, und wir kommen zum Schluß dieser Betrachtung zu der grundlegenden Wandlung, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ganz andere Industrie, die des Papieres, dadurch erfuhr, daß man genötigt war, an Stelle der ursprünglich ausschließlich verwendeten Baumwoll- und Leinenlumpen Holz als Rohstoff heranzuziehen und aus dem Holz Zellstoff, d. h. reine Cellulose zu gewinnen. Obgleich Schönbein und Mercer nur mit Baumwolle arbeiteten, gelingen ihre Reaktionen doch ebenso gut mit Zellstoff aus Holz. Dieser Zellstoff wurde darum in der Folge das Ausgangsmaterial nicht nur für die Industrie des Papiers, sondern auch für die der Kunstseide, und somit wird einer der Rohstoffe für die Bekleidung aus dem überall erhältlichen Holz gewonnen, welches in seinem Vorkommen nicht wie Baumwolle, Wolle und Seide auf einzelne bevorzugte Länder beschränkt ist. Eine gewisse weltwirtschaftliche Beschränkung kann allerdings mit dem Bezug der zur Verarbeitung notwendigen Chemikalien, insbesondere des Schwefels, verbunden sein, indessen ist diese Schwierigkeit keine große, so daß die wirtschaftgeographischen Zufälligkeiten, welche bei den alten Textilrohstoffen so verhängnisvoll werden können, bei der Kunstseide jedenfalls nicht in dem Maße auftreten können. Aus diesem Grunde ist die Erfindung der Kunstseide vielleicht eine der größten Wandlungen auf dem Textilgebiete, deren Folgen sich erst dann werden abschätzen lassen, wenn die von Jahr zu Jahr steigende Welterzeugung der Kunstseide ihr bis jetzt uns noch unbekanntes Maximum erreicht haben wird.



Die Perle Nepomuk

Novelle von Georg Hirschfeld

Der junge Graf Johann Christian Schreck von Schliefenbach hörte endlich einmal das Glöckchen der Freiheit schlagen. Lange genug hatte er es auf Schloß Schliefenbach ausgehalten. Als einzige Gesellschaft seines gichtbrüchigen Vaters, mit dem er Schach gespielt, dem er alte französische Memoiren vorgelesen und dessen Schwerhörigkeit er mit seiner frischen, kindlichen Stimme bearbeitet hatte. Das Stammschloß, zwischen Hammelburg und Schweinfurt gelegen, hatte wenig Anziehendes. Gleichgültige fränkische Hügelwellen, versteckte Dörfchen dazwischen, Wein und Hafer. Auch die Nachbarschlösser lockten die zwanzig Jahre Johann Christians nicht zu häufigen Besuchen. Was gingen ihn die ältlichen und spitzen Komtessen an? Er interessierte sich weder für das Pianoforte, noch für die romantische Literatur. Die Gespräche drüben hatten etwas von altbackener Semmel und getrockneten Pflaumen. Kein Spiel im Freien, kein offenes Lachen, kein Tanz. Da hielt er sich lieber einsam im väterlichen Schloß und enttäuschte die verliebten Jungfrauen. Vor den steifen Porträten seiner Ahnen stand Johann Christian oft im Dämmerlicht und fragte, ob es ihm auch so ergehen sollte wie ihnen allen — mit hohen Schultern und säuerlichem Lächeln dazusitzen und über das verronnene Leben zu urteilen: „Na, es war wieder nichts."

Dabei hatte er den größten Respekt vor seinem Vater, diesem weisen Sparmeister, der ihre erbliche Armut mit soviel gräflicher Würde zu umkleiden wußte. Um seinetwillen hielt er die freudlose Jugend aus, lernte fleißig und begnügte sich mit seinen einsamen Träumen. An einem wunderschönen Oktobertag aber kam die große Überraschung. Da rief ihn der Vater zu sich und knurrte: „Kannst reisen, mein Junge. Sieh dir mal das Leben draußen an. Aber vernünftig." Nun gab es kein Schachspiel mehr und kein Memoirenlesen. Reisevorbereitungen wurden getroffen. Eines Morgens, als der Nebel eben in der warmen Sonne zerrann, stand eine Extrapost vor dem Schloß. Der alte Graf wußte einen Schliefenbach würdig zu entlassen. Das beklemmend schmale Reisegeld freilich, das er ihm mitgab, war eine interne Angelegenheit. Davon wußte niemand außer dem Reisenden selber und seiner einzigen Begleitung, seinem Diener.

Dieser Diener, Nepomuk mit Namen, war ein lebendiges Memento, das Johann Christian aus seiner überwundenen Lebensperiode mitnehmen mußte. Er kannte den Alten schon lange, von Kindheit auf, doch jetzt, als es zum erstenmal in die Welt hinausgehen sollte, sah er ihn mit neuen und feindseligen Augen an. Zu offenkundig war dieser wortkarge, mürrische Böhme als sein Vormund bestellt. Man fühlte förmlich die Unzahl von Vorschriften, die ihm der Vater auf die Seele gebunden hatte. Wie sollte da Johann Christian die gebührende Distanz zwischen Herrn und Diener wahren? Die gräfliche Selbstherrlichkeit, die draußen in der großen Welt doch die Hauptsache und eben erst von ihm erobert worden war? Bemerkungen der Kritik erlaubte sich der alte Nepomuk freilich nicht, aber der Ausdruck seines Gesichts sagte mehr als alle Worte. Jede Ausgabe, die sein junger Herr, noch heimlich rechnend, aber mit lässiger Gebärde machte, schien der Diener nicht für nötig zu halten. Er selbst lebte wie ein Bauernknecht und wies den Wein zurück, den der Graf ihm anbot. Dabei konnte es keinen aufmerksameren Reisemarschall als Nepomuk geben, und die Zärtlichkeit, mit der er unterwegs für saubere Betten und kräftiges Essen sorgte, erinnerte an Johann Christians Mutter seligsten Gedächtnisses. Dennoch — er würgte zwar seinen Ärger hinunter, aber Johann Christian betrachtete ihn doch nicht mit den Augen der Liebe, als er, im Fond der Postkutsche lehnend, den immer gleichen vierkantigen Rücken seines Bedienten musterte. Was war doch solch ein blauer Schwager Postillion neben ihm für ein anderer Kerl! Und die gräflich Schliefenbachsche Livree mit den verblichenen Tressen war schon recht schäbig. Johann Christian fürchtete, daß Nepomuk ihn in der Hauptstadt vor den Augen der eleganten Welt lächerlich machen könnte. Trug doch der alte Kerl sogar noch einen Zopf, diese längst entschlafene Mode, die man auf Schliefenbach noch respektierte, sonstwo aber im Laufe der dreißiger Jahre nur noch an sogenannten „Originalen" sah. Man konnte jedoch Nepomuk eher von seinem Kopf als von seinem Zopf trennen. Mochte nun der Vater noch so große Stücke auf dieses unausstehliche Faktotum halten, Johann Christian traute ihm nicht. Er hielt es mit den offenen Menschen, die ihr Herz auf der Zunge hatten — solch Duck-

mäuser aber mußte irgendwann einmal seine wahre Natur enthüllen. Vielleicht in der Freiheit, jetzt auf der Reise. So beschloß Johann Christian, auf den Diener ebenso achtzugeben wie jener auf den Herrn. Dies verschaffte ihm ein kleines Übergewicht.

Auf der Reise freilich verloren sich die mißtrauischen und empörten Gefühle allmählich. Die Fahrt ging durch den Taunus ins Neckartal hinein. Man blieb einen Tag in Heidelberg. Man kam durch das herbstbunte Baden nach Karlsruhe. In der Hauptstadt hatte der junge Graf einige Empfehlungen des Vaters auszurichten, um seine eigene zukünftige Existenz dort vorzubereiten. Aber das herrliche Wetter duldete ihn nicht lange in der etwas langweiligen, geradlinigen Residenz. Er hörte, daß die vornehme Welt sich noch in dem nahen Kurort Baden-Baden aufhielte, und setzte, auf Nepomuks stillen Protest nicht achtend, bald seine Reise fort. Nach Baden-Baden schien Nepomuk nur höchst ungern zu fahren, denn er mochte darin wegen der berüchtigten Spielbank eine Art Sündenbabel sehen. Um so mehr trieb es Johann Christian natürlich in das schöne Schwarzwaldtal. Nicht allein wegen der Spielbank, die freilich auch etwas dunkel Verlockendes für ihn hatte, sondern überhaupt des glühenden Lebensstromes wegen, der dort sein mußte und alle Phantasien der Einsamkeit zur Wirklichkeit machte. So fuhren sie denn in ihrer Extrapost nach Baden-Baden hinauf, durch mächtige Alleen, die in der bunten Pracht des Herbstes rauschten, durch freundliche Dörfer, wo barfüßige Kinder gelaufen kamen und schmucke Mädchen die Augen senkten oder auflachten in gutherzig spöttischem Jugendglück. Selig durchzog es das Gemüt des jungen Grafen. Er liebte sie alle, alle — die ganze Welt. Sogar dem Zopfe Nepomuks, der während der raschen Fahrt im Winde schaukelte, war er nicht mehr gram.

★

Bald spazierte nun der wohlgewachsene Kavalier, der sogleich Interesse erregte, auf Baden-Badens Kurpromenade. Es gestaltete sich so, daß Nepomuk, der ihm wie ein ernster Schatten folgte, sein Ansehen nicht schädigte, sondern ihm eher ein originelles Relief verlieh. Man erkannte den Grafen Schliefenbach an seinem Diener, und das, was ihn glücklich machte: Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, verdankte er im Grunde dem Lästigen. Dieser nahm ihm auch durch seine Ehrbarkeit alles Abenteurerhafte, so grotesk er sich selber ausnahm. Als sie ein Gartenkonzert besuchten, das nachmittags die ganze elegante Gesellschaft vereinigte, schickte Johann Christian Nepomuk voraus, damit er ihm als Kurier einen günstigen Platz reservieren möchte. Mit stolzer Miene dann höchstselbst herantrippelnd, bemerkte er zornig, daß der Diener einen sehr schlechten Platz inmitten des Gedränges gewählt hatte. Schon wollte er ihn deswegen zur Rede stellen, als er im nächsten Augenblick seine unmittelbare Nachbarschaft bemerkte, die wunderschöne Komtesse von Seidlitz, die er nur einmal auf Schliefenbach begrüßt hatte und jetzt plötzlich in der goldenen Freiheit wiedersah. Sie saß neben ihrer Tante, ohne den gestrengen Oheim, und war noch viel schöner geworden. Johann Christian schmunzelte Nepomuk an, aber der Alte machte ein undurchdringliches Gesicht — er schien sich an dem holden Zufall nicht das geringste Verdienst zuzuschreiben. Rasch war die Bekanntschaft erneuert. Der junge Graf wurde von den Damen, die sich schon rechtschaffen langweilten, sehr liebenswürdig aufgenommen, und nun kamen Stunden von herrlicher, scheuer Jugendlust. Als es dunkelte, war Johann Christian verliebt und trunken ohne Wein. Die Damen verschwanden wie die andern Badegäste — er blieb mit dem alten Nepomuk in dem düstern Garten allein. Aber nur jetzt nicht den Herbstgeruch des Todes atmen, der aus welken Gebüschen kam. Nur jetzt sich ganz dem leuchtenden, jungen Dasein, wo es sich voll entfaltete, in die Arme werfen! Wohin eilten denn die Leute alle, so unauffällig und geschäftig? Am Ende gar zur Spielbank?

„Werden wir nach Hause müssen, Herr Graf," äußerte Nepomuk mit seiner knurrigen Böhmenstimme. „Müssen Herr Graf doch gewiß heute abend noch einen Brief an gnädigen Herrn Vater schreiben. Morgen früh geht Post ab. Gnädiger Herr Vater hat seit vorgestern keinen Brief bekommen."

Also darauf war es wieder abgesehen! Ihn jetzt nach Hause zu schleppen, ihn im Gasthof trübe gefangen zu halten, und draußen lockte es, lachte es, rief es . . . Nein, nein. Daraus wurde nichts. Jetzt hieß es energisch bleiben. „Mein lieber Nepomuk, ich weiß allein, was ich heute noch zu tun habe. Ich danke dir bestens. Lege du dich nur aufs Ohr. Ich beabsichtige auszugehen."

Nach diesen Worten ließ er den Alten mit hochmütiger Miene stehen, drückte den Hut in die Stirn und strebte, sein Stöckchen

schwingend, einem unbekannten Ziele zu. Johann Christian kicherte leise — der Diener schien ob seiner Rebellion ganz verdutzt zu sein, denn er folgte ihm nicht. Bald wußte er, wohin man sich um diese Stunde in Baden-Baden begab: Ein kleines, leuchtendes Palais, etwas unheimlich abseits, außen vollkommene Stille, innen — nun, er wußte es selbst nicht, wie es geschah, aber er stand nach drei Minuten mitten im Gewühl. Noch niemals war er in einer Spielergesellschaft gewesen. Die Gesetze der Roulette kannte er nur aus französischen Romanen. Etwas hilflos hielt er deshalb Umschau und musterte die verzerrten Mienen der Menschen, die nachmittags mit so vornehmer Ruhe beim Gartenkonzert gesessen hatten. Jetzt hielt Satan sie in den Klauen. Gold flog hin und her, die Leidenschaften brannten. Was wollte Graf Schliefenbach, der arme Schlucker, hier? Er durfte ja nicht einmal dem Glücke die Hand bieten. Dennoch — der kühne Kriegsmut seiner Ahnen war in ihm erwacht. Er achtete sein treu behütetes Reisegeld plötzlich nur als Bettelgroschen. Er wußte, daß er vor dieser Schicksalsstunde nicht feige entfliehen durfte. Wenn er nur einen Anhalt gehabt hätte, wie, mit welcher Technik hier zu spielen war. Neben ihm stand ein hagerer Engländer in der Unfehlbarkeit seines nationalen Ernstes. Wie sonderbar — eben hatte er auf Rouge gewonnen, und nun ging er von der Glücksfarbe ab? Ohne einen Riesengewinn abzuwarten? Johann Christian überwand sich, den Fremden zu befragen. Doch dieser schüttelte nur lächelnd den Kopf und flüsterte mit seinen schmalen Lippen: „Nicht mehr gut." Aber in dem Grafen kam ein tollkühner Trotz auf. Er setzte zehn Gulden auf Rouge. Und Rouge gewann — nicht einmal, fünfmal. Große Erregung bemächtigte sich der Spielergesellschaft. Der Engländer erbleichte. Man hielt es für ein raffiniertes Manöver des neuen Fremden und umdrängte ihn. Doch ehe der berauschte Johann Christian in seiner Technik fortfahren konnte, fühlte er sich am Arm ergriffen. Er fuhr empört herum und sah Nepomuk vor sich.

„Was unterstehst du dich? Hinaus mit dir aus dem Spielsaal!"

„Müssen Sie mitkommen, Herr Graf! Müssen Sie! Beschwöre ich Sie im Namen Ihres gnädigen Herrn Vaters!"

Die Umstehenden hörten die Worte des Dieners und amüsierten sich.

„Halt deinen Mund!" tobte Johann Christian. „Du hast mir hier nichts hineinzureden! Ich entlasse dich!"

„Faites votre jeu, monsieur!" mahnte der Croupier.

„Jawohl! Natürlich! Ich lasse alles stehen! Alles auf Rouge!"

„Tun nicht, Herr Graf! Kommen mit!" Nepomuk zitterte.

„Hinaus mit dir, oder fürchte meinen Zorn!"

Jetzt entstand trotz des aufregenden Augenblicks eine allgemeine Heiterkeit, denn man hatte den Zopf des energischen Dieners bemerkt — man kannte ja dieses alte Original von der Kurpromenade.

„Rouge hat gewonnen! Tausend Gulden, mein Herr!"

Nepomuk stierte mit großen Augen auf das viele Geld, das zu seinem Herrn hinüberflog — dann machte er kehrt und lief in die Nacht hinaus. Er schien den vom Spielteufel Besessenen aufgegeben zu haben. Johann Christian hatte in diesem Augenblick eine neue Erleuchtung — er erinnerte sich, daß Lucie von Seidlitz ihm heute gesagt hatte, am 17. Oktober sei ihr Geburtstag. „Tausend Gulden auf Nummer siebzehn!" schrie er. Der Croupier zweifelte einen Augenblick, ob er dieses Wagnis annehmen sollte. Dann aber nickte er, und atemlose Spannung verfolgte die hüpfende Kugel. Sie blieb auf Nummer siebzehn liegen. Ein stürmisches Geschrei erscholl — Graf Schliefenbach hatte dreißigtausend Gulden gewonnen. Man umdrängte ihn, um ihn zu beglückwünschen. Aber die allzu gesunde Natur des jungen Mannes, der reinere Luft und früheres Schlafengehen gewöhnt war, protestierte jetzt plötzlich gegen die Wucht der Ereignisse. Es wurde ihm schwarz vor Augen, er fiel zu Boden, und mitleidige Seelen übergaben ihn, nachdem sie ihm seinen Gewinn in alle Taschen gestopft hatten, dem alten Nepomuk, der aus dem Dunkel wieder aufgetaucht war.

*

Nach schweren, schmerzlichen Träumen erwachte Johann Christian im Gasthofzimmer, das in heller Morgensonne lag. Er spürte nur noch einen leisen Druck im Hinterkopf und konstatierte freudig, daß seine Gesundheit nicht ernstlich gelitten hatte. Das Frühstück hatte Nepomuk ihm schon neben das Bett gestellt. Gierig griff er danach, um im nächsten Augenblick auch schon an seinen großen Schatz zu denken. Er befühlte den Rock, die Weste, das Beinkleid — nichts, nur das schäbige Reisegeld war vorhanden. Was war das? Äffte ihn ein böser Traum? Er hatte doch gestern abend dreißigtausend Gulden gewonnen?

Mit einem Satz war er aus dem Bett heraus und rief nach Nepomuk. Die Kammer des Dieners war leer. Furchtbare Ahnung, die schnell zur Gewißheit werden wollte — er hatte dem alten Schurken ja nie getraut. Der Hausknecht kam und erzählte, daß Nepomuk schon um die fünfte Stunde den Gasthof verlassen habe. Die Post habe er nicht benützt — niemand wisse, wohin er sich gewandt habe. Jetzt war also alles klar. Johann Christian schlug Lärm. Der ungeheure Diebstahl seines Bedienten wurde bei der Polizei zu Protokoll gebracht. Ganz Baden-Baden sprach davon. Aber die Verfolgung eines Defraudanten war dazumal noch eine schwerfällige Sache; man hielt sich zu lange beim Protokollieren auf. Johann Christian war tief unglücklich und spürte doch ein leises, brennendes Gefühl der Genugtuung, einer Schadenfreude seinem Vater gegenüber. Er hatte sich in dieser ‚Perle' nicht getäuscht. Fünf Tage vergingen, ohne daß die Polizei eine Spur fand. In diesen fünf Tagen ging die Saison des Kurortes zu Ende, und die Spielbank wurde für ein halbes Jahr geschlossen, ohne daß Graf Schliefenbach sein Glück noch einmal versuchen konnte. Das schmerzte ihn am allermeisten — so hatte der satanische alte Kerl ihm also doch noch die Hände gebunden. Und Lucie von Seidlitz war leidend, sie blieb mit ihrer Tante in einer einsamen Villa — Johann Christian sah das geliebte Mädchen nicht wieder. Es war eine sehr traurige Zeit.

Eines Abends saß der junge Graf allein in seinem Zimmer und las. Plötzlich klopfte es an der Tür. „Wer kommt da so spät noch?"

„Ich, Herr Graf!"

Diese Stimme! „Wer — ich —?"

„Nepomuk! Ach, machen bitte auf!"

Johann Christian stürzte zur Tür. „Unverschämter! Du wagst es —!"

„Natürlich wag' ich, Herr Graf! Kann ich doch nicht bei Nacht auf Straße bleiben!" Der Riegel war zurückgeschoben. Mit ruhiger Miene, wie sonst, und ordentlich gekleidet, durchaus nicht wie ein flüchtiger Verbrecher, stand Nepomuk vor seinem Herrn.

„Wo hast du mein Geld, Schurke? Wo bist du gewesen?!" schrie dieser und wollte den Dieb an der Kehle packen. Doch der gewissensreine Blick des Mannes entwaffnete ihn — er wußte nicht, was er aus ihm machen sollte. Nepomuk trat ungehindert ein und kramte schwerfällig einen Brief aus der Tasche. „Von gnädigen Herrn Vater," sagte er grinsend.

„Von meinem — —? Warst du in Schliefenbach?"

„Gewiß, Herr Graf. Wo soll ich sonst sein gewesen?"

„Wo ist das Geld . . .?"

„Habe ich dreißigtausend Gulden gnädigen Herrn Vater gebracht. Hier in Brief ist seine Empfangsbescheinigung."

Mit brennend roten Wangen stand Johann Christian da. Nach einer Weile erst fand er die Sprache wieder. „Wie durftest du dich denn unterstehen, mein Unwohlsein zu mißbrauchen, mir das Geld aus der Tasche zu nehmen und dich damit zu entfernen?"

„Bitte ich wegen Kühnheit um Verzeihung, Herr Graf, aber ging nicht anders. Hatte ich Verantwortung für Sie übernommen und wußte ganz genau, daß Sie Geld sofort wieder verlieren würden. Reisegeld noch dazu. Habe ich lieber die schönen dreißigtausend Gulden gerettet, und Herr Vater war ganz glücklich, als ich damit kam. Hat sie übrigens ausdrücklich auf Ihren Namen gebucht."

„Weißt du, um was du mich gebracht hast? . . . Inzwischen ist die Spielbank geschlossen worden . . ."

„War gut für Reisegeld, Herr Graf."

Johann Christian kapitulierte.

„Übrigens," begann Nepomuk wieder, den Schweiß von der Stirn trocknend, „habe ich unterwegs Extrapost mit Damen Seidlitz getroffen. Reisten eben ab und ließen Herrn Grafen noch herzlich grüßen."

„Haben sie dich denn eines Blickes gewürdigt?"

„Ach, wohnten ja so einsam. Haben von meinem Diebstahl nichts gewußt."

„Geht es der Komtesse besser?"

„Sah prächtig aus und gab mir Rose, die sie an Brust trug, mit. Hab' ich sie. Werde sie in Wasser stellen."

„Nein, gib her!" Johann Christian riß die Rose an sich. „Wir werden die Damen auf Schloß Seidlitz besuchen," setzte er dann mit würdevoller Miene hinzu.

„Wollen wir tun, Herr Graf. Ist bedeutend besser, als auf Spielbank gehen."

„Du bist ein unverschämter, unbegreiflicher Mensch, Nepomuk."

Nach diesen Worten verließ der Graf den Heimgekehrten. Das Glück umschimmerte ihn, aber er verlor sich nicht in süße Träume, sondern begab sich zunächst in ein Wirtshaus, wo er den Polizeiinspektor an seinem Stammtisch wußte. Er wollte den übereifrigen Beamten noch heute aufklären, damit die Verfolgung der Perle Nepomuk sofort zu Boden geschlagen würde.

Michael Pacher

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Worringer

Seitdem eines der beiden uns erhaltenen Hauptwerke Michael Pachers, der Kirchenväteraltar aus dem Dome zu Brixen, in der Münchner Alten Pinakothek eine Aufstellung erfahren hat, die jeden, der den Saal der frühen Deutschen betritt, gleich anprallen läßt gegen die dimensionale und stilistische Außerordentlichkeit dieses Werkes, ist der Name Michael Pachers auch dem großen Laienpublikum nicht mehr fremd. Aber eine rechte Vertrautheit zu der Erscheinung dieses Künstlers hat sich darum



Die Geburt Christi. Innenflügel vom Hochaltar zu St. Wolfgang



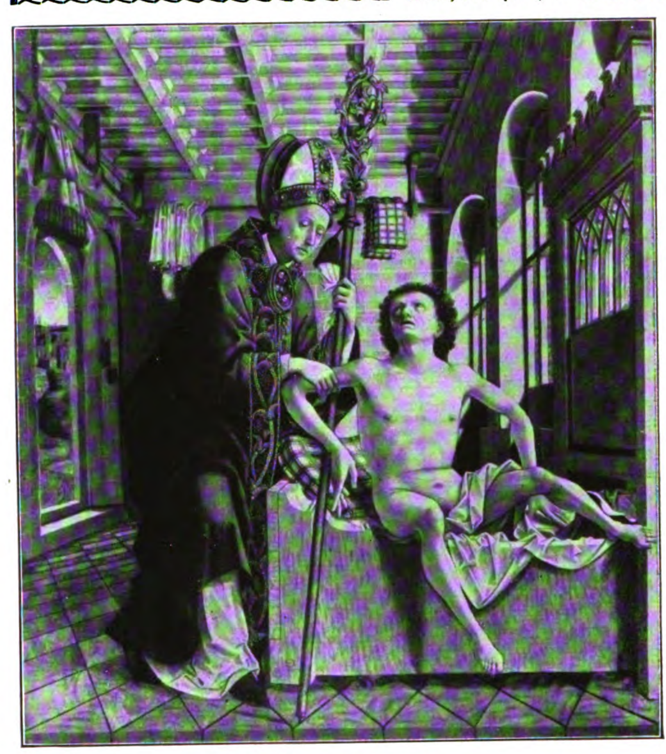
Bacchische Szene. Stich von Andrea Mantegna

wohl doch noch nicht eingestellt. Wohl spürte man, daß hier ein großer Eigenwilliger am Wort ist, aber was dieser Eigenwillige zu sagen hatte, das fällt zu sehr aus gewohnten Vorstellungen von deutscher Kunst heraus, als daß reibungsloses Verständnis ermöglicht würde. So bleibt kalter Respekt in der Endwirkung. Und das kann wohl auch kaum anders sein: Pacher kommt geographisch und stilistisch aus einer Sonderregion und auch für den Wissenden und Verehrenden bleibt er eine Spezialität innerhalb des deutschen Kunstzusammenhangs — aber eine seiner größten. Michael Pacher ist Tiroler und schon als solcher ein Grenzfall deutscher Kunst. Bruneck im Pustertal ist die Stätte seines Wirkens. Um 1440 geboren stirbt er in den neunziger Jahren, also zu einer Zeit, in der die Gestalt des jungen Dürer feste Umrisse zu bekommen beginnt. Pachers Todesjahr ist das Erscheinungsjahr von Dürers Apokalypse.

Man faßt gleich eine der wichtigsten Komponenten von Pachers Kunst, wenn man von seinem Tirolertum ausgeht. Sein künstlerischer Charakter ist durchaus durch diese gebirgsbäuerliche Note bestimmt. Hier liegen die tiefsten Wurzeln seiner Eigenwilligkeit. Besonders so weit sein Naturalismus in Betracht kommt. Denn es gibt einen Naturalismus, der jenseits aller stil- und zeitgeschichtlichen Bedingtheiten steht: das ist der ewige Bauernnaturalismus. Dem ist es immer selbstverständlich, in phrasenloser Wahrhaftigkeit die Dinge mit der ganzen Drastik eines Erst- und Elementareindrucks sprechen zu lassen. Das Nivellierende und Ausgleichende der Bildungsatmosphäre fehlt hier. Jedes Ding trägt in seiner Wiedergabe die ganze Last einer ungebrochenen und unmittelbaren Einmaligkeit. Und das gibt ihm eine gewisse überlebensgroße Eindringlichkeit der Erscheinung. Wenn das für alle bäuerliche Kunst gilt, so gilt es in gesteigertem Maße von gebirgsbäuerlicher Kunst. Hier fehlt nicht nur die Milderung durch eine die Eindrücke abschwächende Bildungsatmosphäre, sondern auch die Milderung durch die vermittelnde und darum abschwächende Kraft der wirklichen Atmosphäre. Klare, dünne Gebirgsluft kennt kein Spiel mit Übergängen. Groß und überbedeutsam läßt sie die Formen in nackter Großartigkeit hervortreten. Es gibt keine



Toter Christus. Gemälde von Andrea Mantegna. Mailand, Brera
Aufnahme Stoedtner

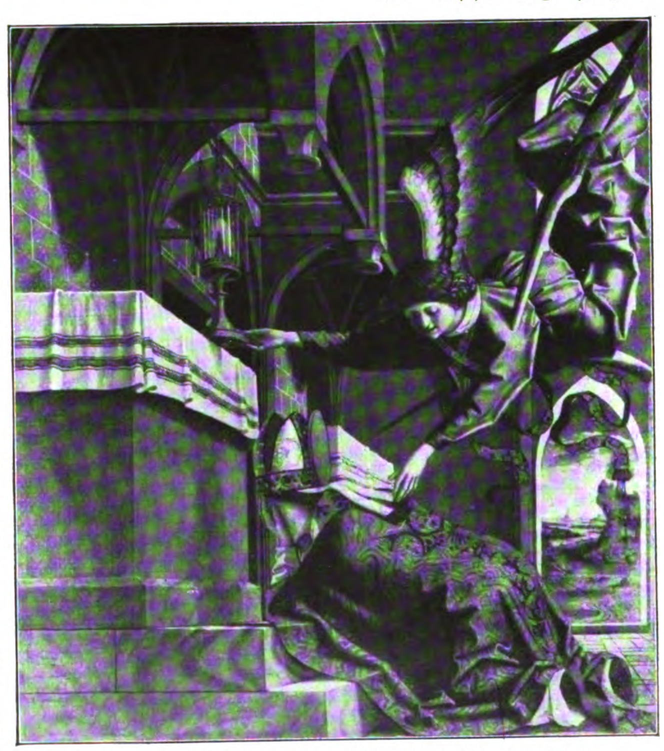


Der heilige Wolfgang schenkt einem Dieb wärmende Tücher. Vom Kirchenväter=Altar der Älteren Pinakothek zu München

Pachers muttersprachliches Teil ist mit diesen Hindeutungen gekennzeichnet. Jetzt heißt es, sein bildungssprachliches Teil kennzeichnen. Der Bildungssphäre seines künstlerischen Seins gehört es zunächst an, daß er Spätgotiker ist. Das heißt, auch er schreibt die eckige, scharfbrüchige, künstlich komplizierte Handschrift seiner Zeit, die ihr ideales Material immer im Holz gefunden hat, weil dessen eigenwillige Faserung und Struktur diesem Willen zur abstrakten Eckigkeit und Umständlichkeit der künstlerischen Formulierung schon auf halbem Wege entgegenkommt. Holzschnitzer bleibt der Spätgotiker, auch wenn er malt oder zeichnet oder in Stein modelliert. Dies Spätgotisch=Holzgeschnittene ist also die zeitbedingte Grundlage auch von Pachers Stil.

Aber ereignishaft wird die Erscheinung Pachers bessere Erziehung zum Großsehen als Gebirgsluft. Und nicht nur dem Körperhaften, sondern auch dem Raumhaften kommt dies zugute. Der Raum, im Flachland eine malerische Angelegenheit, wird hier zu einer plastischen Angelegenheit und prägt sich mit der Bestimmtheit einer ausmodellierten Hohlform dem Auge ein.

Pachers Raumformen, mögen sie Innenräume oder Außenräume sein, haben die überlebensgroße Prägnanz von Gebirgsräumen. Und auch alle andere Form läßt Gebirgsnähe, überklare Luft und ein kaltgrandioses Pathos der Weite spüren. Dem steht ein Pathos der Nähe gegenüber: jene bäuerliche Sachlichkeit, die sich vor die Dinge hinstellt und sie eindringlich nachbuchstabiert. Der Bauer spricht wenig, aber das Wenige mit epischer Breite.



Der heilige Wolfgang im Gebet um ein Wunderzeichen
Vom Kirchenväter=Altar der Älteren Pinakothek zu München



erst dadurch, daß ein Zeit- und Bildungserlebnis ganz anderer Art hinzutritt, — und das heißt Italien. Es geschieht das Paradoxe, daß dieser Tiroler Herrgottschnitzer, dieser Titan des gebirgsbäuerlichen Großsehens, dieser Besessene spätgotischer Umständlichkeit und Eindringlichkeit in den Bann italienischer Großkunst gerät und seiner harten Muttersprache nun den großen italienischen Tonfall abnötigt. Genauer gesagt: Michael Pacher wird zum Schüler der großen Paduaner und unterwirft sein spätgotisch-bäuerliches Formgefühl der heroischen Disziplin des Mantegna-Stiles.

Es ist nötig, den Ton anzuschlagen, der in der italienischen Kunstentwicklung Mantegna heißt, um diesen Vorgang lebendig zu machen. Beispiel sei der tote Christus der Mailänder Brera. Was ist das? Kein Stück Bauernrealismus, sondern ein Stück Gelehrtenrealismus Aber kein trockener Gelehrtenrealismus, sondern einer, der noch die ganze Leidenschaft ausatmet, mit der das Ideal wissenschaftlicher Gesetzlichkeit in aller Naturerfassung von diesem ersten großen Humanistengeschlechte angepackt wurde. Enthusiasmus wissenschaftlich strenger Naturerfassung ist es, der dieses Stück Anatomie, auf den ersten Blick ein Virtuosenkunststück bloßen Könnens, zu einer Monumentalhandschrift von tragisch-heroischer Großartigkeit aufwachsen läßt. So sieht es aus, wenn Naturstudium zum heroischen Ereignis wird, wenn anatomische Gewissenhaftigkeit zum Pathos



Links: Der heilige Gregor.
Rechts: Der heilige Ambrosius.
Vom Kirchenväter-Altar der Älteren Pinakothek zu München.



Der heilige Wolfgang zwingt den Teufel, ihm das Gebetbuch zu halten
Vom Kirchenväter-Altar der Älteren Pinakothek



Ausschnitt mit dem Kaiser Trajan aus dem Heiligen Gregor vom Kirchenväter=Altar zu München

eines heldischen Großstils wird. Aber die letzten Spannungen kommen diesem Stil nicht von der Natur, sondern von jenem idealen Überbau über alle Natur, der Antike heißt. Für Mantegna ist Naturstudium und Antikenstudium eins. Das gibt seinem Gelehrtenstil den großen synthetischen Atemzug und sichert ihm das Aristokratische der Erscheinung.

Mantegna war Oberitaliener. Und das heißt, daß er einen weiten Weg nach Rom hatte. Das zwingt ihn, um römische Größe zu ringen, mit allen Waffen einer leidenschaftlichen Besessenheit. Man mag von einer kalten Leidenschaftlichkeit sprechen, die hier am Werke ist, von einer Leidenschaftlichkeit, die sich jede Unmittelbarkeit versagt und sich zu allzuviel Bewußtheit und Gelehrsamkeit zwingt, aber es bleibt Leidenschaftlichkeit größten Stils. Immerhin merkt man es der Antike, die hier wiederersteht, an, daß sie durch dies erkältende Medium durchgegangen ist: sie hat etwas Maskenhaft=Großartiges, aber auch Maskenhaft=Starres bekommen. Fast möchte man sagen: Mantegna zeigt die heroisch=über=

triebene Grimasse des antiken Gesichts.

Aber das erklärt die Tatsache, daß gerade Mantegna der deutschen Kunst die Antike nahebringen konnte. Nur ein Oberitaliener mit unnatürlichem Spannungsverhältnis zur Antike konnte deutschen spätgotischen Ohren das Evangelium der antiken Wahrheit so grell und überdeutlich ins Ohr schreien, daß sie es in seiner fremden Idealität erfaßten. Nur einer, der selbst der Antike gegenüber ein Pathetiker der Distanz war, konnte die Distanz zu noch viel Entfernterem überbrücken.



Entfernung schafft Höhenluft. Die Antike lebt auf Mantegnas Bildern in kalter Höhenluft. Das glättete den Weg von Pacher

Ausschnitt mit dem heiligen Gregor vom Kirchenväter-Altar
Oben: Hände des heiligen Hieronymus vom Kirchenväter-Altar der Älteren Pinakothek zu München



Ausschnitt aus der Disputation des heiligen Wolfgang. Kirchenväter-Altar zu München

zu Mantegna. Der Effekt kalter Klarheit war ihm nicht ungewohnt, als er aus seiner wirklichen Höhenluft in diese geistige Höhenluft des Paduaner Kunsthumanismus kam.

Nicht nur das Anatomische des Körperlichen steht bei Mantegna in solch höhenluftartiger Überdeutlichkeit, sondern auch das Anatomische des Räumlichen. Der Name aber dieser Anatomie des Räumlichen heißt Perspektive. Wie Mantegna sie handhabt, wird sie — wie alles Naturgesetzliche bei ihm — zum Heroisierungsmittel seines Stils. Wenn er die perspektivi-



Ausschnitt mit Kopf und Händen aus dem heiligen Ambrosius des Kirchenväter-Altars der Älteren Pinakothek

schen Hebelarme eines Bildaufbaus anzieht — und er zieht sie bis zur letzten Spannung an — wird es zu einem dramatischen Ereignis. Jede Verkürzung von Körpern oder Raum bekommt ein Pathos des Außerordentlichen. Und nicht zum wenigsten ist es Folge dieser heroischen Verkürzungsdramatik, wenn dieser tote Christus wie ein antiker Heros aussieht.

Das also ist die große Stilschule, durch die der Tiroler Spätgotiker Michael Pacher hindurchgegangen ist. Urkundliches über sein Verhältnis zu den Oberitalienern der Zeit wissen wir nicht,



Linke Gruppe der Zuschauer aus der Beschneidung Christi des Hochaltars zu St. Wolfgang

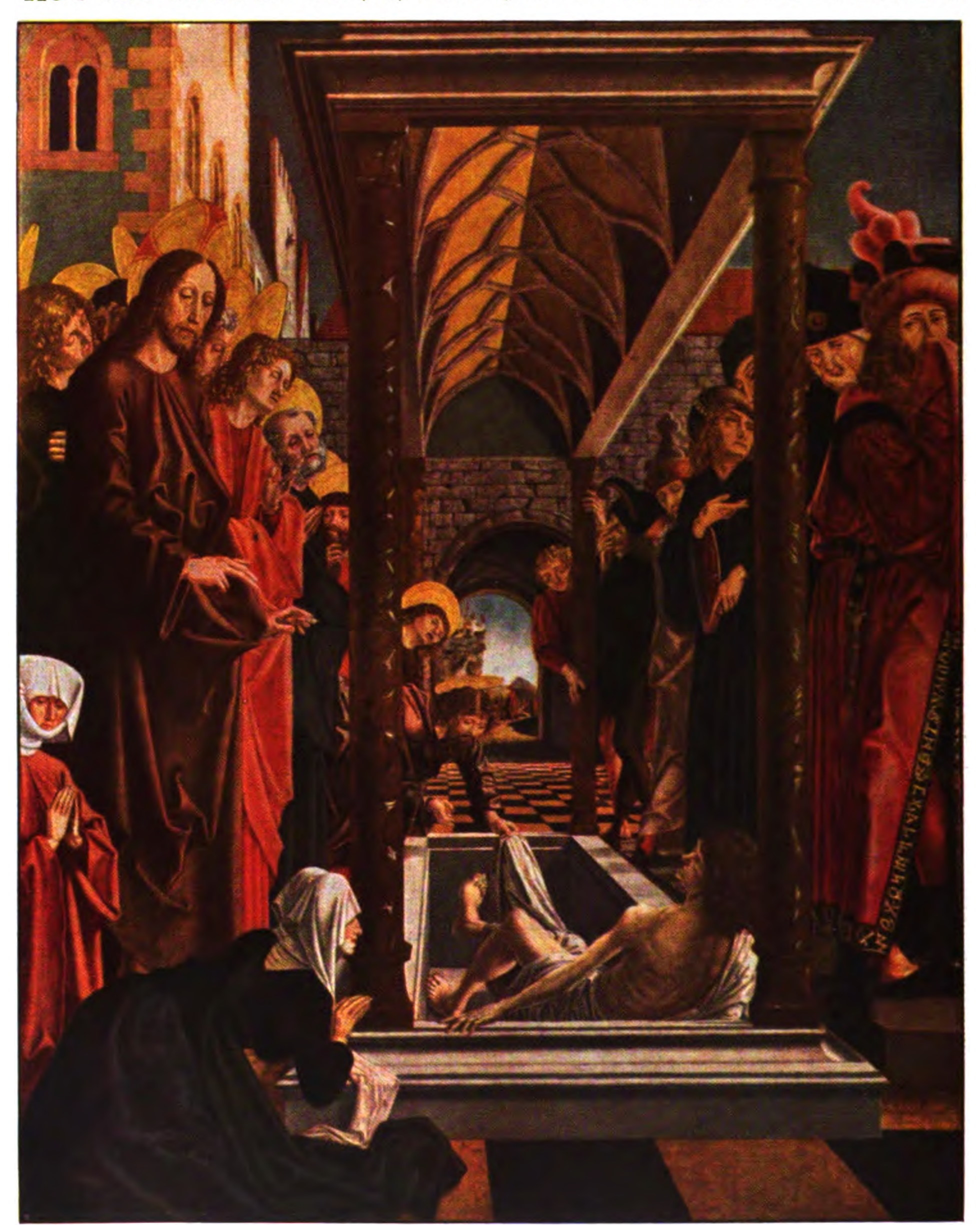
aber die stilistischen und kompositionellen Beziehungen sprechen eine unmißverständliche Sprache. Zudem macht ja auch die geographische Nähe solche Beziehung wahrscheinlich.

Wie übersetzt nun Pacher Mantegna? Ausgegangen sei von einer Tafel des Brixen-Münchner Altars. Ein armer Teufel, seiner Lumpen müde, hat sich ins Schlafgemach des heiligen Wolfgang geschlichen, um von dessen Bett wärmende Tücher zu stehlen. Wolfgang überraschte ihn, und anstatt den bestürzten Dieb zu strafen, schenkt er ihm das Gestohlene. Das ist das Thema des Bildes, aber es ist schwer, dies liebenswürdige Legendenmotiv mit der feierlich gehaltenen überlebensgroß geschriebenen Darstellung in Einklang zu bringen. Mit der Monumentalität Mantegnas im Ohr kann man nicht leicht und gefällig erzählen. Nicht nur daß das bescheidene Schlafgemach des Heiligen zu einer feierlichen, raumklaren Halle wird, auch die Figuren treten mit einem statuarischen Großsein in Erscheinung, das wenig zu Legenden paßt. Pacher geht's um andere Dinge. Er will zeigen, was er



Die Beschneidung Christi. Innenflügel vom Hochaltar zu St. Wolfgang

gelernt hat. Da der Dieb nackt sein muß, hat er ein willkommenes Motiv, um in großem Tonfall von dem neuen Heldenlied des Körperlichen zu künden, das er in Padua gehört. Und so wird der armselige Dieb zu einer eindrucksvollen Studie im Stile mantegnesker Heroik. Wenn auch mit unzulänglichen spätgotischen Mitteln wird versucht, den Körper in ein dramatisch-pathetisches Verkürzungsspiel zu bringen, das deklamatorischen Schwung hat. Vor allem die Kopfhaltung gibt sich diesem großen deklamatorischen Schwung ganz hin. Gleich hört der Wissende die Stimme Mantegnas im Hintergrund, und ein Blick auf Mantegnas Bacchanal zeigt, wer bei dieser heroisierten Diebsfigur Pachers Pate gestanden hat, nämlich der Jüngling, der den Kranz empfängt. Weiß man, daß in der barocken Großhaltung dieses Jünglingskopfes etwa die Typik eines jugendlichen Alexanderkopfes nachklingt, dann ist es ein rührend-seltsames Schauspiel zu erleben, wie diese Typik von großer Vorgeschichte auf dem Wege über Mantegna in die künstlerische Vorstellungswelt des Tiroler Spätgotikers eindringt und



Die Auferweckung des Lazarus. Von der Innenseite der Außenflügel vom Hochaltar zu St. Wolfgang

wie er nun die Antiquaschrift dieser Vorbildwelt in herber deutscher Spätgotik ehrfürchtig nachzubuchstabieren versucht. Es ist, als ob ein Riemenschneider einen Alexanderkopf nachgeschnitzt hätte. Hat die Übersetzung Pachers bei diesem Kopf großen Stil, so bleibt die Übersetzung des Körperlichen — dem Deutschen eine ganz andere Fremdwelt als das Physiognomische — in großen mißglückten Ansätzen stecken. Bei aller großer Deklamation bleibt dieser Körper ein echt spätgotisches Gewächs, d. h. nur aus körperlicher Mechanik, nicht im Sinne Mantegnas aus körperlicher Organik verstanden. Nur die Gelenke sprechen, nicht die Muskeln. Und wenn aus der Gelenkbetonung der Gliedmaßenbewegung starker Ausdruck erzeugt wird, so setzt sich dieser Ausdruck in die körperliche Masse selbst nicht fort. Sie, bei Mantegna eine Welt reicher Innenmodellierung, ist bei Pacher eine tote, ausdruckslose Welt. Es dauert noch lange, bis die deutsche Unsinnlichkeit die muskulöse Innenbeweglichkeit des Körperlichen be-



Die Ehebrecherin und Gruppe der Pharisäer aus Christus mit der Ehebrecherin
Von der Außenseite der Innenflügel des Hochaltars zu St. Wolfgang

greift: hier reagiert sie erst auf seine Außenbeweglichkeit, die mechanisch erfaßbar ist.

Eine zweite Tafel des Münchner Altars. Bei seiner Reform der Frauenklöster wird der heilige Wolfgang vor die schwere Entscheidung gestellt, ob er den Nonnen strenge oder milde Gelübde auferlegen soll. Er wirft sich vor den Altar, Gott um ein Wunder anflehend, das ihm seinen Willen kundgebe. Wenn die Monstranz auf dem Altar ihren Platz wechsle, ohne daß er sie berührt habe, seien die strengen Gelübde die von Gott gewollten. Und während er nun, die Hände schmerzlich vors Gesicht gepreßt, in stummem, inbrünstigem Gebete der Entscheidung entgegenwartet, rauschen in den Lüften die Gewänder eines Engels auf, der in großer mantegnesker Verkürzungsdramatik niederschwebt und mit einer wundervoll langen spätgotischen Hand an die Monstranz greift — auf seinem Antlitz ein Lächeln, das sagt, wie gerne Engel Wunder tun. Mit



Der heilige Wolfgang läßt Korn an die Armen verteilen
Von den Außenseiten der Außenflügel des Hochaltars zu St. Wolfgang

welcher Lapidarhandschrift an Größe und Sachlichkeit hat der Tiroler Meister diesen Bildtext niedergeschrieben! Herb und sachlich ist sein Vortrag, und jedes Stück Architekturlinie ist ihm ebenso wichtig wie die Hände, in die der Heilige die schmerzliche Inbrunst seines Angesichts verbirgt. Ist auch die Luft in dieser Kapelle klar und nüchtern wie Gebirgsluft: wir glauben trotzdem an das Wunder, nicht auf Grund eines mystisch-sinnlichen Stimmungszaubers, sondern auf Grund eines ergreifenden Maßes von wortloser Innigkeit, das hier ein Bedächtiger in diese bäuerliche, von Mantegnas Gesetzesernst erzogene Sachlichkeit hineingelegt hat. Fast möchte man sagen, das Wunder geht hier in schon protestantischer Gefühlssphäre vor sich. Typisch dafür ist, wie anachronistisch und unglaubwürdig der kleine, kompakte Heiligenschein wirkt, den man bei genauerem Zusehen hinter der Bischofsmütze des Heiligen entdeckt. Er ist da, aber er spricht nicht mehr. Diese spätgotischen Menschen vom Vor-



Der heilige Wolfgang erbaut die Kapelle am Abersee
Von den Außenseiten der Außenflügel des Hochaltars zu St. Wolfgang

abend der Reformation scheinen ihren Heiligenschein schon ganz in ihr inneres Gewissen verlegt zu haben. Nur da strahlt er glaubwürdig. Nach außen aber ein Jasagen zum Rationalen.

In einer Welt, in der ein Heiligenschein unglaubwürdig wirkt, wirkt auch der Teufel als leibhafte Gestalt wie ein lächerlicher Anachronismus. Vielleicht haftet keine der Münchner Tafeln so im Gedächtnis wie diese, auf der der Heilige den tölpelhaften Satan überlistet und ihn zwingt, ihm das Meßbuch zu halten. Aber man muß sich darüber klar sein, daß dies Nachhaltige des Eindrucks gerade von der Paradoxie des Bildklangs ausgeht. Eine abstruse mittelalterliche Teufelsgestalt lebensgroß vor einen Stadthintergrund gestellt, aus dem in geradezu überklarer und überwacher Weise der Geist der neuen perspektivischen Rationalität spricht: das vergißt sich nicht. Der Teufel eine scholastische Konstruktion, das Stadtbild eine humanistische Konstruktion: so stoßen zwei Welten hart gegenein-



Kopf des heiligen Erasmus vom Grieser Altar

ander, und das Ereignis dieses unvermittelten Zusammenpralls klingt lange nach.

Auf dem paradoxen Nebeneinander von höchstem Rationalismus der formalen Methode, angewandt auf eine Thematik, die in ihrem legendären und irrationellen Charakter diese Methodik eigentlich gar nicht verträgt, beruht auch die Stoßkraft der Wirkung, die von den Haupt- und Mitteltafeln des Altars ausgeht, den lebensgroßen Darstellungen der vier Kirchenväter. Da haben wir alle Elemente der Pacherschen Kunst in paradigmatischer Reinheit beisammen. Zunächst die kalte, perspektivische Besessenheit, die, in der Schule Italiens erlernt, hier auf ein ganz unitalienisches Material angewandt wird, nämlich auf deutsche spätgotische Phantasiearchitektur. Die wird obendrein so gestellt, daß ihre perspektivische Durchführung zu einem fast aufdringlichen Sonderproblem wird. Nie darf ein einfacher Fall gewählt werden. Alles mußübereck gestellt werden, um das Schachproblem der perspektivischen Demonstration möglichst eindrucksreich zu machen. Derselben Absicht dient alle weitere



Der heilige Benedikt. Vom Schrein des Hochaltars zu St. Wolfgang (Ausschnitt). Aufnahme Stoedtner



Die Heiligen Gregor und Hieronymus
Von der Altarstaffel des Hochaltars zu St. Wolfgang

Bildgestaltung. Wieder erfriert aller Zauber der Legende in der kalten Luft formalistischer Absichtlichkeit ganz rationeller Art. Wie die Wiege auf der Darstellung des heiligen Ambrosius in harter Nahsicht schräg in den vorderen Bildgrund gestellt ist — ein Hinweis auf die Wahl zum Bischof, die Ambrosius nach der Legende der Stimme eines unmündigen Kindes verdankt —, wie auf der Darstellung des heiligen Gregor der heidnische Kaiser Trajan, den des Heiligen Bitten der ewigen Verdammnis entrissen haben, ebenso absichtsvoll verkürzt an dieser Stelle des Vordergrunds in das Achsensystem des überscharf betonten Raumaufbaus hineingespannt ist, das wirkte mit seiner kalten rationalen Dra-



Mittelteil des Schreins vom Hochaltar zu St. Wolfgang: Die Krönung der Maria (Ausschnitt)

stik in diesem Legenden- und Symbolenzusammenhang nur grotesk, wenn nicht der rührende Ernst dahinterstünde, der diesen Formalismus in jeder Linie heiligt. Pacher bleibt ein Frommer, auch wenn er die Stoffe eines alten religiösen Evangeliums im Geiste eines neuen wissenschaftlichen Evangeliums wiedergibt. Er bleibt ein Frommer, weil seine Haltung der Ehrfurcht und Innigkeit dieselbe bleibt und weil ihm nie jene bäurische Treuherzigkeit verloren geht, die auch ins nüchternste Wort ein Schwergewicht von gefühlter Bedeutung zu legen vermag. In dieser Beziehung wirken vielleicht am stärksten Einzelausschnitte aus seinen Bildern. Da fällt dann manches Ver-

stimmende, das dem Ganzen anhaftet, weg, und man kann sich ungestört in den Ausdruck eines Gesichtes oder in den Ausdruck von ein paar Händen versenken, die ein Gottesdienst von menschlicher Innigkeit und Sachlichkeit sind.

Wenn bisher nur von den Münchner Tafeln die Rede war, so geschah es, weil von dem Werke Pachers ausgegangen werden sollte, das durch den Ort seiner Unterbringung am bekanntesten geworden ist. Eine streng wissenschaftliche Betrachtung aber hätte von dem Werk ausgehen müssen, das insofern eine festere Basis für die Vorstellung von Pacher ist, als es im Gegensatz zum München-Brixener Altar, der nur stilkritisch, aber dennoch mit größter Sicherheit dem Pacher zugeschrieben werden kann, inschriftlich fest als Werk Pachers beglaubigt ist. Gemeint ist der große Doppelflügelaltar der Wallfahrtskirche von St. Wolfgang am Wolfgangsee im Salzkammergut, der heute noch an der Stelle steht, für die er bestimmt war. Aus der Fülle der Tafeln seien einige Beispiele gewählt. Selten ist aus der Beschneidung Christi ein feierlicheres Repräsentationsbild gemacht worden. Es liegt ja auch eigentlich nicht im Sinne des Themas, hier zu zeigen, was Monumentalstil ist. Aber die italienische Schulung verlangt es, auch bei einem solchen intimen Thema den Ton ganz hoch zu nehmen. Dieser heroisch-pathetische Ton, auf den Pachers Instrument in Mantegnas Nähe gestimmt ist, kommt besonders seinen Gruppenbildungen zugute. Da entwickelt er nach großen italienischen



Engel am Fuß der Trennungspfeiler des Hochaltars zu St. Wolfgang

Rezepten eine Rhetorik des Statuarischen, die doppelt eindringlich wirkt, weil sie nichts von der naturalistischen Treuherzigkeit unterschlägt, die der deutsche Wirklichkeitssinn in diese Idealwelt großer menschlicher Haltung hineinbringt. Das, was Pachers Muttersprache ist, die Spannung inneren Ausdrucks, das schwingt alles mit, wenn er hier in großer Form die Bildungssprache seiner italienischen Schulung spricht. Auch hier geht von Einzelaufnahmen die stärkste Offenbarungskraft aus. Man sehe daneben einen Ausschnitt aus „Christus und der Ehebrecherin": wie sich da die Figuren in großen Wendungen überschneiden, das ist wohl einer Grammatik großer Gruppenstatuarik entnommen, wie sie nur in Italien gelernt werden konnte, aber wie unitalienisch ist das Maß von Ausdrucksintensität und Unmittelbarkeit, mit dem hier diese deklamatorische große Form vom Menschlichen gefüllt ist.



St. Georg vom Trennungspfeiler des Hochaltars zu St. Wolfgang (Ausschnitt)

„Die Auferweckung des Lazarus" ist kein Drama, doch unter Pachers um großen italienischen Stil ringenden Händen wird sie zu einem solchen. Zu einem Drama, das sich in feierlich großer Haltung abspielt. Schon der Vergleich mit der Tafel desselben Altars, die den heiligen Wolfgang zeigt, wie er von einer Treppe aus an Arme Getreide verteilen läßt, drängt die Erkenntnis auf, daß Pacher in seinen Bildkompositionen nicht ohne einen gewissen Doktrinarismus vorgeht. Denn das kompositionelle Schema, das mit stark betonten Seitenfiguren arbeitet, um in der figürlich leeren Mitte die perspektivisch gezügelte Tiefenflucht des Raumes um so drastischer



Die Flucht nach Aegypten
Gemälde von Michael Pacher vom Hochaltar zu St. Wolfgang



in Erscheinung treten zu lassen, kehrt ja auf beiden Bildern — und nicht nur auf ihnen — in gleicher Weise wieder. In der Lazarusauferweckung wird das dramatische Raumachsenspiel, dem dieser Tiroler Mantegnaschüler wie besessen nachgeht, noch dadurch gesteigert, daß sich die Bewegung des Auferstehenden der Tiefenflucht des Raumes sozusagen entgegenstemmt. Wie überhaupt diese Lazarusfigur ein gutes Beispiel gibt für die verzwickten Fälle der Verkürzungsproblematik, die er mit seinen kompositionellen Gedankengängen mit Vorliebe aufsucht. Selbst die Hütte der Geburt muß herhalten, um Perspektive zu demonstrieren. Und wenn es auch nur nackte hölzerne Balken sind, sie werden zu einer Sprache perspektivischer Entschiedenheit und Eindringlichkeit gebracht, daß man auch hier den Mathematiker von Mantegnas Gnaden an der Arbeit spürt. Aber dann setzt der Tiroler Bauer ein und malt eine Gruppe von Mutter, Ochs und Esel hin, die in ihrer unerhörten, phrasenlosen Wahrhaftigkeit und Innigkeit den Doktrinär neuer Formprobleme ganz vergessen läßt. Gerade die beiden Tiere haben in ihrem stillen, ungekünstelten Dastehen einen solchen Grad von Gegenwärtigkeit und Naturunmittelbarkeit, daß es fast wie eine peinliche Enthüllung wirkt, wenn man feststellt, daß die Schrägstellung des mächtigen Ochsenkörpers zur vorderen Bildbühne doch wieder ganz im Sinne einer bestimmten Theorie der Herausarbeitung von besonderen Energien der Raumpathetik angelegt ist. Dieser Ochse steht in der kompositionellen Rechnung an derselben Stelle, an der auf der Münchner Ambrosiustafel die Wiege steht. Aber dann ist anderseits dieser mächtige Rücken zu einer stillebenhaften Schönheit der malerischen Behandlung gebracht, daß man nach dieser erkältenden Beobachtung wieder ganz warm wird vor solcher Wirklichkeitsandacht. Wie alles bei Pacher groß und bedeutend gestimmt ist, so auch das Instrument seiner malerischen Helldunkelpathetik. Ein Ausschnitt aus dem Geburtsbild, das den Engelreigen oben im Sparrendach zeigt, mag es offenbaren.

Ein Bild wie die Flucht nach Ägypten wirkt zunächst leer, weil die straffe Mathematik der Architekturlinien fehlt. Landschaftslinien lassen sich nicht zu diesem Fortissimo der Entschiedenheit monumentalisieren und dramatisieren. Aber um so reiner spricht dann die bedächtige Prosa dieses großgeschriebenen Figurentextes. Und dieser Verzicht auf das leicht äußerlich wirkende Mitspiel der architektonischen Hintergründe gibt dann auch der letzten Tafel, die den heiligen Wolfgang beim Bau seiner Kapelle zeigt, einen ganz besonderen Wirkungscharakter. Mit aller angeborenen Kraft des gebirgsbäuerlichen Großsehens stellt Pacher hier ein Stück Landschaft hin, dessen topographischen Wahrheitsgehalt wir heute noch nachprüfen können. Man denke sich die Figur des heiligen Wolfgang selbst, der als sakrale Figur noch stilistisch und kostümlich an hieratische Traditionen gebunden ist, aus dem Bilde weg, und man erhält — wobei der Laienbruder bezeichnenderweise gar nicht stört — eine Stimmungslandschaft von innerer Gebundenheit des Räumlichen und Körperlichen, daß die Kluft zwischen mittelalterlichem und modernem Sehen wie mit einem Schlag zugedeckt erscheint. Und man atmet den Geist einer Kunst, in der nicht nur ein Heiligenschein, sondern auch ein Heiliger selbst fast wie ein Anachronismus wirkt. Pacher gehört einem Geschlecht an, das mit beiden Beinen auf der Erde steht.

Noch fehlt, um Pachers künstlerische Erscheinung abzurunden, ein Hinweis auf den Reichtum von holzgeschnitzter Plastik, den er seinen Altartafeln zum großdekorativen Rahmen gibt. Wenn uns Pacher urkundlich auch nur als Maler genannt wird, so dürfen wir doch nicht zweifeln, daß auch hinter dem plastischen Werk die Gesinnung seiner großen Persönlichkeit steht. Doch bedingt die andere Technik und die damit zusammenhängende Tradition so sehr eine gewisse Verschiebung des stilistischen Charakters, daß der gesinnungsmäßige Zusammenhang erst auf Umwegen erkannt wird. So tritt z. B. aus guten Gründen das italienische Element in seinem plastischen Werk zurück. Für die Probleme der Raummathematik und damit für die eigentlichen Zukunftsprobleme der Entwicklung, die mit Hilfe Italiens in Angriff genommen wurden, bot die dekorative Plastik keinen Ansatzpunkt. Hier war Pacher also ganz auf seine holzgeschnittene spätgotische Muttersprache angewiesen, und er spricht sie mit all ihrem überwuchernden Reichtum an eigenwilligen und verschnörkelten Wendungen. Nicht als Problematiker sondern als ein Saturierter spricht er sie, der im Reichtum sicheren Besitzes wühlt. Die „Krönung der Maria" vom St. Wolfgangsaltar mit den beiden kühn verkürzten Engeln und der majestätischen Gestalt des heiligen Benedikt mögen eine Vorstellung geben von der reichorchestrierten Pracht, die die Spätglanzperiode gotischer Holzschnitzerei hier unter Pachers Händen entwickelt. Aber gerade die Gestalt des heiligen Benedikt, der vom Grieser Altar ein ähnlich groß gesehener Kopf des heiligen Erasmus zugereiht sein soll, läßt wieder das Problem Italien im Hintergrund auftauchen. Die Spätgotik war eine bürgerliche Kunst: um ihr so hohen Aristokratismus des Stils in der Wiedergabe menschlicher Würde zu geben, dazu war Italiens Anruf nötig. Das lehren diese Gestalten nicht weniger als Dürers Apostel.

Damit sei Abschied genommen von diesem Künstler aus deutschem Grenzland, dessen künstlerische Bestimmung darin lag, an der Scheide zweier Zeitalter und zweier Rassen deren ganze Spannungen in einer großen denkwürdigen Paradoxie von tiefstem Ernst zu bewältigen. Wer ihn nur achtete, möge ihn lieben lernen.

Das Schloß der Brüder Redschenkow

Erzählung von Paul Zech

Auf den Hügeln, wo die Sonne in der ersten Stunde des Mittags steht, ist der Wald von einer lichten Bläue. Südliches Meer kann nicht zartsamer in den Horizont hinüberträumen als diese Kuppen im dunstigen Schleier der Waldbäume. Die Luft hat sich mit Frühling vollgesogen; er kam sehr spät in diesem Jahr, war nicht immer begnadet von den Taugewalten des Lichtes und hatte es nun so schwer, das verlorene Terrain wieder aufzuholen. In den tieferen Gründen der Heideflächen lag noch der Schnee steinhart, wenn auch durchlöchert wie Schwamm aus graugelben Flechten der Krüppelbirken. Dazwischen krusteten sich Sandinseln ohne Grün, und nur ganz sparsam tropfte da eine Schnur Wasser aus dem Steingeröll. Auf den zum Gebirgshang aufsteigenden Äckern aber funkelte smaragdfarben der Winterhafer und wuchs zusehends in sein kurzes Sommerdasein hinauf. Er hatte bis zum Schnitt nur vier Monate Zeit. Mai — Juni — Juli — August —; das sind die vier heiteren Gestirne seines Lebens. Der Buchweizen lebte mit ihm in treuer Nachbarschaft. Und dort, wo die Sonne sich von keinem Schatten behindern ließ, geriet auch die Kaschma; das ist eine Art Hirse. Obwohl diese Frucht ein vorzügliches Sonntagsgericht liefert, pflanzen sie die Bauern nur ungern. Das Wild ist wie vom Teufel besessen nach dem saftigen Blatt und verwüstet bis in den späten Mai hinein die Pflanzungen. Das macht dann keine Freude, so über den zerstampften und kahlen Acker zu gehen. In diesem Jahre hatten die Bauern das doppelte Quantum Frucht in die Erde bringen können; die Regierung gab Freisaat und ließ durch den Kommissär die Anbauflächen kontrollieren. Wer das Korn dem Vieh hinwarf, der mußte einen Monat in das Loch; auch wurde ihm das beste Stück beschlagnahmt. Nun lagen die Bauern bis hoch zum finnischen Grenzwald fleißig auf den Feldern und trieben die Zottelpferde und armselige Kühe, aber auch Frauen und Kinder. Die Dörfer hier kauern ganz dicht an der breiten Heerstraße, wenn auch sieben, acht Wegstunden voneinander entfernt. Sie umfassen selten mehr als zwei Dutzend Gehöfte. Jeder Hof hält Fühlung mit dem Nachbar in Rufnähe. Alle Häuser, die man hier sieht, sind häßliche Gehäuse aus Holz mit Dächern aus Reisig oder Rohr. In allen gibt es nur einen größeren Raum, und dazu eine Kammer. Und da schließt sich auch gleich der Stall an. Der hat nur Wände aus Reisig mit Moos verpicht.

Ehe wir die Waldhöhe erreichten, kamen uns sieben oder auch acht solcher Dörfer entgegen. In einigen blieben wir zur Nacht. Im vorletzten mußten wir noch einen Kutscher mit zwei Pferden hinzumieten. Der immer ansteigende Weg fraß den armen Kleppern, deren Nahrung nur noch Birkenlaub und Moosflechten war, die Lungen und Gelenke wund. Wir saßen auf einem Untergehäuf aus trockenem Riedgras, Schafsfelle lagen darüber, und Mäntel aus Wolfspelz hüllten uns ein. Obgleich die Sonne uns die Haut in Fetzen aus dem Gesicht riß, kam doch von unten ein beißender Frost herauf, und besonders nach Sonnenuntergang war die Kälte ein unangenehmer Begleiter. Unser Führer war mit solchen Hemmnissen schon zehn Tage lang unterwegs. Er war uns bis zur letzten Eisenbahnstation entgegengekommen, mit Mänteln, Speise, Ratschlägen und allen guten Wünschen seines Brotherrn. Er kannte diesen Weg, seine Fährnisse und seine trostlose Langweile vielleicht gründlicher als sein in Armut abgründiges Leben. Was geschieht denn auch groß an Besonderheiten im Dasein eines Menschen, der dazu bestimmt ist, dem Wink und der Macht eines Herrn aus der größeren Welt untertänig zu sein? Deshalb war Saizew Iwanow, so hieß unser Führer nämlich, auch immer so von innen heraus heiter und mit einem Pfeifchen stets zur Hand. Auf dem Wagen saß er vorn mit dem Kutscher in Fahrtrichtung. Wir drehten ihm, etwas tiefer gelagert, die Rückseiten zu und sahen in die entfliehende Landschaft hinein. Ach, es kam so wenig Abwechslung in die Schau. Dann und wann eine Buschinsel oder ein Stein, jäh aus der Erde wie ein Haus ohne Dach und Fenster wachsend.

Es war ein Glück, daß das Wetter so trocken blieb. Das hatte unsere Fahrt um gut zwei Tage verkürzt. Denn je höher wir stiegen, um so öder überfroren uns die Abende. Es half auch nichts, daß ein dicker Maimond uns die Zeit vertrieb, so gut er es eben konnte. In seinem Bereich war die Landschaft lebendiger als am Tage. Da stieß das Raubzeug aus allen Strauchwinkeln und gab der silbrigen Öde eine seltsame Musik. Brunstschreie überstürmten die heiseren Gebrülle des Hungers. Dazu schlugen die Pauken der Waldbäume tolle Wirbel unter dem peitschenden Strich der Winde, die von

Ost und West hier in einer Mulde zusammentrafen und das Kraut von den letzten Schneeresten blankfegten. Der Elch war hier noch in prachtvollen Exemplaren zu Hause, Wildsäue tummelten sich in Rudeln von zwanzig gespenstisch schwarzen Rücken, und die Füchse waren in jedem Wurzelloch des Unterholzes heimisch.

Selten hallte ein Schuß. Das Nachtgesindel war Herr der Waldberge. Denn wer besaß hier Gewehr und Munition? Den Bauern hatte man nicht einmal den alten, vom Großvater geerbten Vorderlader gelassen. Sie hielten sich Füchse, Marder und Wildkatzen mit Schlingen vom Gehöft. Mit Schlingen holten sie sich auch den Elch, Hasen und wilde Kaninchen aus dem Wald. Das geschah nicht einmal heimlich. Der Landgendarm war alle vier Wochen mal sichtbar und schnüffelte nach verbotener Gesinnung, Flüchtlingen und antirevolutionären Schriften. Sonst aber war er froh, wenn man ihm einen Beerenschnaps einschenkte und ihn die Nacht auf der Ofenbank schnarchen ließ.

Fünf Stunden vor dem Schloß bekamen wir ein ausgewachsenes Exemplar dieser sich wichtig spreizenden Beamten zu Gesicht. Der rote Schnurrbart beargwöhnte uns nicht schlecht. Er taxierte uns eine anständige Kopfprämie wert. Natürlich stachen ihm die Reisetaschen zuerst in die Augen. Soweit kam er aber nicht. Unsere Pässe mit den vielen gewichtigen Stempeln ernüchterten ihn bald. Mit einem Päckchen Tabak schlug er sich gerührt in die Büsche.

Saizew Iwanow spuckte im Bogen hinter ihm her. Der Wald fraß ihn völlig. Es war ein prächtiges Stückchen Gehölz hier oben. Die Föhre überwog jede andere Baumart. Sie kam zwar nicht höher als zehn bis fünfzehn Meter. Eine ungeheure Krone aber saß strotzend auf dem krummen und vielfach verknoteten Stamm. Dazwischen standen Sauereichen, halbmeterdick mit Flechten beschuppt, seltener schon Lärchen und Birken. Im Unterholz rumorte unbändig ausgelassen das Wild. Trotz stechender Sonne schnitt der Bodenwind eisig. Die Luft war so dünn, daß einem die Lungen schmerzten. Die Pferde setzten oft aus. Ihre Flanken zitterten heftig, der Schweiß lag in dicken Tropfen auf dem wolligstumpfen Fell. Wir brauchten für die Meile Weg über eine Stunde. Zum Kamm waren es noch gut neun Meilen.

Letzte Rast vier Stunden mitten im Wald. Die Pferde fraßen im Liegen das zähe Kraut. Saizew Iwanow ließ die Kutscher schlafen und gab auf das Gespann und uns, die wir im Wagenkasten uns streckten, gut Obacht. Einmal hörte ich ihn eine schwermütige Volksweise singen. Sie klang so dunkel wie der Ruf der Eulen. Er sang innig hingegeben. Vor den Löchern standen angsthaft die Füchse. In trostloser Unermeßlichkeit dunkelte die sternenlose Nacht. Der Wind war höher geklettert. Seine Rufe von dorther erschollen wie ein fernes Meeresbrausen. In meinen Augen war ein tiefes Nachdenken über alles Grenzenlose in der Welt. Ich fürchtete mich vor dem Herzen, das kaum noch schlug. Ich suchte mich selber in den unermeßlichen Weiten der Einsamkeit.

Kein Schlaf. Aber mit dem ersten Dämmerstreifen im Osten wichen auch die Müdigkeit und die angsthaften Beklemmungen.

Die Kutscher spannten, noch schlaftrunken, wieder an. Die Bäume brausten hinaus in die dunstige Bläue. Die Pferde wieherten. An dicken Stämmen trommelten die Spechte. Das Unterholz wogte aus dem schwarzen Schlaf und lockte die blauen Schmetterlinge. Als die Sonne durch war, sahen wir auch das Schloß. Es war auf einem vorspringenden Plateau unterhalb des Kammes gelagert. Gegen Abend aber erst fuhren wir in den Park. Die Wipfel brannten kupfrig. Im Tal geisterten die ungeheuren Nebelmeere.

★

In diesem Schloß haust das Geschlecht der Redschenkow schon über 150 Jahre. Es ist ein zweistöckiger Bau, unten grober Stein, oben Holz. Alle vier Ecken tragen stumpfe Kegel als Türme. Auch diese Türme sind Holz; wenig bearbeitete Baumstämme, pechschwarz verwittert. Jedes Stockwerk hat etwa acht Fenster, flankiert von dicken Läden. Acht Stufen einer Freitreppe springen die Front des Schlosses an. Ein mächtiger Moosteppich, gesäumt von Stechpalmen und wilden Kirschen, breitet sich zwischen Park und Schloß. Wir fuhren von der rechten Seite, wo verdeckt von dickem Gehölz die Wirtschaftsgebäude sich hinduckten, herein. Hier blieb auch der Wagen stehn und vier steinalte Knechte bemühten sich um die Pferde. Saizew Iwanow führte uns in eine Art Waschküche, wo wir uns säubern konnten und leichteres Schuhwerk antun. In einem eingemauerten, ungeheuren Kupferkessel brodelte Wasser und stieß den Raum voll Dampf. Zeitweise sah man seine eigenen Hände nicht. Am liebsten hätte man sich gleich auf die breiten Bänke rund um den Kessel hingeschmissen und dem Schlaf freien Lauf gelassen. Saizew Iwanow, der nach einer halben Stunde wiederkam, drängte jedoch, nahm unsere Taschen und führte uns über einen gepflasterten Steg ins Schloß.

Da stand auf der Freitreppe schon Sergei Redschenkow mit ausgebreiteten Armen. Seit wir ihn zum letztenmal in Paris sahen — es sind gut zwölf Jahre her — schienen Gesicht und Gestalt um zwanzig Jahre gealtert. Nur seine Stimme schlug elastisch hell an, und aus den Augen dunkelte eine fast mütterliche Güte. Wir lagen nacheinander lange Sekunden in seinen ausgebreiteten Armen, und sein Mund netzte unsere Stirn, Wange und Schläfenhaar. Dann nahm er uns jeden bei der Hand, Harold links von ihm, ich rechts, und in dieser Dreieinigkeit betraten wir die Vorhalle. In einem Kronleuchter brannten fast hundert Kerzen. „Seit der Revolution zum erstenmal wieder angezündet," flüsterte Sergei uns zu.

Eine behagliche Wärme zitterte, und doch sah man keine Wärmequelle. In einer halbkreisförmigen Nische, ausgeschlagen mit schweren Persern und edlen Fellen, winkte der massive Rundtisch mit der Teemaschine.

Hier empfing uns auch Marjanka, des Sergei Redschenkow Frau. Sie war hochgewachsen, eine Polin, hatte goldblondes Haar, das in einem mächtigen Knoten tief in den Nacken fiel; und ihre Augen hatten die Bläue von dunklen Nizzaveilchen. Über uns schien sie auf das genaueste unterrichtet zu sein. Es war keinerlei Scheu in ihrem Benehmen. Seltsam war nur, daß ihre Stimme wie von irgendwo weit aus der Welt herkam.

Sergei entschuldigte seinen Bruder Ignaschka, der seit fünf Tagen im Finnischen mit dem Malzeug sei und vielleicht auch auf der Suche nach den seltsamen Töpfereien der Lappen. Malen und Töpfesammeln, das war ja seine Leidenschaft seit zwanzig Jahren. Er war in allen Hauptstädten Europas den Händlern als Sammler solcher Bauernkunst bekannt. Hier in der Halle hing das Beste und Reifste seiner Kunst: die großen phantastischen Landschaften mit seltsamen Frauen und Tieren, Bildnisse von absonderlichen Menschen aller Rassen und Geschlechter. Wie aus einem abgrundtiefen Traum aufgeschreckt, erschienen sie. Sahen sich völlig zerlassen in einer unbegreiflichen Fremde um, konnten nicht atmen, nicht schmecken, nicht fühlen. Schrumpften ein mit einem Verrauchen der lebendigen Farben und dämmerten von weither aus einem magisch umschauerten Licht, das noch keines Menschen Auge auf Erden je erlebt hatte.

Es war auch nicht verwunderlich, daß die Kunstkritiker der Tageszeitungen an diesen Bildern achselzuckend vorübergingen, kein Werturteil formen konnten, aber auch keine laute Ablehnung wagten. Sie hatten sich an handgreiflichere Dinge zu halten. Aber irgendwelche Menschen, als Sammler ganz unbekannt, tauchten an allen möglichen Orten als Käufer der Bilder auf. Von wenigen wußte man, welche soziale Stellung sie im Leben innehatten. Es war kein in der großen Welt bekannter Name darunter. Von einem Privatgelehrten in einer kleinen süddeutschen Universitätsstadt wußte man, daß er schon sieben Redschenkows besaß. Es war ein sonderbarer Einsiedler, menschenscheu und gar nicht so wohlhabend.

Wozu sammelte er diese Bilder?

Wir sprachen mit Sergei Redschenkow über diesen Fall. Er konnte nur erwidern, daß ihm die Kunst des Bruders gar nichts böte. Er verstünde nichts von diesen Farben, diesen Linien, diesem häßlichen „Rauch", der das Gegenständliche einhülle.

Da schlug aber Frau Marjanka die Augen groß auf, und in ihrer Hand zitterte die Teetasse, die sie schnell absetzen mußte, sonst wäre sie auf den Boden geklirrt.

Sergei Redschenkow bemühte sich mit ungemeiner Zärtlichkeit um seine Gattin. Er saß rechts von ihr, während Harold zu ihrer Linken saß und ich ihr gegenüber. Ich sah die porzellanblaue Durchsichtigkeit ihres Gesichts. Ich sah das leise Zittern um den unnatürlich roten Mund. Und sah auch die tiefen Abgründe der Augen, die immer noch so schreckhaft groß in einen Raum jenseits dieses Raumes starrten.

Ihre Hände lagen jetzt ganz ruhig auf der Tischkante. Und da bewegte sie die Lippen stärker, und es wurden langsam Worte. Sehr klar und voll melodischer Schwingungen: „Sehen Sie, das ist das Unbegreifliche in diesem Hause, daß nur meinetwegen die Bilder hier hängen. Sergei geht daran vorüber wie an einer gleichgültig getünchten Wald oder wie an einer Mauer, die grau und eintönig um den Park läuft. Und Ignaschka geht daran vorüber, ach, wie man an einem Baum vorübergeht, der Blätter und Früchte abgeworfen hat und so kahl und armselig gegen den kalten Herbstmorgen steht, und den Himmel anfleht und seine Ohnmacht in das welke Kraut tropft. Für Sergei sind diese Bilder nie geboren, wie ihm auch keine Sterne und kein Frühlingswald geboren werden. Das kann man noch begreifen. Ignaschka aber hat die Bilder geboren, o, auch mit Schmerzen und schwerer, als manche Mutter Kindern das Leben schenkt. Und geht doch so unbegreiflich blind vorüber und wird böse, wenn man ihn daran erinnert. Nun, ich kann da nicht vorübergehen. Stimmen rufen mich an, die ich seit hundert, seit tausend Jahren schon

kenne, die mit mir atmen, lächeln, schreiten, mit denen ich mich überall und immer verständige, die mir auf alle Fragen Antwort geben — und die ich doch nicht aussagen kann mit den lauten Worten meines Mundes. Oft glaube ich, daß es nur Traumstimmen sind, von Klängen bewegte Gedanken, tönend gemachtes Atmen. Wie soll ich Ihnen das deutlich machen? Da auch Sie an den Bildern vorübergehen, wie man an jemand vorübergeht, mit dem man nicht auf du und du steht."

Sie tupfte sich mit dem Taschentuch die Lippen trocken. Das Rot glänzte noch feuriger. Die Augen wichen langsam zurück, und die Haut des Gesichtes verlor die Durchsichtigkeit.

Und so, als wäre nichts gesprochen worden in der ganzen Zeit, schenkte sie uns den Tee, reichte das Gebäck und lächelte, wie Frauen in solcher Gesellschaft lächeln.

Sergei Redschenkow atmete erleichtert. Er erzählte jetzt lustige Streiche aus seiner Pariser Zeit, schilderte Erlebnisse aus dem Krieg, der Revolution und den Kämpfen mit den Weißen Garden des Generals Wrangel. Er bekannte mit bewundernswerter Offenheit, daß er durchaus kein Bolschewik sei, daß er die jetzigen Machthaber hasse und verachte, von der großen, heiligen Idee der allgemeinen Weltrevolution hingegen trunken sei und für ihren endlichen Sieg gern sterben würde . . . wenn . . . wenn . . .

Hier stockte er eine Weile. Trank drei scharfe Schnäpse hintereinander. Und fuhr fort: „Wenn . . . ich hier nicht wie ein Gefangener gehalten würde von der Regierung, die mich keiner feindseligen Haltung zeihen kann, keine Übertretung der Verordnungen mir nachzuweisen vermag, die das Gut den Bauern hingab und doch nichts unternahm, als mir diese armseligen Kreaturen das Land zurückbrachten und um die alten Arbeitsbedingungen baten. Die ... die ..." Er blickte verstört zur Seite, wo eben noch Marjanka saß und, während er die Schnäpse trank, leise den Raum verlassen hatte durch die Tapetentür an der Rückseite der Nische.

Und hob jetzt seinen Kopf höher, griff nach der silbernen Flasche, stieß mit uns an und fuhr fort: „Diese feigen, dem Blutrausch verfallenen Brüder da oben im Kreml, diese Buben, die Marjanka und Ignaschka an die Mauer stellten und nach den gräßlichen Schüssen in die Kalkgrube warfen und jetzt noch immer nicht glauben wollen, daß Gott sie aus der Höhle des Grauens hat durch Saizew Iwanows Hände errettet ... Ha ... und mich Narren belächeln ... weil ich mir Ebenbilder der Verstorbenen ausgesucht hätte irgendwo in der Welt und selber an den Betrug glaube und damit glücklich sei ... Und mich jetzt wie einen Gefangenen halten, auf daß ich unter wirklichen Menschen nicht erführe, was wirklich ist und was Narretei . . . Und da geht nun auch Ignaschka seit den Tagen der wunderbaren Errettung mit dem Malkasten in die Wälder. Und malt doch kein Bild mehr. Und sammelt auch keine Töpfe. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum er immer in die Wälder geht. Aber er geht nicht mehr die Wege, die er früher ging. Und des Nachts manchmal sitzt er mit Marjanka oben im Turm am Fenster und sieht in die Sterne und wartet, bis einer in einem weiten Bogen nach unten fällt . . . Seht ihr, meine Brüder, das ist es, warum mich die Herren von Moskau hier gefangen halten und nichts gegen die Bauern unternehmen, die mir das Land zurückgebracht haben."

Da fragte Harold, dem Schauer den Rücken auf- und niederjagten: „Aber wenn man dich hier gefangen hält, weitab von dem Lebendigen in der Welt, warum gestattete die Regierung uns die Reise zu dir, gerade uns, die wir dich doch so genau kennen und Ignaschka?"

„Weil ihr keine Russen seid, Bruder. Keine Russen. Und auch keine Polen. Darum hat euch die Regierung die Pässe abgestempelt . . . O, ich habe fünfmal den Antrag gestellt, daß man euch einreisen lassen möchte. Ich bin selber in Moskau gewesen und nicht eher aus dem Kreml gegangen, bis der Antrag alle Unterschriften hatte ..."

Und wieder schenkte er den scharfen Schnaps ein und stieß mit uns an. Und wollte noch irgend etwas sehr Wichtiges sagen.

Doch da ging die Klingel, ein glashelles, silbernes Singen durch das Haus, und Saizew Iwanow erschien, festlich angetan mit einer feuerroten, goldbetreßten Livree, und bat zu Tisch. Und Sergei ergriff uns wieder, nahm unsere Arme und führte uns die breite Treppe empor zum Eßsaal.

⋆

Wir waren jetzt schon die dritte Woche Gast in diesem Hause. Und noch immer war Ignaschka nicht zurück aus den finnischen Wäldern. Sergei aber ging nicht in Unruhe und schickte auch niemand aus, ihn zu suchen. Jeden Abend saß er mit uns in der Nische und baute seine Pläne vor uns auf, wie er die Weltrevolution wohl organisieren würde, wenn er oben im Kreml säße und das rote Heer unter sich hätte. Und schenkte aus der silbernen Flasche aus und

stieß mit uns an und führte uns die breite Treppe zum Essen hinauf.

Manchmal sang Marjanka ein Stündchen italienische Lieder zum Klavier oder Harold las aus französischen Büchern. Manchmal saßen wir auch bis weit nach Mitternacht an den Schachbrettern, und Sergei spielte immer mit Harold und verlor, und Marjanka spielte mit mir und gewann. Tags aber bekamen wir Sergei nie zu Gesicht. Da war Saizew Iwanow immer um uns, ging mit uns jagen, fuhr uns tief in die Wälder, breitete die ungeheure Länderei der Gutswirtschaft vor uns aus und war Dolmetscher bei unseren Gesprächen mit den Bauern.

Ach, wie selten kam uns auch Marjanka zu Gesicht. Und gerade bei ihr glaubten wir Aufklärung über gewisse Dinge in den Geschehnissen dieses Schlosses zu erhalten. Denn Saizew Iwanow beantwortete jede Frage, die wir ihm stellten, mit dem stereotypen: „Ich weiß nicht, Herr! Ich bin nur ein armer Diener." Er war unbestechlich, selbst in den kleinsten Dingen. Er lag hinter unserem Tun und Lassen wie ein breiter Schatten von uns selber.

Langeweile beschlich mich jetzt öfter. Ich gab Harold zu verstehen, daß ich höchstens noch bis Sonnabend bleiben würde. Harold war einverstanden, daß wir Sonntag abreisten. Was unsere Spannung noch wachhielt, das war Ignaschka. Jeden Tag konnte er aus den finnischen Wäldern zurückkommen . . . Warum sollte er auch nicht? Es war doch kein Krieg, keine Unruhe im Land.

Eines Nachmittags vergnügte ich mich allein im Park bei den Gewächshäusern. Harold war auf einen Sprung in die Bibliothek gegangen, um für die langweiligen Nächte nach alten russischen Büchern zu suchen. Saizew wollte ihm dabei behilflich sein. Denn er kannte jedes Werk der riesenhaften Sammlung. Er wähnte mich unten bei den Bildern Ignaschkas. Und Sergei war ausgeritten. In den hohen Warmhäusern aus Glas wurden alle Gemüse des westlichen Europas gezogen: Schoten, Tomaten, Gurken, Bohnen, Artischocken und Spargel. Der Gärtner war hoch in den Siebzigern, und die ganze Anlage war sein Werk. Sie bestand bald dreißig Jahre. Die Kulturen waren zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gediehen. In dem größten der Glashäuser, wo Weintrauben und Pfirsiche an endlosen Spalieren sich hinzogen, süße Kirschen und dunkle Säuerlinge, war an der Nordseite ein kleiner Palmenhain angebracht. Eine tropische Glut zitterte dort. Wasser troff von den dicken Blattfächern. In dem versponnenen Grün des Dämmers verhärtete sich das Schweigen zu Kristall. Das leise Atmen der Bäume ging erschütternd wie eine Klage vermoderter Herzen. Eine weiße Bank stand mitten darin und wartete Ewigkeiten auf irgendwen.

Als ich die Allee der Spaliere bis zum Ende durchwandelt hatte und mir von dem beißenden Geruch der Wärme die Augen zu tränen begannen, sah ich Marjanka auf der weißen Bank sitzen. Ihre Augen waren tief herabgesenkt. Mit spitzen Fingern strich sie das Fell einer getigerten Angorakatze. Neben ihr auf der Bank stand ein rundes Körbchen, voll mit dunkelroten Erdbeeren. Die ersten Früchte in diesem Jahr.

Ich blieb eine ganze Weile vor den Palmen stehen und beobachtete das Spiel mit der Katze. Plötzlich mußte ich husten. Marjanka schrak auf, und als sie mich hier so dicht vor ihren Augen stehen sah, lief ein böser Schatten über ihr Gesicht. Ich entschuldigte mich und wandte mich, um so schnell wie möglich das Gewächshaus zu verlassen. Da rief sie mich zurück und bot mir einen Platz auf der Bank. Ihre Hände hörten indes nicht auf, die dunkel schnurrende Katze zu streicheln. Ich lobte diesen Garten Eden, den wohl kein Mensch hier hoch im Norden und soweit ab von aller Hochkultur der Gemüse vermutet hätte.

Sie lächelte wie ein schamhaftes Kind, hob ein silbernes Pfeifchen an den Mund und rief damit den Gärtner herbei. Geisterhaft schnurrte sein schleifender Schritt durch den langen Gang. Er verneigte sich tief. Sie gab ihm Katze und Erdbeerenkorb zum Aufbewahren vorn in der Wärmehalle, wo die Zofe wartete. Ich sah, daß sie sich mühte, dem Gespräch, das wir führten, eine bestimmte Wendung zu geben, aber noch nicht so recht wußte, wie weit sie erst ausholen mußte, um einen klaren Aufbau der Geschehnisse zu geben.

Dieser Kampf machte sie sehr nervös. Sie wischte sich dauernd eine Locke aus der Stirn. Laut schlug ihr Herz und vibrierte noch in den Schläfen.

Plötzlich fuhr sie dicht zu mir herum und schrie fast: „Versprechen Sie mir, daß Sie bei Sergei mit keiner Silbe diese Unterredung erwähnen?"

Ich nahm ihre zuckende Hand, küßte sie und gab mein Wort.

„Gut," entgegnete sie. „Und wie denken Sie über Ignaschka?"

„Daß es mich sehr betrüben würde, käme er vor unserer Abreise nicht aus den finnischen Wäldern zurück."

„Wann wollen Sie reisen, Freund?"

„Sonntag, meine Gnädigste!"

„Weiß es Sergei schon?" — „Nein!"

„Wollen Sie mir anvertrauen, es ihm zu sagen?" — „Gern!"

„Und Ignaschka?" — „Wie gesagt; es wäre schade. Denn ehrlich gesagt —: Ignaschkas wegen bin ich hauptsächlich gekommen."

„Hören Sie! Ignaschka wird nie mehr aus den finnischen Wäldern zurückkommen!" Ich sah sie bestürzt an. „Nein, Freund, er wird nie mehr zurückkommen. Er ist auch nicht hingefahren."

Ein Grauen flog mich an. Marjankas Mund blutete wie eine frischgehauene Wunde. Ich konnte mein Herz nicht mehr zusammenpressen. Es drängte mit unbarmherzigem Geklopf nach außen. In meiner Verwirrung ergriff ich ihre Hände. Sie stieß mich fort. Und lächelte wehmütig. Und fuhr fort, den abgebrochenen Satz zu Ende zu bringen: „Nein, er ist nicht hingefahren. Er ist überhaupt nicht mehr. Verstehen Sie: Ignaschka ist überhaupt nicht mehr. Der Scheintod nach den Schüssen der Bolschewiken war ein wirklicher Tod. Ein ganz schrecklicher, ekelhafter. Nur Sergei glaubt an die Auferweckung. Glaubt, daß Ignaschka in den Wäldern umherschweift mit dem Malkasten und Bauerntöpfe sammelt. Aber das ist Ignaschka gar nicht, der da in den Wäldern umherstrolcht. Das ist des Gärtners Sohn. Gleichaltrig mit Ignaschka und von der gleichen Muttermilch getränkt . . . Weshalb starren Sie mich so ungläubig an? Ein kleiner Tausch, Herr! Verstehen Sie das nicht? Ein Tausch. Wie man morgens ein grünes Kleid anzieht. Und abends unter den Sternen ein himmelblaues. Ein kleiner Tausch mit dem Gärtnerssohn. Der nicht malen kann und nichts vom Töpfesammeln versteht. Und auch nicht in den finnischen Wäldern herumreist. Da . . . da unten in den Öfen tut er seinen Dienst. Und wenn Sergei wieder in die alte Krankheit fällt und die Männer ihn binden müssen, damit er das Schloß nicht in den Himmel feuert und die Bauern nicht mit der Flinte in den Sand streckt, dann kleidet Saizew Iwanow den Gärtnerburschen ein und führt ihn ins Schloß vor Sergei. Und Sergei breitet die Arme aus und weint, und alle Krankheit fällt ab von ihm wie Zunder. Ach, Gott, und wollen Sie gar wissen, weshalb ich diese schreckliche Lüge so hinlebe und nicht Furcht vor mir selber bekomme? Sehen Sie, manchmal kommt diese Furcht und langt mit schrecklichen Krallen nach meiner Kehle, daß ich laut aufschreien muß und Saizew Iwanow rufen. Und der muß mir von dem weißen Pulver ein Getränk machen. Und ich liege tagelang allein oben im Turmzimmer und rede mit Ignaschka ... Den ich nicht sehe ... Der aber an meinem Ruhebett steht und sein Herz voller Tröstungen über mich ausgießt. Als Ignaschka das letztemal oben im Turmzimmer bei mir war, da sagte er, daß er mich am allerallerliebsten hätte. Und da fiel mir ein, daß er zwei Tage vor seinem Heimgang hier auf dieser Bank beteuert hatte: du hast mir alles gegeben, Marjanka, was Götter schenken . . . Ich weiß aber wahrhaftig nicht mehr, was ich ihm geschenkt hatte. Und Sergei war ja solange fort von hier . . ."

Ich war erschrocken über den dunklen Glanz, der jetzt wieder auf ihren Augen lag und in ihr Blut hinunterstieg und ihr Gesicht so durchsichtig machte wie ein altes blaues Chinesenporzellan. Und wie ich abermals nach ihrer Hand griff und eine Tröstung hineinhauchen wollte, da war diese Hand nicht mehr da. Marjanka war aufgestanden und ging mit seltsam tastenden Schritten und erhobenem Gesicht weit durch die Allee der Spaliere, bis ich nur eine unbestimmte Wolke in Weiß dahinschwimmen sah durch die dunstige Feuchte des Grüns.

Ich hatte nicht die Kraft, mich zu erheben und Marjanka einzuholen. Die scharfen Gerüche der tropischen Gewächse legten sich betäubend um meinen Willen. Schlaf rieselte leise über meine Augen. Ich wehrte mich mit allen Kräften dagegen. Der Atem wurde mir knapp. Ich versuchte zu schreien, und von der Anstrengung wurde mein Kopf noch schwerer. Ich wußte schon nicht mehr, wo ich saß. Ich fühlte nur undeutlich, daß mich zwei starke Arme aufhoben und langsam durch die lange Halle des Gewächshauses stützten.

Erst draußen, in der eisigen Luft der Dämmerung, bekam ich wieder Gewalt über mein Blut, über mein Denken und meine Augen. Ich sah, daß Saizew Iwanow mich stützte und behutsam Schritt für Schritt ins Schloß führte.

Vor den Bildern Ignaschka Redschenkows hatte ich mich endlich so in der Gewalt, daß Saizew Iwanow das hilfreiche Stützen aufgab. Ich setzte mich auf das schmale Sofa an der Wand des Treppenhauses. Oben auf der Galerie erschallte Marjankas Stimme. Sie tollte mit der Katze herum. Ich erschauerte. Ich wollte zu ihr hinauf. Antwort auf das haben, was sie so weltenschwer als Frage in mir zurückgelassen hatte.

Da wurde ich von einer Hand gehemmt, die plötzlich meine ergriffen hatte. Es war

die eiskalte Hand Sergeis. Und ohne mich anzusehen flüsterte er: „Du mußt morgen schon fahren, nicht erst Sonntag!“ Und ließ mich los und ging mit schwermüden Schritten die Treppe hinauf.

An diesem Abend saß ich mit Harold allein in der Nische. Ein Gewittersturm ging über das Haus und ließ alle Dinge schwer erzittern. Harold träumte vor sich hin. Und wie aus einem Traum heraus erwähnte er: „Ich begegnete Marjanka vorhin in der Bibliothek. Sie hatte ein Kleid von Silberbrokat an. Das glänzte wie die Haut von Insekten . . . Man könnte sich in Marjanka verlieben . . .“

Ich konnte ihm keine Antwort geben. Wir spielten unsere Partie Schach zu Ende. Oben sang Marjanka ihre altitalienischen Lieder zum Klavier. Ich lag bis zum Morgen wach auf meinem einsamen Lager.

*

Harold war wütend, daß weder Sergei noch Marjanka zum Abschied in der Halle waren. Er brüllte Saizew Iwanow an, der mit dem Gepäck auf uns wartete.

Saizew Iwanow lächelte sonderbar und ließ uns doch nicht in den Salon der Herrschaft. Als wir aber schon im Wagen saßen und die Pferde grad anzogen, da bedeutete uns Saizew Iwanow, daß wir doch nach oben sehen möchten. Und da standen am Fenster des östlichen Turmes Sergei und Marjanka und ließen grüßend die weißen Tücher wehen. Der Kutscher ließ die Pferde gehörig auslaufen. Und als der Park schon weit hinter uns lag, sahen wir noch immer die weißen Tauben der Grüße flattern.

Ich wagte nicht, Harold auch nur mit dem leisesten Wort zu fragen, wie er über die Erlebnisse auf dem Schloß und unsere jähe Abreise denke.

Er saß mit zusammengezogenen Brauen, rauchte und schwieg. Die Landschaft flog spurlos an seinen Augen vorüber. Sein Gesicht spielte die Vorhölle eines Wutausbruchs. Ich lauerte darauf. Vielleicht kam wenigstens aus dieser Ecke die Erlösung.

Ein Rudel Rehe kreuzte knapp vor den galoppierenden Pferden den Wagen. Als ich Harold darauf aufmerksam machte, fuhr er zusammen. Noch nie im Leben habe ich solch einen verständnislosen Blick mich treffen sehen. Über seine Augen hin glitzerte eine Eisfläche. Jetzt erinnerte ich mich an seine Ekstase über Marjankas Silberbrokatkleid. Daran dachte er gewiß wieder. Was konnte ihm da noch Landschaft sein?

Und doch lag der Wald dieses gewaltigen Hügelrückens in einer unerhörten Sonnenhelle. Es triefte von Saft, Kraft und einer alle Fesseln sprengenden Wildheit. Das Blut der Erde quoll über und ergoß sich in Mensch, Tier und Halm; der Himmel griff ein und der Wind legte sich brausend in den Aufschwung der Vögel. Die Lerchen standen auf der höchsten Sprosse ihres unbändigen Jubels. Wolkenhaft strichen die Stare. Im Kraut war Gott und Teufel mit dem Geziefer lebendig.

Der Wagen rollte jetzt lustloser die Schräge des Hanges hinab. Saizew Iwanow schwieg auch so finster wie Harold. Nur dem Kutscher tropften manchmal Töne eines heiteren Liedchens vom Bart. Erst in der zweiten Nacht machten wir in einem Dörfchen Rast. Der Schmied wechselte im taghellen Mond das Hinterrad aus und schlug einem Pferd die Eisen fester. Er feilschte mit Saizew Iwanow eine Stunde lang um den Preis. Und war am Ende froh, daß er die Hälfte von dem bekam, was er zuerst gefordert hatte.

Warum vermied Saizew Iwanow, mit uns auf der Pritsche des Gastzimmers zu schlafen? Er ließ sich im Wagen ein Lager machen und lag unter den Sternen. Aus der dunklen Streu leuchtete sein Gesicht weißer als die Steine, wo sich der Mond in silbernem Überschwang spiegelte. Wiewohl die Nächte hier oben noch immer so bitter kalt waren, daß wir im Gastraum unter den dicken Fellen froren, lag Saizew Iwanow im Wagen nur so leicht mit einem braunen Militärmantel bedeckt.

Einmal hörte ich ihn aus einer abgrundtiefen Tiefe herauf seufzen. Und sah, daß seine Hände gefaltet auf dem Mantel lagen. Welche Gefühle hockten bei ihm auf der Lauer?

Das Fieber fuhr aus meinem Körper. Ein Haß auf Saizew Iwanow schüttelte mich dafür. Ich hätte den Kerl prügeln können. Harold aber bekümmerte sich um nichts. Pumpte sich nur mit schnapsgemischtem Tee voll und schnarchte schließlich den gesündesten Schlaf der Welt. Einmal schrie er laut auf: „Marjanka!“

Wir brachen wieder auf, als der Morgen schon voll gleißender Sonne war. Und fuhren in noch schärferem Trab als den Tag vorher der Ebene zu. Ackerflächen breiteten sich aus, aber schnell wieder verschlungen vom Wald. Das wilde Gestrüpp der Bäume wölbte sich über den Weg oft stundenlang wie ein Tunnel. In der vierten Nacht endlich, auf der letzten Station vor der Kreisstadt, setzte sich Saizew Iwanow freiwillig zu uns an den Tisch im Gasthof und nahm von den Getränken, die wir ihm anboten, und rauchte den Tabak, den wir ihm reich-

Die Schwestern. Gemälde von Eugen Huc

ten. Ein heftiges Würgen erschütterte oft seinen Körper, wenn wir ihn nach irgendeiner Sache fragten, die mit dem Schloß und der Herrschaft zusammenhing. Und als ich ihm sagte, was wohl aus uns geworden wäre, wenn ich im Palmenhaus unaufgefunden gelegen hätte, umdampft vom tropischen Gift des Laubes und den seltsamen Blüten, da griff er sich an den Hals und brummte: „Niemand stirbt zufällig, Herr. Stunde und Ort sind vorbestimmt."

Ich erwiderte ihm, daß das doch keine Antwort auf meine Frage sei, warum er uns denn so beständig auswiche. Er hob nur die Schultern und sah mich lauernd von der Seite an. Erst nach einer ganzen Weile und nachdem ich mich mit dem Gastwirt über eine politische Sache unterhalten hatte, berührte er meine Schulter, beugte sich nah in mein Gesicht und flüsterte: „Es war nicht gut, daß Ihr Ignaschka besucht habt."

„Ignaschka?" fragte ich erstaunt.

„Ignaschka, ja!" bekräftigte er. Und ließ die Unterlippe nachdenklich hängen. Trank darauf sein Glas leer und ging taumelnd hinaus.

Da ging ich ihm, zu allem entschlossen, flugs nach und erwischte ihn draußen am Wagen. Er drehte mir den Rücken zu, als ich ihn leise anrief. Ich ließ aber nicht nach, packte seinen Arm und fragte: „Was ist das mit Ignaschka? Wie kannst du sagen, daß es nicht gut war, daß wir ihn besucht haben? Haben wir auch nur ein einziges Mal sein Gesicht gesehen, ein einziges Mal ein Wort mit ihm gewechselt? Mit ihm ... dem Ignaschka, der durch die finnischen Wälder läuft mit dem Malkasten und Töpfe sammelt?"

„Herr, Ihr habt wahrhaftig Ignaschka gesehen, habt seine Hand in der Euren gefühlt, habt mit ihm am Tisch gesessen, mit ihm angestoßen und . . ."

„Ja . . . und . . . und —: seit wann ist Sergei Redschenkow ein Ignaschka Redschenkow geworden?"

„Seit unsere Brüder von der Roten Armee Sergei Redschenkow an die Mauer stellten und den zerschossenen Leib in die Kalkgrube warfen, Herr!"

Und da machte er sich mit einem heftigen Ruck los von meinen klammernden Griffen und lief in den Schuppen zu den Pferden.

Ich stand eine geschlagene Stunde lang in der kalten Nacht am Wagen wie betäubt. Die Dunkelheit lag wie ein metallner Panzer um meinen Körper. Ich war von einem Rätsel unbarmherzig fest auf einen schmerzhaften Punkt genagelt. Ich war an irgendeinem Ende. Und konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts.

Harold stand in der Tür und rief meinen Namen durch die Nacht. Er rief dreimal, ehe ich Antwort geben konnte. Und auch nur so leise, daß er zu mir an den Wagen herankam und meine Hände nahm und mich für betrunken hielt.

Ich folgte ihm zögernd in das Haus. Die Wärme bewegte mein Blut. Ich schüttelte mich, als käme ich aus einem Ameisenhaufen gekrochen. Ich war unfähig, Harold von dem Gespräch mit Saizew Iwanow Mitteilung zu machen. Ich fiel wie ein Stein auf das Lager und schlief schnell und traumlos ein.

Früh, als uns der Gastwirt zum Morgenimbiß weckte, fragte ich sofort nach Saizew Iwanow. Ich mußte in dieses Gesicht hineinsehen und mich überzeugen, ob es die Larve eines Menschen oder einer Kreatur aus anderen Welten war.

Saizew Iwanow war fort. Weiß Gott wohin. Dem Kutscher nur hatte er anbefohlen, uns auf dem sichersten Weg in die Kreisstadt zu fahren und im Dorf Djybutschka wieder auf ihn zu warten.

Harold lachte mich aus, als ich ihm das Erlebnis der Nacht erzählte und meinte: „Wenn zwei Betrunkene sich unterhalten, was kann da auch Vernünftiges bei herauskommen? Der Teufel mag die Redschenkows samt ihrem Saizew Iwanow holen. Ich habe mir nämlich ganz andere Dinge von diesem Ausflug versprochen! Hast du einmal mit Marjanka allein gesprochen? Sicher nicht. Ich bin, ehe sie den verrückten Polen geheiratet hat, eine Nacht in Paris ihr Geliebter gewesen. Aber der Teufel soll mich holen: sie konnte sich an nichts mehr erinnern."

Ich gab dem Kutscher einen Wink, daß er anspannen möge. Ich sah, daß wir vier neue Pferde hatten.

Der Wald nahm bald ein Ende. Korn wogte auf unendlichen Flächen unter tiefblauem Himmel. Über den Bauerngehöften hingen fette Rauchfahnen. Manchmal bellten struppige Hunde hinter dem Fuhrwerk. Lauer Wind erschütterte mein Herz. Krähen stolperten dahin. In ihrem Flug lag ein beschwörender Sinn. Wie ein Zeigefinger erhob sich aus dem Dunst der Felder der spitze Turm der Stadt.

Ich sah zurück nach der Hügelkette.

Es war, als hätte sie der Erdgrund verschluckt.

Das deutsche Herz in Südost-Europa

Herbstreiseeindrücke von Paul Oskar Höcker

Berufs- und Reisekameraden

Zu einer Herbstfahrt durch die Donauländer hat sich ein Dutzend Schriftleiter führender deutscher Zeitschriften zusammengefunden. Sie stammen aus allen nationalen Lagern, beide christliche Bekenntnisse sind vereint, aus den abgetrennten Gebieten Danzig und Oberschlesien und auch aus dem zerstückelten Nachbarlande Österreich haben sich die Herausgeber deutscher Monatsschriften angeschlossen. Es soll auf der ein paar tausend Kilometer langen, strapazenreichen Reise über die neugestaltete Landkarte des Balkans der Tagespolitik ausgewichen werden; die kleine Arbeitsgemeinschaft will sich nur mit eigenen Augen einmal von dem Zustand der Kulturstätten überzeugen, die dem Riesenbrandherd im Südosten Europas verblieben sind. Sie will die Siegerstaaten Jugoslawien und Rumänien besuchen und feststellen, welchen geistigen Segen ihnen die Siegesbeute gebracht hat, sie will Bulgarien und Ungarn, die wie Deutschland durch die Friedensverträge abgewürgten Länder, durchstreifen und erforschen, ob sie kulturell stehen geblieben oder fortgeschritten sind, sie will bei den deutschen Minderheiten einkehren, in den Siedlungen deutscher Bauern, der Siebenbürger und Banater Sachsen und Schwaben, und von ihnen, den Bürgern ganz neuer Staatengebilde, hören, welche Hoffnungen sie für die Erhaltung ihres Deutschtums hegen dürfen.

Mit außerordentlicher Freundlichkeit haben die Behörden all dieser fremden Staaten die kleine Reisegesellschaft empfangen und deren Arbeit je nach ihrer Einstellung zu unterstützen gesucht. Ämter, Kirchen, Museen, Volkswohlfahrtsstätten und Schulen öffneten sich ihr. Minister, Bischöfe, Bürgermeister widmeten ihr bereitwillig ihre Zeit zur Aussprache. Und die ausländischen Berufsgenossen dienten als Führer und Dolmetscher.

So ist in den drei Wochen ein Überblick gewonnen worden, der, wenn er auch lückenhaft bleiben mußte, die zwölf Reisekameraden doch befähigt, bei der Beurteilung der Verhältnisse in Südost-Europa künftighin eigene Anschauung mitsprechen zu lassen und sie von der stets parteipolitisch gefärbten Tagespresse unabhängig zu machen. Vor allem konnten an Ort und Stelle die Kräfte ausgesucht und angeworben oder vorgemerkt werden, die in den kommenden Jahren berufen sein werden, von der friedlichen Kulturarbeit in den ehemaligen Kampfgebieten zu berichten.

Neue Grenzen

Wenn Du das blaue Kinderauge Kärntens, den Wörther See, gestreift hast und in Klagenfurt eintriffst, dann hörst Du bald von den allerschmerzlichsten Verlusten, die der furchtbare Trianon-Vertrag Österreich beigebracht hat. Früher trug Dich der Zug von hier noch tagelang über Heimatsboden, heute erreichst Du die Grenze in wenigen Stunden. Aber mit der Bemalung des Schlagbaums in jugoslawischen Farben hat ein großer Teil des Volkes noch nicht aufgehört, deutsch zu sein, deutsch zu sprechen, deutsch zu fühlen. Bei der Schutzbundtagung vor sechs Jahren sind die von der Heimat abgetrennten Bauern, die nachts heimlich die neue Grenze überschritten, in Trauergewändern in Klagenfurt erschienen, die alten Fahnen schwarz umflort. Ein frisch zusammengebackenes Königreich hat die bisherigen Österreicher jenseits von Dravograd-Meza aufgenommen. Kärnten ist an dieser Bahnstation plötzlich zu Ende, man weiß nicht, warum. Es ist keine natürliche Grenze da, eine Sprachgrenze noch weniger. S. H. S. steht jetzt auf den Eisenbahnwagen; das heißt: Serbien, Kroatien, Slowenien. Die Schilder auf den Stationen weisen schwer entzifferbare Buchstaben auf, die mit den griechischen, auch mit den russischen etwas Gemeinsames haben. Es ist die kyrillische Schrift. Und Du kommst in dem gemütlichen alten Marburg an und hörst den Schaffner ausrufen: Maribor. Du greifst erfreut nach der deutschen Zeitung, die hier zwischen den slowenischen erscheint. Aber arg niedergeschlagen legst Du sie bald aus der Hand: ach nein, in diesen Spalten wird keine deutsche Kulturarbeit verrichtet, dieses Blatt ist überhaupt nicht deutsch, es wird von den ehemaligen Feinden nur in deutscher Sprache gemacht, um das Deutschtum einzuschläfern — oder um es den Deutschen zu verekeln.

Die neuen Herren von Maribor haben uns leider nur wenig zu zeigen, was auf eine erfreuliche gemeinsame Geistesarbeit schließen ließe. Auch kulturelle Fortschritte scheinen nicht nachweisbar. So erweist sich ihre Gastfreundschaft also lieber darin, die deutschen Gäste in mehrstündiger Autofahrt zu den alten römischen Funden bei dem kerndeutschen Weinbauernstädtchen Pettau

an der Drau zu führen. Zu den Sorgen und Seelennöten Deiner Landsleute geleiten Dich die slowenischen Herren nicht. Aber Du vernimmst sie doch aus hundert Gesprächen. Die neue Grenze, die man gewaltsam zu einer Sprachgrenze machen will, wird empfunden, als ob stählerne Fesseln ins Fleisch schnitten. Wohl nicht von allen Zwangs-Jugoslawen. Aber doch wohl gerade von den Intellektuellen, die sich in diesem flugs aus dem Ärmel geschüttelten Staatengemisch auf vielen Gebieten von der heimischen Kultur abgeschnitten sehen. — Tiefes Mitgefühl, ja Mitleid empfindest Du mit diesen deutschen Volksgenossen, die der Slowene entwurzeln will.

Nun befindet sich in Kärnten selbst ja auch eine slowenische Minderheit, die fast der deutschen in Slowenien entspricht. Man droht hinüber und herüber: man werde es die Minderheit fühlen lassen, wenn die jenseits der Grenze nicht mildere Saiten aufzögen.

Ob es nicht das Gegebene wäre, beiderseits mit dem guten Beispiel voranzugehn?

Eine Überraschung

Eine Überraschung ist Agram. Es hat jetzt den unaussprechlichen Namen Zagreb erhalten, der ihm nicht recht zu Gesichte steht. Denn diese Stadt ist frei von Zischlauten, sie ist von starker Harmonie beseelt. Du staunst, sobald Du den stattlichen Bahnhof verläßt. Da huscht Dein Blick durch breite Großstadtstraßen und über weite Plätze. Eine Riesenkarawanserei erhebt sich frei vor Dir. Der Berliner Kaiserhof, wenn er nicht östlich und südlich durch enge Sträßchen behindert wäre, könnte sich an repräsentativer Kraft mit diesem modernen Hotelbau vielleicht noch messen; aber sonst findest Du in Europa, das Inselreich eingeschlossen, kaum einen Fremdenpalast von diesen stolzen Ausmaßen, dieser festlichen Breite, dieser warmen Behaglichkeit im Innern. Von jedem Fenster aller vier Seiten des Riesenblocks hast Du die freie Aussicht über die große Stadt, deren Villenvororte zwischen Weingärten hoch an den Hügeln emporklettern.

Auf den Besuchsfahrten zum Obergespan, zum Bürgermeister, zu dem deutschen Konsul, Herrn Seiler, der den liebenswürdigsten Mentor abgibt, entfaltet die Stadt immer neue Reize. Du empfindest das Programm des Empfangsausschusses fast schon als lästige Pflicht, das Dich ins Ethnographische Museum, in die Kathedrale bannt; es ist viel lockender, auf dem Marktplatz die bunten Bauerntrachten anzugucken, das Gewühl zwischen den Marktständen zu erleben. Buden mit Weintrauben, Birnen, Äpfeln, Feigen, Nüssen, das Kilo acht Dinar, rund eine Mark, Buden mit Weihkerzen und Lebkuchen, Buden mit Bauernstickereien! Rings um die Kathedrale herum werden die alten Baracken abgerissen. Die große Geste liegt dem Kroaten. Das empfindest Du auch im Nationaltheater. Du glaubst Dich in einer wirklichen Großstadt. Schöngekleidete Frauen im Foyer, in den Wandelgängen. Zwei kroatische Ballette werden aufgeführt. Die Sprache der Beine ist zum Glück international. Aber Du lernst zwei kroatische Komponisten kennen, die unbedingt einen volkstümlichen Einschlag haben. Doch den volksechtesten Eindruck gewinnst Du draußen: im Stadtpark bei dem dicken, runden Aussichtsturm. Da lädt man Dich zu einem ländlichen Imbiß. Es gibt „Schindelbrötchen". An langen Holzstäben werden die in Salz gewälzten Schweinskoteletten aufgespießt und am offenen Feuer geräuchert. Dazu reicht man saure Gurken und Paprikaschoten. Den Durst reizt außer der scharfen Kost noch der Slibowitz; gelöscht wird er mit dem würzigen, nicht eben leichten kroatischen Landwein.

In den Gesprächen mit den Einheimischen stößt Du immer wieder auf gebildete Leute, die Deine deutschen Hochschulen, Deine deutschen Zeitschriften kennen. Alles ist hier noch verbunden mit deutscher Kultur. Jeder bestätigt Dir's. Die Unverträglichkeit, die den Deutschgebliebenen in Slowenien das Leben so unfreudig macht, scheint nachzulassen, je weiter Du Dich von der Grenze entfernst.

Novisad und Werbaß

Aber Du täuschst Dich.

Du näherst Dich dem heißen Herd des Völkerhasses: Serbien.

Fünfzehn Stunden Eisenbahnfahrt bedarf's von Agram nach dem alten Neusatz, das seit dem Umschwung Novisad heißt. Lauter deutsches Kolonistenvolk erkennst Du auf den Stationen. In Brod freilich erhascht Dein Blick die erste Moschee, ein letztes Andenken der Türkenzeit. Der Weinanbau hier stammt von deutschen Bauern. Fruchtbar und gut gepflegt ist das Land bis zur Drau und jenseits bis zur Donau.

Novisad ist berüchtigt wegen seiner Wanzenquartiere. Aber Du kannst auch das Glück haben, in der deutschen Pension Urban, draußen in der Villenvorstadt, unterzukommen, wo man durch Eisenbettgestelle und sauberen Wandanstrich des nächtlichen Unheils Herr geworden ist. Die eigentliche Festung liegt jenseits des Stromes: Peterwardein. Bis hierher brandete immer wie-

der die Türkenflut. Wir setzen im Fährboot über die Donau und ersteigen auf der steilen, gedeckten Holztreppe die Festung. Feldgraue Soldaten ziehen zum Appell. Hornsignale. Von der obersten Schanze blicken wir weit über Strom und Land. Das Fruchtland hier heißt die Fruschkapora. Nach dem Kriege war die Gefahr des Kommunismus hier sehr bedrohlich. Man hat im Jahre 1920 den Arbeitern billiges Bauland gegeben. Ein Grundstück kostet etwa vierzig Mark. Sofort begannen die Unsteten seßhaft zu werden. Es wurde rege gebaut. Aber dieses ganze Novisad bildet doch schon einen ersten Fühler zum Orient. Selbst in den Hauptstraßen sind die Häuser meist nur einstöckig.

Da wirkt es nun wie plötzliche Heimkehr, wenn man sich wieder für ein Stündchen auf die Achse setzt und von Novisad nach Werbaß fährt. Die Batschka, von der Theiß bis zur Donau, ist das größte deutschsprachige Gebiet. Werbaß, mit 60 000 Einwohnern, hat seine eigene deutsche Zeitung. Man kennt Dörfer solcher Ausdehnung und Bedeutung in Deutschland kaum. Banater Sachsen haben diese Siedlung hochgebracht. Hier gibt es Hopfen, Wein, Gemüse als Feldkultur, Weizen, Mais, Tabak, sogar Baumwolle und viel Hanf. Man nennt die Batschka den Garten Gottes. Sechs Generationen waren hier am Werke, um eine ideale Fruchtkammer zu schaffen.

Aber wenn betont werden muß, daß deutscher Fleiß und deutsche Charaktertüchtigkeit das Hauptrüstzeug gebildet haben, dann sollte man meinen, es läge im Interesse der jetzigen Machthaber, diese deutschen Eigenschaften dem Lande zu erhalten. Die Schulverwaltung scheint anderer Meinung. Sie will die deutsche Volksgemeinschaft nicht anerkennen. Hunderttausende von Kindern deutscher Eltern werden behindert, die deutsche Muttersprache zu erlernen. Eine kleine Stichprobe. Wir besuchen eine Novisader Schule mit 364 Schulkindern. Die Lehrkräfte bestehen aus sechs Serbinnen und einer Deutschen. „Zufällig" ist bei unserem Besuch gerade nur diese deutsche Lehrkraft in der Schule anwesend. Die um die deutsche Überlieferung besorgten Volkskundigen, mit denen wir verhandeln, berichten böse Dinge. In vielen gemischtsprachigen Schulen ist der Schulleiter gar nicht imstande, deutsch zu sprechen. Von der ersten Unterrichtsstunde an ist der Unterricht serbisch. Seit 1925 wird in den oberen beiden Klassen der Volksschule überhaupt kein Deutsch mehr behandelt. Das sind „Repressalien" durch die jugoslawische Schulbehörde gegen das Unrecht, das den Slowenen angeblich in Kärnten zugefügt worden ist. Und nun soll auch der deutschen Privatschule der Atem abgeschnürt werden. Man zeigt uns das deutsche Lesebuch für die vierte Klasse: es enthält kein originaldeutsches Stück — nur kümmerliche Übersetzungen aus dem Serbischen und Kroatischen.

Man sollte glauben, dieses Land, dieser Boden hätte gute Erfahrungen mit deutschem Wesen gemacht. Nimmt man dem jungen Deutschen seine Muttersprache, so wird er natürlich bald serbisch oder kroatisch oder slowenisch reden können. Aber er verliert mit der Sprache auch tief wurzelnde Eigenschaften. Eigenschaften, die aus ihm immerhin einen guten und willigen Steuerzahler gemacht haben.

In Serbiens Hauptstadt

Du hast vom Juni 1914 an die Serben pflichtgemäß oder aus Überzeugung gehaßt. Die Erfahrungen, die Du auf der Reise nach Belgrad gesammelt hast, waren auch nicht eben geeignet, Deine Vorurteile zu zerstreuen. Die billigen Witzblatt-Koseworte von den „Hammeldieben" haben Dich lang genug begleitet. Und nun kommst Du in eine fieberhaft tätige Stadt, in der mit amerikanischem Unternehmungsgeist Riesenpaläste aufgeführt werden, während dicht neben dem Bauzaun noch armselige Buden stehen, die Du mit einem kräftigen Fußtritt zur Ruine verwandeln könntest. Und es herrscht Großstadtleben. Und Du kannst dem serbischen Soldaten, der in guter Haltung, ganz und gar nicht aufgeblasen, sauber uniformiert daherkommt, die Achtung nicht versagen.

Wie war es doch gleich? Haben in dem bunten Völkergemisch, das uns gegenüberstand, nicht gerade die Serben sich mit als unsere tapfersten und ritterlichsten Gegner erwiesen? Und hören wir hier nicht immer wieder, daß die serbischen Zivilisten, die von unseren Truppen nach Tunlichkeit geschont worden sind, ihnen noch heute eine aufrichtige Dankbarkeit zollen?

Ein ehrgeiziges, kleines, tapferes Volk, das sich emporarbeiten will.

Wir sehen in den drei Landtagsgebäuden dicht an der Hauptstraße von Belgrad die drei Epochen versinnbildlicht: Tief da unten, durch die Straßenaufschüttung mit dem Dach unter Kellerhöhe stecken geblieben, liegt das kleine Versammlungshaus, in dem der Gedanke zu Großserbien keimte. Hundert Meter davon erhebt sich das gemächliche Saalgebäude, noch einstöckig, der heutigen Skupschina. Aber noch hundert Meter weiter ragt ein Riesenneubau in den Himmel, der dem ganzen Lande Signal und Symbol sein will.

Geschichtliche Denkwürdigkeiten gibt's auf Schritt und Tritt. Der Konak ist nicht mehr derselbe, in dem sich die Scheußlichkeiten einer früheren „Dynastie" abgespielt haben. Es ist gebaut und saniert worden. Aber das niedrige, einstöckige Eckhaus mit dem Café

Albanika, in dem die Verschwörer sich zusammenfanden, steht noch da. Die serbischen Journalisten empfangen uns in ihren hübschen Klubräumen. An den Wänden hängen flotte Karikaturen, die von Gulbransson stammen könnten. Es herrscht Witz und Geist in diesen Räumen. Man versteht es, sich klug zu unterhalten, ohne sich allzu tief in Politik einzulassen. Der Außenminister empfängt uns und versichert uns, daß das serbische Volk von Gefühlen der Hochachtung und der Freundschaft für uns Deutsche erfüllt sei.

Als ich dem Hotelportier meinen Namen nenne, lächelt er mir zu und nennt den Titel eines meiner Romane. Du sollst aber nicht glauben, daß ich durch diese unverhoffte Volkstümlichkeit zur Wandlung meiner Gefühle für die Serben gekommen sei. Nein, fast allen ist es so gegangen.

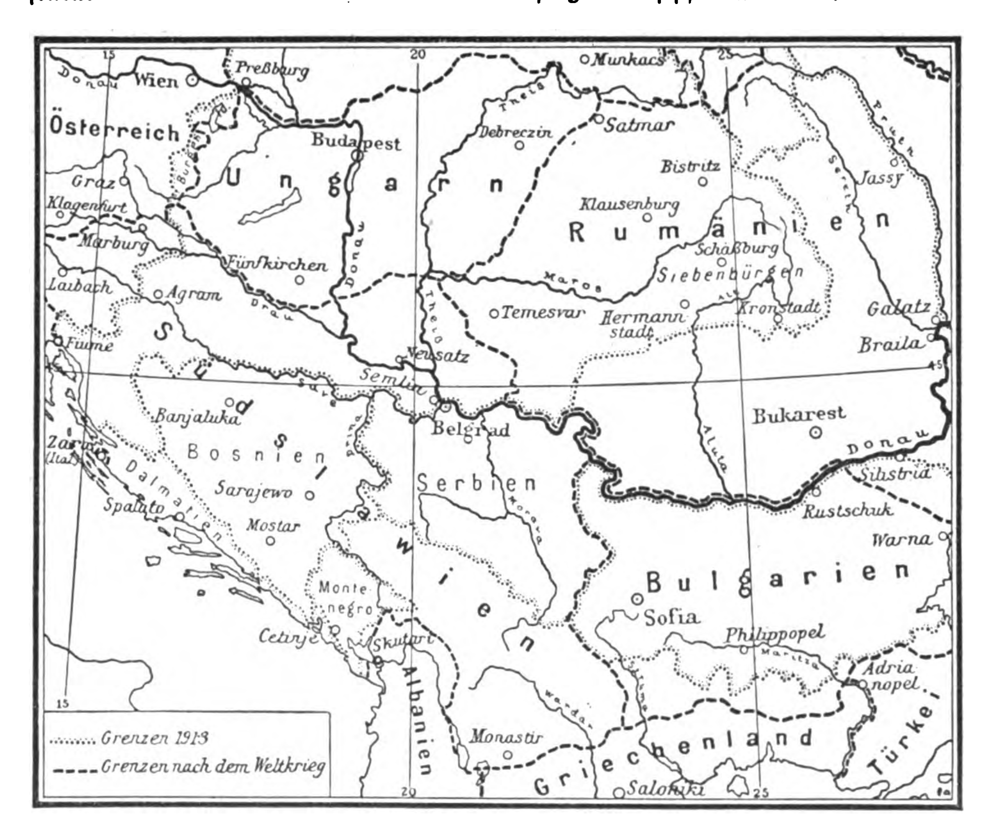
Oben auf der Festung Belgrad führt uns ein serbischer Oberstleutnant herum, zeigt uns die Aussicht, zeigt uns den römischen Brunnen. Und da gewahren wir einen mächtigen Denkstein. Unsere Truppen haben ihn errichtet, mit Marmorplatte und Inschrift, die an die Einnahme von Belgrad durch das deutsche Heer erinnert. Das Denkmal ist unbeschädigt, die Schrift unverletzt. Solch ein Erinnerungsmal hätte in Frankreich oder in Belgien stehen sollen!

Wir fahren an dem Sommerschloß des serbischen Königs vorbei zum Heldenfriedhof. Die deutschen Gräber befinden sich in bestem Zustand. Kränze, die dort niedergelegt wurden, sind unberührt. Wir schmücken die beiden Denkmäler unserer gefallenen Brüder und legen auch am Grabe des serbischen Unbekannten Soldaten einen Kranz nieder.

Heute ist Hindenburgs achtzigster Geburtstag.

Dem deutschen Gesandten in Belgrad ist es leider nicht möglich gewesen, die deutsche Kolonie hier irgendwie in Verbindung zu bringen. Aber während seiner Beurlaubung gelingt es dem Takt und der Gewandtheit des Geschäftsträgers, Herrn Busse, die paar hundert Deutschen an der Festtafel zu versammeln, die den Reichspräsidenten ehren soll.

Dieser Freudentag wird so zum Stiftungsfest eines deutschen Vereins, der alle Schichten der deutschen Kolonie Belgrad von nun an verbinden soll. Auch von jenseits der Save und Donau, von Franzdorf bei Semlin, sind die Vertreter der badischen Bauern herübergekommen. Wir haben sie in ihrem Musterdorf besucht und haben nicht nur ihre Disziplin bei der Feld- und Hofarbeit, sondern auch in ihrem deutschen Gesangverein feststellen können.



Bulgarische Freunde

Willst Du von Belgrad nach Sofia fahren, so bedenke, daß jeder Kilometer Stahlschiene rostdurchfressen ist: vom Mißtrauen der beiden Völker gegeneinander, ja von unausrottbarem Haß. Die Fahrt geht also langsam. Es liegt gar kein Bedürfnis vor, einen hurtigen Verkehr zu schaffen.

An der bulgarischen Grenze reicht einer meiner Reisekameraden einem Streckenarbeiter, der ihm eine Auskunft gegeben hat, eine Zigarettenschachtel hin. Der Bulgare greift höflich dankend zu, läßt aber plötzlich beide Hände fallen und sagt mit unbeschreiblichem Ausdruck: „Serb!" Er verzichtet, denn er hat an der Packung die Herkunft des Tabaks erkannt.

Wir lernen in diesen Tagen viele Kreise des bulgarischen Volkes kennen. Der Ministerpräsident empfängt uns und gibt in ruhiger Sachlichkeit Auskunft auf alle Fragen; er kennt Deutschland aus seiner Studentenzeit. Der Kammerpräsident führt uns durch die Sobranje. Wir besuchen den Metropoliten, der uns die alte, byzantinische Kapelle zeigt und uns zum Tee lädt. Wundervolle Gestalten, diese alten, würdigen Geistlichen mit den langen Bärten, den großen, klugen Augen. Im deutsch-bulgarischen Kulturverein begrüßen uns die bulgarischen Professoren, Staatsmänner und Journalisten. Wir lernen den mazedonischen Dichter Alexander Balabanoff kennen, der den „Faust" ins Bulgarische übersetzt hat. Abends liest uns ein Sofioter Kollege ein paar Stellen aus der Übersetzung vor: „Habe nun, ach" und „Meine Ruh' ist hin". Rhythmus und Tonfärbung, Versmaß, Hebungen und Senkungen sind dem Original zum Verwechseln ähnlich. In dem schmucklosen Nationaltheater hören wir den „Barbier von Sevilla". Das Orchester spielt ausgezeichnet. Ein gesellschaftliches Leben gibt es in Sofia kaum. Die Bulgaren sind ja arm, blutarm. Der höchste Beamte im Königreich bezieht etwa sechshundert Mark im Monat. Die letzte Lohnklasse kaum mehr als fünfzig. Wovon sie leben? Von Brot und Zwiebeln. Jeder muß nach einem Nebenerwerb suchen. Aber diese Überarbeit ist ehrlich. Man lebt hier in Bulgarien nicht wie anderwärts von Bestechungsgeldern.

Arm, ehrlich, strebsam und arbeitsam ist der Bulgare. Er ist der friderizianische Preuße von Südost-Europa. Wir dürfen stolz darauf sein, daß er — einer der wenigen auf der Welt — unser Freund geblieben ist. Jede Möglichkeit, die Bulgaren am deutschen Geistesleben teilnehmen zu lassen, müßte ergriffen werden. Die Lage ist durch die Inflation besonders erschwert: der mittellose Bulgare kann die teuren Preise der deutschen wissenschaftlichen Bücher nicht erschwingen, und der französische Buchhandel weiß dies schon nach Kräften auszunutzen.

Welcher Gegensatz des Straßenbildes zu dem von Belgrad! Dort Aufgeregtheit, Hast, Blitztempo im Niederreißen und Aufbauen, elegante Damen auf den Promenaden, aber in den Hafenquartieren unten an der Save noch unsagbares Kuddelmuddel, — hier in Sofia Ruhe, Würde, saubere Straßen, wenig Weiblichkeit sichtbar. Die bulgarische Frau stellt keinen Schönheitstyp dar, sie ist untersetzt, hat plumpe Fesseln. Sein Schönheitsbedürfnis scheint der Bulgare an der Blumenwelt zu sättigen. Er ist ein liebevoller Gärtner. Die bulgarische Rosenzucht ist berühmt. Im Park des königlichen Lustschlosses in Wrana herrscht freilich noch das Teppichbeet vor, der italienische Salat der französischen Gartenarchitekten. Die Mittel fehlen wohl zur Neugestaltung — und vorläufig noch die schöne Hausfrau, der damit zu huldigen wäre. Der einzige Luxus, den Wrana aufweist, besteht in ein paar mürrischen Elefanten. Aber es sind von des alten Königs Zeiten her noch die Ansätze zu lehrreichen Steingärten vorhanden. Auch König Boris beschäftigt sich lebhaft mit botanischen Studien, wie die Bibliothek seines Arbeitszimmers uns verrät.

Junggeworbene bulgarische Freunde von der Presse lassen sich es nicht nehmen, uns beim Scheiden noch eine Tagfahrt weit bis nach Rustschuk zu begleiten. Als wir auf dem primitiven rumänischen Kahn stehen, der uns über die Donau nach Giurgiu bringen soll, stimmen sie in deutscher Sprache unser Soldatenliedchen an: „Ich hatt' einen Kameraden!" Und sie begleitet uns noch in das finster und schmutzig vor uns liegende Rumänien hinein, die Weise von den „Vöglein im Walde", die mit uns ins blutige Feld zog, auf dem sich dann unser Schicksal unlösbar mit dem der bulgarischen Waffengefährten verband.

„Hat ganze Länder aufgefressen —"

Es ist von Groß-Rumänien die Rede.

Niemand auf der Welt hat den ungeheuerlichen Zuwachs an Land und Menschen — guten, tüchtigen, ehrliebenden Menschen! — so wenig verdient wie Rumänien. Die abenteuerlichen Gerüchte über die mittelalterlich grausame Behandlung aller unbequemen Nörgler und über das ungenierte Bestechungssystem, die man hier allenthalben vernimmt, mögen übertrieben sein. Daß dieses Land das einzige unter den Donauländern bleibt, mit dem man den Begriff Balkan verbinden darf, scheint festzustehen.

In der gehobenen Gesellschaft von Bu-

karest trifft man weitgereiste, kluge, auch vom deutschen Studium beeinflußte Männer. Es ist ein hohes Verdienst unseres Gesandten, des Herrn v. Mutius, auf diesem heißen Boden die tiefinneren Gegensätze zwischen deutschem und rumänischem Wesen zu überbrücken. Deutsches Volkstum von herrlicher Kraft ist in Siebenbürgen und dem Banat dem asthmatischen Großstaat einverleibt. In den Sachsen- und Schwabendörfern um Hermannstadt und Temesvar, die wir besuchen, wird derselbe Kampf um die Erhaltung der deutschen Sprache geführt wie drüben in Südslawien. Früher mußten sich die Bauern gegen die Magyarisierung wehren, jetzt gegen die Romanisierung. Schlimmer als der Verlust der Muttersprache wäre wohl noch die Annäherung an welsches Wesen mit jenen Eigenschaften, die der deutsche Volkscharakter in diesen starken Siedlungen bisher jahrhundertelang von sich fernzuhalten gewußt hat.

Bukarest hat in der Innenstadt glänzende Fassaden aufzuweisen. Da ist das neue Offizierkasino, der Athéné-Palast, da sind schöne Hotels und Kaufhäuser. Ein reger Autoverkehr — die ganze und die halbe Welt der Hauptstadt scheint immerzu in Bewegung. Die berühmte „Chaussee" ist der beliebteste Korso geblieben. Aber dirigierst Du Dein Mietsauto von den Hauptstraßen in die Außenquartiere von Bukarest, dann bleibt es im tollsten Balkandreck stecken. Erbärmliche Baracken, schmierige Zigeunerdörfer, Schweinekoben, tiefe Straßenlöcher, keine Kanalisation . . .

Aufatmend kehrst Du zurück und trittst in die mustergültig geführte deutsche Schule ein. Die Väter der Zöglinge hast Du in der schönen Bukarester Liedertafel kennengelernt, prächtige Männer, die unserem Gesandten helfen, das Ansehen des Deutschen auf diesem weit vorgeschobenen Posten in Ehren zu halten.

In den deutschen Dörfern

Wir sind in dem evangelischen Hermannstadt und dem katholischen Temesvar gewesen.

Dicht bei Hermannstadt liegt das sächsische Dorf Kleinscheuren. Wir besuchen den jungen, schlanken Pfarrer. Die hübsche, junge Pfarrersfrau, die mit ihren zwei blonden Bübchen über den Pfarrhof kommt, wird von der ganzen Gemeinde Mutter Pfarrer genannt. Es ist Sonntag. Im Sonnenschein biegen von der Dorfstraße her festlich-feierlich geschmückte Gruppen von Kirchenbesuchern auf den Kirchplatz ein. Wundervolle alte Trachten, deren Schnitte und Farben und Zierate auf die Sonntagskleidung zurückgehen, die vor acht Jahrhunderten die ersten deutschen Siedler mitgebracht haben. Die Mädchen tragen die hohe, steife, schwarze Samtmütze über den buntgestickten Stirn- und Scheitelbändern und schmale Schulterumhänge mit eingestickten Namen und Daten, oft kostbare Erbstücke. Die Frauen tragen um Haube und Hals das weiße Schleiertuch. Die Männer, würdige, aufrechte Gestalten, königliche Landleute, tragen Lederröcke und reichgestickte Mäntel. Nun füllt sich die alte Kirche mit all den schönen Menschen in ihren ehrwürdigen Feiertagsgewändern, und der Gottesdienst hebt in deutscher Sprache an. Die Kirchenzucht ist streng. Die beiden Kleinen, die während des Chorgesanges verspätet hereinhasten, werden wohl beim nächsten „Zugang", der Monatsversammlung der Bruder- oder Schwesterschaft, in eine kleine Spargeld-Strafe genommen werden.

Wir treten in schmuck gehaltene Bauernstuben ein und erklimmen dann den hochgelegenen Heldenfriedhof. Die Gräber unserer gefallenen Brüder sind mustergültig in Ordnung. Jedes Kind, das in die Dorfschule eintritt, bekommt ein Grab zur Pflege und überliefert es beim Austritt einem neuen Abc-Schützen.

Nach einer Eisenbahnnacht landen wir bei den Banat-Schwaben von Temesvar. Eine große Enklave deutschen Volkstums. Nur haben die beiden letzten Menschenalter in der Sprache schon arge Verschiebungen geschaffen. Die Banater waren Ungarn deutscher Zunge. Aber wie es so geht: die deutschen Bauernjungen gewöhnten sich an, magyarisch zu sprechen. Ihre Kinder lernen rumänisch. Großvater und Enkel werden sich bald nicht mehr in gemeinsamer Muttersprache verständigen können. Wenigstens ist eines geblieben: „Wir sind deutsche Leut'", das gilt hier ebensoviel wie ein vor dem Notar aufgesetzter Vertrag.

Auf freiem Platz mit weitem Blick über das ebene Fruchtland liegt in Temesvar die Banatia, das deutsche Internat, geleitet von katholischen Schulmännern, unterhalten von Stiftungen der deutschen Bauern. „Ob ungarische, rumänische, russische oder chinesische Herrschaft: die Gesinnung im Banat bleibt deutsch!" sagt mir ein alter Bauer.

„Heil dir, mein Schwabenland!" singt der vierstimmige Schülerchor, der zu unserem Empfang in der Aula versammelt ist. Wir sind hier auf Schritt und Tritt umgeben von deutschem Geist, christlicher Treue, geistiger und körperlicher Sauberkeit. Die Bücherei ist mit geringen Mitteln aufgebaut. Eine Kunstgeschichte ist noch nicht vorhanden; man hat sich bisher damit beholfen, die Kunstbeilagen von Velhagen & Klasings Monatsheften systematisch in mehreren Bänden zusammenzufassen. Natürlich verspreche ich dem jungen geistlichen Herrn, der die Bibliothek verwaltet, ein Exemplar der Kunstgeschichte unseres Verlags.

Einem Empfang im deutschen Heim, dem auch der Bischof beiwohnt, folgt eine Fahrt auf die schwäbischen Dörfer. Die erste Kircheneintragung der Siedlungen stammt aus dem Jahre 1738. Man trägt hier die alte Tracht nicht mehr. Aber die Bauweise ist durch viele Geschlechter erhalten geblieben. Wenigstens in den Grundformen. Nur scheint jetzt der Maurerpolierkitsch der Stuckfassaden mehr und mehr Platz zu gewinnen. Auch weichen leider die behäbigen alten Bauernmöbel der Basarindustrie. Im Dorfe von Adam Müller-Guttenbrunn, dessen Geburtsstätte ein kleines Heimatsmuseum geworden ist, gibt es in manchem Bauernhaus zwei oder drei Grammophone — aber nur ein Kind.

Doch das ist ein weites Feld, das in diesem ersten Überblick nur flüchtig gestreift werden kann.

Auch über die Auswirkungen der großen Agrarreform wären Bücher zu schreiben, wo doch nur wenige Zeilen zur Verfügung stehn. Der Großgrundbesitz ist in Rumänien abgeschafft. Den alten Magnaten ist viel abgenommen worden, den Bauern sind etwa hundert Joch verblieben. Daß bei der Verteilung der Riesenerbschaft die Rumänen besser abgeschnitten haben als die deutschen Bauern, das braucht nicht erst betont zu werden.

„Kann es so bleiben? Nein, nein, nimmermehr!"

Von Rumänien nach Ungarn. Seltsam. Früher galt uns Ungarn trotz seiner Zugehörigkeit zu dem uns stammverwandten Österreich doch eigentlich immer noch als ein fremdes Land. Die Sprache bildete die Scheidewand. Aber überschreitest Du heute die — weit nach Westen vorgeschobene — rumänische Grenze, so fühlst Du Dich in Ungarn mit einemmal daheim.

Und dann umfängt Dich gleich der Lebensrausch von Budapest.

Kann sich Paris in seiner landschaftlichen Gruppierung mit Budapest messen? Wenn ich alle Städte der Welt, die ich sah, im Geist durchwandere, dann muß ich doch Budapest als die schönste aller Großstädte preisen. Jenseits der Donau die unvergleichliche Burg, diesseits das herrliche Parlamentsgebäude, die ehrwürdige Geschichte in Stein, die Gegenwart im beschwingten Tempo von Baulust und ehrgeizigem Wagemut.

Unser deutscher Gesandter, Herr v. Schoen, hat in einer Zeit, in der das Italien Mussolinis die krampfhafte Verbindung mit Ungarn sucht, um Jugoslawien zu umklammern, diplomatisch wohl eine sehr schwere Aufgabe. Die Ritterlichkeit seines Auftretens weiß alle bedeutenden geistigen Kräfte der Haupt- und Residenzstadt Budapest in seinem Haus zu vereinigen, und es wird und muß ihm gelingen, den Anschluß dieser ehrgeizigen, stolzen und tapferen Nation an unser kulturelles Leben allen Anfeindungen zum Trotz zu erhalten und zu vertiefen. Auf unserer ganzen Reise durch Südost-Europa haben wir keine Schöpfung gesehn, die mit dem Landwirtschaftlichen Museum von Budapest zu vergleichen wäre. Man denkt an den Gelehrtenfleiß und die Sammlertreue, die unser Deutsches Museum in München verkörpert, und ahnt, daß trotz der Verschiedenheit der Sprache das innere Verständnis unserer beiden Völker Segen stiften könnte.

Ja — wenn nur zunächst einmal in der Hotelbadewanne die beiden Hähne für warmes und kaltes Wasser auch eine deutsche Bezeichnung trügen, so daß Du Dir nicht die Haut verbrühst, wenn Du nicht weißt, ob Du links oder rechts aufdrehen mußt.

Und damit kommen wir wieder zur Schulfrage.

In einem deutschen Weinbauerndorf bei Budapest wohnten wir dem Schulunterricht der untersten Klasse bei. Die Kinder — 150 in einem engen, kleinen Erdgeschoßraum — sagten auf ungarisch einen Abzählvers auf. Einige von ihnen konnten auch den Sinn auf deutsch wiedergeben. Die Absicht ist: sie ihres Deutschtums zu entkleiden. Warum? All diese gemischtsprachigen Nationen müßten doch eifrig bestrebt sein, ihren deutschen Siedlungen die deutsche Sprache zu erhalten. Denn der querköpfige Deutsche ist, wenn auch manchmal murrend, noch immer ein treuer Bürger des Staates gewesen, dem er seine Steuern entrichtet, wenn man ihm nur seine Sprache, seine Religion, seine Sitte läßt.

Es gibt in der schlimmsten Mißgeburt von Trianon, dem verbrecherisch beraubten und eingeschnürten Ungarn, wohl kaum ein Haus, an dessen Tür jenes Täfelchen fehlte, das die Karte des unglücklichen Landes zeigt: eine Dornenkrone deckt zu, was Ungarn genommen ist. Und darunter steht: Maradhat ez igyi? Nem, nem! Soha!

Kann es so bleiben?
Nein,
nein,
nimmermehr!

Auch das deutsche Herz erträgt es nicht.

Die Zeit der Geschütze, der Schützengräben und der Giftgase ist vorbei. Der Brandherd in Südost-Europa verlangt Löschung, wenn nicht der ganze Kontinent in Trümmer gehen soll. Mit dem Willen zur gegenseitigen Achtung und Duldung allein lassen sich die Flammen niederschlagen.



Marionetten Theater

Ein junger aus germanistischen Kollegs entflohener Puppenspieler schrieb mir, beglückt durch die unendliche Freude, die er ausbreiten konnte, er verstehe jetzt, weshalb Murner in der „Narrenbeschwörung“ trotz allem Schelten den Puppenkasten der Fahrenden „hymelrych“ nennen mußte; aber in ein solches Gnadenland eingehen kann nur der, dem die Mahnung klingt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“

In diesem Wort liegt der Schlüssel zu dem Rätsel, weshalb im Kriege noch eine Blüte des Puppenspiels begann, dem man um die Jahrhundertwende sicheren Untergang geweissagt hatte: die Menschheit war in Superklugheit erstarrt. Schlimmer noch als alle Entwurzelung durch Großstädte war Ausgestoßensein aus den letzten Winkelchen heimlicher Kindheitsparadiese. Aber das Heimweh nach dem Kindsein wollte nicht schweigen. In aller Vielfalt verwickelten äußeren und inneren Lebens sehnte man sich nach Einfalt und Jugendtraum, nach blumenhaftem Dasein östlicher Ferne: Gaugins Noa Noa, Südsee, Bali. Der Krieg kam, schien uns grausam zu fesseln und erlöste uns doch zu uns selbst. Es ist ergreifende Menschheitstragik, daß zerarbeitete Kriegerhände aus Vogesenkalkstein oder russischen Wurzelstöcken unbeholfene Handpuppenköpfe bastelten, um in ein Kinderland mütterlicher Märchenfreuden zu tasten, das alle Wirrnis, alle Daseinsangst überglänzte. Sogar in japanischer Gefangenschaft erstand das alte Puppenspiel vom Doktor Johann Faust aufs neue.

Wie mochte es kommen, daß alle Hetze der Inflation



nicht den Zauber des Puppenspiels zu ertöten vermochte? Der junge Goethe nahm im „Werther“ den Grund vorweg: „Ich werde gespielt wie eine Marionette.“ Wieder wurde die Fadenpuppe zu einem Sinnbild. Aus schmerzlichem Lebensgefühl des Gebundenseins kam sie uns unbewußt so nahe, daß wir uns in ihr gespiegelt fanden. Wir wußten, daß sie in ihrem wirklichen Sein gelenkt war. Aber seltsam — mit einem Male wich dies Bewußtsein der Bedingtheit, alle Schwerkraft des Gliedermannes war aufgehoben, und wir verfielen der Verzauberung eines Scheins, der Heinrich von Kleist Gleichnis göttlicher Freiheit wurde. Spöttisches Lächeln, das noch auf unserer Alltagsmaske haftete, wich weicher Wehmut oder einem Gefühl stiller Beglückung. Es ist keineswegs Einzelerlebnis, daß die kleinen hölzernen Komödianten mehr Empfindung auslösen konnten als manche Aktion der Schauspieler von Fleisch und Blut. Das erlebte schon Vischers „Auch Einer“, als er unter antikisch-naiven Venezianern Puppenspielen zusah: „Gut, tief, sehr gut, mir lieber als seine Komödie.“ Etwas verlegen gestand jüngst einer der besten Deuter unseres geistigen Wesens, daß er eher für das Puppenspiel zu haben sei als für unfestliches Gewohnheitsspiel von Darstellungsbeamten mit fühlbarer Pensionsberechtigung.

Die neue Liebe zum Puppen- und Schattenspiel wurde durch den dichterischen Gegenpol des Naturalismus vorbereitet, durch die Neuromantik. Maeterlinck sah die Marionette noch lastend schicksalhaft. Andere empfanden wieder mehr die köstliche romantische Ironie, die etwa darin liegt, daß Hanswurst dem seine Seele heischenden Teufel antwortet: „Ich hab' gar keine Seele, ich bin von Holz!“

Es ist eines der Seelengeheimnisse, die mit der Tatsache „Mensch“ gegeben wurden, daß die gleiche Puppenwelt so verschiedenes sein und bedeuten kann. Das Kind ist fast ganz in ihr befangen. Es lebt in der „Illusion“ der Eigengesetzlichkeit dieser Kobolde. Der reife Mensch ist von ihr in einem eigenen Sinne hingenommen, den Goethe „selbstbewußte Illusion“ nennt, ein wahrhaft fruchtbares künstlerisches Grundverhalten, eine Art von ästhetischem Glauben an eine bildnerische Kraft des Menschen: im Marionetten-Theater gleitet der Zuschauer in den Schöpfer über.

Gottlob, daß die Bevölkerung des „Himmelreiches“ nicht hören kann, wieviel man über sie philosophiert: sonst würden die hölzernen Gesellen vielleicht noch zu „denkenden“ Schauspielern und wären furchtbar eingebildet, zumal wenn man sie gar dämonisch fände; und das sind sie doch im Grunde, weil ihr Handeln Schein ist und sie ersterbend wesenlos zusammensinken, ob nun ein Don Quichote-Streich sie trifft oder eine liebkosende Hand sie mit Wirklichkeit berührt. E. Th. A. Hoffmann läßt lebendige Sinne in den Bann von Automaten-Reizen geraten. Ahnung bitterster Enttäuschungen packt, wenn das Auge von spöttisch-süßen Lippen einer zierlichen Rokokodame auf die Fäden abgleitet. Länger als manches Menschenantlitz vermag ein solches Puppengesicht zu haften. So unglaubhaft es klingen mag: von dem kauderwelschen Tanz-Song des Niggerstars Salome aus dem römischen Teatro dei Piccoli geht triebhafte Glut aus; wie graziös aber vermag der Puppenregisseur im gleichen Augenblick zu ironisieren, indem zwei Negerbübchen, die wie Satelliten um die Parodie auf Josephine Baker kreisen, einfach kopfstehn!

Gutherziger politischer Humor war es, wenn Graf

Pocci Kasperl 1870 ins Dorfwirtshaus als vermeintlichen Turko einsperren ließ. Bedenklichere Satire für ein Kinderpublikum ist es schon, daß der Pariser Guignol Hindenburg, der aus dem Invalidendom eine Pickelhaube machen möchte, samt Tirpitz und Monsieur Boschmann davonjagt. Mißbrauch des Puppenspiels vollends ist der Versuch, mit Texten zu einem „Proletarischen Kasperl-Theater" Klassenhaß zu säen, wie es nach der Revolution geschah. Puppenspiel ist ein Werkzeug der Menschenliebe. Legt man Aufnahmen eines exotischen Kinderpublikums mit solchen von rheinischen Kindern zusammen, ahnt man die Mission der Marionette: durch die völkischen Abwandlungen strahlt der gleiche nach freudigen Erregungen sehnsüchtige Menschenkern. Das Teatro dei Piccoli löste nach dem Kriege bei manchen Völkern Europas und Amerikas den gleichen Jubel aus. Deshalb konnte Hans Thoma in dem schönen Briefe an Ivo Puhonny von einem friedvollen Völkerbund der Kinder träumen.

Seit 1923 gibt es sogar eine besondere Zeitschrift „Das Puppentheater". Bemerkenswertere Puppenspielausstellungen werden in Prag, Lyon und London veranstaltet. Einen bisher einzigartigen Überblick über die verschiedenen Arten des deutschen Puppenspiels hat Dr. Alfred Lehmann in Magdeburg geboten. Daß wirklich eine bemerkenswerte Belebung des Puppenspiels da ist, zeigt die Vermehrung ständiger Spielstätten. Das bekannte Musentempelchen des Papa Schmid in München hat mannigfache Nachahmung gefunden. In Tölz hat der verstorbene Apotheker Pacher ein entzückendes Theaterchen eingerichtet. In Salzburg, Stuttgart, Braunschweig und Neukölln wird mehr oder minder regelmäßig gespielt. Neben Köln besitzt jetzt sogar Aschersleben ein städtisches Puppentheater. In Baden-Baden hat das von Ehlert geleitete Marionetten-Theater Ivo Puhonnys wenigstens für den Sommer dauernde Unterkunft. In der Schweiz wäre die St. Galler Bühne und die des Kunstgewerbemuseums in Zürich besonders zu erwähnen. Daß auf die erste Begeisterung ein Rückschlag erfolgt ist, verrät das Erlöschen von Theatern in Aachen, Halberstadt und Karlsruhe. Aus alten Puppenspielerfamilien haben sich leider manche anderen Berufen zugewendet. In überreichem Maße wurden sie durch zum Teil recht dilettantische Neugründungen ersetzt. Von den Besucherorganisationen bemüht sich insbesondere der Bühnenvolksbund durch Angliederung von Puppenbühnen und von Leo Weismantel herausgegebene Verlagsunternehmungen um die dramatische Kleinkunst. Nicht unbedenklich wurde dabei die Gefahr einer Vermischung fest abgegrenzter Puppenspielgebiete. Jede Art der technischen Führung bedingt einen anderen dramaturgischen Aufbau der Texte und einen besonderen Stil der Gestik. Die von oben her durch Fäden bewegte Marionette bietet die Möglichkeit zu fein abgestuften, meist etwas zaghaft tastenden Bewegungen. Wie auf einem feinen Instrument vermag man Melodien auf diesen Fäden als Bewegung zu spielen. Untersetzte, lebhafte Burschen sind die Handpuppen. Wie Meerschweinchen wuseln sie manchmal über die Spielleiste, oder aber Kaspar hackt mit seiner erheblichen Schnabelnase wie ein zorniger Rabe auf seine ewigen Partner Polizist, Tod und Teufel. Derbe Prügelfähigkeiten eignen auch den Stockpuppen des „Kölner Hänneschens", die von unten gelenkt werden. Dadurch, daß nur eine Hand geführt wird, muß eine drollige Schematisierung der Gesten eintreten. Nur in der Aachener Nachbildung der





Hänneschentechnik ist der Kopf beweglich. Der in allen Lebenslagen steife Nacken und das putzige Schlenkern der Glieder kann von unvergleichlicher komischer Wirkung sein. Die dem javanischen Schattenspiel technisch verwandte, aber auch von oben bewegt erscheinende Flachmarionette hat sich vermehrt, dürfte aber schwerlich große Entwicklungsfähigkeiten haben.

Die Grandseigneurs unter den Puppen sind die Fadenmarionetten. Sogar eine Drehbühne besaß das Marionetten-Theater Pfälzer Künstler, wie überhaupt die Marionettenbühne mit dem Aufbau des großen Theaters wetteifert. Deshalb fehlt es weder an süßem Kitsch noch auch an köstlich naiver Volkstheater-Inszenierung. Den Handpuppen bleiben große Stücke gewöhnlich unzugänglich. Denn in der ursprünglichen Form spielte im engen Gehäuse der Puppenprinzipal allein: so entstehen einfachste Prügelszenen, ob man nun den hamburgischen Kasper Putschenelle oder die Burattini in Bologna sieht. Die hergebrachten

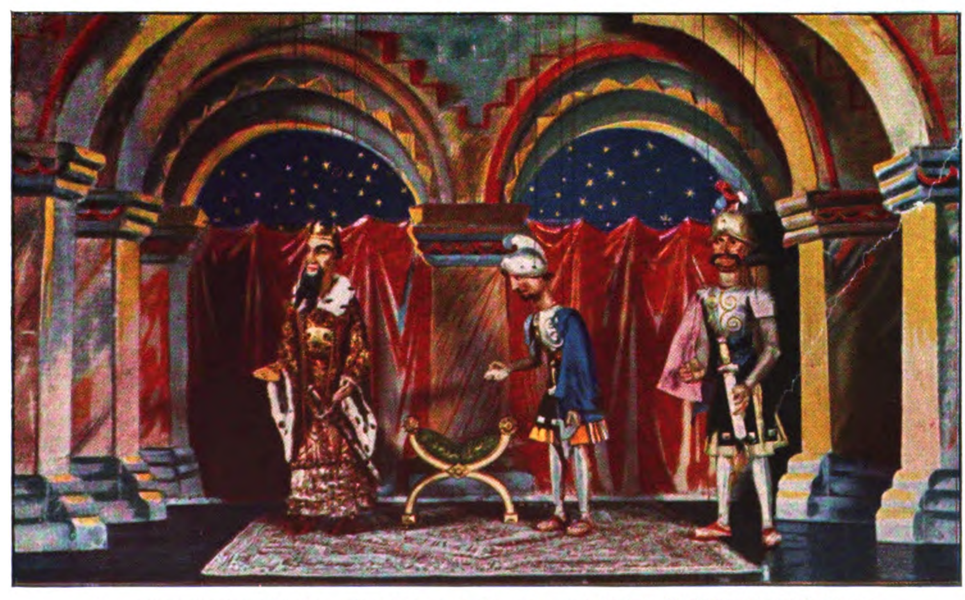


Die Geburt Christi und die Anbetung der heiligen drei Könige im Marionetten-Theater von Prof. Richard Teschner-Wien



Kategorien sind nach dem Kriege verwirrt worden, weil man sich nicht immer mit Glück bemühte, Handpuppentechnik mit der reicheren Inszenierung des Marionetten-Theaters zu verbinden und die verschiedenen Textgattungen durcheinander kugelte. Als eine aussterbende seltsame Abart des Handpuppenspiels verdienen die „Kakautzkis" Erwähnung, breitschultrige Rümpfe mit kleinen, baumelnden Beinchen. Die Spieler zeigten ihren eigenen Kopf, so ein Zwischending zwischen Puppenspiel und „persönlichem Spiel" schaffend, denn mit beidem wurde mitunter abgewechselt.

Als lebhaft bejubelten Abschluß volkstümlicher Puppenspiele gab man (wie heute noch bei der sächsischen Familie Wünsch) mit in Rinnen laufenden Pappfiguren die Schlacht bei Sedan, den Brand von Moskau, Winterlandschaften mit Schlittenfahrten, Seestürme, Beschießung der Taku-Forts und andere Herrlichkeiten. Der Siegeszug des Films hat dies naive mechanische Schauspiel des „Theatrum mundi" mit seinen Feuerwerkseffekten immer mehr verdrängt. Zeitweise sahen alte Puppenspieler sich schweren Herzens genötigt, Kino und allerhand Varieté-Nummern neben dem Puppen-Theater zu bieten. Nur eine kleine Genugtuung war es, daß der Film selbst gelegentlich zum



Die Anbetung der Könige und Hirten und Herodes erteilt den Befehl zum Kindermord
Marionetten-Theater Münchner Künstler von Paul Brann, München

Marionettenspiel griff, wie z. B. die Deulig-Film-A.-G. mit „Teddy Carters seltsamen Abenteuern“. Abgesehen von Marionetten-Tierfabeln hatte das Schattenspiel mehr Filmglück. Auch der Rundfunk hat sich vereinzelt des Puppenspiels angenommen; von Leipzig aus wurde mehrfach das Faust-Puppenspiel gesendet.

In aller Mannigfaltigkeit der Puppenspiele lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die Reste unverkünstelter, volkstümlicher Überlieferung werden immer mehr durch steigende Ausstattungsansprüche zurückgedrängt. Nur mit schmerzlichem Bedauern kann man harmlose Genügsamkeit früherer Jahrhunderte schwinden sehen. Die gleichen Grundsätze modernen Kunstgewerbes, deren Anwendung auf die Bühne eine Folge szenischer Revolutionen anbahnte, wirkten auch auf das Puppentheater umgestaltend. Craig suchte in solchem Maße Einheit des sichtbaren Bühnenkunstwerkes, daß er als kommender Schauspieler die „Übermarionette“ pries. In Zürich wurde bezeichnenderweise das Marionetten-Theater des Kunstgewerbemuseums im Zusammenhang mit einer insbesondere den Reformen Appias und Craigs gewidmeten Ausstellung begründet, um diesen Gedanken auf einer kleinen Experimentierbühne zu erproben. Der englische Dichter Chesterton pries geradezu das Marionetten-Theater als die vollendetste Form der Schaubühne, weil des Spielleiters Wille sich unverkümmert durchzusetzen vermöge. Es fehlte sogar nicht an Versuchen, die Puppenspieltechnik auf das große Theater zu übertragen. So spielte man in Dresden schon vor dem Kriege die alte Farce vom Maître Pathelin im Marionettenstil. Bei Aufführungen des „Flohs im Panzerhause“ wurden die Darsteller zuerst an Fäden hängend vorgestellt. In Leipzig verlief jüngst eine ganze Aufführung puppenspielmäßig. Überaus reizvoll wirkte eine Commedia dell'Arte-Szene der internationalen Pantomimengesellschaft. Für ein bolschewistisches Propagandastück dachte Erwin Piscator Sprechchor, Schauspieler



und Marionetten nebeneinander wirken zu lassen. Seinem ganzen Wesen nach mußte das revolutionäre russische Theater immer wieder in die Nähe der Puppenspielart kommen. Der tragische Clown Wladimir Sokoloff erprobte mit seinem Puppenspiel neue künstlerische Möglichkeiten, ein Theater absoluter „musikalischer Dynamik". Aber noch harrt das Puppenspiel des Künstlers, der aus ihm eine traumhaft wirbelnde Dramatik entwickelt.

Neben einem kunstgewerblichen Allerweltspuppenspiel lassen sich persönliche Leistungen ersten Ranges unterscheiden. Immer zeigte sich dabei, daß strenge Wirklichkeitsnähe wahrhafter Puppenspielart fernsteht. So gibt Puhonny seinen Köpfen aus tiefer Menschenkenntnis typisierende Unterstreichungen, welche die Fernwirkung lebendiger Schattenwandlungen sichern; denn ein guter Puppenkopf darf nie starr wirken; im Spiel des Lichtes bekommt er so etwas wie eine Mimik. Schon in der meist übertreibenden Größe des Kopfes zeigte sich die Notwendigkeit einer stilgerechten Steigerung der einfachen Natürlichkeit. Neben persönlichem Ausdruckswillen kann man, wie in aller Kunst, wohl auch eine landschaftliche Bedingtheit erkennen. In den Figuren Richard Teschners (Wien) mit ihren grazilen Köpfen und schmiegsamen Gliedmaßen, lebt ein Stück Rokoko. Paul Branns Münchner Figuren gemahnen mehr an die bodenständige Gedrungenheit bayrischer Krippenfiguren. Man braucht nur das Spiel der Hände anzusehen oder den Liniengang des Körperumrisses, um solche Unterschiede zu erkennen. Teschners Szene „Der Tod und das Mädchen" bedeutet vielleicht letztmögliche Verfeinerung des Puppenspiels. An Einfluß schroffer expressionistischer Formensprache hat es nicht gefehlt. Die gleiche Alexandra Exter, welche für Tairoffs Salome-Inszenierung Kostüme entwirft, gestaltet Marionetten für ein wahrhaft „entfesseltes Theater". Neben französischen Versuchen strebt das Dessauer Bauhaus nach einer konstruktivistischen absoluten Marionette, die nur noch ein abstraktes Raumgebilde aus Drähten, Zelluloidballen, Ringen und Perlen ist. Wie sich ein Ausgleich zwischen Marionetten-Futurismus und künstlerischer Gegenständlichkeit erzielen läßt, zeigen die jüngsten Schöpfungen des schweizerischen Marionetten-Theaters in Zürich.

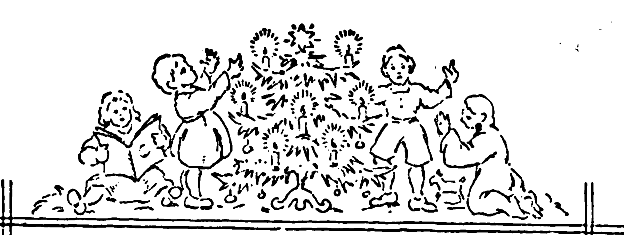


Der Spielplan des Puppentheaters hat heute eine bemerkenswerte Spannweite. Die volkstümlichen Theater geben meist von den Vätern ererbte Texte, in denen Ritter- und Räuber-Romantik besonders beliebt geblieben sind. Immer noch weckt die unschuldige „Pfalzgräfin Genoveva“ eine Flut von Kindertränen; aber sogar an Shakespeare hat man sich herangewagt. Das Teatro dei Piccoli suchte dem „Sturm“ alle Märchenhaftigkeit zu geben, welche undisziplinierte Körperlichkeit von Schauspielern oft behemmt. Das quirlende Possenspiel der „Komödie der Irrungen“ gestaltet ein kantig stilisierendes Marionettenspiel der hallischen Kunstgewerbeschule. Sogar an Wedekinds „halsbrecherische Rechenkünste“ hat sich Puhanny herangemacht („Tod und Teufel“). Auch Bronnens „Exzesse“ reizten die Experimentierlust. Aber bedenklicher wird es schon, wenn man Lessings „Philotas“ durch hölzerne Komödianten agieren läßt oder gar Goethes „Faust“ statt des alten Puppenspiels. Zwischen modernster politischer Satire bis zu alten Weihnachtsspielen bewegt sich eine große Zahl verschiedenartigster Aufgaben. Eigentlicher Klassiker des Puppenspiels ist Pocci geblieben. Zahlreicher sind auch Erneuerungen der Puppen-Oper geworden. Gern hört man Mozart von Branns Miniatur-Theater. „Meister Pedros Puppenspiel“ von de Falla wurde in Zürich reizvoll inszeniert. Das Teatro dei Piccoli bringt sogar den „Don Juan“ auf die kleine Szene und läßt über Pergolesi, Rossini, Donizetti und Massenet hinaus von Cui und Respighi besondere Kompositionen schaffen, so wie einst Haydn für das Puppentheater tätig war.

Aus dieser kleinen Welt des Puppenspiels ließ sich viel erzählen von hingebender Arbeit um ein Kinderlachen aus Menschheitserbe, von seltenern rauschenden Erfolgen in Großstadttheatern und vielen armseligen Existenzen, die mit hungrigem Magen vor ihrer Jahrmarktbude als Clowns, Musikanten oder „Kakautzkis“ „Parade machen“ müssen, um ein Publikum mühevoll anzulocken. Erzählen müßte man auch von den Kinderaugen, die alle Puppenspieler haben, und daß gar seltsame Käuze in dieser Gilde sind. Es ist nicht immer ganz leicht, das Vertrauen des Puppenspielers zu gewinnen und Zugang in seine geheimnisvoll gehütete Werkstatt zu finden. Aber wenn sie sich erschließen, sieht man gerührt, mit wieviel Zärtlichkeit sie an ihrem genügsamen Personal hängen, das ja auch keine Betriebs- und Künstlerräte gründet oder sich aus Rollenneid die Augen auskratzt. Jüngst erzählte auf einer rheinischen Kirmes ein solcher Puppendirektor von einem alten Handpuppenspieler, der sein zerkerbtes Kasperle allabendlich zärtlich neben sich bettete und nach einem Leben voll Entbehrungen und frostigen Nächten im Wohnwagen als letzten Wunsch aussprach, das armselige Holzklötzchen mit den bunten Fetzen, welches soviel fliegendes Lachen erzeugt hatte, bei sich im Sarge zu wissen. Der es, still nach innen blickend, erzählte, wußte gewiß nichts von „Pole Poppenspäler“; er war ein armer Seiltänzer, den Gicht aus flandrischen Schützengräben auf dem Boden festhielt, daß er die alten Puppen hervorsuchte, bei denen nur das Kasperle fehlte, weil es in gütigen, treuen Händen unter der Erde lag.

Dr. **Carl Niessen**




Blüte, himmlische Blüte

Von Gustav Schüler




Wieder wandert's die Welt entlang,
Die notvoll abgemühte,
Wieder wird der Glocken Gesang
Blüte, himmlische Blüte.

Wieder nimmt eine heimliche Hand
Dornen vom Gesichte,
Wieder leuchtet durchs weiße Land
Die röseleinschöne Geschichte.

Wieder das lockenseidige Kind
Wird durch die Sterne getragen,
Wieder weht im seligen Wind
Der Hirten Singen und Sagen. —

Wieder tanzt der Kinder Traum
Durch die Nacht auf silbernen Seilen,
Wieder schreibt manch blitzender Baum
Ins Dämmer Freudenzeilen. —

Wieder werde zum Weihnachtstag,
Du winternd Menschengemüte,
Wieder am rosenden Weihnachtshag
Blüte, himmlische Blüte!





Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Otto Brües: Jupp Brand (Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag) — **Waldemar Bonsels: Mario und die Tiere** (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Grete v. Urbanitzky: Der wilde Garten** (Leipzig 1927, Hesse & Becker) — **Fedor v. Zobeltitz: Die Zwei in der Sonne** (Stuttgart 1927, Engelhorns Nachfolger) — **Georg Hermann: Tränen um Modesta** (Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt)

Der Weihnachtsbüchermarkt ist diesmal mehr als je für deutsche Verlagswerke blockiert von Übersetzungen aus fremden Sprachen. Hermann Bahr, der gewiß nicht engherzig über auswärtige Kunst und Literatur urteilt, schrieb kürzlich: „Manche deutsche Verleger, nicht immer urteilsfähig genug, das Werk eines noch unbekannten Deutschen richtig einzuschätzen, finden es darum bequemer, Werke von Ausländern, deren Ruhm schon besiegelt ist, in Haufen auf den Markt zu werfen... Der Genius gastiert in allen Rassen. Aber mit Bettlersuppen, auf denen kaum ein Auge des dürftigsten Einfalls schwimmt, sind wir durch Eigenbau so reichlich versorgt, daß wir auf den englischen und amerikanischen Import verzichten können. Es ist an der Zeit, fingerfertigen Verlegern das allzu dreist betriebene Handwerk der Überfremdung des deutschen Geistes zu legen."

Aber wie? Helfen kann hier nur das Publikum. Es ist in dieser Zeit, wo bei uns fast jeder Schriftsteller schwer zu kämpfen hat, geradezu eine Kulturpflicht für den deutschen Bücherkäufer, bevor er auf diesen mit Tamtam angepriesenen Schund hineinfällt, zum mindesten ernsthaft zu prüfen, ob er nicht Wertvolleres findet, das in der Muttersprache geschrieben ist. Wir haben ausgezeichnete Schriftsteller — ein einziger Jahrgang dieser Hefte läßt ihre Fülle erkennen — und immer neue Begabungen tauchen auf, — nach denen Umschau zu halten wir trotz alledem nicht müde werden wollen.

Auf dem Felde der Erzählungskunst ist **Otto Brües** ein solches Talent. Bisher über seine rheinische Heimat hinaus nur als fähiger Lyriker bekannt, wagt er mit seinem Roman **Jupp Brand** den ersten Schritt in die große Erzählungskunst. Er unternimmt in diesem Erstlingsroman nichts Geringeres, als die deutsche Jugend, aus dem Kriege in ein zusammengebrochenes Deutschland zurückgekehrt, mit dem ganzen Weltbild, in das sie gestellt ist, zu schildern, ihre Not, ihr Ringen und ihr schwach dämmerndes Morgenrot. Schon auf den ersten Seiten ist man gefesselt. Die Rückkehr des deutschen Heeres über den Rhein, der Freitod eines lebensmüden Fähnrichs auf der Kölner Brücke versetzt uns sogleich in die trübsten Tage unseres Unglücks. Aber hier ist auch schon Jupp Brand zur Stelle. „So können wir's nicht schaffen, toter Kamerad," sagt er, „so nicht! Ich will sein in der bauenden Zunft." Er war im Kriege in den vordersten Stellungen gewesen, er wollte es auch im Frieden sein. Ein unstetes Suchen beginnt, ein Wanderjahr, das nicht nur durch die verschiedensten Gaue, das auch durch die verschiedensten Lebensformen, Arbeitskreise und Probleme des Vaterlandes führt. Ein großes Bilderbuch blättert vor uns auf, an den Erlebnissen Jupp Brands wird Deutschland gezeigt. Groß- und Kleinstadt, Dorf und Land, See und Gebirge, oberschlesische Grenznöte und Wandervogelschwärmerei — kurzum alles, was unsere Zeit bewegt. Wohl befleißigt sich der Dichter strenger Objektivität, aber dafür kommt auch der Hauch einer gewissen Kühle in diese Schilderungen, und die vielen Erfahrungen des Helden werden nicht immer in Trieb und Gefühl umgesetzt. Das liegt gewiß nicht an mangelnder Wärme des Dichters, sondern an einem zu groß bemessenen Stoffgebiet. Folgerichtig wird Jupp Brand von seiner Wanderfahrt zurückgeführt zur Heimat, zu Weib und Kind und zu tüchtiger Arbeit im kleinen. „Es gibt," sagt er, „Jahre des großen Heldentums und Jahre des kleinen." Es war noch nicht ausgemacht, was von beiden schwerer ist. Eine chemische Erfindung erfreut ihn in der Einsamkeit einer Sternennacht. Ein kleiner Fund nur, aber er verbindet seine Alltagsarbeit mit dem Sonntagsgeheimnis der Schöpfung. Und „als er in dieser Nacht zur Ruhe ging, waren die Sterne noch nicht gewichen". Der Roman erfreut durch gekonnte Erzählungskunst, er ist geschrieben von einem Mann, der dem Antlitz der Zeit ernst und fest ins Auge blickt.

Nicht so **Waldemar Bonsels**. Zwar steht auch in seinem Wappen ein Pilgerstab, aber dieser Wanderer sucht abseits der großen Straßen die Seelen, die im verborgenen blühen. Oft hat er sie unter Lumpen und Narrenkappen gefunden, diesmal entdeckt er sie im tiefen, einsamen Walde. Sein neuer Roman **Mario und die Tiere** ist ein Preislied des Waldes, nicht in hochtönenden Worten und gesuchten Bildern, sondern in einer Erzählung, die, wie der Waldbaum selber im Weltwinde flüstert: leise, geheimnisvoll und wissend.

Ein wenig herkömmlich mutet das erste Kapitel an. Marios Mutter stirbt, als er noch nicht zwölf Jahre alt ist. Völlig verlassen, denn auch sein Vater ist schon lange tot, steht er an der Bahre, wo die Mutter nun schweigsam und in strenger Ruhe liegt mit ihrem großen, guten Gesicht. Dem Kinde erscheint es, als habe es ihr all die Zeit seines Lebens hindurch etwas verschwiegen, das es ihr hätte sagen müssen und das jetzt tief in der Brust brennt. Der Kleine soll ins Waisenhaus, aber er hat in seiner Kindheit, als der Vater noch lebte, den Zauber des Waldes kennengelernt, dorthin flieht er jetzt mit den wenigen Habseligkeiten, die er im Rucksack verpackt hat. Zwei Tage und eine Nacht irrt Mario in unbekannten Waldgebieten umher, er ist mutlos, müde und hungrig geworden, als er endlich eine versteckte Waldhütte findet, in der ein altes Weibchen einsam haust, die Dommelfei, die in ihrem großen Umschlagtuch aussieht, wie ein ungeheurer Steinpilz mit dickem Stumpf. Von ihrem Vorleben erfahren wir nicht mehr, als daß sie eine „Brautwitwe" ist, vermutlich hat sie sich den Tod ihres Verlobten so zu Herzen genommen, daß sie ganz in die Einsamkeit geflüchtet ist. Die Alte ist kostbar gezeichnet; sie erinnert an andere Gestalten, in deren Wunderlichkeit der Dichter Bonsels einen „inneren Wohlstand", wie er sagt, ein reiches Innenleben voll Herzensgüte, Genügsamkeit und Frohsinn verbirgt, so etwa an den Lehrer Gregor in „Narren und Helden". Diese Alte ist so schweigsam wie der Wald, aber was sie sagt, trifft meist den Nagel auf den Kopf und ist immer im Ausdruck von einer komischen Eigenart. Nachdem das alte Kräuterweiblein zuerst den Knaben mißtrauisch beobachtet hat, behält sie ihn bei sich und lehrt ihn nach und nach ihre Geheimnisse und Künste, macht ihn auch mit den Tieren vertraut, die sie in Hütte und Stall hält, den vielen Vögeln, die in kleinen Bauerchen zwitschern, dem alten Raben, dem Igel und der Katze. Bald vermehrt der Knabe selber diesen kleinen Tierpark durch einen Frischling und einen jungen Fuchs, denn er entpuppt sich früh als ein gewandter Jäger, der wie ein kleiner Waldmensch in und mit den Tieren lebt, sich Wind und Wetter, Schnee und Hitze anzupassen weiß.

Das Schönste an dem Buch ist nun die in diese Lebensschilderung verwobene Naturbeobachtung, die so intime Reize aufweist, daß ein jahrzehntelanges Leben in der Stille, am Wasser und im Walde dazu gehört, dies alles zu sammeln, freilich auch eine ganz eigenartige Liebe zur Tierwelt, oder wie Nietzsche einmal sagt: „zu allem was zottig ist, wenn es nur lebt." Dadurch wird dies neue Buch von Bonsels sich bald viele Freunde gewinnen, wir lernen alle Stimmungen und allen heimlichen Segen des Waldes kennen, wir verstehen die Sprache der Tiere und der Elemente, mehr noch: eine wahre Tierpsychologie tut sich hier auf, die unendlich feine Beobachtungen enthält und jedem Naturforscher, jedem Jäger noch Neues sagt, vor allem in der Einstellung „böser" Wesensart gegenüber, wie beim Marder oder gar bei der Kreuzotter. Das Märchenhafte des Ganzen wird indessen durch die strenge Wirklichkeitstreue der Naturbeobachtung niemals ganz aufgehoben, so daß auch am Schluß das Erscheinen einer schönen und vornehmen Frau, die wie die „gütige Fee" oder die „Prinzessin" im Märchen anmutet, ganz natürlich erscheint. Sie findet soviel Gefallen an dem kleinen Waldschratt, daß sie ihn mitnimmt auf ihren schönen Besitz, mit dem festen Versprechen, daß ihm immer seine Freiheit und sein Wald und seine Tiere bleiben sollen. Ein Buch voll beglückender Versonnenheit und Naturnähe.

Damit auch die Unnatur zu Worte komme, räumt G r e t e v. U r b a n i t z k y in ihrem Schülerinnen-Roman D e r w i l d e G a r t e n der lesbischen Liebe einen beträchtlichen Raum ein. Dennoch ist es ein ernster Tendenzroman, der die Rechte der modernen Jugend gegenüber den in ihren Augen veralteten Anschauungen der Eltern und Erzieher energisch vertritt. Technisch sehr geschickt wird das in allen Einzelheiten an dem passiven Widerstand einer gütigen alten Oberlehrerin Südekum gezeigt, die es an einer ihrer Schülerinnen nach der andern erlebt: plötzlich kommt ein Zeitpunkt der Pubertätsentwicklung, wo sich ihre Zutraulichkeit in Verschlossenheit wandelt, ein Strom der Kälte steigt zwischen ihr und der Lehrerin auf. So macht Fräulein Südekum, ein feiner, mütterlicher Mensch, im Verlauf der Erzählung den Eindruck einer Entenmutter aus dem Hühnergeschlecht, die ratlos am Ufer auf- und abläuft und ihre Kleinen, die munter auf dem Teich in einem ihr unzugänglichen Element umherschwimmen, für verloren hält. Sehr schlechte Zensuren bekommen in dem Buch die Eltern. Wenn sie sich bei Fräulein Südekum nach ihren Kindern erkundigen, macht diese ein ironisch-hochmütiges Gesicht: „Es fragte ja keiner nach dem Kinde, sondern jeder nur, wie es mit der Erfüllung seiner eigenen Wünsche hinsichtlich des Kindes stünde." Kein Wunder, so argumentiert der Zweckroman weiter, daß die Widersetzlichkeit der Kinderseele gegen die argwöhnische Spitzelaufsicht der Eltern sich frecher zeigt, als sie wirklich ist. Das Ganze bildet eine Reihe von Erziehungsproblemen, die nebeneinander erörtert werden und manchmal mit dem epischen Faden nur lose verknüpft sind. Dieser Faden läuft von der alten Lehrerin zu ihrer Lieblingsschülerin Gertrud, die ihr bald entfremdet ist. Als Tänzerin wird sie von einer Bildhauerin modelliert, und die zwischen beiden aufkeimende Liebe wird sehr ausführlich geschildert. Schließlich hat die Künstlerin ihren großen Erfolg mit einer

Statue „Die Göttin der Lust", zu der Gertrud Modell gestanden hat, die berühmte Tänzerin. Die Parallelhandlung eines männlichen Vertreters der neuen Jugend, Erwin, der verwandte Neigungen hat, endigt mit dessen Selbstmord. Der mit voller Beherrschung der epischen Form in starkem Vollklang geschriebene Roman ist trotzdem getragen von dem Ernst reinen Wollens, der nur manchmal übertüncht scheint von der Freude an jenen Liebesschilderungen, die dann beinahe den Rang eines Leitmotivs gewinnen. Aber die tiefeindringende Kritik der Jugenderziehung behält das letzte Wort, wie sie das erste hatte: „Der wilde Garten der Jugend braucht Liebe, — immer nur Liebe, Frau Lehrerin! Und wenn eine zu früh und zu wild sich dem Sommer entgegendehnt — lieben Sie sie, und wenn sie strauchelt, lieben Sie sie. Nicht alle blühen unter demselben Gesetz..." Grete v. Urbanitzky, die zu den formsichersten Erzählern der Gegenwart gehört, hat auch hier wieder ein starkes Zeitmotiv gedankenreich und sinnschwer vor uns aufgerollt.

Nicht so schwer nimmt **Fedor v. Zobeltitz**, der junge Siebenzigjährige, das Leben. Sein neuer Roman: **Die Zwei in der Sonne** vereint die leichte Sicherheit seiner besten Jahre mit der abgeklärten Lebensbetrachtung des Alters. Aber der Puls der neuen Zeit klopft doch auch in den beiden jener gänzlich unsentimentalen tapferen Mädel, wie sie Zobeltitz gern schildert. Emy v. Lay und Hilde v. Schaßberg kämpfen um einen Geliebten, einen Gutsbesitzer, der aus Unzufriedenheit mit den heutigen Verhältnissen Deutschlands seine Besitzung verkauft hat und ins Ausland gehen will. Emy, die an Stelle ihres Vaters, eines früheren Kriminalinspektors, einen Detektivauftrag übernimmt, gerät in Herzenskonflikte, da sie zu jenem Gutsbesitzer, den sie vom Antritt einer Erbschaft zurückhalten soll, Neigung faßt. Aus Scham über ihr Spitzelgewerbe zieht sie sich zurück und wird Privatsekretärin eines jungen Russen, der in Nähe Berlins eine große Fabrik leitet. Nach einer Reihe spannender Verwicklungen und Intrigen kommt es zu einem flotten chassé croisé der vier, indem Emy dem Russen, Hilde dem Deutschen die Hand reicht. Die teilweise abenteuerliche Handlung ist zu einem geschickten Knoten geschürzt, der mit eleganter Fingerfertigkeit und höchst unterhaltend gelöst wird.

Georg Hermann hat mit seinen **Tränen um Modesta**, von einigen Schwächen abgesehen, seinen besten Roman geschrieben, hat eine Hoffnung erfüllt, die viele von ihm hegten und die ich im Februar 1918 an dieser Stelle aussprach mit der Feststellung, daß er sein Herz nur zu verstecken suche unter Spötteleien und einem überlegenen Satyrlächeln, mitunter auch unter protzig vorgetragenen Kunstkenntnissen. Das ist das Schöne an diesem Roman: Georg Hermann gibt sich unbeschwert und gütig, klug und herzlich, wie nie zuvor.

Vor zehn Jahren noch würde er vermutlich seinen Helden, diesen deutschen Professor, Schmidt geheißen, einen kleinen Kunsthistoriker, nicht anders als durch die satirische Brille gesehen haben; jetzt zwinkert er nur humorig hin und wieder mit den Augen, wenn er schildert, wie der Professor auf seiner ersten italienischen Reise sogleich ein anderer wird, als er die italienische Landschaft und in ihr eine herrliche Frau kennenlernt; wie er Weib und Kind vergißt, seinen Professorenbart abnehmen läßt und ein ganz anderer Mensch wird. Es ist eine heitere Parallele zu den Erlebnissen Goethes auf seiner ersten italienischen Reise. Man schlägt sie wieder auf, diese herrlichste aller Reiseschilderungen und findet schon in Trient das Bekenntnis: „Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfang zurückkäme." So ähnlich ergeht es unserem jungen Professor Robert Ludwig Schmidt, der sogar seinen Namen abwirft, wie der Krebs seinen schweren Panzer und sich, freilich zunächst um die Geliebte irrzuführen, Roberto Luigi nennt. Er erlebt selige Monate in der Nähe und zuletzt in den Armen der stolzen und schönen Modesta Zamboni. Wie im Venusberg vergißt er seine ganze Vergangenheit, kein Lebenszeichen sendet er nach Hause, bis er endlich auf einem Bahnhof sein Bild als „Vermißter" sieht mit einer ausgesetzten Belohnung von 1000 Lire für sein Auffinden. Wie aus einem Traum erwacht und merklich ernüchtert, schickt er eine befreundete Dame nach Deutschland, seine Frau aufzuklären und die Scheidung herbeizuführen. Das gelingt schneller, als er erwartet, denn sein Ehegespons hat sich mit einem andern getröstet. Dennoch nimmt es ein tragisches Ende mit dem Professor, denn ein Gauner, durch den er sich auf alle Fälle einen falschen Paß hat anfertigen lassen, schiebt ihn in einem Arbeiterschiff nach Südamerika ab, um nicht seinetwegen Unannehmlichkeiten zu haben. Auf dem schmutzigen Deck bricht der arme „Luigi" in Tränen aus, nicht um seine verlorene Stellung in der Welt, nicht um die verlorene Heimat, sondern um Modesta Zambonis willen. Wird er sie nach Jahren harter körperlicher Arbeit wiedersehen? Der Verfasser läßt es ungewiß, ja, er schließt mit einer ironischen Wendung, die den ganzen Roman als unwirklich, als Traum hinstellt. Eine derartige Illusionsberaubung des Lesers ist nicht empfehlenswert, so geschickt sie auch bei Georg Hermann mit dem sichtlichen Zweck formuliert ist, die Empfindsamkeit des schwermütigen Endes abzudämpfen. Wer nach Italien reist, packe dies Buch in seinen Koffer, wer nicht nach Italien reist, mache diese Fahrt getrost mit Professor Robert Ludwig Schmidt, genannt Roberto Luigi.

Bücher der Technik

Mitte Mai 1926 starb im ersten Viertel seines 47. Lebensjahres Artur Fürst, der unbestrittene Führer unter Deutschlands populär-technischen Schriftstellern. Er ging dahin, gerade als der dritte Band seines großzügig angelegten und vorbildlich durchgeführten Werkes „Das Weltreich der Technik" (Ullstein, Berlin) erschienen und der vierte, abschließende Band bis auf den letzten Hauptteil, der die Starkstromtechnik behandeln sollte, im Manuskript fertig war. Hans Dominik übernahm es, die Arbeit seines Freundes zu beenden, und heute liegen uns die vier Bände vor, schwer und wuchtig in ihrem Umfang, von ungeheurer Ausschöpfungsfähigkeit in ihren rund 2000 Seiten.

Was Artur Fürst gewollt, sagen seine eigenen Worte: durch volkstümliche, inhaltsreiche Darstellung auch dem Nichttechniker die Errungenschaften der Technik klar zum Verständnis zu bringen. Er hat sein Ziel erreicht. Und mehr noch ist ihm gelungen: Seine Bücher bleiben stets neu. Jedes frische Durchblättern der vier Bände gibt neues Genießen. Jede wiederholende Betrachtung der wirkungsvollen Bilder öffnet neue Ausdeutungen. Jedes nochmalige Sichversenken in die mit sicherem Sprachgefühl abgewogenen Satzreihen läßt neue, einfache Erkenntnisse klarwerden.

Zu einigen wenigen großen Gebieten hat Artur Fürst den gigantischen Stoff zerteilt. „Verkehr am Draht und im Äther" ist das Thema des ersten, „Landverkehr" das des zweiten und „Wasser- und Luftverkehr" das des dritten Bandes, während im vierten Bande eine buntschillernde Darstellung der Kraftmaschinen und ihrer Anwendungen ergänzt und zusammenfaßt, was noch fehlte. Wie der Konstrukteur einer technischen Einheit tausend nach eigener Bestimmung wirkende Teile zum neuen, zweckdienlichen Ganzen an- und ineinanderfügt, so hat auch Artur Fürst konstruktive Arbeit ersten Ranges geleistet, als er seine vier Bände schuf, die mit allen Maßstäben der Technik und der Ästhetik gemessen werden dürfen. — Ganz anders geartet in Aufbau und Schreibweise ist des Amerikaners Waldemar Kaempffert Werk „Bahnbrechende Erfindungen in Amerika und Europa", das als deutsche Übertragung und mit Ergänzungen versehen im Rudolf Mosse Buchverlag erschien. Hier schreibt ein Yankee, der in Windeseile kurz und knapp mit ein wenig Sensationseinschlag über Vergangenheits- und Gegenwartstechnik berichtet. Für manchen allerdings mag die Darstellung vielenorts gar zu kurz und zu „geschäftsmäßig" sein. Was aber auf den 400 Buchseiten unter den Haupttiteln „Kraft", „Stoff", „Verkehr", „Nachrichtenübermittlung", „Arbeitsparende Automaten" und „Neueste Erfindungen" verzeichnet steht, gibt so ziemlich alles, was überhaupt zu geben möglich ist. Schade, daß die hier und da etwas flüchtige Übersetzung und Korrektur sprachliche Unebenheiten und Fehler sich hat einschleichen und stehen lassen. Der Wert des Buches sei dadurch nicht herabgemindert, aber der Genuß beim Studium hätte störungsfrei sein können. —

Und nun ein drittes Werk, zwar klein und schmächtig, verglichen mit den vorigen, aber von derart ursprünglicher Aufmachung, daß es, so möchte man sagen, ein Unikum vorstellt: die diesjährige Neuauflage von Arthur W. Ungers „Wie ein Buch entsteht" (Aus Natur und Geisteswelt, B. G. Teubner, Leipzig). Unterstützt durch ausgeklügelte Verwendung verschiedener Papiersorten, verschiedener Schrift und aller marktgängigen Arten von Illustrationen leitet der Verfasser den Leser zum Verständnis der Herstellung und Ausstattung von Büchern allerart hin. Jedem, der mit Büchern zu tun hat — und das sind bei uns in Deutschland wohl alle — sei dieses kleine Buch empfohlen.. Was es ihm sagt, wird ihn die Bände seiner Bücherei mit doppeltem und dreifachem Interesse betrachten und ihn, so er es noch nicht sein sollte, vielleicht zum Bibliophilen werden lassen. F.—H.

Ein Weihnachtsbüchertisch. Von Dr. Georg Giesecke

Wenn man die Neuerscheinungen des Verlages von Velhagen & Klasing mustert, fühlt man sich in der glücklichen Geborgenheit einer starken Überlieferung. Es ist diesem Hause nie um den glänzenden; aber flüchtigen Erfolg einer Sensation zu tun gewesen. Dienst an der deutschen Bildung — so hieß immer die Losung. Daß dieser Dienst ohne Pedanterie, mit Geschmack und mit Freimut geleistet werden kann, beweisen allmonatlich diese Hefte.

Der von der Schriftleitung herausgegebene Almanach ist seit vielen Jahren als das reizendste Buchgeschenk für die Dame bekannt. Jetzt ist er zum drittenmal im Gewand eines bestimmten Stils erschienen. Er hat als Rokoko- und als Biedermeierjahrbuch starken Anklang gefunden. Nun stellt er sich als ein Jahrbuch aus der Zeit des alten Kaisers ein. Dieser Untertitel hat selbstverständlich nichts mit Politik zu tun; er wurde geprägt, um die kulturelle Einheit der Jahrzehnte von 1860 bis 1890 zu bezeichnen. Es war nicht nur die Zeit des schlechten Geschmacks, der Plüschmöbel und des Makartbuketts, der Butzenscheibenlyrik und des Gründertums. Auch nicht nur die Zeit Bismarcks und Moltkes. Es war die Blütezeit

neudeutschen Bürgertums. Schon waren die Mächte erwacht, die seine Herrschaft untergraben sollten . . .

Zum erstenmal werden die Jahre Wilhelms I. als Stil erkannt und in einer Fülle von Novellen und Essays geschildert. Neben Erzählungen von Viktor v. Kohlenegg, Ernst Ungnad, Ida Boy-Ed, Agnes Schöbel stehen Aufsätze über Hans Makart und das Makartbukett, Napoleon III., die Badener Spielbank und die Badener Rennen, die Krinoline und den Cul de Paris, Fontane und den Wiener Krach. Auch hat Kronprinz Wilhelm schlichte Erinnerungen an seinen Urgroßvater beigesteuert. Der Künstler des Almanachs ist Arthur Kampf. Seine Zeichnungen sind völlig aus dem Geist der Zeit geboren und nehmen in dem reichen Schaffen des Meisters einen hervorragenden Platz ein. Kein anderer hätte das Gute, Große und Starke jener zu Unrecht verlästerten Epoche so zwingend, so liebenswürdig gestalten können wie er. In diesem Almanach findet sich kein Bild, keine Zeile, die nicht höchsten künstlerischen Ansprüchen standhielten.

Ungleich gewichtiger als der zierliche Almanach liegt ein über 600 Seiten starkes Buch auf dem Weihnachtstisch; es heißt: „Esprit und Geist“ und stammt von Ed. Wechßler, dem berühmten Romanisten der Berliner Universität. Der Verfasser nennt es bescheiden den Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen. Entschieden erhebt er sich über philologische Kleinarbeit, in der so manche Begabung stecken geblieben ist, und verwertet ihre zahllosen nützlichen Ergebnisse zu einer umfassenden Darstellung des Wesens der beiden Völker, die unserem Denken und Leben am nächsten stehen. Er schildert den französischen und den deutschen Menschen in allen erdenklichen Beziehungen des Lebens, des Glaubens, des Temperaments, als Naturwesen mit ursprünglichen Trieben und Leidenschaften, sowie als geistig Strebenden, der auf eigentümlichen Bahnen seines Denkens gegebenen Stoff zu seinem volkheitlichen Weltbild formt. Jeder Wesenszug, jedes Zeugnis wird mit aller Schärfe und Tiefe bestimmt. Nichts meidet Wechßler sorgsamer als billige Allgemeinheiten. Er lehrt uns am Franzosen den Deutschen erkennen. Wer sein Buch, das glänzend und fesselnd, aber nicht leicht zu lesen ist, in sich aufnimmt, wird den Herzenswunsch des Verfassers teilen, daß in Zukunft kein Volk Europas das Wunsch- und Traumbild eigener Wesensart dem Wahn- und Schreckbild eines andern gegenüberstellt. In Hellas, der Bildungsquelle für beide Völker, erblickt Wechßler ein Mittel zur Verständigung. Freilich will es uns auch nach der Lektüre dieses aufschlußreichen, gedankentiefen und begeisterten Buches scheinen, als wenn wir Deutschen dem Ziele näher wären als unsere Nachbarn. Ein deutscher Dichter sprach das Wort, daß unter jeder Sonne gute Menschen wohnen.

Völkischer Selbsterkenntnis dient auch ein zweites Verlagswerk, der von dem Dresdner Professor Otto H. Brandt herausgegebene „Grundriß der Deutschkunde“. Wie glücklich wäre man gewesen, hätte man als junger Student dieses Buch gehabt. Gewiß kann es mit den vielbändigen, materialgeschwellten wissenschaftlichen Fachbüchern nicht wetteifern. Aber es gibt für den Hausgebrauch des gebildeten Deutschen alles das, was er von seinem Volk, seiner Sprache, seiner Weltanschauung, seinem Schrifttum und seiner Kunst gegenwärtig, zur Hand haben sollte. Hier wird ein klarer Überblick über die deutschen Kulturwerte gegeben, in einzelnen Aufsätzen, die tüchtige Fachleute geschrieben haben. Für den, der weiter und tiefer will, sorgen verständig gesiebte Literaturhinweise. Einer der schönsten Beiträge des Bandes stammt von dem Grazer Professor Kaindl. Die Abhandlung beleuchtet das deutsche Volk und seine Geschichte vom großdeutschen Standpunkt aus. Und das ist viel wert für jeden, der durch Treitschkes preußische Schule gegangen ist. Kaindl weiß, was Preußen mit Friedrich und Bismarck zu bedeuten hat. Aber man muß mit ihm die Tragik fühlen, daß gerade ihr Wirken die Einheit des deutschen Volkes zerreißen mußte und die Deutschen in Österreich, Böhmen und Ungarn in die Fremde stieß.

Einen bevorzugten Platz auf dem Weihnachtstisch nehmen schon seit Jahrzehnten Velhagen & Klasings Monographien ein. Sie haben ihn sich bei ihrem ersten Erscheinen erobert. Der deutsche Gelehrte verstand damals vielfach noch nicht, wissenschaftlich und trotzdem allgemeinverständlich zu schreiben. Hier war die schwere Aufgabe gelöst, über ernste Dinge sich unterhaltend und anregend, vor allem aber auch knapp zu äußern. Hinzu kam die glanzvolle Anschaulichkeit der Abbildungen und das verführerisch schmiegsame Gewand kostbarer Einfachheit. Inzwischen ist ein neues Geschlecht von Lesern herangewachsen, vielfach umstürzlerisch gesinnt, zum Teil von bibliophilen Überflüssigkeiten verwöhnt. Aber merkwürdig: um diese Monographien kommt niemand herum. Unzähligen waren und sind sie freundwillige Vermittler künstlerischen Genusses, wissenschaftlicher Erkenntnis. Für manchen bleiben sie die wichtigsten, die einzigen Quellen.

Das ist kein glücklicher Zufall. Der Verlag hat ständig an den Monographien gearbeitet. Er hat nicht bloß neue Bände geschaffen und den Bilderschmuck der alten durch ständige Vermehrung und namentlich durch Beigabe farbiger Illustrationen und Kunstblätter gesteigert. Er hat auch dafür gesorgt, daß die teilweise veralteten Texte auf die Höhe der gegenwärtigen Forschung gehoben wurden. Insbesondere wurden für

die neuerscheinenden Bände die hervorragendsten Gelehrten herangezogen.

Unter den Künstler-Monographien beansprucht besondere Bedeutung das Buch von Kurt Zoege von Manteuffel über die Künstlerfamilie van de Velde. Der Direktor des Dresdner Kupferstichkabinetts betrachtet die beiden Landschafter Esaias den Älteren und Jan den Älteren, die Stillebenmaler Jan den Jüngeren und Anthony, den Marinemaler Willem den Älteren mit seinen Söhnen Willem und Adriaen. Es sind die wichtigsten aus dem weitverzweigten Malergeschlecht. Manchem Kunstfreund gehen ihre Persönlichkeiten durcheinander. Hier sind sie übersichtlich dargestellt von einem ausgezeichneten Kenner und Schriftsteller, der neben dem Künstlerischen auch das Welt- und Kulturgeschichtliche zu Worte kommen läßt. Selbstverständlich reich ist der Bilderschmuck: 84 Abbildungen, davon 14 in Farben- und 7 in Doppeltondruck.

Keine neue Auflage, sondern ein neues Buch ist Hans Rosenhagens Max Liebermann, eine Monographie, die, ganz abgesehen von sonstigen kritischen und schriftstellerischen Vorzügen, schon deshalb dauernde Bedeutung behalten wird, weil sie von einem Manne stammt, der einst im Kampf für Liebermann an erster Stelle gestanden hat. Mannigfach bereichert in Text und Bild sind Eduard Heyds Lukas Cranach, Fritz Knapps Perugino, Max v. Boehns Bernini.

Die meisten Künstler-Monographien sind nicht rein kunstgeschichtlich und kunsttheoretisch eingestellt. Und das ist ihr Glück wie das des Lesers. Eine rein formale, ästhetisierende Betrachtung von Kunst und Künstler hat ihren Wert, aber sie vermag doch nur den zu fesseln, dem die Entwicklung eines Ornaments ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger ist, als ein Blick in das menschliche Herz. Den Monographien ist immer der Mensch und sein Schicksal in Wirken und Leben der eigentliche Gegenstand geblieben. Darum erwecken sie Begeisterung in jungen und in jung gebliebenen Herzen. Das Kulturgeschichtliche, das einen breiten Raum in ihnen einnimmt, belebt auch die Monographien zur Weltgeschichte mit bunten Farben. Ist doch z. B. eine Erscheinung, wie der rheinische Kurfürst Clemens August kaum eine welt-, wohl aber eine kulturgeschichtliche Persönlichkeit von bedeutendem Ausmaß zu nennen. Edmund Renard, der Provinzialkonservator der Rheinprovinz, hat das Bild dieses kunstfrohen Wittelsbachers beschworen. In Gebiete, die der Allgemeinheit vertrauter zu sein pflegen als Köln und Bonn im 18. Jahrhundert, in das Florenz der Medici führt uns Eduard Heyck. Es ist die erste in der Reihe der Monographien zur Weltgeschichte gewesen. Sie liegt jetzt in 4., erweiterter Auflage vor.

Unsere Zeit ist im allgemeinen nicht mehr geistes-, sondern naturwissenschaftlich gerichtet, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die „grünen" Monographien, die zur Erdkunde, noch mehr Anklang finden als die roten zur Kunst, die blauen zur Weltgeschichte. Wie überraschend groß war z. B. der Erfolg, den das auch illustrativ freilich einzigartige Buch des Grafen von Larisch-Moennich: „Sturmsee und Brandung" errungen hat! In einem geschickt und fast verschwenderisch illustrierten Bande betrachtet der Hamburger Professor Siegfried Passarge „Klima und Landschaft". Er schildert an gewählten und eindrucksvollen Beispielen, wie sich in den verschiedenen Klimagürteln das Landschaftsbild gestaltet hat und wie sich der Mensch damit abfindet. Wir reisen durch die ganze Welt, fast so schnell wie Schlemihl, und lernen die Typen der Landschaft, ihre Notwendigkeit kennen. Die Bilder wollen vor allem Charakteristisches zeigen. Aber sie bringen unendlich viel Schönes.

In neuer Auflage stellt sich ein „Palästina" von dem Leipziger Theologen H. Guthe, eine Monographie, die angesichts der politischen Bedeutung des Heiligen Landes und der zionistischen Bestrebungen höchst zeitgemäß erscheint. Oskar Erich Meyer, der Breslauer Geograph, hat die vortreffliche Monographie P. Regells über das Riesen- und Isergebirge bearbeitet, ein Kapitel über den geologischen Bau und ein anderes über den Skilauf völlig neu geschrieben. So wird das Buch allen Freunden des wanderberühmten Landes eine willkommene Anregung und Erinnerung sein. Ein bisher nicht gerade weitbekanntes Stück deutscher Erde, die Niederweser, erschließt die wundervolle Monographie von Diedrich Steilen. Gewiß, nach Bremen kommt man. Aber die Landschaft selbst, sie verdient diese Würdigung in Bild und Wort, sie verdient, daß man sich in sie verliebt!

Neben den Monographien stehen Velhagen & Klasings Volksbücher, auch sie längst Monographien geworden, nach Inhalt und Ausstattung würdig, auf dem Weihnachtstisch zu liegen. Höchst aktuell ist „Das Kleinhaus" von Regierungsbaumeister Wentscher. Herrliche Bilder zeigen die „Alpenpflanzen" von dem hervorragenden Grazer Botaniker Prof. Scharfetter. Dichtungen sind geworden die Bücher über das Engadin von Felix Moeschlin und den Vierwaldstätter See von Ernst Zahn.

In schlichterem, wenn auch geschmackvollem Gewande treten andere Sammlungen des Verlages auf, die z. T. für die Jugend bestimmt sind, aber durchweg auch dem Alter willkommen sein werden, sofern man nur das richtige Bändchen zu wählen weiß. Da ist der „Sonnborn", Lesebücher deutscher Dichtung, herausgegeben

von Ernst Lorenzen und Heinrich Weitkamp, schmale, mit Zeichnungen illustrierte Bändchen, deren neueste z. B. Peter Hebels Kalendergeschichten, Heimat- und Göttersagen der Germanen, alte deutsche Fabeln wieder ans Licht heben. Aber auch eine gute Auswahl aus den Briefen und Gedichten der Droste wird geboten. Eine zweite, besonders schmuck ausgestattete Reihe ist Velhagen & Klasings Jugendbücherei. Sie wird in Verbindung mit der deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre von G. Premer und G. Schlipköter herausgegeben. Es liegen gegen 40 Bändchen vor, in bunter Folge Auswahlen aus Kügelgens und Nettelbecks Erinnerungen, aus den Dichtungen von Claudius und Emil Frommel, neben Abenteuergeschichten moderne Erzähler wie Auguste Supper, Diedrich Speckmann, Anna Schieber, Fritz Müller. — Das persönliche Gepräge, das des Rheinländers Severin Rüttgers, trägt der auf zehn Bände veranschlagte „Behalter zeitloser Dichtung": „Der Burgring". Unter Brentanos mystischem Vers: „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit in Ewigkeit" werden hier Göttersagen, Märchen, Volksbücher, Legenden, geistliche Lieder, Geschichten und Balladen gesammelt und durch geistvolle Zusammenstellung ungemein verlebendigt. Hier bewährt sich die Kunst des Anthologen: selbst Allbekanntes durch ungewöhnliche Nachbarschaft zu neuer Wirkung zu bringen.

Zu den schönsten Volksbüchern, vielen guten Deutschen seit Jugendtagen vertraut, zählt der Daheim-Kalender. Er hat manche Wandlung mitgemacht, nur in einem ist er sich treu geblieben, in seiner Bestimmung für das deutsche Haus. Wer ihn lange nicht gesehen hat, sollte ihn sich beim Buchhändler zeigen lassen. Mancher wird überrascht sein, wie frisch und jung, wie gepflegt das alte Buch erscheint. Der blaue Einband sieht fröhlich und gediegen aus. Namhafte Autoren wie Max Bittrich, Max Grube, Julius Havemann, Eduard Heyck, Friedel Merzenich, Walther Nithack-Stahn, Frida Schanz sind u. a. daran tätig. Aufsätze aus allen möglichen Gebieten des Lebens und Wissens wetteifern um die Aufmerksamkeit des Lesers, der sich zunächst an den vielen schönen Bildern erfreut. Wer einen schönen und nützlichen Kalender braucht, der ein Jahr lang in Ehren auf dem Schreibtisch liegt und später auch im Bücherbort noch nicht verstaubt, der kaufe den Daheim-Kalender.

Zum Schluß noch den Hinweis auf ein Buch, das nicht bei Velhagen & Klasing in Bielefeld, sondern in einem befreundeten Verlage, bei Klasing & Co. in Berlin erschienen ist. Die Leser erinnern sich vielleicht, daß an dieser Stelle die ersten beiden Bände von Ostwalds „Lebenslinien" besprochen worden sind. Jetzt ist der dritte, der abschließende Band der Erinnerungen des großen Gelehrten herausgekommen. Der reiche Band berichtet über vielerlei und immer frisch, anschaulich, begeisterungsbereit, so über Ostwalds Erfahrungen als Austauschprofessor, seine Bemühungen um die Weltsprache, seine Rolle als Führer des Monistenbundes und vor allem seine Farbenstudien. Die Leser dieser Hefte wissen, daß Ostwald auch schwierige Dinge verständlich darzustellen weiß. Aber das Wichtigste auch an diesem Bande ist wieder der prachtvolle Mensch, der so gern von der Straße in den Garten flüchtet und dennoch nicht müßig sein kann, nicht um des Nachruhms wegen, den er mit einem Nestroyschen Scherzwort abtut, sondern weil er seinen geistigen Haushalt wissenschaftlich in Ordnung bringen will, vom Scheuerteufel wie eine gute Hausfrau besessen.

Der abgeerntete Baum. Von Karl v. Berlepsch

Es schmerzt zu sehn, wie eure schnellen Hände
Den hohen Baum der roten Frucht beraubt.
Wie hat er eben noch sich reich geglaubt,
Der prangend stand im herbstlichen Gelände.

Nun blicken nüchtern die entseelten Zweige,
Als wären hundert kleine Sonnen tot.
Wo Lenzeslust und Sommerglück gebot,
Geht schmerzlich stumm ein Schicksal nun zur Neige. —

So endet klaglos eines Weibes Leben,
Unendlich reich an Schönheit und Gemüt.
Und wußte kaum, für wen es wohl geblüht,
Wem es am End' sein Bestes hingegeben. —

Illustrierte Rundschau

Krippenfiguren von Annalice Weisschedel — Schwedische Webereien — Keramiken von Joseph Hehl — Adolf Dietrich, Holzfäller und Maler — W. Schmidt-Hilds Kolibriradierungen — Das farbige Straßenbild — „Anbetung der Könige" von Oskar Laske — Stickereien von Prof. Christian Rohlfs — Zu unsern Bildern

Der fromme und schöne Brauch, unter dem Tannenbaum eine Weihnachtskrippe aufzubauen, ist niemals ausgestorben. Aber lange Zeit waren künstlerische Krippenfiguren nur in Museen zu finden. Jetzt kann, auch wer nicht über reiche Mittel verfügt, seinen Kindern und sich selbst eine hübsche Krippe aufbauen, z. B. mit den in einer glücklichen Überlieferung stehenden erzgebirgischen Figürchen. Wer aber gar etwas Besonderes haben will, dem sind viele Künstler und Kunstgewerbler dienstbar, ganz moderne, denen die Geschichte der heiligen Nacht zu einem ekstatischen Bekenntnis wird, und andere, schlichte, die sich gern an alte, namentlich barocke Vorbilder anlehnen, denn das 17. und das 18. Jahrhundert sahen eine Blüte der Krippenkunst. An barockes Gefühl erinnert auch die Kunst von Annalice Weisschedel in Konstanz. Sie bildet ihre Gestalten in durchsichtig leuchtendem Wachs und bekleidet sie mit herrlichen Prunkgewändern aus kostbaren Stoffen. Einer ihrer Vorzüge ist die ausdrucksvolle Bewegung. Zärtlich neigt sich das Haupt Marias auf den Jesusknaben, der freundlich zu ihr aufblickt. Man betrachte das beredte Spiel der Hände.

★

Auf den folgenden Blättern bilden wir einige Proben volkstümlicher schwedischer Webkunst ab. Emilie von Walterstorff, die gelehrte Amanuensis am Nordischen Museum zu Stockholm, hat sie in einem englisch erschienenen Werke mit vielen andern Abbildungen gründlich erörtert und nach Herkunft und Technik bestimmt. Unsere Bilder erscheinen ohne wissenschaftlichen Ehrgeiz. Sie wollen unseren Damen einige Muster zeigen, gleich eigentümlich nach Ornament und Farbenklang. Wir sehen einmal wieder an sehr einleuchtenden Beispielen: das Ornament ist die Stärke nordischer Kunst. Bei aller andächtigen Liebe zur Natur und ihrer Wirklichkeit streben wir immer wieder von der zufälligen Erscheinung zu ihrer Idee, vergeistigen sie zum Ornament.

★

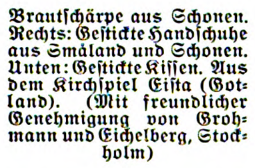
Die keramischen Arbeiten der Werkstätte Joseph Hehl in Bockum bei Krefeld sind uns in der Galerie Pauly zu Düsseldorf begegnet und so verlockend erschienen, daß wir sie farbig wiedergeben



Krippenfiguren in Wachs und bunten Stoffen von Annalice Weisschedel-Konstanz







Brautschärpe aus Schonen. Rechts: Gestickte Handschuhe aus Småland und Schonen. Unten: Gestickte Kissen. Aus dem Kirchspiel Eista (Gotland). (Mit freundlicher Genehmigung von Grohmann und Eichelberg, Stockholm)

ließen, damit auch die Leser sehen, um was für herrliche Gebilde es sich hier handelt. Im Glanz und Schmelz der Farben erinnern sie an die besten ostasiatischen Schöpfungen. Aber warum soll man das Ausland heranziehen, um eine deutsche Arbeit zu würdigen? Diese Vasen und Töpfe stellen eine hervorragende Leistung heimischen Kunstgewerbes dar. Sie zwingen förmlich dazu, häßliche und unpraktische Vasen zu vernichten (nicht etwa zu verschenken!) und sich zum Fest mit besseren, mit guten beschenken zu lassen.

★

Es ist ein Zeichen unserer hochzivilisierten Zeit, daß man auch die Kunst des Dilettanten ernst nimmt. Man steht einigermaßen ratlos zwischen den zahllosen Richtungen der modernen Malerei. Man sehnt sich nach der Primitivität eines vom Kunstgetriebe unberührten Empfindens und fühlt in den Arbeiten eines Dilettanten ein ehrlich begeistertes Herz schlagen. So hat man jetzt einen schweizerischen Holzfäller, Adolf Dietrich entdeckt, der in seinen Mußestunden malt. Er ist nicht besonders angeleitet worden, sondern hat seinen Weg selber gefunden. Und dieser Weg hat ihn in eine Welt geführt, die uns kindlich, aber auch sehr reinlich anmutet. Eine Sammlung seiner Werke, die zuerst in Mannheim zu sehen war, ist durch viele deutsche Städte gewandert und hat überall gerechtes Aufsehen



erregt. Die neueste Richtung in der Malerei, die neue Sachlichkeit, fühlte sich in ihrem Streben durch die Leistungen dieses natürlichen Talentes bestätigt. Dietrich bemüht sich vor allen Dingen um Deutlichkeit. Seine Bilder sind bis in den letzten Winkel hinein klar zu erkennen. Man weiß, was er will. Auf das Atmosphärische legt er keinen Wert. Seine Naturausschnitte stehen gleichsam unter einer Glasglocke im luftleeren Raum. Aber man kann sich dieser pedantischen und doch höchst liebevollen Versenkung in jeden Grashalm nicht entziehen.

★

Der Maler und Graphiker W. Schmidt-Hild, lange in Barth an der Ostsee, jetzt in Rinteln a. d. Weser ansässig, ist ein hervorragender Kenner und Darsteller der Vogelwelt. Er hat sie an der Wasserkante in lebensvollen Radierungen und Farbenholzschnitten nachgebildet: Möwen, Wildenten, wilde Schwäne, Eisvögel und viele andere. Einfachheit und Klarheit der künstlerischen Idee sind in seinen Blättern mit höchster technischer Vollendung verbunden. Vor kurzem hat uns Schmidt-Hild, durch seinen Verleger Carl Büchle, Berlin W 50, angeregt, mit einer Folge von sechs Kolibris in farbiger Radierung als Frucht einer Studienreise nach Südamerika beschenkt. Wir bilden ein Blatt daraus ab und geben dem künstlerisch und wissen-



Steppdecke aus dem Oxie-Gau (Schonen)

schaftlich gleich hervorragenden Kenner, Prof. Dr. Ludwig Heck, dem Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, das Wort: „Diese ungemein graziösen Tierchen und ihre wie Juwelen leuchtenden Farben gibt der Künstler nach Studien in der freien Natur des tropischen Urwaldes mit feinstem Farbensinn wieder und reizt und beglückt damit auch das verwöhnteste Auge. Ein nicht alltäglicher Genuß! Der Wille des göttlichen Weltschöpfers hat hier Formen und Farben von unerhörter Eigenart erstehen lassen, die jeder Natur- und Kunstfreund immer wieder mit heiliger Andacht in seinem Heim bestaunen wird." Die Originalradierungen sind um die Hälfte größer als unsere Wiedergabe. Außer auf hellem sind sie auch auf schwarzem Hintergrund abgezogen, was die Farbenwirkung noch steigert.

★

Seit vielen Jahren sind in zahlreichen Städten Bestrebungen im Gange, das Straßenbild durch bunten Anstrich der Häuser farbiger zu gestalten. Man ging mit Recht von dem Gedanken aus, daß das Grau unserer modernen Städte nicht bloß langweilig, sondern auch niederdrückend wirke. Selbstverständlich erregten die kühnen Neuerer einen Sturm der Entrüstung. Auch wo man, wie z. B. beim Potsdamer Rathaus, nur den alten und in Vergessenheit geratenen Zustand durch eine leichte und freundlich wirkende Bemalung wiederherstellte, erhob sich der Lärm kenntnislosen Widerspruchs. Mittlerweile hat man sich an den Anblick gewöhnt und findet ihn selbstverständlich. In dem schönen barocken Kurländer Palais zu Dresden hat im vorigen Frühjahr eine Ausstellung „Das farbige Straßenbild" stattgefunden, und wir zeigen hier den preisgekrönten ersten Entwurf von Otto Stümpel in Dresden, sowie einen anderen, ebenfalls anerkennenswerten von Richard Hesse in Leipzig. Die Aufgabe lautete, einen architektonisch nicht bedeutenden Platz durch das einfache Mittel des Anstrichs zu heben, und diese Aufgabe ist in sehr mannigfaltiger Weise geschmackvoll gelöst worden. Der ruhige Entwurf von Hesse wird auch dem Farbenscheuen gefallen. Verdienstvoller ist zweifellos der von Stümpel. Hier wird mit starken, auch gegensätzlichen Farben gearbeitet. Die einfachen Kleinstadthäuser werden dadurch nicht bedeutend. Aber sie sind lustig anzusehen. Man gähnt nicht mehr!

★

Den weihnachtlichen Klang, den dieses Heft anschlägt, ohne sich von ihm bis zur Ermüdung beherrschen zu lassen, nimmt die „Anbetung der Könige" noch einmal auf. Der Schöpfer dieses an unzähligen reizenden Einzelheiten reichen Gemäldes, Oskar Laske, hat sein modernes, malerisches Empfinden von der Gestalten-



Keramische Arbeiten der Werkstätte Jos. Hehl in Bockum bei Krefeld
(Aus der Ausstellung Leo Pauly, Düsseldorf)



Pfingstmorgen. Gemälde von Adolf Dietrich. (Aus der Ausstellung „Das Kunsthaus", Mannheim)
Unten: Flaggensylphe-Kolibri. Farbige Radierung von W. Schmidt-Hild
(Mit Erlaubnis des Verlages C. Büchle, Berlin W 50)

freude und der Fröhlichkeit altniederländischer Malerei befruchten lassen. Man muß fast suchen, bevor man die Hauptpersonen, die heilige Familie mit Ochs und Esel und den heiligen drei Königen, entdeckt. Dann aber wandelt der Blick mit bedächtiger und genießerischer Langsamkeit von Gruppe zu Gruppe des bunten Jahrmarkttreibens, das der gewaltige Troß der morgenländischen Herrscher um die Hütte der Geburt aufführt. Was ist da alles zu sehen an Reitern und Wagen, Elefanten und Dromedaren, Giraffen und Tigern — es ist, als wenn die ganze Welt in ihrem Reichtum dem Kinde huldigte. Und das ist ja auch der Sinn der biblischen Geschichte! — — —

Das Schaffen des wandlungsreichen Altmeisters Christian Rohlfs hat der Reichskunstwart Edwin Redslob vor einem Jahre (Novemberheft 1926) gewürdigt. In der erschöpfenden, aber knappen Übersicht ist auch erwähnt worden, daß Rohlfs Märchenbilder stickt, gern unheimliche Geschichten, die uns die gläubige Märchenfurcht des Kindes begreiflich machen. Aber das niederdeutsche besinnliche Gemüt des Künst-

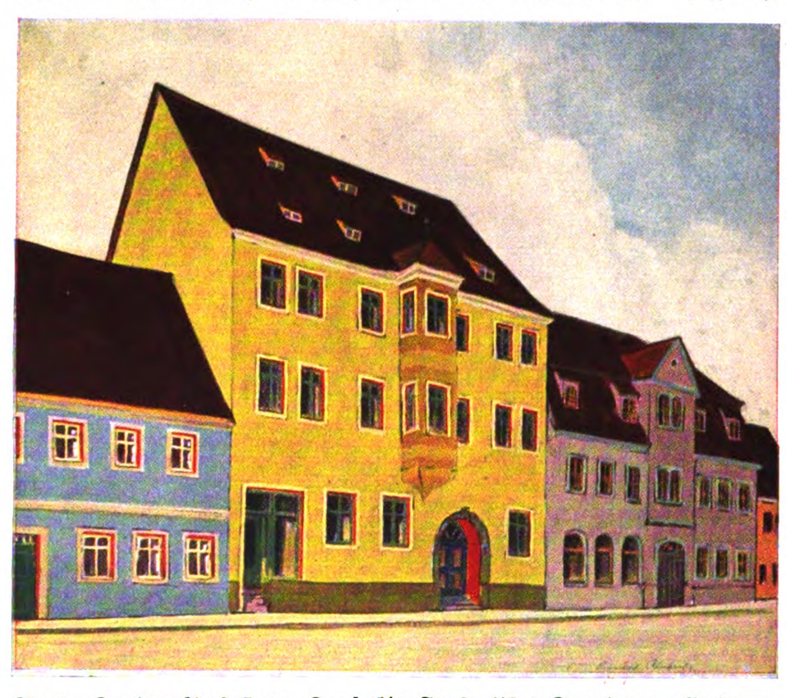


wiedergegebenen „Flucht nach Ägypten" (zw. S. 424 u. 425). Es war sehr schwierig, namentlich die Bilder des St. Wolfgang-Altars farbig aufnehmen zu lassen. Das Ergebnis langwieriger Bemühungen ist überraschend gut ausgefallen. — Im bewußten Gegensatz zu der Ausdruckskunst Pachers eröffnen wir das Heft mit der Geburt Christi von Prof. Karl Caspar, einem der verhältnismäßig wenigen, die unter den Expressionisten als anerkannte Meister übrigblieben, als ihre Kunst nicht mehr neueste Mode war. Sein reiches religiöses, aber auch landschaftliches Schaffen ist

lers gestaltet auch heitere Träume, wenn er buntleuchtende Wollfäden durch den Stickrahmen zieht, so den hier abgebildeten König, der mit schlemmerhaftem Ernst in Krone und Hermelin seine leckeren Kartoffelpuffer verzehrt.

★

Der Aufsatz über Michael Pacher, von einem der Richtung weisenden Kenner altdeutscher Kunst geschrieben, gibt dem Heft das Gepräge. Wir hoffen, daß die farbige Nachbildung der Hauptwerke des Meisters für viele Leser ein Erlebnis bedeuten wird. Auch eines der Einschaltbilder bestreitet Pacher mit der farbig



Aus der Dresdner Ausstellung: „Das farbige Straßenbild." Der mit dem 1. Preis ausgezeichnete Entwurf von Otto Stümpel, Dresden. Oben: Entwurf von Richard Hesse, Leipzig



Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Oskar Laske

ein glänzendes Beispiel dafür, daß das künstlerische Temperament immer stärker ist als die Theorie. Gewiß, man darf diese „Geburt Christi“ nicht überfliegen. Man muß sie mit Sammlung betrachten. Dann wird man gepackt von der schweren Versunkenheit Josephs, entdeckt die Mütterlichkeit Marias, die Unbeholfenheit des Neugeborenen. Ochs und Esel nehmen teil, erlösungssehnsüchtig wie die ganze Welt, und über dem Stall steht auf schmalem Himmelsstreifen der Stern und läßt uns die Unendlichkeit ahnen. — Das Streichkonzert von Georg Joh. Lang steckt voll musikalischer Andacht und Freude. Sein Schöpfer stammt aus Oberammergau, aus der weltberühmten Familie, die den Spielen und Schnitzwerkstätten des Dorfes so viele hervorragende Kräfte geschenkt hat (zw. S. 352 u. 353). — Man darf der neuen Sachlichkeit wenigstens eins nachrühmen: sie bemüht sich, volkstümlich zu werden. Ein Gemälde, wie die Bildnisgruppe von Ferdinand Kitt ist leichter überschaubar und zugänglich wie ein Bild von Caspar. Es hat nichts Geheimnisvolles, sondern ist klipp und klar wie das Weltbild unproblematischer Kinderjahre. — August Hagborgs „Dalekarlierin“ (zw. S. 368 u. 369) macht die Leser mit einem vor mehreren Jahren verstorbenen schwedischen Maler bekannt, der, wie viele seiner landsmännischen Kollegen, so auch Anders Zorn, in Paris angeregt worden ist, auch lange dort gemalt und gelebt hat. Er hat viel in der Normandie gearbeitet. Ein normannisches Strandbild von ihm hat das Luxembourg-Museum angekauft. Illustrationen zu Dichtungen König Oskars II. von Schweden seien erwähnt. In den großen deutschen Ausstellungen zu München und Berlin war Hagborg mehrfach vertreten. — Ein fröhliches Bild sind die „Bohémiens“ von Erhard Amadeus Dier (zw. S. 376 u. 377). Man sieht es diesen Kunstzigeunern nicht an, daß es ihrem malenden, radierenden, zeichnenden,



Der Reibekuchenkönig. Stickerei von Prof. Christian Rohlfs

komponierenden und dichtenden Schöpfer schwer fällt, seine Vorstellungen ins Leben des Kunstwerks zu rufen. Dieser Wiener, der eigentlich Architekt werden sollte und seit zehn Jahren ungefähr als Maler „durch" ist, kann das Gewaltsame so wenig wie das Problematische leiden und glaubt, daß die alten Meister so groß waren, weil sie mehr spielten in naiver Gestaltensfreude als grübelten. Eines der Hauptwerke Diers ist ein Don Quichote. Das erscheint beinahe notwendig! — Die „Zwei Schwestern" von Eugen Huc (zw. S. 432 u. 433) sind ein elegantes Stück gute Malerei, vornehm in Ausdruck und Haltung.

★

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen, die gerade vor dem Fest angebracht sind!

Wer die in diesen Heften wiedergegebenen Kunstwerke lebender Künstler kaufen will oder Lust verspürt, sich mit einem Maler, Bildhauer, Kunstgewerbler, Architekten usw. in Verbindung zu setzen und einer völlig uneigennützigen Vermittlung oder Beratung bedarf, wende sich an uns.

Sodann: die zugunsten einer wahrhaft bibliophilen Herstellung in ihrem Erscheinen leider verzögerte neue Werbegabe: Kaiser Maximilians „Teuerdank" liegt jetzt vor, ein Buch in stattlicher Größe, das mit seinen 28 ganzseitigen vielfarbigen Bildern und mit dem vom Herausgeber Prof. Dr. Hermann Degering geschriebenen Text eine vollkommene Vorstellung dieses berühmtesten Ritter- und Schlüsselromans vermittelt. Wer, selbst Abonnent, einen neuen Bezieher für 12 Hefte wirbt, erhält den „Teuerdank" oder eine der anderen Werbegaben: Bruhns „Modenbild" oder das „Beethoven-Stammbuch" zugesandt. Glockendons Prachtkalender wird nach wie vor nur für zwei neue Jahresbezieher abgegeben. Wer unsere Hefte empfiehlt, schafft Freude und sich selber Dank. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Ballettense. Gemälde von Johann Schult

München, Kunstausstellung im Glaspalast 1927


42. Jahrg. / Januar 1928 / 5. Heft

Der Zinsgroschen

Roman von Wilhelm Hegeler

Vor der Eingangstür des „Fürstenhofs" stand der ehemalige Kammerherr von Emingen und warf einen bedauernden Blick auf die Straße. Für das, was sich seinen Augen darbot, hätte er gern ein netteres, anmutigeres Wort gefunden, aber es ließ sich schwer beschönigen: was sich da ausbreitete, war Schmutz, schwarzer, klebriger Straßenschmutz.

Der Portier kam und fragte, ob der Herr Baron ein Auto wünsche. „Danke, mein Bester!" Aber der Herr Baron würden gewiß schmutzige Füße bekommen. Herr von Emingen drehte das graue Schnurrbärtchen, das in seinem frischen, rosigen Gesicht wie eine kleine Koketterie wirkte, wie mit Absicht auf die Farbe der Gamaschen, der Krawatte und des rauhaarigen Filzhutes abgestimmt, zwinkerte den besorgten Biedermann ein wenig an, mit einem Blick, der sagte: ‚Schmutzige Füße, ich? Es wäre das erstemal in meinem Leben . . .' und wagte sich auf die Straße hinaus.

Mit anmutiger Sicherheit setzte der Kammerherr seine Fußspitze jedesmal auf einen einigermaßen sauberen Fleck, schwebte über die kotigen Steinplatten wie über gebohnertes Parkett: ein wahrhaft eleganter Herr, ein festliches Wunder, ein fröhlicher Revenant der dahingeschwundenen schönen Zeit vor 1914.

Das Haus, welches er dann betrat, war ein dem modernen Geschmack wenig zusagender, unförmiger Kasten aus schweren Quadersteinen, mit roten Sandsteinleisten um die übermäßig hohen Fenster. Ihm jedoch gefiel es wegen seines herrschaftlichen Äußeren. Leichtfüßig die Treppe hinaneilend, vernahm der Kammerherr aus der ersten Etage, an deren Glastür ein Pappschild befestigt war: „Bitte, stark klopfen!" eine dumpf grollende Männerstimme und vermutete, daß hier ein Schauspieler wohnte. Die Dame, der sein Besuch galt, wohnte eine Treppe höher, in der Mansarde.

Da sein erstes Klingeln keinen Erfolg hatte, entschloß er sich nach einer Weile zu einem energischeren Druck auf den Knopf.

„Ja doch! Ja doch! Nicht so stürmisch, lieber Milchmann!" rief von drinnen eine helle Frauenstimme. Gleich darauf wurde die Tür geöffnet.

„Ist Frau von Immhof zu Hause?" fragte der Kammerherr und hielt der im Dunkel kaum erkennbaren Erscheinung seine Karte entgegen.

„Hier steht sie. Was wünschen Sie denn?" erwiderte das vom Kopf bis zu den Füßen in eine Küchenschürze eingewickelte kleine Wesen und ließ enttäuscht seinen Milchtopf sinken.

„Christa! Erkennst du mich nicht?"

„Egon! — Ach, wie schön. Komm herein. — Entschuldige nur." Frau von Immhof mußte erst ihre tropfnasse Hand abwischen, ehe sie die ihres Vetters ergreifen konnte. Dann stürzte sie davon, um einen Vorhang, der den hinteren Teil des als Küche dienenden Ganges von dem eigentlichen Vorraum trennte, zu schließen.

„Was für eine Überraschung! Wie schön!" tönte ihre nun dunkel volle Stimme. „Entschuldige nur die gräßliche Unordnung, die gerade — das heißt, eigentlich ist es nie anders. Aber lege doch ab!" Kaum hatte Christa ihren Gast in das Wohnzimmer geführt, als sie mit mausartiger Geschwindigkeit hinter einem Wandschirm verschwand.

„Entschuldige!“ wiederholte sie. „Nimm, bitte, Platz!“ Gerade bis zur Nasenhöhe sichtbar, lächelte sie unter der gewölbten Stirn helläugig herüber und verschwand. „Mein Schlaf- und Ankleidezimmer. Ein bißchen primitiv, aber ganz bequem,“ klang es zwischen Stoffrascheln und plätscherndem Wasser. „Ich möchte dir so gern was anbieten, aber Graupen und Kohl kann ich dir doch nicht gut vorsetzen. Doch ich habe einen herrlichen Schnaps. — Wie geht's denn? Erzähle doch! Es ist ja eine Ewigkeit her, daß wir uns gesehn haben.“

Der Kammerherr stellte fest, das letztemal sei es während des Krieges gewesen. Da er sich erinnerte, daß Christas Mann gefallen war, drückte er noch nachträglich sein Beileid aus. „Du bist hoffentlich gut über diese schrecklichen Jahre hinweggekommen?“

„Einigermaßen,“ erwiderte sie und fuhr leicht über ihre Stirn, als verspürte sie noch immer ein dumpfes Nachgrollen des Schicksalgewitters.

„Laß dich mal anschauen.“

„Nein, nein. An mir alter Frau ist nichts mehr zu sehn.“ Sie rannte hinaus zu ihren Kochtöpfen, um nach einigen Augenblicken mit einer bauchigen Flasche zurückzukehren, dem Geschenk einer Freundin aus Bayern, Klosterlikör, einer namentlich bei den Immhofkindern äußerst geschätzten Medizin.

Der Gast roch zuerst etwas kritisch, kippte aber dann den Inhalt des Gläschens schwungvoll um und ließ sich ein neues vollschenken. In so gehobener Stimmung fiel ihm ein, daß er vor kurzem Christas Eltern gesehen hatte und Grüße bestellen sollte.

„Und das sagst du jetzt erst? Wie geht's ihnen denn?“

„Vortrefflich. Ganz die Alten, vielmehr die Jungen. Deine Mutter beklagte sich nur, daß du nicht zu ihnen zögest. Sie sagte: ‚Christa muß natürlich ihre eigenen abenteuerlichen Wege gehn.‘ Aber dein Vater meinte: ‚Wenn das Kind nicht will, dann laß es doch.‘“

„Abenteuerliche Wege — wie das klingt! Ich möchte mich nur nicht in der Verwandtschaft einpökeln lassen. Zu Hause bleibe ich immer das Kind, und einmal muß man doch Mensch werden. Findest du nicht auch?“

„Freilich! Freilich!“

Der Kammerherr lächelte galant. Mensch werden — das war wieder einer von Christas originellen Einfällen.

„Aber nun erzähle mal! Was führt dich eigentlich her?“ Herr von Emingen ölte seine Kehle mit dem zweiten Gläschen Schnaps, zwirbelte seinen Schnurrbart und richtete auf seine Kusine einen geheimnisvoll belustigten Blick, als wenn er im Besitze einer ganz außergewöhnlich angenehmen Nachricht für sie wäre. Aber so rasch rückte er mit seinem Präsent nicht heraus. Erst galt es einiges vorauszuschicken.

Daß seine Ehe mit Fräulein Fischer, Rauchwaren en gros aus Leipzig, wenn auch ursprünglich eine Vernunftheirat, fabelhaft glücklich gewesen war, wußte Christa ja. Nur leider zu kurz, viel zu kurz! Später hätte er gern wieder geheiratet, aber das Projekt war an dem Widerspruch seiner Schwiegermutter, die für ihr Enkelkind keine Stiefmutter wünschte, gescheitert. Er hatte sich gefügt, wenn auch der doppelte Dienst bei den beiden Gestrengen, der Fürstin und der vielvermögenden Schwiegermama, nicht immer ganz leicht gewesen war. Dann aber war das Vermögen — Der Kammerherr seufzte und Christa ergänzte: „Futsch!“

„Fabelhaft, wie du das erraten hast.“

„Es ging uns ja allen so.“

„Aber hier handelte es sich um ein Millionenvermögen,“ versetzte der Kammerherr erregt. „Um mindestens zwei Millionen und sieben- bis achtmalhunderttausend Mark.“

„Das ist wohl sehr viel? Entschuldige, aber von Zahlen verstehe ich gar nichts.“

Der Kammerherr lachte etwas gezwungen. „Du bist doch immer noch die ideale Christa!“

„Sag' lieber die idiotische Christa. Doch erzähle weiter. Hoffentlich ging darüber eure Freundschaft nicht in die Brüche.“

„Daß nichts, aber auch gar nichts mehr vorhanden war, stellte sich erst nach ihrem Tode heraus.“

„Deine Schwiegermutter ist gestorben?“

„Vor drei Wochen. Ich glaubte, ihre Finanzverhältnisse wären in bester Ordnung, da sie auch nach dem Krieg in ihrem alten, großartigen Stil weiterlebte.“

„Also für sie hat's jedenfalls gereicht,“ bemerkte Christa zufrieden.

„Für sie hat's gerade gereicht, und ich habe mir den Mund wischen können. Was sagst du dazu?“

Christa lachte, entschuldigte sich aber sofort, indem sie erklärend hinzufügte, in einer Beziehung wäre es doch auch wieder sehr komisch, daß er all die Jahre hindurch umsonst den maître de plaisir gespielt hätte. Jedenfalls hätte er sich den Ruhm eines sehr galanten Schwiegersohnes erworben.

Aber der Kammerherr wollte von Komik nicht das mindeste wissen. Hinter seinen gesträubten Schnurrbarthaaren sprühte es ganz sichtbar vor Entrüstung, und er schlug sogar, mit den Fingerspitzen, auf den Tisch.

Sein Lieblingswort: „Fabelhaft“ erschien ihm für diesen Fall viel zu schwach und farblos. Er brauchte sehr bestimmte Ausdrücke, sprach von unerhörtem Egoismus, unglaublicher Frivolität und nannte das Benehmen seiner Schwiegermutter geradezu eine Schweinerei. Plötzlich aber fragte er in etwas kläglichem Ton: „Ja, und was fange ich nun mit Tinette an? Wo soll sie hin?“

„Wieso? Ist sie nicht bei dir?“ — „Auf Wunsch der Schwiegermutter wurde sie in deren Haus erzogen. Augenblicklich ist sie noch dort, kann aber natürlich auf die Dauer da nicht bleiben.“

„Aber dann bist du ja großartig entschädigt. Du mußt sie natürlich zu dir nehmen.“

Der Kammerherr sank zurück, in einem kleinen Schwächeanfall über soviel Naivität. „Daß ich sie zu mir nehme, geht aus tausend Gründen nicht. Mein Gesundheitszustand, meine beschränkte Wohnung — ich habe auch mit meiner Hausdame gesprochen, die derselben Meinung ist. Und dann, liebe Christa, ich fühle mich, offen gestanden, nicht mehr jung genug, um mich an das Zusammenleben mit einem immerhin ziemlich fremden Menschen zu gewöhnen.“

„Fremder Mensch?“

„Na ja, dadurch, daß Tinette bei ihrer Großmutter aufgewachsen ist, sind wir uns natürlich nicht gerade nähergekommen. — Christa! —“ Herr von Emingen hatte sich erhoben und die Hand seiner Kusine ergriffen — „Ich habe eine große Bitte an dich. Nimm du mein Kind bei dir auf.“

„O Gott!“ stieß Christa aus, und der kleine Laut klang wie der Seufzer einer Maus, hinter der plötzlich eine Falle zugeschlagen ist. Aber sie gab sich noch nicht gefangen, sprang ebenfalls auf und wies auf den Wandschirm. „Unmöglich! Sieh doch nur unsere Räume an! Hier hause ich. Und das —“ dabei öffnete sie eine Tür — „ist unser Eßzimmer. Hinter dem Vorhang schlafen die beiden Jungen. Und hier unser drittes und letztes Zimmer. Da sind die beiden Mädels untergebracht.“

Der Kammerherr blieb in diesem dritten Zimmer vor einer Kommode stehen, auf der, etwas ramponiert, aber sehr vergnügt, wie die Miniaturausgabe der Familie selbst, einige Puppen mit ihren Köpfen aneinanderlehnten.

„Dieser Platz ist doch geradezu geschaffen für ein drittes Bett.“

„Das ist Susis Spielecke. Wirklich, es geht nicht. Beim besten Willen nicht!“ — „Christa — meine teuerste —“

Wieder hatte Vetter Egon seiner Kusine Hand gehascht, stockte und ließ die kleine Verlegenheitspause zu einem Schweigen der Ergriffenheit anwachsen, indem er gleichzeitig die sich sträubende Hand gegen seine Brust hob. Seine kummervolle Miene drückte den schmerzlichen Verlust eines Ehrenmannes aus, war wie eine nachträgliche Rechtfertigung, aufgehalten und verspätet durch der Zeiten Ungunst, sein Blick aber, der die ratlos abgleitenden Augen Christas verfolgte, war von einer Zärtlichkeit, einem Feuer . . . ‚O Gott‘, dachte sie, und spürte erschrocken ein kleines Aufbrodeln

Gestalten aus Hegelers Roman:

„Der Zinsgroschen“

★

Frau Christa, die noch immer jugendliche Witwe des Majors von Immhof.
Klaus, Oberprimaner
Annemarie, Handelsschülerin
Erich, Untertertianer
Susi, das Nesthäkchen
} ihre Kinder.
Oskar Wiedemann, der Dichter.
Seine eifersüchtige Gattin.
Hellmut
Kaspar
} beider Söhne.
Freiherr von Emingen, Kammerherr a. D.
Tinette, seine Tochter.
Der Kunstschüler Alfred Meisel.
Seine Mama, Frau von Immhofs frühere Perle Emilie.
Emiliens Gatte, der ehemal. Regimentsschneider.

in ihrer Herzgegend, ‚er wird doch nicht! So geschmacklos wird er doch nicht sein!‘

Aber Geschmacklosigkeit war das letzte, was man dem Kammerherrn zutrauen durfte. Nachdem er seine Gefühlsanwandlung schweigend niedergekämpft hatte, begann er ganz vernünftig von seiner Tochter zu sprechen, die in Anbetracht ihrer jetzigen Lage natürlich gänzlich verkehrt erzogen war. Von ihrer Großmutter grenzenlos verwöhnt, mußte sie nun einen praktischen Beruf lernen. Ein schrecklicher Absturz, wenn ihn nicht eine liebreiche Hand milderte. Und dazu war niemand besser imstande als Christa mit ihrer Begeisterung für alles Wahre und Schöne, ihrem Humor, und — natürlich verlangte er diesen Liebesdienst nicht umsonst. Er war bereit, jeden Preis, den —

„Ach, sprich doch nicht von solchen scheußlichen Sachen,“ unterbrach ihn Christa.

Der Kammerherr gehorchte aufs Wort, holte ein Bild seiner Tochter aus der Brusttasche. Niedlich, nicht wahr? Dabei das bescheidenste Wesen der Welt. Christa möge doch nur die traurige Lage des armen Kindes bedenken. Ohne Mutter aufgewachsen —

‚Und mit einem so selbstsüchtigen Vater‘, dachte Christa mitleidig. Aber sie wehrte sich noch immer gegen ihre Schwäche. Nein, nein, sie konnte nicht ihre Einwilligung geben. Zum mindesten mußte sie sich erst mit ihren Kindern besprechen.

Aber das war ja eine vortreffliche Idee! Der Kammerherr stimmte sofort zu, die Angelegenheit vor dieses Forum zu bringen. Nachdem er die ganze Familie zum Abendessen in sein Hotel eingeladen hatte, nahm er in bester Laune Abschied, indem er beim Gehen seinem rauhaarigen Filzhut links von der Längsfalte einen kleinen Puff versetzte, wodurch ein fabelhaft vergnügt und jugendlich wirkendes Grübchen entstand. Dann kehrte er tänzelnd und federnd in sein Hotel zurück, ein Meister in der Kunst, die Widerwärtigkeiten des Straßen- wie des Lebenspflasters spielend zu überwinden.

*

Kurze Zeit nachdem er sich verabschiedet hatte, erschien Christas älteste Tochter, Annemarie. Infolge ihres Temperaments war sie der Wettermacher in der kleinen Familie. Ihre sprühende Laune konnte Kohl und Graupen, die betrübenden Begleiterscheinungen des Monatsendes, in eine Festmahlzeit verwandeln, wenn aber ihr Barometer auf Regen und Wind zeigte, ging man ihr lieber aus dem Wege.

Seit Beginn des Jahres besuchte sie die Handelsschule und kam von dem langen Vormittagsunterricht gewöhnlich etwas abgespannt nach Hause. Es zeugte nicht gerade von Christas diplomatischem Talent, daß sie ohne Umschweife ihrer Tochter das Bild Tinettens zeigte und zugleich erzählte, welche Bitte der Kammerherr daran geknüpft hatte.

„So ein frisiertes Affengesicht!“ sagte Annemarie nach einem flüchtigen Blick. „Und die soll herkommen? Das schlage dir nur aus dem Kopf, Mutter. Solange ich hier bin, nicht.“

„Na, nun sei doch nicht gleich so. Was für Gründe hast du überhaupt dagegen?“

„Hunderttausend!“ Mit großer Zungengeläufigkeit begann sie die hunderttausend aufzuzählen, kam nach den ersten drei in immer heftigere Erregung, um, den Tränen nahe, zu schließen: „Und schließlich bekommst du das ekelhafte Balg noch lieber als mich, und ich gräme mich dann zu Tode. Ach, Mutter“ — nun heulte sie in der Tat — „das ist wirklich gemein von dir, einen so zu kränken.“ Worauf sie mit ihrer Schultasche aus dem Zimmer stürzte.

Eine Weile später saß die ganze Familie um den riesenhaften Eßtisch versammelt. Dieser säulengetragene Tisch, die hochlehnigen Renaissancestühle, das reich geschnitzte, bis zur Decke ragende Büfett stammten noch aus der goldenen Zeit, als es üppig wogende Dékolletées, ordengeschmückte Waffenröcke, Poularden, Sekt und strenge Moral im Überfluß gegeben hatte. Das kleine Häuflein, dem jetzt Graupen und Kohl in die hungrigen Mäuler dampfte, wirkte ein bißchen kümmerlich inmitten dieser Denkmäler einer entschwundenen Zeit; es erinnerte an die Schar der ersten Christen, die aus verfallenen Tempeln und Arenen der Antike ihre armseligen Hütten bauten. Übrigens betrachtete Frau von Immhof ihre Schätze in der Tat als eine Art Steinbruch, indem sie von dem Inhalt des Büfetts an Silber und Porzellan bald dies, bald jenes Stück in Aufbaustoffe für ihre kalorienbedürftigen Kinder verwandelte.

Diesmal ging Christa klüger zu Werk, indem sie zuerst von der Einladung berichtete. Die Wirkung war durchaus erfreulich. Die kleine Susi schob sofort ihren Teller zurück und sagte: „Glänzend! Wenn ich das gewußt hätte, dann hätte ich mir nicht zum zweitenmal genommen. Annemarie, freust du dich nicht?“

„Keine Spur. Wartet nur erst ab!“

Mit dem Folgenden wandte Frau von Immhof sich vor allem an ihren Ältesten, Klaus. Der Siebzehnjährige ähnelte mit seinem klugen, für seine Jugend schon fast zu

durchgearbeiteten und vergeistigten Kopf auf dem schmächtigen Körper am meisten seiner Mutter und stand, nicht ihrer Liebe, wohl aber ihrem Vertrauen am nächsten, da sie nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes in ihm einen verstehenden Kameraden gefunden hatte. So war er in dieser des Oberhauptes beraubten Familie ganz von selbst zu einer Art Reichsverweser aufgerückt, ein Amt, das er den jüngeren Geschwistern gegenüber mit Milde und Gerechtigkeit verwaltete.

Der mütterlichen Auseinandersetzung war achtungsvolles, doch etwas in die Länge gezogenes Schweigen gefolgt. „Nun sage doch mal deine Meinung," munterte Christa ihren Ältesten auf.

„Wenn du's für richtig hältst, soll sie nur kommen. Sonst — ich persönlich meine: ihr seid doch schon drei Weiblichkeiten hier. Mir genügt das."

„Frech, aber sehr richtig," frohlockte Annemarie. „Was sollen wir mit dem fremden Frauenzimmer?"

„Drück' dich mal etwas anständiger aus! Gerade dir wäre es sehr heilsam, wenn du eine gut erzogene Freundin bekämest."

„Damit die mir ewig als Muster vorgehalten wird. Ich danke."

„Was will er denn überhaupt bezahlen?" fragte Klaus.

„Den Pensionspreis überläßt er ganz mir."

„Der Schlauberger kennt Mutti," sagte Annemarie.

Diese Bemerkung rief stürmische Heiterkeit hervor, selbst bei den Kleinen.

„Und wo sollen meine Puppen bleiben, wenn da das Bett hinkommt?" piepste von ihrem erhöhten Sitz Susi.

„Halt den Mund! Du bist nicht gefragt," wies ihr großer Bruder sie zurecht.

Der Tertianer Erich erklärte sein Desinteressement. Er wollte Weltreisender werden und fühlte sich in Tibet heimischer als zu Hause. Immerhin zeigte er für die Umwelt noch soviel Teilnahme, daß er den Rest des Kohles vertilgte.

Nach dem Essen erklärte Annemarie ihrem Bruder, der Plan müsse unter allen Umständen hintertrieben werden. „Den Vetter — übrigens von wegen Vetter, höchstens sechsmal um die Ecke herum — den kenne ich nämlich. Er hat Mutti mal den Hof gemacht, dann aber eine andere genommen, wegen zweier Königreiche: norwegen dene Mark, verstehste? Aber Mutti schwärmt wahrscheinlich noch immer für ihn."

„Wenn sie es wünscht, können wir doch nichts machen," versetzte Klaus.

„Du meinst, das brächte ich nicht fertig? Glatt. Ich bin heute abend derartig mufflig, daß dem Bruder schon die Lust vergehen soll."

Als aber am Abend die Familie über die weichen Teppiche des Hotelrestaurants ihren Einzug hielt, voran das kleine Paar und hinterher Frau von Immhof, von ihren Großen flankiert, da waren alle vom Familienkorpsgeist durchglüht und nur darauf bedacht, einen untadeligen Eindruck zu machen. Noch im letzten Augenblick zupfte Annemarie ihrer kleinen Schwester die Haarschleife zurecht.

Und schon kam ihnen der Kammerherr, der einen größeren Tisch bewacht hatte, entgegen. Er küßte seiner Kusine die Hand, trat dann aber einen erstaunten Schritt zurück. Das war Fräulein Annemarie? Aber das war ja eine vollendete Dame. Fabelhaft! Und das Klaus? In welcher Klasse, bitte? Oberprimaner? Mit siebzehn Jahren. Unglaublich! In seiner Jugend hatte man sich mehr Zeit genommen. Ingenieur wollte er werden? Bravo! Das war wenigstens ein praktischer, ein lukrativer Beruf, nicht wie der kümmerlich entlohnte Fürstendienst, dem er in falschem Idealismus seine Kräfte geopfert hatte. Und der schlanke junge Herr war der Obertertianer Erich? Unter! Unter! Natürlich, Untertertianer! Fabelhaft! Aber Susi, das niedliche Nesthäkchen war ihrer Mutter ja einfach aus dem Gesicht geschnitten.

Auf den Plätzen der Damen lagen Nelkensträuße, selbst Susi hatte einen bekommen. Der Kellner trug Täßchen auf voll siedend heißer Bouillon. Susi schielte nach ihrer Mutter und rührte mit etwas steifen Fingern den Teelöffel um. Erich verbrannte sich elend die Zunge, lächelte jedoch standhaft, während ihm das Wasser in die Augen schoß. Der Kammerherr goß Bowle ein, in große Gläser für die Erwachsenen, in Spitzkelche für die beiden Kleinen, und plauderte dabei in ununterbrochnem Strom, und das blumige Gerank seiner Zunge war nicht weniger süß und wohlduftend als die Flüssigkeit, womit er sie von Zeit zu Zeit anfeuchtete.

Susi flüsterte ihrem Bruder zu, ob die Bouillon nicht ausgezeichnet schmecke?

„Ganz schön. Aber nicht zu vergleichen mit der guten, dicken Suppe aus der Mittelstandsküche."

Diese Bemerkung fand ihren Weg in die oberen Regionen, und es gab ein bißchen Gelächter. Doch der Kammerherr nahm sofort des Errötenden Partei, wollte eine andere lustige Geschichte beginnen, aber das

Wort „Mittelstandsküche" war gefallen, und eine kurze Entgleisung in die Zeit der größten Not ließ sich nicht mehr hintanhalten.

War das nicht eine günstige Gelegenheit, angriffsweise vorzugehen? Klaus warf seiner Schwester einen ermunternden Blick zu. In diesem Augenblick aber präsentierte der Kellner eine Schüssel mit Koteletts und Stangenspargeln in zerlassener Butter, die jede Feindseligkeit zerschmelzte.

In der stummen Andacht, mit der man sich dem Genuß hingab, vergaß einzig der ehemalige Fürstendiener nicht, daß es Höheres zu verehren galt. Bei seiner Adoration bald nach rechts und bald nach links konnte man wohl etwas an seiner Strenggläubigkeit zweifeln, indem er jetzt dem Gestirn seiner Jugend huldigte und gleich darauf mit frischem Enthusiasmus vor dem aufgehenden Stern der Tochter kniete, aber er tat dies mit solcher Sicherheit und soviel Takt, daß Kunst zur vollendeten Natur wurde, und selbst die geringere Götterschar kam nicht zu kurz dabei.

Anfangs hatte Frau von Immhof ihn nicht bewegen können, Annemarie und Klaus zu duzen. Er hatte einfach nicht den Mut dazu. Dann aber stieß er mit allen an und sagte, wenn die jungen Herrschaften bereit wären, ihn als Onkel anzuerkennen, so möchte er das allgemeine Du vorschlagen.

Man stieß noch öfter miteinander an, die Großen tranken ihre großen und die Kleinen ihre kleinen Gläser leer. Bei Lachen und Plaudern wurde der Nachtisch aufgetragen, und der Name Tinettens war überhaupt noch nicht genannt. Erst ganz zum Schluß erwähnte ihn Onkel Egon, indem er sagte: seit Monaten, ach, seit dem unseligen Krieg hätte er sich noch nicht so leicht, so heiter und angeregt gefühlt wie heute, und er wäre glücklich bei dem Gedanken, durch seine Tochter noch manchen so schönen Abend in diesem lieben Kreise zu verbringen.

Da war das Stichwort gefallen. Aber die darauf anworten sollte, hatte ihre Rolle vergessen. Als Frau von Immhof vorschlug, an Tinette einen Willkommengruß zu schicken, sprang Annemarie sogar auf, um vom Nachbartisch einen Teller mit Ansichtskarten zu holen. Mit lauter Stimme las sie die Zeilen ihrer Mutter vor und bekam einen Lachkrampf, weil diese Tinette mit einem H geschrieben hatte. Dann aber schwang sie sich selbst zu einem Vers auf. „Meinetwegen komm her geschwind," schrieb sie, „sei aber nur kein Musterkind."

„Musterkind?" lächelte der Kammerherr. „Nein, das nicht! Ich glaube, dafür kann ich garantieren."

Der Rückzug der Familie vollzog sich nicht ganz in derselben Reihenfolge wie der Anmarsch, indem Frau von Immhof es für angebracht hielt, ihre beiden Kleinen an die Hand zu nehmen.

Auf der Straße sagte Annemarie: „Gar kein unebner Mann, der Onkel Egon. Ich verstehe, Mutti, daß du mal in ihn verschossen warst."

„Kind, was redest du da für Unsinn!"

„Na, na, na."

*

Den ersten Stock des Hauses bewohnte nicht, wie der Kammerherr vermutet hatte, ein Schauspieler, sondern das Exemplar einer Gattung, die nach der allgemeinen Annahme heute zu den ausgestorbenen gehört.

Von seiner Existenz erfuhr Christa zum ersten Male durch Klaus, der ihr eines Tages von einem großen Hallo, das es in seiner Klasse gegeben hatte, erzählte. Als die Schüler ihren Namen und den Beruf ihres Vaters angeben mußten, hatte ein lang aufgeschossener, flachbrüstiger Junge namens Hellmut Wiedemann seinen Vater als Dichter bezeichnet.

„Dichter?" fragte der Lehrer und schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. „Dichter ist kein Beruf. Dichter wird man erst nach dem Tode."

Christa war weit entfernt, in das Gelächter der Klasse über diesen Witz mit einzustimmen. Sie bewunderte im Gegenteil den Mut des Mannes. Und da es Leute gab, die sich „Geistliche" nannten, warum sollte sich nicht jemand Dichter nennen, wenn er darin seinen Beruf sah?

Sie erkundigte sich in der Buchhandlung nach den Dichtungen ihres Mitbewohners. Aber der greise Buchhändler konnte ihr nur die Auskunft geben, daß die Werke des Herrn Wiedemann nicht gingen. Und es dauerte länger als eine Woche, bis er ihr einige schmale, etwas vergilbte Gedichtbände schickte.

Was Christa fand, war das schwer enträtselbare Gesicht eines grüblerischen Einsamen. Die Sprache war ihr so ungewohnt, daß sie wie durch eine Felswirrnis zu irren meinte, erschreckt immer durch seltsame Bildungen und aufgehalten durch unerschließbare Gedanken. Was sie aber trotzdem weiterlockte, war das vulkanische Feuer unter dieser starren Schicht, Lebenssehnsucht und enttäuschter Haß eines Titanen.

Eines Morgens begegnete sie auf dem Markt einem kleinen Herrn in abgetragenem Pelzmantel. Unter dem wie vom Wind auf den Kopf gewehten Velvethut blickten zwei

schwarze Glutaugen aus einem blassen Gesicht, dessen edle Züge von einer Knollennase etwas verpfuscht waren. ‚Ein Porträt von Giorgione mit einer Nase von Brouwer,‘ dachte Christa.

Sie sah ihn nun öfter frühmorgens das Haus verlassen. Gewöhnlich stopfte er sich im Laufen die letzten Bissen eines Butterbrotes in den Mund. Sie wunderte sich, was er so eilig in der Stadt zu tun hatte. Einmal begegnete sie ihm auch auf seinem Rückweg. Wie gerne hätte sie ihn angesprochen! Aber gerade dieser Wunsch bewog sie, ihm in scheuer Ehrfurcht auszuweichen. Längere Zeit erfuhr sie von dem Dichter und seiner Familie nur durch den Hauswirt, der an jeder Unordnung im Hause den „schrecklichen Wiedemanns“ die Schuld gab.

Eines Morgens wurde heftig bei Frau von Immhof geläutet. In der Hoffnung auf ein Lebensmittelpaket von ihrer Mutter stürzte sie an die Tür und war etwas enttäuscht, das picklige Dienstmädchen von unten, das mit Leib und Gliedern aus seinem zu engen Kattunkleid herausquoll, zu sehn.

„Tag, gnädje Frau. Die gnädje Frau läßt fragen, ob Sie nicht ein bißchen Salz für uns hätten. Wir werden uns auch revanchieren.“

Erfreut, einen, wenn auch recht bescheidenen Sendboten aus dem Hause des Dichters zu sehen, holte Christa den Salzbehälter und fragte das Mädchen, ob sie ihr vielleicht einen Teller mitgeben sollte. „Ich nehm's gleich so,“ antwortete dieses und rannte nach einem tüchtigen Griff ihrer roten Bauernhand mit flüchtigem Dank die Treppe hinunter.

Seitdem erweckte stürmisches Klingeln in Christa nicht mehr die Hoffnung auf den Postboten. Immer häufiger sah sie das runde, zutraulich lächelnde Gesicht an ihrer Tür, das mit seinen Pickeln aussah wie ein klitschiger Kuchen voller Rosinen. Anfangs waren es nur Kleinigkeiten, mit denen Minna im Auftrage der „gnädjen Frau“ sich aushelfen ließ, später aber entlieh sie auch dies oder jenes Küchengerät. Und als eines Tages Tassen und Teller, Servietten und silberne Löffel an die Reihe kamen, mußte Christa, trotz ihrem mangelnden Ordnungssinn, sich entschließen, ein Verzeichnis der auf der Wanderschaft befindlichen Gegenstände anzufertigen. Denn mit der Rückgabe verhielt man sich unten großzügig.

Eines Tages, als Christa wieder einmal einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Teeservices hatte hinunterschwimmen sehen, machte sie die persönliche Bekanntschaft der Frau Wiedemann. Von weitem hatte sie die Dame schon öfter gesehen, die ihr mit ihrem früher einmal gewiß recht hübschen, jetzt aber im grauen Alltag etwas verstaubten Gesicht und ihrer starkknochigen Figur den Eindruck einer seltsamen Mischung von Gouvernante und Theaterdame machte. Bei ihren weiteren Gängen trug Frau Wiedemann stets einen breitkrempigen Federhut; lief sie aber einmal barhäuptig über die Straße, so zeigte sie einen mächtigen Aufbau von farblosem, zerwehendem Blondhaar.

„Darf ich mich ohne weitere Zeremonien selbst vorstellen, Frau Major? Ich bin die Gattin von Oskar Wiedemann. Ich wollte mich schon immer für Ihre liebenswürdigen Gefälligkeiten bedanken. Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen die diversen Kleinigkeiten nicht schon längst wieder hinaufgeschickt habe. Aber in der letzten Zeit jagte ein Besuch den andern. Sie haben wohl gelesen, in der nächsten Woche ist meines Mannes Premiere am hiesigen Theater. Da wird er natürlich andauernd von Schauspielern belagert, und die Schauspielerinnen benutzen selbstverständlich auch die Gelegenheit, obwohl zum Glück nur eine Hauptrolle in dem Stück ist, die Hellwig. Die Frau soll ja in festen Händen sein, aber wissen kann man natürlich bei dieser Art Damen nichts, die bekommen ja nie genug. Und gleich erwarten wir einen Journalisten, der meinen Mann interviewen will. Dabei habe ich ein krankes Kind zu Hause, 39,8. Das heißt, wenn das Thermometer stimmt. Den Dingern ist ja nie zu trauen. Ich will nur schnell nach dem Arzt rennen. Aber was ich sagen wollte, vielleicht macht es Ihnen Freude, die Premiere anzusehen. Dann schicke ich Ihnen ein Billett. Es wird ja ein großer Tag werden. Wir erwarten verschiedene Direktoren von auswärts. Also wenn Sie Lust haben — ich möchte mich doch gern bei Ihnen revanchieren.“

Kaum gelang es Christa, sich bei der atemlos sprechenden Frau zu bedanken, die davonwehte wie ein undichtes Plumeau voller Eiderdaunen.

Für einen „großen Tag“ war das Theater ziemlich schwach besucht. Wie Christa später in der Zeitung las, hatte das Stück einen sehr freundlichen Erfolg. Sie selbst nahm den Eindruck mit nach Hause, daß die Menge nicht viel davon verstanden hatte. Es fiel zu sehr aus dem Rahmen des Alltäglichen. Gewohnheitsmäßig gab es am Schluß einigen Beifall. Als aber neben den bekannten Gestalten der Schauspieler ein etwas gespenstisch wirkender Herr sich zeigte, wußten nur wenige, wer es war.

Christa schickte am nächsten Tage einen Strauß Blumen in den ersten Stock mit einigen Dankeszeilen, doch ohne ihren Namen beizufügen. Aber Herr Wiedemann schien in ihr die Spenderin zu ahnen, denn beim nächsten Zusammentreffen sprach er sie an und lud sie zum Tee ein. Sie war so aufgeregt, als hätte sie sich nach unendlichen Mühen den Eingang in ein Zauberschloß erkämpft. Pünktlich läutete sie an der Tür und wurde von dem vergnügten Dienstmädchen in das Arbeitszimmer des Herrn Wiedemann geführt, der rauchumwölkt, in einem nicht sehr empfangsmäßigen Anzug, an seinem Schreibtisch saß. Ratlos und etwas finster starrte er Christa an und gab dem Mädchen einen Verweis, daß es den Besuch nicht in den Salon geführt hatte, worauf dieses, über seine Zerstreutheit etwas belustigt, erwiderte: „Aber Herr Wiedemann, im Salon haben wir doch die Wäsche aufgehängt.“ Darauf eilte er mit etwas wirren Reden hinaus.

Das Zimmer sah aus, als hätte es infolge eines literarischen Wolkenbruchs eine Überschwemmung von Büchern gegeben. Die Gebrauchsmöbel waren zusammengewürfelt und schienen auf billigen Auktionen gekauft. Gleichzeitig aber blickten aus der papierenen Sintflut einige meisterliche Holzfiguren und moderne Bilder hervor.

Nach einer Weile kehrte Herr Wiedemann zurück und entschuldigte sich nochmals wegen der Verzögerung. Als Christa ihm einige Worte über sein Stück sagte, begann er selbst davon zu sprechen, nicht als wäre er dessen Verfasser, sondern unbarmherziger Kritiker.

Christa freute sich, daß sie seine Gedankengänge richtig erfaßt, die Schwächen des Stückes herausgefühlt hatte.

Sie waren in der besten Unterhaltung, als sich die Tür öffnete und in einer Wolke von großkariertem Stoff, Federboa und Haar Frau Wiedemann erschien. Ihr folgte das Dienstmädchen mit dem Teeservice. Die drei Frauen begannen nun gemeinsam, den Tisch von seinen Bücherhaufen zu befreien. Anfangs verlangte der Dichter, daß er ganz geleert und mit einem Tischtuch bedeckt werden sollte. Doch er ließ sich von Christa begütigen und fügte sich mit der Bemerkung, daß man bei Routs den Tee ja auch im Stehen nähme.

Christa unterbrach diese Auseinandersetzung, indem sie bemerkte, sie hätte Herrn Wiedemann schon oft frühmorgens das Haus verlassen sehn. Er wäre wohl ein großer Spaziergänger.

„Spaziergänger?“ Er lachte bitter. Sein Spazierengehn war ein Rennen hinterm täglichen Brot her. Er sammelte aus dem Landtag, dem Gericht, dem Rathaus, von der Straße das tägliche Ragout, mit dem die Zeitungsleser ihren Neuigkeitshunger stillten. Ein elendes Geschäft! Aber der Wahnsinn des modernen Lebens wollte es ja so, daß ein wertvoller Mensch seinen wahren Beruf nur in seinen Feierabendstunden ausüben durfte. Spazierengehn, Wandern — seit Wochen, seit Monaten hatte er dies Glück nicht mehr genossen. Wann hatte er es überhaupt je gekostet? Wandern!

Wie ein Gärungskeim schien dies harmlose Wort in seinem Hirn lagernde Sehnsüchte, Vorstellungen, Erinnerungen zum Aufruhr zu bringen. In den Worten seiner dunkelwarmen Stimme rauschte es auf einmal von der Musik vieler zusammengedrängter Sommertage, die so unvermittelt und zauberhaft das Ohr der Zuhörerin berührte, als wäre aus dem Dunkel des späten Winternachmittages unversehens die Sommersonne hereingebrochen, um die grauen Zimmerschatten mit goldenen Purpurströmen zu übergießen.

Wandern — das konnte sich ein freier Mann leisten. Aber wenn man fünf hungrige Mäuler zu sättigen hatte —

„Übrigens, wo stecken denn die Jungen, Mama?“ unterbrach er sich mit plötzlich aufgehellter Miene. „Laß sie doch hereinkommen. Es wird Frau von Immhof sicher freuen, sie kennenzulernen.“

Voran trat der lang aufgeschossene, flachbrüstige Hellmut ein. Seines Vaters Gesicht strahlte vor Stolz, während er mit erhobenem Arm zu seiner Schulter hinauflangte. „Das ist unser Ältester. Ein Prachtjunge, nicht wahr? Seiner Mutter Schirmherr! Die beiden halten immer gegen mich zusammen. Aber das muß man ihm lassen. Er geht uns schon treulich zur Hand. — Der da, der Kaspar, ist einstweilen noch unser Sorgenkind,“ wandte er sich an den zweiten. „Er ist nicht gerade dumm, nur für die Schule völlig unbegabt.“

„Aber körperlich habe ich mich doch großartig entwickelt,“ krächzte Kaspar, der sich offenbar im Stimmwechsel befand.

„Ja, körperlich! Aber hier oben herrscht einstweilen ägyptische Finsternis. Unser Nesthäkchen können wir leider nicht präsentieren. Es hat die Windpocken. Angst vor Ansteckung haben Sie doch nicht, gnädige Frau? Na, Kinder, nun setzt euch und laßt es euch schmecken. — Aber warum hast du Frau von Immhof just die zersprungene Tasse gegeben?“

„Mann, du mußt aber auch alles sehn!“

Hochwald im Winter. Gemälde von Carl Felber

„Ich gebe die Tasse nicht heraus," sagte Christa und dachte belustigt: ‚Daß ich mit meinem eignen Löffel umrühre, sieht der große Mann nicht.'

„Alles ist bei uns schadhaft," klagte düster der Dichter. „Man brauchte einen Mäzen. Jahraus, jahrein schafft man, und die Werke — Interessiert Sie das Resultat meiner letzten Vierteljahrsabrechnung, gnädige Frau? Für insgesamt 27 Mark Bücher verkauft. Für 21 Mark habe ich selbst gekauft."

‚Und ich für 6 Mark,' dachte Christa.

„Laß nur gut sein, Papa. Wenn ich erst Buchhändler bin, dann werden wir die Sache schon in Schwung bringen," tröstete Hellmut und klopfte seinem Erzeuger väterlich auf die Schulter.

„Ja, wenn man nicht hoffte, daß noch einmal der große Tag kommen wird! — Jeder hat seinen Tag, heißt es. Nur vergißt man, daß es gerade für die besten oft erst nach dem Tode zu tagen beginnt."

Nach dieser Feststellung wandte sich das Gespräch ins Allgemeine, indem der Dichter sich bei Christa nach ihrem literarischen Geschmack erkundigte. Sonst so unbefangen in jeder Gesellschaft fühlte sie diesem Meister des Wortes gegenüber ihre Zunge seltsam gelähmt. Selbst ihre Stimme dämpfte sich unwillkürlich zum bescheidenen Kleinmädchenton, und jeden Satz begann sie mit der Versicherung, daß ihr Laienurteil natürlich nicht den geringsten Wert hätte. Immerhin schien, was sie sagte, dem Dichter zu gefallen. Immer mehr wurde die Unterhaltung zum Zwiegespräch, in das Frau Wiedemann nur dann und wann einige dem literarischen Jargon entlehnte Phrasen hineinwarf, über die ihr Mann mit etwas gereizter Ungeduld hinweghörte.

Ehe Christa es merkte, war die Stunde des Abendessens gekommen. Erschrocken wollte sie aufbrechen. Aber mit einer Herzlichkeit, der gegenüber es kein Wehren gab, bestürmte Wiedemann sie, zu bleiben. Hellmut sollte ihre Kinder benachrichtigen. Er selbst bat nur um einige Minuten Zeit, um einen sehr eiligen Brief an den Kasten zu bringen.

Sobald die beiden Frauen allein waren, verständigte Frau Wiedemann ihren Gast, daß keine Butter im Hause war und daß auch der Aufschnitt nur für den Hausherrn reichte. Zum Glück hatte Christa gerade einige Vorräte erhalten, die sie herunterholte.

Im Gegensatz zu dem überfüllten Arbeitszimmer war das Eßzimmer ein ziemlich kahler Raum. Die Anrichte vertrat ein eigentümlicher, mit Glanzpapier ausgeschlagener Aufbau, den, wie Frau Wiedemann erzählte, ihr Mann aus Kisten zusammengezimmert hatte. Da das elektrische Licht nicht funktionierte, speiste man bei Kerzenbeleuchtung. Als Herr Wiedemann nach einiger Zeit zurückkam — er hatte noch rasch aus einem nahen Gasthaus eine Flasche Wein geholt — war er begeistert von den aufgetischten Leckerbissen. Besonders die Mettwurst, aus Christas Heimat, schmeckte ihm so gut, daß er befahl, in Zukunft nur davon zu kaufen.

Nach dem Essen las er aus seinen Gedichten vor, und in der Flamme der darauffolgenden Gespräche verzehrte sich die Nacht zu einer einzigen lichtvollen Stunde.

Erst gegen Morgen, wie nach einem Ball, fand Christa in ihr Bett, und wie nach einem Ball fühlte sie sich beschwingt. Ihr war zumute, als hätte sie gerade diese Menschen — Menschen, wie ihr derengleichen in ihrer früheren Welt niemals begegnet waren — gesucht. Sie fand die beiden Jungen prachtvoll in ihrer geraden Natürlichkeit und umkleidete selbst die etwas verstaubte Erscheinung der Frau mit frischem Glanz, wegen der Tapferkeit und Opferwilligkeit, mit der sie dies schwierige Leben ertrug. Was aber Wiedemann selbst betraf, so unterschied sie zwischen der etwas zwiespältigen Erscheinung des kleinen Mannes mit den zappligen Händen und dem ruhelosen Mienenspiel und dem Menschen an sich, dem Wahren, Einsamen und Kämpfenden, der mit sakraler Demut und Hoheit seinem Gotte diente, einer gleichgültigen und gottentfremdeten Welt zum Trotz. Er allein besaß für sie Wesenheit, zu ihm allein sprach sie von ihrer Not, von ihrem zerstörten Glauben und ihrem verlorenen Selbst wie zu einem Tröster und Führer.

*

Der etwas einseitige Warenverkehr zwischen den beiden Etagen wurde von nun an mehr ausgeglichen, indem Christa für die materiellen Dinge, die sie herlieh, Werte geistiger Art eintauschte.

Da sie wußte, wie sehr der Dichter mit seinen Stunden geizte, ließ sie längere Zeit verstreichen, bis sie das Ehepaar zu sich einlud. Dieser Abend verlief ebenso komisch und ebenso feierlich schön wie der erste. Der Alltags-Herr Wiedemann zankte und versöhnte sich mehrmals mit seiner Frau, geriet in Aufregung, als er hörte, daß Christa mit einer Stundenfrau auskam, während seine Frau ein Dienstmädchen brauchte, hielt ihr die Sauberkeit und Ordnung zum Muster vor, unterzog sämtliche Möbel einer ein-

gehenden Besichtigung, fand die meisten scheußlich, erklärte aber angesichts einiger farbiger Kupferstiche, daß er sie unbedingt kaufen müsse, sobald er das nötige Geld hätte, und zeigte alles in allem ein für Christas Begriffe etwas befremdliches Benehmen. Aber der Dichter, der dann aus ihm sprach, ließ alle diese Kleinigkeiten vergessen.

Als Christa ihn einige Tage später auf der Straße traf, wagte sie es, einen Wunsch zu äußern, der sie seit langem bedrängte. Sie fragte, ob sie ihn einmal allein sprechen könnte. Sie möchte seinen Rat hören.

„Schreiben Sie etwa?" fragte Wiedemann mit plötzlich verfinsterter Miene.

„O nein, das nicht! Es handelt sich um eine ganz persönliche Angelegenheit aus meiner Vergangenheit."

Er dachte nach. „Nächsten Donnerstag geht meine Frau auf einen Tee. In der Zeit könnte ich zu Ihnen kommen."

Christa bedankte sich froh, ohne sich zu wundern, warum der Dichter gerade die Abwesenheit seiner Frau für diesen Besuch abwartete.

Herr Wiedemann erschien mit reichlicher Verspätung und geriet dann sofort in eine Aufregung, die Christas mühsam erraffte Sammlung gänzlich zerstäubte. Der Grund seines Zorns war ein Band von Goethes ausgewählten Werken, die er zufällig aufschlug, ein Muster allerdings an Häßlichkeit, mit kaum leserlichen Lettern auf Holzpapier und von Druckfehlern wimmelnd.

„Wie können Sie solchen Schund überhaupt in die Hand nehmen? Ich hoffe, das ist nicht der einzige Goethe, den Sie besitzen."

Und als Christa bejahte, lachte er höhnisch auf: „Das ist die echte Bourgeoisie von gestern. Prunkmöbel, Silberzeug, aber der geistige Besitz in einem Zustand, daß man ihn nicht mit der Feuerzange anrühren möchte."

Doch Christa riß ihm den Band aus der Hand und sagte, sie ließe nichts darauf kommen. „Sie verstehn wenig von uns Frauen," erklärte sie kühn ihrem Gast, „oder Sie wissen, daß unsere Liebe sich nicht nur an den geliebten Menschen selbst knüpft, sondern auch an die Erscheinung, in der er uns zum erstenmal entgegentritt. Mir hat dieser Band einmal das Tor zu einem neuen Leben geöffnet, als ich glaubte, mein bisheriges sei zu Ende. Aber ehe ich Ihnen das erzähle, muß ich mit dem Anfang beginnen. Haben Sie Lust, zuzuhören?"

Der Dichter brummte etwas Undeutliches und bohrte sich zum Zeichen seiner Aufmerksamkeit die linke Faust ins Auge.

„Dieser Goethe zeigt Ihnen besser als alles andere, in welchen Anschauungen ich erzogen bin. Ich bekam ihn, als ich noch auf die Schule ging, weil unser Literaturlehrer uns den Besitz der Klassiker, besonders den Goethes, empfohlen hatte. Zur großen Entrüstung meiner Mutter, die Bücher überhaupt für überflüssiges Lebensgepäck hielt und besonders von Goethe die Vorstellung hatte, er wäre ein unmoralischer Lebemann, vor dessen Bekanntschaft man seine Tochter bewahren müßte. Ich wurde zu Haus in einer Art Fliegenschrank gehalten als das behütete Kind aus guter Familie. Daß ich nicht gänzlich ahnungslos in die Ehe ging, ist nur das Verdienst unseres Dienstmädchens. Ich denke noch oft dankbar an unsere gute, treue Emilie zurück, die mich wenigstens über einige Dinge aufgeklärt hat. Mit siebzehn ging ich zuerst aus und habe mich mit achtzehn verlobt. Mein späterer Mann war ein kleiner Infanterieleutnant ohne Vermögen. Meine Mutter war sehr gegen diese Heirat. Sie hatte an seinem Charakter allerhand auszusetzen. Ich war aber überzeugt, daß sie diese Partie für wenig standesgemäß hielt, da mein Vater Kommandeur eines Kavallerieregiments war. Natürlich machte ihr Widerstand mich nur noch starrköpfiger. Vielleicht aber hatte sie recht, denn meine Ehe . . . Mein Mann hatte gewiß viele liebenswürdige und tüchtige Eigenschaften, und wenn er gut aufgelegt war, konnte er reizend sein. Mir gegenüber kehrte er immer etwas den Autokraten heraus. Aber auf meine Liebe hatte das keinen Einfluß, und an meinem Glück wagte ich überhaupt nicht zu zweifeln. Ein Jahr vor dem Krieg wurden wir nach Metz versetzt. Ich befreundete mich damals sehr mit unserer Nachbarin. Ihr viel älterer Mann war irgend etwas beim Gericht. Sie selbst war eine pikante Erscheinung von französischem Typ. Ich weiß nicht, ob die Menschen im Innern Deutschlands den Krieg so intensiv erlebt haben, wie ich. So intensiv mit seinen Schrecken und mit seinem Rausch. Wenn mein Mann nach langer Trennung aus dem Felde zurückkam, mir jedesmal neu geschenkt aus diesem Feuerschlund, dann glichen die kurzen Urlaubstage immer einem neuen Liebesfrühling. Einmal blieb er über ein halbes Jahr fort. Ich verging vor Angst und Sehnsucht und steckte mit meiner Aufregung auch meine Freundin an, die seine Rückkehr kaum weniger ungeduldig als ich erwartete. Als er endlich eintraf, kam sie natürlich sofort, ihn zu begrüßen. Es war im August, ein glühend heißer Tag. Die Fensterscheiben klirrten vom Geschützdonner.

Dann mischte sich ein Gewitter ein, als wollte die Natur, eifersüchtig auf die Technik, sie an Lärm überdröhnen. Aber was meine Nerven so furchtbar auseinanderzerrte, war noch etwas anderes, als dies grobe Weltgepolter, das war wie das feine Schwirren eines Pfeils, der vom Schicksal ganz persönlich gegen mich gezielt war. Trotz der Freude, meinen Mann wohlbehalten bei mir zu sehen, hätte ich vor Angst aufschreien mögen. Meine Freundin blieb, zu meiner Verwunderung, auch während des Abendessens. Später setzten wir uns auf den Balkon. Der Flieger wegen durften wir kein Licht machen. Madeleine und mein Mann, die sich vorhin so lebhaft unterhalten hatten, waren jetzt verstummt. Ich spürte kaum ihre Nähe. Nur wenn es blitzte, sah ich ihre blassen Gesichter und ihren starren Blick. Sie erweckten in mir jedesmal das schreckliche Bild von zwei Toten in einem Drahtverhau. Die Wahrheit dieser Vorstellung ahnte ich damals nicht."

Wiedemann ließ seine Hand sinken und fragte: „Waren Sie eifersüchtig?"

„Nein. Für mich war die Ehe ja etwas so Heiliges, daß ich mir eine Untreue meines Mannes überhaupt nicht vorstellen konnte. — Als das Gewitter nachgelassen hatte, brachte er Madeleine nach Hause. Da ich wußte, daß er bald zurücksein würde, begann ich mich auszukleiden. Draußen breitete sich himmlische Ruhe aus. Der Regen fiel nur noch wie ein sanfter Schleier und war durchwoben von den Wohlgerüchen aller Blumen. Während ich auf dem Bettrand saß, dachte ich an meine erste Brautnacht, und wieviel schöner diese sei. Ich glaube, im Leben einer Frau gibt es, wie im Leben der Blumen, eine Stunde, wo sie ganz voll aufgeblüht ist. Und dies war meine Stunde. Als dann aber der Regenbogenglanz meines Traumes auf einmal erlosch und ich auf die Uhr sah, war es weit über Mitternacht und mein Mann noch immer nicht zurück. Nun brodelte neue Angst in mir auf. Ich lief zum Haus meiner Freundin. Niemand öffnete auf mein Klingeln. Meine Angst trieb tausend Befürchtungen hoch, nur nicht die eine, die nächste, die die Wahrheit getroffen hätte. Für die Wahrheit war ich zu rein erzogen worden. — Bis zum Morgengrauen habe ich wach gesessen. Die Stunde meines Blühens war auch die Stunde meines Welkens. Dann kehrte mein Mann zurück. Er sagte, er hätte unterwegs einen Kameraden getroffen und mit dem noch gezecht. Für mich hatte er kein Wort des Bedauerns, schalt nur, daß ich noch wach war, und löschte in aller Hast das Licht, als könnte er sich gar nicht schnell genug von meinem Anblick befreien.

„Die nächsten Tage waren nur eine Fortsetzung dieser qualvollen Nacht. Es kam zu keiner Annäherung, kaum zu einem Gespräch. Mein Mann hatte fortwährend in der Stadt zu tun. Dann wurde er telegraphisch zurückberufen. Als er fort war, lief ich in meiner Verzweiflung zu meiner Freundin. Madeleine benahm sich ganz unerklärlich. Statt als Überlegenere und Reifere mich zu trösten, geriet sie in die größte Aufregung und machte mir heftige Vorwürfe. Wenn mein Mann so wäre, dann trüge ich allein die Schuld. Ich hätte nie verstanden, seinen Wünschen entgegenzukommen, sondern mich nur als Mutter gefühlt und ihn durch meine Kälte zurückgestoßen. Zuerst war ich nur entrüstet, weil sie unser Glück anzuzweifeln wagte. Zu Haus aber gerann die wirre Angst auf einmal zu etwas Bestimmtem und bekam ein Gesicht. Aus einer einzigen Bewegung meines Mannes, an die ich mich plötzlich erinnerte, als er bei meinem Eintritt in sein Zimmer, mit einem scheuen Blick nach mir, so hastig seinen Schreibtisch verschloß, erriet ich alles. Ich brach den Schreibtisch auf, und da fand ich die Briefe."

Christas Flüsterstimme brach plötzlich ab. „Eine schrecklich banale Geschichte, nicht wahr?"

„Aber ganz gut erzählt. Fahren Sie doch fort!"

„Gut erzählt! Ich wünschte, ich hätte sie schlechter erzählt, denn dann hätte sie mich nicht immer so gequält. — Der Schreibtisch war voll von Liebesbriefen. Wären es nur die von Madeleine gewesen! Aber es waren welche darunter aus der frühesten Zeit unserer Ehe! Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich damals empfand. Namenlosen Schrecken wohl. Ich dachte: du, dein Mann, deine Kinder — das alles ist in Wirklichkeit ja gar nicht da. Es dauerte, ich weiß nicht wie lange, ehe ich überhaupt begriff, was mir angetan war. Da aber kamen mit dem Schmerz auch gleich die Selbstvorwürfe. Ich gab meinem Mann weniger Schuld als mir. Das war das Schrecklichste, daß ich mir sagte: ich kann ihm von Anfang an nicht genügt haben, sonst hätte er nicht so früh sein Glück bei anderen Frauen gesucht. Ich segnete den Krieg mit seinen fortwährenden Einquartierungen, Truppendurchzügen und Fliegerangriffen — das alles ließ mich nicht zur Besinnung kommen. Aber die Nächte, die endlosen, ruhelosen. — Einmal saß ich wieder an meinem Bett und wagte nicht, mich niederzulegen. Da griff ich nach

einem dieser häßlichen Bände. Ich fing an zu lesen, laut, ohne etwas zu verstehn, wie Kinder, die aus Furcht im Dunkeln singen. Aber auf einmal klang meine eigene Stimme mir fremd und wurde beseelt und sinnvoll, und aus dem hintreibenden Strom meiner Verzweiflung wurde ich an ein Ufer getragen und wanderte weiter wie an der Hand eines starken und milden Führers in ein fremdes, schönes Land. Das war das Tor des neuen Lebens, von dem ich Ihnen vorhin sprach. Seitdem habe ich Nacht für Nacht Goethe gelesen und fand mich oft morgens beim Erwachen mit meiner Wange auf einem dieser Bände ruhn. Bis eines Morgens mein Mann ganz plötzlich zurückkehrte: schwer verwundet, fast schon ein Sterbender. Zuerst wagte ich noch zu hoffen, obwohl die Ärzte ihn verloren gaben. Aber nach einigen Tagen sah auch ich, daß es zu Ende ging. Ich habe seine Hand gehalten und auf sein Gesicht gelauscht und gefleht um ein einziges Wort, um einen einzigen Blick der Liebe. Aber manchmal dachte ich, sein Gesicht wäre mit Absicht so verschlossen und fremd. Er wünschte mich fort und eine andere an meiner Stelle. Heute mache ich mir Vorwürfe, daß ich sie nicht gerufen habe. Aber manchmal schien mir auch, als wenn er seine Lippen bewegen und mir etwas sagen wollte und es nur nicht wagte, ebenso wie ich meine Stummheit nicht zu durchbrechen vermochte. So ist er hinübergegangen, und ich habe ihn begraben: einen Fremden. Neun Jahre war ich mit ihm verheiratet und weiß nicht, ob er mich überhaupt je geliebt hat. — Das war es, was ich Ihnen von meiner Vergangenheit zu erzählen habe. Und nun möchte ich Sie um Ihren Rat bitten. Aber vorher will ich Licht machen."

Als nun das Licht aufstrahlte, war für den Zuhörer das Vernommene einen Augenblick lang zugleich mit der Dunkelheit verschwunden, bis er es wieder zu finden glaubte als Niederschlag auf Christas Zügen.

Sie hatte wieder Platz genommen und fuhr, etwas nervös mit dem vor ihr liegenden Buch spielend, fort: „Vor einiger Zeit habe ich eine Bekannte aus unserem Regiment hier wieder getroffen. Ihr Mann ist ebenfalls gefallen. Sie hat Trost in der Theosophie gefunden und möchte auch mich dafür gewinnen. Sie hat mir verschiedene Bücher gegeben. Da sie meine Ehe kennt, hat sie mit dem Meister darüber gesprochen, der öfter hierherkommt. Er hat zugesagt, wenn ich dazu bereit wäre, bei seinem nächsten Besuch eine Aussprache zwischen mir und meinem Mann herbeizuführen."

Wiedemann war aufgesprungen und fragte unwillig: „Glauben Sie denn an diese Dinge?"

„Von dem einen bin ich jedenfalls überzeugt: daß mit unserem Tode nicht alles zu Ende ist. Es gibt ein Geheimnis —"

„Es gibt ein Geheimnis!" wiederholte er heftig. „Jawohl! Aber es wäre kein Geheimnis mehr, wenn wir befähigt wären, es zu lüften. Wenn wir versuchen, das Dunkel zu zerreißen, geraten wir immer in die Gefahr, vom Spuk unserer eigenen Einbildung genarrt zu werden."

„Lehnen Sie denn alles ab, was —?"

„Ich lehne es weder ab, noch bejahe ich es. Nur das eine weiß ich, daß das meiste, was aus dieser dunklen Welt kommt, höchst zweideutige Dinge sind. Wenn Sie schon Namen und Bilder für Ihr Ahnen suchen, warum kehren Sie dann nicht zu Ihrem ursprünglichen Glauben zurück?"

„Ich kann nicht weiterleben, wenn ich glauben muß, daß mein bisheriges Leben Lüge war."

„Es sollte Lüge sein — nur weil Ihr Mann einige Liebschaften gehabt hat?"

„Nein, sondern weil ich nicht weiß, ob er mich überhaupt je geliebt hat."

„Er hat Sie geliebt! Und er hat Sie vielleicht nie reiner geliebt und Ihren Wert tiefer erkannt als in den Stunden, wo er Sie mit einer andern verglich. Es ist so," beruhigte er Christas aufzuckenden Unwillen. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Meine Frau ist sehr eifersüchtig. Ohne Grund, denn ich bin ihr immer treu gewesen. Ein einziges Mal, während ich im Felde war, habe ich eine kurze Liebschaft gehabt. Meine Frau hat nie etwas davon erfahren. Niemals haben alle zärtlichen und glücklichen Stunden unserer Ehe so meine Erinnerung bedrängt, wie in dieser Zeit. Die Reue war jedesmal wie ein Bad, aus dem ihre Gestalt verklärt herausstieg. Und von meinen Freunden weiß ich ähnliche Erlebnisse."

„Dann wundert mich nur," antwortete Christa etwas bitter, „daß diese verklärende Reue die Männer nie vor neuer Untreue bewahrt."

„Die Unbeständigkeit einer Liebe ist noch kein Beweis gegen ihren Bestand überhaupt. Oft ist es gerade die Ehrfurcht vor der Mutter und eine Art Schamgefühl, was einen heißblütigen Mann zu anderen Frauen treibt. Ich glaube, Sie tun ihm unrecht, wenn Sie um seiner Fehltritte willen an seiner Liebe zweifeln."

„Ich glaube, daß ich meinem Manne unrecht tue, wenn ich seiner Stimme, die vielleicht nach mir ruft, mich verschließe."

„Aber warum braucht diese Stimme einen Vermittler? Warum diese theosophische Geisterbeschwörung? Wenn Sie nur wollen, dann kann der Tote sich Ihnen jede Stunde vernehmbar machen. Sie sagten, Ihr Mann wäre Ihnen gegenüber immer als Autokrat aufgetreten. Hat er sich nie anders gezeigt? Weicher, menschlicher? Hat es nie Stunden gegeben, in denen er bei Ihnen Anlehnung suchte?"

„Solche Stunden gab es auch, und sie waren meine glücklichsten. Denn dann fühlte ich, daß ich ihm wirklich nahe war."

„Denken Sie von diesen Stunden nicht zu gering. Reden Sie sich nicht ein: in seiner Schwäche brauchte er mich, aber seine stärksten Gefühle verschwendete er für andere. Nein, gerade mit seinem Besten, mit den tiefsten Regungen seines Herzens — Not ist immer der Brunnen zu unserm tiefsten Grund — war er Ihnen nahe. Seine Schwäche trieb ihn zu andern hin. — Sie haben weniger verloren, als Sie glauben. Der wahre Verlierer war er selbst. Schon weil er Ihren Wert offenbar nicht erkannt hat. Ich glaube, seine Stunde schlug, da seine Aufgabe erfüllt war, der Vater Ihrer Kinder zu sein. Eine Frau wie Sie muß ihren ferneren Weg allein gehen."

*

Eines Tages kündigte Tinette ihre Ankunft an, und die ganze Familie machte sich auf, sie abzuholen.

Die beiden Jungen hatten zur Beförderung des Gepäcks vom Hauswirt ein Wägelchen gechartert. Sie blieben mit ihrer kleinen Schwester vor dem Bahnhof, während Christa und Annemarie auf dem Bahnsteig warteten, und zwar Christa vor den Wagen der dritten Klasse am vorderen Ende, und Annemarie vor denen am hinteren Ende des Zuges. Es traf sich aber, daß Tinette aus einem in der Mitte befindlichen Abteil zweiter Klasse ausstieg. Sie verabschiedete sich eben von einem jungen Herrn, der ihr galanterweise das Gepäck hinausgereicht und einen Träger herbeigerufen hatte, als Christa sie in ihre Arme schloß. „Da bist du ja, mein liebes Kind! Hoffentlich haben wir dich nicht warten lassen."

„Aber gar nicht," erwiderte Tinette und schmiegte zutraulich ihre Lippen auf den weichen, mütterlichen Mund.

Nun kam auch Annemarie herbei und erzählte lachend, daß ihre Mutter bereits ein anderes junges Mädchen umarmt und beinahe abgeküßt hätte.

„Das brauchst du doch nicht gleich zu sagen. — Hast du eine gute Reise gehabt, Tinette?"

„Oh, sehr nett."

Ihr Handgepäck bestand aus einem eleganten Lederköfferchen und einem Grammophon. Außerdem aber schleppten die Träger noch zwei mächtige Rohrplattenkoffer herbei, die für das Wägelchen viel zu umfangreich waren. So wurde der Zug noch um einen Dienstmann und seinen Karren vermehrt.

Christa machte sich Gedanken, wo sie alle die Sachen unterbringen sollte, wurde aber durch Tinettens Versicherung beruhigt, die meisten wären „geerbt" und könnten ruhig in den Koffern auf dem Boden bleiben.

Nur für das Grammophon zeigte sie sich sehr besorgt und bat, daß es gleich ins Zimmer gebracht würde.

Während des Abendessens betrachtete Christa ihren Gast, entzückt und fast benommen von dessen Liebreiz.

Es war, als wenn die Natur nicht nur die ganze zierliche Gestalt, sondern auch jedes einzelne Glied mit ganz besonderem Vergnügen und einer Art verwegener Kunst gebildet hätte. Eine Erhöhung der Nasenspitze nur um Haaresbreite hätte aus ihr eine Stumpfnase gemacht, so war es nur die Andeutung davon. Der Mund war für die Schmalheit des Gesichtes etwas zu üppig, aber wie wurde er belebt durch die Grübchen in den Wangen! Die Brauenbogen waren fein und von puppenhafter Regelmäßigkeit, doch die Augen selbst, diese Vogelaugen von feuchtem Dunkel, waren so munter, zutraulich und geradezu beredt, daß man dem Geschöpf, das sie trug, sich zugeneigt fühlte mit einer Liebe, die mit ihrer spontanen Gewalt so erregend war und zugleich doch bereits eine süße Gewohnheit und unendlich viel älter als die kurze Bekanntschaft schien.

Tinette trug Trauer, ein ganz schlichtes, aber offenbar von einem teuren Schneider angefertigtes Kleid. An ihren offenen Hals, zur Brust hinuntergleitend, schmiegte sich ein grauseidener Schal mit schwarzen Kanten, einem dünnen Schaumstreifen ähnlich, der heller als ihr blondes Haar und matter im Ton als das lichte Blaß ihres Gesichts war.

Immer wieder ertappte Christa sich auf ihrer Beobachtung. Und den Kindern schien es ebenso zu gehen. Die sonst so rege Unterhaltung stockte jedesmal nach kurzen Ansätzen, als wenn sie die gewohnten Gegenstände nicht recht für der Mühe wert hielten. Da Christa dachte, daß die Annäherung am besten ohne sie zustande kommen würde, schickte sie die ganze Gesellschaft in ihr Zimmer, während sie selbst den Tisch abräumte. Nach einer Weile hörte sie Grammophonmusik, und als sie hereinkam, tanzte Klaus mit Tinette und Annemarie mit Erich

Shimmy. Das war etwas Neues, da die Brüder sich bis jetzt gegen die Unterrichtsversuche ihrer Schwester ablehnend verhalten hatten. Nun schienen sie gar nicht müde zu werden, aber schließlich schickte sie Christa doch ins Bett.

Während Annemarie sich abseifte, betrachtete sie im Spiegel des Waschtisches ihre neue Kusine.

„O, du trägst ein Pyjama!" sagte sie etwas neidisch.

„Du nicht?"

„Ich trage noch ein Nachthemd."

„Pyjamas sind so bequem. — Kannst du das?"

Tinette beugte sich vornüber, bis ihre Fingerspitzen die Zehen berührten. Annemarie trocknete sich schleunigst ab und versuchte es, ihr nachzumachen, aber ihre etwas kurzen Arme vermochten nicht, bis zum Boden hinunterzulangen.

„Du wirst es schon lernen. Ich mache die Übung jeden Abend. Die ist schon schwerer."

Sie ließ die gespreizten Beine auseinandergleiten, bis sie wagerecht auf dem Boden lagen, dann schwang sie sich nach rechts und links.

„Ich bin heute nicht recht in Form. Morgen geht's besser. — Aber das kannst du doch gewiß auch?"

Dabei schlang Tinette ihr rechtes Bein um den Hals und gab ihrer Zehenspitze einen Kuß.

„Nein!" schrie Annemarie entzückt. „Das werde ich auch nie lernen."

„Du lachst ganz wie meine Großmutter. Die wollte sich immer krank lachen, wenn sie mich sah. Sie sagte: in meiner Jugend sprach man sein Nachtgebet vor dem Einschlafen, ihr im Bubikopfzeitalter tanzt euch in den Schlaf.— Vielleicht hätte Großmutter besser getan, mehr zu tanzen. Dann hätte sie später nicht Podagra bekommen."

„Hatte sie Podagra?"

„Arges. Und in der letzten Zeit hatte sie Wasser in den Beinen. Da sah sie gar nicht sehr nett aus. — Ist das mein Bett?"

„Nein. Das kleine ist deins. Aber wenn du lieber in meinem schläfst —"

„Warum? Dies ist auch sehr nett."

Das Licht war abgedreht, die beiden hatten sich schon Gute Nacht gewünscht, als Tinette plötzlich fragte: „Was ist eigentlich eure Telephonnummer?"

„Wir haben gar keins. Und — ein Bad haben wir auch nicht."

„Kein Bad? Aber was fangt ihr denn da an?"

„Wir waschen uns jeden Sonnabend in einer Holzbütte ab. Das ist nicht sehr bequem. Aber es geht auch. Warum wolltest du denn die Telephonnummer wissen?"

„Nur so. Ich lernte im Zug einen jungen Herrn kennen, der mich darum bat. Übrigens behauptet er, euch zu kennen. Wenigstens kennen seine Eltern deine Mutter. Er heißt Meisel und ist hier Gast auf der Kunstschule."

„Ich habe nie seinen Namen gehört. Ist er nett?"

„Ganz nett. Ein bißchen frech und protzig. Beim Mittagessen trank er Schampus und wollte durchaus, ich sollte ein Glas mittrinken. Ich hab's natürlich nicht getan. Ich habe gesagt, er sähe doch wohl, daß ich in Trauer wäre. Er war so komisch, er sagte, soviel er sähe, wäre ich nur in Halbtrauer, da könnte ich wenigstens Sekt mit Rotwein trinken. Und als er hörte, daß meine Großmutter gestorben ist, sagte er, um Großmütter sollte man überhaupt nicht trauern. Großmütter haben doch nichts mehr vom Leben. Da kannte er meine ja nun schlecht. Vielleicht besucht er mich mal. — Aber nun gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Aber Annemarie hörte, wie Tinette sich immer wieder unruhig hin und her wälzte.

„Das Bett ist doch wohl ein bißchen hart?"

„Ein bißchen. Aber das schadet nichts. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht! Es ist ja nur das Ungewohnte."

Nach einer Weile jedoch, als die Unruhe drüben sich gar nicht legen wollte, machte Annemarie plötzlich Licht, schwang sich aus ihrem Bett und sagte in einer mitleidigen Aufwallung: „Laß uns tauschen. Nimm meins!"

Tinette sträubte sich zuerst, als sie aber in ihrer Kusine Bett geschlüpft war, seufzte sie wohlig. „Wie herrlich! Das ist ganz wie meins zu Hause. Du bist so lieb. Nun aber wirklich gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Doch noch einmal wurde die Stille durch Tinettens Stimme unterbrochen, die zaghaft fragte: „Wasserspülung habt ihr wohl auch nicht?"

„Aber natürlich! Wo denkst du hin?"

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Mit dem Gedanken an Herrn Meisel, der im Speisewagen Schampus trank und der Ansicht war, daß man um Großmütter nicht zu trauern brauchte, schlief Annemarie ein, Tinette aber mit der Vorstellung einer großen Wasserbütte.

*

Eingedenk ihrer etwas kahlen und strengen Jugend hatte Christa sich mit besonderer Hingebung der Erziehung ihrer Kinder gewidmet und sich bestrebt, ihnen ein Kamerad zu sein. Von ihren Haushaltssorgen schier bis an die Grenzen ihrer Kraft in Anspruch genommen, mühte sie sich doch, ihr bißchen Schulwissen durch eine selbstgewählte Bildung zu erweitern, und ließ die beiden Großen daran teilnehmen, indem sie jeden starken und schönen Eindruck an sie weitergab. Dabei lernte sie bald die kluge und tüchtige, aber auch etwas nüchterne Sinnesart Annemaries erkennen. In Klaus dagegen schienen ihr die Kräfte des Verstandes und des Gemüts, Phantasie, Musikalität und Formgefühl, sowie jene tiefgründige Frageluft, die ihren Träger vom Berufsmenschen zum wirklich Gebildeten hinaushebt, besonders glücklich vereinigt. Der Zuhörer wurde bald zum anregenden und fördernden Teilnehmer an ihren Gesprächen.

Seit einiger Zeit aber machte sie die betrübliche Erfahrung, daß er sich ihrem Einfluß entfremdete. Wenn er sich in seinen kargen Mußestunden am liebsten im Freien auf seinem Rad, auf Tennis- und Fußballplätzen umhertrieb, so gönnte sie ihm das gern. Was für eine Bewandtnis aber hatte es mit seinem plötzlichen Interesse für Flugzeug-, Auto- und Radiosport? Er hatte sich von zahlreichen Firmen Kataloge kommen lassen und nach einigen Anerkennungsschreiben über dies und jenes Modell sich Spezialkataloge ausgebeten. Die Firmen entsprachen seinen Wünschen nur allzugern, erboten sich sogar, ihre Vertreter zu schicken, um ein besonderes Modell vorzuführen, und versprachen die allerkulantesten Zahlungsbedingungen. Klaus vertröstete sie auf später und begnügte sich einstweilen mit dem Studium des reich illustrierten Materials. Da sein Interesse die anderen Geschwister ansteckte, geriet die ganze Gesellschaft eine Zeitlang in eine Art von technischem Taumel, und Christa fühlte sich unter ihren Kindern geradezu vereinsamt.

Aber mit der Ankunft Tinettens trat hierin ein Wandel ein. Wes Geistes Kind war sie eigentlich? In der ersten Zeit ließ sie sich überhaupt nicht von ihrem Grammophon trennen. Die Kinder selbst brachten die beiden in steten Zusammenhang. Sobald sie auftauchte, hieß es: „Tinette, wo ist dein Grammophon?“ Dann schloß sie ihren Kasten auf, und nach den ersten Klängen belebte sich ihre zierliche Gestalt und wurde Tanz.

Erst nach und nach wurde sie ein Wesen für sich. Sie besuchte nun mit Annemarie die Handelsschule. Annemarie pflegte von dem dort Gehörten dies und jenes mit nach Haus zu bringen, was während der Mahlzeiten wohl zum allgemeinen Gesprächsstoff wurde. Tinette trug andere Erlebnisse heim. Sie besaß ein scharfes Auge für allerhand Äußerlichkeiten und konnte sich recht lustig über Lehrer und Mitschülerinnen mokieren. Fragte man sie aber nach dem Unterricht, so antwortete sie in unverändert guter Laune: „Es war sehr nett.“

Zu sagen, das Lernen fiele ihr schwer, wäre gänzlich falsch gewesen. Der Lehrstoff glitt von ihr ab wie das Wasser vom Entengefieder. Ihre belustigende Unwissenheit gab Anlaß zu immer neuen Neckereien, die sie mit bestem Humor aufnahm. Wenn zum Beispiel Klaus, aus dem Fenster auf einige Wolkenstreifen weisend, behauptete, das wären Radiowellen, und sie überrascht antwortete: „Ach, ich wußte gar nicht, daß man die sehn kann,“ dann stimmte sie, über den Grund des allgemeinen Gelächters aufgeklärt, aufs fröhlichste darin ein. Mit reizender Gleichgültigkeit überließ sie Wissen und Studieren, überhaupt die ganze Welt der Plackerei den Werkeltagsgeschöpfen als das Sonntagskind, das sie war.

Allen schien es eine Freude, ihr hilfreich zu sein. Und mit Staunen nahm Christa wahr, wie rasch und mühelos sie selbst den widerspenstigen Klaus gewann. Ihr zuliebe setzte er sich wieder ans Klavier und spielte ihr stundenlang vor. Ihre Gegenwart belebte sein entschwundenes Interesse für Poesie. Für sie opferte er seine Abende und diktierte ihr die schriftlichen Arbeiten, die sie aus seinem Munde gleich ins reine schrieb. Sein etwas mürrisches Wesen taute auf, und seine versiegten Quellen sprudelten neu. Sogar die Kataloge verschwanden nach einiger Zeit. Anfangs hatte Tinette eifrig die verschiedenen Automarken studiert, aber nachdem ihre Wahl auf einen sehr eleganten und teuren Wagen gefallen war, zeigte sie kein Interesse mehr. Die Sache war erledigt.

Als man eines Tages beim Mittagessen saß, machte der Kunstschüler Alfred Meisel seine Aufwartung. Die beiden Mädchen hatten ihn öfter auf der Straße getroffen und von ihm erzählt.

Christa war einigermaßen neugierig auf ihn, da er ihr ein Stück Kindheitserinnerung bedeutete. Denn dieser Alfred war niemand anders als der Sohn jenes Dienstmädchens im Hause ihrer Eltern, das sie „aufgeklärt“ hatte. Die treue Emilie hatte später einen kleinen Regimentsschneider geheiratet, der sich mit ihrem Ersparten selbständig machte. Christas Eltern hatten aus Anhänglichkeit

an das Mädchen den Schneider mit Aufträgen unterstützt. Anfangs war es dem Ehepaar ziemlich kümmerlich gegangen, doch hörte Christa später, daß das Geschäft einen guten Aufschwung genommen hätte. Und im Kriege sollte Herr Meisel durch große Staatsaufträge sogar zu einem recht wohlhabenden Mann geworden sein.

Im Augenblick nun, wo sie des Besuchers ansichtig wurde, fiel ihr ein, daß sie ihn früher schon gesehen hatte. Bei ihren Besuchen in der Schneiderwerkstatt hatte die treue Emilie auf das in einem Winkel zwischen Flicklappen hockende Bübchen gewiesen und mit mütterlichem Stolze gefragt, ob es nicht reizend aussähe, wie ein richtiges Prinzchen? Christa hatte das nichts weniger als reizende Kind, das, mit einer Schiefertafel oder einem bunten Stück Zeug spielend, so sonderbar altklug und frech zu ihr aufgeschaut hatte, seiner aufgedunsenen Blässe wegen Kartoffelprinzchen getauft.

Inzwischen schien der junge Mann wohl nahrhaftere Sachen zu sich genommen zu haben, denn er war zu stattlicher Größe aufgeschossen und machte trotz seiner etwas schneidermäßigen Eleganz keinen üblen Eindruck. Nur der altklug-arrogante Ausdruck haftete noch immer auf seinem Gesicht.

Während er, ohne die Linke ganz aus seiner Hosentasche zu entfernen, eine etwas schlaksige Verbeugung machte, ließ er einige undeutlich gemurmelte Worte fallen. Christa schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte, sie hätte zwar nichts verstanden, hoffe aber, er hätte etwas Gutes gemeint, und sie freue sich, ihn zu sehen. Wie es denn seinen Eltern gehe?

„Da ich meiner Mutter vor einigen Tagen geschrieben habe, wird's ihr wohl gut gehen."

„Und Ihrem Herrn Vater? Auch gut?"

Alfred schlug kummervoll die Augen nieder, als wäre er an ein Familienmitglied erinnert worden, von dessen Existenz er lieber nicht spräche, und antwortete, er wolle das Beste hoffen. Annemarie, die hinter ihrer Mutter eingetreten war, sprudelte dem Gast entgegen, was denn das heiße, ihnen gerade ins Mittagessen hineinzuplatzen. Man hätte ihm doch gesagt, nicht früher als viertel nach zwölf und nicht später als halb eins. Aber natürlich hätte er wieder bis mittags geschlafen.

„Im Gegenteil, ich bin heute enorm früh aufgestanden. Um zehn. Ich habe nämlich gearbeitet."

„O Gott, da müssen Sie ja halb tot sein. Nur schnell einen Stuhl!"

Ohne sich zu beeilen, Höflichkeit mit möglichst geringem Kraftaufwand verbindend, rückte Alfred zwei Stühle für die Damen heran und nahm dann gelassen selbst Platz. Den Blick auf seine nikotingelben Fingernägel geheftet, richtete er nochmals die Grüße seiner Mutter aus, die ihn in jedem Brief ermahnt hätte, die gnädige Frau zu besuchen. „Aber was kann man machen?" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Die Zeit rast ja immer schneller, je älter man wird."

Tinette erschien jetzt, ein süß-behagliches Lächeln um den Mund wie einen Nachgeschmack des Kompotts, das sie erst noch in aller Gemütsruhe verspeist hatte.

„Tag, Alfred!"

„Tag, Tinette!" erwiderte er den Gruß mit etwas belebter Miene.

„Unseretwegen ist Alfred schon um zehn Uhr aus den Federn gekrochen," sagte Annemarie. „Stell' dir das vor!"

„Phantastisch, nicht wahr? Aber ich habe gearbeitet. Gestern abend im Café bestellte jemand ein Porträt bei mir, das habe ich heute morgen gemalt."

„In einer Sitzung?"

„In einer Sitzung," antwortete Alfred, das letzte Wort etwas betonend, „gerade nicht. Ich male überhaupt nur nach dem Gedächtnis. Sonst gerät man leicht in die Gefahr, daß das Bild zu ähnlich wird."

Christa fragte, bei welchem Lehrer auf der Kunstschule er studiere.

„Ich gehe in die Manege nur gelegentlich, um mir ein paar Handwerkskniffe anzueignen. Einen regelmäßigen Besuch halte ich für schädlich. Man verliert so leicht seine Eigenart."

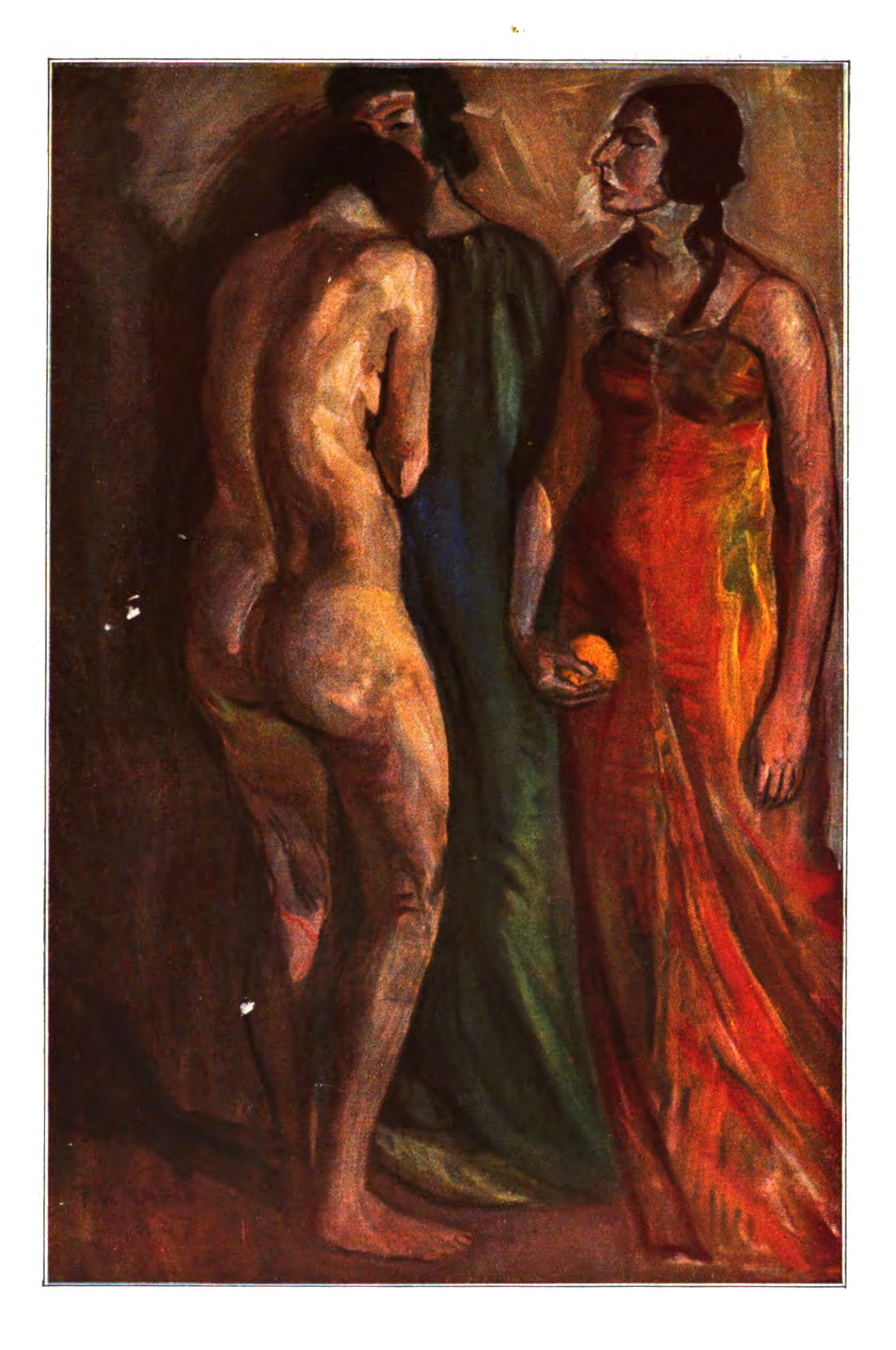
„Gott bewahre!" lachte Christa. „Ein ungelernter Maler — das ist ja eine ganz moderne Auffassung."

„Alfred ist überhaupt sehr modern und eigenartig," sagte Annemarie. „Vom Lernen hält er nichts und vom Arbeiten noch weniger."

„Bitte, keine Übertreibungen! Gegen einige Stunden Arbeit täglich habe ich nichts einzuwenden. Ich bin nur gegen Exzesse. Und Arbeitsexzesse sind besonders schädlich, weil sie so rasch zur Gewohnheit werden. Ein Alkoholist betrinkt sich vielleicht einmal in der Woche. Die Arbeitsfanatiker aber stürzen sich jeden Tag in ihre verblödende Tätigkeit und sind damit als Menschen erledigt."

„Schön," sagte Christa. „Aber was bleibt uns Deutschen nach dem verlorenen Krieg übrig, als tüchtig zu arbeiten, wenn wir wieder hoch kommen wollen?"

„Verzeihung! Vor dem Krieg waren die Deutschen überall wegen ihrer Arbeitswut verhaßt. Die ganze Welt fiel über sie her,



Das Gewissen. Gemälde von Fritz von Radler

Wien, Ausstellung der Sezession

sie auszuplündern. Nach dem Krieg gesteigerte Arbeitswut. Neuer Haß. Bald wieder Ausplünderung. Wo bleibt da Logik? Exzessive Arbeit bedeutet Ruin jeder Kultur."

‚Ach ja, aber wer wäscht mir meine Teller ab?' wollte Christa fragen, doch Tinette kam ihr zuvor, indem sie ihr anderes Ich vorstellte. Alfred verneigte sich ehrfurchtsvoll. „Das Grammophon!" Schon hatte er den Schlüssel in der Hand und kauerte mit merkwürdiger Gelenkigkeit nach Schneiderart vor dem auf einem Hocker stehenden Instrument nieder. „Ach, Kinder, schon wieder! Können wir uns nicht einen Augenblick unterhalten?"

„Nur einen Teelöffel voll, bitt' schön, bitt' schön, gnädige Frau," wedelte Alfred. „Das Ave Maria von Gounod. — O seliges Schmalz!" murmelte er verklärt lauschend. „Es geht doch nichts über den Kitsch in der Welt! Übrigens, was ich sagen wollte: morgen findet in der Kunstschule eine Tanzerei statt. Im Auftrag des Komitees habe ich die Ehre, die Damen einzuladen."

Die Kinder begleiteten den Besucher hinaus. Als sie zurückkehrten, machte Christa ihrem Ärger Luft. Das sei ja ein unerträglicher Laffe! Aufschneiderisch, arrogant und witzlos mit seinen krampfhaften Paradoxen!

Die beiden Mädchen gaben alle Untugenden Alfreds zu, behaupteten aber, sein vertracktes Wesen wäre nur Pose, im Grunde wäre er ein schüchterner und unsicherer Mensch. Es stecke viel mehr Ernst hinter ihm, als man vermuten könne. Jedenfalls wäre er eine fabelhafte Begabung. Aber Christa, aus Freude an allem Lebendigen, sonst so nachsichtig gegen jedermanns Eigen- oder auch Unarten, wenn sie nur einem fruchtbaren Wesensgrund entsprangen, konnte ihre Antipathie gegen den jungen Menschen nicht überwinden. Den Mädchen zuliebe lud sie ihn manchmal ein, wenn sie aber eine Unterhaltung mit ihm versuchte, so spannte sein geschraubtes, bald weibisch albernes, bald überlegen wichtigtuerisches Wesen sie geradezu auf die Folter.

Diese Abneigung wurde übrigens von Alfred erwidert, der gelegentlich zu Annemarie bemerkte, ein unverfälschtes Naturprodukt wie ihre Mutter wäre nicht sein Typ, eine Äußerung, die ihm von dem empörten Mädchen fürchterliche Schelte eintrug. Aber das war das Merkwürdige an Alfred, daß er sich herunterputzen ließ wie ein Schulbube und, während alle Farbe aus seiner gelblichen Haut in die großen Ohren gewichen war, mit finster zerknirschtem Gesicht dastand, ohne sich zu verteidigen.

„Sie haben wohl gar keine Achtung vor sich?" fragte Annemarie einmal nach einer solchen Szene.

„Keine Spur," erwiderte er, „nur ungeheure Bewunderung."

Was die beiden Mädchen trotz allem an ihn fesselte, war rätselhaft, noch rätselhafter, daß auch die beiden Kleinen, Erich und Susi, ihn so gern hatten.

Was aber die Meinung von seinem Talent betraf, so mußte sie wohl begründet sein, denn man war sich in der ganzen Stadt darüber einig, daß er zwar ein wenig angenehmer, eitler und aufgeblasener Mensch sei, aber auch eine außergewöhnliche Begabung. Unter den jungen Künstlern galt er geradezu als der kommende Mann. Als im November die ortsansässigen Maler eine Weihnachtsausstellung veranstalteten, wurden die von ihm eingeschickten Bilder nicht nur sehr gut gehängt, sondern zwei davon waren auch gleich verkauft, und was sich besonders herumsprach: es war ein holländischer Kunsthändler, der dafür seine guten Gulden bezahlt hatte. Während in der Zeitungsbesprechung die meisten Maler mit der üblichen kurzen Etikette behängt wurden, widmete der Kritiker dem aufgehenden Gestirn des jungen Meisel eine ganze Spalte.

Den jungen Mädchen zuliebe übte Christa sich nun auch in der Rolle der Ballmutter, sie fand aber diese Beschäftigung beinahe noch anstrengender als die tägliche Hausarbeit.

Tinette hatte ihre Koffer mit den von der Großmutter geerbten Sachen ausgepackt, wobei die hübschesten Balltoiletten zum Vorschein gekommen waren. Es konnte für Tinettens Schlankheit und für die geheimnisvolle Süßigkeit und Verführung ihrer Erscheinung kein besseres Dekor geben, als die edlen Seiden- und Samtvelours, die den Grundstoff dieser Toiletten bildeten. So fiel sie beim Betreten des Ballsaales immer sofort auf als die kostbarste Blüte im weiblichen Blumenladen.

Wenn Christa mit ihrer Erscheinung die ihrer Tochter im billigen Fähnchen verglich, krampfte ihr Mutterherz sich immer ein bißchen zusammen. Doch schien Annemarie unter diesem Vergleich am wenigsten zu leiden. Frischweg, wie als Kind, ging sie auf ihre Freunde zu, ließ die säumigen heranholen, und je weiter der Abend vorschritt, desto größer wurde ihr Verehrerschwarm. Und wenn sie sich beim Tanz mit ihrem Herrn so vergnügt und eifrig unterhielt, dann hätte ihre Mutter viel darum gegeben, diese Unterhaltung zu belauschen. In ihrer zutraulichen Offenheit erzählte Annemarie hinterher gern noch stundenlang.

Dann entsetzte Christa sich wohl über die nichts weniger als ballmäßigen Gespräche. Die Tochter aber sagte: „Ach Mutter, bist du ein harmloses Gemüt. Wenn ich dir alles erzählte, schlügst du lang hin und sagtest nicht mehr Peng."

Hin und wieder ergab sich auch die Notwendigkeit, der Doppelrolle der Immhofschen Räume noch eine dritte hinzuzufügen und sie in Tanzböden zu verwandeln.

Die Weiblichkeit strömte zu diesen Veranstaltungen reichlich genug zusammen. Sie wuchs, nach Alfreds schnoddriger Bemerkung, wie Unkraut in dieser Stadt, in der es für einen besonderen Vorzug galt, wenn bei einer Tanzerei jedes junge Mädchen einen Herrn zu sehen bekam. Doch fehlte es dank der Anziehungskraft der Kusinen auch nicht am weniger schönen Geschlecht, das die benachbarte Universität und die Kunstschule lieferte — zwei heterogene Elemente, deren Mischung viel Geschicklichkeit erforderte. Dabei bildeten die dunkelgekleideten jungen Herren mit den Narben im kurzgeschorenen Haar den beruhigenden Grundstoff, während die von der andern Fakultät durch ihre langen Mähnen und ihre Buntheit, was Wäsche und Manieren anging, auffielen. Der Troß, der sich um Alfred scharte, tat sich stets besonders, aber nicht gerade angenehm, hervor.

Als bei Gelegenheit einer solchen Tanzerei Tinette wieder einmal verschwunden war, betrat Christa das Schlafzimmer der Mädchen. Es war dunkel. Im Augenblick, wo sie Licht andrehte, gewahrte sie in einem Lehnstuhl den jungen Meisel und auf seinem Schoß Tinette, die beim Anblick ihrer Tante mit einem kleinen Schreckenslaut die Hände vors Gesicht schlug und hinausrannte.

Christa sah die Vorübereilende kaum, spürte nur den sie anwehenden Luftstrom, der wie ein frostiger Hauch ihr Herz erstarren ließ, das aber sogleich desto heißer aufschwoll und dem aus dem Sessel sich Erhebenden entgegensprang, während sie doch zugleich regungslos und ohne ein Wort an der Tür stehen blieb.

„Was — sie für einen Schreck bekommen hat, die kleine Tinette!" sagte Alfred, nachdem er sich mit gespreiztem Daumen und Zeigefinger über die Wangen gefahren war, als wollte er das entströmte Blut zurückpressen.

„Das ist schändlich von Ihnen!" sagte Christa tonlos, indem sie langsam näher kam.

Alfred schob ihr einen Stuhl hin.

„Gehen Sie! Ich will Sie nicht mehr sehen."

„Aber gnädige Frau —"

„Sie sollen gehen. Sie gehören nicht unter uns harmlose Menschen."

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mich anzuhören?"

„Ich habe genug gesehen. Ich will nichts hören."

Während Alfred nochmals den Stuhl zurechtrückte, schielte er in den Spiegel und legte sein verwirrtes Haar glatt. Dann nach einem tiefen Atemzug, der gerechte Erregung zu meistern schien, sagte er langsam: „Ich bedauere nur, gnädige Frau, daß Sie nicht Tinettens Mama sind. Sonst würde ich mir die Ehre geben, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Wir haben uns nämlich eben gewissermaßen — nein, tatsächlich — also — wir haben uns eben verlobt."

Eine ganze Weile sahen die beiden einander stumm an.

Dann glitt Alfreds Blick wieder zum Spiegel, und er zupfte an seiner Krawatte. Auf den herbeigeschobenen Lehnstuhl weisend, sagte er: „Sie sollten lieber diesen Stuhl wählen. Er ist für Gemütserschütterungen geeigneter."

„Verlobt — —" Christas Stimme hatte wieder allen Klang verloren. „Ich glaube Ihnen das nicht."

„Warum nicht? Fragen Sie doch, bitte, Tinette. Ich gebe zu, es ist vielleicht nicht alles ganz nach Vorschrift zugegangen. Ich hätte mich korrekterweise erst an die in Frage kommenden Instanzen wenden sollen. Aber in solchen Augenblicken geht, wie man ja weiß, das Herz mit einem durch. Ich hoffe, daß Sie dafür Verständnis haben, gnädige Frau."

„Tinette — ein solches Kind!"

„Ein entzückendes Kind! Ich komme mir ihr gegenüber geradezu wie ein alter Mann vor."

„Wären Sie doch überhaupt erst ein Mann! Aber was sind Sie denn eigentlich?"

„Mit einem amtlichen Titel kann ich ja leider nicht dienen. Immerhin — wer weiß, was aus mir noch mal wird!"

„O Gott, sprechen Sie doch einmal ernsthaft."

„Ich spreche durchaus ernsthaft," erwiderte Alfred affektiert. „Durchaus mit dem Ernst und der tiefen, inneren Bewegung, die mit solchen Augenblicken verbunden ist. Aber es dürfte Ihnen vielleicht bekannt sein, gnädige Frau, daß man gerade dann oft in seinen Ausdrücken gehemmt ist."

„Jedenfalls muß ich sofort an Tinettens Vater schreiben. Und auch an Ihre Eltern. Haben Sie sich schon gefragt, was die dazu sagen werden?"

Alfred schüttelte den Kopf. „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Mein Vater wird wahrscheinlich sagen: Das habe ich von dir erwartet! Ich erfülle nämlich immer seine Erwartungen, ohne daß er je mit mir zufrieden wäre. Aber meine Mutter — meine Mutter wird mit meiner Wahl ganz einverstanden sein. Für die garantiere ich."

„Haben Sie sich denn überhaupt mit Tinette ausgesprochen? Wissen Sie, ob Sie auch übereinstimmen —?"

„Worin?"

„In Ihren Charakteren, in den wichtigen Lebensfragen —"

„Nein. — Aber wir stimmen schon überein. — Übrigens, was sind wichtige Lebensfragen?"

Christa schwieg. Dieser Mensch kam ihr in seiner ernsthaften Albernheit unsäglich widerlich vor.

„Gehen Sie!" sagte sie. „Ich bin jetzt wirklich nicht fähig, mit Ihnen in diesem Ton zu sprechen."

Tinette war an das Ende des Ganges geflüchtet und hockte mit hochgezogenen Knien auf einem Küchenstuhl. Ihr Herzklopfen beruhigte sich allmählich. Die Entdeckung war ihr furchtbar peinlich, doch ihre Tante tat ihr mehr leid, als daß sie Angst vor ihr hatte. Vor allem war sie wütend auf Alfred.

Nach einer Weile kehrte sie zu den Tanzenden zurück, lehnte aber die Aufforderung eines Herrn ab. Annemarie fragte im Vorbeigehen, was ihr fehle, warum sie so blaß aussähe?

Plötzlich gewahrte Tinette, die auf ihre Tante lauerte, Alfred in der Tür, der ihr zuwinkte hinauszukommen. Sie wurde dunkelrot, folgte aber seiner Aufforderung. Doch kaum hatte sich die Tür geschlossen, als sie ihn anfuhr: „Was fällt dir eigentlich ein? Laß mich gefälligst in Ruhe. Du bist allein schuld, wenn ich hinausfliege."

„Von Hinausfliegen ist überhaupt nicht die Rede, sondern eher von Hineinfliegen. Weißt du, was passiert ist, als wir uns küßten?"

„Ich habe dich überhaupt nicht geküßt, höchstens du mich."

„Ganz gleich. Jedenfalls haben wir uns dabei verlobt."

Tinette prallte vor Erstaunen beinahe gegen die Wand.

Dann sagte sie: „Du bist ja vollkommen verrückt."

„Es scheint beinahe so. Aber was gab es sonst für einen Ausweg?"

„Das ist doch eine Unverschämtheit, auf die kann auch nur so ein Mensch wie du kommen."

„Nicht wahr, es war eine geniale Idee."

„O Gott, wenn das mein Vater erfährt!"

„Der wird nicht halb so wütend sein, wie meiner. Laß sie toben. Wenn ich nur dein jubelndes Jawort habe."

„Rühr' mich nicht an! Gib die Tür frei!"

Aber er hatte ihr Handgelenk umpreßt und drängte sie vor sich her. Und während er selbst einem Zwang zu folgen schien, lag in seiner Haltung und seinem Blick etwas eigentümlich Zwingendes, dem Tinette unwillkürlich nachgab. Dabei runzelte sie böse und voller Zorn ihre Stirn, aber in dem Sprühfunkeln ihrer Augen lag zugleich etwas unsicher Fragendes und Erschrockenes über diesen Menschen, der ihr unbegreiflich war und dessen sie sich nicht erwehren konnte.

Sie hatten das dunkle Ende des Ganges fast erreicht, als Alfred stehen blieb und sagte: „Dein Gesicht ist wie eine Lichtreklame. Soll ich dir sagen, was du denkst? Du hast dir eben Visitenkarten drucken lassen: Tinette Meisel geb. v. Emingen. Nicht sehr dekorativ, gebe ich zu. Umgekehrt wär's hübscher. Aber was sind Namen? Paul Klee, Liebermann, Corinth — sind das dekorative Namen? Und doch sind die Frauen, die sie tragen, wahrscheinlich sehr stolz darauf."

„Bist du ein größenwahnsinniger Einfaltspinsel!"

„Wieso größenwahnsinnig? Heute bin ich eine enorme Begabung, in zwei Jahren ein bekannter Name, in spätestens fünf berühmt. Was ist Ruhm? Reklame. Was ist Reklame? Geldsache. Was sind deine Chancen? Du bist entzückend. Zweifellos wirst du mal heiraten. Aber was hast du von so einem Krautjunker? Mit dem langweilst du dich doch zu Tode. Aber mit mir langweilst du dich nicht. Das garantiere ich dir. Wir zwei stellen Berlin auf den Kopf. Meines Alten Geld, dein Charme, mein Talent —"

„Bist du ein widerlicher Mensch!" entfuhr es Tinette.

„Warum? Weil ich ausspreche, was du denkst? Das ist doch nur Offenheit. Und Offenheit ist ein schöner Charakterzug. Bin ich etwa nicht offen?" Er lachte ein trockenes, schluchzendes Lachen, während er sich ihr entgegenbeugte: „Wenn ich nun —?"

„Wenn du nun — was?" fragte Tinette, in sein grimassierendes Gesicht blickend.

„Wenn ich dich nun ernsthaft liebte," flüsterte er, während der trübe Wasserschleier vor seinen Augen verdunstete, „und so kitschig wäre, es dir zu sagen, dann — würden diese kleinen Hände sich doch gleich in Katzenkrallen verwandeln. Ich kenne dich doch, kleine Tinette. Widerlich — ich dir?

Welch ein Unsinn! Wir Männer sind euch Bubiköpfen einer wie der andere."

„Und mit solchen Ideen soll ich dich auch noch gern haben? Geh weg!" sagte sie wütend und riß sich los.

Aber er sprang ihr nach und ergriff wieder ihr Handgelenk. „Bleib!" flehte er „Tinette —"

Ein furchtbarer Kampf spielte sich auf seinem zuckenden Gesicht ab, und seine Gestalt schüttelte sich wie in Krämpfen. Zwischen unheimlicher Neugier und Ergriffenheit fühlte Tinette, wie diese Erschütterung sich in ihr fortpflanzte.

„Verstehst du mich denn nicht?" flüsterte er. „Glaubst du wirklich nicht, daß ich — ich kann das verdammte Wort nicht aussprechen. Du magst nicht jedermanns Kleider tragen, und ich nicht jedermanns Worte zu dir sagen. Aber seit ich dich sah, bin ich dir verfallen, du Scheusal, du — mein Gott, bist du denn eine altmodische Julia, daß ich wie Romeo in Versen zu dir sprechen muß?"

„Nein, aber du könntest nett und vernünftig sprechen."

Er ließ ihre Hand fallen und sagte ganz gebrochen: „Nett und vernünftig — du meine Güte, das ist ja direkt Brandmalerei. Toll und wahnsinnig — sonst — wärst du ja außen Seide und inwendig Flanell."

„Du bist ein gräßlicher Mensch!"

„Ein gräßlicher Mensch! Und gerade darum die rechte Folie für die reizende Tinette. Wenn du wüßtest, wie du jetzt aussiehst, du würdest immer lächeln. Gib mir einen Kuß! Wir wollen uns wieder vertragen, wenn wir uns auch verlobt haben."

„Davon kann überhaupt keine Rede sein."

„Doch, das steht fest. Ich habe es Christa hoch und heilig zugeschworen. Mich könntest du ja meinetwegen zum Lügner machen. Aber deiner Tante kannst du's nicht antun. Sie ist so felsenfest überzeugt, daß bei einem anständigen Mädchen auf den Kuß die Verlobung folgen muß wie der Donner auf den Blitz, daß das Gegenteil ihr das Herz brechen würde. Du mußt ihr sogar sagen, ich hätte dich bestürmt mit meiner Liebe, hätte dir versichert, du wärst die einzige, die aus mir verlorenem Menschen noch etwas machen könnte. Ohne dich stürzte ich mich in Liederlichkeit. Und das täte ich auch. Wahrhaftig! Denn ich finde das Leben widerlich. Oder vielmehr," wieder ergriff er ihre Hand, und gegen die Wand gelehnt, mit zuckendem Gesicht auf sie hinunterblickend, flüsterte er: „Nein, nicht das Leben, ich selbst bin mir so widerlich. So zum Verrecken ekelhaft. Darum brauche ich ein Wesen wie dich. Nun habe ich mich dir preisgegeben!"

„Du solltest nicht so sprechen."

„Man muß einmal aussprechen, was man denkt."

„Du bist aber nicht widerlich."

Er zog sie an sich, und zum erstenmal ließ sie ihm ganz ohne Widerstreben ihren Mund. „Er hat schon einen kleinen legitimen Beigeschmack, der Kuß," sagte er lächelnd. „Aber das nimmt ihm nichts von seiner Würze. Nun geh lieber!"

Tinette huschte weg, gänzlich benommen und unfähig, im Wirrsal ihres Innern sich zurechtzufinden. Halb war sie stolz und glücklich, daß sie verlobt, und halb erschrocken, daß sie es gerade mit Alfred war. Jedenfalls wollte sie gleich ihre Kusine zu Rate ziehen. Doch ehe sie diese erreichte, trat Christa aus dem Zimmer und rief sie zu sich. Nun hieß es, Ansehen und Ehre retten!

Wenn jemand in den nächsten Augenblicken Alfred begegnet wäre, wie er mit zurückgeworfenem Kopf sich an die Wand lehnte, wäre er vielleicht, betroffen von dem fremdartig gelösten, feierlichen Ausdruck seines Gesichts, still und ohne ein Wort an ihm vorbeigegangen. Was immer in diesen Minuten sein Herz bewegte, es mußte aus großen Höhen kommen und ihn weit hinaustragen über das Zwielichtdunkel seines Ichs.

Er hatte Tinette im Arm gehalten, sie hatte sich ihm, er sich ihr gegeben — und einen Moment lang hatte er ein ganz reines Glück gefühlt; und dieses Glückes erlösende und umwandelnde Kraft fühlte er auch noch, als sie fort war; er blickte gewissermaßen mit den sehnsüchtigen Augen eines Wanderers in die neuen Räume seiner Menschlichkeit.

Einige Minuten später aber stand er mit gleichgültiger Miene vor dem Spiegel und band seine Krawatte zurecht. ‚Was wirst du schon sein!' sprach sein höhnendes Spiegelbild zu ihm. ‚Du magst dich mit noch so vielen bunten Lappen behängen, du bist und bleibst ein heraufgekommener Schneiderssohn.'

★

Da saß nun die Gesellschaft um den säulengetragenen Tisch herum, der zur Feier des hohen Besuchs mit dem schönsten Damasttuch und dem ganzen Rest von Silberzeug geschmückt war, das die Kinder nicht verspeist hatten. Angesichts ihrer Umgebung fragte Christa sich manchmal mit innerlichem Lachen, ob das alles Wirklichkeit sei und nicht vielmehr Maskerade, eine burleske Allegorie auf die Tatsache der Umkehrung aller Werte in der heutigen Zeit.

Den Platz zu ihrer Rechten nahm die treue Emilie ein, die sich aber mit Hilfe eines kniekurzen schwarzen Seidenkleides und

fleischfarbener Strümpfe als Frau Kommissionsrat Meisel kostümiert hatte. Unter ihrer Bubifrisur und unter Puder und Schminke blickte noch immer ihr gutmütiges Bauerngesicht hervor, und als sie vorhin das erste Stück Torte in den Mund geschoben, hatte sie ganz wie vor zwanzig Jahren wie ein Huhn die Augen verdreht und nach kurzem Schmecken bemerkt: „Die ist gut, die kann man dreist bei Hof vorsetzen."

Sie hatte wenigstens Appetit und genoß die Konditorherrlichkeiten, die sie selbst gestiftet, während ihr Mann nur dünnen Tee und Zwieback zu sich nahm, zwischen dem er heimlich einige Pillen verschluckte. Er tat Christa eigentlich von Herzen leid, und sie fand, er sähe noch viel verschrumpfter und einem melancholischen Affen ähnlicher als zu der Zeit, da er mit nadelgespickter Brust ihrem Vater die Uniformröcke anprobiert hatte. Doch war er immer noch der lebhafte und etwas hämische Schwadroneur von früher.

Wie es einem Menschen von seiner Bedeutung entsprach, hatte er dem Gespräch gleich eine Wendung in die hohe Politik gegeben und seine Unzufriedenheit mit den neuen Machthabern geäußert. Er vermißte Haltung und Würde. An den Schneidern lag's nicht. Aber es gab keine Herren mehr, die ihre Anzüge zu tragen verstanden.

„Habe ich nicht recht, mein lieber Herr von Emingen?"

„Fabelhaft!" antwortete der Kammerherr, dem nichts Besseres einfiel. Er bemühte sich, so liebenswürdig zu sein, wie er konnte, aber die kleine, hochmütige Abwehr unter seinem Lächeln ließ doch merken, wie seine Nachbarn ihm auf die Nerven fielen.

Gleich nach seiner Ankunft hatte er zu Christa bemerkt, diese Verlobungsgeschichte sei ja ein blödsinniger Backfischstreich. Es fiele ihm nicht im Traume ein, seine Tochter an den Sohn seines ehemaligen Schneiders zu verheiraten. Wenn er aber jetzt an den eleganten Sechs-Zylinder unten, an den galonierten Chauffeur und daran dachte, daß das Ehepaar nur so auf einer Vergnügungstour von Berlin nach Oberhof hier gehalten hatte, dann stieg ihm die Erinnerung an seine verd . . . Schwiegermutter wie ein Kloß in die Kehle, und der Gedanke, für seine Tochter noch einmal in den Glückstopf zu greifen, kam ihm nicht mehr ganz so absurd vor. Immerhin, es war hart. Es kostete Überwindung. Er glaubte sich zu erinnern, daß er der Frau Kommissionsrat in früheren Jahren manchmal ein Fünfzigpfennigstück in die Hand gedrückt hatte.

Den größeren Teil des Tisches nahmen die Kinder ein. Eingeweiht, daß etwas bevorstand, ohne doch genau zu wissen, was — die Erwachsenen selbst schienen sich ja darüber noch nicht im klaren — schmausten sie einstweilen Torte und andere Leckerbissen in der behaglichen Spannung von Zuschauern, auf die ein interessantes Schauspiel warten, ob Lust-, ob Trauerspiel, darauf kommt es nicht so an.

Die Nächstbeteiligten machten den am wenigsten beteiligten Eindruck. Tinette dalberte auf niedliche Weise mit Annemarie und schien von den Erwachsenen keine Notiz zu nehmen, während Alfred auf ihre Kosten schlechte Witze machte. Er ließ das Grammophon dauernd den Hochzeitsmarsch aus dem „Lohengrin" spielen, damit die alten Leute ein bißchen in Schwung kämen, wie er sagte. Übrigens hatte er sich in diesen acht Tagen seiner Verlobungszeit so ritterlich und liebenswürdig gezeigt, daß die kleine Tinette jetzt ernsthaft für ihn glühte. Und selbst Christa begann, sich mit ihm auszusöhnen. Immer geneigt, anderer Leute Fehler sich selbst zuzuschreiben, dachte sie, es läge etwas in ihrer eignen Art, was sein geschraubtes und lächerliches Benehmen hervorriefe.

Als Christa sich erhob, um neuen Kaffee zu holen, nahm die Frau Kommissionsrat ihr wie aus alter Gewohnheit die Kanne aus der Hand und schloß sich ihr trotz ihrem Protest an: „Ach Gott, meine lütje Christa" — sagte sie, unwillkürlich in ihre breite Mundart fallend — „gib mir erst mal einen Söten. Ich bin ja so glücklich, daß wir uns wiedersehen. Das hätten wir uns auch nicht träumen lassen, daß es so kommen würde. Aber was wir dir für Mühe machen! Und alles mußt du allein besorgen! Und nicht mal eine Küche hat das arme Kind. Ach Gott, und was war das für eine schöne Küche zu Haus," — sie meinte das Haus von Christas Eltern — „was war das für eine große, helle Küche! Und all die schönen Kupferkessel, weißt du wohl noch? Was aus denen wohl geworden sein mag?"

„Die sind wahrscheinlich eingeschmolzen und als Granatringe nach Frankreich geflogen."

„Ach Gott ja, der dumme Krieg! Und nun sind wir obenauf. Manch einem wird auch nicht an der Wiege gesungen, was noch mal aus ihm wird. Aber hier kann man wirklich sagen: sich regen, bringt Segen. Denn das muß ihm sein ärgster Feind lassen: fleißig ist August sein Lebtag gewesen. Und ich habe tüchtig mitgeschuftet. Glück hatten wir natürlich auch. Und den ersten Schwung hat dein guter Vater uns

gegeben. Aber nun sage mal, meine liebe Christa, was denkst du denn eigentlich von der ganzen Geschichte? Ich meine von der Geschichte mit den Kindern?"

Christa sagte gar nichts, sondern lachte nur laut, denn da stand die Frau Kommissionsrat vor dem Spiegel, hatte aus ihrem Goldmaschenbeutel ein Puderdöschen gezogen und verrieb den Puder auf ihrem Gesicht mit ganz derselben handfesten Gründlichkeit, mit der vor Jahren ihr Seifenschwamm das Gesicht der atemlosen Christa bearbeitet hatte.

„Nun ja, du machst dich über mich lustig, und recht hast du, es ist ja dumm, wenn so ein altes Weib wie ich noch solche Fisematenten macht. Aber August will's doch mal. Er meint, es ist nötig fürs Geschäft, daß ich ein büschen ein mondänes Äußere habe. Aber nun sage mal, was du eigentlich denkst. Ich finde ja, der dumme Herr von Emingen brauchte gar nicht seine Nase so hoch in die Luft zu stecken, als wenn wir nicht wüßten, daß er selbst daneben geheiratet hat. Und aus dem Gotha habe ich festgestellt — du weißt, ich hatte immer so 'nen kleinen Pim für den Gotha — daß das in seiner Familie überhaupt die Regel ist. Also von blauem Blut kann gar nicht die Rede sein. Sonst wollte ich nichts sagen, denn Adel bleibt Adel, das lasse ich mir nicht nehmen, ich habe auch immer Wert darauf gelegt, nur in adligen Häusern zu dienen, da ist man noch gar nicht am schlechtesten aufgehoben und lernt wenigstens, was sich schickt. Aber so ein Adel, weißt du, der nur auf Mannesseite ist und die Frau ist überhaupt keine geborene, der kann mir nicht imponieren. Aber anderseits würde ich mich auch wieder freuen, wenn aus der Sache was würde, denn das wäre doch wirklich so richtig Gottes Fügung. Du erinnerst dich doch noch an die Geschichte von der Uniform?"

„Von welcher Uniform?"

„Aber Christa, warst du denn nicht mit in der Kirche? Das war doch überhaupt Augusts erste Offiziersuniform, die er für Herrn von Emingen angefertigt hat. Da hatte er einen Knopf falsch angesetzt, hier oben an der Epaulette, und der General hat das bemerkt und hat den Herrn von Emingen angepfiffen deswegen, und was tut mein Emingen? Er macht nach der Kirche den unglücklichen August herunter, vor versammelter Mannschaft, daß kein gutes Haar an ihm blieb. Mein August war so unglücklich, als er nach Hause kam — na, und nun kommt der Herr von Emingen und will uns seine Deern zur Schwiegertochter geben. Was sagst du denn zu der Lütjen?"

„Ich finde sie entzückend. Nur meine ich, zum Heiraten sind die beiden noch zu jung."

„Das wäre ja in meinen Augen noch kein Fehler."

„Wäre nur wenigstens Alfred ein bißchen reifer!"

„Du meinst, er ist noch ein büschen albern? Das ist so seine Künstlerart. Künstler sind nun mal so. Nur das schreckliche Dicketun müßte er sich abgewöhnen. Damit bringt er seinen Vater immer aus dem Häuschen." Frau Meisel senkte ihre Stimme und sagte Christa gewissermaßen ins Ohr: „Du mußt das August nicht wieder erzählen, aber der Junge hat's von ihm, bei August kommt das daher, daß er doch man so'n lütjer, unansehnlicher Kerl ist, aber Alfred hätte das eigentlich gar nicht nötig, wo er doch meine Statur hat, und schrecklich begabt ist er auch, das sagen alle Leute."

„Und Glück hat er obendrein. Es ist wirklich alles mögliche, daß er schon zwei Bilder verkauft hat."

„Na ja, was hat er dafür bekommen? Das ist doch man so'n kleiner Trostpreis. Aber du findest es also auch ganz richtig, daß der Junge Künstler geworden ist? August ist ja außer sich, er will partout einen Geschäftsmann aus ihm machen. Daß Kunst eine schöne Gottesgabe ist, die man pflegen muß, dafür hat er keinen Horizont, und woher auch? Er ist doch schon mit dreizehn in die Lehre gekommen und hat seitdem nichts gekannt als sein Geschäft. Ich habe mich bei euch doch immer ein büschen bilden können, wenn deine Mutter auch über das viele Schmökern gescholten hat, ach Gott ja, Bildung ist doch was Schönes, aber deshalb soll man noch lange nicht die verachten, die nicht dabei hergekommen sind. Dein Kaffee duftet aber mal prachtvoll, das ist doch gewiß Costarica, was bezahlst du denn fürs Pfund?"

In Abwesenheit der Damen hatte Herr Meisel das Gespräch wieder in bürgerliche Bahnen gelenkt. Der Kammerherr spitzte die Ohren. Wie dieser kleine Mann die Geschäftslage beurteilte, vom Standpunkt eines Mannes aus, der seine Finger und sein Geld in allen möglichen Unternehmungen stecken und zahlreiche Auslandsverbindungen hatte, das schien ihm höchst beachtenswert.

Der Kommissionsrat beobachtete unterdes immer wieder sein Gegenüber. Wenn er die Angelegenheit seiner ersten Uniform auch nicht vergessen hatte, so stand sie doch irgendwo unter seinen erledigten Konten. Ihn interessierte mehr der augenblickliche Anzug des Kammerherrn. An Stoff und

Schnitt war nichts auszusetzen. Alles erstklassig. Aber der Anzug war mindestens drei Jahre alt. Und die Tochter bei der Kusine untergebracht — mit dem Mann mußte was zu machen sein.

Mißvergnügt betrachtete er die zurückkehrenden Damen. Sobald die Kaffeetafel aufgehoben war, benutzte er den allgemeinen Aufbruch, um wie ein Wiesel hinter Christa aus der Tür zu huschen. Und kaum hatte er sie auf dem Flur gestellt, als er hervorsprudelte: „Was hat meine Frau Ihnen gesagt? Natürlich ist sie Feuer und Flamme für das blödsinnige Projekt. Die Frau! Diese Frau! Rein mit Blindheit geschlagen, wenn's sich um ihren gräßigen Bengel handelt. Schon daß sie ihm erlaubt hat, Maler zu werden! Ich bitte Sie, welcher junge Mensch mit etwas Grütze im Kopf wird heutzutage Maler, wo doch die Photographie alles billiger und besser macht! Aber das geht nicht in ihren Kopf. Ich bin überhaupt gegen das frühe Heiraten. Die jungen Leute sollen sich erst die Hörner ablaufen. Aber wenn der Bengel partout will, dann habe ich doch ganz andere Partien. Ich bitte Sie, wenn mein Sohn heiratet, das ist doch nicht wie die Heirat von irgend 'nem ixbeliebigen jungen Menschen. Da wollen doch gewisse Familienverbindungen berücksichtigt werden. Die großen Firmen drängen heutzutage zum Zusammenschluß. Ich könnte den Bengel in die feinsten Häuser bringen. Und da kommt so ein Herr von Habenichts! Die Spekulation auf seine Schwiegermutter soll ja 'ne Pleite gewesen sein. Wissen Sie, was er für Einkünfte hat?"

„Darüber kann ich Ihnen wirklich nichts sagen," erwiderte Christa, die mit Erstaunen beobachtete, wie ihr Gast den Überzieher des Kammerherrn befingerte und beim Lesen der eingenähten Firma verächtlich die Nase kraus zog.

„Lachen Sie nicht, gnädige Frau! Ich habe keine Lust, mich ins Grab zu legen und zu denken, nun kommt der Herr Sohn mit seiner Frau Gemahlin, und alles wird verjuxt. Ach, dieser Bengel! Dieser — der ist ein Nagel zu meinem Sarge. Also was er hat, wissen Sie nicht? Ich schätze, der Mann hat seine Leutnantspension, und vielleicht setzt ihm die Fürstin noch 'ne Kleinigkeit aus. Mehr wird's nicht sein. Er lebt in Rudolstadt. Ich bitte Sie, wer lebt in Rudolstadt, wenn er nicht muß! Sprechen Sie doch mit meiner Frau. Ich bin ja ein Prophet in der Wüste. Aber auf Sie hält sie große Stücke. Der Bengel muß wieder ins Geschäft. Er ist ja total verdorben. Er platzt noch vor Größenwahn. Jeder Mensch redet ihm ein, wie begabt er ist. Und das ist er auch, Gott sei's geklagt. Einen Blick hat der Bengel für alles, was in die Branche schlägt — da kann ein alter Fuchs wie ich nicht mit. Aber der Ernst fehlt ihm. Die verschiedenen Portionen Prügel fehlen ihm. Was hat er mit seiner Begabung angerichtet? Aus der Schule ist er 'rausgeflogen. Das Geschäft hat er drunter und drüber gebracht. Unter die Erde hat er mich bald geärgert. Es war 'ne Tragödie. Und jetzt seine Bilder. Das ist die Höhe."

„Immerhin hat er doch schon verkauft," warf Christ ein.

„Wenn ich den Hansnarren nur unter die Finger kriegte, der die Klecksereien gekauft hat. Tausend Mark! Wissen Sie vielleicht, wie schwer die heutzutage verdient sind? Dafür arbeitet ja mancher Familienvater monatelang. Und der Nichtsnutz sagt, er macht das Zeug an einem Vormittag. Ich sehe ganz schwarz. Deutschland geht zugrunde, wenn die Eltern sich nicht zusammentun und gegen ihre Söhne Front machen. Helfen Sie mir, gnädige Frau. Sie sind doch selbst Familienmutter. Ich will's Ihnen auch vergelten. Wenn einer Ihrer Herren Söhne mich mal braucht, stets gern zu Ihren Diensten."

Damit schoß der aufgeregte kleine Mann wieder ins Zimmer, um mißtrauisch seine Frau und den Kammerherrn zu beschnuppern, die allein zurückgeblieben waren. Was mochten sie inzwischen eingefädelt haben?

Aber sie hatten gar nichts eingefädelt. Frau Meisel hatte ihren Stolz und wollte nicht den Anfang machen, und der Kammerherr — der Kammerherr saß wie ein kleiner Laubfrosch vor einem dicken Brummer und dachte immer wieder: nein, es ginge nicht. Man tat ja alles für sein Kind. Aber dies Glück war ihm zu deftig.

Nach einer Weile holte er seine Zigarrentasche hervor, aber im selben Augenblick hatte auch der Kommissionsrat sein Etui geöffnet und bot ihm eine Importe an. Herr von Emingen lehnte ab, Herr Meisel drängte. Ein kleiner Streit entstand, der damit endete, daß der Kammerherr die kommissionsrätliche Importe und Herr Meisel die adlige Strohzigarre anbrannte. Und während nach einigen Zügen der blaue und der graue Rauch sich über ihren Häuptern in friedlichen Windungen vermischten, sah das Mutterherz der treuen Emilie ihren Alfred schon als Dritten im Bunde, der die feinen, flinken Stöße aus seiner Zigarette den väterlichen Wolken zugesellte, und sah, töchterlich an ihre Seite geschmiegt, die kleine Tinette, wie sie andächtig dem Tun der

Männer zuschaute, falls das kleine Üz nicht etwa selbst rauchte. Zuzutrauen war es ihr schon.

Als Christa zurückkehrte, beschloß Frau Meisel, sich ein wenig nach den Kindern nebenan umzuschauen. Doch da stellte sich heraus, daß ihr Sohn inzwischen verschwunden war. Einer Verabredung wegen hatte er sich französisch empfohlen, wollte aber zum Abendessen wieder da sein. Ob er ins Café oder ins Atelier gegangen war, wußte Tinette nicht.

Frau Meisel war ziemlich ungehalten und ihr Mann bemerkte giftig: „Natürlich! Was willste? Seine Billardpartie ist ihm wichtiger als der Besuch seiner Eltern."

Da Emilie ihren Sohn ohnehin unter vier Augen sprechen wollte, machte sie sich auf den Weg, ihn zurückzuholen.

*

Der kleine Herr Meisel rauchte wie ein fleißiger Schneider, wie ein Mann, der zeitlebens Kopf und Hand in rastloser Bewegung gehalten und nie gelernt hat, auf den Samtpolstern eines wirklichen Genusses auszuruhn. Bald kaute und lutschte er gierig an seiner Zigarre, bald ließ er die glimmende zerstreut aus dem Mundwinkel hängen wie einen häßlichen Jungenfortsatz. Die Art des Kammerherrn aber war die echte, und wenn er den Dampf nicht ausstieß, sondern lind verabschiedete und, das ebenholzdunkle Säulchen mit dem schneeweißen Kapitäl leicht zwischen Zeige- und Mittelfinger haltend, dem blauen Gewölk nachblickte, dann zeigte die träumerische Milde seines Gesichts, daß er nicht nur mit den Sinnen genoß, daß auch über seine Seele sich etwas wie ein zarter Schleier breitete, der Häßliches weniger häßlich und neue Schönheit erscheinen ließ. Wirklich — wenn er jetzt an die Dame von vorhin dachte, kam sie ihm gar nicht mehr so unförmig vor. Und vor allem hatte sie sicher ein gutes Herz. Eine anständige, zuverlässige Gesinnung.

„Fabelhaft, Ihre Henry Clay, mein lieber Herr Meisel."

„Schmeckt sie Ihnen? Freut mich. Wissen Sie, ich beneide Sie."

„Warum?"

„Um Ihre Gesundheit, mein lieber Herr von Emingen. Tatsächlich. Sie sehn aus — Sie könnten gleich wieder Vortänzer werden. Nicht ein bißchen ramponiert. Und Sie leben in Rudolstadt? Hat wohl 'ne recht idyllische Umgebung? Ich sehe die Natur ja leider nur vom Auto aus. Warum ziehen Sie eigentlich nicht nach Berlin? Das wäre der richtige Platz für Sie. Da könnten Sie Ihre Kräfte nutzbar machen. Ein Mann mit Ihren Verbindungen, Ihren Allüren, Ihrer Figur!"

„Na, das sagt sich so leicht."

„Ich garantiere Ihnen, Sie würden überall mit Freuden aufgenommen."

‚War das etwa ein Antrag?' dachte Herr von Emingen belustigt.

Aber dann erzählte Herr Meisel, er käme gerade aus Berlin. Hatte sich dort zu seinen hundert Sorgen noch eine neue aufgehalst. Nachdem er sich seit Jahren ganz auf den Tuchhandel en gros beschränkt, hatte er teils infolge eines Todes-, teils infolge eines Rückfalls in seine alte Liebe, die Maßschneiderei, ein Atelier für feine Herrengarderobe erworben. Eine allererste Firma mit vornehmem Kundenkreis. Und dafür suchte er einen Leiter. Branchekenntnis nicht erforderlich, da es an zuverlässigem Personal nicht fehlte. Nur repräsentatives Äußere. Vornehmheit. Wußte Herr von Emingen nicht Rat?

„Stecken Sie doch Ihren Jungen in das Geschäft."

„Die Pleite! Übrigens, unter uns —" Als wäre die Angelegenheit nichts Besseres wert, behielt Herr Meisel die Zigarre zwischen den Zähnen und sagte aus der letzten Ecke seines Mundes: „Diese Verlobung — kein Wort drüber zu verlieren. So'n Greenhorn, nicht mal trocken hinter den Ohren — dem ginge Ihr Fräulein Tochter ja nach acht Tagen durch. Und dann? Dann kann sie sich Meisel schimpfen, wo sie heute das Fräulein von Emingen ist. Schluß. — Aber die andere Sache sollten Sie sich wirklich mal durch den Kopf gehen lassen, lieber Herr von Emingen. Was ich suche, ist kein Direktor, sondern ein aristokratischer Kavalier. Geld spielt keine Rolle," fügte er nach einigen Augenblicken hinzu.

„Wirklich?" fragte der Kammerherr.

„Also was das betrifft, gehe ich bis zum Äußersten. Was ich suche, ist ein Champion. Jemand, dem man's glaubt, wenn er sagt: der Anzug sitzt Ihnen tadellos. Wenn ich das sage, hat's keine Wirkung. Wenn ein Mann wie Sie das sagt, dann ist's wie ein Ritterschlag."

Der Kammerherr schwieg und schien noch immer nicht zu begreifen.

„Ihre Figur wäre gerade die richtige. — Ich versichere Sie, in Ihrem Exterieur steckt 'ne Goldgrube."

„Fabelhaft!" sagte der Kammerherr plötzlich, als ginge ihm ein Licht auf. „Wenn ich nach Berlin komme —"

„Kommen Sie nur recht bald!"

„Dann suche ich Sie unbedingt auf."

„Würde mich riesig freuen."

Quartett. Gemälde von Georg Mayer-Marton

„Und lasse mir von Ihrem feudalen Champion einen Anzug bauen. Und wenn er 'ne Stange Gold kostet, mein Bester."

Strahlend tat Herr von Emingen noch einen Zug, und dann legte er seine Zigarre sauber auf den Aschenbecher. Herr Meisel kaute noch eine Weile an der seinen, aber sie schien ihm auch nicht mehr zu schmecken. Als Christa das Zimmer betrat, hatten die beiden Zigarren sozusagen ihren letzten Atemzug getan. Die Henry Clay war graziös und mit heiterer Resignation erloschen. Aber die Strohzigarre hatte zum Schluß noch ziemlich gequalmt und gar nicht sehr fein gerochen.

*

Da Frau Meisel ihren Sohn im Café nicht antraf, begab sie sich in sein Atelier. Eine Frau von recht Vertrauen erweckendem Äußern öffnete ihr und sagte, da Licht brannte, wäre der junge Herr wohl zu Hause. Als Frau Meisel aber die Tür öffnen wollte, war sie verschlossen, und auf ihr Klopfen rief Alfreds Stimme: „Wer ist da? Herr Meisel ist ausgegangen."

„Für deine Mutter wirst du doch wohl zu Hause sein. Mach' schleunigst auf."

„Du bist da, Mama? Was für eine Idee! — Einen Augenblick. Ich hatte mich gerade etwas hingelegt."

Geduldig wartete sie eine Weile und sah, wie hinter der geweißten Glasscheibe das Atelier sich plötzlich verdunkelte, um dann im Schein eines kleineren Lichts matt wieder sich zu erhellen.

„Entschuldige, daß ich dich warten ließ, Mama. Aber was ist das auch für eine Kateridee, mich hier zu überfallen! So was tut man doch nicht."

„Nun rede bloß noch ein Wort, du dummer Bengel! Was sind das für Manieren, mir nichts, dir nichts fortzulaufen."

„Ich hatte eine geschäftliche Besprechung."

„Lange scheint die nicht gedauert zu haben, wenn du dich danach schon hingelegt hast."

„Gerade in diesem Moment wollte ich mich ein bißchen ausstrecken. Offen gestanden, mich greifen diese familiären Volksversammlungen furchtbar an. Aber nimm doch Platz, Mama."

Alfred drängte seine Mutter auf den Diwan an der Wand und zeigte, etwas überhastet sprechend, auf einen davor liegenden Teppich. „Sieh mal den alten Buchara. Ich habe ihn für ein Porträt bekommen."

„Ein hübsches Stück. Aber nun möchte ich mal deine Bilder sehen."

„Ach, warte doch bis morgen. Da kommst du zusammen mit Papa."

„Den bringt keine Macht der Erde hierher. Das weißt du doch. Ich bin mal hier und möchte sehen, was du gemacht hast."

Frau Meisel erhob sich und drehte die Deckenbeleuchtung an, die das Atelier in hellem Licht aufstrahlen ließ.

„Ich habe augenblicklich nichts Gescheites da. Was an den Wänden hängt, lohnt sich überhaupt nicht. Das Beste ist noch hier," sagte Alfred und öffnete eine der großen Mappen auf dem Tisch.

Aber seine Mutter hatte an der gegenüberliegenden Wand schon ein größeres Aquarell entdeckt, und wie von einem spitzen Instrument an einer sehr empfindlichen Stelle ihrer Haut zugleich gekitzelt und schmerzhaft gestochen, verzog sich ihr Gesicht zu einem Ausdruck, der zwischen verlegener Lachlust und gerührtem Mitleid schwankte. Sie kannte diese verwaschene, spitznasige, dürre Jungfer, die mit so süßseliger Hingabe aus einer Gießkanne einen hoffnungslos vertrockneten Blumenstock begoß. Es war ein sehr ehrenwertes Fräulein aus ihrer Stadt. Und nie war ihr eigentlich deren Komik so recht zum Bewußtsein gekommen. Nun aber nach dem ersten Blick auf diese Malerei hatte sie die Empfindung, ihre Bekannte heimlich schon immer so gesehen zu haben, als hinge hier das Urbild des weniger scharfen Abbildes der Natur.

Als sie mit unwillkürlichem Stolz auf den, der diese Erkenntnis sie gelehrt hatte, ihren Blick weitergleiten ließ über einige Stilleben und Akte, die ihr nichts sagten, prallte ihr Auge zurück, empört und sich wehrend gegen ein Erkennen und zum Erkennen doch gezwungen, von dem Brustbild eines jungen Menschen auf rosarotem Hintergrund. Die ganze semmelblonde Fadheit und Arroganz schwamm einem aus diesem Gesicht entgegen.

„Wer soll denn das sein?" fragte Frau Meisel, und in ihrem empörten Ton lag schon etwas wie ein Protest gegen die Antwort.

„Erkennst du den nicht? Ich dachte, der Bursche wäre doch so ziemlich getroffen."

„Du solltest die Karikatur abkratzen."

„Ich werde mich hüten. Ich habe ganze drei Stunden daran gearbeitet. Aber setz' dich doch, Mama. Sonst ist im Augenblick ja nichts mehr von Belang da."

Und schon wollte Frau Meisel der Weisung ihres Sohnes folgen, denn an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand hingen einige Landschaften und Figuren, die sie schon von früher kannte, als sie nach dem Wandfleck über dem Diwan blickte. Er hatte vorhin, vom Licht der Tischlampe nicht er-

reicht, im Dunkel gelegen. Jetzt sah sie zwei Bilder dort, erkannte deutlich nur das eine und mußte im ersten Augenblick wieder lächeln unter dem Eindruck eines grotesken Erkennens, aber das kitzelnde Instrument stach tiefer, vergrößerte sich zur breiten Klinge, gegen deren wühlendes Bohren sie sich mit empörtem Schmerz aufbäumte.

Auf der spiegelnden Platte eines Mahagonitisches saß nach Schneiderart ein Mann in Lackschuhen, Smoking und steifem Faltenhemd. Mit liebevollster Sorgfalt war das goldene Kettchen mit den Miniaturorden auf den lackartig glänzenden Stoff gesetzt. So steif dieser war, so zerknittert war das zitronengelbe Affengesicht, dessen Materie belebt und förmlich in zitternder Bewegung war von Hundeangst, Schlauheit und Großmannssucht. In der Hand hielt das Männchen ein Bügeleisen. Daneben hing, ziemlich roh als Malerei und in der Charakteristik primitiv, ein Frauenkopf: auf grünem Hintergrund ein dunkelrot gequollenes Gesicht, eine Mischung von Zirkusdame und Dienstmädchen im Sonntagsstaat. Unter dem einen Bild stand „Papa", unter dem anderen „Mama".

„Das hättest du gar nicht drunter schreiben zu brauchen," sagte Frau Meisel nach einer Weile in ruhigem Ton. „Man erkennt uns auch so."

„Wenn du dich angemeldet hättest, hätte ich die Bilder abgenommen."

„Warum? Es ist recht lehrreich, zu wissen, wie du dir deine Eltern vorstellst."

Ihr eigenes Bild sah sie kaum an, es berührte sie nicht. Auf den ersten Blick hatte sie erfaßt, daß dies nur ihre Körperlichkeit war, das von außen ihr zugemessene Teil und nichts von ihrem wahren Sein. Desto tiefer aber verletzte das Bild seines Vaters sie, gerade weil mit so tödlicher Grausamkeit sein Wesen getroffen war, eine Seite davon; die andere aber, die, von der sie wußte, um derentwillen sie so tief mit ihm verwachsen war, um derentwillen er für sie ihr „guter Mann" schlechthin war — ahnte der Junge davon nichts? Stand er so lieblos und fremd diesem Manne gegenüber, der trotz allen Gegensätzen und Schroffheiten es auch mit ihm nur gut gemeint hatte?

‚Er sieht ihn so, Künstler haben ihre eigene Auffassung, mit seinem menschlichen Verhältnis hat das nichts zu tun,' verteidigte sie den Sohn. Aber dies Beschwichtigen konnte die grau fröstelnde Traurigkeit nicht in ihr zurückdämmen und auch nicht das unbestimmte Grauen vor irgend etwas Frevelhaftem.

Alfred hatte sich mit etwas zitternder Hand eine Zigarette angesteckt und blies jetzt mit affektiert gelangweilter Miene den Rauch aus der Lunge. „Willst du nicht endlich Platz nehmen, Mama?"

Sie riß sich aus ihren Gedanken los und blickte sich weiter in dem Raum um.

„So weit sieht es hier ja ganz ordentlich aus. Also du schläfst im Atelier? Ist denn das Bett auch gut?"

„Sehr gut," erwiderte er, die unordentlich zurückgeschlagene Decke höher ziehend.

„Was ist denn das für ein Zimmer nebenan?"

„Nur eine Rumpelkammer für Kisten und Kasten. Aber so nimm doch endlich Platz!"

Sie setzte sich. „Also du stehst jetzt vor deiner Verlobung?"

„Ich stehe sozusagen mitten drin," antwortete er lächelnd.

„Da haben wir Alten auch wohl ein Wörtchen mitzusprechen. Hast du dir die Sache auch gründlich überlegt?"

„Sehr gründlich und eingehend."

„Wie lange kennst du denn das Mädchen überhaupt?"

Er dachte nach. „Schon über einen Monat."

„Ich kannte deinen Vater drei Jahre, ehe wir einig wurden. Das ist heutzutage wohl anders. Immerhin, eine Verlobung ist eine sehr ernste Sache."

„Zweifellos. Mitunter kann sie sogar zur Heirat führen."

„Mach' keine dummen Witze," erwiderte sie streng und mußte doch unwillkürlich lächeln. „Mit dem Heiraten wird's noch gute Wege haben. Denn Papa gibt nicht so leicht seine Einwilligung."

„Papa wird fürchterlich toben. Darauf bin ich gefaßt. Es wäre mir nur sehr lieb, wenn er mir seine schmeichelhaften Ausdrücke unter vier Augen zukommen ließe. Nicht meinetwegen. Ich bin an seinen Bilderschatz gewöhnt. Aber im allgemeinen Familieninteresse. Und wenn er sich dann ausgetobt hat, tut er ja doch, was du für richtig hältst, Mama."

„Das müssen wir abwarten. Wie denkst du dir überhaupt deine Zukunft? Wo wollt ihr später wohnen?"

„In Berlin."

Frau Meisel schüttelte den Kopf. „Ihr solltet zu uns ziehen. Das wäre vielleicht die einzige Möglichkeit, Papa mit dieser Heirat auszusöhnen."

„Unmöglich. Ich brauche Berlin als Wirkungskreis."

„Sieh mal einer an! Und wovon wollt ihr leben, wenn Papa euch die Unterstützung entzieht?"

„Mama, spielen wir doch nicht die naiven Kinder! Ich traue Papa ja allerhand zu, aber dieser Geschmacklosigkeit halte ich ihn doch nicht für fähig. Übrigens hat er nicht mal das juristische Recht dazu."

„Ob er das hat, weiß ich nicht. Aber daß er dazu imstande ist, wenn du so dickköpfig bist —"

„Du scheinst absolut meine Situation zu verkennen. Hier in diesem Nest kennt mich jeder. Ich bin einfach der in Betracht kommende Maler. Der Mann der Zukunft. Aber was habe ich davon, unter diesen Schildbürgern? Berlin brauche ich als Markt. Wahrhaftig, du könntest auf meine bisherigen Erfolge doch einigermaßen stolz sein. Meine Bilder sind die ersten gewesen, die auf der Ausstellung einen Käufer gefunden haben. Zweitausend Mark — ist das ein Butterbrot?"

„Na, na, sagen wir mal die Hälfte. Tausend Mark ist auch ein schönes Geld."

„Nein, zwei.. Und das ist nicht irgendein Bekannter, der an mir einen Narren gefressen hat, sondern einer der ersten Amsterdamer Kunsthändler."

„Junge, Junge, den Holländer glöw ik di nich. Der wohnt im Mond."

„Mein Ehren—"

„Halt!" schrie seine Mutter und ließ ihre Hand schwer auf Alfreds Schulter fallen. „Du grüner Junge, was weißt du vom Ehrenwort? Ich habe mal in einer Familie gedient, wo der Sohn sein Ehrenwort gegeben hatte. Und weil er's nicht halten konnte, hat er sich mit einer Kugel aus der Welt geschafft. Der wußte, was ein Ehrenwort bedeutet. Aber du —"

„Mein Ehrenwort!" überschrie Alfred ihre Stimme. „Ich wiederhole: mein Ehrenwort! Und ich sage dir: es ist eine Schande, daß du die einzige in der ganzen Stadt bist, die mein Talent und meine Wahrheitsliebe in Zweifel zieht."

„Und ich sage dir," erwiderte seine Mutter, während sie sich ihm gegenüber mit der ganzen Wucht ihrer Gestalt erhob, „es ist eine Schande, daß gerade deine Mutter dich einen Lügner und Schwindler nennen muß. Denn weißt du, wer deine Bilder gekauft hat? Ich! Und mein Mittelsmann hat beim Sekretariat tausend Mark dafür bezahlt. Und keinen Heller mehr."

Alfred war ebenfalls aufgesprungen, hatte sich mit hysterischem Armfuchteln gegen diese Worte gewehrt, war dann auf seinen Stuhl zurückgetaumelt und brach nun in ein furchtbares Gelächter aus. „Du hast die Bilder gekauft? Gott steh' mir bei, das ist der groteskeste Schildbürgerstreich, den ein Mensch sich ausdenken kann. Du hast doch hoffentlich keinem Menschen ein Sterbenswort davon verraten?"

„Bis jetzt nicht. Aber nun soll alle Welt erfahren, was du für ein trauriger Geselle bist!"

„Kein Wort! Kein Wort, sage ich dir! Sonst — ist es aus zwischen uns." Seine Finger hatten sich in den Pelz der Mutter festgekrallt, die entsetzt auf sein Gesicht blickte, auf dem die funkelnde Wut mit soviel bebender Angst gemischt war, daß etwas von den Zügen ihres Mannes daraus gespensterte.

Totenstille entstand, ein lautloses, atemloses Schweigen, das doch erfüllt war vom schrecklichen Trümmerfall im Innern einer betrogenen Frau. Dann wurde dieses Schweigens herzabschnürende Umstrickung mit satyrhafter, grotesker Wirkung zerrissen durch ein herzhaftes Niesen aus dem Nebenraum.

Ehe noch Frau Meisel einen Schritt getan hatte, war Alfred ihr vorausgesprungen und stand breitbeinig vor der Tür. „Du gehst da nicht hinein, Mutter!"

„Tu die Hand von der Klinke weg!"

„Ich sage dir, du gehst nicht hinein!"

Als jetzt aber aus dem schweren Astrachanmantel ein Arm sich ausreckte und eine schwielige Hand sich drohend, schlagbereit gegen ihn erhob, ließ Alfred die seine fallen und trat zurück.

In dem eiskalten Raum hockte auf einem Koffer zwischen Kisten und Bilderrahmen ein niedliches kleines Mädchen in Hut und Mantel, aber ohne Schuhe. Es hatte die Arme um die hochgezogenen Beine geschlungen, und während seine Kinnladen vor Frost schnatterten, blickte es mit seinen braunen Augen zu der ungeheuren, schwarzen Erscheinung auf wie eine zitternde Maus zu einem Bären.

„Wer sind Sie?" fragte Frau Meisel streng.

„Das Mädchen ist mein Modell," antwortete Alfred.

„Du bist nicht gefragt. Sie sollen mir antworten. Sie sind doch kein Modell! Sie sind sein Verhältnis."

Das Mädchen ließ die Stirn auf die Knie fallen. Einige Augenblicke sah Frau Meisel finster auf das kleine zuckende Körperbündel hinab. „Gucken Sie mich mal an! Wird's bald? — Sie hätten sich früher schämen sollen. Jetzt ist das zu spät. So ein blutjunges Ding! Eigentlich müßte ich Ihren Eltern mitteilen, was Sie für Streiche machen. Wissen Sie denn nicht, daß mein Sohn verlobt ist?"

Aus den tränenbeströmten Augen des Mädchens flog ein Blick zu Alfred, als wenn es seinen Widerspruch erwartete. Aber der hatte die Augen gesenkt.

„Das hat mein sauberer Herr Sohn Ihnen wohl nicht erzählt? — Nun kommen Sie mal heraus und ziehen sich Schuhe an. Und dann marsch nach Haus! Daß Sie sich hier nicht wieder blicken lassen!“

Frau Meisel war ans Fenster getreten und blickte zu den nahen Nachbarhäusern hinüber, deren Seitenwände da und dort erhellte Fenster zeigten. Die meisten waren verhängt, aber durch die lockere Gardine des einen konnte sie in ein Zimmer sehen, wo Mann und Frau und mehrere Kinder friedlich im Lampenschein um einen Tisch saßen.

Während verworrene Schmerzgedanken durch ihr Hirn wogten, drängte sich ihr das Bewußtsein auf, daß sie ihren Aufstieg, der sie so hoch über ihresgleichen emporgetragen hatte, vielleicht mit ihrem Sohn bezahlen müßte. Wie friedlich lag das kleine Zimmer da, umhegt vom bescheidenen Lichtkreis, und die Wünsche und Träume und Pläne dieser Menschen stiegen gewiß nicht höher als der enge Raum, der sie umgab, flackerten und prasselten nicht so schlafzerstörend und alle andern Sorgen vergessen machend wie die, die in einem ähnlichen Zimmer ihr Mann und sie genährt hatten.

Das Mädchen hatte endlich die Schuhe gefunden und sich fortgeschlichen. Alfred, der sie hinausbegleitet, kehrte zurück.

„Skandalös!“ murmelte er.

„Du nimmst mir das Wort aus dem Mund.“

Ihr Blick ruhte fremd, in finsterm Schmerz auf dem Sohn, der wie sein eigner gespenstischer Doppelgänger vor ihr stand.

„An einem Arm die Braut, am andern das Verhältnis, die Eltern in den Schmutz gezogen und mit vollen Händen das Geld vertan — das ist der Lüderjahn, wie er leibt und lebt. — Du tust mir leid, Alfred,“ fügte sie leiser hinzu.

„Bitte, keine Redensarten. Wir beide stehn auf verschiedenen Ebenen.“

„Nein, keine Redensarten und keine Vorwürfe! Du würdest ja nur darüber lachen. — Was jetzt kommt, ist ganz etwas anderes. Du tust mir leid. An dir ist viel gesündigt. Und ich trage die Hauptschuld. Für dich kommt jetzt eine schwere Lehre.“

„Wenn du glaubst, daß ihr mich auf diese Weise klein kriegt —“

„Ach, du bist doch ein törichter, unreifer Mensch!“ fiel sie ihm ins Wort. „Du wirst jetzt hier warten, verstanden! Ich werde mit Papa sprechen, er wird kommen und dir sagen, was er mit dir beschlossen hat.“

„Da kann er lange warten!“

„Alfred!“ Noch einmal klang in dem leisen Ausruf etwas von der alten mütterlichen Zärtlichkeit. „Dein Vater, über den du dich so erhaben dünkst, ist ja zehnmal klüger als du und ich. Der hat alles vorausgesehn, wie es jetzt gekommen ist, und hat mich immer gewarnt. Wenn du's gut mit dir meinst, dann tust du jetzt, was er dir befiehlt. Er ist trotz allem der einzige Freund, den du hast.“

„Ich sage dir, die Zeiten sind vorbei, wo die Eltern über ihre Kinder verfügen, als wenn sie Haustiere wären.“

„So? Sind die Zeiten vorbei, wo die Kinder ihren Eltern Gehorsam leisten? Dann sind wohl auch die Zeiten vorbei, wo die Eltern für ihre Kinder sorgen. — Du aufgeblasenes Nichts! Du wirst ja zerplatzen wie ein Windei, wenn wir dich fallen lassen.“

Mit den weit offenen, schweren Flügeln ihres Pelzmantels rauschte sie an den Tisch, ergriff Schirm und Handschuh, und als das zu enge Leder beim Zerren über das plumpe Handgelenk zerriß, schleuderte sie den Handschuh verächtlich auf den Boden.

Noch einmal stand sie vor dem Sohn, und eine letzte Regung von Schmerz und Inbrunst drängte sie zu ihm hin, aber als wenn sie fühlte, daß der, den sie suchte, nicht vorhanden sei, riß sie das dunkel gerötete Gesicht herum und ging mit tränenblinden Augen zur Tür hinaus.

★

Die Immhofkinder hatten sich nebst Tinette durch einen Spaziergang für das Abendessen gestärkt und waren mit frischem Appetit nach Hause gekommen. Nun saßen sie, während die Erwachsenen eine nimmer endende Beratung hielten, in Christas Zimmer, hungrig und ungeduldig, und selbst der Trost des Grammophons war ihnen versagt. Obwohl sie in dem dunklen Gefühl, daß nicht alles nach Wunsch ginge, eine dem Ernst der Lage entsprechende Platte aufgelegt hatten, steckte Christa doch nach einiger Zeit den Kopf durch die Tür und gebot Stille.

Nach kurzer Rücksprache mit seiner Frau war Herr Meisel ins Atelier gegangen, hatte seinen Sohn aber nicht angetroffen.

Christa rief Tinette zu sich auf den Gang. Sie war so erregt und nahm sich das Unglück des Kindes so zu Herzen, daß sie es nur in ihre Arme schließen und einige Worte herzlichen Mitgefühls sagen konnte.

„Wollen sie nicht?“ fragte Tinette.

„Nein. Seine Eltern wollen nicht, und auch dein Vater ist dagegen. Aber daran

liegt's nicht. Alfred —. Dein Vater wird dir alles erklären, mein liebes Kind."

Der Kammerherr entledigte sich dieser delikaten Aufgabe, als wenn er eine seiner beiden Gestrengen vor sich hätte. Da er aus Erfahrung wußte, daß die hohen Herrschaften alles vertragen konnten außer der Wahrheit, gab er Tinette eine so gewundene Erklärung, daß sie die Überzeugung bekam, nur der elterliche Widerspruch sei schuld, daß sie auf Alfred verzichten mußte. Doch packte sie als gehorsame Tochter die kleinen Geschenke zusammen und schrieb dazu einige, von ihrem Vater diktierte, würdige Zeilen.

Damit machte Herr Meisel sich nach einiger Zeit zum zweitenmal auf den Weg, um auch diesmal erfolglos zurückzukommen. Nur das Paket hatte er der Wirtin ausgehändigt.

Dann setzte man sich endlich zu Tisch, und das Abendessen wäre trauriger als ein Leichenschmaus verlaufen, ohne die bewundernswürdige Haltung des Kammerherrn. Nachdem das Ehepaar Meisel die Platte unberührt hatte vorübergehn lassen, kam sie an ihn, und er langte zu, nicht gerade reichlich, aber doch mit aufmerksamer Wahl, während er zugleich einige anerkennende Worte für die Wirtin, die sich so große Mühe gegeben hatte, einfließen ließ. Dadurch gestattete er auch der jungen Gesellschaft, ihren Hunger zu stillen, ohne den Anschein herzloser Gefräßigkeit zu erwecken. Und seine Worte, seine weder fröhlichen, noch traurigen, weder aufregenden, noch tiefsinnigen, sondern so angenehm nichtssagenden Bemerkungen schwebten über der alles verschlingenden schwarzen Trübsal wie milde Friedenstauben. Alle fühlten, ihm allein war es zu verdanken, wenn schließlich auch Frau Meisel nach einem tiefen Seufzer in den Brotkorb griff und sich ein Butterbrot strich.

Dann wurden die Kinder ins Bett geschickt.

Tinette zog sich ganz still, ohne ihre gymnastischen Übungen zu machen, aus. Das Licht war schon eine Weile gelöscht, und obwohl in dem Zimmer nicht der leiseste Laut zu hören war, hatte Annemarie doch die Überzeugung, daß ihre Kusine weinte. Tinettens Kummer äußerte sich meist sehr still, indem große Tränen aus ihren Augen perlten, ohne daß sich ihr Gesicht im geringsten verzog.

„Was hast du eigentlich an Alfred geschrieben?" fragte Annemarie nach einer Weile.

Tinette wiederholte den Inhalt des Briefes und fügte hinzu: „Darum aber gebe ich ihn noch längst nicht auf."

Annemarie schwankte, ob sie ihre Kusine schonen oder aufklären sollte. Schließlich überwog der Wunsch, ihre Wissenschaft mitzuteilen, und sie erzählte, was ihre Mutter ihr mitgeteilt hatte: daß Alfred mit seinen Bildern geschwindelt und daß seine Mutter ein Mädchen bei ihm entdeckt hatte.

„Ach, das war sicher die Tochter vom Bäcker Rösel," antwortete Tinette.

„Wieso? Woher weißt du das?"

„Ich fand in seiner Brieftasche eine Photographie, und da hat er mir gestanden, daß er mit ihr ein Verhältnis hat. Er meinte, es wäre doch nicht nett, wenn er ihr gleich den Laufpaß gäbe. Er wollte die Geschichte lieber allmählich einschlafen lassen."

„Meiner dürfte das nicht!" entrüstete sich Annemarie. „Meiner müßte a tempo mit allen Schluß machen."

„Du hast eben eine andere Weltanschauung," entgegnete Tinette sanft.

Noch nie hatte Annemarie dies Wort im Munde ihrer Kusine gehört, und sie dachte lange darüber nach, woher sie es haben könnte.

Die kleine Tinette aber machte sich Gedanken, was Alfred wohl nun unternehmen würde? Ob er verlangen würde, daß sie mit ihm durchginge? Und ob sie es wohl tun würde? — — —

Am nächsten Morgen versuchten die Eltern noch ein drittesmal, ihren verlorenen Sohn zur Rede zu stellen. Aber er war in der Nacht überhaupt nicht nach Hause gekommen. Nachdem er bei einem Bekannten kampiert hatte, versicherte er sich erst durch einen Anruf im Hotel, daß seine Eltern abgereist seien, ehe er in sein Atelier zurückkehrte.

Als er den Absagebrief Tinettes gelesen hatte, machte er sich gegen Mittag auf den Weg, um sie abzufangen und mit ihr zu sprechen. Aber vor der Handelsschule gewahrte er Christa, die sogleich auf ihn zuging und ihn in ernstem Tone bat, er möge jeden Versuch, Tinette heimlich zu treffen, unterlassen. Dadurch würde er sie nur in Unannehmlichkeiten stürzen und Christa zwingen, das Kind zu ihrem Vater zurückzuschicken.

Am nächsten Abend fand Alfred eine ungewöhnlich reiche Post in seinem Atelier vor. Zwar waren es meist Drucksachen in weißen, rosa und blauen Kuverts. Die billigen Geschäftsumschläge überwogen. Er öffnete einen und wurde dunkelrot. Er öffnete einen zweiten und lächelte höhnisch. Beim dritten wurden seine Züge blaß und nach dem sechsten waren sie fahl geworden.

Einige Briefe enthielten Rechnungen, die

meisten aber die letzte Nummer des Lokalblattes und darin umrändert, angestrichen, manchmal auch mit einer hämischen Bemerkung versehen, ein Inserat:

„Ich bitte, meinem Sohn, dem Kunstmaler Alfred Meisel, nichts zu borgen, da ich für seine Schulden nicht aufkomme.

Kommissionsrat A. Th. Meisel."

Während Alfred um sich blickte, schien ihm das Licht im Atelier verändert, die Luft nicht mehr die gleiche, und auf einmal hatte diese Veränderung sich auf die ganze Stadt übertragen. Verschwunden die gutmütigen Philistergestalten, die betulichen Geschäftsleute, die dienernden Kommis, die springenden Ladenmädchen. Zerstoben all die Freunde, die immer schon von weitem gewinkt hatten, als käme mit ihm das schöne Wetter, die sich um seinen Kaffeehaustisch geschart, seine Witze belacht und seine Kunsttheorien angehört hatten wie eines Hohenpriesters Prophezeiungen. Auf das Kommando dieses kleinen Inserats hatten sie alle ihre Maskerade abgelegt und zeigten ihre wahre Gestalt, umdrängten ihn in dichten Reihen, ein bösartiges Gesindel mit Affenvisagen und Shylocksphysiognomien, die gutmütigsten, die frechsten, die demütigsten, die drohendsten, die erbärmlichsten Wichte schwenkten am höchsten das seinen Sturz verkündigende Zeitungsblatt.

In der Tat, ein böser Fall, und Alfred brauchte Zeit, bis er seine Fassung wiederfand und sich mit gelassener Hand eine Zigarette anzünden konnte. Daß an diesem Streich einzig sein Vater schuld sei, schien ihm gewiß. Der hatte also diesmal die Mutter überstimmt. Aber es sollte nicht so gehn wie damals, als der von der Schule Gejagte in der väterlichen Werkstatt schlecht und recht eine dreijährige Lehrzeit hatte durchmachen müssen.

Nach einigen Stunden scharfen Nachdenkens war Alfred zu dem Entschluß gekommen, daß er vor allem an die heimatliche Zeitung eine Anzeige schicken müßte:

„Allen Freunden und Verwandten zur Nachricht, daß ich mich von meinen Eltern, dem Herrn Kommissionsrat A. Th. Meisel und seiner Gemahlin Emilie, geb. Buhnke, vollständig losgesagt und jede Verbindung mit ihnen abgebrochen habe.

Alfred Meisel, Kunstmaler."

Dann würde er verschwinden, spurlos verdampfen. Während er aller Welt erzählte, daß er eine Reise nach Italien anträte, würde er nach Berlin übersiedeln. Und wenn dann nach einer Ausstellung seiner Bilder durch Zeitungskritiken sein Name wieder zu den Eltern gelangte — hei, wie würde da seine Mutter angebraust kommen und ihren Sohn um Verzeihung bitten!

Wenn er in den nächsten Tagen einem Bekannten begegnete, fragte er ihn sofort, ob er das Inserat schon gelesen hätte. „Nicht ernst zu nehmen, dieser Tobsuchtsanfall des alten Mannes. Hochgradige Arterienverkalkung! Hat sich von irgend 'nem Trottel von Akademieprofessor aufhetzen lassen. Höchste Zeit, daß diese Petrefakten von der Plattform verschwinden. Na, ich habe einstweilen genug von dem deutschen Muff, will mich mal ein Jahr in Italien auslüften."

Nachdem Alfred einige kleinere Rechnungen bezahlt und mehrere größere schuldig geblieben war und Kisten und Koffer an die Bahn spediert hatte, lud er die ganze Kumpanei seiner Freunde zu einem Abschiedsschmaus. An Leckerbissen war nicht gespart, Wein und Schnaps waren von der erprobten Sorte. Es ging lustig und hoch her in dem Atelier. Wieder einmal wurde die große Schlacht gegen die Philister geschlagen, die derweil friedlich in ihren Betten schliefen und nicht ahnten, welches Blutbad ihnen beschieden war, und wieder einmal brach das goldene Zeitalter an, da nicht mühsame Werkeltagsarbeit, sondern die luftigen Träume der Künstler die Welt aufbauten.

Aber ob die jungen Herren nun schärfer als sonst gezecht, ob Alfred sich beim Einkauf verrechnet hatte, bald nach Mitternacht waren die alkoholischen Vorräte erschöpft. Vergeblich schüttelte man die Flaschen und stellte sie auf den Kopf. Da brach die ganze Gesellschaft mit vielen Heil- und Siegeswünschen und Grüßen an die Rosen aus dem Süden auf und stapfte flüsternd die alten Stiegen hinunter, die, in ihrem ersten Schlaf gestört, unmutig krachten und knarrten.

‚Bande!' dachte Alfred, nachdem er die Haustür geschlossen.

In seinem Atelier wollte er das Licht ausdrehn und sich auskleiden. Aber benebelt, wie er war, sank er auf einen Stuhl und schlief sofort ein.

Als er aufwachte, glitzerte das Mondlicht durch die Eisblumen auf den Fensterscheiben, und auf der Wand, gerade da, wo die Bilder von „Papa" und „Mama" gehangen hatten, breitete sich ein blasses Flimmern aus, gleich huschenden Händen. Der ganze Raum, eben noch erfüllt von Glut und Rausch und wilden Reden, lag in dem geisternden Dämmerlicht wie eine stille, kühle Eisgruft, und ebenso verwandelt fühlte Alfred sich selbst:

nicht mehr der große Mann der Zukunft, sondern mit seinen frosterstarrten Gliedern in den glibbrig kalten Kleidern wie zusammengeschrumpft und zurückgewachsen zur ängstlichen Kindergestalt. Und während er unbeweglich die irgend etwas suchenden Mondhände anstarrte, grub eine andere geisterhafte Hand aus seinem wirren Hirn ein Erlebnis hervor: wie er als kleiner Knabe ins Eis des nahen Teiches eingebrochen war. Klappernd vor Kälte, das Herz umkrallt vom Grausen des nahen Ertrinkungstodes, gejagt vom Verlangen nach warmer Menschennähe, war er, aus Angst vor der verdienten Schelte, doch nur zögernd nach Hause geschlichen. Aber nichts von Zorn und Schimpf! Seine Mutter hatte ihn ins Bett gesteckt, und wärmer, linder als alle Labsal hatte sein Herz ihr liebes Gesicht gefühlt . . . ‚Dumm,' dachte Alfred, ‚daß die Bilder noch dagehangen hatten!'

Wütend sprang er auf. Jetzt Sentimentalitäten? Ins Bett und ein paar Stunden geschlafen. Sein D-Zug ging erst am späten Vormittag.

Aber unter der kalten Decke wurde er erst recht munter und spürte nach allen Zukunftsfanfaren das Bedürfnis, seine finanzielle Lage zu untersuchen. Er rechnete zusammen, was ihm blieb — verflucht wenig für die Eroberung Berlins. Als er dann aber seine Brieftasche und sein Portemonnaie leerte, fehlten an der errechneten Summe etwa hundert Mark. Wie wenn das ganze Gelingen seines Planes an dieser Kleinigkeit gehangen hätte, durchfröstelte ihn gottsjämmerliche Angst und flüsterte ihm zu, die ganze Reise aufzugeben. Aber noch einmal sprang er wütend auf und zog seine Kleider wieder an. Er erinnerte sich, daß vor dem D-Zug in aller Frühe noch ein Personenzug ging. Als liefe er vor seiner eigenen Angst davon, konnte er gar nicht eilig und heimlich genug das Haus verlassen.

Am Schalter nahm er eine Karte vierter Klasse und zwängte sich durch die müden Reisenden auf einen freien Platz. In der von Hitze und Ausdünstungen schwülen Luft fielen ihm vor Erschöpfung die Augen zu.

Als er sie aufschlug, stand vor ihm die Jammergestalt eines alten Mannes, mit einer Schere und einem Bogen schwarzen Papiers in der Hand, flüsterte über ihn gebeugt: „Bitt' schön, werter Herr! Akademisch gebildeter Kunstmaler. Eine Silhouette, treffend ähnlich. Ein schönes Andenken. Nur eine Mark. — Tun Sie's doch. Ich kann Ihnen mein Diplom zeigen. Akademisch gebildeter Maler. Fünfzig Pfennig, werter Herr. Mir geht's so schlecht."

Eines grauen Wintermorgens, als Christa vor dem Ofen hockte und mit geblähten Backen in das feuchte Holz blies, das nicht Feuer fangen wollte, tönte von der Straße her das tiefe, behagliche Brüllen einer Kuh.

Christa hob das Gesicht, und in ihre Augen, aus denen dicke Tränen tropften, teils vor Wut über den Ofen, teils aus allgemeiner Trübsal, trat ein erstauntes Leuchten, ein Aufhorchen wie nach einem Ruf aus fernem, schönerem Irgendwoher. Das gepeinigte Fünkchen benutzte diese Windstille, um zur hellen Flamme aufzuschlagen. Was hatte diese Kuh ihr mitzuteilen? Auf einmal wußte sie's und saß mit in sich ruhendem Blick still sinnend auf einem Stuhl.

Vor — vor — ach ja, gerade neun Monate vor Susis Geburt war sie mit ihrem Mann in einem kleinen Harzort eingetroffen, beide froh, für vier Wochen Urlaub alles, was Kommiß hieß, zu vergessen. Und ihre Gesichter hatten sich sehr in die Länge gezogen, als sie auf der Fremdentafel der Villa den Namen ihres Obersten und seiner Frau lasen. Zum Glück erfuhren sie, daß die beiden in spätestens acht Tagen abreisen würden. Doch um die erste Woche Ferienglück waren sie ziemlich betrogen.

Zwar hatte der Oberst erklärt, das junge Paar dürfe überhaupt keine Notiz von ihnen nehmen, aber es ergab sich doch, daß man an einem Sondertisch zusammenspeiste und auch die Spaziergänge gemeinsam machte. Bitterer war noch, daß die fromme Frau Oberst Christas Anwesenheit bei ihren Morgenandachten in aller Herrgottsfrüh für erforderlich hielt, und geradezu eine Pein war der Abenddienst, zu dem der alte Herr, der trotz seiner schlohweißen Haare noch zum Klub der Bettschoner gehörte, seinen Hauptmann heranzog.

So hatte das junge Paar kaum weniger strammen Dienst als in der Garnison, und ihre Ehe während dieser Woche glich der des Nachtwächters mit der Waschfrau.

An einem hellen Sommermorgen aber, als der gemeinsame Spaziergang zu irgendwelchen Raben- oder Teufelsklippen führen sollte, hatte der Hauptmann von dem halsbrecherischen Weg auf diese Felsen eine so furchteinflößende Schilderung gemacht, daß der Oberst mit Rücksicht auf seine schwindlige Frau das junge Paar allein vorausschickte. Kaum waren die beiden außer Sehweite, als Christas Mann sie mit den süßesten Liebesbeteuerungen abgeküßt und ins Walddickicht getragen hatte, um sie dort sanft, wenn auch etwas stürmisch, ins weiche Moos zu betten.

Im Augenblick nun, wo Christa aus pur-

purnem Liebesdunkel die Augen wieder ins grüne Sonnenlicht aufgeschlagen hatte, streckte von den umbuschten Felsen über ihr eine Kuh den Kopf hervor und rief ihr ein tief dröhnendes Muh zu.

„Uh, du alte Kuh, was sind wir für unartige Kinder!“ rief der Hauptmann zurück, und aus seinem Gesicht lachte das strahlende Vergnügen eines Kadetten, dem ein guter Streich gelungen ist.

Das Feuer prasselte jetzt hell und warf auf Christas Gesicht seinen rötlichen Schein, der wie ein Widerschein und eine symbolische Sichtbarmachung des in ihrem Innern aufglühenden Gefühls war. Während unter dem Nachgefühl dieser Liebesstunde Dankbarkeit sie süß und heiß durchrann, war die kalte Traurigkeit, unter der ihre Vergangenheit erstarrt gelegen hatte, auf einmal gelöst und zerschmolzen. Andere Erinnerungen sprangen auf, befreite Quellen, tränkten die Verdurstete, wuschen das Gift aus ihrer Wunde. Und was ihr so plötzlich und hart enttäuschtes Herz und die Demütigung ihres Weibgefühls als eine einzige große Täuschung, als eine ewige Lüge von seiten ihres Mannes und als Selbstverblendung von ihrer Seite gemalt hatte, bekam jetzt wieder sein wahres Gesicht, wurde aus dem dunklen Schemen lebendiges Leben, eine unübersehbare Kette von Tagen, aus denen gerade die glücklichen Stunden ihr entgegenleuchteten.

Tränen rannen über ihr lächelndes Gesicht, und während die sanften und linden Tränen dem galten, den sie verloren hatte, grüßte das leise Lächeln sie selbst, die ihr nun wiedergeschenkt war.

Sie erhob sich und öffnete eine seit Jahren verschlossene Truhe. Dort lagen verhüllt und verschnürt eine Anzahl Photographien, die während ihrer Ehe hergestellt waren. Darunter auch ein größeres Bild ihres Mannes. Sie hatte es nach seinem Tode hier verborgen, da sie seinen Anblick nicht ertragen konnte. Jetzt stellte sie es wieder auf seinen alten Platz auf dem Schreibtisch, saß lange davor und las in den Zügen. Und das Gesicht, dessen etwas künstliche Forschheit die jungenhafte Vergnügtheit darunter nur oberflächlich verbarg, enthüllte sich ihr jetzt, da sie es nicht mehr mit dem verklärenden Blick der jungen Frau, aber auch nicht mit dem umdüsterten der betrogenen betrachtete, als das eines liebenswürdigen und leichtsinnigen Mannes, der in seiner seelischen Struktur ein Knabe geblieben war. Sie erinnerte sich an Wiedemanns Ausspruch, daß er vielleicht gerade zur rechten Zeit aus ihrem Leben geschieden sei, da sonst sie, über ihn hinauswachsend, ihn als eine Fessel empfunden, sich, wenigstens innerlich, von ihm getrennt hätte. Sie ließ das Bild an seinem Platz, und als die Kinder um Mittag nach Hause kamen, grüßten sie es jedes auf seine Art.

Klaus, der wohl als einziger mit frühreifem Verständnis an dem Leid seiner Mutter teilgenommen hatte, stand ernst und ohne etwas zu sagen, vor dem Bild und ließ dann heimlich seinen Blick zu ihr hinübergleiten, als ahnte er auch jetzt, was in ihrem Herzen vorgegangen war. Annemarie aber freute sich unverhohlen, und etwas wie ein Widerschein von dem Lächeln des Bildes überflog ihr Gesicht, während sie es salutierte. „O famos! Da ist ja Vati wieder aufgetaucht. Doch ein schöner Mann!“ Erich aber strahlte vor Stolz, und der weichherzigen Susi traten gleich die Tränen in die Augen.

Nachmittags zeigte sie der Mutter einen Schneeglöckchenstrauß, den sie gekauft hatte, um dem wiedergefundenen Vater ein Kränzlein daraus zu winden. Von nun an verlangte sie immer mehr von ihm zu hören. Er wurde der Lieblingsheld der Geschichten, die Christa ihr vor dem Einschlafen erzählen mußte. So erstand der Tote aus dem Geist dieses Kindes zu einem neuen, verklärten Leben, und in dem Maß, wie Christa über dem Guten, das sie von ihm wußte, ihre Enttäuschung vergaß, sah sie auch ihre Ehe und sich selbst wieder in einem helleren Licht.

Daß es aber Wiedemann gewesen war, der ihr zuerst die Binde von den Augen genommen hatte, daran erinnerte sie sich voll Dankbarkeit. Seine klugen und menschlichen Worte hatten sie an einem gefährlichen Punkt ihres Weges zur Umkehr gemahnt.

Beglückt durch seinen Umgang, vergalt Christa ihre Freude durch mancherlei kleine Huldigungen. Er sollte wissen, daß es in dieser Stadt, die nur den kümmerlich entlohnten Reporter in ihm sah, einen Menschen gab, der ihn als Dichter ehrte. Und diese Gefühle erstreckte sie auch auf seine Frau, für die sie mit der Zeit immer mehr eine herzliche Zuneigung empfand. Frau Wiedemann freilich schien für eine Freundschaft unter Frauen nicht viel Sinn zu haben. Doch glaubte Christa ihre Gefühle erwidert und freute sich des schönen Einvernehmens, das sie noch zu vertiefen hoffte.

Wie es aber in Frau Wiedemanns Herzen wirklich aussah, und was für schwarze Wolken sich dort zusammenbrauten, davon ahnte sie nichts.

(Fortsetzung des Romans folgt)

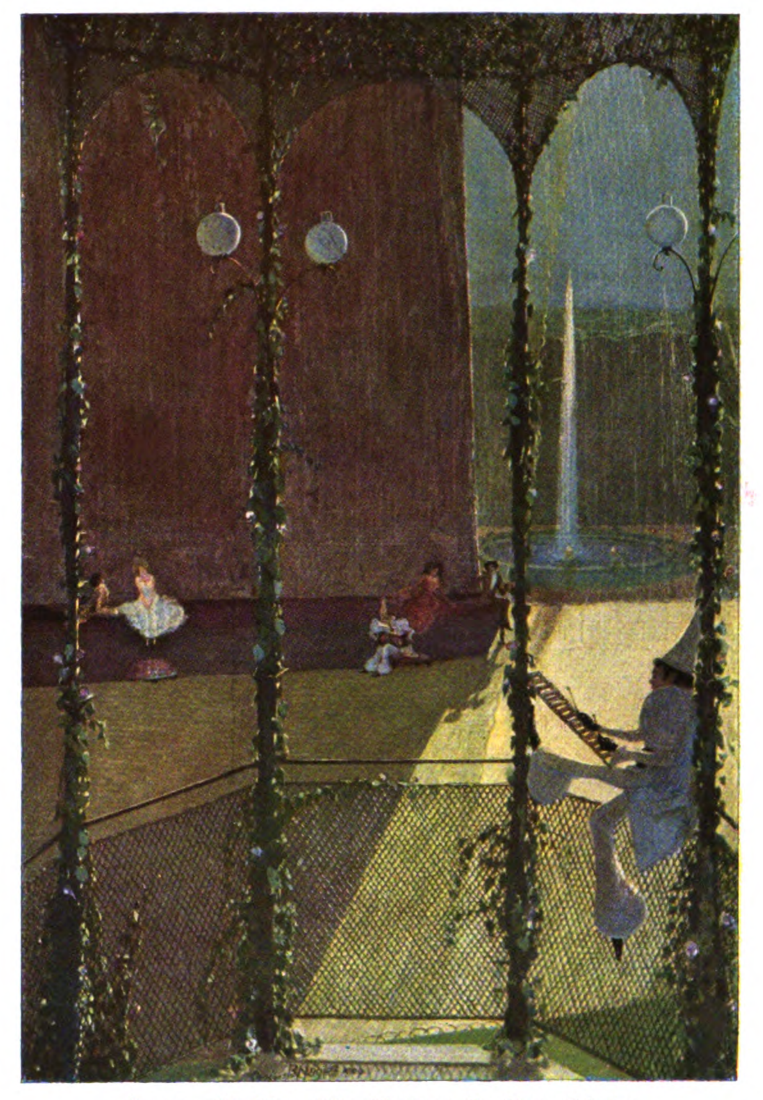
Reinhold Nägele

Von Prof. Dr. Max Diez

Als in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die frühesten Bilder Reinhold Nägeles in den Kunstvereinen und auf den allgemeinen Kunstausstellungen erschienen, wußte fast niemand sich einen Vers darauf zu machen, so fremd, so seltsam und kapriziös erschienen sie. Man sah, es war ein fertiger Künstler, obwohl er damals noch recht jung war, denn er ist 1884 in Stuttgart geboren; aber eben diese Fertigkeit ließ ihn nur um so fremdartiger erscheinen. Künstler und Kunstkenner sahen wohl die künstlerischen Qualitäten darin, den sicheren Strich, die freie Hand, die feine Tönung, den bestimmten und bewußten Künstlerwillen, und es bleibt ein



Volksfest. Gemälde. 1909. Privatbesitz



Konzert. Gemälde. 1909. Stuttgart, Kunsthaus Schaller

Ruhmestitel für Cassirer, daß er ihm gleich eine Sammelausstellung machte. Aber die ganze Art lag so weit ab von dem, was man damals Malerei nannte, daß Künstler und Publikum kaum über Achselzucken und Kopfschütteln hinauskamen.

Auch heute, wo die Kunst Nägeles vielen bekannt und von recht verschiedenen Menschen geliebt ist, wo sie in einer Reihe von Sammelausstellungen in Berlin, München, Stuttgart gezeigt worden ist, wo sich öffentliche Galerien darum bemühen, wo es Sammler dieser Werke gibt, ist Befremden vielfach der erste Eindruck, den sie machen. Das liegt vor allen an dem phantastischen Zug, den viele, namentlich unter den frühen Bildern, an sich haben. Das „Was ist das?“ war manchmal nicht ganz einfach zu beantworten, noch schwieriger das „Was bedeutet das?“ Die Sachen waren eben originell, und das Ungewohnte begegnet in der Kunst erfahrungsgemäß immer zuerst dem Zweifel und dem Bedenken.

Doch konnte niemand gleichgültig an den Bildern vorübergehen. Sie luden immer ein, sich in sie zu vertiefen, sie wirklich anzusehen, sie nachfühlend zu betrachten. Lädt ein Bild dazu ein, so hat es schon die erste künstlerische Aufgabe erfüllt. Denn dies muß jedem Kunstwerk zuerst gelingen:



Auf allerhöchsten Befehl. Gemälde. 1908. Stuttgart, Sammlung Borst

es muß zum Betrachten einladen. Das ist der Sinn aller der formellen Reize, durch die ein Bild den Sinnen und der Einbildungskraft wohltut; sie sind das Mittel, durch welches der Künstler den Beschauer veranlaßt, auch dem Gehalt des Bildes näherzutreten und ihn auf sich wirken zu lassen. Es kommt ja oft genug vor, daß ein Bild nichts hat als diese äußeren Reize, und daß die durch sie angelockte Phantasie nichts hinter ihnen findet; aber dann ist ein solches Bild einem schönen Tor zu vergleichen, das in einen Garten einlädt, in dem nichts wächst. Dies nun konnte bei



Böblingen. Gemälde. 1916

Nägeles Bildern niemand begegnen. Der Künstler hatte etwas zu sagen, und in seinem Garten liefen heitere Wege, standen blühende Büsche und fruchttragende Bäume. So konnte kein Kunstverständiger vorübergehen, ohne sich in sie zu vertiefen; das anfängliche Befremden schloß den Trieb, sie zu betrachten, nicht aus.

Daß sie so seltsam und absonderlich erschienen, das hing nicht zum geringsten Teil auch mit der Zeit zusammen, in der sie zuerst auftraten. Heute schon ist diese Fremdartigkeit lange nicht mehr so groß wie damals: wir haben noch ganz anderes von fremdartigem Charakter gesehen, gebrochene Glieder, verdrehte Köpfe, wild durcheinanderwirbelnde, starke Farbflecken, die kein Auge und keine Phantasie mehr zusammenbringen konnte. Damals war noch immer die Blütezeit des Impressionismus, und was daneben noch spukte, das waren die Kompositionsprobleme, die Farbenexperimente und gewisse symbolistische Tendenzen, die ersten Zuckungen des Expressionismus. Es war ein neues Bildideal aufgekommen, das Ideal eines Bildes, das nicht nacheinander in seinen Einzelheiten gesehen, sondern mit einem Blick sollte aufgefaßt werden können, und zu diesem Zweck nicht nur alle Einzelheiten unterdrückte, sondern schließlich auch den Gehalt möglichst ausschloß, damit das Auge durch nichts, auch nicht die Phantasie von der bloßen Impression abgezogen werde. So hingen die Säle noch voll von den breiten Malereien des impressionistischen Pinselstrichs, und jede feinpinselige Arbeit erregte das Vorurteil des Unkünstlerischen, weil nicht Bildhaften. Da tauchten nun diese Bilder von Nägele auf mit ihrer zarten Tönung, mit ihren Miniaturfigürchen, mit ihrer spitzen Pinselführung, mit ihrem unbeschreiblichen Humor, mit dem verpönten Gehalt an innerem Leben, mit der ebenso verpönten Aufforderung, sich in das einzelne zu versenken. Mit äußerster Liebe gemalt, wie nur der echte Humor der Dichtung malte, der Humor Sternes und Jean Pauls, der das Naive, das Kindliche, den einfältigen Bedienten, das Schulmeisterlein vor Augen führte, kurz das Kleine im Leben. So malte Nägele das Ameisengewimmel des Lebens, jedes Pinselstrichlein Liebe atmend, aber auch jeder Pinselstrich sitzend, sprechend, erzählend, kurz meisterhaft hingesetzt. In dem Seltsamen konnte man doch nichts eigentlich Willkürliches finden, nichts Einzelnes forderte zur Kritik heraus, weil, wenn man den Künstler überhaupt zugab, alles so selbstverständlich, so innerlich notwendig war; weil man sah, daß es bei diesem Künstler nicht anders sein konnte. Es war einmal wieder eine gewordene, nicht eine gemachte Kunst, der Ausdruck nicht bloß eines Künstlerwillens, sondern

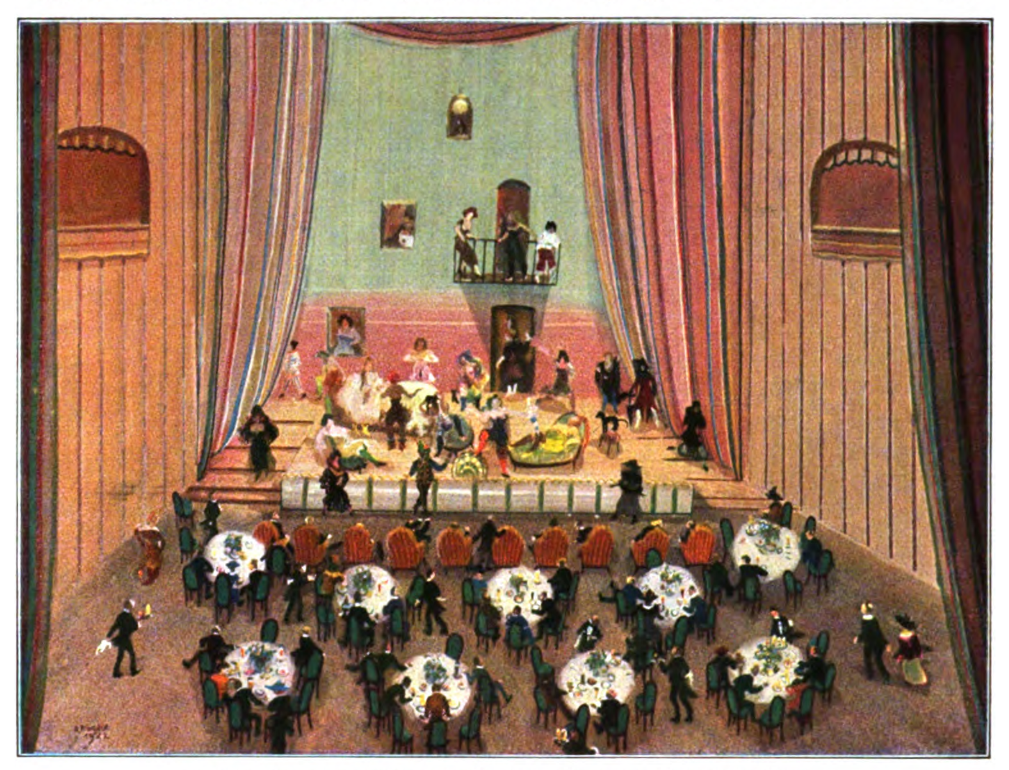


Familienbild. Gemälde. 1911

einfach einer Persönlichkeit. Überblickt man die Kunstgeschichte, so erschien die Kunst Nägeles als eine Kunst fast ohne Ahnen, ohne Schule, ohne irgendeine bekannte Manier, eine Kunst für sich. Man dachte an den Vers Schillers: „Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen," oder an die Athene, wie sie erwachsen und ganz fertig in ihrer vollen Rüstung aus dem Haupte des Zeus sprang.

Es ist eine glänzende Gabe der Gottheit, wenn ein Künstler gleich von vornherein so selbst und gar nur er selbst ist; und natürlich ist es auch eine seltene Gabe. Nägele hat eigentlich keinen Vorgänger; nur in Berlin, wo er zuerst mit selbständigen Arbeiten hervortrat, einen Mitstrebenden, Walser, einen Künstler von ganz demselben Bildungsgang, herausgewachsen aus der Dekorationsmalerei, der aber nachher zur monumentalen Kunst überging. Er ist der einzige, der Nägele stärker beeinflußt zu haben scheint, insbesondere in der Zeit, wo Walser wesentlich Illustrator war. Aber die Beeinflussung muß auf ein ganz verwandtes Talent gestoßen sein; man bemerkt bei Nägele keinerlei Unsicherheit in dem Weg, den er machte. Die meisten Künstler haben in ihren Erstlingswerken etwas Unfertiges, Suchendes, Tastendes. Sie erinnern in Form und Strich, ja oft auch im Stoff an den und jenen, bei dem sie gelernt haben; sie suchen oft genug erst nach dem ihrer eigenen Natur Gemäßen, dem Stoff, zu dem die Natur sie zieht, dem Pinselstrich, der ihnen liegt; oft müssen sie erst das Format finden, das ihnen paßt, vergreifen sich in der Größe, malen das an sich Kleine mit großem, breitem Pinsel, weil das eben gerade Mode ist. Wie oft und wie lange Zeit ist das kleine Bild, das nur für die Wand des engen Zimmers bestimmt sein konnte, mit einem Strich gemalt worden, der in dem engen Raum nicht einmal das Maß des Fernstehens zuließ, bei dem das Bild „zusammenging".

Nichts von alledem bei Nägele! Wie er auftritt, ist er fertig und nur er selbst. Es liegt vom Standpunkt der Künstlerausbildung etwas Tragisches in der Erkenntnis, daß ihm das schwerlich gelungen wäre, wenn er den normalen Weg durch eine Kunstschule gegangen wäre. So bildet er, Sohn eines Zimmermalers, sich nur als



Modenschau. Hinterglasmalerei. 1922. Stuttgart, Sammlung Borst

Zimmermaler aus, und in seinen eigentlichen Kunstwerken ist er Autodidakt; das ist die Gunst, die ihm das Schicksal gewährt hat. Er hat seine besondere Art, die Welt zu sehen und in die Welt zu sehen, unbeirrt durch eine starke Lehrerpersönlichkeit behalten können.

Natürlich fragt man sich, auf welchem Weg die Natur diese Art von originellem Sehen hervorgebracht hat. Zuweilen wird man an das scharfe, in seiner Kleinheit so ungemein feine und zierliche Bild erinnert, das sich vor dem umgekehrten Opernglas zeigt, oder das Bild des hohlgeschliffenen Kristallglases, und sagt sich: in einer Zeit, wo man manchmal in Künstlerkreisen hörte, daß man mit der Vergrößerungsbrille sehen müsse, um wirklich ein Bild zu sehen, um die Umrisse weich und fließend zu machen, oder daß der kurzsichtige Künstler die Brille ablegen müsse, um den Linien eine künstliche Verschwommenheit zu geben, da mußte es ja schon infolge des natürlichen Gegenschlages auch einmal einen Künstler geben, der den Reiz und den Wert des Umgekehrten, der Linienfeinheit in der Natur fühlte; man sagte sich, daß Nägele in dieser Zeit durch irgendeinen Natureindruck einmal auf den besonderen ästhetischen Reiz des ganz feinen Bildes aufmerksam geworden sein müsse, etwa so, wie der Kurzsichtige, der mit seinen eigenen Augen nur die breiten Licht- und Schattenmassen des Baumes oder der Allee sieht, auf einmal mit der seinen Augen angepaßten Brille alle die unendliche Feinheit erkennt, mit der sich die einzelnen Blätter und Ästchen in die blaue oder graue Luft hineinzeichnen. Aber mit dieser oder einer ähnlichen Naturimpression wäre bei Nägele längst nicht alles gesagt und erklärt. Man muß die seelische Wirkung ins Auge fassen, die diese Kleinheit, Zartheit und Linienschärfe hervorbringt. Die Menschheit, die so dargestellt wird, wird in der Tat klein, sie wird zu einem Volk von Liliputanern; es ist, wie ich oben sagte, das Gewimmel des Ameisenhaufens, das vor unsern Blicken auftaucht, das ganze Treiben der Menschen bekommt einen Stich ins Komische, wird ein bißchen lächerlich. Aber indem es mit solcher Liebe aufgefaßt, mit diesem spitzen, sorgsamen Pinsel umrissen wird, spürt man die Liebe des Künstlers zu der kleinen, feinen Welt und empfindet mit dem Lächerlichen zugleich einen kleinen Zug der Rührung — das ist der echte Humor,



An der Ostsee. Hinterglasmalerei. 1921

der, wie Jean Paul sagt, die Welt mit einem lächelnden, einem weinenden Auge zugleich ansieht. Der Künstler hat nicht bloß eine besondere Art, die Welt zu sehen, sondern auch eine besondere Art, die Menschen zu fühlen. Diese besondere Art, sie zu fühlen, hat ihre ganz entsprechende Art, sie zu sehen, und das ist's, was den Bildern Nägeles ihre künstlerische Einheit, Geschlossenheit und Harmonie gibt, die nur da vorhanden ist, wo die Art zu fühlen und die Art zu sehen sich vollkommen decken. Man könnte dies den klassischen Zug in diesen Bildern nennen; denn Klassizität kann die Ästhetik nur da finden, wo Inhalt und Form sich vollkommen entsprechen, wo der Künstler das, was er Besonderes will, mit seinen besonderen Mitteln vollkommen erreicht. Nägele trägt insofern die Züge des Genialen, als er mit innerer Notwendigkeit schafft, was er schafft; als er schafft, weil er nicht anders kann und wie er nicht anders kann. Ein solcher Künstler offenbart, wie ein Stück Natur, die Zusammenhänge des Lebens; man kann ihm die Gesetze der künstlerischen Natur ablauschen. So in diesem Fall den Zusammenhang des Kleinsehens und des Liebevoll-Sehens oder der Spitzfindigkeit und des Humors. — Um Nägele richtig zu würdigen, muß man sich klarmachen, daß es in der Kunst keine alleinseligmachende Kirche gibt. Die Menschheit verfällt in der Kunst immer wieder in den Fehler, alles bis auf eines zu verwerfen und zu verachten. Deswegen wechseln wir ewig zwischen Stilen und Manieren, zwischen dem Klassizismus und der Romantik, zwischen dem Malerischen und dem Zeichnerischen, zwischen Impressionismus und Expressionismus, und jedesmal tritt die neue Richtung mit dem Anspruch auf, das einzig Berechtigte zu sein. Diese engherzige Programmhaftigkeit ist zu verwerfen. Es gibt hundert Wege, den künstlerischen Eindruck zu erreichen, und alle sind notwendig, um die ganze Fülle des ästhetischen Lebens zum Ausdruck zu bringen. Man sollte das ja heute nicht mehr sagen müssen, nachdem schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts der alte „Klosterbruder", der Romantiker Wackenroder, erkannt hatte, daß Raffael ganz und gar nicht das A und O aller Kunst ist, sondern, wenn man ihn das A nennen will, mindestens Dürer das O heißen muß, und wenn Rom die eine Hochburg der Kunst ist, Nürnberg die



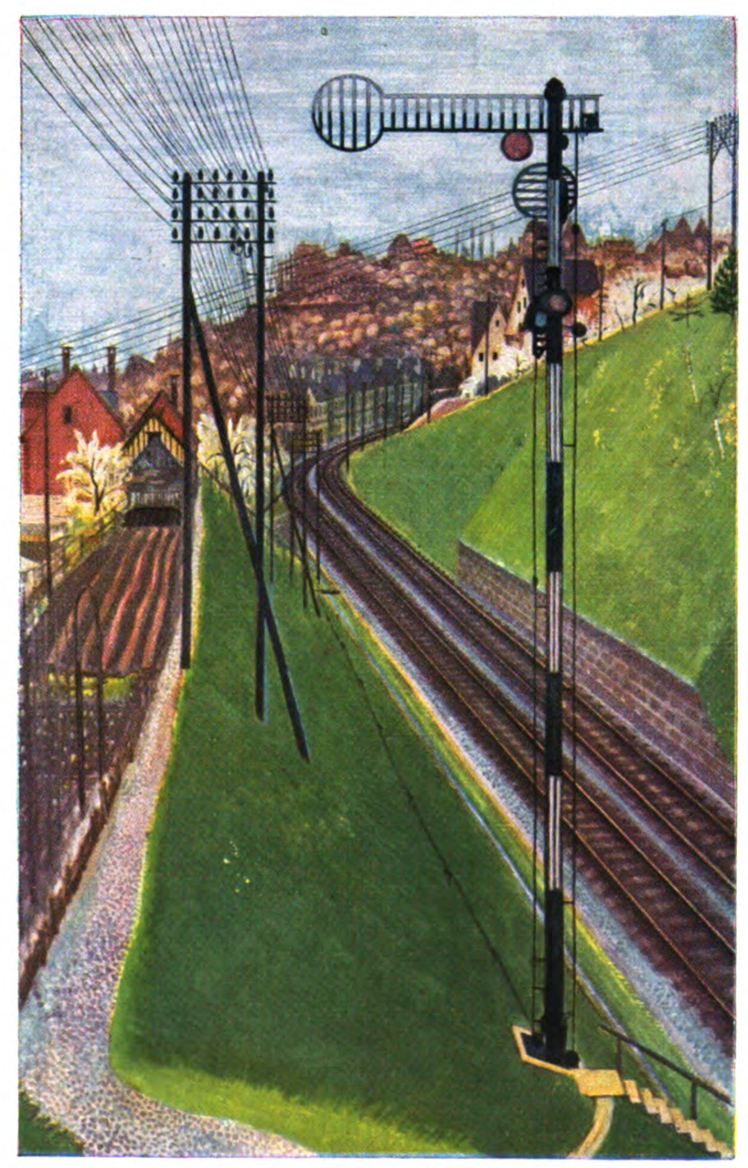
Stuttgart. Gemälde. 1923. Im Besitze der Staatl. Gemälde-Galerie, Stuttgart

zweite sein muß; daß, wenn die italienische Malerei echte Kunst, die niederländische ebenso von echten Eltern gezeugt ist. Aber immer wieder taucht in Künstlerkreisen der alte Wahn auf, und das hindert denn oft selbst den bedeutenden Künstler, fremder Art gerecht zu werden; das ruft dann jene Fehlurteile eines Böcklin, eines Feuerbach, aber auch Fehlurteile über Böcklin und Feuerbach hervor, die die Verzweiflung des unbefangenen Kenners und Liebhabers der Kunst bilden.

Die Kunst ist nun einmal, wie selbst der alte, zopfige Kant schon deutlich und unwiderleglich dargelegt hat, eine Sache des individuellen Gefühls und muß deswegen so reich an Zügen sein, wie die individuellen Gefühlsnaturen in der Menschenwelt. Man begreift recht gut, wie eine starke Künstlerpersönlichkeit mit ihrem individuellen Gepräge wenig Verständnis aufbringen kann für eine ganz anders geartete Natur. Aber den Kunstfreund sollte nichts verhindern, neben Feuerbach und Liebermann auch Nägele als eine echte Frucht am Baume der Kunst, neben dem breiten Pinsel auch den spitzen Pinsel in seiner künstlerischen Wirkung zu erkennen und anzuerkennen.

Da ist das Selbstbildnis des Künstlers, geeignet, die ganze Eigenart des Mannes sichtbar zu machen. Ist es eine bloße Nachschrift der Wirklichkeit? Jeder, der für Kunstempfindung nicht ganz verloren ist, spürt den Humor in dem Bilde und bemerkt die erste Fähigkeit des echten Humoristen, mit dem eigenen Ich zu spielen, sich selbst humoristisch zu nehmen. Dieser Wust von Haaren, die wild gerunzelte Riesenstirn, diese finsteren Augenbrauen über trotzigen Augen, diese mächtigen Kaumuskeln um die leicht aufgeworfenen Lippen, dieses neckische Bärtchen unter der Nase, und bei aller die Welt herausfordernden Trotzigkeit ein gewisser Zug von Kindlichkeit in dem ganzen Gesicht —: Das ist ja offenbar — nicht eine Karikatur, der Ausdruck wäre viel zu stark —, aber jedenfalls ein Produkt künstlerischer Selbstironisierung, das uns im voraus sagt, wie frei der Künstler über der Wirklichkeit schwebt, da er sich so über sich selbst erheben kann. Noch mehr liegt diese Wirkung in dem wahrhaft drolligen „Familienbild“. Hier ist alles phantastisch und ins Traumhafte, Märchenhafte erhoben. Wo hat es je ein solches Familienbild gegeben? Da ist in der Mitte die behäbige Hausmutter mit ihrem guten

und doch energischen Frauengesicht, die Familienmutter, wie man sie sich vorstellt, und ihr gegenüber, ebenso vortrefflich gezeichnet, ebenso gut gemalt, der Vater mit leicht angegrautem Haar: Das ist die reine, echte Bildniskunst; man sieht den beiden Köpfen schon an, wieso der Künstler, ihr Sohn, ein Charakter werden mußte. Hinter dem Vater sitzt dieser selbst mit seinem Struwelkopf, den Finger an der Stirn, die Zigarette zwischen den Fingern, mit einem ganz kostbaren Ausdruck von ruhig beobachtendem Lebensblick, fein gemalt bis in Kragen und Krawatte und das gestreifte Hemd; der Körper aber phantastisch ausgestreckt in endlos lange Beine, denen selbst der Glanz der Stiefeletten nicht fehlt. Aber nun gleitet das beziehungsreiche Bild vollends ganz ins Phantastische hinein. Wo kommt die Kellnerin (natürlich eine bestimmte Kellnerin) her, mit der Weinflasche und dem Kuchen auf dem Servierbrett? Auf dem einen Bein des Künstlers sitzt ein weibliches Figürchen, das irgendeine Beziehung zur Geschichte der Familie hat; im rechten Mittelpunkt des Bildes schwebt das tanzende Brautpaar, zu



Bahnlinie. Gemälde. 1922



Hochzeitsgesellschaft. Gemälde. 1924

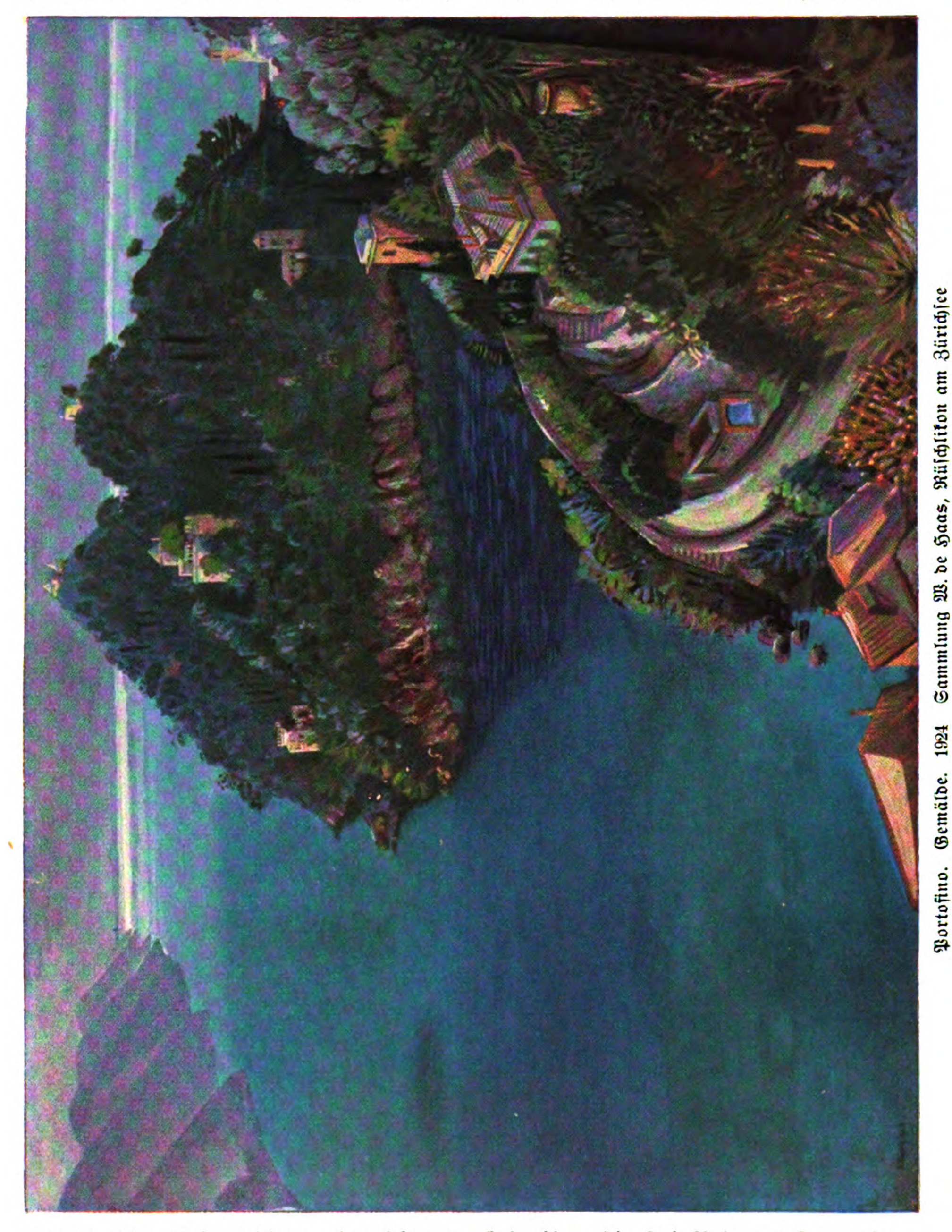
dessen Hochzeit das Bild gemalt worden ist, humoristisch genug aufgefaßt und ohne ängstliche Bemühung um die räumliche Konstellation. Der Künstler muß aber noch hinter der Mutter den zweiten Bruder anbringen, dem die volle Familienähnlichkeit nicht fehlt, der aber trotzdem in dieselbe Phantastik hinaufgerückt ist; denn er, der angehende Arzt, sieht mit dem Stethoskop auf die Weltkugel herunter, wo er sich in Italien sein kommendes Reiseziel betrachtet. Und ihm gilt nun auch der Höhepunkt phantastischen Spiels, den das Bild aufweist, denn von der blinkenden Mondsichel, die an dem sternbesäten Hintergrund der Nacht steht, zieht sich die Himmelsleiter herunter, auf der „die künftige Geliebte" ihm entgegengeht. Schwerlich, wie ich eben sagte, hat es je ein solches Familienbild gegeben; und einige niederländische Familienbilder humoristischer Art reichen bei weitem nicht an das heitere Spiel dieser Darstellung heran, so voll Liebe, so voll phantastischen Humors, so voll von heiteren Beziehungen, und dabei voll dieser unerschöpflichen Feinheit in allen künstlerischen Details.

Es ist natürlich nicht möglich — und ist auch nicht nötig —, alle die feinen Bilder heiteren und tätigen Menschenlebens, die unsere Auswahl enthält, mit dieser Ausführlichkeit zu besprechen; wir müssen uns auf eine Hervorhebung der allgemeinen Züge beschränken.

Der Überblick über die Figurenbilder, genauer: über die im wesentlichen zur Darstellung menschlichen Lebens bestimmten Bilder — denn die Szene bedeutet bei Nägele künstlerisch in der Regel soviel wie das, was auf ihr vorgeht — offenbart einige neue Eigentümlichkeiten seiner Kunst. Die erste ist, daß er ursprünglich von Biedermeiereindrücken beeinflußt ist, die z. B. in dem „Konzert" von 1909 und in der Artistenszene „Auf allerhöchsten Befehl" von 1908 den Gesamteindruck bestimmen. Die Umrahmung läßt hier auch die dekorativen Fähigkeiten des Künstlers im schönsten Lichte erscheinen. Niemand wird dieses Ausgehen von der Biedermeierzeit für zufällig halten, der sich die ganze Art der Kunst Nägeles klargemacht hat. Charakteristisch ist weiter die Großräumigkeit, die er braucht, um seine Figuren in dem kleinen Format

zu halten, das soviel zu ihrer humoristischen Wirkung beiträgt. Besonders auffallend ist aber die dritte Eigentümlich-

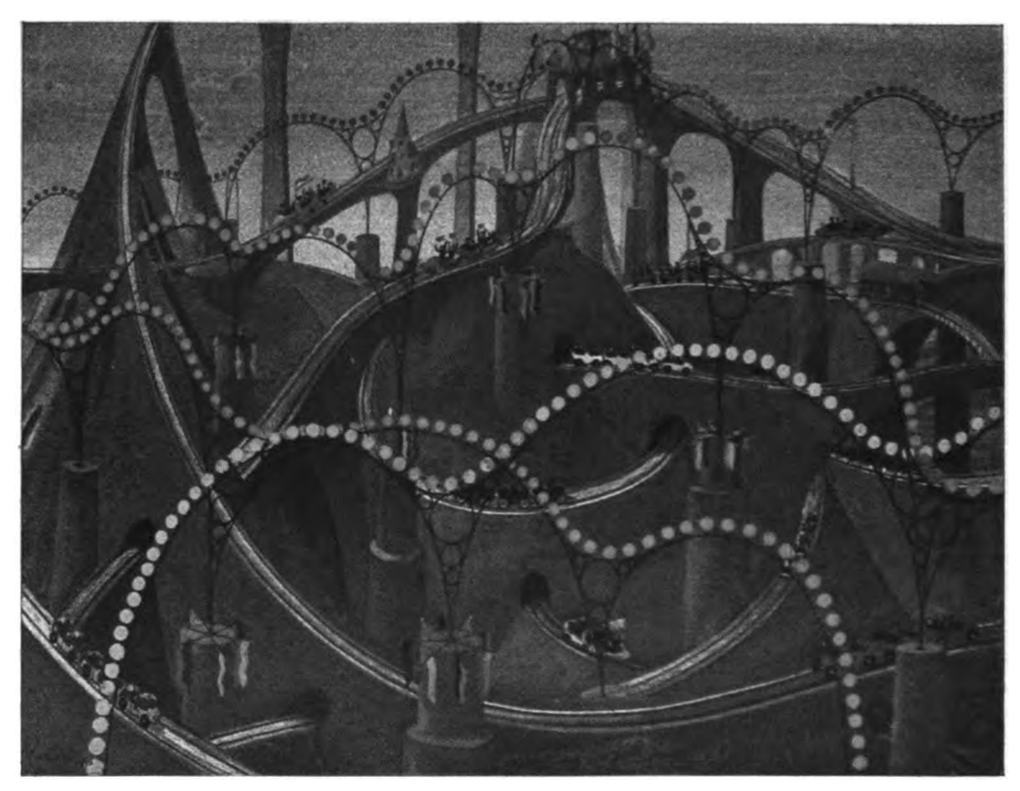
spektive genommen. Schon das „Volksfest“ von 1919 gibt einen Blick von oben auf das bunte Gewimmel. Der Blick auf die beiden



Portofino. Gemälde. 1924 Sammlung W. de Haas, Rüschlikon am Zürichsee

keit, die sich in diesen Bildern, aber nicht nur in den früheren Werken offenbart: das ist die, daß der Blickpunkt fast überall sehr hoch genommen ist. Das gilt auch von einem großen Teil seiner Landschaften; manche Bilder wirken fast wie aus der Vogelper-

Zeltreihen, die Trinkbuden auf der einen Seite, die Karussells und Schaubuden auf der andern, kontrastiert auf die reizvollste Weise mit der sich dazwischen durchschiebenden Volksmenge, zeigt wirksam in dieser die „drangvolle fürchterliche Enge“ und den



Berg- und Talbahn. Gemälde. 1925

Lebensstrom, der hier wie eine Naturmacht pulsiert. Besonders humoristisch wirkt in der Seiltänzerszene von 1908 der im Hintergrund von einem kleinen Hofstaat umgebene „allerhöchste“ Herr; und infolge des hohen Blickpunktes gelingt es dem Künstler, im Kontrast dazu im Vordergrund auch noch die Zigeunerwagen des Künstlervölkchens samt seinen luftigen Garderoberäumen, beschattet nur von ein paar zierlichen Bäumchen, sowie die das Seil straff haltenden kleinen Pagenfigürchen sichtbar zu machen —; welch netter Gedanke, dieser Ersatz der dienenden Geister durch das zierlich gekleidete Pagenkorps! Eine ähnliche Wirkung erreicht der Künstler in der „Modenschau“ von 1922, wo wir neben den Mannequins auf dem Podium des Hintergrunds auch noch die Sitze und die Bewegungen des Publikums um die Tische der Restauration sehen. Man achte bei diesem Bild (wie bei der „Hochzeitsgesellschaft“) auch auf die Feinheit der Farbenwahl. Das dunkle Grün der Sessel im Vordergrund hellt sich durch das Orange der Sperrsitze vor dem Podium allmählich zu lichtem Gelb auf, bis die Hinterwand mit einem reizenden, in Weiß kulminierenden Hellgrün abschließt. Das heißt man Farben mit Verstand anwenden!



Selbstbildnis von 1927. Zeichnung



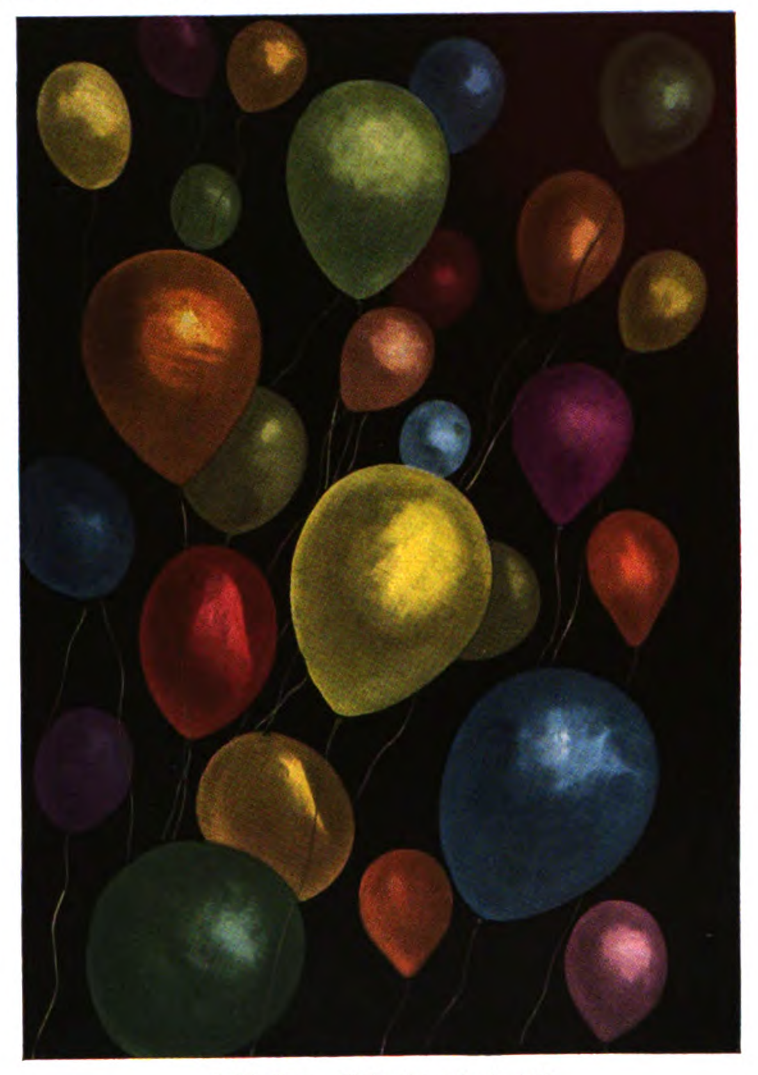
Gipsergerüst. Gemälde. 1924. Im Besitze der Staatl. Gemälde-Galerie, Stuttgart

Man sieht hier, wie der hohe Horizont dem Künstler Gelegenheit gibt zu den mannigfachsten, ganz ungesuchten Farbenwirkungen, die wiederum ein Zeugnis dafür bilden, daß er sich der dekorativen Innenkunst nicht vergebens gewidmet hat. Diesem Bildungsgang Nägeles entspringt wohl auch neben der außerordentlichen Reinlichkeit der Technik, die den Bildern eine lange Dauer sichert, das meiste, was sonst in der Technik Nägeles bemerkbar wird, seine ausschließliche Verwendung der Temperafarben und dann seine Neigung zu technischen Experimenten, wie sie z. B. in den „Hinterglasmalereien" sichtbar wird. Hier erreicht der Künstler oft die erstaunlichsten Farbenwirkungen, wie sie uns in den Kinderballons unseres letzten Bildes entzücken können.

Nicht ganz einfach ist es schließlich, sich das Besondere an Nägeles Landschaften klarzumachen; und auch das graphische Werk Nägeles, in dem man gern Aufklärung holen möchte, versagt für diesen Zweck. Er geht da andere Wege als in dem farbigen Bild. Man würde bei der ganzen Art des Künstlers etwa viel feinge-



Die Königsstraße in Stuttgart. Gemälde. 1927
Aus der Ausstellung des Kunsthauses Schaller, Stuttgart



Luftballons. Hinterglasmalerei. 1925

strichelte Kaltnadelarbeit erwarten. Statt dessen sucht er malerische Wirkung in breiten getönten Flächen, und erst in den späteren Werken erreicht er auch in der Radierung die intimen Wirkungen, die man an ihm gewöhnt ist. Von den gemalten Landschaften kann man etwa sagen, daß es weder architektonische Einzelheiten noch bloße Veduten sind, die ihn interessieren. Er geht auch hier auf Weiträumigkeit, auf ein ganzes Stadtbild wie bei „Böblingen" oder überhaupt auf die Tiefendimension, wie in „An der Ostsee" oder diesem wahren Juwel seiner Kunst, der „Königsstraße in Stuttgart"; auch hier bevorzugt er endlich den hochgelegenen Standpunkt, der ihm die Tiefe aufschließt, zu deren Versinnlichung ihm auch Eisenbahn- und Straßenbahnlinien sehr willkommen sind. Aber der eigentliche, der intime Reiz seiner Landschaften beruht doch in erster Linie auf der Liebe, mit der alles Einzelne gemalt ist und die, so wie er sie eben macht, auch langweiligen Dächern und geraden Bahnlinien, ja selbst Gipsergerüsten eine wirkliche Schönheit gibt.

Diese Künstlerliebe zu seinem Gegenstand, die sich in der herrlichen Feinheit der Abeit auslebt, macht die meisten Bilder Nägeles zu wirklichen Kostbarkeiten, so daß man versucht ist, die Prophezeiung zu wagen, es werde eine Zeit kommen, wo man sie mit Gold aufwiegt.

Gedichte

Arbeiterinnen. Von Alexander von Sacher-Masoch

Dort sitzen sie auf langgereihten Bänken,
Die Mädchen – ihre Hände ruhen nie –
Mit feinen, oft noch kindlichen Gelenken
Wie Puppen steif und ohne Melodie.

Wohl streut der Frühling über ihre Wangen
Ein Leuchten holder Reife gütig hin.
Wenn erst vom Sturm die Nebeldecken sprangen
Und vor den Scheiben Sonnenstäubchen ziehn –

Dann spannen sie der Wünsche Segel vor.
Dann ziert ein Lächeln ihre bleichen Wangen.
Sie fahren durch das ewige Frühlingstor
Ein in die Bucht der blühenden Verlangen.

Und ihre Hände, die seit vielen Tagen
Den selben Griff zum Überdrusse leben,
Oder wie tot im herben Schoße lagen,
Bereiten sich zu wundervollem Geben.

Unter dem Stern. Von Max Bittrich

Hat dir in ewigen Reichen,
Von keinem zu Ende geahnt,
Heut nicht ein Stern ohnegleichen
Lichte Wege gebahnt?

Strömt nicht wie Maienregen
Warm auf dürstende Saat
Dir aller Liebe Segen
Mild auf steinigen Pfad?

Laß dich fromm überwältigen
Von der Hirten Gesang!
Aber im hundertfältigen
Gutsein lohe dein Dank!

Kind. Von Erna Grautoff

Als du winzig noch, mir hingegeben,
Blinden Blicks an meinem Halse spieltest
Und mit deines Fingers schwachem Leben
Angstumklammert meinen Finger hieltest,
Als dein runder Mund, der zahnlos warme,
Alle Daseinssüße aus mir sog,
Dein Gesichtchen, kaum aus meinem Arme
Schon zu bitterm Weinen sich verzog, –
Wollt' ich so mit Liebe überdachen
Dein Geschick, daß hemmungslos
Alles Weinen, alles Lachen
Du hinschüttetest in meinen Schoß.

Sehe ich dich heut, aus schmalen Füßen,
Tulpenschlanken Schenkeln aufgereckt,
Wie dein Körper sich mit aller süßen
Kraft ins eigne Leben streckt, –
Ach, dann wird der bange Schrei: Verbleibe!
In der schmerzerprobten Brust nicht still,
Daß ich mich mit ganzem Mutterleibe
Leid verhütend,
Gott begütend
Über deine Jugend werfen will.
Aber damals schon in Angst und Wimmern
Warst du, mir am Herzen noch, allein.
Heute lockt bereits das ferne Flimmern
Fremder Lust dich in die Welt hinein.

Und mit aller Liebe, allem Bangen
Muß ich sein, was du einst schienest: Blind.
Darf nicht schirmen, darf nicht nach dir langen;
Heimlich flüstern nur: Du mein! und: Kind!

Die Sintflut im Lichte der Welteislehre

Ein Deutungsversuch von Dr. Hans Wolfgang Behm

Erschütternd spricht das Bibelwort: „Da aber der Herr sahe, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, reuete es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden . . . Ich will die Menschen vertilgen von der Erde . . . Und in dem sechshundertsten Jahr des Alters Noahs, am siebzehnten Tage des anderen Monats, das ist der Tag, da aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe und taten sich auf die Fenster des Himmels . . . Und das Gewässer nahm überhand und wuchs so sehr auf Erden, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden . . . Alles, was einen lebendigen Odem hatte im Trockenen, das starb."

Wir Gegenwartsmenschen, beflügelt mit der unabänderlichen Sehnsucht nach Erkenntnis des wirklichen Geschehens und Abspiels aller Dinge, haben auch diese Sintflutüberlieferung in das Prokrustesbett einer wissenschaftlichen Deutbarkeit gezwängt. Ohne die Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift antasten zu wollen, ist ganz besonders die erdgeschichtliche Naturforschung zu zeigen bemüht, welch ein Naturereignis in noch historischer Zeit dem Sintflutbericht zugrunde liegt. Ein bedeutsames Erdbeben im Persischen Golf, begleitet von einem Zyklon, würde die Wasser landeinwärts über die Mündungsgebiete des Euphrat getrieben und eine verheerende Überflutung der mesopotamischen Niederung erzeugt haben. Somit würde es sich bei der wirklichen Sintflut lediglich um ein örtlich engumschriebenes Gebiet gehandelt haben, auf dem schlimmstenfalls doch nur ein geringer Bruchteil der Menschheit vernichtet werden konnte. Diese recht eigentlich noch heute gangbarste Forschungsperspektive ist trotz allem nie unwidersprochen geblieben.

Wohlverstanden ist die biblische Sintflutüberlieferung nur ein Sonderbericht unter weit über hundert ähnlichen Berichten, die heute, aus allen Erdteilen verbürgt, eine überaus emsige Forscherarbeit zusammengetragen hat. Zum mindesten spricht die gesamte Sintflutüberlieferung von beispiellos ungeheuren Wassermengen, die allenthalben über die ganze Erde fluten, läßt aber nirgends das Abspiel eines allgewaltigen Wirbelwindes, auch sagenhaft verschleiert nicht, durchblicken. Immer sind es nur wenig Auserwählte des Menschengeschlechtes, die dem Ertrinkungstod entrinnen.

Sollte die Erinnerung an eine allgemeine große Wassersnot der Erde sich so zwingend notwendig durch die Jahrtausende fortgetragen haben, wenn nicht ein ganz gewaltiges Naturereignis dahinterstünde? Sollte eine nur örtlich beschränkte und im verhältnismäßig kleinen Ausmaß sich abspielende Katastrophe in einem die ganze Erde umspannenden Mythos nachklingen? Muß in der Mythe selbst, entkleidet dichterischer Verbrämtheiten, nicht irgendwie die zwingende Wirklichkeit selbst noch nachzittern?

Jene Erdgeschichtsforschung, die heute noch vorherrschend dem Grundsatz des allenthalben ständigen Gleichgeschehens auf dem Erdstern huldigt, wird diesem Fragespiel gewiß nur äußerst kühl begegnen können. Wem das heute auf Erden zu beobachtende geologische Kleingeschehen genügt, um durch dessen bloße Summierung in entsprechend langen Zeiträumen den Gang der Erdgeschichte geklärt zu sehen, wird sich nur schwerlich mit Großkatastrophen der Erdvergangenheit und weiteren der Erdenzukunft befreunden können. Trotzdem: der Gedanke, daß Großkatastrophen bisweilen den Erdball bestürmt haben, und es demnach gestattet ist, von Revolutionen der Erdgeschichte zu reden, war mitunter das Autoritativste der geologischen Lehrmeinung überhaupt, und in manchen Ausblicken jüngster Erdgeschichtsforscher kehrt er wieder.

Es bleibt ganz unverständlich, dem Erdkörper aus eigenem Impuls heraus etwa ein Riesenflutschauspiel zuzumuten. Wo sollten die Wasser herkommen, die rücksichtslos alles ersäufend über die Erde stürmten, oder wo zum mindesten konnten sich diese Wasser auf der Erde vorher gestaut haben und welche Macht verschuldete die Schleusenöffnung? Keiner der vielen Erklärungsversuche war uns überzeugend.

Doch werden wir uns statt dessen einmal bewußt, daß gegenwärtig berufene Forscher rechnerisch beweisen möchten, daß unser braver Erdmond sich der Erde nähert. Mag diese Annäherung auch jährlich noch so gering sein, so würde eben doch in etlichen Jahrhunderttausenden eine Vermählung von Mutter Erde mit ihrem Trabanten gegeben sein. Eine solche Weltkörpervermählung mag den abenteuerlichsten Mut-

maßungen Spielraum geben. Aber daß ein solches Ereignis in ferner Zukunft nun wirklich stattfinden dürfte und wiederum schon wiederholt stattgefunden hat, ist nur eine der zwingendsten Folgerungen jener weitumfassenden und weitblickenden Theorie vom Welteis des Wiener Ingenieurs Hanns Hörbiger, die heut unser gesamtes naturwissenschaftliches Blickfeld geradezu umstürzend zu korrigieren sich anschickt.

Hier genügt es zu wissen, daß bei dieser Theorie insbesondere Wasser und vorherrschend in seinem festen Zustand des Eises eine ganz erhebliche Rolle im gesamten Weltgeschehen spielt. Auf einem ewigen Widerstreit der Mächte Glut und Eis beruhen der ganze Rhythmus des Weltenseins, die Geburt der Sonnenwelten, die Sonnentätigkeit, das Schicksal der Planeten oder Wandelsterne und nicht zuletzt das der Erde. Aus der Überlegung, daß die Bahnwege aller ein Zentralgestirn umlaufenden Himmelskörper infolge eines Weltraumwiderstandes (Wasserstoffäther?) schrumpfen und die Körper selbst schließlich dem Zentralgestirn zufallen müssen, wird verständlich, daß unsere Sonne auch alle sie heute noch umlaufenden Planeten dereinst mit ihrer Masse vereint haben wird. Und weiterhin bleibt einzusehen, daß alle heute noch die Wandelsterne umschwingenden Trabanten oder Monde sich vordem schon den Wandelsternen angereichert haben müssen. Da unsere Erde als Wandelstern gegenwärtig von einem Monde umlaufen wird, so wird zwangsläufig auch unser Erdstern sich einmal die Mondmasse einverleiben müssen.

*

Hinter diesem Schicksalsbilde der Zukunft verbirgt sich aber erst ein solches der Vergangenheit. Heute sind es ja nur mehr wenige Wandelsterne, die unsere Sonne umkreisen. Ganz nahe der Sonne läuft Merkur. Es folgen im zunehmenden Abstand von der Sonne Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Befreunden wir uns mit dem Ausblick, daß die Schar dieser Planeten früher bedeutend zahlreicher war und die Bahnwege der heutigen Planeten noch beträchtlich entfernter der Sonne verliefen, so steht nichts im Wege, zwischen der heutigen Erd- und Marsbahn in früheren Zeiten ebenfalls noch weitere Planeten zu vermuten. Und das Schicksal dieser heute längst nicht mehr bestehenden Planeten ist unschwer zu erraten. Jeder dieser Planeten kam schließlich der Erdbahn bei unentwegter Bahnschrumpfung bedenklich nahe. Einmal in den Schwere- oder Anziehungsbereich der Erde geraten, wird solch ein Planet sein Wandelsterndasein aufgegeben haben, d. h. er war gezwungen, nun nicht mehr als Planet die Sonne, sondern als Mond die Erde zu umlaufen. Ein solcher Mond wird wiederum seinem irdischen Gebieter ständig näherrücken, um endlich der Erde sich anzugliedern. Dieser Angliederungsvorgang ist der allgewaltige Schlußakt einer Mondtragödie, er ist die wirkliche Ursache einer Sintflut auf Erden und er bewirkt, daß die Erde nunmehr geraume Zeit keinen Mond besitzt oder mit anderen Worten die Epoche einer mondlosen Zeit erlebt.

So sehen wir das Schicksal der Erde an ihre Monde geknüpft, behaupten, daß die Erde im Zeichen eines sie umschwingenden und sich ihr ständig nähernden Mondes ihre wirklichen Großkatastrophen erfährt, dagegen im Zeichen der verhältnismäßig lange währenden mondlosen Spannen nach mählicher Genesung nach einem Mondniederbruch in Ruhe verharrt. Und die Etappen eines Erdzeitalters heben sich scharf umrissen voneinander ab. Eine Mondangliederung mit dadurch bewirkter Sintflut ist gerade vorbei. Mondlos zieht die Erde ihre kosmische Wanderfahrt. Ein vordem selbständiger Planet wird zum neuen Monde eingefangen, und hierbei erfährt der Erdball eine erste große Erschütterung. Noch ist der Beginn einer Mondeszeit höchst katastrophenlos, aber der Mond nähert sich und läßt dabei den Erdball in Wehen zucken, die ungeheuerlich gerade das Leben beeinflussen. Die Sintflut hat demnach folgerichtig der Vorgänger des Jetztmondes verschuldet.

Unstreitig hat der mutmaßlich etwas kleinere Vorläufer des Jetztmondes zunächst einen ganz ähnlichen Einfluß auf die Erde ausgeübt, wie der gegenwärtige Mond. Bei etwa noch sechzig Erdhalbmesser Entfernung löst ein Mond rings um den Erdball jenes gewaltige Pulsen des Meeres aus, das wir als Flut und Ebbe mit dem Namen Gezeiten zusammenfassen. Weit mehr als die feste Erdoberfläche folgt vorläufig die bewegliche Wasserhülle infolge der leichten Verschiebbarkeit ihrer Teilchen der auf sie einwirkenden Kraft. Im Maße aber, als sich ein Mond der Erde langsam nähert und sich dann mit kürzerer Umlaufszeit bewegt, werden die Zugkräfte nach und nach eine ganz ungeheure Steigerung erfahren und ihre Einwirkung auch auf die Festlandmasse und nicht zum wenigsten auf die Lufthülle geltend machen.

Es werden die Wasser der Erde äquatorwärts zu einer Gürtelflut zusammengesaugt, die Polgebiete und höheren Breiten ganz entwässert. Umläuft schließlich der bis auf

wenige Erdhalbmesser angenäherte Mond im Zeitraum eines Tages die Erde, so ist das feuchte Element der Erde in zwei riesenhaften Flutbergen über Afrika einesteils und über den Stillen Ozean anderenteils verankert. Nur in zwei schmalen, zwischen den Flutbergen liegenden äquatoriellen Tropengebieten herrscht ein dem Leben zuträgliches Klima, während über alle anderen Gefilde der Erde infolge der mondbewirkten Luftabsaugung und Luftverdünnung eine Eiszeit starrt. Und die eigenartige Stellung der Erdachse zur Ebene der Mondbahn bewirkt, daß täglich urgewaltige Wassermengen der beiden Flutberge nord- und südwärts über die Erdoberfläche geworfen werden, so ungeheuerlich, daß Gebirge von beispielsweise Kaukasushöhe spielend überlaufen werden. Die Erde erlebt eine große Gebirgsbauzeit. Die weithin pendelnden Flutausschläge scheren Ozeanböden ab, knicken Wälder buchstäblich zusammen, tragen das Rodungsmaterial fort und lagern es in den Ebbegebieten schichtbauend ab. Und diesen Höllentanz der Fluggewalten begleiten da und dort die Feuerschlünde der Vulkane.

*

Nach Überholung dieser Gebirgsbauzeit bei weiterer Annäherung des Mondes und seiner dann schnelleren Umlaufszeit als die Drehungszeit der Erde treten die vordem verankerten Flutberge wieder eine, nun gegensätzliche, Längenwanderung an. Eine zweite, rings den Äquator umspannende Gürtelflut ist das Endergebnis. In wildem Aufruhr befindet sich die regengetrübte Atmosphäre. Es wird nie recht Tag und angesichts der nun riesenhaft erscheinenden und außerordentlich leuchtkräftigen Mondscheibe nie recht Nacht. Zweimal täglich erleben unsere mitteleuropäischen Breiten eine totale Sonnenfinsternis und zweimal eine ebensolche Mondfinsternis. Bald naht der große Schlußakt, da der Mond sich auflöst und in Trümmer geht. Da im Sinne der Welteislehre jeder Mond über einem festen Kern einen erheblich dicken Panzer von Eis trägt, zieht anfänglich ein kometenschweifähnlicher Schwarm von Eisgetrümmer zur Erde. Jeder Schwarmbestandteil liefert eine Hagelwolke, die spiralig zur Erde gleitet. Selbst gletscherblockartig stürzt Mondeis in die Lufthülle. Wolkenbrüche und Riesenhagel von unbeschreiblicher Heftigkeit, kosmische Stürme und elektrische Entladungen größten Ausmaßes bestürmen die Erde. Das zur Erde gleitende reine Mondkrusteneis wird weiterhin mit Schlamm aus dem Mondkern untermischt. Schließlich zersplittert auch der Rest des Mondkernes, stiebt auseinander und bewirft die Erde mit einem Gesteins- und Eisenschlackenhagel. Da nun keine Kraft des Mondes mehr auf die Erde einwirkt, endet jener Zwang, der den Erdkörper (übertrieben gesagt) eiförmig und die Gesteinshülle zu einem gewölbten Tropenwulste verzogen hatte und der vor allem die Wasser der Erde zu einem gewaltigen Reservoir dem Gleicher entlang gestaut hatte.

Jetzt wird die Erde wieder in ihre Kugelform zurückgesetzt. Es stöhnt und faucht und poltert und ächzt da und dort ganz fürchterlich auf Erden. Schollensenkungen, Grabenbrüche, Verwerfungen werden ausgelöst. Dem Ozeanwasser ist vielfach Gelegenheit geboten, an die feindliche innerirdische Glut heranzukommen. Entsprechende Magmaergüsse fluten gleich feurigen Schlangen über ahnungslose Gefilde hin.

*

Doch das Bedeutsamste von allem tritt jetzt erst ein. Ein Schlußakkord der Götterdämmerung! Die Stauungsentfesselung des äquatornahen Wasserreservoirs tritt ein. Die aufzugsbereiten Schleusen werden geöffnet, die Sintflut kommt zum Ausbruch. Zwei riesige Ring-Flutwellen stürmen nördlich und südlich von den Tropen her gegen die höheren Breiten zu und ebben in wiederholten Pendelschlägen hin und zurück. Sie laufen auch erheblich polwärts, da der breite Strom, je weiter nördlich und südlich er flutet, auf immer schmäler werdende Kugelkalotten sich ergießen muß.

Hier stehen wir, noch fast erdrückt von der Wucht des Nacherlebens, vor dem wirklichen Schauspiel einer Sintflut auf Erden. Eine Sintflut, die, entsprechend mehreren Vorgängern des Jetztmondes, sich schon wiederholt auf Erden ereignet haben muß und die wieder kommen wird, sobald der Mond das Schicksal seines Vorgängers teilt. Hier soll nur leise angedeutet sein, daß zuzeiten der mittelbaren Mondannäherung und der schließlichen Mondzertrümmerung das Leben der Erde jene gewaltigen Impulse empfängt, die uns die Schicksalspfade alles Lebens und der Menschheit umwälzend neu begreifen lassen. Die in den letzten Jahrzehnten viel erörterten Fragen nach Abstammungs- und Entwicklungswegen der Lebewesen, nach den treibenden Kräften der Artumwandlung erfahren eine zwingend großartige Deutung. Es ist ja immer wieder betont worden, wie weit und an Wundern reich doch der Weg sei von jenem Plasmakügelchen der Urweltwoge bis hin zu jener an die Hirnmasse geketteten Bewußtseinsfülle eines Menschen. Aber es ist ebenso vergeblich ständig versucht worden, diesen Weg durch die Formel taten-

loser und schöpferisch wenig beschwingter Zufallsantriebe gedanklich meistern zu wollen. Wir aber möchten folgern, daß der Aufstieg des Lebens und die Entfaltung lebendiger Wesen im Verlaufe der Erdgeschichte durch kosmische Gewalten bestimmt worden ist. Ohne die gewaltigen Erschütterungen, die ein sich der Erde nähernder Mond auf Erden auslöst, bliebe der wundersame Werdegang des Lebensganzen, die Spezialisierung zu unendlich vielseitiger Formenfülle einfach unverständlich. Es bedarf zeitweilig kosmisch bedingter Antriebe, um das Leben nicht in träger Stagnation verweilen, sondern sich zu neuer Formgebung rüsten zu sehen. Jedes Mondesschicksal, d. h. jeder Tod eines vordem selbständigen Planeten, bereitet gewissermaßen eine Lebenswende auf Erden vor. Jede Sintflut war ein Abschluß katastrophalen Großgeschehens, war der Schlußstein schreckhafter Naturtragödien und damit zugleich der Vorläufer einer sich nunmehr zum ewigen Frühling rüstenden Erde. Jetzt war dem Leben der Erde beschieden, von der katastrophalen Heimsuchung zu genesen und zugleich im Schicksalsspiel geruhsamer Entspannung neue Formen seiner Gestaltung zu erzeugen.

*

Beschließend sei nochmals an die Bibel erinnert. Aus jener der religionswissenschaftlichen Forschung noch höchst schleierhaft gebliebenen Offenbarung Johannis ist schlechterdings der gesamte Verlauf einer mondbewirkten Katastrophenzeit auf Erden mit dem gigantischen Abschluß einer Sintflut herauszulesen. Ein paar vergleichende Stichproben mögen als Beispiel genügen. „Und es ward geschlagen das dritte Teil der Sonne und das dritte Teil des Mondes und das dritte Teil der Sterne, daß ihr drittes Teil verfinstert war, und der Tag das dritte Teil nicht schien, und die Nacht desselbigengleichen." Hinter diesem Bilde verbirgt sich zweifelsohne die unmittelbar vorsintflutliche Zeit mit den täglich mehrmaligen Sonnen- und Mondfinsternissen. „Und es ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut; und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleichwie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft." Diese Worte würden den Beginn der Mondauflösung kennzeichnen, indem die zur Erde fallenden Sterne den Mondeistrümmern entsprechen und die Schwärze der Sonne eine allgemeine Verfinsterung widerspiegelt. „Und ein großer Hagel als ein Zentner fiel vom Himmel auf die Menschen . . . Und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel. Und der dritte Teil des Wassers ward Wermut." Nichts anderes als die Anreicherung der restlichen Mondkernmassen, die zum mindesten die äquatorialen Wasser der Erde erwärmten, trübten und bitterten, spricht aus diesem Bilde.

Fragen wir nach der mutmaßlichen Zeit, die seit der letzten Sintflut verrauscht ist, so dürfen wir getrost einige Jahrmillionen ansetzen, denn nach dem Abebben der Sintflut erlebte die Erde ihre jüngstverbürgte mondlose Spanne. Uralte Überlieferungen z. B. der Arkadier oder Ägypter von Vormondmenschen oder Proselenen würden wiederum an diese mondlose Zeit erinnern. „Vorhanden waren nur die Arkadier, von denen es heißt, daß sie vor dem Monde lebten, Eicheln essend auf den Bergen." Jedenfalls ist das Menschengeschlecht schon außerordentlich alt, viel älter als man bislang anzunehmen geneigt war. Eine hartgeprüfte und zum Teil vertierte Menschheit hatte sich bis in die letzte mondlose Zeit hinein durchgeschlagen, um nun allenthalben wieder zu gesunden. Sehr vermutlich bildeten sich damals äußerst hohe Kulturen heraus, nicht zum wenigsten das vielumstrittene, in Dialogen Platos köstlich beschriebene Atlantisreich. Es erstreckte sich offenbar über einen tropischen Landrücken, der heute bereits wieder von den Wogen des Atlantischen Ozeans überspült wird. Sobald nämlich vor etlichen Jahrtausenden die mondlose Erde ihren heutigen Mond zum umschwingenden Begleiter erhielt, stürmten beträchtliche Wassermengen der Erde überraschend plötzlich äquatorwärts und begruben dabei auch Atlantis in den Fluten. Auch einen solchen Mondeinfang und die dadurch ausgelöste Mondeinfangsflut finden wir im Sagenschatze der Menschheit verewigt.

Jedenfalls war diese Mondeinfangsflut ein eindringlicher Auftakt für kommende Dinge. Unser Erdmond muß notwendig das Schicksal seiner Vorgänger teilen. Doch wird er vordem all die erwähnten Schrecknisse einer vorgeschrittenen Mondeszeit auf Erden in noch verstärktem Maße auslösen. Damit hat es aber noch gute Weile. Gewiß, eine kommende Sintflut wird (mutmaßlich nach vielen Jahrtausenden erst) rauschen, aber wohl als letzte überhaupt, die eine Menschheit noch zu überdauern vermag. Doch wer möchte nicht vor der Frage erschauern, was bis dahin aus dieser Menschheit möglicherweise schon geworden ist. Mag sie den Kosmos erobert haben und mitleidig das Schauspiel einer irdischen Sintflut belächeln oder sie mit dem Urlaut natürlicher Erdgebundenheit die Wasser des Himmels beschwört?



Meister der Graphik: Bruno Goldschmitt
Radierung aus der Faustfolge
(„... raubschiffend umsegelte Menelaus...“)

Mitten in Europa

Novelle von Eugen Roth

Doktor Belling, ein fünfunddreißigjähriger Deutscher, kam mittags in Alkmaar an, streifte durch das reizende holländische Städtchen, fand am Ortsrand, vom Dome kommend, einen Autobus nach Bergen und stieg kurzentschlossen ein. Er fuhr durch den heißen Sommernachmittag, nach rechts den Blick in die unermeßliche grüne Ebene, in der schwarzweiße Kühe und braune Pferde zwischen Hecken und niedern Baumgruppen sich bewegten. Links standen Wellen von zwerghaftem Wald, mächtig aufgeworfener Dünensand, jäh gestaut, wie von unsichtbaren Kräften gehalten.

Bergen war ein freundlicher Villenort mit kleinen Häuschen in Gärten, die aus sattem Weideland gegen die dürre Krautnarbe der sandigen Dünen vorstießen. Doktor Belling, einzig getrieben von der Sehnsucht nach dem Meere, lief mit raschen Schritten durch das besiedelte Gelände, überquerte einige Bezirke, die flüchtig zu Bauplätzen aufgeteilt waren und in denen sich unermüdlicher Sand über die Wege schob, und war bald auf einem kleinen Pfad, der mühsam durch ein Unterholz von Eichen vordrang. Der Sand war glühend heiß und schon tief, wie schaukelnd in kleinen Wellen. Man ging schlecht; fast war es jetzt besser, als der Weg aufhörte. Der Fremde stieg nun, das Gestrüpp hinter sich lassend, in der stillen, lautlosen Hitze die erste Düne empor, in einer jähen Hast, fiebernd, das Meer zu erblicken. Eine schier afrikanische Landschaft — dachte er und ihm gefiel das Abenteuer. Eine breite Tafel und in weiter Entfernung, wenn er recht sah, eine zweite, erinnerte ihn daran, daß er in Europa war. Er entzifferte auch richtig ein Verbot, den Dünengürtel zu betreten, aber er lachte verächtlich. Mit doppelter Eile rannte er, im Sand immer wieder zurückrieselnd, den aufgeworfenen Hügel empor. Und stand er atmend, pulsenden Blutes, droben in der schwirrenden Schwüle. Sein Auge suchte das Meer. Aber er sah nichts als eine Dünenkette, weithin, gegen die schräge, stechende Sonne. Nach rückwärts gewendet überschaute er den Streifen Wald, den er durchquert hatte. Dahinter lugte die Ansiedlung hervor und den Horizont schloß tiefgrün das flache, saftige Weideland. Des nächsten Hügels und seiner höheren Warte gewiß, eilte der Mann die Böschung hinab, klomm wieder empor. Stachliges Gras wuchs da, Zwerggestrüpp und dazwischen allerlei blumiges Kraut, das er nicht kannte. Winzige Hasen huschten vorüber und schlüpften in ihren Bau. Den Pfadfinder, der schon ganz im Banne dieser Landschaft stand, kam die Lust an, den Tieren nachzugraben. Lange mühte er sich, die Gänge aufzureißen, aber alle Arbeit verdarb der rinnende Sand. Große Möwen stießen durch die Luft, weiß und blitzend mit gespannten Flügeln, und seltsame Vögel mit langen Schnäbeln, die in weiten Kreisen ihn umschwärmten, wobei sie klagende, angstvolle Rufe gellen ließen. Er lief in der Senke den Vögeln nach, hoffte dort, wo sie aus dem Gesträuch auffuhren, Nester zu entdecken. Vergeblich. Die schrillen Schreie in der überhitzten, gläsernen Luft höhnten ihn. Er kletterte wieder einen Hügel empor und, als dieser den Blick zum Meere nicht frei gab, einen zweiten und dritten. Jetzt sah er weder die See, noch das grüne Hinterland. Düne warf sich um Düne herauf, lautlos, in flimmerndem, heißem Licht. Die Sonne lag in der Neige des Tages. Der Fremde, mit einem Lächeln seine erste leise Unruhe niederkämpfend, fragte sich, ob er denn auch den geradesten Weg quer durch den Sandgürtel genommen habe. Es wurde ihm klar, daß die geringste Verschiebung des Winkels die Entfernung verdoppeln und verdreifachen müsse. Eine Rast konnte nicht schaden. Doktor Belling setzte sich auf einen Büschel Gras und rauchte. Daß er Hunger und Durst hatte, wollte er sich nicht eingestehen. Spätestens in einer halben Stunde würde er das Meer sehen. Es kam jetzt ein leichter Wind von Westen her und der roch nach Salzwasser und Tang.

Hatte er nicht einmal etwas davon gehört, wie man die Taschenuhr als Kompaß benützen könne? Er zog sie heraus, es ging gegen halb fünf. Er war also seit drei Stunden unterwegs. Hatte man ihm nicht gesagt, es sei nur eine kleine Stunde bis an die See? Sollte er sich wirklich verlaufen haben?

Er brach nun doch eilig auf und wandte sich mehr nach Südwesten. Das Gehen im Sand war mühsam, die Schuhe waren vollgeronnen, die Dünen waren steil. Nun hatten sich fahrige Wolken um die Sonne gezogen und der Wind blies stärker. Er trieb mit leise singendem Ton den Quarzstaub vor sich her. Unvermutet schlug ein Sprühregen

von Sand gegen das Gesicht des Schreitenden. Der war nicht mehr froh. Der gellende Schrei und das unablässige Kreisen der Vögel quälte ihn jetzt. Er begann sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er nicht wenigstens ein Stück Brot in die Tasche gesteckt hatte.

Es war unangenehm, gegen Südwesten zu gehen, die Augen am Winde. Vielleicht war es auch die falsche Richtung. Aber es war wohl das Beste, trotzdem geradeaus zu gehen. Halt — war da nicht ein Weg? Doch, es fanden sich Spuren im Sand. Sie liefen gerade quer, von Süden nach Norden vermutlich. Und es war schwer zu entscheiden, ob man sich nach links oder rechts wenden sollte. Doktor Belling entschloß sich für links und stapfte unlustig eine gute Strecke dahin. Der Weg, sofern es überhaupt noch einer war, nahm jetzt eine scharfe Wendung nach Osten. Und das konnte unmöglich richtig sein. Eine verzweifelte Erbitterung überkam ihn. War es nicht lächerlich, hier umherzuirren wie in einer afrikanischen Wüste, mitten in Europa, kaum eine Stunde entfernt von Seebädern und Villenorten, von D-Zügen und Luxusdampfern, umgeben von einem behäbigen und fruchtbaren Land — und gleichzeitig so verirrt und verlassen — er stampfte vor Zorn mit dem Fuß auf, aber der Tritt fuhr lahm in den Sand.

Es blieb nichts als umzukehren. Er hätte doch gleich nach rechts abbiegen sollen! Stumpfsinnig fast trottete er dahin. Jetzt war der Hunger nicht mehr wegzuleugnen. Eine heiße Schwäche fiel den Schreitenden an. Durst saß ihm fiebrig in der Kehle. Er lief, der fragwürdigen Spur folgend, die unendlichen Hügel entlang.

War das dort oben nicht ein Haus? Ja, und der Weg führte gerade darauf zu. Doktor Belling lächelte. Das Abenteuer schrumpfte zu einer belanglosen dummen Geschichte zusammen. Was hatte er von der Sahara gefaselt? Und war dies bißchen Wind etwa gleich ein Samum? Dort stand ein Haus, dahinter war sicher das Meer, ein Fischerdorf, ein Seebad. Gleich würde er Kurgästen begegnen und in einer halben Stunde konnte er im Gasthaus sitzen oder mit dem Postauto in sein Hotel fahren. Natürlich, man war ja mitten in Europa!

Der Wind war jetzt wirklich zum Sturm geworden, der, bei seltsam zerfahrenem und fahlem Himmel, schwere Wellen von Sand vor sich herpeitschte. Aber dort stand ja das erste Haus. Er trat auf den Kamm der Düne, warf ungeduldig die Augen nach Westen, angstvoll, er könnte enttäuscht werden. Aber er sah einen bräunlich-grünen Strich, haarscharf und eben zwischen die runden Buckel gezeichnet — das Meer! Ja, es war das Meer. Da spürte er erst, wie er sich nach diesem Anblick gesehnt hatte. Er stieß die Arme hoch und jauchzte gegen den Wind. Aber gleich wieder erschreckte und beschämte ihn die schwere Stille.

Das Haus — je nun, er mußte es sich eingestehen, war bei näherem Zusehen kein Haus. Es war eine verlassene Wellblechbaracke. Ein ausgetretener Pfad führte zu Betonunterständen. Also eine Küstenbatterie — dachte Doktor Belling überrascht und stellte ironisch fest, daß ihm ein Wirtshaus an dieser Stelle von größerer strategischer Bedeutung erschienen wäre.

Aber was besagte dies alles gegen die Gewißheit des nahen Meeres? Er lief die Düne hinab, das Meer verschwand und blieb auch von den nächsten drei niedrigeren Kämmen aus unsichtbar. Aber vom vierten Gipfel aus übersah man schon ein mächtiges Rund. Wieder hinunter, hinauf, hinunter, mit freudiger Kraft, jagend, stolpernd, rutschend auf den Knien, die Hände in Sand und Gras. Und da fiel steil der Rand der Düne gegen die Küste. Meer und Erde kämpften hier widereinander, und dieser schmale glatte Streifen Strand war die Walstatt. Doktor Belling sah nach links hinaus. Endlos dehnte sich der Wall, endlos die Welle. Dazwischen hieb der Wind Schauer von trockenem scharfen Regen hin, wischte über die Schneide und wirbelte gegen das Wasser. Nach rechts, mit gespannterer, weil schon zur Hälfte betrogener Erwartung, wandte er nur zögernd den Kopf. Es bot sich dasselbe Bild . . .

Nein doch! Da war ganz fern etwas zu erkennen. Ein Schiff; ein großes Schiff. Lag es vor Anker? War dort ein Hafen? Kaum. Und es schien, als läge der Rumpf schräg gegen die Seite. Also ein Wrack. Das Abenteuer wuchs wieder. Es war vielleicht eine schwache Stunde bis zu dem Schiff. über den nassen Sand ließ sich laufen wie über Asphalt so glatt und den Wind hatte er im Rücken. Los also!

Die Stunde war vorüber und das Schiff schien immer noch so unwirklich nah und fern zugleich wie vordem. Der einsame Läufer rang mühsam gegen seine Erschöpfung. Er schalt sich einen schlappen Hund, erinnerte sich gewaltsam weit schwierigerer Unternehmungen auf Bergfahrten oder gar im Kriege und verhöhnte sich selbst, ob er ausgerechnet der Welt das Kuriosum abgeben wolle, daß ein gesunder Mensch von fünfunddreißig Jahren mitten in Europa, an der holländischen Küste elendiglich umge-

kommen sei. Und widerstand der Versuchung sich niederzusetzen und ging und ging mit brausenden Schläfen immerzu, immerzu. Langsam kam die Flut und vertrieb ihn von dem glatten Sand in den lockeren, den der Sturm zerwirbelte.

Aber das Schiff wuchs und wuchs und jetzt waren es wirklich nur mehr tausend Meter. Man sah schon einen Drahtzaun und eine Tafel am Strand — so lächerlich es war, es tat ihm wohl, das zu erkennen, als Zeichen menschlichen Tuns. Nun mußte ja eine Siedlung da sein, ein Haus, eine Straße: Das Schiff, durch des Meeres oder des Krieges Willkür hierhergeworfen, der einzige feste Punkt für das suchende Auge, gab ihm diese Gewißheit, nur weil er sich an sie klammerte.

Er kletterte den steilen Dünenwall hinauf, sein Herz klopfte vor Aufregung, ob er nun etwas sehen würde. Nichts. Dünen. Strand. Meer. Und vor ihm, riesig aus der verschwimmenden Dämmerung, das geborstene, phantastisch geneigte Schiff.

Im selben Augenblick schlug der Sturm die erste Regenböe klatschend in sein Gesicht. Da war er vor ohnmächtiger Wut dem Weinen nahe und hielt sich nur mit groben Worten aufrecht. Verdammte Sauerei, das fehlte gerade noch! Und er stand ratlos, wohin er sich wenden sollte. Dachte daran, daß er noch eine Zigarre in der Tasche hatte, zündete sie an und rauchte, die Glut mit den Händen schützend, auf den Boden gekauert, in Nässe und sinkender Dunkelheit. Es erinnerte ihn dies alles wieder an schlimme Zeiten im Schützengraben und mit einemmal wurde er fast heiter und dankbar. Es könnte ärger sein, sagte er sich, sie könnten ja auch mit Flügelminen auf mich schießen.

Hunger und Durst schienen vergangen. Aber eine peinliche Übelkeit spürte er, daß er plötzlich die Zigarre wegwarf. Und die Füße schmerzten ihn zum Zerspringen.

Weit draußen auf dem Meer fuhren da die Schiffe von Amsterdam nach London. Der Regen hatte aufgehört; der Einsame sah die Lichter ganz fern herüberblinken. Das Meer schlug träge und schwappend aus dem feuchten Dunkel her.

Über dem Land lag jetzt schon schwirrende Finsternis. Manchmal schien sie blau, manchmal rötlich. Wenn er die Augen scharf machte, erkannte er die Umrisse der Dünen gegen die Nacht. Aber Licht war nirgends zu finden. So sehr sehnte er sich nach diesem Fünkchen Hoffnung, daß er eins zu sehen meinte, nur weil er es sich wünschte. Aber er täuschte sich wohl. Oder doch nicht? Unruhig stand er auf, schleppte sich auf den höchsten Rand der Kuppe. Und da fiel wirklich ein winziger Strahl her, von weit weg. Aber es war da, er konnte es erreichen, wenn er alle Kräfte aufbot. Seine Füße schienen aus den Stiefeln zu platzen, so weh taten sie ihm. Er spürte Schweiß auf der Stirn und eine stechende Unrast im Blut, darüber Wirbel von hohler Leere. Dennoch raffte er sich auf und stolperte, bergab, bergauf, gegen das Licht zu. Beinahe Wut ward seine Entschlossenheit. Von der letzten Düne kollerte er herab, in Stacheldraht verwickelt, zerschürft, blutend, voller Sand. Aber jetzt war ein Weg da, eine Straße gar; und Häuser hockten breit und nieder im Finstern. Das Licht war erloschen, nichts rührte sich, was blieb übrig, als zu gehen, immerfort zu gehen. Irgendwo anzuklopfen schämte er sich. Es kam ihm zu lächerlich vor, als Verirrter um Hilfe zu bitten — mitten in Europa. Der Weg wurde endlos, stieß gerade in die Unendlichkeit der holländischen Ebene, über der jetzt eine graue Nacht schwerfällig dahinzog. Das Glücksgefühl, einen Weg gefunden zu haben, war längst wieder einer stumpfen Verzweiflung gewichen, die ihn dahintrotten ließ, Schritt um Schritt. Unendlich langsam kroch die Straße unter ihm fort. Jetzt war sein Wille verbraucht. Gleich würde er taumelnd in den Graben sinken. Und hörte, schon im Rauschen des zusammenschlagenden Blutes, eine Autohupe, nicht weit vorne, wie ihn deuchte. Warf sich noch einmal auf, lief, kam an Bäume, bog um die Ecke, sah Lichter, ein Wirtshaus, davor den Omnibus, der eben angekurbelt wurde, schrie heiser: „Halt! Halt!" — erreichte den Wagen, kletterte hinein, fiel in die Polster. Langte ein Geldstück heraus, schwankte schon im Schlaf, als der Motor ansprang. Spürte sich gestoßen, heraufgeholt aus klaftertiefen Schächten, sah in ein fremdes Gesicht, hörte eine fremde Sprache, war übergrellt von Lichtern und begriff, daß er geweckt wurde. War leidlich munter, nur ganz zerschlagen, wankte in den Speisesaal, gierig nach dem ersten Bissen. Musik tönte, Mädchen waren da, es wurde getanzt. Das Abenteuer schmolz zusammen in einen verunglückten Nachmittagsausflug. Nur als ihm der Kellner den Wein brachte und das Essen, mußte er an sich halten, daß er nicht wie ein wildes Tier schluckte und schlang — mitten in Europa.

Die päpstliche Schweizergarde

Von Univ.-Prof. Dr. Hubert Bastgen

Mit 8 Illustrationen nach Aquarellen von Prof. S. Lipinsky, Rom

Wie ruhig doch Seine Heiligkeit heute abend dastand am Fenster des hohen Vatikan! Fast schien es, als wollte er seine feinen Finger zum leichten Trommeln ansetzen! Eine Prachtsonne, die so vieles vergessen macht und Sorgen des Augenblicks nicht aufkommen läßt, vergoldete das ewige Rom. Wozu sich auch ängstlich sorgen! Die da heranziehenden und unter ihm vorbeigrölenden kaiserlichen Landsknechte — Spanier, Deutsche, auch etliche Italiener — sahen übel aus, zerfetzt und verhungert! Klemens VII. sah genau zu: sie hatten nicht einmal eine Kanone.

Wie gut, wie gut das war. Er hatte doch eine oder die andere. Und jeden Augenblick mußte das Heer der Liga eintreffen, die ihn mit Frankreich, Venedig, Florenz und Mailand gegen den Kaiser Karl V. verband. Gestern am 4. Mai war er durch Rom geritten, das Volk zu beruhigen vor dem kommenden Feinde. War es ihm nicht gelungen? Freilich so hatte es ihm nicht mehr zugejubelt wie in den Novembertagen 1523, nach seiner Wahl. Da hatte der Jubel über seine Erhebung den jubelnden Haß der Römer abgelöst: sie hatten die Türen des Arztes seines Vorgängers Hadrian VI. — des letzten deutschen und letzten nichtitalienischen Papstes — bekränzt, hatten ihn als Befreier des Vaterlandes gepriesen. Aber nun hatten sie in ihm doch wieder einen Italiener, wenn auch nicht einen Römer, so doch einen Mediceer, und es konnte an die so brüsk von dem deutschen Papste unterbrochenen schönen Tage Leos X. angeknüpft werden. Ganz echt war ja seine Mediceerherkunft nicht, aber sein Onkel Leo hatte alles in Ordnung gebracht, hatte ihm die Sprossen der Leiter seines Aufstieges golden und leicht gemacht. Nur im Konklave selbst gab es ein dreimonatiges Kämpfen um die Tiara: bis er sie erhielt zum Jubel der ganzen katholischen Christenheit. Wie rasch kam alles so ganz anders! Diesmal bekam der Kleriker, der beim Krönungseinzug dem

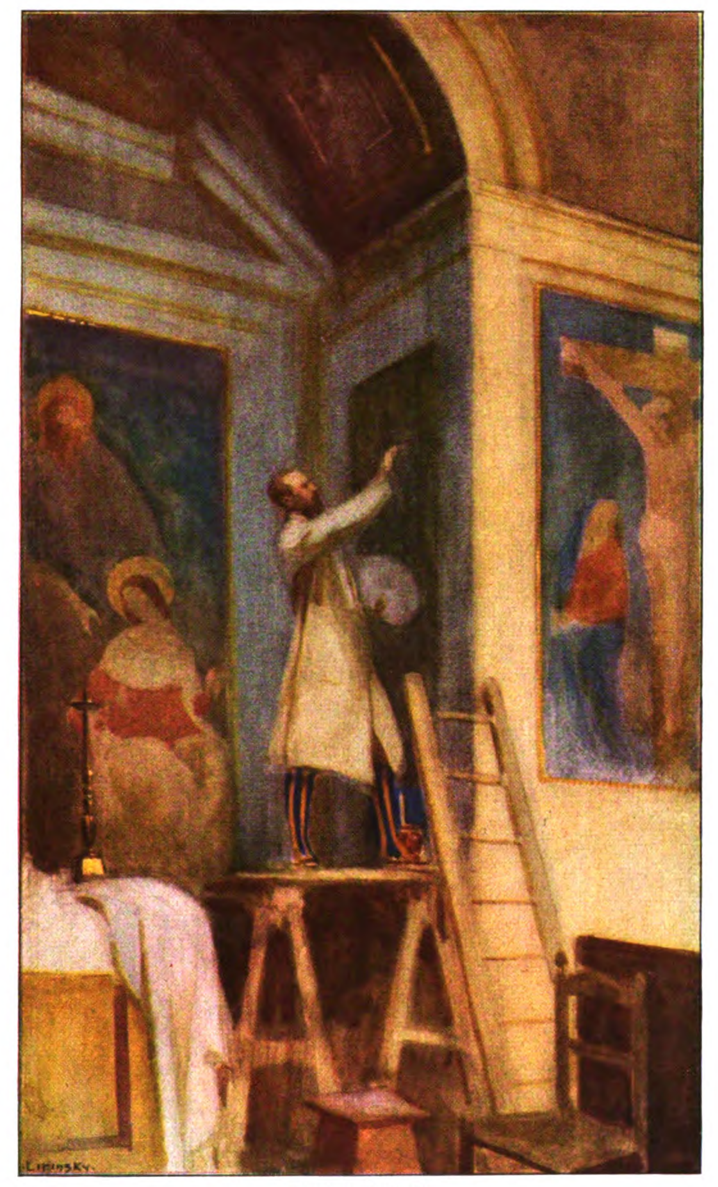


Im Quartier

Der Fahneneid der „Schweizergarde"



Der Kampf in der alten Peterskirche im Jahre 1527



In der Freizeit

neuen Papste beim raschen Auf- und Niederbrennen des Wergbündels zuruft: Heiliger Vater, seht, so rasch vergeht die Herrlichkeit der Welt! — diesmal bekam er so früh recht!

Der große Julius II. hatte unter dem Schlachtruf: Hinaus mit den Barbaren! die Franzosen aus Mailand geworfen und Italien vor ihnen gesichert. Aber Franz I. hatte Mailand wieder erlangt. Und damit stand den Franzosen wieder Italien offen, besonders Neapel, auf das man ebenfalls Ansprüche erhob. Da trat eine Wendung der Dinge ein: In der glänzenden Schlacht bei Pavia (1525) siegten die Kaiserlichen und Franz wurde gefangen genommen. Mailand war wieder im Besitze Karls V. Er, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, stand nun auf dem Gipfel seiner Macht. Der Papst war „wie tot" über diesen Er-

folg. Als Kardinal kaisertreu, war er später auf die Seite der Franzosen getreten, um des Kaisers Übermacht vor allem in Italien in Schach zu halten. Trat er nun wieder zu ihm über, jetzt, wo dieser der Gebieter der Welt war? Gab es etwas Natürlicheres als die Vereinigung zwischen Papst und Kaiser? Verbündet, in dieser schweren Zeit, wo die religiösen Wirren ein Zusammengehen der beiden ersten Häupter der Christenheit geboten, um nach Unterdrückung der kriegerischen Verwicklungen auch Ordnung auf kirchlichem Gebiete zu schaffen? Wenn einer das konnte — und wollte, dann war es dieser fünfte Karl! Und doch, die Sorge vor dem Übermaß der kaiserlichen Macht trieb den Papst nach vorübergehender Verständigung zum Bündnis gegen den Kaiser. Es kam im Mai 1526 zur Bildung der Heiligen Liga. Mit einem Freudentaumel ohnegleichen wurde das Bündnis in Rom gefeiert. Aber bald sollte sich eine Unglücksnachricht nach der andern im Vatikan den Rang ablaufen: die neue Übergabe



Die „Schweizer“ in der Umgebung des Papstes

Mailands an die Kaiserlichen, das völlige Versagen des Franzosenkönigs, der seinen Liebesabenteuern nachging, die Zurückhaltung der selbstsüchtigen Lagunenstadt, das merkwürdige Verhalten des Herzogs von Urbino, die Vernichtung des Ungarnheeres durch die Türken bei Mohacs, der Überfall der Colonna in Rom, das Erscheinen des mächtigen Söldnerführers Georg von Frundsberg, der Tod des prächtigen Giovanni de' Medici, der Hoffnung der Liga und des Papstes, auf dem Schlachtfeld, die Kunde vom Nahen der kaiserlichen Flotte, die Vereinigung Frundsbergs mit dem anderen kaiserlichen Heerführer Bourbon. In alledem nur ein kleiner Tropfen Freude in dem bitteren Kelch: die Nachricht von dem Tode Frundsbergs. Er hatte die Wut seiner Leute über den Waffenstillstand des Papstes mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten, der



Die Wache



An der Grenze zweier Mächte. (Am Bronzeportal des Vatikans)

ihnen die römische Beute entriß, nicht mehr bändigen können. Vor Schmerz und Zorn über ihre Rebellion war er, bislang nur gewohnt, durch sein Erscheinen allein Gehorsam zu bieten, vom Schlage getroffen auf einer Feldtrommel niedergesunken. Aber

der Bourbone war noch da. Und die Not zwang ihn zum Weitermarsch. Nur die Aussicht auf die Schätze Roms hielt das zusammengeschmolzene, halb verhungerte Soldatenvolk zusammen und spornte es zum Vormarsch an. Freilich, wenn der Papst Geld schickte, konnte er Rom retten. Dann wurden die Truppen abgelohnt. Aber Klemens wies ihn wiederholt ab.

Nun sah der Papst diese Truppen an sich vorüberziehen.

Hinter dem Vatikan, auf der Höhe von Sankt Onofrio, warf der Bourbone das Losungswort in seine furchtbar mitgenommenen, beutegierigen Söldner hinein: Siegen oder sterben! Vor ihnen lag der Siegespreis, das Ziel so vieler unerhörter Mühseligkeiten. Und dieselbe Sonne, die dem Papst seine Zuversicht vergoldete, vergoldete die Zuversicht der Kaiserlichen.

In der Frühe des 6. Mai bleibt die Sonne aus. Dichter Nebel hüllte alles ein. Und mitten im dichten Nebel beginnt der Sturm auf die Mauer. Zwei Anstürme versagen. Da stellt sich Bourbon selbst an die Spitze. Und fällt. — Eine Pause lähmenden Schreckens tritt ein. Dann aber bewirkt die Wut über seinen Fall das Wunder. Ein neuer Sturm. Die Spanier kommen durch bei Porta Cavaleggieri, die Deutschen bei S. Spirito. Und Ströme von Blut ergießen sich bald über die Leostadt und nach der Eroberung von Trastevere fluten die Kaiserlichen gleich einem sich überstürzenden Wildbach in die Straßen der eigentlichen Stadt. Es folgten die wilden Greuel des Sacco di Roma. Der Papst muß in der Engelsburg schließlich kapitulieren.

Mitten in diesem Wüten hatte sich am Fuße des Obelisken — es ist jener, der heute mitten auf dem Petersplatze steht, damals aber noch seine alte Stelle wie im Zirkus Nero innehatte — eine Szene von hoher Tragik abgespielt: der Kampf der Schweizergarde für ihren Herrn. Seit 1517 war das Kommando derselben an den Stand Zürich gekommen. Der Rückstand der päpstlichen Pensionen für die Schweizer Söldner, die einstmals Julius II. den Sieg bei Navarra über die Franzosen erfochten hatten, dann auch der Friede mit Franz I. hätte das von Leo X. abgeschlossene Bündnis des Heiligen Stuhles mit der Schweiz fast gesprengt, wenn nicht der Züricher Bürgermeister Max Röust, und nach dessen Erkrankung sein Sohn Kaspar zum Gardehauptmann ernannt worden wären. Als die Pensionen dennoch ausblieben, wurde Zürich bei



Der Friedhof der Schweizergarde in Rom

Klemens VII. vorstellig. Da stellte dieser das Ultimatum: entweder Rückkehr zum katholischen Glauben — Zürich war unterdes zwinglianisch geworden — und damit Anerkennung ihrer Forderung, oder deren Verwerfung. Nun rief Zürich den Hauptmann und seine Landsleute von Rom ab. Der Befehl kam am 19. Februar 1527 in Rom an. Die Garde bestand aus nur 189 Mann, von denen 43 „all erlich, redlich und from Zürcher" waren. Aber man war der Meinung, daß es ihnen „nitt wol anstünd als truwen kriegslütten und dienern p(päpstlicher) H(eiligkeit) und ein gantzt collegium der Cardinälen, welche, wie ihre Vorfahren in der zyt des fryden und aller ruwen uns erlichen und woll erhalten, jetzt in iren großen nötten zu verlassen". So blieb man auf dem Posten. Man konnte auch auf Frieden hoffen und dann Eidespflicht gegen den Herrn in Einklang zu bringen suchen mit dem Gehorsam gegen die Heimatbehörde. Es war ja auch ein Waffenstillstand zustande gekommen. Der Papst hatte daraufhin seine Soldtruppen sogar entlassen. So war Rom beim Herannahen Bourbons von allen Truppen entblößt. Was auf den Mauern stand, war rasch zusammengewürfeltes Straßen- und Dienervolk, etliche paar Bürger nicht in Betracht zu ziehen. Die paar Schweizer, von denen 43 die direkte Wache des Papstes bildeten und ihn auf der Flucht durch den Korridor nach der Engelsburg begleitet hatten, standen also einer gewaltigen Übermacht gegenüber. Nachdem die Spanier beim deutschen Campo santo eingedrungen waren, fielen sie über die Garde her, die mutvoll jeden Fußbreit Boden verteidigte. Die meisten fielen beim Obelisk, der Rest wurde am Hauptaltar von St. Peter niedergemacht. Der Hauptmann, schon an der Mauer schwer verwundet, wurde in seiner Wohnung von den Landsknechten erschlagen. Nach der Übergabe der Engelsburg mußte die Garde aufgelöst werden, und es wurde eine solche aus Landsknechten gebildet mit 200 Mann, unter Sebastian Schertle. In diese traten noch zwölf von den Schweizern ein. Die Garde bestand bis 1548, wo die Schweizergarde wieder den Schutz des Papstes übernahm bis auf den heutigen Tag. Robert Durer, von dem bald die Geschichte der Schweizergarde erscheint, zieht einen Vergleich mit dem Heldentode der päpstlichen Gardisten und jenem der Hundertschweizer, die 1792 für den König von Frankreich fielen, und bemerkt: „Zum Ruhme des Schweizer Namens haben die Züricher Gardisten ihrer soldatischen Ehre den Vorzug gegeben und den Gehorsam entgegen dem Heimatkanton mit dem Tode gebüßt. Das ist die Tragik dieser Episode."

Der Opfertod der Gardisten in den Tuilerien ist durch Thorwaldsens Löwe von Luzern für immer in Stein verewigt. Nun will die Schweiz auch das Andenken der Gardisten vom Mai 1527 ehren durch ein Denkmal im Kasernenhofe der päpstlichen Garde, das dem Meißel des Zürichers Eduard Zimmermann anvertraut ist und im Oktober letzten Jahres feierlich enthüllt worden ist:

Helvetiorum Militibus Custodiae Palatinae / Pridie Non. Maias Anno MDXXVII In Defensione / Summi Pontificis Gloriose Occisis / Patria Minor.

Den ruhmreich Gefallenen! Ihnen, den Deutschschweizern, unser ehrendes Andenken. Aber auch unseren Glückwunsch den Lebenden. Denn wer kennt sie nicht, die Schweizergardisten, die in ihrem prächtigen Kostüm (Oberst Repon, der Vorgänger des jetzigen Kommandanten, hat die geschmacklos gewordene Uniform wieder auf den ursprünglichen schönen Zustand zurückgeführt) die Wache halten an den Pforten des Vatikans, in den Vorzimmern des Papstes, die in ihrer alten biederen Freundlichkeit so vielen Fremden und auch uns Deutschen so manche förderliche Auskunft in dem interessantesten und besuchtesten Palaste der Welt erteilen? Und wer kennt nicht die Schweizer Kantine, wo auch der Fremde gern einkehrt, um mitten unter den Gardisten beim frischen Frascatiwein sich zu freuen und sich alte, ganz alte Zeiten in der Phantasie hervorzaubern, — die deshalb so schön sind, weil wir sie uns ausmalen können ganz nach unserem Gutdünken.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Briefe Herman Grimms an Hedwig von Olfers

Zum 100. Geburtstage Herman Grimms (6. Januar)

Herausgegeben von Margarete von Olfers

Beim Sichten des Nachlasses meiner Tante Marie von Olfers fielen mir Briefe Herman Grimms in die Hände. Es ist manches darin enthalten, was auch für weitere Kreise von Interesse sein kann, besonders der wundervolle Brief über die berühmte Orpheus-Aufführung der Hastreiter in Rom, den ich ungekürzt gebe. Er ist, wie auch die übrigen Briefe, an meine Großmutter Hedwig von Olfers geb. von Staegemann gerichtet. Herman Grimm hatte von Jugend auf dem Olfersschen Hause nahegestanden, er bewahrte in Dankbarkeit die Erinnerung an das Verständnis und Wohlwollen, das Hedwig und ihre Töchter seinen ersten dichterischen und schriftstellerischen Versuchen entgegenbrachten. Im Olfersschen „Gelben Saal" mag er auch Gisela Arnim kennen und lieben gelernt haben — Gisela, die viel Umschwärmte, die, ihrer Mutter Bettina in Wesen und Begabung unter den Töchtern am ähnlichsten, äußerlich ein Abbild ihres klassisch-schönen Vaters war. Aber erst, nachdem sie zwölf Jahre einander befreundet gewesen, sich fast täglich gesehen und im „Kaffeter" (einer von Arnims und Olfers' gegründeten literarischen Vereinigung, der auch u. a. Andersen und Geibel als Ehrenmitglieder angehörten) zusammen gedichtet, geschwärmt und fabuliert hatten, erreichte Herman Grimm das Ziel seiner Wünsche. Im Jahre 1859 fand seine Hochzeit mit Gisela in aller Stille statt — ja aus irgendeiner Laune Giselas wurde sie sogar einige Zeit vor den Freunden geheim gehalten. Bettina hatte sich, trotz ihrer Genialität, lange ablehnend gegen eine Verbindung des jungen, damals noch nicht bekannten Gelehrten mit ihrer Tochter verhalten. Dazwischen mochte die leidenschaftliche Werbung Josef Joachims Gisela selbst eine Weile ins Schwanken gebracht haben, dann aber entschied sie sich mit ganzer Seele für Herman Grimm. Das Glück einer vollkommen harmonischen, dreißig Jahre währenden Ehe wurde beiden zuteil. Die Briefe, die ich folgen lasse, sind größtenteils aus dem Jahre 1889, von Rom und Florenz aus, während der beginnenden und bald darauf zum Tode führenden Krankheit Giselas geschrieben, die beiden letzten aus dem Jahre 1890 in Berlin. Aus ihnen spricht die tief erprobte Freundschaft vieler Jahre, die Herman Grimm für meine Großmutter und die Ihren empfand. Indem ich allzu Persönliches aussichte, erinnere ich mich der Anteilnahme des damals schon einsam Gewordenen an den Enkeln der von ihm so verehrten Frau, des forschend freundlichen Blickes, den er auch auf der Jüngsten dieser Schar ruhen ließ. Ich erinnere mich deutlich, als ich zum erstenmal an der Seite meiner Tante Marie Olfers die hohen Treppen zu der Grimmschen Wohnung am Matthäikirchplatz in Berlin emporstieg und mir lächelnd bedeutet wurde, wir gingen zum Professor Herman Grimm und zu seiner Schwester Gustel, den Kindern der „Gebrüder Grimm". Ich staunte mit großen Augen, auf alles Märchenhafte gefaßt. Und befand mich dann gleich darauf in dieser großen, lichten, mit Biedermeier-Möbeln, alten Bildern und vielen Büchern ausgestatteten Wohnung den Geschwistern gegenüber, dem großen schlanken und im Alter selbst noch imponierend schönen Herman und der ein wenig zwergenhaft wirkenden Fräulein Gustel, mit dem großen, von tief schwarzem Haar umrahmten, geistvollen Kopf. Beide waren voll rührendster Güte zu der jüngsten Nichte Marie Olfers', und es taten sich Wunderpforten von schön illustrierten Grimmschen Märchenbüchern vor meinen Blicken auf, während meine Tante mit Herman Grimm am Fenster stand und über eines seiner neuesten Werke sprach. Es war Sommer. Die Schwalben umschwirrten den Turm der Matthäikirche, ein leiser Wind bewegte ein wenig den lichtgrauen, weichen Schleier auf dem Hut meiner Tante. Grimm stand mit einem Buche in der Hand ihr zur Seite, sie beugten sich darüber und sprachen gedämpft. Neben ihnen war eine grünbehangene Staffelei mit einem wundervollen Marmorrelief, ein ideales Frauenprofil zeigend: Gisela. Von den Wänden sahen die Gebrüder Grimm mit wohlwollendem Blick auf mich herab. Ich empfand unbewußt jene Atmosphäre hoher

Kultur und Weltabgeschiedenheit, jenes Entrückt- und doch Im-Herzen-Berlins-sein, das zu jener Zeit Herman Grimms Leben ausmachte. An der Seite meiner Tante die Treppe hinabsteigend, von den freundlichen Zurufen der Geschwister begleitet, die sich, uns nachsehend, über das Geländer beugten, hatte ich die Empfindung, in einen wundervollen und geheimnisvollen Garten geblickt zu haben.

Rom, 18 Piazza Barberini. 17. Jan. 1889.

. . . Während Sie, wie Ihr Brief sagt, in Saus und Braus leben, sitzen wir hier in großer Stille. Rom hat sich nach allgemeinem Urteil auch klimatisch verändert. Es ist in jeder Beziehung nicht die Ente, die sich in einen Schwan, sondern der Schwan, der sich in eine kolossale Ente verwandelt hat. Der Gedanke, wie jemand von Rom gern fortgehen könne, wäre mir früher nie gekommen. Ich möchte nur deshalb in 200 Jahren auf die Welt kommen, um über den großen Umschwung der geistigen Existenz, der sich heute vollzieht, ein Buch schreiben zu können. Denn so gut wie ich, weiß es doch keiner. — Fräulein von Humboldt, Enkelin Wilhelms, brachte uns neulich ein kleines Buch über die Prinzeß Radziwill (Prinzeß Elisa Radziwill, Jugendgeliebte Kaiser Wilhelms), das recht rührenden Inhaltes ist. Das Schönste darin war ein Gedicht von Ihnen aus dem Jahre 1822, das mich immer wieder durch die Schönheit und Einfachheit der Gedanken und der Sprache rührt. Ihre Gedichte sind Blüten eines ganz besonderen Pflanzenreiches, aus einem Garten, zu dem nur Sie den Schlüssel tragen. Wir haben mit ganz besonderem Interesse gelesen, wie Herr von Wildenbruch (anläßlich der Erstaufführung der „Quitzows") neben dem Kaiser im Parkett gesessen hat, so daß Schillers alte Forderung, es soll der König mit dem Dichter gehen, hier sogar in verbesserter Form zu einer Wahrheit geworden ist. Wie schön, daß der Lorbeerbaum, unter dem er sitzt, nun auch endlich geschüttelt wird. Hoffentlich fällt allerlei Schönes in langen Jahren noch herunter. — Es ist Donnerstag morgen. Die Wolken tun so, als wollten sie die Sonne wieder einmal durchlassen. — Unser Kamin brennt recht behaglich, unser Tee hat recht gut geschmeckt und Popolo Romano, Tribuna und Osservatore Romano liegen durchgelesen auf dem Tisch. Draußen wird unter verschiedenartigem Gebrüll allerlei Eßbares ausgeboten, und die Kapuziner von dichte dabei gehen wie Riesen mit Regenschirmen unter dem Arm über den Platz, während der Tritone aus dem Brunnen unverdrossen Wasser kerzengerade in die Höhe bläst. — Hernach mache ich mich selber auf, um den Pincio zu besuchen und von dessen Terrasse die sehr verschiedenen Sorten Wolken zu beurteilen, die man von da aus über die Stadt hinziehen sieht. Gott sei Dank, daß man den alten Sankt Peter und die Linien der Gebirge immer noch vor Augen hat. — Nun leben Sie wohl, verehrte Freundin — Gisela läßt schönstens grüßen. In Verehrung Herman Grimm.

Rom, d. 9. Februar 1889.

Verehrte Freundin, erinnern Sie sich, wie wir vor, nun es mögen 35 Jahre sein, die erste Berliner Aufführung des „Orpheus" im Opernhause zusammen erlebten? Auch Gisel war dabei. Ich bin nachmals nie im Opernhause gewesen, ohne mich nach der Stelle umzusehen, wo da unser Platz war, habe auch die Aufführung selbst nie vergessen. Wie die Wagner da rechts aus den Kulissen trat und mit ihrem sanften, heroischen Wohllaut „Del la placateo" sang, als ob über bewegte Wogen ein himmlisches Öl ausgegossen würde, das langsam herabträufelnd sie beruhigte. Es schien mir unmöglich, daß das anders und besser gesungen werden könne, daß überhaupt eine andere Sängerin so einherschreiten und dastehen könne wie dieser Orpheus. Nun habe ich gestern die Oper hier gesehen. Das Theater Costanzi ist so dicht nebenan, daß wir jeden Abend aus unseren Fenstern in die seinigen sehen und um Mitternacht allemal den großen Sturm des herausbrechenden Publikums und das Gebrüll der Kutscher mitmachen, als gehörte das zum hiesigen Dasein. Gestern war ich mit dem jungen Gorski, der schon zum vierten Male hinging, im Orfeo und habe etwas so Wunderbares erlebt, daß ich heute den Entschluß gefaßt oder vielmehr ihn von Gisel octroyiert erhalten habe, Ihnen darüber zu berichten, da niemand die Dinge doch versteht, nicht a l s Sie, aber w i e Sie, und da ich das ewige Druckenlassen für Leute, denen schließlich doch nichts daran gelegen ist, müde bin. Man muß jung sein und Illusionen haben, wenn man der großen Welt lebhaft von dem sprechen soll, wovon man erfüllt und ergriffen ist. Sie werden mich schon verstehen. Was mich ergriff, war neben der Vorstellung eine ganz neue Art von Sängerin, Fräulein Hastreiter, eine Neuyorkerin von deutschen Eltern, die den Orpheus gab. Man kauft ihre Lebensbeschreibung (und auch die Geschichte der Oper selbst) im Theater auf einem gedruckten Blatte und erfährt gleich, was man wissen möchte. Ihre Eltern hatten nicht gewollt, daß sie auf die Bühne ginge, der Umstand aber, daß nur mit ihr die Aufführung des „Orpheus" möglich war, stimmte sie endlich um, und so hat diese Oper das junge Mädchen der Bühne zugeführt, dem man auf den ersten Blick anfühlt, daß sie ein Gentleman sei. Jede ihrer Bewegungen, jedes Mienenspiel verrät es: Es ist als ob eine Tochter des Komponisten, völlig aus den Intentionen ihres Vaters heraus, die Rolle durchführe. Und so scheint auch das Publikum zu empfinden: Zuhörer und Sänger und Orchester erschie-

nen wie eine ungeheure Familie, die sich zur Freude in geschlossener Gesellschaft die Oper aufführten. Und ich gehörte dazu als eins ihrer jüngsten Mitglieder. Wie man sagt, daß Sünden vergeben werden, so war mir, als ob mir alle meine Jahre vergeben worden wären. — Das Teatro Costanzi ist sehr groß und so behaglich eingerichtet, daß das seltsame Gefühl, das man bei uns immer hat, als sei man an seinem Platz angenagelt, nicht aufkommt. Auch gehen die Leute immer hin und her, ohne einander lästig zu fallen, und das Orchester sitzt ohne Zwischenschranke vorne etwa wie bei einem Konzerte, wo die Exekutanten mit zur Gesellschaft gehören. Das Orchester bestand diesmal fast nur aus Violinen, wahrscheinlich genau so wie zu Glucks Zeiten, und der Dirigent war energisch und hatte es ganz in der Hand. Mich entzückten die ersten Takte schon.

Als der Vorhang aufging, sah man in eine weite Landschaft. Im halben Hintergrunde ging es auf einigen Stufen zu einer Estrade empor, in deren Mitte der Sarkophag Eurydicens sich erhob. Man hatte den der Scipionen, der wirklich der Sarkophag aller Sarkophage ist, nachgeahmt. Der Landschaft zu umschloß ihn eine runde Balustrade, von Zeit zu Zeit im Halbkreise mit Opferschalen besetzt, und all das bis in den Vordergrund war mit Menschen besetzt, denen man ansah, daß es sich um eine letzte Huldigung handle, die Eurydice dargebracht wurde.

Nun begannen die Chöre und zugleich, wie eine Art geschrittenes Ballett, fanden feierliche Umgänge, die Stufen hinauf und hinab, statt. Orpheus, der nur mit wenigen Tönen allein vortrat, stand auf den Sarkophag gelehnt. Es war eine wunderbare Szene der Trauer und des Mitleids. Und nun stellen Sie sich kaum vor, welchen Eindruck es machte, als der gesamte Menschenschwarm sich plötzlich verlor und Orpheus sich mit dem Sarge allein sah. Die Situation allein schon wirkte erschütternd: jetzt zum ersten Male sang er allein die prachtvolle Arie „Addio“. Hier nun begann das, was die Sängerin aus dem Ihrigen zur Musik hinzutat. Erst sang sie noch ruhig, immer verzweifelter klingt es dann, und dann, vorne an die Szene tretend, bricht sie in einen Schmerz aus, der unbeschreiblich ist. Jede Bewegung ist dem angemessen.

Die Hastreiter ist ein junges Mädchen von etwa 22 Jahren, stark und kräftig und mit Armen begabt, von denen man sagen möchte, daß sie wie ihr Gesicht selber ihr eigenes Mienenspiel hätten. Sie steigerte sich zu solcher Leidenschaft, daß das Theater wie elektrisiert war, kein Ton der getragenen klassischen Trauer, mit der die Wagner uns rührte, sondern ein fast wilder Schmerz, der sich austobt, immer aber schön bleibt. Ich weiß nicht, wie oft sie herausgerufen wurde, es nahm kein Ende, das Publikum wollte nun auch austoben, sie mußte die lange Arie wiederholen, und es war, als wenn ihr die Stimme nun erst aufgegangen sei und als ob sie jetzt erst ihre Kraft zeige. Und schließlich hatte sie eine so vornehme, einfache Art, dem Publikum zu danken, als ob es lauter Freunde und Verwandte seien. Diese in diesem Winter 20. Vorstellung schien die erste zu sein. — Ich war gespannt, wie sie im nächsten Akte die große Arie singen würde. Hier wich alles ab von dem, was wir gewohnt sind. Wieder war die ganze Bühne voll von Gestalten, von Dämmerung, und rotes Licht dazwischen, ein tiefer Abgrund, in dem sich dann ein Ballett der Höllenmächte entwickelte, dabei ein vortrefflich ausgeführtes Durcheinanderwogen der Massen. Es war darauf abgesehen, in dem Momente, wo Orpheus erscheint, diese in sich beschlossene Gesellschaft in einer plötzlichen, leidenschaftlichen Erregung, ich möchte sagen: aufkochen zu lassen. Rechts oben im Hintergrunde steht er nun da, vom Tageslicht allein beleuchtet, und die Arie beginnt. In einem raschen, fast eiligen Tempo wird sie gesungen. Ich war so frappiert, daß ich mir nicht recht klar machen konnte, was das bedeute. Es hatte aber seinen Sinn. Es war, als sei die Sängerin, bei jedem Schritte tiefer in das Reich der Schatten herabsteigend, ihrer selbst nicht mehr mächtig, als nähme die Angst ihr die Stimme, und nur allmählich, indem sie endlich nun den Weg hinuntergefunden hat und mitten unter den Höllengeistern steht, kehren ihr die Töne zurück. Nun singt sie lauter und getragener, bis sie dann zuletzt in eine große Felsenöffnung, aus der roter Dampf hervorquillt, fast laufend hineilt.

Die Berliner Szene hat in meiner Erinnerung nichts von ihrer Schönheit verloren, die römische steht nun aber doch daneben als ein Beweis, wie ganz und gar verschieden dieselben Dinge auf einer Bühne zur Erscheinung kommen können. Bei der Wagner wußte man von Anfang an, sie werde mit dem ruhig flehenden Tone ihres um Erbarmen bittenden Liedes die Hölle zurückdrängen, während dieser selbe Gesang, wie ich ihn gestern hörte, nur der verzweifelte Versuch war, sich der eindringenden Schatten zu erwehren. Auf den Beifall des Publikums war es hier nicht abgesehen, auch verhielt es sich ruhig. Nun kommt der vierte Akt mit seiner entzückenden Einleitung, und hier erlebte ich eine Überraschung, die möglicherweise nur der Wiederaufnahme eines alten, vergessenen, szenischen Effektes zu verdanken war, vielleicht aber von der Darstellerin aus eigener Erfindung gegeben wurde. — Vortrefflich war die Darstellung des Reiches der Seligen, in dessen Mitte Eurydice nun ihre große Arie zu singen hat. Sie vermag uns, so wenig übrigens an der Darstellerin auszusetzen war, freilich nicht zu erwärmen. Sie hat das Beste, was sie kann, doch nur gelernt.

Es ist ein Unglück für solche Vorzüglichkeiten zweiten Ranges, wenn sie sich neben Naturkräften zu produzieren haben. Schön war wieder das das Land der Seligen darstellende Ballett. Die eine Hälfte der jungen Mädchen war in eine Art idealer antiker Rüstung gesteckt, goldene Panzer mit goldenen Helmen, die anderen trugen Kränze, alle in weißen Gewändern der Eurydice bis auf einen gewissen Grad ähnlich. Diese nun tanzten oder gingen auch nur durcheinander, Eurydice unter ihnen allein unglücklich. Dann fällt der Wolkenvorhang, und Orpheus erscheint, entzückt, das Land der Seligen zu betreten, und dann, ohne daß er es merkt, ihm im Rücken hebt sich der Vorhang wieder, und er fühlt, daß er Eurydice hier finden werde. Jetzt beginnt sein wunderbares Suchen nach ihr. In jeder Gestalt glaubt er, sie zu ergreifen, keine aber ist Eurydice. Ohne Gesang, nur im Takte der Chorgesänge durchschreitet er die Gestalten in weißen Gewändern, um die zu finden, die Eurydice ist. Weil er sie nicht anblicken darf, muß er durch Tasten herauszufinden suchen, welche es sei. Es ist ein reizendes, abgeschrittenes Ballett gleichsam, wie er, immer von neuem durch die Mädchen hindurchdringend, immer ängstlicher wird. Endlich glaubt er Eurydice gefunden zu haben, es ist entzückend, wie er sie, ohne sie anzusehen, am Arm aus den anderen herauszieht, wobei sie ihm mit einer eigentümlichen, duldenden Grazie nachgibt. Indem er sie umarmt, beginnt er nun, da er die Augen doch abwenden muß, ihr Antlitz zu betasten. Mit reizender Fingerbewegung tut er das, immer unruhiger wird er, man sieht in seinen Zügen, daß er den Irrtum entdeckt, und das immer nur stumme Spiel, mit dem er sie, enttäuscht, endlich losläßt, ja zurückstößt, ist so schön und das Herz bewegend, daß das Theater in lauten Beifall ausbricht. Endlich kommt dann die richtige Eurydice, das gleiche, stumme Spiel wiederholt sich, nun aber mit anderem Ausgang.

Ich möchte diese Hastreiter ein Stück Shakespeare spielen sehen. Sie würde als Schauspielerin vielleicht noch Größeres leisten. Ich habe noch nie gesehen, daß eine Sängerin nur ihrer Bewegungen wegen mit Beifall, der hier ganz überraschend vorbrach und das Publikum selber vielleicht überraschte, überschüttet wurde. Dieselbe oder vielmehr noch größere schauspielerische Kraft offenbarte sich im letzten Akte. Zuletzt habe ich vor einigen Jahren in Wien das vergebliche Bemühen erlebt, die große Szene zwischen Orpheus und Eurydice, in der er endlich gezwungen wird, sie anzublicken, auch nur verständlich zu machen. Hier gelang sie im höchsten Grade. Es wäre nicht möglich, lebendiger zu spielen. Wie Orpheus endlich, übermannt von der eigenen Sehnsucht, Eurydice anzublicken, mit leidenschaftlich ausgebreiteten Armen auf sie zustürzt, sie an sein Herz drückt und sie zugleich nun als eine Sterbende ihm aus den Armen sinkt, ist es, als ob seine Empfindung in alle übergehe, die es vor Augen haben.

Der Ausbruch des Schmerzes ist dann das Höchste, was die Hastreiter gibt. Sie hat ihr Obergewand abgeworfen, um die entseelt daliegende Eurydice damit zuzudecken, eine schöne und verständliche Bewegung, und steht nun schlank und kraftvoll da. Sie hat beide Arme, die früher durch das Faltenwerk etwas gehemmt waren, frei — es ist, als ob die Verzweiflung ihre Stimme jetzt erst voll entfesselte. Und was bei alledem wieder zugleich beruhigend wirkte, sie spielte den Orpheus nicht als Mann, sondern nur als junges Mädchen, das einen Mann darzustellen hat. Die Rolle empfängt dadurch einen nicht zu beschreibenden idealen Zusatz. Das Publikum war so ergriffen, daß es kaum applaudierte. Es war, als ob das nicht nötig sei. — Welch ein Triumph ist der Erfolg dieser Oper, von der man in Italien gar nichts mehr gewußt hatte. Das ist die wahre Kunst, die die furchtbarsten Seelenkämpfe in einer sanft verklärten, erhebenden Schönheit zeigt. Wie unentbehrlich ist sie den Menschen. Während ein finstrer Geist der Krankheit und des Mordes umgeht und die Welt zu beherrschen scheint, sprießen doch immer wieder die unschuldigen Blumen hervor, die er nicht niederzutreten vermag und die an die Güte der Natur und ihres Schöpfers erinnern.

Orpheus wurde 1762 zum erstenmal in Wien aufgeführt. Gluck dirigierte. Dem Publikum war alles so neu, daß bei der 5. Wiederholung der Oper erst der wahre Erfolg eintrat. 1774 kam sie, ganz umgearbeitet, in Paris auf die Bühne, jetzt als neuer Zusatz erst die Schlußarie des 1. Aktes „Addio". Gluck war 1762 48 Jahre alt. Das erste Auftreten der Hastreiter erfolgte im Januar 1886 in Neuyork. Es scheint, als sänge sie nur den Orpheus. Hier wenigstens tritt sie in anderen Opern nicht auf. Ich könnte mir der heutigen Weltlage nach ein großes Talent denken, das nur in einer einzigen Blüte sich zeigte und daran genug hätte. Würde Gluck seinerzeit ein so freies Verhältnis zur Kunst für möglich gehalten haben? Wie beschränkt war der Beifall, den er seinerzeit geerntet hat. Nicht gering, aber beschränkt, denn ein kleiner Teil des Volkes hatte vor 100 Jahren etwas von solchen Genüssen. Wie anders beschaffen sind die großen, unabhängigen Massen, die die Theater füllen und deren Beifall ganz anders donnert als damals! Ob er von dergleichen geträumt hat? Vielleicht von viel mehr noch! Denn wie wird es in 100, 200 Jahren sein? Homers Gedichte werden heute über die ganze Erde gelesen und immer neu gedruckt. Und es sind an 3000 Jahre, daß sie gedichtet wurden.

Doch ich gerate ins Literarhistorische. Meine Rezension soll ein Ende haben. Gisela hat sie gelesen und gut befunden. Möge sie Ihnen nun auch gefallen, verehrte Freundin,

und ihren Weg nach Norden nehmen. Nicht ohne unsere herzlichen Grüße. In Verehrung der Ihrige Herman Grimm.

Albergo Quirinale.

Sonnabend, den 9. Februar 1889.

Der Brief ist einige Tage liegen geblieben. Gisela war recht krank. Wir müssen so bald als möglich von hier fort, wo immer eine drohende Fieberwolke über dem Fremden schwebt. Wir warten ein besseres Wetter ab, um nach Florenz zu gehen. — Unser Doktor kennt die Hastreiter von Jugend auf, da sie früher einmal als Kind mit ihren Eltern hier war. Sie lebt, da ihre Mutter gestorben ist, mit einer Gesellschafterin allein, und zwar in sehr guten Verhältnissen. Sie hat den Orpheus selbständig eingerichtet, die mise en scène selbst besorgt, den Kapellmeister gewählt und instruiert, kurz sie ist bis in jedes Detail die Schöpferin der Oper in dieser Gestalt. Sie singt unter der Bedingung, daß sie völlige Herrin sei, nur gegen Erstattung der Kosten, ohne jeden eigenen Vorteil. Die Oper wird immer wiederholt und nun in Florenz aufgeführt werden. — Ich hoffe, Sie haben, verehrte Freundin, Geduld genug gehabt, diese acht Seiten zu Ende zu lesen.

Den 1. März 1889. Florenz. Albergo d'Italia.

Verehrte Freundin, Ihr Brief war ein rechter Lichtschein in unserer Florentiner Krankenstube, wo die arme liebe Gisel die Rückkehr von Mut und Kräften erwartet, die ihr, Gott weiß wie, in Rom abhanden gekommen waren. Sie ist ja nicht eigentlich krank, sondern nur unbeschreiblich matt. — Und so sehen wir denn tagtäglich die Wolken von Belriguardo nach San Miniato ziehen und fragen immer wieder, ob sie nicht gutes Wetter bringen, damit wir die Fahrt nach den Bergen und Bozen antreten können, wo wir wenigstens deutsche Luft einatmen. Ihr Unwohlsein wird ja nun auch vorübergegangen sein, denn anders tun wir es nicht, als daß wir Sie als eine freie Beherrscherin der Jahre ansehen, die Ihnen gegenüber nicht etwa konstitutionell mitzusprechen haben, sondern sich mit der Grazie alter, an absolutes Regiment gewöhnter Untertanen ehrfurchtsvoll unterzuordnen haben.

Was meine Rezension anlangt, so hatte sie den einzigen Zweck, Ihnen Freude zu machen. Ich bin kein Schwätzer, der anders denkt als er schreibt. — Mir ist die Welt nicht mehr gut genug, als daß ich für sie Opern bespräche. Ich suchte in meiner Seele nach irgend jemand, dem damit wirklich eine Freude gemacht werden könne, und so kam dieser Brief zustande . . .

Übrigens kam Schlözer an meinem vorletzten römischen Tage noch zum Frühstück in meine Höhe und beredete mich, mit einer Karte von ihm die Hastreiter aufzusuchen. Ein urgemütliches Frauenzimmer, mit der es sich sehr angenehm sprechen ließ. Sie sagte mir, nur in Neuyork käme der Orpheus recht zur Geltung, wo man sich absolut an ihre Anordnungen halte. Sie habe nämlich in Rom alles besorgt — Inszenierung und Einstudierung des Orchesters —, aber man tue doch nur zur Hälfte, was sie wolle.

Ich will Ihnen nun, da Sie mich, verehrte Freundin, als Hofrezensenten akzeptiert haben, von einer neuen Entdeckung berichten, die ich mittels einer ganzen Reihe frisch angekaufter Bücher gemacht habe. — Italien besitzt einen großen, wirklichen Dichter. Nicht bloß einen, der Wein in Bouteillen verkauft, sondern einen, an dem Trauben wachsen. Er heißt Carducci und wohnt in Bologna. Er hat das, was Goethe dem Homer nachrühmt, daß Homer die Dinge wirklich gebe, die anderen Dichter nur den Eindruck, den die Dinge machten. Ich habe, an Gisels Bett sitzend, 5 Bände Gedichte von ihm durchgelesen, wo in jedem einzelnen freilich nur ein paar Dutzend drinstehen. Er dichtet über alles, ein echter Gelegenheitspoet, aber die Art, wie er die Dinge anfaßt, drückt allem seinen Stempel auf. Solche Gedichte würde kein Mensch nachmachen können. Gestern morgen war es sehr trübselig bei uns. Der Wind war sturmartig geworden und pfiff mit Hagelschauern an unseren Fenstern. Ich fing an, um Gisel ein Vergnügen zu machen, eins der Gedichte Carduccis zu übersetzen, und schließlich brachte ich es unter ihrem Beirat zustande. Und letztschließlich fragten wir uns: wohin damit? Und wiederum hieß es: an Frau von Olfers, der macht es Vergnügen. Dies nun wollen wir freilich abwarten. Und so schicke ich umgehend, mit den Erwartungen eines jungen Schriftstellers, der die Besprechung seines ersten Buches erwartet, auch dieses Werk zu Ihnen, und zwar zu Ihnen allein. Wir küssen Ihnen beide die Hand als Ihr getreuestes Grimmsches Ehepaar.

Der Ochse

Dich lieb' ich, frommer Ochse, den so milde
Gewalt'ge Kraft umhaucht. Wie friedensreich,
Erhaben ruhig, einem Denkmal gleich,
Siehst du den Acker an und die Gefilde.

Wie du, dich deinem Joche gerne beugend,
Im Dienst des Menschen ernst gehorsam gehst:
Der stachelt dich und stößt: du aber drehst
Das Haupt, blickst ihn geduldig an und schweigend.

Aus deinen dunkeln Nüstern strömt beflügelt
Wie Dampf dein Geist, dein muhendes Gebrüll
Dringt als ein Hymnus zu den reinen Lüften.

In deinem klaren Auge aber spiegelt
Das grüne Land sich, in ihm ruhen still
Der Himmel, schweigend, und die weiten Triften.

Adelt dieses Sonett nicht das ganze Ochsengeschlecht? und den Dichter mit?

Florenz, d. 12. März 1889. Albergo d'Italia.

Verehrte Freundin, Ihr Brief kam zu einer Zeit an, in der er das einzig Freudige war, das mir hätte zuteil werden können. Gisel war die letzten Tage sehr krank — heute ist der erste Tag, wo man wieder Vertrauen fassen darf. — Es scheint, als ob die Natur selber sich zuletzt erbarmt hätte. Die kalte, scharfe Luft, die an unseren Fenstern vorüberschnitt, ist einem durchdringend warmen Frühlingshauch gewichen. — Die schweren Wolken, die die Sonne aber umrändert und durchbricht, kommen vom Süden, und der Arno, der sonst in so vornehmer, seichter Breite vorbeifließt, strömt in starken Wogen vorüber, in die aller Schnee der Apenninen mit hineinfließt. — Wie gern käme ich einmal auf eine Abendstunde hinüber. Überall gut, bei Muttern am besten: dahinter sind wir diesmal recht gekommen. Es geht nichts über den Atem der Heimat, mag er auch noch so rauh sein. Hier sehe ich niemand als meinen kleinen Gorski, der mit der größten Treue Tag für Tag erscheint. — Ein liebenswürdiger und sehr feinfühlender Mensch, der Italien körnerweise aufpickt. Es ist eine Freude zu sehen, wie junge Leute in gewissen Lebensperioden von Tag zu Tag geistig wachsen. —

Florenz, 21. März 1889.

Verehrte Freundin, Ihr Brief ist heute angekommen, nebst Mariens Anhang. Es liegt etwas allgemein menschlich Tröstendes in Ihren Briefen. Als ob man einen armen Gefangenen plötzlich in einen Garten versetzte, wo Astern und Balsaminenbeete sich an der Sonne so recht vollgetrunken haben und, ohne einen besonderen Parfüm zu besitzen, der sich auf Flakons ziehen und etikettieren ließe, doch den Sommer und die mütterliche Erde repräsentieren. Mag das Alter auch den einzelnen entfremden, so verbindet es ihn um so fester mit dem Allgemeinen, und das Wohlgefühl fortzuexistieren, das auch dem höchsten Alter nicht verloren gehen kann, teilt sich mit. Sie, verehrte Freundin, sind ein Element, das unentbehrlich ist und dessen Fortbestand als ein Segen empfunden wird. Ich möchte Ihnen schreiben, daß es hier besser geht, aber das ist nicht der Fall. Es scheint, daß Gisels Herzleiden nicht wie plötzlich einbrechende Krankheiten plötzlich auch wieder verschwinden wolle. — Wir haben hier unseren Felsen gefunden, an den wir angekettet sind und wo uns täglich die Leber neu aus der Seite gefressen wird. — Wie gern sagte ich alle dem, was ich beim ersten Morgengrauen, wenn der Mond noch zweifelnd am Himmel steht, bis zum letzten Wolkenlichte vor Augen habe, täglich und tagtäglich, für immer Lebewohl, wenn es mich nur loslassen wollte. — Heute ist der Fluß, vom Gebirgsregen geschwollen, ungewöhnlich geräuschvoll, dann wieder hört man ihn kaum, und der Himmel sieht so unschuldig heiter herab, als ob der Sommer um die nächste Ecke zu finden sei. —

Berlin, 9. August 1890. Matthäikirchplatz.

. . . Aber das Leben ist nun einmal erfüllt von dem, was nicht zu ändern ist. Nach einem kurzen Traum von Freiheit beginnt das erste Klirren der unendlichen Kette hörbar zu werden, an die jeder Mensch festgeschmiedet ist. Das erlebt man nun an sich und anderen, und von Tag zu Tag wird es sichtbarer, und immer weniger weiß man, wie das „Etwas" eigentlich aussehen könne und beschaffen sei, das als „Fausts Unsterbliches" endlich von dieser Kette losgebrochen und fortgetragen wird. Mit diesen Gedanken schlägt man sich herum, oder vielmehr, sie schlagen auf uns, und wir halten stille. Ich sitze jetzt hier ganz allein. Gestern ging ich mit den beiden unverwüstlichen Greisen Hertz und Curtius im Tiergarten. Beide bis an die Ohren in der Arbeit. Ja, die, die übrig bleiben, müssen die Arbeit eben leisten. Auch ich sitze, mit den Augen zu meinem Balkon heraus, an der alten Stelle und arbeite am Homer weiter, der ja, wie es scheint, sich Freunde zu erwerben beginnt. Dabei lese und zerstöre ich unendliche Massen von alten Skripturen und beginne den Briefwechsel zwischen Arnim und den Brüdern Grimm endlich ernster anzufassen. Ich will im Laufe des August dann nach München, wo ich meinen drei Freundinnen Ringseis mein Erscheinen fest zugesagt, von da nach Tirol, wo ich allerlei Leute hier und da sitzen habe. Das sind so meine Pläne. Für Sie, liebe Freundin, in R. bin ich nicht gemacht. Ich bin für den Hausgebrauch ein Brot, das zuviel Kruste und zu wenig Krume hat . . .

Berlin, den 11. Mai 1891.

Verehrte liebe Freundin, für den Fall, daß ich heute nicht in Person kommen könnte, einige Worte schriftlichen Glückwunsches [anläßlich des 92. Geburtstages von Hedwig von Olfers]. Wie schön ist es, daß Sie dem Jahrhundert, das, wenn von Liebe, Liebenswürdigkeit und Geist auf Erden allein die Rede sein dürfte, nach Ihnen genannt werden müßte, solange als möglich angehören wollen. An allem, was Gutes, Schönes und Großes geschieht, nehmen Sie Anteil, als ständen Sie in den jüngsten Jahren, wo wir die Dinge zum erstenmal erleben und sie uns überraschen. Über alles haben Sie Ihr eigenstes richtiges Urteil. Von allen werden Sie verehrt. Es ist schon der Mühe wert, gegen so gute Bezahlung in diesem Erdentale weiterzudienen. Jedes Jahr mehr, das Sie uns angehören, ist ein neuer Ruhmestitel für Sie. Mögen Ihnen solche Ruhmestitel noch eine gute Anzahl vorbehalten bleiben. Ich glaube vor Ihnen zu stehen, und Ihnen die Hand zu küssen:

Herman Grimm.

Ulrich Schmidl, der Tacitus der La Plata Länder

Von Dr. Heinrich Uth

Als der alte Kriegsmann Utz Schmidl sich am Ende seines abenteuerreichen Lebens in Straubing hinsetzte, um in etwas ungefügem Stil, aber aufrichtig und ehrlich seine „wahrhafftige und liebliche Beschreibung etlicher fürnemmen Indianischen Landschafften und Insulen, die vormals in keiner Chroniken gedacht" abzufassen, da hat er nicht geahnt, daß seine Schreiberei für die künftigen Geschichtsforscher der Länder, die sich um das gewaltige Stromgebiet des Paraná lagern, die erste und wichtigste Quelle ihres Wissens von den Zuständen sein würde, in denen sich beim ersten Landen der spanischen Eroberer diese gewaltigen Länderstrecken befanden. Tatsächlich hat er ein Dokument geschaffen, das die fernsten Geschlechter in den Staaten Argentinien, Uruguay, Paraguay, Bolivien, Brasilien mit dem gleichen Interesse in die Hand nehmen werden, wie wir Nachfahren der alten Germanen das kunstvollere, aber weniger wahrhaftige Büchlein des Tacitus über die Germania.

Kein Geringerer als der ehemalige Präsident Bartolomé Mitre, einer der bedeutendsten argentinischen Staatsmänner und Geschichtsschreiber nennt das Buch unseres Landsmannes „das Werk eines Autors von phlegmatischem Temperament, eines aufmerksamen und ruhigen Beobachters der Natur, ohne Einbildungskraft und unvoreingenommen, wenn auch nicht frei von den Vorurteilen der Menge und von persönlichen Befangenheiten, der trocken und klar die Tatsachen erzählt, die Daten festlegt, die Entfernungen bestimmt, das, was er sieht, so beschreibt, wie er es versteht, ohne Ausschmückungen des Stils oder Abschweifungen, der dabei nur dann und wann ein Urteil bildet, eine Betrachtung anstellt, oder ethnographische, geographische, statistische, astronomische oder naturwissenschaftliche Feststellungen macht, die uns in kurzen Strichen ein Porträt zeigen, eine Landschaft zeichnen, ein Tier oder eine Pflanze beschreiben, einen Punkt im Raum bestimmen oder einen Begriff geben von untergegangenen Rassen oder Sitten, wobei er gleichzeitig wertvolle Elemente herbeischafft für die Chronologie und für die Geschichte der ursprünglichen Besiedelung des Rio de la Plata durch die europäische Rasse." Die erstaunlich wenigen Berichte und sonstigen Dokumente aus jener Zeit, welche die spanischen Archive besitzen, lassen in ihrer Verworrenheit und vielfach parteiischen Darstellung der Ereignisse um so heller die Vorzüge der Schmidlschen Erzählung als Geschichtsquelle hervortreten.

Ulrich Schmidl entstammt einer alten Straubinger Ratsfamilie, aus der mancher ehrenfeste Bürgermeister des Donaustädtchens entsprossen ist; sein Vater und zwei seiner Brüder haben diese Würde bekleidet. Ihn selbst ergriff in jungen Jahren urdeutsche Wander- und Abenteuerlust, die ihn nach Cadiz führte, wo Don Pedro de Mendoza, ein in den italienischen Feldzügen zu Ruhm und Reichtum gelangter Feldherr Karls V., im Jahre 1535 eine für die damaligen Zeiten gewaltige Expedition ausrüstete, um die achtzehn Jahre früher von Solis entdeckten Länder um das La Plata-Becken für seinen kaiserlichen Herrn und die katholische Religion zu erobern. Auf 14 großen Schiffen fuhren 2500 Spanier und 150 Hochdeutsche, Niederländer und Sachsen, die 72 andalusische Pferde mitbrachten, den erträumten Silberschätzen entgegen. Eins von den Schiffen, auf dem auch Schmidl fuhr, war von Sebastian Neithart und Jakob Welser zu Nürnberg ausgerüstet, und auf ihm befand sich der Faktor dieser großen Handelsherren mit „kauffmanschaft". Von dem geschäftlichen Ergebnis hören wir später nichts mehr; es scheint ein vollkommener Mißerfolg gewesen zu sein. Schade, daß auch hier wie in Venezuela der Wagemut der Welser bei der günstigen Konstellation der engen deutsch-spanischen Verbindung keine bleibenden Ergebnisse für sich und ihr Vaterland erzielen konnte.

Die Reise verlief ohne größere Unfälle, alle vierzehn Schiffe kamen unversehrt an, und zum Dank für die glückliche Überfahrt wurde die Stadt, die Mendoza im Jahre 1536 auf dem südlichen Ufer des La Plata zu errichten befahl, „Nuestra Señora Santa Maria de Buen Ayre" (Unsere liebe Frau von den guten Winden) genannt, nach einem von den Schiffern hochverehrten Heiligtum der Madonna, das auf Korsika stand. Sehr bald aber verließ die Eroberer das Glück. Das weite, so außerordentlich fruchtbare Land um Buenos Aires war damals vollkommen unkultiviert und nur sehr dünn bevölkert von schwachen indianischen Nomadenstämmen, die anfangs ihr bißchen Elend bereitwillig mit den Eindringlingen teilten, bald aber störrisch wurden und in einem blutigen, verlustreichen Gefecht niedergeworfen werden mußten. Da niemand jetzt mehr Lebensmittel brachte und die gute Zeit für Fischfang vorbeiging, brach eine schreckliche Hungersnot aus. Die Indianer hatten sich inzwischen zusammengerottet und griffen mit gewaltiger Übermacht — Schmidl spricht von 23 000 Mann — die Stadt an, schossen sie in Brand und



Bei der Suppe. Gemälde von Georg Siebert
(Dresden, Akademie-Ausstellung)

zerstörten mehrere Schiffe; mit Mühe gelang es, sich ihrer zu erwehren. Mendoza mußte kurz nach diesem schweren Sieg feststellen, daß von 2500 Leuten ihm nur noch 560 verblieben waren; die andern hatten die Waffen der Feinde, Hunger und Krankheit vertilgt. Da entschloß er sich, damit nicht alle Hungers stürben, mit 400 Leuten auf kleinen, an Ort und Stelle gebauten „Bergantinen" stromaufwärts zu fahren, um Lebensmittel zu suchen. Er gründet „Buena Esperanza" in der Nähe des heutigen Santa Fé, muß aber wegen Krankheit nach wenigen Jahren heimkehren und stirbt auf der Reise nach Europa. Das Kommando fällt an Ayola, der sich nach Eintreffen einiger Verstärkungen entschließt, weiter landeinwärts zu dringen. Sie kommen den Paraguay hinauf unter mannigfachen Kämpfen mit den kräftigen, kriegerischen Stämmen, die am Flusse wohnen, und gründen das heutige Asunción in einer Gegend, wo die Guarani damals schon einen recht entwickelten Ackerbau treiben, bei dem sie Mais, Mandioka und Bataten erzeugen und allerlei Haustiere halten. Alles in allem, ein Land des Überflusses, für die halb verhungerten Spanier ein wahres Paradies. Ruhe finden sie aber nicht dort, denn immer weiter treibt es den Führer auf der Suche nach dem Lande, woher die silbernen Schmucksachen stammen sollen, die man bereits bei den weiter unten wohnenden Indianern gefunden hatte.

Mit der Hauptmacht tritt Ayola den Marsch nach Perú an und wird nach vielen harten Kämpfen von den Indianern umzingelt und mit allen seinen Leuten erschlagen. Das Kommando übernimmt Irala, der in Asunción zurückgelassen worden war, und zu dessen Truppe Schmidl zu seinem Glück gehörte. Der faßt den richtigen Entschluß, die zusammengeschmolzenen Truppen an einem Orte zu vereinigen, wo die Verpflegung am leichtesten ist, und fährt deshalb nach Buenos Aires, um die dortige Garnison heraufzuholen. Neue Verluste treten dadurch ein, daß die Indianer die Feste Corpus Christi, die Irala als Zwischenposten bei dem obenerwähnten Bona Esperanza angelegt hatte, verräterisch einnahmen. Dafür kommt aber neuer Zuzug aus Spanien, 300 Mann, unter der Führung des neuernannten Gouverneurs Alvaro Nuñez, der durch einen neuen Kriegszug den Paraguay hinauf bis in das heutige Brasilien hinein neue Länder und Schätze erobern will. Furchtbar sind die Strapazen, welche die Truppe zu überwinden hat, wochenlang muß sie in dem weit und breit überschwemmten Lande bis an die Knie durch das Wasser waten. Rätselhafte Kunde von Amazonen, die weiter im Innern wohnen sollen, lockt zu immer weiterem Vordringen. Schließlich zwingt indessen äußerste Erschöpfung zur Umkehr.

Der Soldat kann aber bei allen Mühen und Kämpfen guten Mutes bleiben, weil er sich reiche Beute an edlen Metallen erobert hat. Die sucht der habgierige Gouverneur für sich zu beschlagnahmen und erregt dadurch einen Aufruhr, der ihn zum Nachgeben zwingt. Seine Stellung ist fortan erschüttert. Eines Tages nehmen ihn die kaiserlichen Fiskale, die ihn schwerer Unterschlagungen zum Nachteil der kaiserlichen Majestät beschuldigen, gefangen, und eine öffentliche Versammlung beschließt, ihn zur Aburteilung nach Hause zu schicken. Irala, der wohl heimlich die Drähte bei dieser Verschwörung gezogen hat, übernimmt auf Beschluß des Volkes wieder den Befehl. Es muß eine gewaltige Natur gewesen sein, von einer unbändigen Energie, aber auch ohne moralische Hemmungen. Schmidl, von seinem Standpunkt als einfacher Soldat aus, hat nur Lob für ihn, weil er gut für seine Leute sorgt und durch seine Kühnheit und Umsicht immer wieder der verzweifeltsten Lage Herr wird. „Utz Schmidl" steht in klarer, schöner Handschrift mit unter dem Dokument, das den Beschluß der Absetzung und Heimsendung des Alvaro Nuñez und der Bestellung des Irala zum vorläufigen Verweser der Gobernadorwürde enthält. Unser Landsmann muß als einer der wenigen Überlebenden von der ersten Landung, trotzdem er nie mehr als gemeiner Soldat geworden ist, ein besonderes Vertrauen genossen haben. So berichtet er einmal, daß ihm bei Durchziehung eines trockenen Landstrichs die Bewachung eines einzelnen Brunnens, den man fand, und die Austeilung der Wasserrationen übertragen wurde. Auch daß es ihm möglich gewesen ist, so viele Daten über Landschaften und Völker, mit denen man in Berührung kam, zu sammeln und aufzuzeichnen, läßt erkennen, daß er sich ständig in der nächsten Umgebung des obersten Chefs befunden haben muß.

*

Als Irala sein Ziel der Beseitigungg des Nebenbuhlers erreicht hatte, schweifte sein Ehrgeiz weiter. Dunkle Kunde war aus Perú nach Asunción davon gedrungen, daß dort unter den Nachfolgern des ermordeten Francisco Pizarro wilde Parteistreitigkeiten ausgebrochen seien, die unentschieden hin- und herwogten. Der Gedanke drängte sich auf, in diesen Kämpfen mit der eigenen, festgeschlossenen Kriegsmacht als Schiedsmann aufzutreten und mit List und Gewalt sich des von Pizarro, seinen Söhnen und Gefährten eroberten Inkareichs mit allen seinen Gold- und Silberschätzen zu bemächtigen und dadurch Herr des ganzen Kontinents von Ozean zu Ozean zu werden. Wahrlich ein gigantischer Traum, den nur ein Kerl wie Irala zu verwirklichen suchen konnte. Im Jahre 1548 bricht er auf, mit einer auserlesenen Truppe von 350 spanischen Freiwilligen, denen sich auch Schmidl anschließt, und 2000 Indianern vom Stamme der Carios, die sich in den langen und schweren

Kämpfen mit anderen Stämmen als Verbündete bewährt hatten. Glücklicher und geschickter als Ayola erreicht Irala unter schweren Kämpfen mit feindlichen Indianerstämmen nach monatelangen Märschen Cochabamba, die östliche Grenzprovinz des damaligen Perú. Hier aber muß er erfahren, daß die Gunst der Stunde vorüber ist. Der König von Spanien hat inzwischen als neuen Repräsentanten mit den ausgedehntesten Vollmachten La Gazca herübergeschickt, der in kürzester Frist den Greueln des Bürgerkrieges unter den Spaniern in Perú ein Ende gemacht hat. Gonzalo Pizarro, der Sohn des großen Conquistadors, und ein paar Dutzend andere Aufrührer hat er an den Galgen knüpfen lassen und herrscht nun unbestritten mit eiserner Strenge. Als Irala ihm seine Ankunft meldet, wittert er sofort die wirklichen Absichten des Abenteurers, die dieser hinter loyalen Beteuerungen in seinem Briefe versteckt, verbietet ihm weiteres Vorrücken und beschließt seine Absetzung, vermutlich mit dem Plan, ihm wegen des Aufruhrs gegen Alvaro Nuñez dasselbe Schicksal zu bereiten, wie dem Gonzalo Pizarro. Aber La Gazca findet in dem Ankömmling aus Paraguay einen ebenbürtigen Gegenspieler. Der Bote, welcher das Dekret über die Absetzung Iralas der lokalen Behörde überbringen soll, wird auf dem Wege ermordet und seine Briefschaften fallen in die Hände des Bedrohten. Der zaudert nicht, seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, die ihm zugedacht ist, und kehrt schleunigst mit seiner Truppenmacht um, da er nicht vermessen genug ist, einen offenen Kampf mit dem Manne zu beginnen, der rechtlich unbestreitbar mit der höchsten königlichen Autorität bekleidet ist.

Als er sich Asunción nähert, kommen Flüchtlinge in sein Lager, die ihm erzählen, daß nach seinem Abmarsch die Anhänger des abgesetzten Nuñez einen Aufruhr gemacht, den von Irala zurückgelassenen Stellvertreter und viele andere Freunde Iralas, soweit sie sich nicht durch die Flucht hatten retten können, gehängt haben. Der zurückgekehrte Feldherr stellt mit Leichtigkeit sein und seiner Partei Übergewicht wieder her. Sein Gegner Abren muß mit geringem Anhang aus der Stadt weichen, behauptet aber mit seinen etwa 50 Leuten, marodierend und raubend, draußen das Feld, bis nach zwei Jahren blutiger Kämpfe Friede geschlossen und durch gegenseitige Heiratspakte sichergestellt wird. Unser Freund, Utz Schmidl, genießt nun einige Jahre der Ruhe in Paraguay und erfreut sich seines Wohlstandes, der außer seiner Kriegsbeute von Gold und Silber im Besitz von Eingeborenen besteht. Auf dem Marsche nach und von Perú hatten die Kriegsleute Iralas „vonn mann, weib und kindt überkhumen pihs in die 12 tausennt personn, die muesten unnser schlafe sein; also habe ich zu meinem teil vonn man, weib und kindt pey 50 personn überkhomen“. Damals wurde das spanische Kolonialsystem der „encomiendas“ („Anvertrauungen“) begründet, wobei Soldaten und Beamten außer einem Stück Land, das sie selber zu bewirtschaften nicht imstande waren, eine Anzahl von Indianern zu beliebiger Verwendung übergeben wurde. Ursprünglich handelte es sich nur um Kriegsgefangene, später, als das Land vollständig unterworfen war, ging man aber weiter und verteilte die ganze eingeborene Bevölkerung als „encomiendas“ auf die Spanier, wobei man in den meisten Fällen die bestehende Stammes- und Dorfverfassung unberührt ließ. Dabei sind sicher viele Grausamkeiten unterlaufen, bis der mildernde Einfluß der staatlichen Gesetzgebung und der kirchlichen Seelsorge durchdrang. Berühmt ist ja das merkwürdige Experiment der Jesuiten in ihrem eigenen Staatswesen in Paraguay, wo sie jahrhundertelang das begabte und mit Milde leicht lenkbare Volk der Guaranis vor der „Encomienda“-Wirtschaft der übrigen Teile des spanischen Kolonialreiches zu schützen vermochten.

Utz Schmidl wird sicher bei der Übernahme seiner „Personen“ keine sittlichen Skrupel empfunden und nur darauf gesehen haben, daß die ihm überlassenen Weiber nicht zu alt waren, wie er an einer anderen Stelle ganz naiv erzählt. Er wird aber auch wohl kein allzu grausamer Herr gewesen sein, denn das kann man einem Manne nicht zutrauen, der in diesen wilden Zeiten und inmitten einer so rauhen Umgebung, wie sie die hierher verschlagenen spanischen Soldaten und Abenteurer bildeten, mit so liebevoller Genauigkeit die Sitten und Gebräuche der wilden indianischen Völkerstämme aufgezeichnet hat, mit denen er doch meistens durch Kämpfe auf Leben und Tod in nicht gerade angenehme Berührung gekommen ist. Die deutsche Gabe der Objektivität auch gegenüber dem Feinde war ihm offenbar in hervorragendem Maße zu eigen.

★

Zwanzig Jahre fast waren verflossen, seitdem Schmidl in dunklem Drang von seiner Vaterstadt aufgebrochen war, da erreichte ihn in seiner amerikanischen Wildnis ein Brief seines Bruders Thomas Schmidl aus Straubing, der ihm durch Vermittelung des Sebastian Neithart und des Christoph Keysser, „Faktors“ der Fugger in Sevilla, schrieb, um ihn in die Heimat zurückzurufen zur Übernahme des väterlichen Erbes, da dieser sein letzter Bruder, der wie die andern kinderlos geblieben war, sein Ende herannahen fühlte. Nun hielt es auch den allmählich seine Jugend schwinden fühlenden Utz nicht länger mehr im Lande Paraguay unter seinen „Personen“. Mit Mühe erlangt er von seinem alten, verehrten Chef Irala, der es inzwischen verstanden hat, sich seine Macht

dauernd zu sichern, die Erlaubnis zur Heimkehr und bricht mit 20 treuen Cario-Indianern, die ihm sein Gepäck und seine gesammelten Schätze tragen, zur brasilianischen Küste auf, die er als erfahrener Amerikareisender, trotz der vielen Beschwerden und Gefahren glücklich erreicht. Auch nach Cadiz kommt er ohne Fährde. Da aber trifft ihn ein harter Schlag. Er hat auf einem deutschen Schiff, das ein gewisser Heinrich Schez nach Antwerpen führen soll, die Überfahrt belegt und sein Gepäck schon verladen. In der letzten Nacht vor der Abfahrt bezecht sich sein Kapitän in einer Schenke und vergißt, als er am frühen Morgen zu seinem Schiffe zurückkehrt, in der Trunkenheit seinen Fahrgast. Der Steuermann weiß nichts von Schmidls Ausbleiben, lichtet zur vereinbarten Zeit die Anker und läßt unseren Landsmann zurück, sei es in Morpheus' Armen oder in den Armen irgendeiner heißblütigen Gaditanerin. Doch auch bei diesem Malheur kann unser guter Utz wieder erkennen, wie gnädiglich ihn unser Herrgott führt und bewahrt. Als das Schiff des Heinrich Schez mit der ganzen übrigen Flotte wegen widriger Winde nach Cadiz zurückkehren muß, stößt es bei Nacht auf ein Riff und geht mit seiner Ladung unter. Von der Besatzung retten sich nur Kapitän und Steuermann, alle anderen ertrinken. Und so muß denn unser Freund den Verlust von all seinem Hab und Gut beklagen, hin ist die ganze Beute, die er auf seinen zwanzigjährigen Kriegsfahrten im Lande der wilden Indianer gesammelt hat, und auch seine mitgebrachten Papageien sind ertrunken, die in Paraguay wahrscheinlich die einzigen Wesen waren, mit denen er sich in seinen geliebten bajuvarischen Heimatlauten unterhalten konnte. Wie der Hans im Glück des Grimmschen Märchens kehrt Utz Schmidl nach Straubing zurück, ohne mehr als sein Eigen mit sich zu bringen als seinen Wanderstab, und beschließt dort den Bericht von seiner langen Fahrt mit den frohen Worten: „Ja, Gott sey gelobbt unnd gepreiset in ewigkait, der mir solch glückselige reiß so genediglick hat beschertt! Amen."

Bald nach Utzens Heimkehr starb sein Bruder am 20. September 1554 und hinterließ ihm das offenbar recht stattliche Familienerbe, so daß der Amerikafahrer mit der nötigen Muße und Ruhe des Gemütes an die Sichtung seiner aus dem Schiffbruch geretteten Aufzeichnungen und die Niederschrift seiner Erlebnisse gehen konnte. Dann griff wieder ein hartes, von ihm mannhaft getragenes Schicksal in sein Leben ein. Er hatte sich dem Protestantismus angeschlossen und wurde deshalb im Jahre 1562 mit mehreren seiner Konfessionsverwandten von seinem bayrischen Landesvater aus Straubing vertrieben und zog nach der Reichsstadt Regensburg, wo ihm die Freiheit seines Gewissens gelassen wurde. Wann er gestorben ist und wo sein Grab liegt, ist unbekannt, doch steht noch sein Regensburger Haus, das er sich selbst erbaut hat, und wo sich auf dem Flur des ersten Stockes eine Marmorplatte mit dem Wappen der Familie Schmidl befindet, das den oberen Teil eines gekrönten springenden Stiers darstellt, mit der Unterschrift Ulrich Scmidl von Straubing und der Jahreszahl 1563.

Der Rektor Johannes Mondschein, ein Landsmann Utzens, hat im Jahre 1881, in einer Beilage zum Jahresbericht der Königl. Realschule Straubing, eine interessante Darstellung von dem wenigen gegeben, was er von dessen Lebensgange außer der Reisebeschreibung hat erfahren können, und damit eine Dankespflicht seines Vaterlandes gegenüber dem Manne erfüllt, der sich und uns den Ruhm des ersten Geschichtsschreibers der La Plata-Länder erworben hat. Ein wehmütiges Gefühl muß uns Deutsche dabei beschleichen, wenn wir bedenken, daß aus all den Mühen und Gefahren, die von deutschen Landsleuten bei der Erforschung und Erschließung der Neuen Welt im Süden und im Norden ertragen worden sind, für uns, das Volk der Dichter und Denker, nichts herausgekommen ist, als einige Literatur, die zwar für die allgemeine Wissenschaft teilweise von ewigem Werte sein wird, wie Ulrich Schmidls schlichte Erzählung und Alexander von Humboldts glänzende, geniale Reiseberichte, für unsere eigene Nation aber doch eine wesentlich geringere Bedeutung hat, als für die Bewohner der Neuen Welt. Das ist aber freilich kein Grund, um Schmidl einen Platz in der Ehrenhalle deutscher Geographen zu versagen.

Teestunde. Von Frida Schanz

Die Stunde war voll holder Wärme
Und zartem Duft von feinem Tee.
Wie wilde, weiße Vogelschwärme
Trieb vor den Scheiben dichter Schnee.
Da war der alte Zauber wieder
Tiefstill, als sei er nie entflohn.
Summender Kessel; Treibhausflieder;
Geliebter Stimme goldner Ton!

Der Narr an der Wand

Novelle von Wilhelm Schussen

Unser Landtagsabgeordneter, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, ist unter seinen Parteileuten so bekannt, daß wir ihm heute den schonenden Decknamen Maier geben wollen, und unser berühmter Mann ist bei seinen stillen Verehrern so berühmt, daß wir ihn heute rücksichtsvoll Müller heißen wollen.

Eines Tages fuhren jener Abgeordnete Maier und dieser berühmte Müller, wie es so geht, zufällig im selben Zug.

Maier saß als Mitglied des Landtages in einem Abteil erster Klasse. Der berühmte Müller fuhr, weil der durchgehende Zug keine vierte Klasse hatte, in einem Nichtraucherwagen dritter Klasse. Der Abgeordnete Maier reiste in die blaue Schweiz, zuvor aber wollte er sich in Konstanz mit der allerschönsten Lucie vereinigen, die von der Landeshauptstadt aus über Immendingen und Singen ihrem Ziel entgegenstrebte. Der berühmte Mann indessen hatte heute abend einen Vortrag im Leseverein einer allerliebsten kleinen Stadt am See.

Der Abgeordnete Maier war während der ganzen Fahrt mutterseelenallein in seiner prunkhaft gepolsterten Welt, und zwischenhinein hatte sogar er selber das wunderliche Gefühl, als sei diese Polsterklasse eigentlich nur dazu da, die etlichen Glücklichen mitzunehmen, die der gutgelaunte Vater Staat mit einer Freikarte versah. Er schlief ein Weilchen, er las ein Weilchen Politik, er träumte in das Land und in die Regenflatterwolken hinein, er warf die Beine übereinander, er gähnte fürchterlich, ohne lang die Hand vor den Mund zu halten, denn er war ja, wie gesagt, mutterseelenallein. Er zog sein Zigarrenetui aus der Tasche und entzündete mit einem Seufzer eine Zigarre, bereits die fünfte während dieser furchtbar langweiligen Fahrt. Er trug gestreifte Beinkleider und schwarzen Schwalbenrock und an einem Haken über ihm hing vielsagend und feierlich sein hoher Zylinderhut; denn er sollte morgen vormittag noch, weil die Sache gerade am Weg lag, auf Veranlassung des Parteisekretariats bei einer Altertumvereinsversammlung der Uferstaaten in Rorschach drüben eine gottlobunddank letzte Rede gehalten. Er paffte eine dicke Wolke in den Raum. Ach ja, man hatte es nicht leicht auf diesem irdischen Stern.

Die Partei hatte ihm in der letzten Zeit wirklich allerlei Bewegung verschafft. Das mußte man ihr lassen. Er begann mit dem Daumen und zählte an den Fingern herunter alle die Vorträge, die er in den letzten Wochen gehalten hatte. Gestern abend noch hatte er bei einer Bahnbauausschußsitzung die Partei vertreten, und heute morgen hatte er der Partei zuliebe in der Hauptstadt einer furchtbar langen und furchtbar ermüdenden Konferenz der Künstlerhilfe beigewohnt, wobei so lang und so viel über Kunst geredet wurde, daß er für all sein Lebtag daran genug hatte. Auch er selbst hatte noch seinen Segen dazugegeben und betont, daß seine Partei bekanntlich zu allen Zeiten die Kunst hochgehalten habe und auch künftighin hochhalten werde, daß aber der gute Vater Staat zurzeit eben leider kein Geld habe. Das war ja nur allzu richtig. Er hatte es auch gestern abend in der Bahnbauversammlung ausgeführt und dabei auch gesagt, daß ohnehin schon soundsoviel Eisenbahnwagen fast so gut wie leer in der Welt herumfahren. (Wozu also neue Bahnen bauen?) Auch in den übrigen an den Fingern heruntergezählten Reden hatte sich diese Wahrheit, daß der Vater Staat leider kein Geld habe, sozusagen regelmäßig wie von selber gegeben.

Aber nun hatte man endlich für eine Weile Urlaub, und gleich morgen nach der Versammlung dieser Herren Altertumsvereinler, die ihm jetzt so unnötig wie ein Kropf erschien, würde man den schwarzen Flügelrock in den bereits vorausgesandten Koffer packen und bunte Wadenstrümpfe und Kniehosen und Wildlederjoppe anziehen und mit der süßen Lucie ins Paradies in die Berge fahren.

Als der Zug in einer Stadt mit einem hohen, dicken, alten Turm noch einmal anhielt, kaufte sich der Abgeordnete, ohne daß die Rechte wußte, was die Linke tat, die Gauzeitung. Er las gelangweilt da und dort einen Brocken und blieb zuletzt an einer kleinen Kostprobe hängen, die das Unterhaltungsblatt zu Ehren des berühmten Mannes an diesem Tage brachte. Es war eine seltsam dunkelsüße Sache, die einem da plötzlich ans Gemüt stieg. Die Sprache dieses Verfassers war voll schweifender Trächtigkeit, es war eine ganz namenlose, unsagbare Welt, in die man sich da plötzlich durch diese verhexten Buchstaben dieses offenkundigen Zauberers hineingetaucht fühlte, es war geradezu etwas von dem Wesen der verhexten Buchstaben darin, die auch die allerschönste Lucie in ihren Briefen hatte. Es war wirk-

lich etwas ganz Unaussprechliches darin. Er ließ das Blatt ermattet auf die Knie sinken, denn sie strengte zu sehr an, diese dunkelschöne und doch wieder merkwürdig klare Sprache dieses berühmten Mannes. Man hätte, ehe man sie las, zuerst die Zigarre wegwerfen müssen, den Schwalbenrock, den Zylinder, den Landtag und die Politik, man hätte in Kniehosen auf einem Rasenfleck in der Sonne sitzen müssen und nicht hier in diesem furchtbar langweiligen, prunkenden Affenkasten. Da hatten es diese Künstler, diese Dichter und Maler und Musikanten eigentlich doch herrlich in der Welt, sie waren wirklich die einzigen wahrhaft Glücklichen, die einzigen wahrhaft Beneidenswerten unter der Sonne, man hätte jetzt fürwahr, wenigstens eine Zeitlang, einmal arm und brotlos und vogelfrei wie diese Künstlerzunft sein mögen. Er paffte aufs neue eine dicke Wolke vor sich hin. Ach ja, man hatte es wirklich nicht leicht auf diesem Erdenstern.

Aber nun dachte er sofort an Lucie, und der berühmte Mann samt Unterhaltungsblatt und Künstlerzunft waren alsbald wieder vollständig verschwunden, vergessen. Er langte einen Taschenspiegel und einen kleinen weißen Kamm aus der Weste und strich sein weißblondes, seidenes, leicht gewelltes Haar und den weißblonden Schnurrbart zurecht. Dann sank er lächelnd in die tiefen Polster zurück und schloß die Augen. Dabei glitt ihm von ungefähr auch das Unterhaltungsblatt zu Boden, aber er lächelte immer noch und setzte unbewußt den Fuß darauf. Er schlief nicht eigentlich, er wachte auch nicht eigentlich, aber er träumte jetzt immerfort nur noch von der süßen Lucie . . .

Unterdessen saß der berühmte Mann auf seiner Holzbank dritter Klasse und blickte in die wohlbekannte und doch wieder so fremde, schmerzlich-selige Welt hinein, die ihn geboren hatte. Und zwischenhinein dachte er auch an seinen Vortrag, den zu halten er die Ehre hatte. Und zwischenhinein dachte er auch an seine leere Börse und an seine Familie daheim. Zwar hatte ihm eine freundliche Stiftung schon wieder hundert Mark geschickt und die heimische Künstlerhilfe sogar dreihundert und später noch einmal fünfzig, aber damit konnte man eben immer noch keine Familie ein Jahr lang durchbringen. Und der berühmte Mann dachte mutlos: Eigentlich wäre es besser, es gäbe weder Stiftung noch Künstlerhilfe, die auch beim besten Willen keine hinreichende Hilfe bringen konnten, eigentlich wäre es besser, wenn man die, denen ja doch nicht zu helfen war, so rasch als möglich ins Nichts hinuntersinken ließe. Seine Bücher liefen nun zum Teil in Ersatzausgaben um fünfundneunzig Pfennig in den Warenhäusern, hin und wieder brachte eine Zeitung einen Beitrag von ihm, hin und wieder wurde er auch zu einem Vortrag gerufen, wobei indessen der Saal immer gefüllt war, denn er hatte trotz allem seine stille, treue Gemeinde aus allen Schichten heraus. Gleichwohl war und blieb es ein gewisser Widerspruch, daß man ein berühmter Mann war und zugleich Löcher in den Unterhosen hatte.

In diesem Augenblick näherte sich der Zug dem See.

Der berühmte Mann stülpte sich sofort den Hut auf den Kopf, ergriff die Aktenmappe, worin er Nachthemd, Waschzeug, Halstuch, ein Paar Socken, drei Taschentücher und zwei selbstverfaßte Bücher hatte, und lief schleunigst dem Ausgang zu. Aber da stand nun bereits ein Geschäftsreisender mit einem großen Musterkoffer. Er lief also über den Steg in den nächsten Wagen hinüber, durch den Gang der zweiten Klasse hindurch in den Gang der ersten Klasse, um dort eine freie Tür zu finden.

Aber gerade in diesem Augenblick entschritt der Abgeordnete Maier seinem Abteil, und es gab einen so unvermuteten und so heftigen Zusammenstoß, daß dabei auch unter anderem der bereits beschriebene Zylinderhut unversehens eine gewaltsame Ortsveränderung erlitt, zu Boden fiel und auch noch einen Fußtritt zu erdulden hatte. Zum Glück war der Zylinderhut aber ein Klapphut.

„Verzeihung," stammelte der berühmte Mann Müller.

„Zum Kuckuck," entlud sich der Abgeordnete Maier verblüfft.

„Ich bitte um . . ."

„Man rennt auch nicht wie ein Affe durch den Gang. Wahrscheinlich haben Sie nicht einmal eine Fahrkarte erster Klasse?" polterte der Abgeordnete Maier, als er seinen Zylinder am Boden sah.

„Nein, sogar driter," versetzte Müller.

„So heben Sie wenigstens gefälligst meinen Zylinder auf, ja?" entrüstete sich der Abgeordnete Maier, der von Natur aus etwas heißblütig war.

„Aber zuerst nehmen Sie gefälligst den Affen zurück."

„Ich denke nicht daran!"

„Dann kann ich auch Ihren Zylinder nicht aufheben, ich habe überdies Eile, ich werde hier am Bahnhof abgeholt."

„Unverschämter Flegel, nun suchen Sie sich aber sofort eine Tür dritter Klasse!" schäumte der Abgeordnete Maier.

Also kehrte der berühmte Mann in Gottes Namen wieder um. Er ließ sich jetzt willenlos im Gedränge fortschieben.

Am liebsten wäre er nun überhaupt sitzen geblieben und hätte den Vortrag Vortrag sein lassen, so sehr ging ihm dieser peinliche Zwischenfall auf die Nerven, obwohl, bei richtigem Lichte besehen, eigentlich weder er noch auch der Herr im Zylinder irgendeine Schuld hatte.

Der Abgeordnete Maier aber hob, weil ihm ja nichts anderes übrigblieb, schließlich den Zylinder eben selber auf, blies und staubte ihn blank, setzte ihn auf den weißblonden Kopf, nahm Stock und Mappe und Mantel an sich und stieg, zwar noch etwas erregt, aber doch schon wieder vollkommen Herr seiner selbst, die Stufen der ersten Wagenklasse hinab.

Aber auf dem Bahnsteig standen auch schon der Vorstand und der Kassierer des Lesevereins, um den berühmten Mann abzuholen und zum Vortragssaal zu geleiten. Vorstand des Vereins war Herr Braunwarth, ein Herr mit rötlichem Vollbart, der Kassierer hieß Hopfensitz und hatte einen kleinen Kotelettbart.

„Er fährt sicher zweiter Klasse," behauptete Vorstand Braunwarth gerade.

„Oder gar erster," bemerkte der Kassierer; denn in diesem Seeplatz stellte man sich einen berühmten Mann in aller Unschuld noch wirklich als etwas Wichtiges vor.

„Dort ist er ja schon!" rief Vorstand Braunwarth aufgeregt aus, als zwar nicht der erwartete berühmte Mann Müller, wohl aber der Abgeordnete Maier nun aus seiner Wagentür trat.

„Ganz richtig," stimmte ihm Hopfensitz sofort lebhaft zu.

Der Abgeordnete Maier aber wandelte völlig ahnungslos daher. Sein hoher Zylinder funkelte, seine schwarzen Rockflügel hingen würdevoll und feierlich über die vornehm gestreiften Beinkleider hinab, der Griff seines Spazierstocks glitzte. Er sah jetzt, ohne daß er es wollte, zum mindesten aus wie ein Großfürst von ehegestern, der hier ausstieg, um Aufenthalt in einem Schloß am See zu nehmen.

Dieser berühmte Mann hatte in der Tat Haltung, Würde, Stolz, das Vollgefühl seiner Bedeutung, alles in allem. Ganz so und nicht anders hatte man ihn sich ja auch vorgestellt . . .

Braunwarth und Hopfensitz schwangen erregt ihre Filzhüte.

„Wir hätten eigentlich ebenfalls den Zylinder aufsetzen sollen, ich hab's ja gleich gesagt," ärgerte sich der Vorstand.

„Nimm dich jetzt lieber zusammen und paß auf, was du sagst," versetzte der Kassierer.

Der Abgeordnete Maier blieb verdutzt stehen. Diese beiden fuchtelnden Herren schienen geradeswegs auf ihn zuzukommen? Er lüftete fremd und gemessen den Zylinder; denn er kannte keinen von beiden. Er hatte auch sonst keine näheren Beziehungen zu diesem Städtlein am See, wo die eigene Partei nur geringen Anhang hatte, den zu betreuen übrigens Aufgabe seines Kollegen und Freundes Oskar Pfleghaar war. Was diese beiden wunderlichen Herren da bloß immerzu für Kratzfüße machten, und warum sie bloß immerzu ihre Filzhüte schwangen?

„Mein Name ist Braunwarth," sagte der Vorstand, auch schon sich vorstellend und verbeugend.

„Mein Name ist Hopfensitz," fügte der Kassierer sogleich hinzu und schwang seinen Filz in einem großen Bogen. „Wir freuen uns außerordentlich, Sie bei uns willkommen heißen zu dürfen."

Der Abgeordnete Maier erwiderte verdutzt die Bücklinge der beiden fremden Herren. War er am Ende sogar hier oben schon derart bekannt? War der Ruf seines politischen Wirkens sogar schon bis in diesen dunklen Erdteil gedrungen? Vorstand Braunwarth aber bemerkte jetzt: „Der Zug hat leider Verspätung, doch es bleiben immerhin noch einige Minuten zu einer kurzen Erfrischung übrig. Wir werden uns erlauben, Ihnen vor dem Vortrag noch einen kleinen Imbiß anzubieten."

„O, das ist gar nicht nötig, ich bin gewohnt, sehr spät zu speisen, ich habe mir überdies unterwegs ein Paar heiße Würstchen gekauft."

Die Gesichter der beiden Seehasen strahlten. Es war schlechthin entzückend, diesen berühmten Mann da so liebenswürdig alltäglich reden zu hören.

„Also dürfen wir Sie gleich zum Vortragssaal begleiten?"

Zum . . .

Der Abgeordnete Maier schluckte einen Ausruf des Erstaunens in die Brust hinab. Hatte dieses umtriebige Parteisekretariat vor lauter Kopflosigkeit und Zerstreutheit ihm am Ende gar für heute abend einen Vortrag hier in diesem Seestädtlein anberaumt, ohne ihm Mitteilung davon zu machen? Oder hatte er zwar eine Mitteilung erhalten, sie aber übersehen und verlegt? Das wäre ja so was!

„Es wird gepfropft voll werden, der Saal ist ausverkauft, wir sind hocherfreut darüber, wir hatten, offen gestanden, zuerst ein wenig

Angst, das Interesse für Kunst möchte am hiesigen Platz doch nicht lebhaft genug sein. Wir sind hocherfreut, daß uns die Sache nun so glänzend gelungen ist."

‚Über Kunst soll ich reden?' dachte Maier verblüfft. Das ging ihm denn doch über die Hutschnur, was dieses fabelhaft zerstreute Parteisekretariat da angerichtet hatte, obwohl er ja bekanntlich nicht so leicht aus der Fassung zu bringen war. Oder war am Ende diese verwünschte Künstlerhilfe, an deren Konferenz er heute vormittag noch teilgenommen, die Ursache irgendeines Mißverständnisses gewesen?

„Es ist, wie der Andrang beweist, offenbar doch großes Interesse für Kunst in hiesigen Kreisen vorhanden. Es wird uns ein hoher Genuß sein, einmal aus berufenem Munde einen Vortrag hierüber zu hören."

Der Abgeordnete Maier richtete sich empor und warf im Weiterschreiten die Beine hinaus. Er hatte im Landtag so hin und wieder ein Wort über Kunstfragen fallen lassen, auch in Zeitungsartikeln diese und jene Andeutung gemacht, die freilich eben immer wieder darauf hinauslief, daß der Staat halt leider kein Geld habe. Es war plötzlich sehr schmeichelhaft, ja förmlich erhebend, nun festzustellen, wie oft kleinste Samenkörner irgendwo im verborgenen zu Bäumen aufwuchsen. Gut, er würde also diesen liebenswürdigen Seehasen den Gefallen tun und einmal ausgiebig über diese brennende Frage sich auslassen. Er hatte noch heute vormittag in der Konferenz der Künstlerhilfe soviel Geistreiches, Nützliches, Schönes, Tiefes und freilich auch Verbohrtes über Kunst gehört, obwohl er ja halb geschlafen hatte, daß es einem geborenen Redner nicht mehr schwer fiel, aus dem Stegreif eine Rede hierüber zu halten. Er nahm den Zylinder vom Kopf; denn man wandelte bereits in der Straße, die unmittelbar zum Vortragssaal führte und konnte unmöglich den Gruß aller dieser Leute, die da heimlich lauernd zu ihm aufblickten, durch Hutlüften erwidern. So warm und feierlich, wie hier in diesem prächtigen Seeplatz, war er eigentlich noch nirgends empfangen worden. Er verzichtete unter dem Eindruck dieser ungewöhnlichen Aufnahme nun auf alles Weitere und ließ sich nur noch ein Auto an die Saalpforte bestellen, das ihn alsbald nach dem Vortrag in die Arme der schönen Lucie bringen sollte... Alsdann aber bestieg er unter dem Händeklatschen der Versammlung sofort das Podium, worauf ein weißer Tisch mit einem Stuhl stand.

Er setzte sich also. Er war schlechthin ergriffen. Denn es atmete förmlich etwas wie Andacht und heimliche Ergriffenheit im Raum, und man empfand es allgemein als Störung, als sich noch in letzter Sekunde ein allerletzter Zuhörer im Joppenanzug durch die Tür zwängte, nämlich der berühmte Mann selber. Den hatte der Verwalter der Kleiderablage, weil er steif und fest behauptete, er wäre der Vortragende dieses Abends, als einen offenkundigen, im übrigen jedoch harmlosen Narren ohne Karte noch eingelassen. Nun lehnte er an der braungetäfelten Wand des schmucken Saales und atmete die allgemeine Spannung und Erwartung dieser köstlich verwunderlichen Stunde mit. Er hatte dem Verwalter der Kleiderablage in die Hand versprechen müssen, daß er sich ruhig verhalten werde. Übrigens stand der Verwalter dicht neben ihm an der Tür, um ihn sofort hinauszuwerfen, falls er etwa aufmucken sollte. Der Abgeordnete Maier aber legte jetzt seine goldene Taschenuhr auf den Tisch, damit er ja rechtzeitig sein Auto bestieg, wiegte noch ein paarmal leise den weißblonden, vollen, geröteten Kopf, schluckte einen bereits aufsteigenden Funken noch einmal in den Hals hinab und begann dann: „Sehr geehrte Damen und Herren!" Und dann sprach er also darüber, was die Kunst im Staat bedeute, was sie dem Volk bedeute und welchen Einfluß sie auf den einzelnen Menschen ausübe. Er ließ seiner gewandten Zunge nun freiesten Lauf und führte noch einmal alles aus, was er im Halbschlaf heute vormittag in der hauptstädtischen Konferenz der Künstlerhilfe gehört hatte. Und er sagte seinen Hörern auch, ein Staatsgebilde ohne Kunst sei überhaupt nicht denkbar, so wenig wie ein Wald ohne Vogelsang, aber der Staat habe eben leider kein Geld und die Künstler müßten wie die Vögel des Himmels eben in Gottes Namen sich selber helfen. Als er endlich auch ganz von selber auf den erzieherischen Einfluß der Kunst zu sprechen kam, da flammte ihm sofort auch das kleine Erlebnis durch den Kopf, das er kurz vor dem Aussteigen im Zuge gehabt hatte, und er griff, weil der Augenblick ihn überaus günstig dünkte, begierig nach diesem neuen Faden. Er fühlte sich um so mehr dazu gedrängt, weil ein jüngerer Mann in der ersten Stuhlreihe sich immer wieder mit dem Zeigefinger hinters Ohr fuhr und zu grinsen anfing. Er erzählte also den peinlichen Zwischenfall und ging so weit und behauptete, wenn jener unziemliche Mensch etwa bloß das heutige Unterhaltungsblatt der hiesigen Gauzeitung gelesen hätte, hätte er sicher ein würdigeres und taktvolleres Benehmen an den Tag gelegt, er habe ihm aber

gehörig heimgeleuchtet und ihn in der ersten und durchaus begreiflichen Entrüstung sogar einen Affen oder Halbaffen geheißen. Bei dieser Stelle entfuhr dem Narren an der getäfelten Saalwand, obwohl er sich ja schon längst die hohle Rechte an den Mund und die Linke vor die Weste hielt, ein kurzes, pfeifendes Lachen, das beinahe einen plötzlichen Wirrwarr zur Folge gehabt hätte. Aber der Abgeordnete Maier schlug als abgebrühter Redner nun sofort scharf auf den Tisch und riß mit ein paar erprobten Trümpfen die Herrschaft alsbald wieder an sich. Als er vollends seinen bekannten Humor spielen ließ und einmal sogar statt „absolut nicht" „absalat nicht" sagte, war er wieder vollkommen obenauf, denn es war ja eigentlich auch wirklich eine überaus lustige und vergnügliche Sache, die er da bot.

Sogar der Narr an der Wand klatschte ein paarmal in heller Lust, bei jenen Stellen nämlich, wo der Abgeordnete Maier den Inhalt des Unterhaltungsblattes heraufbeschwor und frischfröhlich daraus machte, was ihn eben gerade gutdünkte. Daß der Redner trotz allem zwischenhinein immer wieder nach der Uhr sah, daß er auf die Minute mit einem höchst wirkungsvollen Schwung seine feurige Rede schloß, daß sofort draußen vor der Pforte das Auto hupte, das alles steigerte nur das Unbegreifliche dieses unbegreiflichen Abends. Der Abgeordnete strahlte. Das war wirklich noch eine wohlerzogene, liebenswürdige und reizende Menschheit hier in diesem allerliebsten Seeplatz. Er steckte auch den Briefumschlag, den der Kassierer Hopfensitz ihm verschwiegen überreichte, zerstreut in die Tasche, ohne im geringsten daran zu denken, daß hier ein Honorar von hundert Mark enthalten sei, er nahm es vielmehr für irgendeine besonders reizende, vornehm-heimliche Huldigung dieser wirklich unendlich reizenden Menschheit hin. Dann schritt er, nach allen Seiten hin beglückt grüßend, durch die Reihen der Zuhörer hindurch, nahm Hut und Mantel aus den geschäftigen Händen der Herren Braunwarth und Hopfensitz entgegen, bestieg in aller Eile sein Auto und fuhr sofort ab. —

Als aber der Abgeordnete Maier den Raum verlassen hatte, verwandelte sich das Bild sozusagen mit einem Schlag; denn eine Dame mit einem Zwicker im Gesicht rief nun plötzlich offen in den Saal hinein, das sei ja gar nicht der berühmte Mann gewesen, den man da gehört habe, sondern irgendein Spaßmacher, und man habe sich da einen schönen Schwabenstreich geleistet. Andere Stimmen riefen es nach, und immer neue kamen dazu, so daß es eigentlich gar keinen Zweck hatte, daß der Vorstand Braunwarth immerfort die Präsidentenglocke schwang und zur Ruhe mahnte. Schließlich rückte auch noch ein Gipsermeister aus der Umgegend mit der Behauptung heraus, das sei der Landtagsabgeordnete Maier gewesen, er kenne ihn von einem Parteitag her und täusche sich nicht . . .

Braunwarth und Hopfensitz und der übrige Ausschuß rauften sich jetzt geistweise die Haare. Aber Gott sei Dank blieben sie wenigstens nach außen hin, zur Not wenigstens, fest.

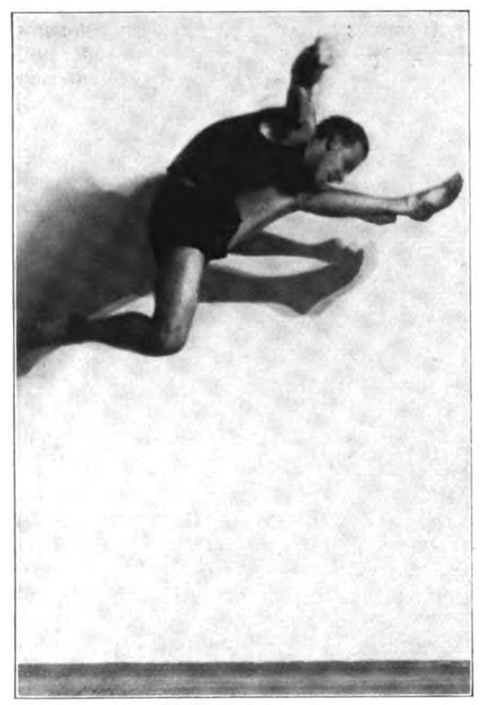
Doch da erzählte der Verwalter der Kleiderablage auch noch vollends, er habe einen Mann, der rechtsgescheiteltes Haar und eine gebuckelte Nase hatte, ohne Karte in den Saal hereingelassen. Dieser Mann habe allerdings behauptet, er wäre der Redner des Abends. Er habe ihn aber für einen Narren gehalten und ihm das Versprechen abgenommen zu schweigen. Zum Glück erzählte der Verwalter der Kleiderablage dies dem Kassierer Hopfensitz halb ins Ohr, so daß kein neues Unglück daraus entstand.

Man machte sich also eilends auf den Weg, den berühmten Mann noch in den Gasthöfen der Stadt zu suchen. Doch er war nirgends mehr zu finden, und im Gasthof zum Blauen Rad, wo nur Hausierer und Handwerksburschen zu übernachten pflegten, hatte man ihn doch nicht zu suchen gewagt.

Es war auch besser so; denn nun konnte man im Gaublatt wenigstens einen entsprechenden Bericht über den stattgehabten fröhlichen Abend bringen und mitteilen, der Herr Abgeordnete Maier aus dem Unterland sei in liebenswürdiger Weise für den ausgebliebenen berühmten Mann eingesprungen und habe als geborener Redner einen sehr wirkungsvollen, mit prächtigem Humor durchwürzten Vortrag über die Kunst im Staat, die Kunst im Volk und im Leben des einzelnen Menschen gehalten. Auch beschloß der Ausschuß in einer geheimen Sitzung, die sich bis über Mitternacht hinauszog, aus geheimer Börse dem berühmten Mann das Vortragshonorar von hundert Mark telegraphisch anzuweisen mit der Bitte, das verhängnisvolle Mißverständnis am Bahnhof gütigst zu entschuldigen und nun erst recht, so bald als möglich, einen Vortrag zu halten, dem man jetzt schon mit größtem Interesse entgegensehe.

Stufen des Bühnentanzes

Von Werner Suhr



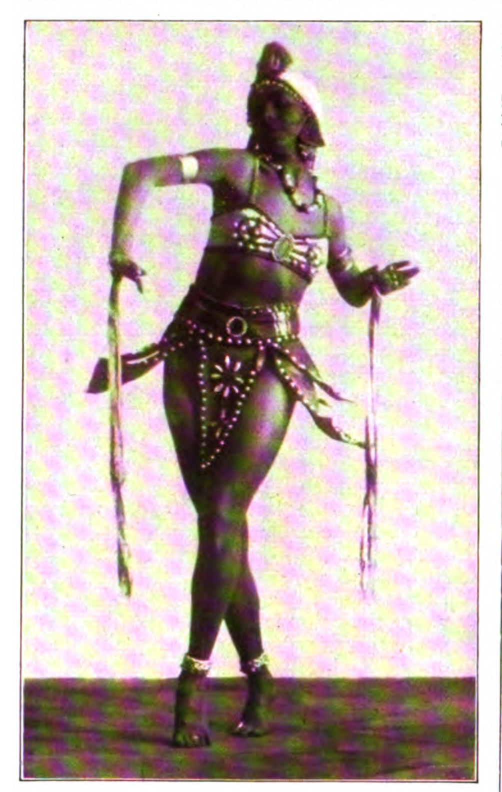
Sprung von Fred Cooleman. Javanischer Tänzer. Assistent der Wigman-Schule
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

Die Teilnahme an der Entwicklung des künstlerischen Bühnentanzes ist in den letzten zwei Jahren wieder etwas geringer geworden. Das nach dem Kriege vorhandene Verlangen nach formvollendeten Lebenswerten wurde von der Bewunderung für die künstlerische Leistung des Tanzes auf das ihm verwandte Gebiet der rhythmischen Gymnastik oder auf das männlichere des Sports geleitet. Jüngere Bestrebungen mehr sachlichen Inhalts, wachsende Sorgen im Kampf ums härtere Dasein nehmen nun den europäischen Menschen in Anspruch.

Es ist kein Zufall, daß der moderne Bühnentanz nach dem Kriege dort wieder anknüpfte, wo er vor dem umwälzenden Ereignis an einem entscheidenden Punkt stehen geblieben war. Es ist oft genug geschildert worden, wie durch wegbereitende Persönlichkeiten, durch amerikanische und schwedische Einflüsse in Deutschland das Ballett mählich abgelöst wurde und der Versuch zu künstlerischeren und individuelleren Schöpfungen entstand. Die fast schon geschichtlichen Namen von Isadora Duncan, Grete Wiesenthal, Jacques Dalcroze u. a. sind jedem bekannt. Wichtig ist, daß der Tanz in der Tat nur formal an den vor 1914 angeknüpft hat, und daß er nach der Revolution eigentlich völlig überraschende, nur von wenigen vorausgeahnte Werte bekam. Diese neuen Inhalte sprengten den engen Rahmen noch übernommener älterer Vorschriften und stellten ihre eigenen Gesetze auf. Vorher unbekannte oder kaum beachtete Erlebniskreise forderten nun eine weitere Perspektive. Der frühere Tanz, das alte Ballett, hatte sich selten an problematischen Themen, an der Gestaltung ganzer Schicksale und dramatischer Konflikte versucht. Damals beschränkte man sich, der Mängel und Grenzen seiner Ausdrucksmöglichkeiten bewußt, auf dekorative Szenen und in den meisten und besten Fällen auf die selbstverständliche Auffassung, die im Tanz lediglich das Symbol freundlich gestimmter Weltanschauung sieht. Es hat ehedem wohl auch kein dringenderes Bedürfnis nach einer grundsätzlichen und metaphysischen Ausgestaltung des Repertoirs bestanden. Bei den alten Hoftheatern ist das Ballett künstlerisch kaum je ganz ernst genommen worden; aber man erinnert sich gewiß, daß es in den europäischen Ländern in politisch und kriegerisch bewegten Zeiten oft in hoher Blüte stand.



Mary Wigman im „Präludium"
Photographie Ch. Rudolph, Dresden



Lisa Kresse. Photographie Hugo Erfurth, Dresden

Die Künstler und Künstlerinnen, die nach dem Kriege in Deutschland die so freudig begrüßte und wirkungsreiche Epoche des Tanzes eingeleitet haben, unterschieden sich von denen früherer Zeiten durch ein individuelleres Streben, durch eine bewußte Betonung ihrer Persönlichkeitswerte; sie erblickten im Tanz eine allen anderen Künsten gleichberechtigte Kunst, und sie richteten sich programmatisch danach. Ohne Zweifel waren es nicht nur zielbewußte, sondern auch be-



Ellen Cleve-Petz
Photographie Hugo Erfurth, Dresden



Daisy Spieß

sonders talentierte und reife Menschen, die es wagten, aus dem lieblichen Spiel des Neckischen und Graziösen eine kompliziertere Art dramatischer Sendung, eine tief menschliche Mission, zu machen. Wenn es ihre erste und höchste Aufgabe gewesen ist, den hauptsächlich übernommenen, doch teils auch radikal geänderten Formen einen möglichst bedeutsamen Inhalt zu geben, so konnte das nur durch äußerste Hingabe und einen unerbittlichen Kampf gegen alles Platte geschehen. Man darf schon heute rückblickend sagen, daß jene ersten mutigen Versuche, bei denen Mary Wigman eine führende, wenn nicht die führende Rolle spielte, von Erfolg gewesen



Wigman-Gruppe in der „Feier". Photographie Ch. Rudolph, Dresden

sind, obgleich das neue eindrucksvolle Bild durch Stümpertum vielfach getrübt wurde. Im übrigen waren die Betrachter, des Tanzgenusses überhaupt seit langem entwöhnt, wohl kaum in der Lage, genügend kritisch zu urteilen. Verantwortungslose Liebhaber haben dann der guten Sache viel geschadet, und sie sind auch zum Teil mit schuld daran, wenn heute das Interesse an der Entwicklung des modernen Bühnentanzes geringer wurde. Beim alten Ballett kamen gewiß ziemlich belanglose Erscheinungen, im allgemeinen jedoch nur Talente auf das Podium, die



Wigman-Gruppe in der „Feier"
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

wenigstens das Abece der vorgeschriebenen Technik beherrschten. Beim Aufkommen der rhythmischen Gymnastik konnte man hingegen Tanzabende erleben, an denen sich völlig unzulänglich ausgebildete „Dalcrozienen" an der Darstellung schwierigster Aufgaben und gefährlichster Motive versuchten. Gewiß ist die allgemeine Bildung der Tänzer und Tänzerinnen unvergleichlich besser und umfassender als ehedem. Es gab eine Zeit, da in der bürgerlichen Gesellschaft der Beruf einer Tänzerin völlig verpönt war. Leider hat aber die neue Generation im Tanz einen ge-

wissen geistigen Hochmut mitgebracht, der ihr äußerst schlecht zu Gesicht steht und wirklich künstlerischer Leistung nur hinderlich ist. Es genügt nicht, daß man tänzerisch empfindet, daß man Ideen und Gefühle hat, man muß sie und sich selbst auch überzeugend gestalten können, und dazu wiederum ist die Voraussetzung des rein Handwerklichen, also ständige Arbeit vonnöten.



Gret Palucca
Photographie Hugo Erfurth, Dresden

Man sollte meinen, dem künstlerischen Tanz wäre nach seiner Revolutionierung ein verheißungsvolles, fast unerschöpfliches Gebiet neuer und verschiedenartigster Ausdrucksmöglichkeiten gegeben. Keine verpflichtende Norm, keine vorgeschriebenen Pas und Kommandos zu Pirouetten beschränkten die Freiheit individueller Entfaltung. Und endlich durfte der Körper tanzen, wie es die Intuition ihm befahl. Es hat sich aber erwiesen, daß der Gefühlsreichtum der Tänzer und Tänzerinnen trotz ihrer gegenteiligen propagandistischen Versicherungen gar nicht so groß und voller Abwechslung war, um auf die Dauer auch die Anspruchsvollen befriedigen zu können. Bald zeigten sich Wiederholungen, denen die übertriebene Betonung irgendeines kapriziösen Einfalles neue Werte verleihen wollte. Wie man früher durch die Einfalt allzu süßlicher Gebärden, virtuos aufgemachter Richtigkeiten gelangweilt hat, so enttäuschte man nun durch die unaufhör-



Gret Palucca. Photographie Hugo Erfurth, Dresden



Gret Palucca. Photographie Ch. Rudolph, Dresden

liche Unterstreichung matter und vorgeblich individueller Gesten. Möglich, daß diese aufdringlichen Gebärden tatsächlich persönlich und ganz ursprünglich empfunden wurden, aber sie fesselten nicht, weil sie kein großer intuitiv schöpferischer Charakter, kein wirklicher Künstler formte. Die individuelle und absolute Tanzkunst hatte man schließlich gefunden, aber es fehlten die entscheidenden Persönlichkeiten, um den Weg des Tanzes weiterhin künstlerisch zu sichern.



Lore Geißler und Margot Kirmse im Doppelsprung (Palucca-Schule)
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

In der richtigen Erkenntnis, daß zwar die menschliche Seele die Quelle jeder künstlerischen Leistung bleibt, daß aber nur wenige geniale Naturen in der Lage sind, es in ihrer tänzerischen Leistung überzeugend und ständig fesselnd zu beweisen, hat man nunmehr versucht, andere Pfade tänzerischer Formung zu beschreiten und damit vielleicht gar noch eine Bereicherung für den modernen Bühnentanz **zu schaffen.** Aber es ist verständlicher**weise nicht ge-**



Grete Wiesenthal und Toni Birkmeyer
Photographie Setzer, Wien



Lo Hesse und Joachim von Seewitz in ihrer Andalusischen Serenade. Photographie Setzer, Wien



Übungen der Tanzschule Rhea Glus. Aufnahme Hanns Holdt, München

lungen, mit Hilfe des Intellekts oder gar unter möglichster Ausschaltung aller Gefühlsmomente wirklich tänzerische Schöpfungen darzustellen. Man erreichte wohl allerlei achtbare Konstruktionen, streng logisch durchdachte und oft kristallklar wirkende Gebilde, doch fehlte diesen errechneten Gebilden eben das Wichtigste: beschwingte Ursprünglichkeit, die dem Tanz allen Reiz und besondere Wirkung verleiht. Der Tanz ist nicht nur die weiblichste Kunst, sondern auch nur rein gefühlsmäßig zu gestalten und zu erfassen. Die seltsamen Aufführungen mancher Bauhausschüler und ihre Bemühungen um den sonst vielleicht sehr dienlichen Stil neuer Sachlichkeit haben im Tanz keinen wesentlichen Eindruck hinterlassen. Architektur und Kunstgewerbe haben selbstverständlich eine wesentlich andere Ästhetik als der Tanz. Wenn trotzdem ein nicht zu unterschätzender Teil des Publikums derart abwegigen Bestrebungen Beifall zollt, so ist das schließlich im Zusammenhang mit den herrschenden großen Zeitströmungen verständlich. Der Tanz ist ganz ein Kind des Augenblicks, aber auch ein charakteristischer Ausdruck seiner Zeit. Und wir leben jetzt in einer Zeit, da wir durch den vordringenden Amerikanismus der Seele, durch die Smartneß von drüben, aller Romantik entfremdet und Sentimentalitäten abgeneigt sind. Die Lyrik steht nicht hoch im Kurs, und mit ihr sind andere metaphysische Werte gefallen. Aber auch hierauf wird es eines Tages die notwendige ausgleichende Gegenbewegung geben, nach der man sich wieder über und an Tänzen voll zartester Empfindung erfreut.

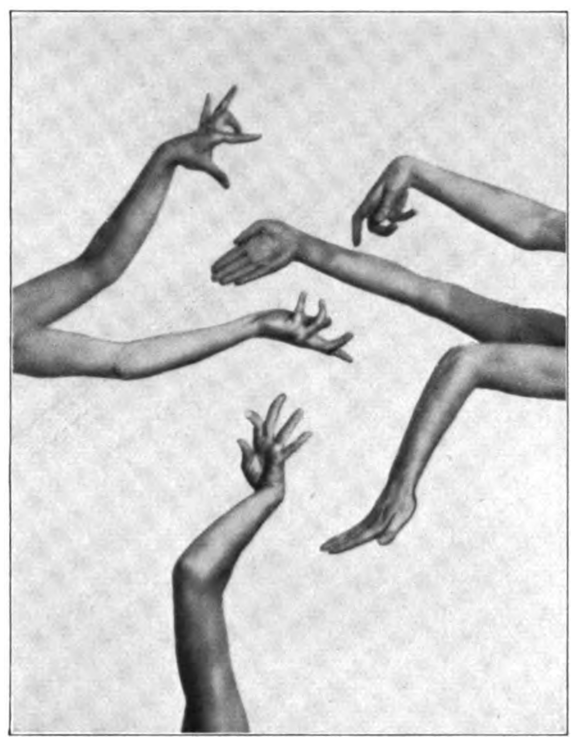


Die 11jährige Tänzerin Helma Pfeiffer. Photographie Hanns Holdt, München

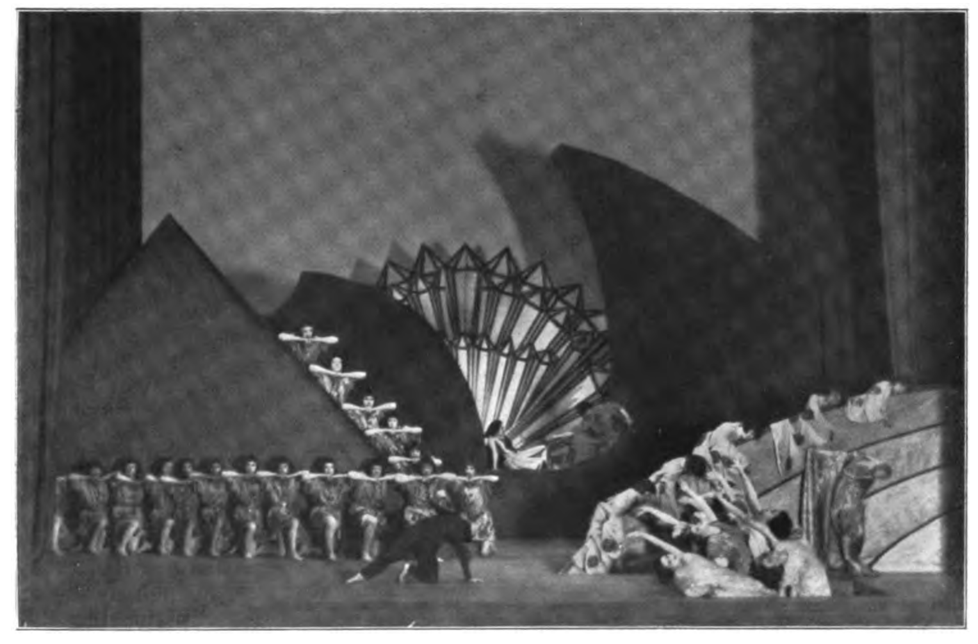
Alle Achtung vor dem Ungewöhnlichen! Aber es muß, besonders auf der Bühne, glaubhaft und gekonnt sein, es darf nicht um den Preis der Echtheit und des guten Geschmacks inszeniert werden. In unseren an Verfallerscheinungen überreichen Tagen erlebt man Tänzerinnen genug, die durch gezierte Gesten und launische Linien, durch den Ausdruck falscher Leidenschaften zu bluffen versuchen.

Es ist immer noch schwerer und größer, ein einfachstes Gefühl tänzerisch überzeugend darzustellen, als mit überspannten Ideen billiges Aufsehen zu erregen.

Weil einzelne Erscheinungen auf der Bühne tänzerisch nur noch selten genügen, ist in der letzten Zeit mehr die Aufgabe des Gruppentanzes zwingend geworden. Regiebegabten Talenten wie Marion Hermann, Max Terpis vor allem und der schon genannten Mary Wigman sind überaus künstlerische und vollendete Kompositionen gelungen. Hingegen waren die oft unternommenen Versuche exotischer Tanzgestaltung durchweg peinliche Versager. Uns überzivilisierten, tempobesessenen Europäern mangelt das nötige Einfühlungsvermögen, das intuitive Verständnis für die Märchen- und Zauberwelt des Primitiven. Und es genügt nicht, daß eine Tänzerin sich zu einer seltsam verzierten Maske, zu den dumpfen Tönen eines Gongs, in nachgeahmten Linien bewegt. Sie hat innerlich kaum die erforderliche Beziehung zur wirklich künstlerischen Nach-



Handstudien aus der Schule Mary Wigman
Photographie Ch. Rudolph, Dresden



Der Kristall. Szenenbild aus einer Tanzkomposition von Anne Grünert
Photographie Gertrud Hesse, Duisburg



schöpfung oder gar Urschöpfung kultischer, geistvertreibender Tänze.

Die künstlerische Zukunft des Bühnentanzes dürfte hauptsächlich auf möglichst dramatischen Inszenierungen harmonisch beschwingter Gruppen beruhen. Das Einzeltalent wird sich mit der notwendigen elementaren Leidenschaft, mit der Entfaltung seiner persönlichen Linien und Gesten, der Gesamtidee eines Kunstwerkes in Hingabe und Verständnis einordnen müssen. Dabei





Daisy Spieß. Photographie Baruch, Berlin
Oben links: Sprungübung Maina Claes
Photographie Hugo Erfurth, Dresden
Unten links: Tänzer mit Maske
Photographie S. Genthe, Leipzig

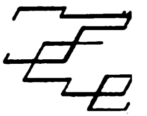
besteht kaum die Gefahr, daß man ein wirklich persönlich ausgeprägtes Talent in der Ausdrucksmöglichkeit seiner besonderen Eigenart unterdrückt. Man wird niemals den ausschlaggebenden Wert und den gewonnenen Reiz des Individuellen unterschätzen. Das Gesicht des Tanzes ist immer das des tief erlebenden und tief gestaltenden Menschen! Die innerliche Reife und die ursprüngliche Kraft zu wirklich unmittelbaren und überzeugenden Gesten sind für den künstlerischen Weg der Tänzerin, für die weitere Entwicklung des Tanzes überhaupt entscheidend. Auch hier wird sich wieder zeigen: das Einfache ist das Schöne, das Große.



Tänzerin. Bildwerk von Prof. Alexis Lux

Männer in Ketten

Novelle von Ewald Swars



Er hieß Heinz Arius. Auf dem Bahnhof in Taiga in Westsibirien sah ich ihn zum erstenmal. Ich kam aus Tomsk, wo die Reichsdeutschen, Deutschösterreicher und Ungarn aus der Menge der Kriegsgefangenen ausgesondert worden waren, so daß dort nur die Slawen zurückblieben, die als Stammverwandte der Russen eine bessere Behandlung als wir erfahren sollten. In Taiga wurden wir einem großen Transport, der mit reichsdeutschen Gefangenen von der Front kam, angeschlossen, um weiter nach Osten gebracht zu werden. Es hieß, daß wir für das große Lager Aga an der mandschurischen Grenze bestimmt waren. Es war im November 1915.

Aus irgendeinem Grunde verzögerte sich die Abfahrt von Taiga um mehrere Stunden. Ich ging zwischen den neu angekommenen Gefangenen hin und her. Aufmerksam und gespannt betrachtete ich die Reichsdeutschen, die, wie Gerüchte lauteten, in den Sümpfen am Pripet heldenhaft gekämpft hatten. Es wurde erzählt, daß dort eine deutsche Infanterie-Division einer vielfachen Übermacht der Russen wochenlang standgehalten hatte. Ich schaute nach den Neuangekommenen aus, um einen von ihnen anzusprechen und in eine Unterredung zu ziehn. Vielleicht würde ich etwas Neues und Bedeutsames erfahren, das, wie ich wähnte, auch für mich wichtig sein würde. Aber eine seltsame Scheu hielt mich zurück. All diese Jünglinge und Männer erschienen mir unzugänglich und unnahbar, etwas Wildes und Verwegenes umgab sie, aus ihren Augen strömte Bitterkeit und Hohn. Und das Leiden, das aus ihren erdgrauen, abgemagerten, von verwilderten Barthaaren umrahmten Gesichtern sprach, gab ihnen das Recht dazu. Mir schien es, als trügen sie an den graugrünen zerfetzten Uniformen und den schweren braunen Stiefeln noch den Schmutz der Rokitnosümpfe, wo sie zuletzt gekämpft hatten; als läge in ihren Ohren noch das wahnsinnige Heulen der Granaten, das Knattern der Maschinengewehre und das teuflisch-boshafte Singen der kleinen Geschosse; als hörten sie noch immer das Brüllen der Verwundeten und das Wimmern der Sterbenden; als sähen sie noch immer die grauenhaften Bilder der Zerstörung und wären noch genau so wie dort tausendfach vom Tode umstellt.

Es war nicht nur Neugierde und Mitleid, was mich zu ihnen trieb; es war noch anderes, und mehr als das: ich nährte damals eine seltsame Liebe zu den reichsdeutschen Stammesgenossen. Ich betrachtete uns Deutschösterreicher als ein altes und müdes Volk, das seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt hatte und nur noch in einer skeptischen und ironischen Lebensauffassung, in verfeinertem Lebensgenuß und dekorativen Künsten süßliche und spielerische Früchte einer überreifen Kultur zeitigte. Ich war fest überzeugt, daß nach dem Kriege eine vollkommen neue Zeit beginnen würde. Ich sah in Deutschland das neue Land, das unsere geschichtliche Aufgabe im Zentrum Europas, die Verbindung zwischen Abend- und Morgenland zu sein, übernehmen und weiterführen sollte. Der Krieg war ein Ende, ein Ausklang, ein furchtbarer, donnernder Grabgesang. Aber ich glaubte an das neue Geschlecht, das aus allen Ängsten und Schrekken, aus allem Wahnsinn, aus allen Trümmern des Krieges herauswachsen und, nachdem es durch alle Schauer des Todes gegangen, mit einer neuen und großen Liebe zum Leben zurückkehren würde, ein hartes, stählernes und kühnes Geschlecht, mit offenen und klaren Sinnen, mit gesunden und starken Leibern, mit weitem Geist und frommer Seele. Ich war fest davon überzeugt, daß das deutsche Volk, das plötzlich riesengroß wie ein Rätsel und eine Gefahr inmitten Europas emporgestiegen war und sich gegen die halbe Erde behauptete, erst am Anfang seiner Geschichte stand und die ersten Schritte eines tausendjährigen Weges machte.

*

Es begann zu schneien. Gleichzeitig erhob sich ein starker Wind, der uns den Schneestaub ins Gesicht fegte und eisig durch unsere dünnen Uniformen blies. Ich ging in den Wartesaal hinein, um mich zu wärmen. Gefangene und Russen standen und saßen in Gruppen zusammen und sprachen wie Taubstumme mit vielen Gebärden aufeinander ein. Hinter dem Büfett stand ein sehr schönes, junges Mädchen, das mit einem Ausdruck der Langeweile, der Traurigkeit und des Ekels in die Masse der rauchenden und schwatzenden Männer hineinblickte, anscheinend ein wenig darüber verwundert, daß der Strom von Soldaten, der hier tagaus, tagein vorbeiflutete, nicht versiegen wollte, ein wenig müde dieses ewig gleichen Schauspiels und ein wenig angewidert von der rauhen, verwilderten und brutalen

Männlichkeit, der gegenüber sie sich Tag für Tag behaupten mußte.

In diesem Saal, der durch großblättrige Zimmerpflanzen und einige Zarenbilder und Ikone geschmückt war, sah ich Heinz Arius zum erstenmal. Er stand abseits und allein. Seine Uniform war wie die der anderen zerrissen und schmutzig, sein Gesicht erdgrau und unrasiert. Der Ausdruck dieses schmalen Gesichts, an dem die ungewöhnlich hohe und breite Stirn auffiel, war freilich besonderer Art: ein Ausdruck vollkommener Entrücktheit und Geistesabwesenheit.

Er stand, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, mit der Miene eines Menschen da, der das Bewußtsein von Zeit und Ort verloren hat. Seine Augen blickten scheinbar in die bewegte und lebhafte Menge hinein, aber man fühlte, daß er an ihr vorbeisah und keines ihrer Worte vernahm. Er war allen unendlich fern. Es lag etwas verletzend Hochmütiges in seiner Ruhe und Unbeweglichkeit; all das Neue, Bunte und Seltsame des fremden Landes, das die andern zu allerlei Fragen, Ausrufen oder Witzen, zu Bewunderung, Hohn oder Gelächter herausforderte, schien ihn in keiner Weise zu berühren, oder er übersah es als etwas Gleichgültiges und Belangloses. Er war fern und unergründlich wie eine Statue; sein Gesicht glich einer versteinerten Maske. Nur die unruhigen, maßlos traurigen Augen erzählten von seinem Innenleben.

Seine Erscheinung hatte meine Teilnahme und meine Neugierde in hohem Maße erregt. Aber ich empfand Scheu, ihn anzusprechen, weil ich die gewaltige Kluft zwischen ihm und uns andern fühlte. Dann geschah es aber, daß ich durch neu Hereinkommende in seine Nähe gedrängt wurde, so daß ich fast Seite an Seite neben ihm stand. Ich fürchtete mich, ihn anzusehen, um nicht den Blick seiner ruhelos irrenden, hilflosen Augen auf mich zu lenken. ‚Was begänne ich mit solchen Blicken solcher Augen?' dachte ich erschrocken. ‚Man müßte tief wie das Meer sein, um sie in sich aufnehmen und ertragen zu können!' Mit bange klopfendem Herzen, wie ein Verliebter, sah ich vor mich hin. Drei oder vier der uns zunächst Stehenden berechneten mit großem Eifer, wieviel Kilometer sie bereits von der Heimat entfernt wären, um wieviel Stunden früher hier die Sonne aufginge und was wohl ihre Angehörigen zu Hause um dieselbe Zeit täten; sie staunten kindlich naiv, als es ihnen klar wurde, daß man jetzt in Berlin am Mittagstisch säße, während hier schon dunkler Abend war. Aus ihren Worten klang beinahe etwas wie Freude darüber, daß sie eine solch interessante Reise machen und ihre Schulkenntnisse praktisch verwerten konnten.

Unvermittelt und ohne Einleitung wandte sich da der Einsame mir zu und sagte: „Merkwürdige Menschen! Mit welch einem beneidenswerten Interesse sie immer von neuem feststellen, daß die Russen Schafpelze und Filzstiefel tragen, daß Chinesen am Bahndamm arbeiten, daß in den Wartesälen Heiligenbilder hängen, daß die Kirchen Zwiebeltürme haben und dergleichen Dinge mehr. Sie erleben das erhebende Bewußtsein, durch ein fremdes Land zu reisen. Daß sie selbst aber aus jeder tätigen und sinnvollen Gemeinschaft ausgeschlossen, daß sie Statisten und willenlose Nummern geworden sind, ist ihnen noch nicht zum Bewußtsein gekommen."

Er hatte langsam und eintönig gesprochen, gleichsam für sich selbst. Seine tiefe, etwas belegte Stimme klang müde und halblaut; es hatte in seinen Worten weder Hochmut noch Vorwurf gelegen, sondern nur verwunderte Traurigkeit.

„Daß wir der Sonne entgegenfahren, — welch eine bittere Ironie!" versuchte ich zu scherzen. Auch über sein Gesicht glitt ein flüchtiges Lächeln, rührend anzusehen, so, als wenn er das Lachen seit langem nicht mehr geübt und fast vergessen hätte. Ich setzte das Gespräch fort und bemühte mich, es so zu lenken, daß ich etwas aus seinem Leben erführe. Aber ich erreichte nichts weiter, als die Mitteilung, daß er aus Stettin zu Hause wäre und bis zum Ausbruch des Krieges Mathematik und Philosophie studiert hätte. Seine Erwiderungen waren kurz, sehr höflich und allgemein. Meinen Meinungen und Ansichten stimmte er eilig und rückhaltlos zu, als ob er fürchte, durch Widerspruch zur Enthüllung seiner eigenen Anschauung und seines innersten Lebens verführt zu werden.

Unser Gespräch wurde plötzlich durch den Befehl des Transportführers, daß alle Gefangenen sich am Zug zur Zählung aufstellen sollten, abgebrochen. Wir trennten uns und sahen uns an diesem Tage nicht mehr.

Nach der Zählung stieg ich in meinen Wagen, der kümmerlich von einer einzigen Kerze erleuchtet wurde. An den beiden Enden des Waggons waren je drei Pritschen übereinander eingerichtet. Diese sechs Pritschen bildeten die Wohn-, Sitz- und Schlafplätze für dreißig Mann. Der Abstand zwischen den „Etagen" war so gering, daß die Bewohner der beiden unteren sich auf ihren Plätzen nicht aufrichten konnten, sondern ge-

zwungen waren, den größten Teil der Reise in wagerechter Stellung zu verbringen. In dem freien Raum zwischen den Pritschen glühte ein kleiner, eiserner Ofen, an dem der begleitende russische Soldat, ein alter Tatar, saß.

Ich kroch auf meinen Platz auf einer der untersten Pritschen und lag rücklings in völliger Dunkelheit. Auf mir lastete die traurige und schwere Stimmung des Wagens. Da waren dreißig verbitterte, trotzig und höhnisch lachende, redende und fluchende Männer, auf kahlen Planken sitzend oder liegend. Ihre Schatten schwankten grotesk und phantastisch an den Wänden hin und her. Dicke Wolken von Tabakrauch, Geruch von nassem Leder und alten Kleidern und Ausdünstungen menschlicher Leiber machten die Luft schlecht und schwer.

Ich dachte an meine eigenartige Begegnung mit Heinz Arius. Weshalb hatte ich mich ihm genähert? Und was hatte ich in ihm gesucht? Hatte ich in ihm das neue Geschlecht gesucht, an das ich glaubte, und dem die Zukunft gehören sollte? Ach, es wurde mir mit schmerzlicher Klarheit bewußt, daß ich einen Vertreter des alten Geschlechts, der müden Vorkriegsjugend gefunden hatte. Es war das Schicksal dieser Generation, im Sturm des Krieges wie Spreu verweht zu werden.

Während der zehntägigen Fahrt bis Aga gelang es mir nicht, ein zweites Gespräch mit Arius herbeizuführen. Wenn der Zug hielt und die Gefangenen aus den Wagen strömten, ging ich auf dem Bahnsteig auf und ab, verfolgte Heinz Arius mit den Blicken, ging ihm nach, grüßte ihn, beobachtete, in welchen Wagen er stieg, und faßte den Vorsatz, ihn dort an seinem Platze aufzusuchen. Aber bald hatte ich den Eindruck, daß er mich mit Absicht mied und mich verwundert, wie einen gänzlich Unbekannten anstarrte, wenn ich ihn grüßte; er bereute es wohl bereits, daß er einem Menschen mehr als alltägliche Worte gesagt hatte. Ich gab meinen Vorsatz auf. Ich war der Meinung, daß man sich nichts erzwingen solle, sondern warten müsse, bis Menschen und Dinge von selber kommen.

★

Wir kamen in Aga Ende November an. Der Zug hielt an einer kleinen Station. Auf der einen Seite des breiten und hohen Bahndammes sahen wir ein Häuflein kleiner Blockhäuser, auf der andern mehrere Reihen von neuen, aus roten Ziegelsteinen erbauten Kasernen. Man sagte uns, daß dieses Lager vor dem Kriege zwei Kosaken-Divisionen und eine Artillerie-Brigade beherbergt habe, und daß jetzt in ihm zwölftausend Kriegsgefangene untergebracht seien.

Es war um die Mittagszeit, vom wolkenlosen Himmel stürzte ein Meer gleißenden Lichtes herab. Eingeweihte belehrten uns, daß Aga eintausendsechshundert Meter über dem Meeresspiegel liege, daher diese dünne, durchsichtige Luft und dieses grelle Licht. Das kleine hölzerne Dorf, das kleine hölzerne Bahnhofsgebäude und die roten, steinernen Kasernen standen mit scharfen Umrissen und deutlichen Farben vollkommen kahl und unverhüllt in ihrer Sachlichkeit und Armseligkeit, ringsum eingeschlossen von der unabsehbaren, kahlen und toten Steppe, deren Berge, von einer dünnen Schneeschicht bedeckt, sich mit sanftgeschwungenen Linien vom grünlich-blauen Himmel abzeichneten.

Im Orte selbst und meilenweit im Umkreise gab es keinen Baum, keinen Busch, keinen Strauch. Dürres Gras lugte hier und da durch die Schneehülle, die im Sonnenlicht funkelte. Es war ein ideales Gefangenenlager: die meilenweite, unbewohnte, baumlose, tote Steppe schloß uns gründlicher ein als alle Postenketten. Die Einsamkeit, die Menschenferne, das Schweigen bauten sich wie undurchdringliche, unübersteigbare Mauern rings um uns auf.

Wir erhielten unsere Plätze zugewiesen und richteten uns ein. Jeder hatte ein eisernes Bettgestell und einen Strohsack. Wir schliefen in den Kleidern, legten den zusammengefalteten Rock unter den Kopf und bedeckten uns mit dem Mantel. Später bekamen wir von irgendeinem ausländischen Roten Kreuz chinesische wattierte Decken. Die Heimat schickte uns Geld, Kleider, Wäsche und Bücher, so daß wir unsere Wohnung behaglicher ausbauen konnten. Wir zimmerten uns Tische und Stühle, schlugen Zeitschriftenbilder an die Wände. Über unseren Tischen hingen kleine Petroleumlampen, um die wir aus Draht und farbigem Papier oder Stoff kunstvolle Schirme machten, die abends gleich Wunderblumen aufblühten. Wir wohnten in großen Sälen, zweihundert Mann in jedem Saal. Sechs vierkantige, gewaltige Pfeiler trugen die Decke, bezeichneten gleichzeitig den Mittelgang und teilten den ganzen Raum in acht Quadrate, die wir Boxen nannten. Vier hohe, walzenförmige, mit schwarzem Eisenblech beschlagene Öfen erwärmten den Saal.

Wenn wir hinausgingen, schlug uns eine eiskalte Luft entgegen; die Flüssigkeit im Thermometer schwankte während des Winters zwischen vierzig bis fünfzig Grad unter Null. Der Himmel war kristallklar und unendlich hoch und weit. Grenzenlose Stille

umhüllte ringsum das Lager. Von Zeit zu Zeit donnerte ein Zug heran: die langen, schweren Truppentransporte und Munitionszüge, die langsamen Personenzüge und der vornehme, elegante Expreßzug Petersburg—Wladiwostok. Das Brausen der Züge, durch den Widerhall von den Steppenbergen gewaltig verstärkt, zertrümmerte die Stille, riß große Löcher in die Mauern, die unsichtbar uns umstanden. Wir horchten auf: Das Rollen der Räder, der Pfiff und das Pfauchen der Lokomotive, das Klirren von Eisen gegen Eisen waren wie ein Gesang, wie eine Kunde aus der verlorenen, fernen, einst gekannten und geliebten Welt! Unsere Seelen jauchzten auf, banden Flügel an ihre Schultern, stürmten empor, flatterten im haltlosen Raum und fielen ermattet und trostlos auf die Erde zurück. Der Zug entschwand in der Ferne und hinter ihm schloß sich die Stille wie eine lautlose Flut. Manchmal schleppte sich aus der unbekannten Ferne über die weißen schneeglitzernden Hügel eine Karawane daher: mit Heu hochbeladene Schlitten, von Kamelen gezogen, von mongolischen Hirten geleitet, ein seltsames Schauspiel, das in uns das Gefühl der Heimatferne und Verlorenheit schmerzlich vertiefte.

Gegen Abend heizten wir die Öfen mit Birkenholz und Steinkohlen. Dann stieg aus allen Schornsteinen der Rauch empor, wuchs gleich rosafarbenen Säulen, von der Abendsonne durchleuchtet, hoch und steil in den grünen Himmel hinein. Nachts wurde das Firmament von einem silbernen Sternenfeuerwerk überschüttet und strahlte mit einer unerträglich feierlichen und funkelnden Pracht auf unser armseliges Dasein herab. Durch die nächtliche Stille knirschte der Schnee unter den Filzstiefeln der auf- und abschreitenden, in langen Schafpelzen vermummten Posten.

Manchmal fegte ein Schneesturm über die Steppe daher, verdunkelte die Luft, verhüllte Himmel und Erde, so daß nichts da war als ein weißes, heulendes und wirbelndes Chaos. Diese Stürme tobten achtundvierzig Stunden lang. Dann folgte wieder wochenlang strahlender Sonnenschein, saphirblauer, unendlicher Himmel, Stille und blendende Lichtflut über den Schneefeldern.

So verging der Winter.

*

Während des Winters waren neue Gefangenentransporte angekommen, so daß das Lager bald überfüllt war. Aus einigen Kasernen wurden die eisernen Bettstellen herausgenommen und an ihre Stelle doppelte Pritschen hineingebaut, so daß jeder Saal zwei- bis dreimal soviel Insassen fassen konnte als vorher. Sogar in einige Pferdeställe wurden Pritschen hineingebaut. Es war fast unmöglich, in den überfüllten Räumen auf Reinlichkeit zu achten. Das Ungeziefer nahm überhand. In den Pferdeställen erkrankten einige Ungarn an Flecktyphus. Läuse trugen diese Krankheit von Mann zu Mann. Es starben in diesem Winter in Aga eintausend Gefangene. Außerhalb des Dorfes wurde auf einem Hügel der Steppe ein Kirchhof angelegt. Täglich sah man starke Arbeiterkommandos, versehen mit Äxten, Beilen, Hacken und Spaten, hinausgehen, um in dem tiefgefrorenen Boden der Steppe Gruben für die Toten zu graben. Auf dem Kirchhof erhob sich bald ein Wald von Kreuzen. Das waren einfache Holzkreuze, ohne Anstrich, ohne Schnörkel und Schmuck; tagsüber leuchteten sie in dem grellen Sonnenschein.

Heinz Arius hatte ich seit unserer Fahrt nach Aga nicht mehr gesehen. Ich erfuhr, daß er drei Monate lang an Typhus krank gelegen habe, er sei gesund geworden, sähe aber jetzt noch wie ein lebender Leichnam aus.

In den Monaten März und April wurde der größte Teil der Gefangenen aus Aga nach dem europäischen Rußland geschafft, wo sie auf der Murman-Halbinsel beim Bau einer neuen Bahnlinie arbeiten sollten. Später sickerten seltsame und furchtbare Gerüchte über diese Murman-Expedition zu uns durch; es kamen auch Briefe ins Lager von einigen Deutschen, denen die Flucht von Murman nach Norwegen geglückt war; sie berichteten von der schlechten Verpflegung und Unterbringung, von der grauenhaften Mückenplage und von dem feuchten, todbringenden Fieberklima auf der sumpfigen Murman-Halbinsel.

In Aga waren nur die Offiziere, die Kranken und Invaliden, die Handwerker und „Spezialisten" und die sogenannte Intelligenz — Kaufleute, Studenten, Schüler, Einjährig-Freiwillige, Offiziersaspiranten — zurückgeblieben. Sie wurden in wenigen Kasernen zusammengelegt.

Bei diesen „Umzügen" geschah es, daß ich Heinz Arius wiedersah; der Zufall fügte es, daß wir in die gleiche Kaserne kamen. Wie damals im Wartesaal in Taiga fiel er mir auch jetzt durch sein Fern- und Fremdsein mitten in einer lauten und bewegten Menge auf. In einem Saal, in dem hundert Menschen sprachen, lachten, Nägel in die Wände hämmerten, mit Bettstellen, Kisten und Stühlen rückten und sich um die

besten Plätze stritten, stand er gegen einen Ofen gelehnt und las.

Sein Gesicht war gelbgrau, mager und vergrämt; es war in dem halben Jahr, da ich es nicht gesehen, älter, schärfer und trauriger geworden. Ich beobachtete ihn lange, und mehr und mehr wurde ich von einem gewaltigen Schrecken ergriffen: es war mir, als wenn ich einen Toten sähe, der aus Scherz, oder von einem unheilvollen Zwange getrieben, sich zwischen lebendige und warme Menschen gestellt habe. ‚Es ist nur das graugrüne Tageslicht, das sein Gesicht so leichenblaß färbt,' sagte ich mir, um mich zu trösten.

Draußen wütete ein regnerisches Aprilwetter. Der Sturm raste ungehemmt über die Steppe daher, heulte um die Kasernen, flötete teuflisch in den Kaminen und verdunkelte die Luft durch Wolken von Staub. Der Himmel war grauschwarz, zerklüftet, gehetzt und atemlos; mit einem Ausdruck unendlicher Trostlosigkeit umspannte er die graue, leere Steppe, auf die ein kraftloses Licht herabfloß, das den Tag zu einer Lüge machte.

Es fiel mir auf, daß Arius nicht ein einziges Mal umblätterte. Über den Rand des Buches hinweg starrte er in die Bewegung hinein. Ich war überzeugt, daß er nichts sah, obwohl seine Augen weit geöffnet waren.

Sei es, daß er meinen hartnäckigen Blick fühlte, sei es, daß seine Gedanken ermüdeten und seine Seele wieder Halt an der Wirklichkeit suchte: er begann um sich zu schauen. Dabei streiften seine hilflos irrenden Augen auch mich, freilich so flüchtig, daß ich nimmer mit Bestimmtheit hätte sagen können, er habe mich angesehen, um so weniger, als ich selbst meinen Blick sofort wegwandte, als wäre ich bei einer bösen Tat ertappt. Das wiederholte sich einigemal. Um diesem unheimlichen und stummen Spiel ein Ende zu machen, raffte ich mich auf und ging zu Arius hin. Ich begrüßte ihn, ich sagte ihm, daß wir uns auf dem Bahnhof in Taiga kennengelernt hätten, ich wiederholte ihm meinen Namen.

Er erinnere sich, sagte er, aber der Ausdruck seines Gesichts bewies es mir zu deutlich, daß ihm sowohl der Name der Station als auch der meine gänzlich fremd waren. Wie damals bei unserer ersten Unterredung fiel mir auch jetzt seine äußerst gewandte und nachgiebige Höflichkeit auf, in die er sich wie in eine glatte und geschmeidige Rüstung kleidete.

Ich fragte nach dem Titel des Buches, das er in der Hand hielt.

Es sei die Geschichte der Philosophie von Schwegler.

Ob er nicht meine, daß das Buch veraltet sei.

Ja, es sei veraltet. Aber man müsse mit den wenigen Büchern, die in der Lagerbibliothek seien, vorliebnehmen.

Es sei doch gewiß störend, mitten in diesem Lärm ein philosophisches Buch zu lesen?

Nein, es störe ihn nicht. —

Ich brachte dann das Gespräch auf die überstandene Krankheit und beglückwünschte ihn zur Genesung.

O, die Krankheit sei nicht schlimm gewesen, man habe dabei gar keine Schmerzen. „Man schwebt beständig in einem Halbschlaf," fuhr er ein wenig lebhafter und angeregter fort, „in einem Zustand grenzenloser Müdigkeit und Gleichgültigkeit. Dieser Zustand ist sogar sehr angenehm. Ich erinnere mich eines schönen, stillen Traumes, der immer wiederkehrte: ich träumte, daß ich gestorben und begraben war; ich lag unter dem Grabhügel, die Erde war durchsichtig wie Glas, und ich sah alles, was auf der Erde geschah, sah dem Schauspiel des Lebens in einem Zustand wunderbarer Stille, Vollendung und Seligkeit zu, und das nicht bloß eine Stunde oder einen Tag lang, sondern jahrelang, jahrhundertelang . . . Das war ein schöner Traum."

„Ein merkwürdiger Traum," sagte ich.

Nun denke er oft darüber nach, erzählte er weiter, ob das wirkliche Sterben auch so leicht und angenehm sei wie in seinem Traum. Es könnte aber auch sein, daß es ein qualvolles Erwürgen durch einen Unsichtbaren sei.

Wir schwiegen einige Minuten lang, als wenn wir plötzlich in einen dunklen, kalten und unheimlich stummen Raum getreten wären.

„Ich weiß es, in der Gesellschaft gilt es als unschicklich und rücksichtslos, über den Tod zu sprechen. Aber wir, die wir aus dem Krieg kommen, standen manchmal Auge in Auge mit ihm, wie man zu sagen pflegt, und das hat uns ein anderes Verhältnis zu ihm gewinnen lassen, nicht wahr?" — Ich nickte bejahend, ohne daß ich ihn recht verstanden hatte. Er fuhr fort: „Man sagt sogar, daß jetzt im Kriege der Tod eine alltägliche, eine geradezu langweilige und uninteressante Sache geworden sei, an der man sich nicht stoße, über die gar kein Wort zu verlieren sei. Für mich aber ist der Tod noch immer eine Angelegenheit, über die man Tag für Tag nachdenken

muß, — eine müßige Beschäftigung übrigens, denn man gelangt zu keinen Ergebnissen, man denkt und denkt, und es ist wie ein Fallen in einen Abgrund."

„Eine gefährliche Beschäftigung überdies," bemerkte ich.

Der Ruf „Essen holen!", der in den Saal geschmettert wurde, brach unser Gespräch ab.

★

Im Mai wurde die Steppe grün. Der April hatte viel Unwetter, Sturm, Wolken und Regen gebracht, der Boden hatte genug Feuchtigkeit aufgesogen, um jetzt, da die Frühlings- und Sommerwärme hereinbrach, einen grünen Grasteppich hervorzuzaubern. Auch der große Platz zwischen den Offizierswohnungen und unsern Kasernen, der uns zu Spiel und Sport freigegeben war, hatte sich mit einem Rasen bedeckt, in dem wir sogar einige kleine, zarte Blumen fanden, rührend anzusehen in ihrer Lieblichkeit und Süße. Da war eine Glockenblume unter ihnen, deren Blüten ein so tiefes, wunderbares Blau hatten, daß man sich daran nicht sattsehen konnte.

Als die Übergangszeit vom Winter zum Sommer überwunden war, strahlte wiederum Tag um Tag die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab. Durch die trockene und heiße Luft fluteten Meere blendenden Lichts. Die Steppe wurde welk, die Abhänge ihrer Berge dehnten sich als graue, fahle, gelblich-braune Flächen aus, lechzend unter der heißen, flimmernden und zitternden Luft. Wie im Winter die heiteren und sonnigen Tage von Schneestürmen unterbrochen wurden, so rasten jetzt von Zeit zu Zeit Wirbel- und Sandstürme über die Steppe daher. Diesem wilden, entfesselten Schauspiel bot eine Szenerie aus unheimlich phantastischen, graugrünen und grauschwarzen Wolken Umrahmung und Hintergrund; diese düsteren Wolken wuchsen, am Horizont beginnend, schnell in die Höhe, türmten sich wie lebendig wuchernde Mauern bis zum Zenit empor, standen drohend und unschlüssig, taumelten, griffen ineinander, — bis dann Himmel und Erde vom Sandsturm verschlungen wurden und nichts zu sehen war, als ein graues, wirbelndes Chaos; Beruhigung und Ausklang fanden die empörten, mit Kraft und Ungestüm geladenen Naturgewalten in Regengüssen und Wolkenbrüchen, die mit einem unendlichen Rauschen und Sieden auf die Erde herabstürzten und die flache Talmulde, in der unsere Kasernen standen, in einen See verwandelten.

Dann folgten wieder heitere, stille Tage: die trockene Erde glühte, von den roten Kasernen prallte das grelle Licht zurück, über der fahlen Steppe zitterte die heiße Luft. Um die Mittagszeit zeigte das Thermometer vierzig Grad Wärme im Schatten. Wir standen jeden Morgen früh auf, gossen kaltes Wasser über Kopf und Oberkörper und gingen auf den Sportplatz hinaus. Wir spielten Schlagball, Faustball, Fußball und Tennis. Wir waren mit nichts weiter als mit einer Turnhose und Turnschuhen bekleidet. Die Sonne verbrannte unsere Haut, wir wurden indianerrot, chinesengelb, mulattenbraun. Wir lagen stundenlang im Schatten der Kasernen, blinzelten in das gleißende Licht und hatten quälende Visionen vom Schatten unter grünen, leise rauschenden Bäumen, von Flußufer und Meeresstrand und kühlen, schäumenden Getränken. Wir wurden von der Hitze müde und träge, wir lagen schlaff und gedankenlos. Manchmal sahen wir in der Entfernung von einigen hundert Metern, jenseits der Postenkette, junge Mädchen und Frauen vorübergehen. Das waren die Töchter und Frauen der russischen Offiziere, die zum Lagerkommando gehörten. Helle Seide wehte wie Duft und Schaum um die jungen, kraftvollen, blutdurchpulsten Leiber, deren süße, verlockende Linien im wiegenden Rhythmus des Ganges in verwirrendem Wechsel verhüllt und entblößt wurden. Wir richteten uns auf und starrten hinüber. Unser Blut schrie auf. Wir fühlten uns jetzt erst wahrhaft verbannt und ausgestoßen.

★

Tage, Wochen und Monate vergingen gleichmäßig und ereignislos in der Eintönigkeit des Lagerlebens. Die Gefangenen gewöhnten sich an dieses Leben, wurden gleichgültig gegen ihr Schicksal, nahmen das Gegebene als unabänderlich an.

Zuweilen vergaßen sie es, daß außerhalb der Postenlinie tausend wunderbare Möglichkeiten blutvollen und heißen Daseins lagen, daß es dort Rosen, Frauen und Kinder, Arbeit und Erfolg, Ruhm und Untergang gab, daß dort Armeen verbluteten, Schiffe sanken, Flugzeuge wie tote Vögel herabfielen, Staaten zersplitterten und ganz Europa in den Erschütterungen eines Unterganges bebte, damit ein Neues werde. Die Postenkette, diese dünne Linie, die das Lager einschloß, wurde für sie zu einer undurchdringlichen, unübersteigbaren Mauer, an der sie ihre Stirnen blutig geschlagen, die Flügel ihrer Sehnsucht zerbrochen hatten, so daß sie es nach kurzer Zeit aufgaben, gegen diese Mauer anzurennen. Sie begannen, sich auf dem kleinen Raum, der ihnen gegeben war, einzurichten.

Es waren ihrer viele auf diesem beschränkten Raum, darum stießen sie oft aneinander, wichen aus, verfeindeten und versöhnten sich, bis sie in Paaren, Gruppen und Vereinen kristallisierten und erstarrten. Es gab unter ihnen Führer und Geführte, Arme und Reiche, Träge und Gewissenhafte, Lehrer und Schüler, Philister und Scharlatane, Kalte und Warme, Könige und Knechte. Sie bemühten sich, ihrem ererbten und erlernten Kulturbedürfnis Rechnung zu tragen, spielten Theater, veranstalteten Konzerte und Feste, richteten ein Café ein, gaben eine Zeitung heraus, schrieben Verse und Anekdoten, lasen viele Bücher, debattierten, urteilten, verurteilten, herrschten und ordneten sich unter, kurz, sie bildeten einen Staat im kleinen. Sie ahmten jene große Welt nach, die bruchstückhaft in ihrer Erinnerung lebte, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, wie verzerrt und armselig ihre Kopie war. Aber durch diese betriebsame Lebensweise täuschten sie sich über ihre jämmerliche Lage hinweg und schufen sich die Illusion des Lebendig- und Nützlichseins.

Es gab vielleicht im ganzen Lager nur einen, der sich nicht täuschte und nicht täuschen ließ, nur einen, der nichts vergessen konnte: das war Heinz Arius. Er war ganz allein. Niemand von uns lebte so einsam wie er. Er wollte sich nicht betäuben, er war immer wach und bewußt bis zur Selbstquälerei. Ich beobachtete manchmal, wie er selbstverloren einem frohen Gespräch zuhörte oder einem Spiele zusah und dann plötzlich sich verdüsterte und abwandte, als habe er sich auf Abwegen ertappt. Es schien sein grausamer Vorsatz zu sein, sich in jedem Augenblick seiner unwürdigen und traurigen Lage bewußt zu werden. Es war furchtbar, zu sehen und zu ahnen, wie er sich in Grübeleien und irgendwelchen Selbstvorwürfen verzehrte und einem Abgrund entgegenging. Es wurde mir klar, daß dieser Einsamste von allen am notwendigsten Geselligkeit und Freundschaft brauchte, wenn er wieder ins Gleichgewicht kommen sollte. Aber ich tat nichts, um sein Freund zu werden, ich sah seinem Leben zu.

Er war ganz allein.

Wenn er angesprochen wurde, zuckte er wie ein Schlafwandler zusammen, faßte sich aber schnell und bemühte sich, höflich und freundlich zu sein. Es war ergreifend anzusehen, wie er sich Mühe gab, sich im Gespräch den andern anzupassen, als wenn er sich seines Andersseins schämte, als wenn er es als Schuld empfände. Aber während er zustimmte, blieb er innerlich unbeteiligt.

Von Zeit zu Zeit — es geschah sehr selten — suchte ich ihn auf, tat es unauffällig, gleichsam im Vorbeigehen, um den Einsamen nicht stutzig zu machen. Unsere Gespräche waren anfangs so leer, glatt, wortreich und zugleich nichtssagend wie Salongespräche, aber nach und nach schien er Vertrauen zu mir zu gewinnen und durchbrach ein wenig die Mauer, die uns trennte. Er besuchte mich sogar einige Male auf meinem Platz; ich konnte mich rühmen, der einzige im Lager zu sein, den er in dieser Weise auszeichnete.

Aus den Gesprächen mit ihm wurde mir immer mehr deutlich, daß er gegen sein Wesen ankämpfte, daß er sich so, wie er war, nicht leiden mochte, daß er sein Andersfühlen und -denken, seine ganze Ausnahmestellung als Makel und Schuld empfand, und gern den andern, den Durchschnittsmenschen, Frohen, Einfachen und rotbäckig Gesunden, den Bodenständigen, Unbeschwerten und Verwurzelten geglichen hätte. Er fühlte sich als einen krankhaften, dekadenten Menschen, der mit seiner Empfindsamkeit und Skepsis, seinen überfeinen Nerven und seiner träumerischen Seele nicht in seine Zeit hineinpasse, in eine Zeit, die starke und brutale Tatsachenmenschen brauche. Ein Gedanke kehrte bei ihm immer wieder: der Krieg habe jeden auf die Wagschale gelegt und was ihn selbst anbetreffe, so sei er zu leicht befunden worden.

„Wie meinen Sie das, ‚zu leicht befunden?‘“ fragte ich.

„Was werden Sie von einem Menschen halten, der angesichts einer Kanone, eines Flugzeugs, eines Panzerautos oder Panzerzuges zu träumen beginnt, dem sich alle diese nüchternen, mathematischen, sachlichen und toten Dinge in phantastische Fabelwesen verwandeln, vor denen er Angst und Grauen empfindet?“

Um ihn von einem Wahn zu befreien, um ihm zu zeigen, daß er nicht allein stünde, sagte ich: „Ich verneine auch den Krieg. Ich lehne ihn ab, weil er die Kultur zerstört.“

„Ich aber lehne ihn nicht ab,“ erwiderte er mit seinem feinen, flüchtigen Lächeln. „Ich bejahe ihn. Das ist ja meine Qual, daß ich ihn bejahe, persönlich aber zu schwach organisiert bin, um ihn zu ertragen. Denn er ist furchtbar, wie unsere ganze Zeit furchtbar ist, die Zeit der Maschinen und Börsen, der Generalstäbe und Armeen. Es ist schwer, dieser Zeit standzuhalten. Alle, die wir hier sind, waren ihr nicht gewachsen, deshalb wurden wir ausgeschaltet und beiseite geworfen. Wenn wir nach Hause kom-

men werden, werden wir uns gewiß für Sozialismus, Pazifismus, Verbrüderung, Menschenrechte und ähnliche Sentimentalitäten begeistern und dadurch erneut beweisen, daß wir den Geist des zwanzigsten Jahrhunderts nicht begriffen haben."

„Den Geist des zwanzigsten Jahrhunderts?" zweifelte ich. „Wir stehen erst am Anfang —"

„Aber er ist schon fühlbar, dieser grausame und brutale Geist der Maschine, des Geldes, der Macht. Der nüchterne Sinn, der sogenannte gesunde Menschenverstand wird herrschen, die nackte Tatsache wird angebetet werden! Die Männer der Technik und der Büros, der Börsen und der Politik, des Sports und des Kriegsdienstes werden die Herren sein und die Massen erbarmungslos tyrannisieren und nach ihrem Willen kneten. Daneben wird es immer noch Narren und Phantasten geben, die Bücher lesen und schreiben, es wird Menschen geben, die in Konventikeln inbrünstig beten und in okkulten Sitzungen Geister beschwören, aber alle diese gefühlsreichen Sonderlinge werden keine Rolle spielen und von jenen Herrenmenschen nicht beachtet werden."

Ich versuchte, ihn auf die große Bedeutung hinzuweisen, die Ideen je und je in der Geschichte der Menschheit gehabt haben, — und auch im zwanzigsten Jahrhundert würde sich wohl irgendein Gefühlsstrom stärker erweisen als alle Maschinen der Erde, und irgendein Gefühlsnarr, Prophet und Phantast stärker als alle Fabrik- und Bankdirektoren. Er widersprach nicht. Er widersprach niemals. Es war seine Art, geistesabwesend zu nicken und zu lächeln, während der andere sprach.

Zum Schluß, als wir auseinandergingen, sagte er: „Als ich ins Feld ging, nahm ich im Tornister Nietzsches ‚Zarathustra' und Rilkes ‚Stundenbuch' mit. Das heißt, ich klammerte mich an das alte, gewohnte Leben der Träumerei und des ästhetischen Genusses, anstatt mich in das neue Leben, das Leben der Entbehrungen, Qualen und Wunden, der Angst und des Todesgrauens zu werfen, ich legte mir die Verse wie eine rosenrote Brille vor die Augen, um das nackte, zuckende und blutende Leben nicht zu sehen. Das war erbärmlich. Verse sind Gift, sind ein Narkotikum wie Wein oder Opium; je mehr man davon genießt, desto mehr verschleiert man seine Sinne, hüllt sich in Nebel und Rausch, verliert jeden Maßstab für die Tatsachen und wird allmählich für das reale Leben untauglich."

Er zögerte immer noch zu gehen, als wenn er noch nicht alles gesagt hätte. Wir standen draußen in der Nähe unserer Kaserne. Er sah an mir vorbei und blickte unentwegt nach dem Sportplatz hinüber, als wenn er aufmerksam das Fußballspiel verfolge, das unter lebhafter Teilnahme vieler Zuschauer zwischen einer deutschen und einer ungarischen Mannschaft ausgetragen wurde.

Nach langer Pause begann er wieder zu sprechen: „Als ich zur Schule ging, bildeten fünf oder sechs von uns Primanern einen literarisch-musikalischen Zirkel, der nach der blauen Tapete des Zimmers, in dem wir uns wöchentlich einmal versammelten, den Namen ‚Die blaue Grotte' trug. Wir lasen lyrische Gedichte, Novellen und Dramen neuester Art und Form: französische Symbolisten, skandinavische Problemdichter, russische Décadents und viel Nietzsche natürlich. Wir stritten uns, berauschten uns an klingenden Worten, widersprachen uns und leugneten es, daß wir uns widersprochen hatten, wir verwirrten uns in den Labyrinthen der Gedanken und Gefühle und bekamen von alledem erhitzte und verwirrte Köpfe. Zigarettenrauch und das Licht einer violett verhängten Lampe hüllten uns in einen romantischen Nebel, zwei Musikbegabte füllten die Pausen unserer Vorträge und Debatten mit gedämpftem Klavier- und Geigenspiel aus, bis wir endlich in eine dumpfe Traurigkeit versanken und nichts mehr sagen und hören mochten. Warum wurden wir traurig? Weil wir fühlten, daß wir durch diese ‚ästhetischen Abende' unsere Jugendfrische, Arbeitsfreude und Lebenslust einbüßten, weil wir erkannten, daß es sich mit Worten trefflich streiten ließe, daß man aber dabei zu keinem Ziele gelangt; weil wir ahnten, daß der Weg zu einer Weltanschauung nicht durch violette Zimmer und dekadente Verse führt, und endlich, weil wir vom Ekel gepackt wurden, — vom Ekel der Übersättigung. Die ‚Blaue Grotte' löste sich auf, weil die Luft in ihr schwül und stickig geworden war und wir uns selbst mit unseren hochtönenden Worten lächerlich und widerlich vorkamen. In diese Atmosphäre fiel der Krieg wie Blitz und Donnerschlag hinein. Wir wachten auf. Aber wir waren in keiner Weise vorbereitet. Weder seelisch noch körperlich. Und wir versagten. Wir, das heißt ein kleiner Teil der Jugend, — Gott sei Dank nur ein kleiner Teil!"

★

Es kam unser zweiter Winter in Aga. Auch er entfaltete eine unbeschreibliche Pracht. Wieder wölbte sich über der mit einer dünnen Schneehülle überzogenen Steppe ein unendlicher Himmel von wun-



Industrie (Gaswerk Düsseldorf). Pastell von Richard Geßner

derbarer Bläue und Reinheit. In der dünnen und dunstfreien Luft entwickelten sich täglich beseligende Farbenschauspiele in mannigfaltigsten und zartesten Tönungen. Tags wogte goldene Lichtflut durch die weiße, feierliche Landschaft. Abends, während die Sonne unterging, wuchsen auf allen Dächern Rauchsäulen gleich leuchtenden Bäumen in den blaßgrünen Himmel hinein. Und nachts donnerte das Meer der Sterne in funkelnder Majestät durch das schwarzblaue Firmament. Die Flüssigkeit im Thermometer sank bis fünfzig Grad unter Null.

Wir blieben den größten Teil des Tages in den Sälen. Unsere Gespräche arteten in Zank und Streit aus, weil wir uns gegenseitig haßten, weil wir einander überdrüssig waren. Dieser Überdruß steigerte sich bis zum Ekel vor der körperlichen Nähe des andern. Wir lagen auf den Betten und rauchten. Wir liefen draußen in eisiger Kälte mehrere Male um das Lager herum. Wir spielten Karten, wir lasen viele Bücher, lernten fremde Sprachen, spielten Theater, turnten, veranstalteten Konzerte.

Während des ganzen Winters sah ich Heinz Arius nur einigemal. Er kam nie mehr zu mir, und wenn ich ihn aufsuchte, war er zerstreut und wortkarg. Er ließ mich allein reden, schwieg hartnäckig, lächelte, nickte zustimmend, sagte ja oder nein. Er bereute wohl seine Bekenntnisse, schämte sich, daß er vor einem Menschen seine Brust geöffnet und seine Wunden gezeigt hatte.

In der zweiten Hälfte des Winters, im Anfang des Jahres 1917, kamen die Nachrichten vom Matrosenaufstand in Kronstadt, von der Revolution in Petersburg und Moskau, von der Entthronung und Einkerkerung des Zaren, von der politischen Umwälzung im ganzen Riesenreiche Rußland. Wie ein stiller See, in den ein Felsblock hineinfällt, plötzlich aufbraust, schäumt, die Wellen ans Ufer schlägt, wogt, raunt und flüstert, so geriet auch unser Lager durch die unerwartete Kunde in Bewegung und Aufruhr. Etwas Unglaubliches und Gewaltiges war geschehen: Das demütige und fromme russische Volk, das jahrhundertelang geduldig seine Fesseln getragen hatte, warf sie plötzlich von sich ab und jagte das Herrscherhaus zum Teufel, das sie dreihundert Jahre lang regiert hatte und dessen Mitglieder solange von der Gloriole der Heiligkeit und Unfehlbarkeit umhüllt gewesen waren. Wir jauchzten auf. Wir erwachten aus jahrelangem dumpfen Dahinbrüten: ‚Siehe da, es geschehen noch große Dinge auf der Erde!‘ Die beseligende Ahnung streifte uns, daß dieses große Ereignis — die russische Revolution — andere große Ereignisse in Europa nach sich ziehen würde, ja, daß es der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit wäre. Allgemein wurde unter uns die Ansicht laut, daß die Revolution das Ausscheiden Rußlands aus dem Kriege zur Folge haben würde, und daß dann die Verbündeten bald gezwungen sein würden, die Waffen zu strecken. Unsere Heimkehr war also in greifbare Nähe gerückt. Die Augen erhellten sich, die Geister belebten sich, man baute Zukunftsschlösser. Im ganzen Lager schlug die Freude hohe Wellen.

Es gab einen, der sich von diesem Freudentaumel fernhielt: das war Heinz Arius. Die Möglichkeit der nahen Heimkehr schien ihm im Gegenteil Unlust und Qual zu bereiten. Es kam etwas Ruheloses und zielloses Irrendes in sein Wesen. Er, der bisher den politischen Ereignissen in Europa wenig Interesse entgegengebracht hatte, begann zu horchen und zu fragen, was die Zeitungen meldeten; und der bislang Einsame und abseits Stehende suchte andere auf, als wenn er seine Unruhe und Qual nicht zu ertragen vermöchte und in der Gesellschaft anderer Vergessen suchte. Auf diese Weise vollzog sich auch zwischen mir und ihm eine flüchtige Annäherung.

Auf meine Frage gestand er einmal: „Es ist wahr, ich freue mich nicht auf die Heimkehr. Ich fürchte mich vor ihr.“

★

Im Laufe des nun folgenden Sommers befestigte sich in uns immer mehr die Hoffnung auf baldigen Frieden mit Rußland und unsere baldige Heimkehr. Wenn auch die Kerenski-Regierung die Parole ausgegeben hatte, den Krieg bis zum Siege fortzusetzen, so bewiesen doch die täglichen Zeitungsmeldungen von den Massenverbrüderungen an der Front, von der Unzufriedenheit mit Kerenski und von dem Erstarken der radikalen Richtung unter den russischen Revolutionären, daß das russische Volk endgültig des Krieges müde und entschlossen war, die Revolution, die auf halbem Wege stecken geblieben war, bis zum unerbittlichen und deutlichen Ende durchzuführen.

In demselben Maße in dem unsere Freude über die nahe Heimkehr stieg, steigerte sich in Heinz Arius würgende Angst. Er begann aufzufallen. Er, der auf sein Äußeres peinlich acht gegeben hatte, begann es zu vernachlässigen; der Anzug und die Stiefel waren nicht immer gereinigt, das Gesicht nicht mehr tadellos rasiert, und die

sonst glatt und sorgfältig gescheitelten schwarzen Haare lagen etwas verworren um den hohen und schmalen Kopf.

In den letzten Monaten kamen wir nie mehr zusammen. Wenn ich ihm draußen begegnete und ihn grüßte, starrte er mich zerstreut an und ging ohne Gruß vorüber. Der Blick seiner Augen erschreckte mich: gläserne Augen, dachte ich, von innen her getrübt und verdunkelt. Kurzsichtige haben manchmal diesen Blick, wenn sie die Brille abnehmen: es scheint dann, als stürze die Welt ringsum für diese Augen zusammen, und der Blick taste hilf- und verständnislos im Leeren. So waren seine Augen geworden: sie sahen die Außenwelt nicht, irrten im uferlos Leeren, stürzten nach innen und erblickten Chaos und Dunkelheit.

Die andern hielten sich an mich: Ich hätte doch eine Art Freundschaft mit ihm unterhalten und könnte gewiß Auskunft geben! Was sei das mit Arius? Was geschehe mit ihm? Sein Verhalten sei besorgniserregend!

Auf alle Fragen zuckte ich bedauernd mit den Schultern und schwieg. Ich hatte ein schlechtes Gewissen.

So muß ich nun dasjenige streifen, um dessentwillen ich diese Geschichte schreibe. Ich wußte, daß Heinz Arius um meine Freundschaft geworben hatte, in der stolzen und herben Art der Einsamen freilich, dennoch mir begreiflich und fühlbar. Ich wußte auch dieses, daß er meine Freundschaft brauchte, daß er sie dringend brauchte, weil er einen Abhang hinunterrollte und dem Abgrund nahe war. Ich wußte, daß ich fähig war, ihn aufzuhalten. Aber ich tat nichts, ich streckte meine Hand nicht aus, um den Stürzenden zu ergreifen. In mir waren der Geiz und die Scheu und die Härte des Einsamen, sowie die Müdigkeit des Fatalisten. Ich sah zu und ‚ließ die Dinge gehen‘. Zu meiner Entschuldigung hatte ich seit jeher einige Phrasen bereit: Man solle sich nicht in fremdes Schicksal mischen; man solle den Dingen ‚ihren Lauf‘ lassen, sie fänden jedes seinen Weg; man solle die Ereignisse reif werden lassen! ‚Bin ich denn zum Priester und Beichtvater berufen!‘ trotzte ich. Aber mein Gewissen war unruhig.

Entgegen seiner früheren Art war Heinz Arius in der letzten Zeit gesprächig geworden. Ganz wahllos, wie es gerade der Zufall fügte, zog er irgend jemand in ein Gespräch. Seine Saalgenossen teilten mir vielsagend lächelnd einige seiner, nach ihrer Meinung verworrenen und unverständlichen Aussprüche mit. Einer davon, der schönste, ist mir im Gedächtnis geblieben: ‚Die Gefallenen‘, hatte er gesagt, ‚alle Toten des Krieges sind lebendiger als wir allesamt in den Lagern Internierten; nicht nur darum, weil ihr Blut in die Blumen, Bäume und Gräser geströmt ist und in jedem Frühling von neuem aufblüht; nicht nur darum, weil sie im Gedenken ihrer Mütter, Frauen, Schwestern und Kinder weiterleben, sondern vor allem darum, weil das ganze Volk sie niemals vergessen kann, so sehr es sich auch aus Scham bemühen wird, sie zu vergessen; wie dunkle Steine werden sie in der Seele des Volkes liegen, wie Stacheln und glühende Eisenpfähle in ihrem Fleische bohren, wie Gebirge auf ihrem Schlafe lasten. Ewig werden sie leben, ewig —‘

*

Auf irgendeine geheimnisvolle Weise gelangte der streng verbotene Alkohol ins Lager. In Form von Sprit nahm er in kleinen, flachen Kannen aus Weißblech, die unauffällig unter den Kleidern am Körper getragen werden konnten, einen gefahrvollen Weg von der Mandschurei durch die Hände von Chinesen und russischen Soldaten bis zu den Gefangenen. Geschickte und kundige Leute hatten sich gefunden, die den Schnaps durch Zugabe von Zucker, Kakao, Kaffee, Zitronen oder Mandeln schmackhaft zuzubereiten verstanden. Sie entfalteten ein blühendes Geschäft. So sah man denn abends in der gedämpften Beleuchtung einer von einem farbigen Schirm umgebenen Petroleumlampe Gruppen von Gefangenen sitzen, die aus Teegläsern und Tassen ein harmloses Getränk zu genießen schienen, bis sich dann durch immer lautere Reden, immer wildere Gebärden und ein immer ausschweifenderes Gelächter die wahre Art des Getränkes verriet. Gesänge wurden angestimmt, patriotische Begeisterung griff um sich, Heimweh schluchzte auf, man schwamm in Rührseligkeit oder in Zynismus. Die Gefangenen hatten für diese Gelage mancherlei Entschuldigung: man müsse sich von Zeit zu Zeit betäuben, um das graue Einerlei zu vergessen; man werde in einen äußerst angenehmen Zustand hineingehoben, man fühle sich ohne Ketten, frei und fliege wie ein Vogel; jeder Berauschte sei Dichter und König, throne auf goldenen Höhen und höre verborgene Tiefen klingen . . .

In den Erzählungen über die alkoholischen Ausschweifungen wurde neuerdings auch Heinz Arius' Name genannt. Seine Saalgenossen berichteten, daß er jeden Abend bis Mitternacht aufbleibe, ununterbrochen rauche und starken Kaffee und Schnaps trinke; auch vergaß man nicht hinzuzufügen,

daß er sich zu diesen Genüssen noch den kleinen Gomoll einlade. Robert Gomoll war ein junger Kriegsfreiwilliger mit einem zarten, sehr hübschen Mädchengesicht.

Eines Abends suchte ich Heinz Arius auf seinem Platze im Saale auf. Ich fand alles so, wie mir erzählt worden war. Er saß da in Gesellschaft des kleinen Gomoll, rauchte und trank. Auf dem Tisch war eine wüste Unordnung: Da standen Gläser und Tassen und ein Petroleumkocher, lagen Zigaretten, Bücher, Hefte, eine Pfeife, ein Federhalter und ein Bleistift.

„Lupus in fabula," sagte Gomoll, als ich herantrat, „wir haben eben von Ihnen gesprochen."

Er sah mich eindringlich an und lächelte. Er erhob sich und bot mir seinen Platz an. Er sei müde und werde sich hinlegen.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Arius. „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind."

Er sagte es mit tiefem Ernst und sarkastischem Unterton. Seine Stimme und der Ausdruck seiner Augen zeugten von beginnender Trunkenheit. Er spülte ein Teeglas aus, füllte es mit Schnaps und schob es mir zu. Wir stießen an und tranken. Mir war nicht wohl zumute. Arius' ein wenig verwahrlostes Aussehen war besorgniserregend. Unter der hohen, blassen Stirn flackerten unstet die Augen und schleuderten von Zeit zu Zeit heimlich boshafte Blicke nach mir.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind," wiederholte er nach einer Pause. „Sie kommen ja so selten zu mir. Ich gebe zu, daß ich kein lustiger Gesellschafter bin. Aber heute werde ich etwas gesprächiger sein. Wie Sie sehen, habe ich getrunken und damit einige Hemmungen, einige Scham und Feigheit weggespült."

Er bot mir Zigaretten an, er selbst stopfte sich eine Pfeife. Bei dem Suchen nach Streichhölzern mochte ihm die Unordnung auf dem Tisch aufgefallen sein, er ordnete die Gegenstände, die Bücher nahm er ganz weg und legte sie in einen hölzernen Koffer, der unter dem Bett stand.

„Ich werde heute nicht mehr lesen," sagte er, „was sollen die Bücher da auf dem Tisch! Ich werde vielleicht überhaupt nicht mehr lesen. Bücher sind für mich eine widerliche Sache geworden, wie eine Speise, von der man zuviel gegessen hat. Welch eine maßlose Eitelkeit, welch eine üble Geschwätzigkeit und Selbstbespiegelung steckt doch in all diesen Büchern! Alle wollen über das Leben hinweglügen."

Die Lampen im Saale wurden nach und nach ausgelöscht. Die Gefangenen zogen sich aus, legten sich auf ihre Strohsäcke und lagen unter Decken oder Mänteln in plumpen und grotesken Umrissen. Der Ruf „Ruhe!" wurde mehrmals laut und brachte einige Schwätzer zum Schweigen. Bald war nur das regelmäßige Atmen der Schläfer zu hören, hier und da schnarchte jemand und schrie jemand angstvoll im Traume auf. Der ganze Saal war von dem dumpfen und schweren Schlaf gefangener Männer ausgefüllt wie von einer trüben und traurigen Flut.

Heinz Arius verhüllte seine Lampe mit einer Decke, so daß das Licht nicht mehr in den Saal fallen und die Schläfer stören konnte. Auch wir selbst saßen im Halbdunkel in einer Ecke des Saales, der von dem Atmen der Schlafenden seltsam belebt wurde. Arius begann halblaut weiterzusprechen, geradeaus in die Dunkelheit des Saales starrend. Von Zeit zu Zeit machte er eine Pause, trank mir zu und reichte mir Zigaretten und Streichhölzer.

„Morgen werden wohl wieder Beschwerden über mich einlaufen, daß ich die Nachtruhe gestört hätte, und der Saalälteste wird mich freundschaftlich zur Ordnung ermahnen. Aber wenn ich mich hinlege, kann ich doch nicht einschlafen, und das stundenlange Wachen im Dunkeln ist furchtbar, und wenn man endlich eingeschlafen ist, wird man von verzerrten und düsteren Träumen gequält. Das Unheil meines Lebens besteht darin, daß ich nichts vergessen kann. In meinem grausam treuen Gedächtnis liegen alle meine Erlebnisse von der frühesten Kindheit an und auf irgendein Stichwort hin marschieren sie in langen Kolonnen heran, um auf der Bühne meiner Vorstellung groteske, grauenhafte, lächerliche und peinliche Schauspiele darzubieten. Alle Beleidigungen und Verwundungen, alle Züchtigungen und Demütigungen durch Eltern und Lehrer, alle körperlichen und geistigen Mißerfolge und Niederlagen und vor allem die Verirrungen und Ängste auf sexuellem Gebiet, — alles das kommt in der Erinnerung wieder oder steht verzerrt in den Träumen auf . . . Im Felde habe ich einmal, nachdem ich drei Tage gehungert hatte, einem schlafenden Kameraden ein Stück Brot weggenommen. Dieser Bestohlene fiel noch an demselben Tage, so daß ich nicht mehr Gelegenheit hatte, meine Schuld zurückzuzahlen. Ich faßte das als eine deutliche Strafe des Schicksals auf, das mich dazu verdammte, meine Sünde ungesühnt mein Leben lang zu tragen. War das nicht eine Niedertracht ohnegleichen, dem Schlafenden sein letztes Stück Brot zu stehlen? Es ist wahr, ich war sehr hungrig, das Brot steckte verlockend zur Hälfte aus der Tasche heraus, — aber ich hätte eher ver-

hungern sollen. — Sehen Sie, das sind solche Dinge, die man nicht vergessen kann . . . Aber das ist es nicht, was ich Ihnen erzählen wollte. Ich wollte Ihnen etwas ganz anderes sagen, — etwas über Sie selbst! Über mich habe ich Ihnen schon vieles erzählt, zum Beispiel dies, daß ich den Zarathustra und das Stundenbuch im Tornister trug, als ich ins Feld ging, eine sehr bedenkliche Sache, nicht wahr, sozusagen mit lyrischer Rüstung in den Kampf zu ziehen! Anstatt die Konstruktion von Flugzeugen und Minenwerfern zu studieren, zerfloß ich in lyrischen Stimmungen. Der Krieg mag ja ein Unsinn und Wahnsinn sein, — Pflicht und Ehrensache eines jeden ist es aber, das unabwendbare Schicksal als ganzer Mann hinzunehmen und ja zu sagen zu allem, was es bringt, — auch zum Tode. Nicht als ob ich im üblichen Sinne feige gewesen wäre, — ich erfüllte meine Pflicht so weit, daß mir niemand einen Vorwurf machen konnte, — aber innerlich, da wehrte ich mich gegen den Krieg mit meinem ganzen Wesen, ich schloß die Sinne gegen alles, was der Krieg Schweres, Schreckliches und Häßliches brachte und hüllte mich in weichliche Träume wie in einen Nebel. Das war erbärmlich gehandelt! Ich bin von gestern und vorgestern und passe nicht in das Heute . . . Sie sind nicht viel anders, aber Sie tragen Ihr Schicksal, das Schicksal eines überkultivierten Spätlings, mit vollem Bewußtsein erhobenen Hauptes. Und darum habe ich Sie insgeheim beneidet und hätte Sie gern zum Freunde gehabt, um von Ihnen zu lernen, wie man die geistigen Güter, wie man Shakespeare, Beethoven und Rembrandt, alles das, was Ihnen und mir und wenigen andern das Wichtigste, Herrlichste und Wunderbarste auf der Erde ist, trotz allem höher schätzen kann als alle Börsen, Warenhäuser und Fabriken der Erde! Ich fühlte es deutlich, daß ich von Ihnen hätte lernen können, daß eine Sinfonie von Beethoven mehr wert ist als alle Maschinengewehre Europas und daß man darum nicht unglücklich darüber zu sein braucht, wenn man in das ‚eiserne' Zeitalter nicht hineinpaßt! — So, nun ist es heraus, nun habe ich es gesagt: ich wollte Sie zum Freunde haben, ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch. Aber ich prallte an Ihnen ab wie an einer Eiswand, Sie waren kalt und glatt, sehr fern und vornehm. Das ist die Wahrheit über Sie, die ich Ihnen sagen wollte. Bitte, erwidern Sie nichts und bieten Sie mir um Himmels willen nicht jetzt noch Ihre Freundschaft an, ich brauche Sie nicht mehr. Ich habe alle meine Zweifel und Selbstvorwürfe und Ängste, mein ewiges Schwanken und Rückwärtsschielen überwunden. Ich habe das Gleichgewicht wiedererlangt. Auf welche Weise, das werde ich Ihnen nicht verraten. Das gehört nicht hierher, Sie würden es auch nicht verstehen. Es ist genug, daß Sie wissen, daß Sie nunmehr vor mir sicher sein werden. Wirklich, Sie können ganz beruhigt sein! Gute Nacht!"

*

Der östliche Teil des Lagers, dort, wo sich die langen, niedrigen Pferdeställe erstreckten, wo eine Reihe unvollendeter Neubauten von Baugerüsten, Bretterstapeln, Ziegelsteinen, Kies, Kalk und Hobelspänen umgeben waren, und wo sich die länglichen Hügel der unterirdischen Keller befanden, war im Sommer ein bevorzugter Aufenthaltsort aller Einsamen, aller derjenigen, die sich für einige Stunden am Tage von der Menge absondern wollten, um geistig zu arbeiten oder auch nur sich ungestörter Träumerei zu ergeben. Da sah man einige mit einem Buch oder Heft in der Hand zwischen den Pferdeställen auf und ab gehen; andere saßen im Schatten der Neubauten und lasen; wiederum andere lagen, nur mit einer Turnhose bekleidet, auf den Baugerüsten oder auf den Bretterstapeln in der grellen Sonne und ließen den Körper braun brennen; und wer vollkommen allein sein wollte, der ging die granitnen Stufen zu dem betonierten Vorraum eines Kellers hinab und konnte dort, auf der untersten Stufe sitzend, lesen oder schreiben, ohne von jemand gesehen werden zu können.

Am Tage nach meinem mitternächtigen Zusammensein mit Heinz Arius, bei dem er mir ‚die Wahrheit' über mich gesagt hatte, ging ich gegen Abend mehreremal rings um das Lager, an der Postenkette entlang. Einmal erblickte ich in der Ferne Heinz Arius, der mir entgegenkam, plötzlich aber — wohl weil er eine Begegnung mit mir vermeiden wollte — abbog und zwischen den Neubauten verschwand. Ich dehnte meinen Spaziergang länger als sonst aus, denn es war ein ungewöhnlich schöner Tag. Schon lange vor dem Untergang der Sonne begann sich der Himmel zu färben, als wenn er sich zu einer großen Feier schmücke. Über das ganze Firmament ergoß sich ein gelbliches Rosa von ergreifender Zartheit; dünn gespannte, schleierhafte Lämmerwolken glitten selig in unendlichen Höhen wie ockergelbe Wellen in einem blaßgrünen Meer. In dem Maße, wie die Sonne tiefer sank, verwandelte sich die Farbe der Wolken und des Himmels und glitt durch alle Töne von Gelb und Rot, von Orange und Violett. Als die

Sonne untergegangen und das trunkene Glühen der Lüfte erloschen war, leuchteten noch lange die Steppenberge im Südosten, die die höchsten im Umkreis waren; ein unsäglich zartes, duftiges Lila rann an ihren Abhängen herab wie ein glückliches Lächeln. Im Westen blieb über dem Horizont ein langer, schmaler, schwefelgelber Streifen zurück. Das Ganze war ein Schauspiel von einer unbeschreiblichen Erhabenheit, Feierlichkeit und Schönheit.

Ich unterbrach meine Wanderung, blieb im östlichen Teile des Lagers stehen und starrte lange in das Leuchten, Flammen und Verlöschen des Himmels hinein; ich war wie von einem Geheimnis und Wunder ergriffen; es war mir, als sollte mir etwas Gewaltiges und Wunderbares offenbart werden. Meine innere Erregung wurde noch dadurch verstärkt, daß von Osten ein Zug heranrollte, mit seinem tosenden Brausen die abendliche Stille erfüllte und Schwärme von Vorstellungen von der Welt „da draußen", von Europa und vom Kriege, Gedanken an die Heimat, Sehnsucht und Schmerz weckte.

Langsam sank die Dunkelheit auf die Steppe herab. Der Zug entschwand im Westen, das Lager der Gefangenen tauchte wieder in tiefe, grenzenlose Stille hinab.

Einige hundert Meter von mir entfernt stand noch jemand und blickte nach Westen, der Sonne und dem Zuge nach. Ich erkannte bald, daß es Heinz Arius war. Er stand auf einem der Kellerhügel, steil und unbeweglich, gleich einer Statue. Seine Gestalt zeichnete sich als scharfe Silhouette von dem blassen Abendhimmel ab, hoch hineingehoben in eine unendliche Einsamkeit. ‚Das ist der wahre Heinz Arius,' dachte ich, ‚von einer blassen Luft umhüllt, von einer tiefen Einsamkeit meilenweit umgeben wie von Eisregionen, die man nicht durchdringen kann!' Hatte auch ihn der Untergang der Sonne und das Donnergetöse des rollenden Zuges erschüttert und beglückt? Oder stand er da, um seine Heimatlosigkeit und Vereinzelung recht deutlich zu fühlen? Seine starre Unbeweglichkeit verriet es: er war allem weit entrückt und stand — von allem losgelöst — in einer uferlosen Leere.

Ich wurde plötzlich sehr traurig. Ein heftiges Weh durchschnitt meine Seele. ‚Jetzt, eben jetzt müßte man zu ihm hingehen,' sagte ich mir, ‚um ihn ins Leben zurückzurufen, aus dem er hinausgeirrt ist! Aber wie zu ihm gelangen! Wie die Eisregionen und Einsamketten durchwandern, von denen er meilenweit umschlossen ist!'

Ich setzte meinen Weg fort und kam in die Wärme und laute Bewegtheit der westlichen Hälfte des Lagers. In großen Scharen gingen die Gefangenen vor den Kasernen auf und ab, sprachen und lachten; andere saßen auf den Stufen vor den Eingängen und sangen, von Gitarren begleitet, ihre alten heimatlichen Lieder, die lange verstummt gewesen waren, jetzt aber, da man an die nahe Heimkehr glaubte, wieder auflebten. Ein Bekannter sprach mich an und teilte mir die neuesten Zeitungsnachrichten mit: die Namen fast aller Länder der Erde schwirrten durcheinander, überall geschahen große Dinge, Deutschland plante anscheinend nichts geringeres, als vom Lande und von der See aus das ganze Baltikum samt Petersburg zu besetzen; und wenn das geschehen sein würde, meinte mein Berichterstatter, wer sollte dann den deutschen Kaiser hindern, gleich Napoleon in Moskau einzuziehen? Ach, es öffneten sich schwindelerregende Perspektiven, und wir fieberten dem Tag der Heimkehr entgegen, um an dem brausenden Geschehen teilnehmen zu können!

Plötzlich tauchte in meinem Geiste aus der Flut der durch die Zeitung verursachten Weltbilder und Phantasien die Gestalt des Einsamen auf dem Kellerhügel empor; ich verabschiedete mich schnell und ging noch einmal den Kreis an der Postenkette entlang bis in die Gegend der Pferdeställe, Neubauten und Keller. Ich ging auf denselben Hügel hinauf, auf dem vorher Heinz Arius gestanden hatte und blickte rings um mich, aber es war niemand zu sehen.

Nach einer Weile hörte ich einige seltsame, unterirdische Laute, die halb wie ein Seufzen, halb wie ein leises Lachen klangen. Ich ging zu dem Vorraum des Kellers hinab. Im Halbdunkel stand dort Heinz Arius. Mit dem Rücken gegen die eiserne Tür gestemmt, hielt er beide Arme, mit den Handflächen nach oben vor sich ausgestreckt und sah mit einem blöden, kindlichen Lächeln zu, wie das Blut aus den Handgelenken herausquoll. Zu seinen Füßen lag ein Rasiermesser.

Als er mich erblickte, veränderte sich plötzlich der Ausdruck seines Gesichts: das einfältige Lächeln verschwand, der Mund verzerrte sich, die Augen öffneten sich weit und starten mich voll Haß und Anklage an. Diese Augen eines Sterbenden, der schon begriffen hatte, daß er sterben würde und der durch die Gegenwart eines Lebenden sich gepeinigt fühlte, umklammerten mein Herz wie mit eiskalten Krallen und schüttelten es. Ich zitterte wie im Fieber. Ich rief ihn an und stammelte einige hilflose Worte. Er erwiderte keinen Laut, sondern fuhr fort, mich mit seinen wahnsinnigen Augen unentwegt

anzustarren. Ich zerriß ein Taschentuch und umschnürte seine Unterarme. Er setzte mir keinen Widerstand entgegen, — auch dann nicht, als ich ihn umklammerte und ihn, halb tragend, halb schleppend, aus dem Keller herausbrachte und in unser Spital führte.

In meiner Seele war ein furchtbares Chaos von Mitleid, Grauen, Reue, Verwunderung und Angst. Eine alte Gedankenreihe ging mir durch den Sinn: ‚Man soll sich niemand aufdrängen . . . Man soll sich nicht in fremdes Schicksal mischen . . . Man soll warten, bis Menschen und Dinge von selbst kommen, jedes zu seiner und zu deiner Stunde . . . Man soll die Geschehnisse reifen lassen . . .‘

War das die Frucht, die ich reifen ließ, die ich jetzt in meinen Armen trug und unter der ich körperlich und seelisch fast zusammenbrach? Ich fühlte, daß ich diese Last von nun an immer werde tragen müssen, denn der Sterbende, den ich als Lebenden nicht in den Kreis meines Lebens hineinlassen wollte, glitt jetzt, stumm und dunkel wie ein Schatten, in mein Schicksal hinein.

Im Spital übergab ich Heinz Arius den Ärzten. Er starb noch in derselben Nacht.

Gedichte

Abend im Rauhreif. Von Arend Dreesen

Erde und die Bäume weiß bereift,
Schlittenpferde weiß bemähnt, beschweift;
Pudelhafte Kutscher, weiß behaart,
Hocken da mit eisbezapftem Bart.

Der Laternenschein schwimmt gelblichrot,
Alle Laute drückt der Nebel tot;
Nur das Schellenrütteln packt er nicht,
Das dem Pferdgetrabe Wege bricht.

Und der Nebel hängt am Schlittenrumpf,
Hufe, Kufen rumpeln, plumpen dumpf
Durch den plustrig losen Knirscheschnee —
Knabbernd kneift der Frost die Ohren weh.

Auf der Straße tappt ein Eisbär her?
An den Häuserecken schnüffelt er,
Schüttelt sich, stäubt Glitzerstaub empor . . .
Trottet hundeschwarz durchs Nebeltor.

Verschneite Landschaft. Von Berend de Vries

Im Froste kracht der Schnee um meinen Fuß:
Marsch-Winterwanderung auf hohem Deich.

Vermummt in Weiß, dampft meilenfern die Stadt.
Grauweiß getigert droht das wüste Watt;
Tauchentenscharen, schriller Möwengruß.
Fern überm Meere blinkt die Düne bleich . . .

O Wintermeer! Den grauen Bogen spannt
Die Wikingbraue deiner Einsamkeit.
Rot glüht und froh mein Herz vor Seligkeit,
Da deine starre Wildheit mich bedrängt . . .
Ein Sonnenblitz: Schnee blüht auf Baum und Strauch.
Brauner auf allen Höfen steigt der Rauch.
Neuschneegeglitzer auf dem Marschgefild.
Aufblendend gleißt des Meeres Silberschild . . .
Ich geh' im Schnee hier an der Erde Rand,
Ein Wanderer in wachem, weißem Traum.
Ich fühl' es tief: Gott ist im Winterbaum,
In jedem Aug', das Meer und Land umfängt.

Was ist Negermusik?

Von Wolfgang Weber

Mit 7 Zeichnungen von Prof. M. Malitz

Um es gleich vorwegzunehmen: mit den Klängen der Jazzband hat Negermusik nicht das mindeste zu tun. Jazz ist eine Summe geschickt verwendeter Einfälle, auf dem Broadway, in der Untergrundbahn Chicagos oder bestenfalls auf Cuba von amerikanischen Mischnegern erfunden und von geschickten Machern für die Halls internationaler Hotels zurechtgestutzt, ohne den entferntesten Zusammenhang mit Afrika.

Nein, Negermusik, wirklich zentralafrikanische Negermusik ist etwas ganz anderes! Sie beruht auf denselben Gesetzen wie unsere Musik; sie ist musikalische Urform. Sehr wahrscheinlich, daß ihre einfachen, aber für unser europäisches Ohr durchaus schönen Melismen und die fesselnden rhythmischen Ideen für unsere Musik eine ähnliche Bedeutung gewinnen werden wie die Negerplastik für die bildende Kunst.

Heute hat man von afrikanischer Musik freilich andere Vorstellungen, aus rein technischen Gründen.

Eine Negerplastik, eine Tanztrommel kann man einpacken und mitnehmen, aber nicht die Musik dazu. Man war lange Zeit auf das Gehör der Reisenden angewiesen. Aber der bedeutendste Wissenschaftler und kühnste Forscher ist nicht immer musikalisch. Schweinfurth hatte beispielsweise einmal eine Melodie im Sudan gehört, vermochte sie jedoch nicht zu Papier zu bringen und summte sie daher monatelang während des Marsches vor sich hin. Als er zu Hause ankam, war ein waschechtes preußisches Soldatenlied daraus geworden! Heute hat man den Phonographen, der in vielen Fällen die Aufzeichnungen der Musik nach dem Gehör erübrigt. Aber was für Schwierigkeiten sind zu überwinden, bis der Schwarze so in den Trichter hineinsingt, wie er es ungezwungen und ohne die Nähe eines Europäers tun würde! Der Verfasser dieser Zeilen, der eine Reise ausschließlich der Erforschung der Eingeborenenmusik widmete, weiß davon zu erzählen. Hat man den Sänger glücklich vor den Trichter gepflanzt, so ist er plötzlich stumm wie ein Fisch, selbst wenn er vorher nach Negerart stunden- und tagelang die augenblicklich beliebtesten Lieder vor sich her trällerte. Zwingt man ihn mit Gewalt zum Singen, so wird er schließlich zitternd einige zaghafte Töne von sich geben, die mit den heimatlichen Gesängen nicht die entfernteste Verwandtschaft zeigen. Gewinnt er aber durch Geduld und einige psychologische Kniffe die Unbefangenheit wieder, so wird seine Natürlichkeit zum Verhängnis: er unterstreicht jedes Wort mit den wildesten Gesten, wirft Arme und Beine ekstatisch um sich und muß schließlich von zwei Mann vor dem Trichter festgehalten werden.



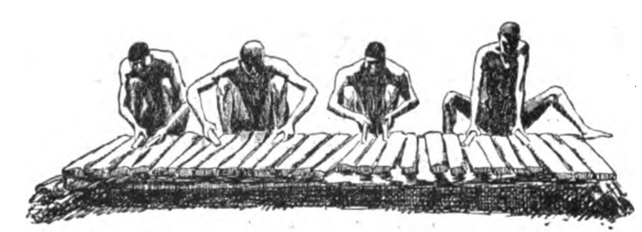
Harfenspieler

Aber all diese Mühen werden schon durch das Entzücken der Schwarzen belohnt, die wahre Freudentänze aufführen, wenn sie den Apparat später die vorher hineingesungenen Worte wieder herausgeben hören. Sie können nicht glauben, daß der Phonograph nur ein einfaches Uhrwerk aus totem Metall sei. In mehreren Fällen verabschiedeten sie sich von ihm, streichelten den Aluminiumtrichter mit den Händen und verbeugten sich vor ihm mit den Worten: „Leb' wohl, meine Stimme!"

Ist der Neger überhaupt musikalisch? Wenn man Musizierfreudigkeit mit Musikalität gleichstellt, so steht der bodenständige Bantuneger an erster Stelle auf der Erde. Kein Weg, den er nicht durch das Spielen auf der Klimper verkürzt, keine Arbeit, deren Handgriffe er nicht durch den Rhythmus eines Liedes belebt. Undenkbar, daß bei den abendlichen Zusammenkünften der Neger vor den Hütten nur einen Augenblick die „Ngoma" schweigt. Nicht zu reden von den feierlichen Veranstaltungen. Ein Fest ohne



Tikarspielmann aus Nordkamerun



Xylophon bei einer Totenfeier in Bambulue

„Kjorale!
Kilomea ist ein Löwe, er brüllt wie ein Löwe.
Ndorere ist eine Löwin, sie brüllt wie eine Löwin.
Mlana ist ein Löwe, er brüllt wie ein Löwe.
Die Mutter ist eine Löwin, sie brüllt wie eine Löwin.
Unser Häuptling ist ein Löwe, er brüllt wie ein Löwe.
Kjorale!"

das Aneinanderklingen zahlloser metallener Gegenstände, ohne den jauchzenden Gesang der Tänzer, ein Fest, das nicht getragen wird von dem eisernen Rhythmus der Pauken und dessen Stimmung nicht in dem an Indianergeheul erinnernden Diskant der begeisterten Frauen seinen Ausdruck findet — das ist eben kein Fest.

Aber glauben wir nicht, daß die ganze Negermusik aus dem verzückten Tohuwabohu ausgelassener Festlichkeiten besteht. Wir finden Lieder in unserem Sinne, kleine versonnene Wiegenlieder oder zierliche Spottlieder, die meistens improvisiert und auch musikalisch mit immer neuen Einfällen erfüllt werden. Denn die mythenbildende Kraft dieser Völker ist noch ungebrochen. Die Sage des Keuchhustengespenstes wanderte von Dorf zu Dorf, die erste Begegnung mit einer Taschenuhr fand ihren Ausdruck in einem Lied, das ihr Ticken mit den Schlägen des menschlichen Herzens vergleicht. Meine Schreibmaschine galt als Musikinstrument, nach deren Klappern man tanzte, um sich bei dem Klingelzeichen am Ende in einem gewaltigen Luftsprung zu versuchen.

Ein anderer Fall: Hat da z. B. ein Europäer das Pech gehabt, bei der Antilopenjagd daneben zu schießen und einen Felsblock zu treffen. Eine halbe Stunde später beim Lagerfeuer singen die Schwarzen mit aufreizendem Grinsen ein neu erfundenes Spottlied:

„Der Herr schießt Steine —!
Kommt,
Das Fleisch ist bereit!"

Bei einer Einladung zu einem Trinkgelage mit nachfolgendem Schmause werden die Gastgeber von den Gästen auf folgende Weise gepriesen:

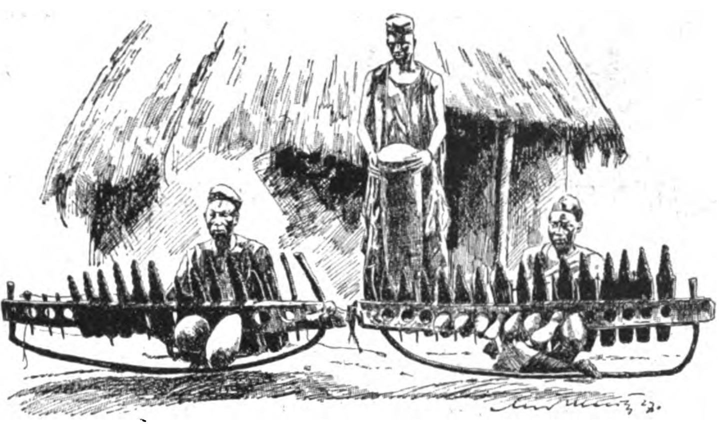
Unwesentlich hinzuzufügen, daß in diese Hymne nur solche Familienangehörigen des Wirtes aufgenommen werden, die sich durch reichliches Einschenken angenehm bemerkbar machen.

Die meisten der Lieder singt ein Vorsänger, dessen Melodie der Chor refrainartig wiederholt. Für das europäische Ohr klingen diese Melismen ausgesprochen schön, während beispielsweise die arabische Musik stets fremd, die chinesische unerträglich erscheint. Es ist eine Kleinigkeit, sie in unserer Notenschrift wiederzugeben, und wir begegnen auch allen Grundgesetzen unserer eigenen Musik, auf ihre Urform zurückgeführt. Da gibt es zwei-, vier- und achttaktige Perioden, Fortschreiten in Ganztönen, Melodiespitzen, Leittöne und einen ausgesprochenen Sinn für Tonalität. Das Auffallende an dieser Musik ist das Nebeneinander des Primitiven und des Komplizierten. Freiheiten, die sich die europäische Musik in jahrhundertelanger Entwicklung errungen hat, sind in Afrika unmittelbar der Urform entwachsen. Die logische Einschaltung von unregelmäßigen Taktteilen bei den Negern haben wir durch Neger, die frei schwebenden Rhythmen durch Schreker kennengelernt. Chromatik und Vierteltöne sind für den Schwarzen nichts anderes als Übergänge innerhalb der sonst streng eingehaltenen Tonstufen, zwischen denen es un-



Daggera-Knaben in Ostafrika
(Jeder von ihnen pfeift nur einen bestimmten Ton)

endlich viele Variationen gibt. Die beliebten Glissandi über mehrere Töne hinweg, die Vibrati und die seltsamen Modulationen des Stimmklanges beweisen das Fehlen jeder Grenze zwischen Gesang und Sprechvortrag, dem auf der anderen Seite eine starre Gesetzmäßigkeit gegenübersteht. Formal finden sich die gleichen Gegensätze.



Das Vorbild unserer Jazzband
Westafrikanische Kapelle mit Xylophon und Handtrommel

Neben kurzen Melismen aus drei Tönen steht der vollendete Liedsatz aus zwei achttaktigen Perioden und einer Coda.

Das sind allerdings Ausnahmen. Die meisten Lieder sind so kurz, daß sie immerzu wiederholt werden müssen. Aber gerade in dieser Wiederholung liegt das Geheimnis einer unerhörten Stimmung, die das flackernde Herdfeuer und die sich langsam im Rhythmus bewegenden Körper unterstützen: Denn Tanz und Musik sind untrennbare Gefährten. Dabei begleitet sich der tanzende Sänger sogar noch selbst auf seinem umgehängten Musikinstrument. Soweit man überhaupt von einer Begleitung sprechen kann, denn in sehr vielen Fällen ist nicht der Gesang, sondern das Spiel des Instruments die Hauptsache.

Unbeschreiblich ist die Beliebtheit dieser Musikinstrumente. Es gibt wenige Augenblicke im Leben eines Schwarzen, wo er seine Klimper nicht wenigstens bei der Hand hat. Er spielt darauf, ohne sich beim Handwerk, bei der Unterhaltung oder beim Kauen stören zu lassen. Am verbreitetsten ist die kleine Marimba, die auch Sansa genannt wird. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Kürbis, der als Resonanzboden dient und an dem man Brettchen mit Holz- oder Eisenzinken angebracht hat, welche man mit dem Daumen zupft. Sie klingen reizend, diese zierlichen, stumpfgläsernen Töne, und ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß sie, einmal eingeführt, in Europa als Kinderspielinstrument sehr beliebt würden. Jedenfalls ist ihre Wirkung bedeutend harmloser als die der blechernen Kindertrompete.

Sehr lehrreich sind auch die Formen der afrikanischen Saiteninstrumente, die gleichfalls die unseren in der Urform zeigen. Der Anfang der Geige war der Bogen, der ganz gewöhnliche Schießbogen, von dem irgendein findiger Kopf einmal gemerkt hatte, daß seine Sehne beim Anschlagen einen Ton von sich gab. Dann kam man dahinter, daß sich durch Verkürzen dieser Sehne verschiedene Tonstufen herstellen ließen, und so war im Handumdrehen der Musikbogen in seiner bescheidensten Form geschaffen. Die Saite wurde zunächst noch ohne Bogen, nur durch Anschlagen mit einem Stäbchen oder Zupfen mit dem Zeigefinger, in Schwingung versetzt. Aber mit so einem einfachen Instrument kann uns der schwarze Virtuose ganze Schlachten beschreiben, wenn er zu seinen Klimpertönen auch noch seine mimischen Künste spielen läßt.

Diese Instrumente sieht man in jedem Museum. Was man dort aber nicht findet, ist ihre Stimmung, und um diese festzustellen, habe ich in Afrika Hunderte von Instrumenten in die Hand genommen und geprüft. Das Ergebnis war mehr als merkwürdig. Die Löcher der Flöten richten sich nicht nach musikalischen Gesichtspunkten, sondern nach den Bambusknoten, und der Wert, den man auf die Stimmung der Leier, des Musikbogens, der Sansa legte, war überall gleich null. Einmal fand ich eine wunderschöne Skala in Ganztönen, dann wieder wechselten hohe und tiefe Töne ab, oder neben einigen gleichgestimmten Saiten waren plötzlich andere eine Oktave oder eine Dezime höher gestimmt. Alle aber waren verschieden. Diese Feststellung brachte mich in Verzweiflung. Ich suchte mir bei den Wanyamwesi die musikalischsten Burschen heraus, stimmte bei jedem die Saiten seines Instrumentes locker und veranlaßte sie, getrennt voneinander, es neu zu stimmen. Man dachte gar nicht daran, sie wieder in


Südafrikanisches Monochord

den gleichen Zustand zu bringen wie vorher, sondern spielte auf den ganz anders gestimmten Instrumenten seelenruhig weiter.

Und nun kommt das Merkwürdige: der Neger hat für diese ganz verschiedenartig klingenden Instrumente feststehende und überlieferte Musikstücke. Will man sie notieren, so kann man nicht das Stück, wie es klingt, aufschreiben, sondern müßte eigentlich den Griff, wie es gespielt wird, notieren: Denn auf fünfzig verschiedenen Instrumenten gespielt klingt das Stück fünfzigmal anders. Der Schwarze selbst sagt so: „Ich spiele das Krokodilstück, das der Häuptling X uns vorgespielt hat." Ich gehe zum Nachbar, der mir dasselbe Stück vorspielt, mit denselben Griffen und einem ganz anderen Klang. Ich versuche vergebens, ihn zu überzeugen, daß er ja jetzt ein ganz anderes Stück spielt als sein Nachbar kurz vorher. Er schüttelt den Kopf und sagt:

„Das ist doch ganz dasselbe Stück, ob die Töne auch so klingen oder so!"

Am mangelnden Gehör kann das nicht liegen, das beweisen die feststehenden überlieferten Lieder und Gesänge. Mir scheint eher, daß bei der urtümlichsten afrikanischen Instrumentalmusik der reine Spieltrieb an und für sich, das Greifen, die Betätigung der Finger das erste ist, während die dadurch hervorgerufene Musik erst in zweiter Linie kommt und ein veränderter Klang deshalb weiter keine große Bedeutung hat. Jedenfalls ist das Ganze physiologisch und psychologisch ein ungelöstes Rätsel.

Fast hätten wir das wichtigste afrikanische Instrument vergessen, die Pauke. Ich sage das wichtigste, weil es dem Geiste dient, der mit dem Neger am innigsten verknüpft ist, dem Rhythmus. Daß man viele Saiteninstrumente häufig mit einem Stäbchen anschlägt und dadurch mehr oder weniger als Schlaginstrument behandelt, das mag schon einen Begriff der Vorliebe des Negers für alles das geben, womit er seiner rhythmischen Gestaltungsfreude Ausdruck verleihen kann. Die Pauke ist sein Lieblingsinstrument. Keine musikalische Veranstaltung, der sie nicht durch ihre ununterbrochenen gleichmäßigen Schläge den rhythmischen Rückhalt gäbe. Ihre Verwendung erinnert dann an die nicht gerade abwechslungsreiche Verwendung der großen Trommel bei unserer Militärmusik mit dem Unterschied, daß der Klang der Pauke bei dem Neger ganz und gar vorherrscht. Andere Instrumente, Gesang und selbst das Xylophon treten hinter diesen Klängen vollkommen zurück. Wie aufreizend die ununterbrochen gleichmäßigen Schläge wirken, das kennt man aus der Jazzmusik; und diese Verwendung der Pauke ist vielleicht das einzige, was der amerikanische Jazzneger aus seiner afrikanischen Heimat mit übernommen hat. Ihr Anschlag erfolgt meist mit dem flachen Handteller, während das Instrument selbst, ein mit Kalbfell überzogener Baumstamm, nicht selten trotz seines Gewichtes umgehängt und zwischen die Beine genommen wird. Der Neger kann es nun einmal nicht lassen, sich beim Tanzen selbst zu begleiten.

Aus den phonographischen Aufnahmen, die man im Laufe der Zeit gesammelt hat, hat sich das „Museum der Töne" gebildet — das Psychologische Institut der Universität Berlin. Es enthält zehnmal soviel Aufnahmen wie die Museen der ganzen übrigen Welt zusammen und ist das Lebenswerk des Professors E. v. Hornbostel. Hoffen wir, daß sich genügend Mitarbeiter finden, dieses noch unbekannte Gebiet der Allgemeinheit zu erschließen, ehe es zu spät ist. Auch die Negermusik, dieses jüngste Kind der Forschung, wird in den meisten Gegenden nur noch einige Jahrzehnte Bestand haben. Heute noch hat sich die unerhörte Natürlichkeit erhalten; heute noch können wir uns von einem unverbrauchten, von echten, originellen Ideen übersprudelnden Afrika den Weg zur Ursprünglichkeit zurückführen lassen. Wo aber einmal die Marseillaise oder die englische Nationalhymne ihre Marschrhythmen verbreitet haben, da ist es für alle Zeiten aus mit einer unberührten und unbeeinflußten Musik der Eingeborenen — und nicht nur mit ihrer Musik!


Tikarspielmann aus Nordkamerun

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hermann Sudermann: Die Frau des Steffen Tromholt (Stuttgart 1927, J. G. Cotta Nachfl.) — Josef Ponten: Die letzte Reise (Lübeck 1927, Otto Quitzow) — Leonhard Frank: Das Ochsenfurter Männerquartett (Leipzig 1927, Insel-Verlag) — Dora-Eleonore Behrend: Das Haus Tartinen und sein Ende (Berlin 1927, Brunnen-Verlag) — Robert Neumann: Die Pest von Lianora (Stuttgart 1927, Engelhorn Nachf.)

Als Hermann Sudermann am letzten Septembertage die vom Psalmisten als erste Lebensgrenze notierten Siebenzig erreichte, ging ein segnendes Säuseln durch den Blätterwald, und manchen Kritikus gab es, der überprüfte öffentlich sein Urteil über den Dichter und zeigte Merkmale der verschämten Absicht, ihm die Striemen mit sanfter Hand zu salben, die er ihm jahrzehntelang geschlagen. Wir haben an dieser Stelle eine solche Revision nicht nötig, der Erzähler Sudermann war immer unanfechtbarer als der Dramatiker, und wenn ich hier den Verfasser der Litauischen Geschichten und des Bilderbuchs seiner Jugend als „einen der besten Erzähler unserer Zeit“ bezeichnete, so rechtfertigt der Dichter dies Urteil vollkommen in seinem neuen Roman Die Frau des Steffen Tromholt. Um es gleich herauszusagen, es ist Sudermanns schönstes, echtestes, tiefstes Werk, es ist ein menschliches Dokument von bleibendem Wert, eine Generalbeichte von Rousseauscher Offenheit, von Strindbergschem Bekennermut, nur daß die Schilderung der eigenen Person weniger vorsichtig und weniger wehleidig ist, als die des schwedischen Dichters.

Sudermanns Roman ist die Geschichte einer Ehe, seiner Ehe. Auch wer es vermeidet, im Privatleben eines Künstlers herumzuschnüffeln und mit gespitztem Ohr dem Klatsch alter Weiber beiderlei Geschlechts zu lauschen, merkt bald, daß die Ereignisse nur leicht verschleiert sind und den Anschein einer Selbstbiographie eigentlich nur dadurch verlieren, daß aus dem Dichter ein Maler geworden ist. So sind die äußeren Vorgänge maskiert, die seelischen offenbar nicht. Tromholt ist schon der berühmte Maler (lies Dichter), als er in dem bescheidenen Seebad die lichtblonde Frau kennenlernt, Witwe und Mutter von drei Kindern, aber sogleich schwärmerisch in ihn verliebt, wie ein Backfisch. Nein stärker, tiefer, — fürs Leben. Und auch er merkt bald, daß diese Frau ihm mehr bedeutet als die Dutzende von „Weibern“, die in seinem Leben bisher eine beträchtliche Rolle gespielt haben, obwohl es zum Teil, wie Herr Naschke, der Kunsthändler und Manager Tromholts, sagen würde, „prima, prima“ war. Was tun? Die Ehe ist Tromholt verhaßt, ein Hemmschuh, eine Sabotage für den Künstler. Liebhaberin? Unmöglich, schon der Kinder wegen. Sie finden einen seltsamen Mittelweg. Eine richtige Ehe, aber — auf ein Jahr. Wie aus diesem einen Jahr drei Jahrzehnte werden, das ist der Inhalt des neuen Sudermann.

Wie sagt Freund Naschke: „Nie hat Ihre Kunst einen höheren Marktwert erreicht. Eine neue Stimmung is 'reingekommen. Jemüt is 'reingekommen. Ein inneres Weh is 'reingekommen, das mit finfdausend Mark Zuschlag nich zu hoch taxiert wird.“ Aber Scherz und Naschke beiseite: Verklärt von Liebe, Dankbarkeit und aufrichtiger Verehrung ist das Bildnis dieser Frau, das Tromholt-Sudermann hier entwirft. Diese liebliche Blondine mit den etwas üppigen Formen und dem unwahrscheinlichen Wangenrot ist nichts weniger als ein „Hemmschuh“ seiner Kunst. Vielmehr Schutzgeist, Förderer und Helfer. Selbst dichterisch begabt, versteht sie die Künstlerseele mit allen ihren Reizbarkeiten, Nöten und Kräften. Sie zieht sich bescheiden zurück, nicht nur wenn er schafft, auch wenn er sich nach alter Junggesellenart einmal wieder auslebt; sie lobt seine Bilder mit feinem Verständnis, sie hält ihm Ärger und unnötige Aufregungen fern, sie führt den Haushalt in mustergültiger Weise, und als die schwere Zeit kommt, da ihr Mann, ungerecht beurteilt, sich grollend zurückzieht, da ist sie ihm ein treuer Kamerad und Freund — immer gütig und die Liebe selbst, so, wie sie im Korintherbrief gezeichnet steht: „langmütig und freundlich ... sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu ... sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.“ Diese bescheidene Brigitte ist eine der köstlichsten Frauengestalten der deutschen Erzählungskunst geworden. Sudermann hat ihr einen Gedenkstein errichtet aere perennius.

Und hat sich selber dabei nicht geschont. Die Röcknitznatur, die in seinen Werken so oft nur die Maske wechselt, lugt auch hier unter dem Malerschopf hervor: ein unwiderstehlicher Schwerenöter bei den Weibern, ein wenig rücksichtslos und schnoddrig — alles gedämpft durch die geistige Kultur eines großen Talents und — warum hat man dies solange Sudermann nicht ge-

glaubt? — eines gütigen Herzens. Als Brigitte ihm ein Töchterchen schenkt, ist er so in „Wut über seine lächerliche Lage“, daß er der Hebamme am liebsten seinen Stock an den Kopf geworfen hätte — er übersieht ihre „gratulierende Hand“. Aber als er dann an das Bett der Wöchnerin tritt und sie ohne das „zünftige, müdselige Lächeln“ findet, vielmehr ganz ernst und mit einem ängstlichen Frageblick: ob ihm das Kind auch nicht zuviel, ob er nicht böse sein würde? — da kniet er denn doch, von Rührung überwältigt, neben dem Bette nieder und küßt die flügellahm hängende Hand.

Und so setzt der Dichter in diesem seltsamen Roman, gleichsam ganz nebenher, ohne es zu wollen, auch sich selber ein Denkmal, wie es für einen Mann, der nicht von Moral trieft, aber doch ein anständiger und im Grunde ein guter Kerl ist, kaum menschlich-schöner gedacht werden kann. Ganz ohne Pose, ohne Schminke und Beschönigung, in seiner Sünden Maienblüte und Herbstreife, aber umgewandelt der einen gegenüber, die als guter Engel in seinem Leben steht. Er wird ihr oft untreu, das weiß sie, und es war ja eigentlich so ausgemacht, daß die Ehe nur ein Jahr währen sollte, aber treu bleibt er ihr darum innerlich doch. Nur eine droht der Ehe ernstlich gefährlich zu werden, eine geheimnisvolle Schönheit aus fürstlichem Geblüt, aber sie stirbt bald, und ihre stolze, hochmütige Tochter setzt das sehr lückenhafte Verhältnis fort, bis auch sie ausscheidet. Diese Geschichte mutet etwas abenteuerlich und renommistisch an; ein bißchen aufgeplustert zeigt sich der Dichter manchmal auch bei der zu umständlichen Beschreibung seiner Wohnungseinrichtungen und seiner Feste, aber das ist menschlich bei jedem, der ein eigenes Heim und Sinn für behaglich-geschmackvolle Umgebung hat. Mitunter sind auch gerade diese Schilderungen besonders reizvoll, so die des Dresdener Heims. Über dreißig Jahre währt so eine der — trotz allem — glücklichsten Ehen, bis Brigitte eines Maimorgens sanft hinüberschläft. Tromholts Plan ist lange im voraus gefaßt. Er will ihr folgen. Der Revolver liegt bereit. Aber eine große Ausstellung seines Gesamtwerks gibt dem oft Verzweifelten und durch die Mißachtung jüngerer Generationen Verbitterten die Gewißheit seiner Bedeutung wieder, er sieht, daß kein Stillstand in ihm war und daß er daher noch nicht rasten darf, er erkennt, daß gerade Brigitte, die immer sein Segen und sein Stern war, ihn mit leiser Geisterstimme ins Leben zurückruft; sie ging durchs Leben immer als stille Siegerin und so siegt sie jetzt noch vom Grabe her über den Tod.

Sudermann hat hier sein feinstes und wahrstes Buch geschrieben. Rückhaltlose Aufrichtigkeit, die eigentliche Kraftspenderin und Erfolgverheißerin alles Schaffens, reißt den Leser mit und schenkt ihm ein Erlebnis. Die technische Umordnung des Wirklichen in das Geschaute ist dem alten Könner meisterhaft geglückt, und er darf, die Hand auf dies Buch gelegt, von sich sagen, was er seinen Tromholt auf der großen Ausstellung seiner Werke empfinden läßt: aus allem Zagen und aus allen Nöten bin ich vielleicht nur noch stärker hervorgegangen. —

Ein schmales Bändchen gegenüber dem Sudermannschen Koloß (von 652 Seiten) legt Josef Ponten unter der Aufschrift Die letzte Reise vor. Glücklicherweise nicht als seine eigene, denn er hat uns noch viel zu zeigen, zu geben, dieser Dichter, der mit Zarathustra von sich sagen kann: „Ein Wanderer bin ich und ein Bergsteiger, ich liebe die Ebenen nicht, und es scheint, ich kann nicht lange still sitzen.“ Ein ehemüdes, lebensmüdes Paar beschließt, eine letzte gemeinsame Reise zu machen und dann freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Aber in der weiten, frischen Alpenwelt verfliegt diese angekränkelte Schwermut mehr und mehr. Eine Überraschung für beide ist schon auf der Mitte der Wanderung ein Erlebnis am Rhonegletscher. Sie haben sich beide auf das blaue Eis hinausgewagt, wo rechts und links neben dem schmalen Stege kalte, nasse Schluchten eisig ausatmen: „Hermegild“ (so heißt der Mann), „spähte krumm in schauernder Neugier hinein; plötzlich und heftig, mit dem einen Bein, auf dem er lastete, sank er ein: er sank nur mit dem einen Fuße ein durch die Schneekruste und tauchte nur schuhtief ins Schmelzwasser darunter, aber der jähe Schreck und die Eiseskälte in seinem wasservollen Schuh erschütterte ihn aufs tiefste, er hätte sich nicht fürchterlicher entsetzen können, wenn er in den Spalt abgefahren wäre, er stürzte bleich und blau wie das Eis Rosa in die Arme, die zur Hilfe herangesprungen war, und er flüsterte: ‚Nicht sterben‘“ . . .

Einige Tage später kommt der Mann zu der Erkenntnis: „Wir gehören in unser Land heim. Man setzt sich nicht ungestraft abseits von den Menschen seiner Sprache und Art.“ Natürlich ist dieser Umschwung von einem Dichter wie Ponten hinreichend erklärt, versteht er sich doch auf Landschaftspsychologie nicht minder gut, als auf Landschaftsphysiognomie —: in packenden und schönen Schilderungen der Alpenwelt gibt er davon Zeugnis. Die Berge werden zu Trägern der Handlung, im Schweigen wächst die Geschichte auf. Leider nicht immer; belehrende Zwiegespräche schlängeln sich in Bandwurmsätzen dazwischen, nur selten zum Vorteil der Erzählung, die im übrigen die gesunde Laune und die frohe Fernsicht des Alpenwanderers auch auf den Leser überträgt. „Die letzte Reise“ und „Der Gletscher“ Pontens sind als geistiger Proviant für den Rucksack zu einer Bergpartie angelegentlichst zu empfehlen. —

Der 1882 in Würzburg geborene Dichter Leonhard Frank hat in dreizehn

Jahren den Kreis durchlaufen, welcher die Entwicklung unserer literarischen Jugend umschreibt. Vor dem Kriege, 1914, hatte er seinen Erstlingsroman „Die Räuberbande“ verfaßt, der Hoffnungen auf einen begabten Erzähler erweckte; schon ein Jahr später wurde er von der politisch-sozialen Welle gefaßt, die ihn mit vielen seiner Altersgenossen von den Gestaden besinnlicher Dichtung hinausriß in die Brandung des Tages. Sein Buch „Die Ursache“ (1915) geht dem „ganzen stinkenden europäischen Moralgeschwür“ mit dem Messer zu Leibe, und die späteren Werke Franks steigern bis zu seinem „Bürger“ (1924) noch den Fanatismus des Aufrührers, Predigers, des Literaten, dem die Merkmale des Dichters gänzlich abhanden kommen. Jetzt kehrt er mit dem Roman Das Ochsenfurter Männerquartett zurück zu jenem Erstlingswerk, er schreibt dessen Fortsetzung. Zwar ist der Kreis der „Bande“, einer Schar Würzburger Lehrlinge, nicht mehr vollzählig, die in jungenhafter Räuber- und Mohikanerromantik sich zusammengefunden hatte, aber vier sind doch noch übrig geblieben, zu Männern gereift, von der Not der Zeit aufs ärgste gegerbt, und sie sammeln sich noch einmal, trübselig und verhungert, an jener Mauer des Festungsgrabens, wo sie damals ihre Räuberpläne schmiedeten. Auch diesmal wird ein Plan daraus, die alte Stätte und die alten Erinnerungen wecken bei den Kumpanen wieder die damalige Unternehmungslust. Als Mitglieder des Gesangvereins beschließen sie, ein Quartett zu bilden und öffentlich aufzutreten, um so wieder Geld in die Tasche zu bekommen. Aber zwischen diesem Plan und seiner Ausführung liegt eine ganze Romanlänge, und nur einen Abend erlebt der Leser schließlich, an dem das Quartett, just in Ochsenfurt, auf das Podium gelangt und immerhin einen Reingewinn von sechsunddreißig Mark für die Person einstreicht. Natürlich ist hier der Schluß nicht das Ziel des Romans. Das Ziel ist der Weg durch allerhand wunderliche Erlebnisse. Zunächst bringt der Mord an einem reichen Wucherer, zu dem einige Quartettmitglieder in Beziehung stehen, zwei von ihnen, dann sehr ernstlich einen, den Bäcker und Walfischwirt Oskar Benommen, in Verdacht und Untersuchungshaft. Die Verhöre ziehen sich durch eine erkleckliche Seitenzahl hin und geben dem Dichter Gelegenheit, die Gestalt des Untersuchungsrichters „Soso“ (damit pflegt er zunächst jede Antwort zu quittieren), mit satirischem Behagen und geschickter Strichelkunst zu skizzieren. Locker gefügte, oft gar nicht zusammenhängende Bilder wechseln wie im Kino ab. Eine Liebesgeschichte ist unorganisch hineingesetzt, die zum Gelungensten des Romans gehört, aber auch als Novelle für sich bestehen könnte. Der stete Wechsel ungewöhnlicher Personen und Ereignisse macht das Lesen des Romans keineswegs zu einem Genuß. Man muß manchmal zurückblättern, um den Faden der Geschehnisse unter allerhand epischem Gerümpel wieder hervorzusuchen. Und schließlich merkt man, daß es diesem Schifflein, mit dem die Wellen der Einfälle spielen, am nötigen Ballast fehlt, um ihm einen Kurs zu geben. Man merkt: Leonhard Frank hat, in dem Bestreben, wieder zur reinen Fabulierkunst zurückzukehren, zuerst einmal nach dem ihm bequemsten zur Hand liegenden Stoff gegriffen, dem er vor dreizehn Jahren erste Beachtung verdankte und der sich in der Tat noch ausbauen ließ, da die Hauptpersonen keineswegs dort abgewirtschaftet haben. Aber ihm fehlte die treibende Idee, das einheitliche Wollen. Wenn das Regieren ein Ende hat, muß schon etwas Bestandfähiges da sein, das dem Schaffen Schwere und Inhalt gibt. Nur dann ist auch eine straffe Komposition möglich. Dieser Roman gleicht einem Taubenschlag; ein fortwährendes Herein- und Herausflattern beunruhigt, man weiß nicht woher und wohin. Auch der Humor ist gequält. Wenn ein Quartettmitglied jedesmal mit „Also und,“ (Komma dahinter) oder „Also aber“ beginnt, so läßt man sich diesen dürftigen Scherz anfangs gefallen, durch das ganze Buch fortgesetzt ist er unerträglich, auch klingt das Lachen der Kumpane „Hohaho“ nicht gerade fröhlich.

Und trotzdem ist es ein erfreuliches Buch, weil hier ein begabter Schriftsteller vom Lärm und Zank der Partei, der Tendenz zurückzufinden sucht zur Dichtung. Er scheint zu erkennen, daß es im Leben ganz ohne Ausgleich, ganz ohne Verständigung nicht abgeht und daß seine einstige Formel: „Der Mensch ist gut“ sich in der Praxis als ein wenig schmal erweist. Einen Schweizer Anarchisten schildert Frank nicht gerade in rosigen Farben, wenn er sein Treiben auch mit der Jugend zu entschuldigen sucht, die eine „unstillbare Sehnsucht hat, der Nüchternheit des Daseins Farbe und Schimmer zu verleihen“ — „dieser unausrottbare Zug des menschlichen Herzens, der den Jüngling zu Taten treibt, die der Mann verwirft“.

Nach diesen Gesichtspunkten dürfen wir auf einen neuen Schaffensfrühling bei Frank hoffen, wenn sein Blick noch freier, gütiger, heiterer geworden ist und menschliche Probleme gefunden hat, um die es sich lohnt zu wirken und zu ringen. —

Daran fehlt es einer Erzählerin nicht, die mit einem Erstlingswerk hervortritt, das schon erstaunliche Sicherheit und Reife zeigt. Eine Ostpreußin, Dora-Eleonore Behrend, schildert in dem Roman Das Haus Tartinen und sein Ende das Blühen und Erlöschen eines Geschlechtes ihrer Heimat. Knapp und klar ist der Aufstieg der Familie geschildert: in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wandert Hesekiel Trautmann, „ein ganz kleiner Mann“, in Danzig ein, wird Kommis in

einem großen Getreidegeschäft Laporte, aber nur, um die nötigen Fachkenntnisse zu gewinnen und dann auf eigene Hand nach neuen Gesichtspunkten einen Getreidehandel anzufangen, der ihn in zwanzig Jahren zu einem schwerreichen Mann macht. Durch Verbindung mit jener alten Firma entsteht das Haus „Laporte, Trautmann & Söhne“, das Otto Bernhard, der Sohn, schon erweitert. Von der beweglichen Habe des Kaufmanns drängt es ihn zur Ständigkeit, zum Wurzelschlagen im Lande, zur Einreihung in den angesehenen Stand der Großgrundbesitzer. So wächst das Geschlecht hervor aus einer Vereinigung kaufmännischen Patriziertums und ostpreußischen Landadels — das „von Trautmann“ ist bald erreicht — aber das Streben der kernigen Familie geht über äußere Kultur hinweg zur inneren, geistigen. Diese Entwicklung, deren einzelne Phasen in einem kurzen Überblick sich nicht verfolgen lassen, macht den Inhalt des Romans aus; die Verfasserin versteht es, mit der Anschaulichkeit einer geborenen, unverbildeten Erzählerin das kaufmännische, das geistig-menschliche und „feudale“ Stoffgebiet in gleicher Plastik, die das Wesentliche heraushebt, das Stimmunggebende in zarteren Linien zurückhält, zu schildern. Eine wahrhaft männliche Kraft geht von dieser Ostpreußin aus und hält bis zum Schluß durch. Fern von jener müden Schwere und Wehmut, in der Erzählungen vom Abblühen eines Geschlechts so oft ausklingen, wird hier gerade der letzte Sproß des Hauses, das „Häschen“, eine kostbare Jungengestalt voll Trotz und Stolz, aber auch von selbstverständlicher Bravour, in besonders lichten Konturen gezeichnet. Sein Ende hält gleichen Schritt mit dem Ende des deutschen Glücks: er meldet sich 1916 als Siebzehnjähriger freiwillig zum Heeresdienst, aber bald nachdem er bei seinem Regiment eingetroffen ist, „steckte sich das Häschen am Fleckfieber an und war am neunten Tage tot“. Mit dem Trost, daß nichts im Weltleben verloren geht, was echt und schön war, schließt das Buch.

Auf Einzelheiten des Ausdrucks sollte die Verfasserin mehr Sorgfalt verwenden. Worte wie „letzterer“ oder auch „Niveau“ vermeidet man heute und „er fuhr eigenhändig nach England“ kann man nur in einer rein humoristischen Darstellung sagen. Freilich sind das Kleinigkeiten gegenüber den Vorzügen des Romans, seinem gesunden Wirklichkeitssinn, seiner schlichten Natürlichkeit und dem großen Weltverstehen, das ihn trägt. —

Ein neuer Neumann klopft an die Tür. Er heißt Robert mit Vornamen und ist nicht zu verwechseln mit Alfred, den sein „Teufel“ (der, nebenbei gesagt, denn doch etwas überschätzt wird) berühmt gemacht hat. Die Neumanns scheinen eine begabte Familie zu sein, denn auch **Robert Neumann**, der schon durch gelungene Parodien auf sich aufmerksam gemacht hat, zeigt sich in seiner Erzählung **Die Pest von Lianora** als ein Epiker, dem es nicht an „Kraft und Stoff“, also dem Wesentlichen aller Erscheinungsformen, fehlt. Erstaunlich, welche Fülle von Gestalten und Ereignissen er hier auf engen Boden bannt, befremdlich nur die wechselnde Stilart seines Vortrags. Fünf Tage lang glauben die Bewohner der Kleinstadt Lianora, die Pest sei in ihren Mauern ausgebrochen, und in einem wilden Taumel beginnt nun alles, von Lebensfurcht erlöst, von Todesfurcht gespornt, zu rasen. In Wahrheit hat der verbrecherische Gouverneur die Nachricht vom Ausbruch der Pest nur verbreitet, um eine Widerspenstige zu zähmen, eine schöne Witwe, nach der er lechzt, in seine Arme zu zwingen. Mit grausamem Spott und Untaten ohne Ende sind diese Tage gefüllt. Neumann versteht es, in einem wirbelnden Tempo diesen wilden Todestanz zu inszenieren und zu leiten, bis endlich das Schreckbild der Pest wie ein Schemen zerfließt. Aber vier Wochen später treibt die wirkliche Pest an Bord einer schwarzen Barkasse über Nacht an das Bollwerk und vernichtet grauenvoll die ganze Stadt. Neumann ist hier mehr Artist als Epiker. Er wirft, um Wirkungen zu erzielen, Farben und Bilder bunt durcheinander, er erzählt bald im Telegrammstil, bald im Ton alter Chroniken oder Volkssagen (besonders schön Seite 86 f.), und erinnert dann wieder an Meyrink oder an Heinrich Mann. Man versteht, wenn man dies spannende Buch gelesen hat, daß der Verfasser von „Mit fremden Federn“ ein Meister der Parodie ist, wie wir ihn seit Fritz Mauthner nicht mehr gehabt haben.

Ein Denkmal der Freundschaft. Von Gustav Manz

In der ruhigen Lektüre einiger Wochen habe ich die zwei umfänglichen Bände des Briefwechsels von **Klara Schumann** und **Johannes Brahms** durchgelesen, welche, herausgegeben im Auftrage von Marie Schumann, Berthold **Litzmann** als letzte Arbeit seines fleißigen Gelehrten-Daseins uns hinterlassen hat. Der Verlag Breitkopf & Härtel in Leipzig hat mit dieser Veröffentlichung, die fast dreizehnhundert Seiten umfaßt, ein Werk herausgebracht, auf das jeder begierig sein mußte, dem einer der beiden Briefschreiber, der schaffende Künstler oder die nachschaffende Künstlerin, ans Herz gewachsen war. Denn es handelt sich hier ja um viel mehr als um einen Gedankenaustausch, dem wir neue Kenntnisse über die Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts entnehmen können! Dieses Buch hat größeren Wert und tiefere Bedeutung: es

ist das Denkmal einer mehr als vierzigjährigen Freundschaft zweier bedeutender Menschen, einer Freundschaft, die in ihren Anfängen geweiht war durch die gemeinsame Trauer um den großen Romantiker Robert Schumann.

Ehe ich in dem Buche zu lesen begann, gedachte ich der lebendigen Eindrücke, die ich selbst in jungen Jahren von diesen beiden starken und großen Persönlichkeiten hatte gewinnen können . . .

Wieder sah ich mich an schönen Sommerabenden (August 1887) im Garten des Hotels Freienhof in Thun sitzen; wieder hörte ich, wie Brahms von Schumanns Faustmusik bewundernd sprach. Und dann löste sich aus dem Schatten der Vergangenheit jener unvergeßliche Morgen, an welchem Johannes Brahms sein eben neugeschaffenes Doppelkonzert für Geige und Violoncell der Freundin durch das Badener Kurorchester zum erstenmal aus der Handschrift von Joachim und Hausmann vorspielen ließ!

Damals prägte sich mir das vornehme Profil der Künstlerin unauslöschbar ein, wie sie, ganz Hingebung und Aufmerksamkeit, der neuen Schöpfung lauschte, um dann in ihrer behutsamen Art der Bewunderung ein paar vorsichtige kritische Bedenken beizumischen. Und wieder, es war am 13. Januar 1889, sehe ich Klara Schumann vor mir, wie sie, die Siebzigjährige, die Versorgerin einer köpfereichen Familie von Kindern und Enkeln, mit der Zusammenraffung letzter Kräfte noch einmal in der Berliner Philharmonie Chopins F-Moll-Konzert spielt! Es war der letzte Abendglanz eines künstlerischen Sonnentages — in seiner fraulichen Eigenart so etwas ganz anderes, als das titanische Grollen, mit welchem ein paar Jahre darauf der Mann der Löwenpranke, Anton Rubinstein, sein letztes Konzert gab . . .

Wohl empfinde ich es als Gnade des Schicksals, daß mir zwischen den Lettern dieses Briefwechsels gleichsam sprechend die Gestalten auftauchen, wie ich sie in lebendigem Gedächtnis trage. Aber auch derjenige, für welchen Brahms nur in seinen Werken, Klara Schumann nur als eine geschichtliche Gestalt weiterlebt, sind diese zwei Bände von einer erstaunlichen Plastik des Ausdrucks. Denn von Anfang bis zu Ende, durch alle psychologischen Wandlungen hindurch, die sich aus dem Wechsel der Jahre ergeben, sind diese Briefe von einer köstlichen Unmittelbarkeit des Gefühls. Sie spricht sich bei dem weiblichen Teile immer ungehemmt aus, bei Brahms manchmal auch mit einer etwas bärenmäßigen Ungeschicklichkeit, die dann aber doch wieder in ernstesten Augenblicken abgelöst wird durch eine Zartheit des Empfindens, die etwas Rührendes hat.

Es ist durch die ganzen vier Jahrzehnte von besonderem Reiz, die scherzhaften und ernsthaften Plänkeleien zu beobachten, die sich aus den grundverschiedenen Naturen der beiden Briefschreiber ergeben. Brahms: nach kurzen Jahren des Kampfes bereits zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt, der behagliche Junggeselle, fröhlich zugewandt den Freuden dieses Daseins, ob sie sich nun verkörpern im italienischen Himmel, im guten Wein oder in hübschen jungen Mädchen; unbeschwert in seinen Handlungen und Entschlüssen, gerne herumreisend, um zwischen ernsten Konzerten froher Geselligkeit zu pflegen; bescheiden im Urteil über seine eigenen Werke; manchmal unwirsch und knurrig, im Wandel der Jahre sich herausentwickelnd aus dem Jugendverhältnis ritterlicher Verehrung in dasjenige eines brüderlichen Freundes, der sich auch etwas gehen läßt und schließlich sich der jüngeren Schumanngeneration gegenüber, namentlich den Töchtern Marie und Eugenie, als guter Onkel fühlt, — guter Onkel aber nicht nur in freundlichen Scherzen, sondern auch mit der hilfsbereiten Tat, so daß er einmal der in Familiensorgen fast zusammenbrechenden Freundin fünfzehntausend Mark zur Verfügung stellt.

Und nun dagegen Klara Schumann! Von dem Schmerzenstage an, als sie, eine siebenunddreißigjährige Frau mit sieben Kindern, nach dem Tode ihres Mannes vor der Aufgabe steht, den Lebensunterhalt zu beschaffen, jahrzehntelang umhergehetzt in Konzertreisen, allein neunzehnmal in England, wo sie zwar gute Freunde findet, aber immer den Tag der Rückkehr nach der deutschen Heimat ersehnt. Jahre hindurch bildet allein das von ihr käuflich erworbene Häuschen in Lichtental bei Baden-Baden den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Kummer läßt sie fast ersticken: ein Sohn stirbt an der Auszehrung und ein anderer an Morphiumsucht, ein dritter kommt in die Irrenanstalt; eine glücklich verheiratete Tochter sinkt vor der Zeit ins Grab. Dazu persönliches Mißgeschick grausamster Art in ihrem Künstlerberuf: abgesehen von Unglücksfällen mit Verletzung der Hand schwere rheumatische Anfälle, die sie oft monatelang an der Ausübung ihrer Kunst verhindern und starke Geldverluste nach sich ziehen, dann endlich noch ein heimtückisches Ohrenleiden, welches ihr zeitweise die schönste Musik nur falsch zu hören erlaubt, — alles in allem eine Frau, der es nicht gegeben ist, mit der männlichen Robustheit ihres Freundes sich gegen die Tücken des Objekts und die Miseren des Alltags zu wappnen.

Alles dieses tritt im brieflichen Austausch der Freunde lebendig zutage! So ist es begreiflich, daß bei aller inneren Verbundenheit einmal er sie, dann wieder sie ihn nicht versteht.

★

Man kannte dieses Auf und Nieder der Stimmungen bereits aus Klaras Tagebüchern und den im dritten Bande des Wer-

kes von Berthold Litzmann „Klara Schumann, ein Künstlerleben“ gebotenen Briefauszügen. Jetzt aber ist es zum erstenmal möglich, diese Freuden und Leiden, Beglückungen und Belastungsproben dieser Freundschaft in einer Gesamtschau zu überblicken.

Immer ist ein Überschuß an fraulicher Wärme in ihren Briefen, die sich nur schwer darein finden kann, daß die Naturen nun einmal verschieden sind. Aber es ist rührend zu sehen, daß sich Klara trotz allem niemals davon abhalten läßt, mütterlich für den etwas unbequemen Außenseiter zu sorgen. Sie legt ihm sein Geld an, das er sonst sorglos zwischen Notenpapieren herumliegen läßt; sie gibt ihm auch den Ratschlag, zu heiraten.

Als Brahms einmal wegen einer nicht erfolgten Berufung nach seiner Vaterstadt Hamburg schmerzlich berührt ist, schreibt er voll Bitterkeit: „Du hast an Deinem Mann erlebt und weißt es überhaupt, daß sie uns am liebsten ganz loslassen und allein in der leeren Weite herumfliegen lassen. Und doch möchte man gebunden sein und erwerben, was das Leben zum Leben macht, und ängstigt sich vor der Einsamkeit. Tätigkeit im regen Verein mit anderen und im lebendigen Verkehr, Familienglück, wer ist so wenig Mensch, daß er die Sehnsucht danach nicht empfindet?“ Worauf ihm Klara begütigend antwortet: „Du bist noch so jung, lieber Johannes, Du findest schon eine bleibende Stätte und ‚nimmt ein liebes Weib man sich, in jeder Stadt den Himmel man hat‘. Das sagte mein Mann so zart in den kleinen Gedichten, und gewiß findest Du Familienglück und Heimat — alles!“

Man weiß, daß Brahms ohne Frau und Kind aus der Welt gegangen ist. Wenn er nun alle Wärme, deren er fähig war, in verschwiegenen Wohltaten an Hilfsbedürftige, sowie in einem weit verzweigten Freundschaftsverkehr ausgeströmt hat, so bildete in diesen Bezirken seines seelischen Lebens Klara trotz allem, was gelegentlich ihr Verhältnis trübte, den unverrückbaren Mittelpunkt.

Freilich befand er, der bis zum letzten Lebensaugenblick schaffende Künstler, sich im Vorteil gegenüber der leidgeprüften Freundin. Was er tun konnte, um an ihrem Sorgenhimmel die Wolken zu verscheuchen, das tat er. Ganz abgesehen von manchen reizvollen Geburtstags- und Weihnachtsüberraschungen hielt er dauernd an dem Gebrauche fest, alles Neugeschaffene fast immer ihr zuerst in Handschrift zuzuschicken. Und gerade der selbst älter werdende Brahms findet immer wieder neue schalkhafte Begleitworte zu solchen Sendungen.

★

Man weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören, wenn man es unternehmen wollte, alle menschlichen und künstlerischen Faktoren aufzudecken, aus deren Zusammenwirken sich die Dauerhaftigkeit dieses Freundschaftsbundes ergab. Nur ein einziges möchte ich noch herausgreifen.

Klaras persönliche Abneigung gegen Richard Wagner und ihre künstlerische Antipathie gegen alle „Zukunftsmusik“ und „Neutönerei“ ist bekannt und aus ihrem innersten Wesen, wie aus ihren persönlichen Erfahrungen begründet. Auch hier ist Brahms, namentlich in späteren Jahren — trotz seiner einstigen Teilnahme an der Erklärung von Joachim und Scholz gegen die Zukunftsmusik (im Jahre 1860) — der Zurückhaltendere. Er geht gelegentlich auf heftige Ausfälle Klaras ganz kurz, manchmal auch etwas ironisch ein. Gewiß hat er manche briefliche Äußerungen, die sie ihm gegenüber tat, mit innerem Vorbehalt entgegengenommen! So, wenn sie im März 1859 schreibt: „In Wien hörte ich einmal den Lohengrin und begreife gar zu gut, wie solche Oper die Menschen betört. Das Ganze ist voller Romantik und fesselnder Situationen, und zwar so, daß selbst der Musiker auf Augenblicke die greuliche Musik vergißt, obgleich mir Lohengrin im ganzen erträglicher ist als Tannhäuser, in dem er sich an Greueln erschöpft. In Prag erzählte man mir von der Musik zu Tristan und Isolde, — das soll womöglich noch schrecklicher sein als alles Frühere.“

Heute betrachtet man diese Zwiste und Meinungsverschiedenheiten, deren sachlicher Anlaß durch unnötige persönliche Reibung von beiden Seiten in einen unerquicklichen Dauerzustand umgewandelt wurde, mit größerer Ruhe. Man verzeiht Klara Schumann, — die es nie vergessen konnte, daß man von der anderen Seite „ihr Höchstes und Heiligstes“, ihren Robert, angetastet hatte, ihre Unerbittlichkeit, ja auch die Ungerechtigkeiten, zu denen sie sich in der Urteilsfällung hinreißen ließ. Schließlich sind solche Äußerungen ja auch nur wieder Kennzeichen einer starken Natur. Was man der schroffen Einseitigkeit eines Genius, wie Richard Wagner, nachsieht, das möge man auch einer kämpfenden Frau, wie Klara Schumann, moralisch verrechnen auf die positiven Vorzüge ihres Wesens.



Der Pferdehalter. Porzellan-Bildwerk von Prof. Joseph Wackerle

München, Nymphenburger Porzellan-Manufaktur

kes von Berthold Litzmann „Klara Schumann, ein Künstlerleben" gebotenen Briefauszügen. Jetzt aber ist es zum erstenmal möglich, diese Freuden und Leiden, Beglückungen und Belastungsproben dieser Freundschaft in einer Gesamtschau zu überblicken.

Immer ist ein Überschuß an fraulicher Wärme in ihren Briefen, die sich nur schwer darein finden kann, daß die Naturen nun einmal verschieden sind. Aber es ist rührend zu sehen, daß sich Klara trotz allem niemals davon abhalten läßt, mütterlich für den etwas unbequemen Außenseiter zu sorgen. Sie legt ihm sein Geld an, das er sonst sorglos zwischen Notenpapieren herumliegen läßt; sie gibt ihm auch den Ratschlag, zu heiraten.

Als Brahms einmal wegen einer nicht erfolgten Berufung nach seiner Vaterstadt Hamburg schmerzlich berührt ist, schreibt er voll Bitterkeit: „Du hast an Deinem Mann erlebt und weißt es überhaupt, daß sie uns am liebsten ganz loslassen und allein in der leeren Weite herumfliegen lassen. Und doch möchte man gebunden sein und erwerben, was das Leben zum Leben macht, und ängstigt sich vor der Einsamkeit. Tätigkeit im regen Verein mit anderen und im lebendigen Verkehr, Familienglück, wer ist so wenig Mensch, daß er die Sehnsucht danach nicht empfindet?" Worauf ihm Klara begütigend antwortet: „Du bist noch so jung, lieber Johannes, Du findest schon eine bleibende Stätte und ‚nimmt ein liebes Weib man sich, in jeder Stadt den Himmel man hat'. Das sagte mein Mann so zart in den kleinen Gedichten, und gewiß findest Du Familienglück und Heimat — alles!"

Man weiß, daß Brahms ohne Frau und Kind aus der Welt gegangen ist. Wenn er nun alle Wärme, deren er fähig war, in verschwiegenen Wohltaten an Hilfsbedürftige, sowie in einem weit verzweigten Freundschaftsverkehr ausgeströmt hat, so bildete in diesen Bezirken seines seelischen Lebens Klara trotz allem, was gelegentlich ihr Verhältnis trübte, den unverrückbaren Mittelpunkt.

Freilich befand er, der bis zum letzten Lebensaugenblick schaffende Künstler, sich im Vorteil gegenüber der leidgeprüften Freundin. Was er tun konnte, um an ihrem Sorgenhimmel die Wolken zu verscheuchen, das tat er. Ganz abgesehen von manchen reizvollen Geburtstags- und Weihnachtsüberraschungen hielt er dauernd an dem Gebrauche fest, alles Neugeschaffene fast immer ihr zuerst in Handschrift zuzuschicken. Und gerade der selbst älter werdende Brahms findet immer wieder neue schalkhafte Begleitworte zu solchen Sendungen.

★

Man weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören, wenn man es unternehmen wollte, alle menschlichen und künstlerischen Faktoren aufzudecken, aus deren Zusammenwirken sich die Dauerhaftigkeit dieses Freundschaftsbundes ergab. Nur ein einziges möchte ich noch herausgreifen.

Klaras persönliche **Abneigung** gegen **Richard Wagner** und ihre künstlerische Antipathie gegen alle „Zukunftsmusik" und „Neutönerei" ist bekannt und aus ihrem innersten Wesen, wie aus ihren persönlichen Erfahrungen begründet. Auch hier ist Brahms, namentlich in späteren Jahren — trotz seiner einstigen Teilnahme an der Erklärung von Joachim und Scholz gegen die Zukunftsmusik (im Jahre 1860) — der Zurückhaltendere. Er geht gelegentlich auf heftige Ausfälle Klaras ganz kurz, manchmal auch etwas ironisch ein. Gewiß hat er manche briefliche Äußerungen, die sie ihm gegenüber tat, mit innerem Vorbehalt entgegengenommen! So, wenn sie im März 1859 schreibt: „In Wien hörte ich einmal den Lohengrin und begreife gar zu gut, wie solche Oper die Menschen betört. Das Ganze ist voller Romantik und fesselnder Situationen, und zwar so, daß selbst der Musiker auf Augenblicke die greuliche Musik vergißt, obgleich mir Lohengrin im ganzen erträglicher ist als Tannhäuser, in dem er sich an Greueln erschöpft. In Prag erzählte man mir von der Musik zu Tristan und Isolde, — das soll womöglich noch schrecklicher sein als alles Frühere."

Heute betrachtet man diese Zwiste und Meinungsverschiedenheiten, deren sachlicher Anlaß durch unnötige persönliche Reibung von beiden Seiten in einen unerquicklichen Dauerzustand umgewandelt wurde, mit größerer Ruhe. Man verzeiht Klara Schumann, — die es nie vergessen konnte, daß man von der anderen Seite „ihr Höchstes und Heiligstes", ihren Robert, angetastet hatte, ihre Unerbittlichkeit, ja auch die Ungerechtigkeiten, zu denen sie sich in der Urteilsfällung hinreißen ließ. Schließlich sind solche Äußerungen ja auch nur wieder Kennzeichen einer starken Natur. Was man der schroffen Einseitigkeit eines Genius, wie Richard Wagner, nachsieht, das möge man auch einer kämpfenden Frau, wie Klara Schumann, moralisch verrechnen auf die positiven Vorzüge ihres Wesens.



Der Pferdehalter. Porzellan-Bildwerk von Prof. Joseph Wackerle

München, Nymphenburger Porzellan-Manufaktur

Illustrierte Rundschau

Josef Wackerles Porzellanplastiken — Velhagen & Klasings Almanach — Neue Öfen von Malve Unger — Friedrich Winckler-Tannenbergs „Puppenspieler" — Arnulf de Bouchés „Frau Potiphar" — Schmuck von Kurt Hasenohr-Hoelloff — Erhard Amandus Diers „Sintflut" — Zu unsern Bildern

Professor Josef Wackerle ist ein sehr mannigfaltig begabter Künstler. Er verwaltet sozusagen das Erbe Ignatius Taschners und ist gleich diesem vielen Sätteln gerecht. Auch er ist in seinen Werken ein echter Sohn Münchens, und wenn man heute wie schon vor Jahrzehnten von dem Niedergang Münchens als Kunststadt redet, so braucht man nur auf einen Mann wie Wackerle hinzuweisen, um vor Übertreibung zu warnen. Hier lebt noch eine Kunst, die jedem verständlich zu Herzen spricht, ein Formwille, der sich niemals von der Natur löst, auch wo er in barocken oder klassizistischen Bahnen wandelt, ein süddeutscher Humor, der mit dem unsterblichen Kasperle Brüderschaft getrunken hat. Wackerle ist nicht bloß ein großer Künstler, sondern auch ein tüchtiger Handwerker, ja er wird vermutlich der Meinung sein, daß die Kunst im Handwerk ihren goldenen Boden hat. Darum ist er schon seit Jahren der erste Meister der Nymphenburger Porzellanmanufaktur. Er hat auch hier die Achtung vor den kostbaren Leistungen der Vergangenheit wie vor den Forderungen des Materials. Er zwingt dem Porzellan keine eigenwilligen Einfälle auf, sondern baut besonnen aus, was die Alten so herrlich vollendet haben. So ist sein „Pferdehalter" (zw. S. 576 u. 577) mit dem Geist des 18. Jahrhunderts verwandt, dem Rokokogeist, der das europäische Porzellan erfunden hat. Aber dieser Geist äußert sich hier in derber, in bayrischer Prägung. Unsre Wiedergabe läßt den empfindlichen Farbensinn Wackerles erkennen. Er ist sehr anspruchsvoll und läßt nicht nach, bis der Porzellanofen seine Schöpfungen so entläßt, wie sie ihm vorgeschwebt haben. Neue Wege schlägt er mit den Bildwerken ein, die auf diesen Blättern wiedergegeben sind. Seine „Flora" ist von klassischer Ruhe und Geschlossenheit. Die „Schnitterin", ungemein ausdrucksvoll in ihrer schwierigen Stellung, trägt moderne Züge. Der kleine „Herbst" ist ein echtes vergnügtes Münchner Kindl.



Flora. Porzellanbildwerk von Prof. Josef Wackerle aus der Staatlichen Porzellanmanufaktur in Nymphenburg



Schnitterin. Unten: Der Herbst
Porzellanbildwerke von Prof. Josef Wackerle aus der Nymphenburger Porzellanmanufaktur

Über **Velhagen & Klasings Almanach** hat der „Büchertisch" des Dezemberheftes ausführlich berichtet. Wir haben in den wenigen Wochen seit seinem Erscheinen viel Gutes über dieses „Jahrbuch aus der Zeit des alten Kaisers" gehört. Was wir vermutet haben, hat sich bewahrheitet: Jung und alt ist in gleicher Weise überrascht, ein Kulturbild zu sehen, wo das Vorurteil von Jahrzehnten nur Unkultur entdecken zu können geglaubt hat. Die Überzeugungskraft des Almanachs wird durch die Bilder Arthur Kampfs wesentlich unterstützt. Der Künstler hat die Zeiten Wilhelms I. noch mit Bewußtsein erlebt. Die Münchner Pinakothek ist stolz auf den Besitz eines Gemäldes, das die Aufbahrung des Kaisers im Dom zu Berlin zeigt. Der 24jährige hat es 1888 gemalt, und die preußische und deutsche Geschichte hat ihn nie aus ihrem Bann entlassen. Er hat wie ehedem Menzel den Sinn für Richtigkeit auch im einzelnen, und ohne diesen Sinn läßt sich ein Stilalmanach nicht illustrieren. Er ist aber nie pedantisch, sondern weiß, daß Zeichnung und Farbe wichtiger sind als urkundliche Treue. Unser Probebild gehört zu einem Aufsatz, den E. Heilborn, der Kenner Berlins und seines Dichters Fontane, geschrieben hat, und zeigt den märkischen Wanderer an der Table d'hote. Rechts von ihm sitzt einer jener Geheimräte, die den titellosen Schriftsteller in der Sommerfrische gnädig beachten und im Winter, offiziell vereist, übersehen. Links von Fontane hat eine Bourgeoise Platz genommen, eine Sorte, die er niemals leiden mochte und der er doch in Jenny Treibel ein so liebenswürdiges Denkmal gesetzt hat. Er sieht ein bißchen gelangweilt aus. Denkt er an sein Bekenntnis? „Machthabern aller

Arten und Grade, vom Hofe, von der Börse, von der Parade, ‚Damens‘ mit und ohne Schnitzer, Portiers, Hauswirte, Hausbesitzer, ich konnte mich allen bequem bequemen, aber feierlich konnt' ich sie nicht nehmen.“

★

Der Ofen herrscht nicht mehr. Wir glauben ihn entbehren zu können und haben vergessen, wie wohl er uns getan hat, wenn in bösen Zeiten die Sammelheizung versagte. Aber ganz läßt er sich auch heute noch nicht vertreiben. In vielen Kleinhäusern wird er seiner Billigkeit wegen vorgezogen, und für manchen ist er — ein Kunstwerk, das den Raum schmückt — selbst in der schlichtesten Form erträglicher als die häßlichen Dampfröhren, die man verstecken muß. Der Gipsofen, der in den neunziger Jahren aufkam, überladen pomphaft und vor lauter Schmuckgreueln fast heizunfähig, ist lange verworfen. Dagegen ist unser Kunstgewerbe mit Glück bemüht, alte gute Formen zu beleben und neue zu finden. So knüpft Malve Unger mit dem Ofen auf S. 580 oben rechts an Biedermeiermuster an. Der Ofen links daneben verschmelzt Rokokozierat mit moderner Ornamentik. Auf Sachlichkeit ist der grüne Ofen darunter eingestellt.

★

Friedrich Winckler-Tannenberg, der Maler des „Puppenspielers“ auf S. 581, stellt seit dem Frieden in der Berliner Sezession und Akademie aus. Er stammt aus Bernburg, wo er 1888 geboren wurde. Er wuchs in Stettin, in Berlin und Breslau auf, wo sein Vater als Redakteur tätig war. In Breslau hat er auch die Akademie besucht. Wincklers Meister war Poelzig. Einer seiner ersten Erfolge war sein Plakatentwurf für Hauptmanns Jahrhundertfestspiel 1913. Er hat sich als künstlerischer Filmbeirat bewährt und die schlesischen Schattenspiele begründet. Auch fürs Theater war er tätig und hat Gogol, Storm, Büchner illustriert. Unser Bild zeigt ihn auf einem Gebiet, dem sein ganzes Herz gehört, dem Puppenspiel. Unmittelbarer noch als die kostbare koloristische Einheit dieses auf Goldbraun abgestimmten Gemäldes spricht sein Inhalt zu uns. Wir denken sofort an Storms Erzählung von „Pole Poppenspäler“, dieses Juwel unsrer Jugendliteratur, und es will uns scheinen, als sei der Alte auf Wincklers Bild mit dem Puppenspieler Storms verwandt. Einsam ist es um diese bescheidene Kunst geworden. Ab und zu zieht vielleicht noch einer mit seinem Karren über Land, alt und wunderlich und nur noch wenigen ein Ereignis. Aber wer einmal dem Zauber der stummen Puppen verfallen ist, dem werden sie zu lebendigen und überirdischen Wesen, wie sie es Heinrich von Kleist und E. T. A. Hoffmann gewesen sind.



Fontane an der Table d'hote. Zeichnung von Prof. Arthur Kampf
Aus Velhagen & Klasings Almanach

★

Ein echtes Münchner Bild ist die „Frau Potiphar“ von Arnulf de Bouché. Es ist mit glänzender Geschicklichkeit gemalt und hat etwas von der Theaterleidenschaft,

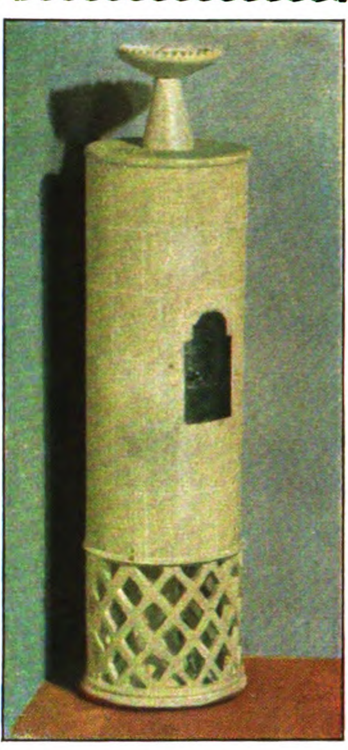




die Stuck einmal so berühmt gemacht hat. Viele wollen auch heute nichts von ihr wissen. Aber wie echt, wie blutvoll ist sie doch im Vergleich zu manchem ekstatischen Ausbruch, der zwar nicht deklamiert, aber unverständlich schreit. Das Bild Bouchés ist ein ausgezeichnetes Stück Malerei von starker, aber gebändigter Sinnlichkeit. Bouché, einer angesehenen Münchner Künstlerfamilie entstammend, ist aus der ebenso weitherzigen wie einflußreichen Schule Paul Höckers hervorgegangen.

★

Die Schmuckstücke auf S. 583 sind Arbeiten des Leipzigers Kurt Hasenohr-Hoelloff, hervorragende und eigenartige Leistungen, die in der großen Kunstgewerbeausstellung des vorigen Jahres unsre besondre Aufmerksamkeit im Leipziger Grassi-Museum erregt haben. Der Anhänger rechts ist ein Einzelstück, das die Leipziger Konzertsängerin Frau Martha Adam erworben hat. Es besteht aus reinem Golde und ist in verschiedenen Farben (rosa Opal, Alabaster, braun und lavendelblau) emailliert. Gefaßt ist es in Silber. Für den Anhänger links, mit der Madonna, Jesus und dem spielenden Johannes, ist ebenfalls reines Gold verwendet, das auf eine Kupferplatte aufgeschmolzen ist. Schwarz und Zinnober sind die Emailfarben. Dazu kommt etwas Alabaster und Blau. Etwa 900 Grad waren nötig, um die Farben zu brennen. Auch dieser Anhänger ist ein Einzelstück. Die Werkstätte fertigt Broschen, Nadeln, Armreifen, Ringe, Schließen, Dosen usw. an, selbstverständlich auch weniger große Kostbarkeiten, aber immer mit Geschmack und einem Farbensinn, der starke Wirkungen erstrebt. Hasenohr nimmt auch Schüler und Schülerinnen auf.





Ofen-Entwürfe aus der Bildhauer-Werkstätte von Malve Unger, Berlin NW 23

★

Der Behmsche Aufsatz über die Sintflut im Lichte der Welteislehre wird — das sehen wir voraus — Widerspruch erregen. Wir sind uns klar darüber, daß die kühnen Deutungen Hörbigers, des Schöpfers der



Der Puppenspieler. Gemälde von Friedrich Winckler-Tannenberg

neuen Lehre, einstweilen geistvolle Hypothesen sind. Hörbiger, von Beruf Ingenieur, ist für Astronomen und Geologen ein Außenseiter, ein Unzünftiger. Aber die Fachwissenschaft hat doch manches von ihm aufgegriffen, und es erschien uns als eine Pflicht, das umstrittene Gebiet einmal zu betreten, zumal Behm die Gabe hat, die schwierigen Vorstellungen für jedermann verständlich aufzuzeichnen. Unendlich oft hat die Malerei versucht, die Schrecken der Sintflut zu schildern. Ein modernes Bild, voll von buntem Geschehen im Sinne alter Niederländer, hat Erhard Amandus Dier gemalt. Auch unsre Verkleinerung läßt klar erkennen, mit welcher Liebe sich der Maler in den Figurenreichtum der Katastrophe versenkt hat. Für den Künstler ist und bleibt der Bericht der Bibel die Grundlage seiner Anschauung und Gestaltung. Er kümmert sich nicht um Monde, die vermutlich auf unsere Erde fallen. Ihn ergreift nicht das kosmische, sondern das menschliche Geschehen und Leiden, und so erblicken wir auch auf Diers Gemälde das ängstliche Gewimmel der Menschen, die sich vor Regen und Fluten auf die Höhe flüchten und unrettbar verloren sind.

★

Johann Schult, der Schöpfer unsers Titelbildes, ist ein Mecklenburger (geb. 1899), aber in Hamburg aufgewachsen. Gelernt hat er dort zunächst bei einem Dekorationsmaler. 1907 kam er an die Hamburger Kunstgewerbeschule und von dort nach München an die Akademie zu Angelo Jank. Er wurde früh ausgezeichnet und gelangte auf Grund des Schackstipendiums nach Italien. Der Krieg überraschte ihn auf einer Studienreise in Rußland. Vier Jahre hielt man ihn dort in erträglicher Gefangenschaft. Nach dem Kriege schien sein Glücksstern zu sinken. Sein Idealismus wurde auf harte Proben gestellt. Erst seit kurzem ist sein Weg wieder leichter geworden. Im Septemberheft 1921 haben wir von ihm ein farbig fein abgestimmtes Frauenbildnis gebracht. Das Porträt ist sein Hauptgebiet geworden. Unsre „Balletteuse“, ein Phantasiegeschöpf, zeigt ihn wesentlich verändert. Es ist bestimmt in der Linie, auf einen Ton gestellt. Erhalten hat er sich die seelische Belebung seines Modells. — Ein Bild zum Nachdenken ist das „Gewissen“ von Friedrich Radler (zw. S. 480 u. 481). Es stellt das strenge, verbitterte Mädchen dar, das die anderen, leichteren, die Beschwingten verurteilt, aber selber schweren Herzens leidet, daß es ernster, herber als die andern ist. Radler ist seit etwa zwanzig Jahren Mitglied der Wiener Sezession, ein vortrefflicher Blumenmaler und Porträtist, dessen Werke von verschiedenen privaten und



Frau Potiphar. Gemälde von Arnulf de Bouché-München



Neue Emailanhänger aus der Werkstätte von Curt Hasenohr-Hoelloff, Leipzig S.

öffentlichen Galerien erworben und mit Preisen ausgezeichnet worden sind. Schüler der Wiener Akademie zeichnet er sich durch seine blühenden und geheimnisvoll leuchtenden Farben aus. — Neben dem Münchner und dem Wiener steht ein Schweizer: Carl Felber. Sein „Hochwald im Winter" (zw. S. 472 u. 473) zeigt ihn auf dem Gebiet, auf dem er Meister ist, als Maler von Schneelandschaften. Seine Motive findet er außer in Dachau, wo er sich niedergelassen hat, im Roseggtal, am Silversee und in Pontresina. Die Lichtwunder der Wintersonne über Schnee versteht er prachtvoll wiederzugeben. — In Dresden ist 1896 Georg Siebert geboren. Seine „Morgensuppe" (zw. S. 536 u. 537) deutet an, woher er kommt: er ist in Mietskasernen und Dachwohnungen aufgewachsen. Aber früh schon spürt er die Sehnsucht nach dem Dorf, nach Wiesenduft, nach Menschen, die trotz ihrer Armut in Verbundenheit mit der Natur reich sind. Er hat als Musterzeichenlehrling begonnen, sich die Dresdner Kunstgewerbeschule erkämpft und konnte endlich nach der Kriegszeit die Kunstakademie seiner Vaterstadt besuchen. Ein Gönner schickte ihn nach München. Seit Jahren lebt er wieder in Dresden. Er schafft im Sinne unserer Jugend mit gründlicher Achtung vor der Welt und den Menschen, wie sie wirklich sind. — Benvenuto Cellini forderte, eine gute Plastik solle von allen Seiten abtastbar sein und vierzig günstige Ansichten bieten. Seinem Ideal folgt in seinen Kleinplastiken Alexius Lux; die reizvolle Bewegung ist sein Ziel, nur im Bildnis verlangt er Ruhe. Lux ist 1884 in Ungarn geboren. Sein Vater, ein Blaufärber, hat gern gezeichnet und geschnitzt. In der mütterlichen Familie stoßen wir auf den tüchtigen Graveur und Medailleur J. D. Böhm. Auch Lux hat als Schnitzer begonnen. Seine fachliche Ausbildung empfing er auf der Kunstgewerbeschule zu Budapest. Er hat außerdem in München und Brüssel, in Frankreich und England studiert. Jetzt wirkt er als Professor in der ungarischen Hauptstadt. Seine „Tänzerin" (zw. S. 552 u. 553) beweist, wie er seine Theorie in bewegtes Leben umzusetzen versteht. Er hat mit seinen Arbeiten große Erfolge errungen, weit über die beengten Grenzen seines Vaterlandes hinaus. — Georg Mayer-Marton ist bisher in Deutschland hauptsächlich als Graphiker bekannt geworden. Mit seinem „Quartett" stellen wir ihn unsern Lesern als Maler vor (zw. S. 488 u. 489). Die gespannte Aufmerksamkeit der Spieler auf das gemeinsame Ziel der Wiedergabe eines Kunstwerks hat er überzeugend gestaltet. Mayer-Marton, Schüler der Wiener und der Münchner Akademie, lebt seit geraumer Zeit in Wien und steht dort in erster Reihe im Kampf um eine lebendige und zeitgemäße Kunst. — Von Richard Geßner liegt uns eine kleine selbstgeschriebene Biographie vor. Danach ist er 1894 in Augsburg geboren, verbrachte seine Kindheit in Köln und kam 1911 auf die Düsseldorfer Akademie. Der Weltkrieg sah ihn als Maler auf dem Balkan. 1919 nahm er seine Studien in Düsseldorf



Die Sintflut. Gemälde von Erhard Amadeus=Dier

bei dem Landschafter Professor Clarenbach wieder auf. Es folgten Reisen nach Italien und Tripolis, nach Schweden und Norwegen; am längsten, fast ein Jahr, fesselte ihn Finnland. In den letzten Jahren hat er sich in die Heimat zurückgefunden. Auch unser Bild belegt es (zw. S. 560 u. 561). Das rheinisch=westfälische Industriegebiet mit seinen Zechenanlagen, Kokereien und Hüttenbetrieben brachte ihm stärkste künstlerische Eindrücke. Seine große Vorliebe gilt malerischen Stimmungen, feinen Tonwerten, seltenen Lokalfarben, ungewöhnlichen atmosphärischen Zuständen: Rauch, Sonnendunst, Nebel, Übergang der Dämmerung zum künstlichen Licht mit dem aufgeregten Spiel der Bogenlampen, lauter Dinge, die unsre Wiedergabe zu studieren erlaubt. So modern Geßner ist: die alte Düsseldorfer Schulung verleugnet er nicht, und er wird das selbst als ein glückliches Vermächtnis betrachten. Denn die Zeiten sind vorbei, in denen es für besonders löblich, für genial galt, wenn das Publikum vor einem Kunstwerk staunend stehen blieb, weil es allem ins Gesicht schlug, was an ältere Vorbilder erinnerte und von einer verwegenen Neuheit war. Auch nimmt es ein Maler nicht mehr krumm, wenn man sich durch seine Werke an tüchtige Meister der Vergangenheit erinnert fühlt. Es gilt vielmehr wieder als höchst natürlich, daß man auch mit seiner Kunst irgendwoher stammt und nicht vom Himmel gefallen ist, wie sich eine Zeit aus der andern ergibt und wir im großen und kleinen in der unzerreißbaren Kette der Jahre stehen, die aus dem Alten das Neue werden lassen.

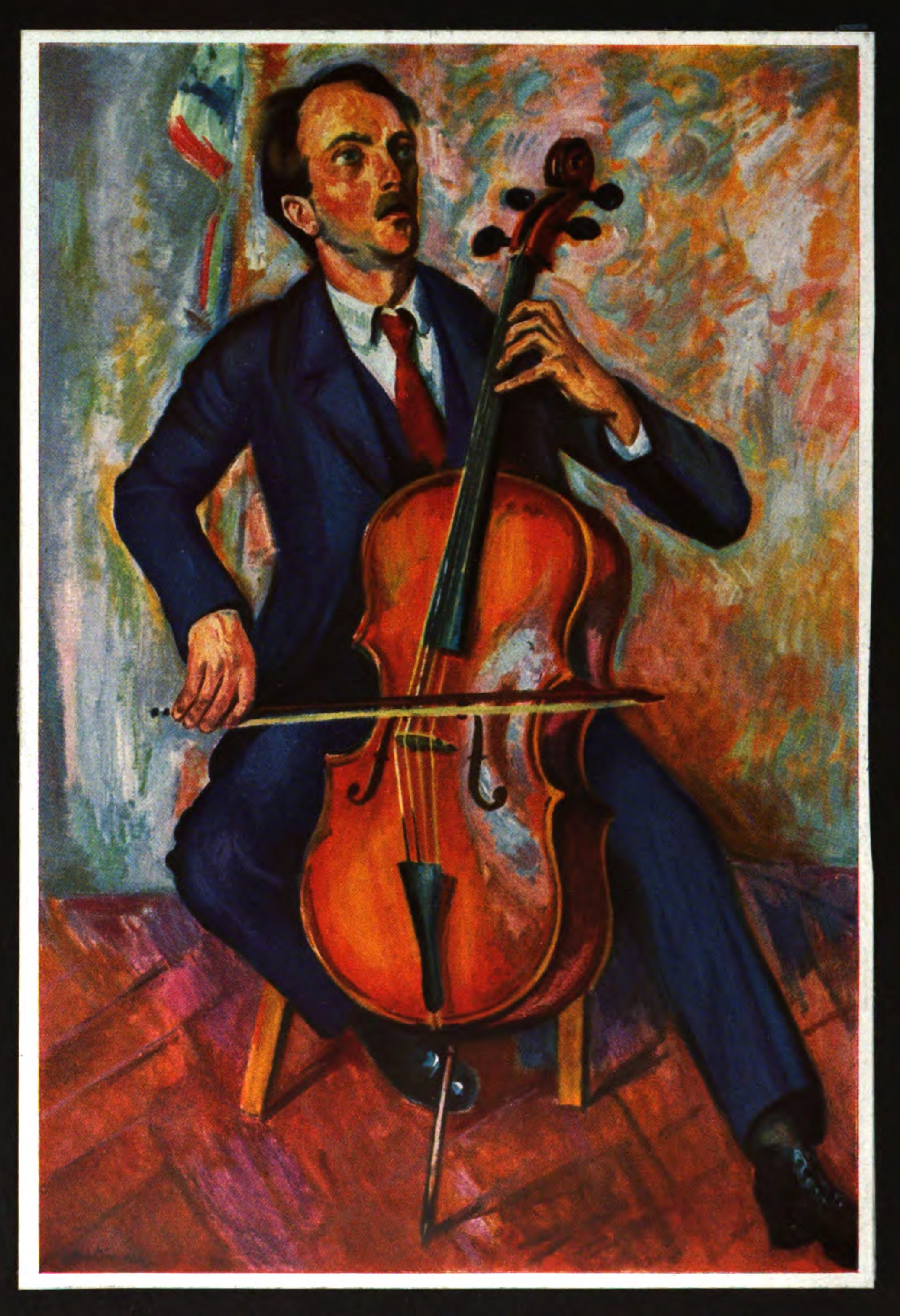
★

Ein neues Jahr steht vor der Tür. Wir wünschen unsern Freunden viel Freude, Freude auch an diesen Heften, deren einzige Aufgabe ist: mit den besten Schöpfungen der Kunst und der zeitgenössischen Literatur Freude zu bereiten.

P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. **Verantwortlich**: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in **Berlin W 50**





Der Cellospieler. Gemälde von Prof. Max Pechstein



Der Zinsgroschen

Roman von Wilhelm Hegeler

(Fortsetzung)

Arglosigkeit, ein erstaunlicher Mangel an jener Schlangenklugheit, die nach dem Wort der Schrift der Taubenunschuld zur notwendigen Ergänzung dient, war Christas Teil. In dieser Hinsicht hatte sie auf der Schulbank des Lebens noch viel zu lernen. Und gerade jetzt standen ihr einige Lehren bevor, von denen die eine ihr die Schule selbst brachte, das Gymnasium, welches Klaus besuchte.

Ein Menschenalter hindurch war die ehrwürdige, alte Penne die Hochburg des Stillstandes gewesen. Erst kurz vor dem Kriege hatte sich die Reihe der alten Schulmonarchen gelichtet, und es war eine jüngere Generation eingezogen, die von der Universität neue Lehrmethoden und vom Tummelplatz des Lebens frischen Geist mitbrachte. Zwei Herren aber, zufällig waren es zwei der älteren Generation, hatte die Politik bedenklich aus dem Gleichgewicht gebracht. Während der eine keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, der Vergangenheit nachträglich einen Fußtritt zu versetzen, verwechselte sein Widerpart, Professor Schmerling, bei der Kritik der augenblicklichen Zustände gänzlich das Klassenkatheder mit einer Volkstribüne. Um seinen Zorn auszukollern, brauchte er oft die ganze Mathematikstunde.

Mit seinem cholerischen Temperament verband er die naivste Ungerechtigkeit. Als einmal ein Schüler die Unvorsichtigkeit beging, seine Rede mit der Bemerkung zu unterbrechen: „Herrgott, was hat denn das mit Stereometrie zu tun?“ fuhr er ihn an: „Das werde ich dich schon lehren, du Lümmel!“ und notierte ihm eine Vier.

Seitdem hatte er auf den Schüler Lohmann seinen Groll geworfen. Nun gehörte Lohmann nicht gerade zu den guten Schülern, aber was ihm an Begabung fehlte, ersetzte er durch Fleiß und war noch längst nicht der schlechteste. Doch seine mathematischen Arbeiten mochten ausfallen, wie sie wollten, immer stand ein „Ungenügend“ darunter, und Professor Schmerling versicherte ihm ein über das andere Mal, er brauche sich keine Hoffnung zu machen, Ostern zum Examen zugelassen zu werden. Als dem unglücklichen Lohmann diese Drohung wieder einmal durch ein „Ungenügend“ besiegelt worden war, bestürmte die ganze Klasse Klaus, als den offiziellen Vertrauensmann, er müsse sofort beim Direktor Klage gegen den Professor erheben und verlangen, daß dessen ungerechte Zensur korrigiert werde. Es wurde eine schriftliche Eingabe beschlossen. Zu ihrer Beratung kam man am Nachmittag bei Klaus zusammen.

Dieser, dem die Mathematik als ein ihm liebes und für sein späteres Studium besonders wichtiges Fach am Herzen lag, hatte die Gelegenheit benutzt, sich über Schmerlings Unterricht zu beschweren. „Wenn die Leistungen in der Mathematik,“ schrieb er, „hinter den in anderen Fächern zurückständen, so läge das nach seiner Überzeugung daran, daß Herr Professor Schmerling durch sein großes Interesse für das öffentliche Wohl veranlaßt werde, einen Teil der Stunden mit dem Vortrag seiner politischen Ansichten auszufüllen, wodurch der Unterricht zu kurz käme.“ Auf den Fall seines Kameraden übergehend, fuhr er fort: „Wir können uns das Urteil darüber nicht anmaßen, ob er die Examensreife hat oder nicht. Dagegen glauben wir wohl beur-

teilen zu können, wie sich Lohmann in seinen mathematischen Leistungen zu seinen Mitschülern verhält, und sind alle der Ansicht, daß er hinter manchen, deren Arbeiten bessere Zensuren bekommen haben, nicht zurücksteht. Deshalb möge die Bitte gestattet sein, daß die Lehrerkonferenz seine Arbeiten überprüft, und wenn ihr Urteil so ausfällt, wie wir es erwarten, Herrn Professor Schmerling veranlaßt, die Zensuren zu ändern."

Dieser maßvolle Brief fand durchaus nicht den Beifall der versammelten Kameraden. Sie tadelten, daß nicht ein einziges Wort über Schmerlings „bodenlose Ungerechtigkeit" gesagt sei und über sein „schamloses Benehmen" gegenüber den Primanern, die er manchmal wie Sextaner behandle. Und eine so devote Phrase, wie „deshalb möge die Bitte gestattet sein" sei durchaus nicht am Platze. Sie seien keine Bittsteller, sondern hätten ihr gutes Recht zu verlangen.

Klaus versuchte zu bremsen. Doch fielen immer schärfere Ausdrücke. Schließlich bekam er von einigen Heißspornen das Wort „Schlappschwanz" zu hören. Das wollte er am wenigsten auf sich sitzen lassen.

Ein neuer, im kräftigsten Jungenton gehaltener Brief wurde aufgesetzt, abgeschwächt, wieder verstärkt, von neuem korrigiert. Klaus, der schließlich den rechten Maßstab verloren hatte, machte den Vorschlag, die letzte Fassung seiner Mutter vorzulesen. Wenn sie sich damit einverstanden erklärte, sollte der Brief abgeschickt werden.

Zuerst wurde Christa über die Sachlage aufgeklärt. Als Lohmann ihr in beweglichen Worten schilderte, wie er die halben Nächte durchochste, um sein Examen zu bestehen, und welchen Schlag seine Zurückweisung für seine Mutter bedeute, die noch für drei jüngere Geschwister zu sorgen habe, war ihr Herz gleich gerührt. Und zum Mitleid gesellte sich Entrüstung, als sie hörte, daß Herr Schmerling derselbe Herr sei, der über Wiedemanns Dichterberuf den Kopf geschüttelt hatte. Dem Brief zollte sie ihren Beifall. Sie fand ihn sogar noch etwas zahm. Zur großen Freude der jungen Verfasser wurden deshalb einige gemilderte Ausdrücke in ihren Urzustand zurückversetzt. Es war recht kräftiger Tabak, „Schmerlings eigene Sorte", wie die Jungen schmunzelnd meinten, was da an den Herrn Direktor gelangte.

★

Nun jährte sich der Tag, an dem Herr Wiedemann geboren ward, und Christa strengte alle Geisteskräfte an, um ihren Dichter würdig zu feiern.

Die Kinder kamen ihr zu Hilfe. Die kleine Tinette hatte sich von ihrem Schmerz um den verschwundenen Bräutigam allmählich erholt. Tanzfeste besuchte sie freilich nicht mehr. Ohnehin war die Ballsaison unter knospenden Kastanien und Fliedern begraben. Dafür übte sie mit ihrer Kusine zu Haus allerhand Tänze ein, wozu einige geerbte Maskenkostüme sich trefflich verwenden ließen. In der letzten Zeit aber planten die beiden etwas ganz Geheimnisvolles. Christa wußte nur, daß dafür viele Meter Tüll gebraucht wurden, die sich am nächsten Morgen auf Stühlen und Betten umhertrieben, so daß das Zimmer an ein verlassenes Brautgemach erinnerte.

Die Mädchen schlugen vor, zu Ehren des Dichters ihre Kunst vorzuführen. Das schien Christa in der Tat eine hübsche Huldigung. Um den Abend noch etwas feierlicher zu gestalten, lud sie einen ehemaligen Regimentskameraden ihres Mannes und seine Frau ein. Herr von Trechow erkundigte sich vorsichtig, wer noch käme, und als er erfuhr: ein Dichter, machte er ein etwas verdutztes Gesicht. Christa sagte, Herr Wiedemann schriebe Verse.

„Davon kann er doch nicht leben."

„Und Theaterstücke."

„Das klingt schon besser."

Er ließ sich einige Titel nebst den Begleitumständen nennen. Als am Abend die Gäste einander vorgestellt wurden, schüttelte er dem Dichter die Hand und sagte mit wissender Miene: „Schmied von Ruhla."

„Haben Sie das Stück gesehen?" fragte Wiedemann hocherfreut. Herr von Trechow machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Deutsches Theater. Großer Erfolg."

„Nur leider kein pekuniärer."

„Sie sollten Filme schreiben. Damit läßt sich heutzutage viel Geld verdienen."

„Ich lege aber keinen Wert darauf, viel Geld zu verdienen," versetzte Wiedemann.

‚Donnerwetter', dachte Herr von Trechow mit unwillkürlichem Respekt, ‚der Mann schien ja begütert zu sein. Seinem Smoking und der Toilette seiner Frau sah man das gar nicht so an.'

Wiedemann erzählte, er habe gerade heute die Nachricht bekommen, daß eine Gesellschaft ein früheres Stück von ihm ohne sein Wissen verfilmt hätte. Er wolle sofort nach Berlin fahren, um gegen diese Unverschämtheit energisch zu protestieren. Mit seiner Philippika, die er darauf gegen das Unwesen des Kinos losließ, gewann er sich gleich das Herz der Frau von Trechow, die auch das Kino nicht ausstehen konnte. Sie bekam von dem Flimmern Kopfschmerzen.

Im Lauf des Gesprächs stellte sich heraus, daß sie aus Mecklenburg stammte. „Ach, auf den dortigen Gütern habe ich eine herrliche Jugendzeit verlebt," sagte Frau Wiedemann in Erinnerung an ihre einstige Gouvernantentätigkeit.

Die etwas kurzsichtige Frau von Trechow hob ihr Lorgnon an die Augen. Sie war auf allen Gütern in beiden Mecklenburg bekannt, konnte aber die Frau nirgends unterbringen. Doch schließlich fiel ihr ein entfernter Verwandter ein. Er hatte schrecklich viele Töchter gehabt, die durch etwas romantische Ehen in alle Welt verstreut waren. Natürlich! Die Ähnlichkeit!

So stellte sich, auf Grund gegenseitiger Mißverständnisse, bald die schönste Übereinstimmung her, und das Abendessen nahm einen sehr vergnügten Verlauf.

Nachdem man den Schauplatz gewechselt, erschienen die beiden Mädchen und tanzten, von Klaus begleitet, eine Gavotte. Ihre niedlichen Erscheinungen in Reifröcken und Stöckelschuhen, dazu die zarte, gläserne Melodie ließen andere, rauschendere Tanzweisen aufklingen.

Herr von Trechow schwärmte von Hoffestlichkeiten in Berlin und Schwerin. Ach, waren das Zeiten! Ein famoses Diner, ein gutes Glas Sekt zum Schluß, dann war man fortgestürmt zu einem flotten Walzer. Die heutige Jugend . . .

Nach einer Weile öffneten sich wieder die Flügeltüren, und fließend, wolkig weiß verhüllt, schwebte Tinettes kaum erkennbare Gestalt herein. Ihr folgte als strahlende Sonne Annemarie, in einem rotseidenen Pyjama ihrer Kusine, der ihre hübschen Rundungen recht prall umschloß. ‚Wenn er nur nicht platzt,' dachte Christa erschrocken.

Aber Annemarie schien zu der Unzerreißbarkeit ihrer Rüstung das beste Vertrauen zu haben. Wie ein kleiner Sprühteufel umtanzte sie die leicht Hingleitende, raubte ihr einen Schleier nach dem andern. Es war, bei aller Naivität, ein reizendes und dank dem natürlichen Ernst der beiden auch dramatisch bewegtes Spiel, das zugleich ihre Wesensart überraschend enthüllte: Annemaries feurig keckes Temperament und Tinettes kätzchenhafte Täuschungslust, die, lockend, zu fliehen, sich geschmeidig hinneigend, doch nur dem stürmischen Drängen zu erliegen schien.

Entzückt und stolz, die Freude über das Gelingen schon etwas vorwegnehmend, blickte Christa sich im Halbkreis um, erschrak aber, als sie ihres Freundes sehnend verlorenen Blick und den seiner Frau gewahrte, der ihr etwas wie eine kaum verhüllte Drohung zuwarf. Doch war das nur für eine Sekunde Dauer, denn gleich darauf klatschte Frau Wiedemann in die Hände. Vom Flammenkuß besiegt, war das Wölkchen zu Füßen der Sonne hingesunken. Die Flügeltüren schlugen zu.

Der Beifall war groß, und der Abend nahm weiter den schönsten Verlauf.

★

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus — ach ja, und in dieser stillen Schattenkühle freut sich das gute, ahnungslose Menschenkind dann seines Glücks. So gestimmt, stopfte Christa an diesem Morgen Strümpfe. Während ihre Hand mit der Stopfnadel hin und her schwang, schwangen auch ihre Gedanken mit, schwangen heute höher und höher, kreisten wie Schwalben im luftigen Blau. Was in ihr singt und klingt, hat nichts mit Liebe zu tun, nichts mit jenem körperlichen Zwang und Auffluten ihres Blutes, das einstmals, alle Zweifel und Widersprüche ihres Geistes dunkel überrauschend, sie in die Arme ihres Mannes sinken ließ. Es braucht sich ihr nur aus der Ferne die Vorstellung zu nähern, die den Dichter als sinnlich begehrenden Mann zeigt, so erhebt sich dagegen ein Sturm von anderen Vorstellungen, von Gedanken an die in ihr Haar sich einspinnenden weißen Fäden, an ihre und seine Kinder, an das furchtbare Entsetzen, das die entdeckte Untreue ihres Mannes ihr bereitete. Nein, was dies Wort geweckt, hat nichts mit Liebe zu tun und hat sie doch verjüngt, hat die Spuren vieler enttäuschter Jahre ausgelöscht und ihr neue Schönheit geschenkt.

So schwärmte Christa und hatte wohl Grund dazu, denn vor ihr lag eine Karte Wiedemanns, auf der er ihr seine Rückkehr für heute ankündigte und hinzufügte, er hätte eine herrliche Neuigkeit für sie.

Als es nun klingelte, war sie etwas enttäuscht, ihren Sohn vor sich zu sehen. Wie's ihm gehe, fragte sie arglos nach einem Kuß.

„Och, wie soll's gehn?" brummte er.

Mit seiner unveränderlich gutmütigen Verdrossenheit sei er schon der richtige kleine Mann, dachte seine Mutter.

Nachdem Klaus seine Bücher abgelegt hatte, holte er, etwas auffällig, einen Stuhl.

„Setz' dich."

„Ich gehe gern ein bißchen herum."

„Setz' dich doch!"

Erstaunt lächelnd über soviel Eigensinn ließ Christa sich nieder. Als sie aber nun aufsah, fiel ihr sein nervöses Augenzwinkern und das unruhige Malmen seiner Zähne auf. „Ist dir was passiert?"

„Noch nicht. Aber es kommt schon."

„Junge, erschreck' mich nicht."

„Das ist schwierig, denn erfahren mußt du's ja doch."

„Was gibt's denn?"

„Ich werde geschaßt."

Christa verstand nicht gleich, fragte, ob es heißen sollte, daß er von der Schule gejagt würde. Jawohl, grade das sollte es heißen.

„Aber warum denn?"

„Ich habe die Autorität der Schule untergraben."

„Unsinn!" sagte Christa. „Womit?"

„Mit dem Brief an den Direktor!"

„Aber das ist doch alles wahr, was darin steht! Man wird doch wohl noch die Wahrheit sagen dürfen!"

„Das denkst du so. Aber die Lehrer denken anders. Es hat eine Konferenz stattgefunden, und da hat man mit großer Majorität beschlossen, daß ich geschaßt werde."

„Dann müßte ja die ganze Klasse geschaßt werden. Deine Kameraden werden doch wie ein Mann zu dir halten."

Einen Augenblick sahen Mutter und Sohn sich an, wie die Verkörperung skeptischer Menschenkenntnis und unerfahrener Jugend. Doch lag die Reife auf des Jungen Gesicht und die Harmlosigkeit auf dem seiner Mutter. „Wir sind einer nach dem andern verhört worden," berichtete Klaus, „ich zuletzt. Als die andern merkten, wie brenzlig die Sache war, haben sie möglichst den Kopf aus der Schlinge gezogen. Mein Pech, daß ich Vertrauensmann bin. Ich muß nun die Sache ausbaden."

„Das wirst du nicht!" erklärte Christa, die sich von ihrer Bestürzung durchaus nicht unterkriegen lassen wollte. „Ich werde mit dem Direktor sprechen und ihm erklären, daß ich den Brief gutgeheißen habe."

„Was Schlimmeres könnte mir gar nicht passieren. Daß du von dem Brief weißt, hat die Pauker am wütendsten geärgert. Mir konnte man noch meine Jugendlichkeit zugute halten. Dir aber wird der Brief als Hochmut und wohlüberlegte Kränkung ausgelegt. Also bleib um Gottes willen hier!"

Ganz vernichtet, sank Christa auf den Stuhl. Doch noch immer wehrte ihr Hochgefühl sich gegen das einbrechende Unwetter. Und es umdunkelte sie erst ganz, als man bei Tisch den Vorfall erörterte.

Die Kinder hatten sofort alles begriffen. Annemarie geriet außer sich. „Nein, solch ein Blödsinn aber auch, Mutter! Klar, daß Klaus geschaßt wird! Und stellt euch bitte vor: was dann? Wenn er auf eine Schule nach auswärts muß, wie wollen wir den Pensionspreis aufbringen? Ohmi gibt ohnehin ihr letztes her."

„Wenn ich geschaßt werde, gehe ich überhaupt nicht mehr auf eine Schule," erklärte Klaus. „Dann werde ich Fabrikarbeiter und verdiene wenigstens Geld. Und wenn ich mir genug gespart habe, gehe ich nach Amerika."

Nach dieser Eröffnung brach Susi in laute Tränen aus, wurde aber von ihren Geschwistern tüchtig angefahren und zu einer männlicheren Haltung ermahnt. In Amerika wohnten keine Menschenfresser. Amerika sei überhaupt nicht die schlechteste Idee.

Christa schwieg. Ihr war nicht viel anders zumute als ihrem weinenden Nesthäkchen. Wenn nur Wiedemann da wäre! Er mußte ihr helfen. Sie lief hinunter.

Herr Wiedemann sei zurückgekommen, augenblicklich aber nicht zu sprechen, erklärte die picklige Minna. Christa wiederholte ihren Besuch und wurde diesmal von Frau Wiedemann abgefertigt. Ihr Mann sei fort. Unbestimmt, wann er nach Hause käme. Das wirrer als je sich bäumende Haar gab ihrem an der Herdglut geröteten Gesicht etwas Medusenhaftes, und selbst der harmlose Schaumlöffel in ihrer Hand erschien Christa wie ein furchterregendes Instrument. Übrigens gehörte er ihr.

„Ich komme morgen in aller Frühe wieder. Ich muß Ihren Mann unbedingt sprechen," rief Christa in die sich schon schließende Tür.

Was war das nur für eine furchtbare Spannung und Angst in dieser Nacht, als braute sich noch ein neues Unglück zusammen!

„Herr Wiedemann? — Ich will mal sehn. — Herr Wiedemann ist leider ausgegangen," sagte das Mädchen am nächsten Morgen.

Christa stellte sich ans Fenster, vergaß ihre Arbeit. Stand und wartete. Endlich gegen Mittag sah sie ihn das Haus betreten.

Sie stürzte sofort hinunter. Täuschte sie sich? Malte ihre Angst Fratzen? Auf Frau Wiedemanns Gesicht lag etwas feindselig Drohendes, das ihr Lächeln kaum versteckte.

„Mein Mann ist leider —"

„Aber ich habe ihn doch zurückkommen sehen, liebste Frau Wiedemann. Ich muß ihn sprechen." Und schon wollte Christa ins Arbeitszimmer dringen, als die schwere Gestalt ihr die Tür verstellte und sie in den Salon wies. Christa haßte diesen Salon mit seiner kalten Ungelüftetheit und seiner billigen Eleganz im Jugendstil.

Da der Ungeduldigen die verwartete Zeit endlos schien, ergriff sie ein auf dem Tisch liegendes Heft, das Programm einer Berliner Revue. Nach einem flüchtigen Blick auf die Photographien halbnackter Tänzerinnen legte sie es angewidert hin.

Klangen nicht irgendwo Stimmen? Steckten die lauernden Fratzen nicht ihre Köpfe zusammen? Flüsterten verschmitzt miteinander? Woher wieder die Angst? Die Unheimlichkeit des Raumes? Mit jedem Atemzug drang es in ihre beklommene Brust. Sie trat ans Fenster, blickte auf den unruhig bewegten Frühlingshimmel. ‚Menschen verändern sich nicht wie Wolken,' dachte sie. ‚Nicht Menschen wie er!'

Die Uhr auf dem Zierschrank schlug, pfeilspitz. Da bemerkte sie, daß sie schon fast eine halbe Stunde gewartet hatte. Hatte man sie denn vergessen? Da trat Frau Wiedemann ein und gab einen kleinen Laut der Überraschung von sich.

„Ja, ich bin noch hier," sagte Christa bestürzt. „Wo bleibt nur Ihr Mann?"

„Mein Mann ist leider nicht —"

„Aber ich muß ihn sprechen. Und wenn's nur für fünf Minuten ist."

„Ich bedaure wirklich sehr —"

„Aber was heißt denn das nur? Das sieht ja beinahe aus, als wenn er mich nicht sprechen wollte."

Frau Wiedemann ließ ein kleines, verlegenes, höhnisches Lachen hören.

„Was habe ich denn nur getan? Ich verstehe das gar nicht."

„Aber das ist doch gar nicht so schwer zu verstehen. Ich meine, wenn jemand sich dauernd verleugnen läßt, so ist das doch ziemlich deutlich. Ein denkender Mensch zieht dann doch seine Schlüsse," erwiderte Frau Wiedemann, indem sie ihre Worte immer wieder durch dies verlegen-höhnische Lachen unterbrach. „So gesellschaftlich unerfahren werden Sie doch wohl nicht sein?"

„Meinetwegen halten Sie mich für gesellschaftlich völlig unerfahren. Aber ich stehe einfach vor einem Rätsel. Ihr Mann hat sich im herzlichsten Einvernehmen von mir getrennt —"

In diesem Augenblick bemerkte Christa, wie Frau Wiedemanns bisher noch glattes Gesicht wie unter einer plötzlichen Bö ein zerrissenes, fahles Aussehen bekam, während ihre unsicher ausweichenden Blicke sich zugleich in unverhohlener Drohung auf sie richteten.

„Ach, Frau Wiedemann, Sie sind doch nicht etwa — eifersüchtig?"

„Eifersüchtig — ich? Gott sei Dank, habe ich das nicht nötig. Mein Mann weiß, was er mir schuldig ist. Da können noch ganz andere Frauen kommen wie Sie —"

„Von den andern abgesehen, aber ich, Frau Wiedemann —! Sie werden doch meine Freundschaft und meine Verehrung für Ihren Mann nicht mißverstehen?"

„Nein, die ist ja auch wirklich nicht mißzuverstehen. Daß ich nicht lache! Wie Sie ihm nachgelaufen sind, vom ersten Tage an, das mußte ja einen Blinden stutzig machen. Daß so etwas überhaupt menschenmöglich ist! Sie haben ja kein Mittel unversucht gelassen, um ihn zu kapern. Die Blumen alle, die Sie sich's haben kosten lassen! Und Ihr Interesse für Literatur! Auf einmal spielen Sie sich auf die geistige Frau heraus, wo Sie doch früher kein Buch angerührt haben. Natürlich fällt ein Mann zuerst mal darauf herein. Die Männer sind ja so dumm, wenn man ihnen nur gehörig schmeichelt —"

„Frau Wiedemann, sagen Sie so etwas nicht! Um Ihretwillen —"

Und Christa, die mit Grauen in das jetzt gänzlich zerwühlte und verwüstete Gesicht der bis zur Besinnungslosigkeit Erregten blickte, hielt mit beschwörender Geste ihre Hand vor ihren eigenen Mund gepreßt, als könnte sie dadurch die andere zum Schweigen bringen.

„Aber Sie haben es denn doch zu arg getrieben, so daß selbst ein so harmloser Mann wie er gemerkt hat, worauf das hinausläuft. Ihre eigenen Kinder sind Ihnen ja nicht zu schade gewesen. Halbnackt haben Sie sie vor ihm tanzen lassen, nur um seine Sinnlichkeit zu reizen."

Christa schrie auf, doch kam nur ein leises Wimmern aus ihrer Kehle. Wenn aus den Kissenschatten irgendein fratzenhaftes Fabeltier zähnefletschend auf sie zugesprungen wäre, so wäre sie weniger entsetzt gewesen.

„Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mir meinen Mann abspenstig machen können. Er hält treu zu mir. Er will Sie nicht mehr sehen. Nie mehr."

In diesem Augenblick trat Herr Wiedemann ein, nicht wie sonst in salopper Hausjoppe, mit lose um den Hals geschlungenem Schal, sondern in zugeknöpftem Jackett und steifem Kragen.

„Was gibt's hier denn?" fragte er mit strenger Miene. „Bitte, nehmen Sie doch Platz, gnädige Frau. — Willst du mir nicht sagen, was eigentlich los ist?"

„Ich habe Frau von Immhof ausgerichtet, daß du nicht zu sprechen wärst. Frau von Immhof will aber nicht gehn."

„Ich habe nur um etwas Geduld gebeten, weil ich im Augenblick sehr beschäftigt war. Verdreh mir doch meine Worte nicht im Mund."

„Das hast du doch gesagt!" schrie seine Frau ihn an. „Aber ich bin hier wohl überflüssig."

Sie stürzte aus der Tür.

„Es ist mir furchtbar peinlich, gnädige Frau," sagte Wiedemann und wühlte nervös

in seinem Gesicht herum. „Meine Frau hat Ihnen eine Eifersuchtsszene gemacht. Ich habe das kommen sehen und Sie gewarnt."

„Sie haben mich gewarnt?"

„Habe ich nicht oft genug auf die eifersüchtige Natur meiner Frau hingewiesen?"

„Aber daß sie auf mich eifersüchtig sein könnte —"

„Die Anwendung auf den besonderen Fall habe ich natürlich Ihnen überlassen, gnädige Frau.. Ich könnte mir denken, daß sie sich zu irgendwelchen beleidigenden Äußerungen hat hinreißen lassen. In diesem Fall müßte sie sich natürlich gebührend entschuldigen. Sie werden ihr hoffentlich ihre Erregung zugute halten. Mir ist das Ganze wirklich außerordentlich peinlich, wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß Sie es vielleicht an der nötigen Vorsicht haben fehlen lassen."

„Sie glauben wirklich, ich hätte Ihrer Frau Grund zur Eifersucht gegeben?"

„Gnädige Frau, das ist eine Frage — wirklich —. Sie werden doch zugeben, daß auf Ihrer Seite ein gewisses Interesse für meine Wenigkeit —"

Wie er da saß in diesem Augenblick, verlegen, eitel und mit soviel falscher Würde, war „Wenigkeit" für ihn das rechte Wort.

„Gnädige Frau, versetzen Sie sich, bitte, in meine Lage. Es bleibt mir schließlich nichts übrig, als ihre Eifersucht mit in Kauf zu nehmen. Unter diesen Umständen —"

Christa hatte sich erhoben. Nun endlich war sie hellhörig geworden. Aber auf dem Wege zur Tür blieb sie noch einmal stehen und fragte, der entweichenden Stimme mühsam Klang gebend: „Als die Kinder an Ihrem Geburtstag den Tanz aufführten — haben Sie sich daran gestoßen?"

Mit etwas gequetschtem Lachen bekundete er seine Überlegenheit. „Sie werden mir hoffentlich nicht die Provinzansichten meiner Frau zutrauen. Ich habe denn doch ganz andere Dinge gesehen. Hier, bitte —" Er ergriff das auf dem Tisch liegende Programmheft der Revue. „Übrigens, ich habe Ihnen ja noch gar nicht von Berlin erzählt. Ach, gnädige Frau —" Die künstlichen Würdefalten auf seinem Gesicht waren wie weggewischt von stürmischem Enthusiasmus. „Hätten Sie das doch miterlebt! Eine Stunde in diesem Weltmeer Berlin gibt einem ja mehr, als —. Unser Nest hier ist ein Froschteich, ein Tümpel! Der stärkste Geist verkommt hier. — Übrigens habe ich mit meinem Stück auf der ganzen Strecke gesiegt. Die Leute haben in allem klein beigeben müssen. Ich sitze schon mitten in der Arbeit an dem Film."

Obwohl Christa sich in einem Zustand befand, daß nichts mehr auf sie Eindruck machte — von dieser Mitteilung wurde ihre Betäubtheit dennoch durchlöchert.

Herr Wiedemann war ganz dicht an sie herangetreten und sagte mit geheimnisvoll ergriffener Stimme: „Man soll sich nicht wie ein Maulwurf ins Dunkel verkriechen und nicht sehen wollen, was in der Welt passiert. Das Wort in allen Ehren! Aber es ist ein Embryo, eine Keimzelle, nun haben wir die Erfüllung: den Film. Ich spreche natürlich nur von dem, was der Film sein kann, nicht von den elenden Machwerken, die er gezeitigt hat. Wie kann ich Ihnen das herrliche Gefühl nur beschreiben, wenn man den Wind der Zeit in seinen Segeln hat. — Aber verzeihen Sie, daß ich so zusammenhanglos — Es war wirklich zuviel, was in den Tagen auf mich eingestürmt ist. Setzen Sie sich doch, nehmen Sie doch, bitte, Platz, damit ich in Ruhe —"

„Nein!" sagte Christa und lächelte sonderbar verwirrt. „Nein, wirklich, danke. Auch für mich ist es ein bißchen viel."

★

In ihren langen, dunklen Lodenkapes und mit ihren breitbeschirmten, bis über die Ohren gezogenen Sportmützen sahen die beiden Herren von Barnewitz — unter diesem Namen kannte man sie in der ganzen Stadt — einander so ähnlich, wie zwei gleich große Pilze von derselben Sorte, und es war daher ein naheliegender Scherz, wenn man behauptete, der eine stecke sich jedesmal beim Verlassen des Hauses eine Zigarre in den Mund, damit man sähe, wer von ihnen der männliche Herr von Barnewitz wäre. Dieser Name für das Ehepaar, zu dem wohl die energische und unternehmende Natur der Frau Oberst Anlaß gegeben hatte, war allerdings nur im weiteren Bekanntenkreis gebräuchlich; in der Familie hießen die beiden Ohmi und Ohpi, wobei die Voranstellung von Ohmi weniger auf das Übergewicht ihrer Beliebtheit als auf den Grad ihrer Geltendmachung hindeutete. Das Ehepaar machte an diesem Nachmittag seinen gewohnten Spaziergang, der durch einige Villenstraßen in den Schloßpark führte.

An einem der Häuser verkündete ein Schild, daß hier die erste Etage zu vermieten sei. Frau von Barnewitz konnte nicht umhin, wie gewöhnlich, zu bemerken: „Wenn Christa doch nur Vernunft annehmen wollte. Die Wohnung ist wie geschaffen für sie. Und ich könnte hier so gut für sie sorgen."

„Wenn das Kind nicht will, dann laß es doch!" bemerkte ihr Mann gutmütig.

„Du immer mit deinem: Laß es doch!" grollte Frau von Barnewitz und sagte nach

einer kleinen Weile: „Ich möchte nur wissen, warum sie nicht schreibt. Es ist schon längst ein Brief fällig."

Da Herrn von Barnewitz gerade ein Regentropfen auf die Zigarre gefallen war, mußte er heftiger paffen und antwortete deshalb nicht. Trotz des weichkühlen Frühlingswindes war der Himmel mit schwärzlichgrauen Wolken verhangen, die in der Tiefe sich mählich in einen feinen Nebel auflösten. Unter diesem Nebel lag die grünende Wiese und wölbten sich die knospenden Bosketts und mächtigen Baumgruppen mit ihren Abstufungen von hellem Gelb bis zum wärmsten Braunrot wie unter einem Schleier, als etwas noch nicht ganz Enthülltes, das jetzt für einige Augenblicke von den Strahlen einer unsichtbaren Sonne tausendfältig zu flimmern und zu blitzen begann, bis es wieder in seine geheimnisvolle Gedämpftheit zurücksank.

Herr von Barnewitz, der so lange geduldig gepafft hatte, bis seine Zigarre frisch brannte, und sich dabei mit Christa und ihren Kindern beschäftigt hatte, um zu konstatieren, daß gar kein Grund zur Besorgnis vorliege, da erst heute ein Brief fällig war, beobachtete jetzt vergnügt ein vor ihm hüpfendes Rotkehlchen, während die Gedanken seiner Frau die schon vielhundertmal gehörte, aber ihr noch immer unbegreifliche Äußerung: „Laß es doch!" umkreisten.

Als es stärker zu regnen begann, bat sie ihren Mann, den Schirm aufzuspannen.

„Warum denn, Liebling?" fragte er, der als alter Militär gegen Regenschirme eine Abneigung hatte. „Unseren Sachen schadet das bißchen Regen doch nichts."

„Aber deiner Zigarre, Liebster."

Nachdem sie aus dem Einschnitt des Kapes ihren Arm hervorgeholt hatte, hakte sie ihren Mann unter, und während die beiden, eng aneinandergeschmiegt, weitergingen, er mit etwas kurzen, trippelnden, und sie mit langen Schritten, von dem grauen Regenschirm überwölbt, schienen die beiden Pilze zu einem zusammengewachsen.

Der weitläufige Park mündete in eine breite Rüsternallee, deren Ende auch das Ende ihres Spazierganges bedeutete. Hier blieb Frau von Barnewitz gewöhnlich stehen, und ihr spähendes Auge, das doch weniger nach wirklichen Dingen, als nach nebelhaften Träumen ausschaute, glitt noch mehr in die Ferne. Sie sah einen vertrockneten kleinen, von einem ungewöhnlich hohen Zylinderhut bedachten Herrn auf sich zukommen, der sorgfältig die Mitte der Allee innehielt. Als er sich Frau von Barnewitz auf Hörweite genähert hatte, erhob er den Silberknauf seines spanischen Rohrs, wies nach rechts und links und sagte: „Dat's all min."

„Und jetzt ist alles hin," antwortete Frau von Barnewitz.

Der alte Mann machte ein böses Gesicht.

„Nicht unsere Schuld," sagte Frau von Barnewitz. „Der Weltkrieg! Ich habe ihn nicht angefangen. — Hätte ich ihn angefangen, wäre er anders ausgegangen."

Das schien dem Alten einzuleuchten, der mit versöhnter Miene still verschwand.

Er war der verstorbene Vater der Frau von Barnewitz, der Ratsherr Wiemken, aus einem sehr alten, stolzen Geschlecht.

Herr von Barnewitz, der keine Zwiegespräche mit Geistern zu führen hatte, trat derweil unruhig von einem Beine auf das andere und pfiff eine Melodie vor sich hin, die zu dem Liede paßte:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napoleum."

Das war eine Reminiszenz an den Krieg 70, den er als junger Bräutigam mitgemacht hatte. Er hatte von daher das Bild einer Madame d'Estrelle heimgebracht. Dies Bild war schuld, daß Frau von Barnewitz sich immer noch ärgerte, wenn er die bekannte Melodie pfiff. Sie hatte dann das unangenehme Gefühl, als wenn jemand sie von einem Stuhl herunterdrängeln wollte.

Ebensoschweigsam wie ihren Hinweg legten die beiden Herren von Barnewitz ihren Rückweg zurück. Als sie aber an dem Haus mit der leerstehenden Etage vorbeikamen, sagte der Oberst: „Christas wegen brauchst du dich nicht zu ängstigen. Ich denke, es wird heute oder morgen ein Brief von ihr kommen."

„Was du dir auch alles denkst —"

Doch es lag wirklich ein Brief zu Hause, und ihr Mann begann, ihn gleich vorzulesen.

Christas Briefe waren immer sehr lang, denn sie pflegte alle kleinen Begebenheiten in ihrer Familie ausführlich zu schildern. Mitunter dachte sie, es sei geratener, dies oder jenes nicht mitzuteilen, aber gewöhnlich ließ sie sich von der Freude an ihrer eigenen Schilderung doch dazu verleiten.

Während des Vorlesens hatte Herr von Barnewitz einige Male leise vor sich hingelächelt und beschäftigte sich nun mit dem Herrn von Trechow, den Christa erwähnt hatte. „Der alte Trechow war Kommandeur der 7. Ulanen. Ob dieser sein Sohn ist? Erinnerst du dich an ihn?"

„Wie kommst du auf den alten Trechow?"

„Na, du scheinst mal wieder nicht zugehört zu haben."

In der Tat hörte Frau von Barnewitz immer nur mit halbem Ohr auf das, was man ihr erzählte oder vorlas. Das heißt,

sie begleitete die Worte des andern eine Strecke weit, um dann mit ihren Gedanken abzuschweifen. Diesmal war sie nur bis zu Christas Äußerung gekommen, daß sie etwas Stiche fühlte, im Rücken oder vielleicht im Leib.

Da ihr Mann noch auf einen Augenblick fortging, nahm sie den Brief selbst vor, um ihn in Ruhe zu lesen. Das erstemal suchte sie nur die Stellen heraus, die von Christa und den Kindern handelten, und erst beim zweitenmal las sie ihn geordnet hintereinander. Auch sie amüsierte sich über die Schilderung der kleinen Gesellschaft. Aber wie sonderbar, daß Christa den Herrn Wiedemann, diesen sonderbaren Heiligen, immer wieder erwähnte!

In der Nacht hatte Frau von Barnewitz einen sehr aufregenden Traum. Das heißt, eigentlich war es ihr gewöhnlicher Traum: sie sah ihre verstorbene Mutter im Sarge liegen. Aber das Ungewöhnliche und Aufregende war, daß sie diesmal die Tote nicht erkennen konnte.

Erschrocken machte sie Licht. Aber auch jetzt sah sie die Gegenstände umschleiert.

„Was hast du?" fragte ihr Mann.

„Ich bekomme den grauen Star."

„Den bekommt man doch nicht über Nacht. Du hast gewiß geträumt."

„Aber ich kann nichts mehr erkennen."

Ihr Mann streckte seine gespreizte Hand aus und fragte: „Wieviel?"

„Fünf," antwortete sie wahrheitsgemäß.

„Na also."

„Aber wenn es nun doch der graue Star ist?"

„Es ist vielleicht ein kleiner Vogel, aber warum gerade ein Star?"

Am nächsten Mittag jedoch, als der Oberst gerade fort war, traf ein Telegramm ein: „Mutter Blinddarm operiert. Gut verlaufen. Ohmis Kommen erwünscht. Kinder."

Sie hatte es ja kommen sehen! Sie hatte es vorher gewußt! Nun begriff sie, warum sie ihre Muter nicht erkannt hatte. Es war gar nicht ihre Mutter gewesen! Blinddarm? Blinddarm war es bestimmt nicht. Aber was konnte es sein? Mit der tapferen Gefaßtheit, die sie noch jedem großen Unglück gegenüber gezeigt hate, zauderte Frau von Barnewitz nicht einen Augenblick, nahm alles Bargeld an sich, packte außer Nachthemd und Zahnbürste, die sie vergaß, das Notwendige in ihren Koffer und ging an die Bahn.

Bereits eine halbe Stunde vor der Zeit stand sie auf dem nächtlichen Bahnsteig, einen gutmütigen, alten Gepäckträger neben sich, dem sie eine Mark versprochen hatte, wenn er an ihrer Seite wartete. Leider war er ziemlich taub, und sie konnte über Frauenleiden und Operationen wenig von ihm erfahren. Desto eifriger fragte sie später ihre müden Mitreisenden aus und ließ sich ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen.

Nach ihrer Ankunft fuhr sie gleich ins Krankenhaus. Die alte Schwester im Torhäuschen ließ sie bereitwillig ein und gab ihr die nötigen Anweisungen. Doch verfehlte Frau von Barnewitz in ihrer Aufregung den Weg und irrte, von den Schwestern vergeblich zurechtgewiesen, von Station zu Station, bis endlich Annemarie sie entdeckte.

Diese konnte sie gleich über ihre Mutter beruhigen, was aber auf Frau von Barnewitz ohne besondere Wirkung blieb. Sie weigerte sich auch, bei Christa einzutreten, trotz Annemaries Versicherung, daß sie erwartet würde. Zum Glück kam gerade der Arzt, der sie zu dem glatten Verlauf der Operation beglückwünschte.

Ohne ihre ernste Miene aufzuhellen, ersuchte Frau von Barnewitz ihn, einen Augenblick beiseite zu kommen, und nachdem sie ihm versichert hatte, daß sie auf alles gefaßt sei, bat sie ihn, die Wahrheit zu sagen, ob es sich wirklich nur um den Blinddarm handle und nicht vielleicht um ein Myom, einen Tumor oder eine andere krebsartige Geschwulst. Um nichts dergleichen. Auch nicht um Gürtelrose? Auch um die nicht. Aber vielleicht konnte die Operation Gürtelrose zur Folge haben? Vielleicht verwechselt die Frau Oberst Gürtelrose mit Wundrose. Aber auch da wäre keine Gefahr. Wirklich, er wäre so zufrieden, wie er nur sein könnte.

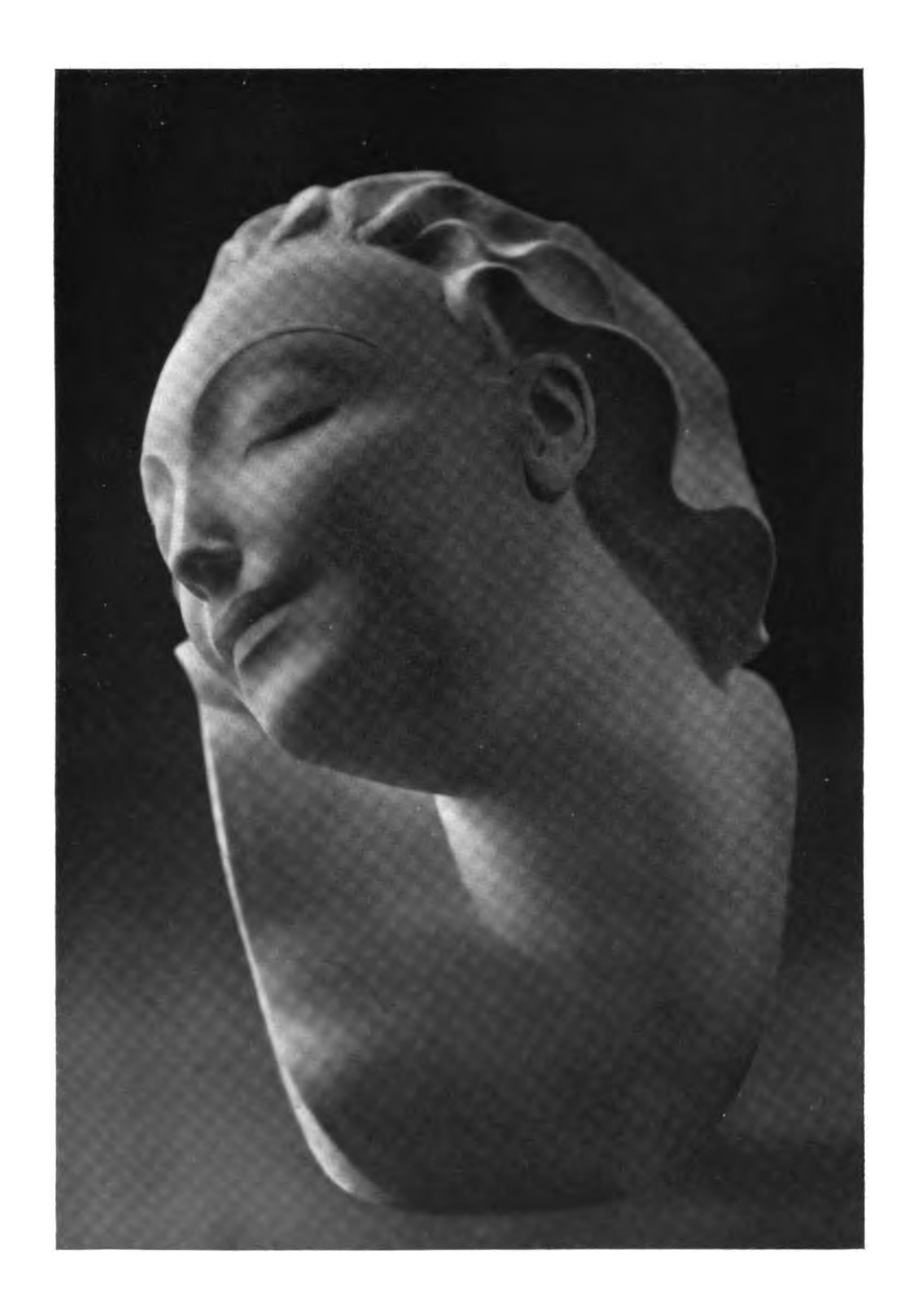
Frau von Barnewitz sah den Arzt noch mit einem durchdringenden Blick an, als wenn sie sagen wollte: ‚Wehe, wenn du mich belügst!' Dann schlich sie auf den Zehen ins Krankenzimmer.

Als Christa bei ihrem Anblick ein wenig den Arm ausstreckte, um sie zu begrüßen, schrie sie leise: „Um Gottes willen, tu die Hand herunter, Kind! Sag' kein Wort! Du mußt ganz still liegen. Der Arzt hat gesagt, wenn du dich nur ein bißchen rührst, kann das Schlimmste passieren."

Und jedesmal, wenn Christa nur die Lippen zu bewegen schien, kam sie ihr schon zuvor: „Pscht, Kind! Nicht sprechen!"

Nach knapp fünf Minuten ging sie auf knarrenden Fußspitzen wieder hinaus. Länger durfte nach ihrer Überzeugung der erste Krankenbesuch nicht dauern.

Und Christa lag wieder allein, mit matt geschlossenen Augen, die sie öffnete, weil sie von quälenden Bildern verfolgt wurde, und die sie nach einer Weile aus demselben Grunde wieder schloß.



Traum. Bronzebildwerk von Adam Antes

Darmstadt, Ausstellung „Neue Kunst“ 1927

Die Wundränder, aus denen die Nähte noch nicht entfernt waren, verursachten brennende Schmerzen. Aber brennender schmerzten sie gewisse Erinnerungen, gewisse Vorstellungen, gewisse Worte. Wenn sie daran dachte, daß sie schuld war an ihres Jungen Unglück, hätte sie weinen mögen. Wenn sie aber das Gesicht des Freundes sich ihr entgegenneigen sah, wenn sie seine Stimme hörte: ‚Ich habe denn doch ganz andere Dinge gesehen,' und das faunische Lächeln sah, mit dem er auf das Programmheft der Revue wies, wenn sie die Worte seiner Frau vernahm: ‚Das ist doch gar nicht so schwer zu begreifen, gnädige Frau' — dann fühlte sie sich wie mit siedendem Öl übergossen. Sie schämte sich, verzehrte sich in brennender Scham, und es gab keine Helligkeit und kein Dunkel, das die Glut dieser Scham hätte ersticken können.

Immerhin war es noch ein Glück, daß sie durch den plötzlichen Ausbruch ihrer Krankheit an diese stille Zufluchtsstätte verschlagen war. Wenn sie sich vorstellte, daß sie in einigen Tagen dies Zimmer verlassen und wieder hinaus ins Leben mußte, hatte sie das Gefühl, daß sie von den feurigen Höllengluten draußen einfach verzehrt würde. Sie empfand gegen niemand Groll, nur gegen sich, gab niemand Schuld außer sich selbst und wiederholte immer wieder, sie sei ein unbelehrbar törichter Mensch und fürs Leben hoffnungslos verloren.

*

Das Verhältnis der Kinder zu ihrer Großmutter war gemischt aus Liebe, etwas Furcht und viel Humor.

Nun warteten sie mit einiger Spannung, was sich unter ihrem Regiment alles ereignen würde. Übrigens hatte Annemarie ihrer Mutter versprochen, sie von allen wichtigeren Unternehmungen Ohmis in Kenntnis zu setzen, damit sie vorbauen konnte.

Am ersten Tage aber war die alte Dame von den Aufregungen und Strapazen der Reise so angegriffen, daß ihre ehrfurchtgebietende Gestalt wie ein leeres Gehäuse in einer Sofaecke saß und auf alle Vorschläge nur mit einem geistesabwesenden Kopfnicken antwortete. Klaus hatte an seinen Großvater die glückliche Ankunft telegraphiert und einen längeren brieflichen Bericht aufgesetzt, dem Ohmi in zittriger Schrift nur die Worte hinzufügte: „Wenn der Arzt nicht lügt, dürfen wir diesmal noch hoffen, das arme Kind am Leben zu erhalten."

Nachdem sie in der Nacht zwar kein Auge zugetan, aber recht lebhaft geschnarcht hatte, fühlte sie sich am nächsten Morgen wieder einigermaßen im Gleichgewicht und hielt in ihrer neuen Umgebung Umschau. Alles mißfiel ihr. Die Engigkeit der Räume, der Mangel einer Küche, der Umstand, daß Christa in ihrem Wohnzimmer schlafen mußte. Und was für ein Zimmer! Diese entsetzlich vielen Bücher! Wo hatte das Kind nur die Lesewut her? Und warum standen die Möbel so kunterbunt, statt gegen die Wand gerückt, wodurch man doch Platz gespart hätte? Und dann Tinette, die sich das arme Kind hatte aufhalsen lassen! Ein schöner Vetter! Was mochte er für Pension zahlen? Wahrscheinlich überhaupt keine. Er sollte ihr nur mal unter die Augen kommen! — ‚Nur ruhig! Nur ruhig!' ermahnte sie ihr aufgebrachtes Herz. Nur nichts anfangen, was das arme Kind aufregen könnte. Bis Christa wieder hergestellt war, mußte man fünf grade sein lassen. Aber dann wollte sie mit eisernem Besen auskehren.

Frau von Barnewitz kannte eigentlich nur zwei Lebensformen: den großen Haushalt mit zahlreicher Dienerschaft und nach dem Krieg das Leben aus dem Koffer. Wenn sie selbst mit ihrem Mann auch in einem billigen Restaurant speiste, so war sie doch der Meinung, daß für Kinder Restaurationskost ungesund sei, und ernannte deshalb die Stundenfrau Frau Schreier zum Küchenchef. Mit einem langen Instruktionszettel und vielem Gelde machte diese sich auf den Weg, in dem frohen Bewußtsein, daß jetzt eine fette Zeit angebrochen sei.

Der zweite Krankenbesuch bei ihrer Tochter verlief kaum weniger schweigsam als der erste. Obwohl das Herz der alten Dame von tausend Kümmernissen und Sorgen geschwollen war, antwortete sie doch auf Christas Fragen immer nur: „Alles ist in bester Ordnung, Kind. Wirklich, du hast es bei dir so nett, es könnte gar nicht hübscher sein, und ich fühle mich schrecklich wohl. Sprich nur nicht soviel!"

Beim Heimweg aber hatte Frau von Barnewitz ein Erlebnis, das ihre Gemütlichkeit völlig über den Haufen warf. Vor dem Gartentor hockten die Zwillinge des Hauswirts um einige Ascheneimer und rauften sich in den Haaren. Schließlich riß der eine sich los, rannte Frau von Barnewitz zwischen die Beine und versuchte, ihr den Gegenstand des Streites in die Hand zu drücken. Sie wollte das unappetitliche Ding schon wegschleudern, als sie sah, daß es ein Löffel war. Ein silberner Löffel! Und — wie sie bestürzt bemerkte — ihrer Tochter gehörig.

Die Kinder schrien, er hätte in Wiedemanns Mülleimer gelegen. Silber ihrer Tochter in fremder Leute Mülleimern!

Oben fragte sie Annemarie, was es mit dem Löffel für eine Bewandtnis habe.

„So eine Schlamperei von diesen Wiedemanns!" ereiferte Annemarie sich. „Ich habe Mutter hundertmal gesagt, sie soll nicht so gutmütig sein. Die haben noch einen ganzen Haufen Sachen von uns. Hier ist das Verzeichnis. Es wäre wirklich gut, wenn du mal Krach machtest."

Frau von Barnewitz hätte nicht die Tochter ihres sparsamen Vaters sein müssen, wenn bei dem Gedanken an soviel verlorenes Silber und Porzellan ihr altes Blut nicht in Siedehitze geraten wäre. Sofort begab sie sich in den ersten Stock. Da die Klingel versagte, pochte sie energisch mit ihrem Stock gegen die Tür. Wiedemann saß gerade bei seiner Arbeit. Das dröhnende Klopfen wirkte auf ihn, als würde nicht gegen eine ferne Tür, sondern gegen seine Herzwand gehämmert. Wütend stürzte er hinaus, um sich die Unverschämtheit zu verbitten. Aber angesichts dieses weiblichen Gendarmeriewachtmeisters, dieses — Blüchers im Lodenkape blieb ihm der Atem stehen.

Frau von Barnewitz nannte ihren Namen und fügte hinzu, sie wäre Christas Mutter.

Von nemesishaften Ahnungen erfüllt, führte Wiedemann den Besuch herein.

‚O Gott, hier müssen die Bazillen ja nur so herumschwirren,' dachte die alte Dame. Christa hatte von einem himmlischen Bücherregen geschrieben. Aber das waren ja Katarakte! Staubwischen schienen die Leute nicht zu kennen. Sie rückte ihren Stuhl möglichst in die Mitte des Zimmers und zog die Beine an, um mit dem Teppich nicht in Berührung zu kommen.

Das Gespräch drehte sich anfangs etwas mühsam um Christas Befinden. Wiedemann wußte schon von der Operation. Nur seine Arbeit hatte ihn gehindert. — Aber seine Frau wollte heute oder morgen —

„Nur nicht! Nur nicht!" bat Frau von Barnewitz erschrocken. „Der Besuch würde das arme Kind viel zu sehr aufregen. Später vielleicht. — Aber sie hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen," log sie. „Die wollte ich doch gleich überbringen. Und bei der Gelegenheit möchte ich gern —"

Trotz ihrer gerechten Entrüstung empfand sie nun doch das Peinliche der Angelegenheit. Schließlich hatte Christa soviel Freundlichkeiten von diesen Leuten genossen. Sie drückte sich deshalb möglichst schonend aus, sprach unter Vermeidung des Wortes „Borgen" nur von einigen Sachen, die heruntergekommen seien. Immerhin — den Mülleimer konnte sie sich nicht verkneifen.

Bei seiner Erwähnung bekam Wiedemann sofort einen dunkelroten Kopf. „Ausgeschlossen, gnädige Frau! Es gehört nicht zu unseren Gewohnheiten, fremder Leute Sachen in Mülleimern zu verstecken."

„Wer sollte es sonst getan haben?"

„Wenn Sie wünschen, können wir ja sämtliche Mülleimer der Straße umkehren."

„Das möchte ich Ihnen doch nicht zumuten. Aber vielleicht sind Sie oder ist Ihre Frau so freundlich, einmal in ihrem Silberschrank nachzusehen."

„Aber mit Wonne! Sofort! Ich werde Ihnen meine sämtlichen Silber- und Goldschränke öffnen. Die deutschen Dichter pflegen ja bekanntlich solche Schatzkammern dringend nötig zu haben. Darf ich bitten, gnädige Frau!" Und mit einem Gesicht, das weder fähig, noch gewillt war, seine Aufgebrachtheit über diese unglaubliche Zumutung zu verbergen, führte er den Gast in sein Eßzimmer. „Der Tresor meiner Frau! Sie verwahrt hier ihren Familienschmuck," höhnte er, während er mit großer Mühe die verquollene Schublade des von ihm aus alten Kisten gezimmerten Büfetts aufriß.

Aber es lagen nur einige durchlöcherte Damenstrümpfe darin, zwischen denen eine Menge trockener Erbsen herumtrudelten, vermutlich ein Andenken aus der Hungerzeit.

Frau von Barnewitz hatte inzwischen auf dem gedeckten Eßtisch Umschau gehalten, ergriff jetzt einen Löffel und sagte erfreut: „Sehen Sie, diese Art Löffel meine ich. Und da ist ja auch noch ein Messer von meiner Tochter. Das Wappen ist doch ganz unverkennbar."

Wiedemann betrachtete die beiden Stücke, und das Messer zitterte in seiner Hand, als wollte er sich damit in die Brust fahren. „In der Tat!" murmelte er. „Das ist allerdings unerhört! Ich verstehe gar nicht — wollen Sie die Güte haben, gnädige Frau, mir das Verzeichnis einen Augenblick zu geben. Ich werde sofort das Mädchen —"

Mit der vergnügten Miene, die das Gesicht der pickligen Minna einem reinen Sternenhimmel ähnlich machte, wenn es bei ihrer Herrschaft auch noch so gewitterhaft krachte, erklärte diese, nu freilich, das wäre das Silber der Frau von Immhof. Frau Wiedemann hätte wohl mal gesagt, es müßte wieder heraufkommen. Aber da von den eigenen Bestecken doch die meisten kaputt wären —. Ja, sie hätten noch mehr Sachen. Einen ganzen Haufen!

„Alles was hier aufgeschrieben ist, sofort zusammensuchen und zu mir hereinbringen!" befahl Wiedemann.

Mit der Miene eines geschlagenen Feldherrn, der sich dem Großmut seines Gegners ausliefert, kehrte er ins Zimmer zurück. Aber Frau von Barnewitz nahm ihm das Wort gleich aus dem Munde und versicherte, daß er diese Verwechslung nicht bemerkt habe, sei nicht im mindesten wunderbar. In der Beziehung seien die Herren sich ja alle gleich. Ihr guter Mann zum Beispiel — Ihre heiße Entrüstung hatte sich in eitel Wohlwollen verwandelt. Daran war nicht nur die Aussicht schuld, das verlorene Gut wieder zu erhalten, sondern —

Nach Christas begeisterten Briefen hatte die alte Dame in Angst geschwebt, das Kind könnte sich vielleicht in diesen Herrn Wiedemann verliebt haben. Nun sie den kleinen Mann aber von Angesicht gesehen hatte, war sie völlig beruhigt. Wenn er nur sein Gesicht in Ruhe lassen wollte, dachte sie. Er fuhrwerkte ja mit seinen Händen darin herum, als wenn's ein Mülleimer wäre. Das machte sie ganz nervös.

Wiedemann unterbrach ihre etwas längliche Geschichte, da er draußen das Rattern eines Schlüssels hörte. „Verzeihung, aber ich glaube, meine Frau ist zurückgekommen. Ich möchte ihr doch gleich —"

Sehr sorgfältig machte er die Zimmertür zu. Draußen stand in der Tat seine Frau. Schwer atmend, ging er auf die Ahnungslose zu und sagte, die Stimme dämpfend, aber in einem Flüstern, das geeignet war, den Kalk von den Wänden rieseln zu lassen: „Weib! Nimm dir sofort ein Auto und fahre in eine Heilanstalt. Du bist ja vollständig wahnsinnig."

„Um Gottes willen, was ist denn mit dir wieder los?"

„Du machst der Frau von Immhof eine hysterische Szene, daß die Arme ins Krankenhaus muß —"

„So ein Blödsinn! Was kann ich denn für ihre Blinddarmentzündung?"

„Und in derselben Zeit läßt du mich mit ihren silbernen Gabeln und Messern essen, und unsere ganze Wohnung steckt voll von Sachen, die du ihr abgepumpt hast —"

„Ach Gott, ich wollte sie ja schon längst —"

„Du wolltest! Du wolltest! Aber du hast es nicht getan. Jetzt sitzt mir dieser alte Dragoner von ihrer Mutter auf dem Hals, und ich bin bis auf die Knochen blamiert!"

„Ach, wie fatal! Sie wird doch nichts wissen —?"

„Alles weiß sie. Weib, wenn du doch endlich einsehen wolltest, daß du mich mit deiner blödsinnigen Eifersucht völlig unmöglich machst! Nun komm herein und sieh, wie du dich aus der Affäre ziehst."

Aber Frau Wiedemann mußte sich erst von ihrem Schrecken erholen. Nach dem unbeherrschten Ausbruch ihrer Eifersucht war bei ihr noch am selben Tag der Rückschlag gefolgt, und als sie am nächsten Morgen hörte, daß Christa plötzlich erkrankt sei, fügte ihr sonst so gutmütiges Herz der zornigen Strafpredigt ihres Mannes noch die eigenen reuevollen Selbstvorwürfe hinzu. Sie hatte an Christa schreiben wollen. Nun war deren Mutter da! Wie ihr gegenüber sich verteidigen? Die Leihgeschichte machte ihr am wenigsten Kummer. Wer gern gibt, nimmt auch gern. Aber diese entsetzliche Szene! Ganz kleinlaut saß sie in der Küche.

Und als sie dann, ein ängstlich verlegenes Lächeln auf dem Gesicht, sich hinter der einen Korb voll Sachen heranschleppenden Minna ins Zimmer hineinwand, erinnerte sie mit ihrem hochgetürmten Haar, der Federboa, der runden Metallbrosche ein wenig an einen exotischen Häuptling, der einem mächtigen Feind demütig den Friedenstribut überreicht.

Die Gabe wurde leutselig angenommen, und etwas heuchlerisch versicherte Frau von Barnewitz, es hätte doch gar nicht solche Eile damit gehabt. Frau Wiedemann dürfe nur nicht denken, sie wäre etwa deshalb — Frau Wiedemann aber, einmal im Zug mit ihrer Entschuldigungsrede, begann mutig auch das schlimmere Ärgernis fortzuräumen. Sie bat Frau von Barnewitz, ihrer Tochter doch zu bestellen, wie herzlich leid ihr der Vorfall tue. Natürlich beruhe alles nur auf ihrer Einbildung. Sie habe sich in einem Zustand krankhafter Erregung befunden. Und zur näheren Erklärung sich des psychoanalytischen Vokabulars bedienend, fuhr sie fort: „Man frißt so mancherlei in sich hinein, womit man innerlich nicht fertig wird. Dann leidet man an eingeklemmten Affekten, und wenn die Komplexe sich mal verhärtet haben, dann — Sie werden verstehen."

Um von dem peinlichen Thema loszukommen, erinnerte sich Wiedemann, daß er aus Berlin eine Flasche Portwein mitgebracht hatte. Gegen Portwein hatte Frau von Barnewitz gar nichts einzuwenden. Er berührte sie heimatlich. Alten Portwein oder Sherry pflegte sie auch ihrem Besuch vorzusetzen. Als man auf Christas Genesung anstieß, sagte Frau Wiedemann nochmals, wie gerne sie Frau von Immhof hätte. Sie wäre der einzige Mensch, dem sie sich geistig verwandt fühlte.

Frau von Barnewitz aber nahm die Gelegenheit wahr, sich als Christas Mutter für all die schönen Stunden, die ihre Tochter bei dem Ehepaar genossen hatte, zu be-

danken. Das Kind hätte immer so begeisterte Briefe nach Hause geschrieben. Sie erkundigte sich sogar sehr höflich, ob Herr Wiedemann ein neues Werk unter der Feder habe. Er arbeite vom frühen Morgen bis in die Nacht, antwortete der Dichter. Aber er wäre froh über jede Stunde Unterbrechung. Und um den Gast am Aufbruch zu hindern, schenkte er schnell noch einmal ein.

Man hätte noch lange geplaudert, aber die Uhr machte schließlich der angeregten Unterhaltung ein Ende.

★

Während Frau von Barnewitz bei dem Ehepaar Wiedemann weilte, waren die Kinder nach Hause gekommen und die Vorbereitungen, die Frau Schreier auf dem Herde in der Flurküche traf, hatten ihnen ebenfalls Anlaß zu einer angeregten Unterhaltung gegeben. Als sie aber Ohmis Schritte auf der Treppe hörten, gebot Klaus Schweigen und schärfte namentlich seiner kleinen Schwester ein, sich nicht albern zu benehmen.

So verzog niemand eine Miene, als Frau Schreier das Eßzimmer betrat, um die rotglühende Stirn eine schief sitzende, weiße Rüsche gebunden, und auf der größten Schüssel, die sie hatte auftreiben können, einen riesenhaften Kalbsbraten hereintrug. Die Gemüse- und Kartoffelberge, die folgten, waren von ähnlichen Dimensionen.

Während Ohmi den Zwölfpfünder tranchierte und die Schüsseln herumgehen ließ, sagte sie: „Nun langt tüchtig zu, Kinder! Wenn's nicht reicht, draußen ist noch mehr. Ihr seid alle so blaß und spitz. Dich meine ich nicht, Tinette. Bei dir scheint die Kost ja recht gut anzuschlagen."

Und trotz allgemeinem Protest goß sie jedem Kind ein Glas Rotwein ein. „Das ist alles Schnickschnack, was die Ärzte gegen den Alkohol sagen. Rotwein macht Blut. Ich habe als Kind immer ein Medizinfläschchen voll Tintowein mit in die Schule bekommen. Dem allein verdanke ich überhaupt mein Leben."

Von ihrem Besuch bei Wiedemanns erklärte sie sich sehr befriedigt. Aber sie schärfte den Kindern ein, nichts davon ihrer Mutter zu erzählen. Es könnte sie aufregen. Doch war es natürlich das erste, was Christa durch Annemarie erfuhr. Beunruhigt, wie dies Zusammentreffen wohl abgelaufen sei, suchte sie am nächsten Tag das Gespräch darauf zu bringen. Aber Ohmi schien taub. Erst als Christa Besorgnis wegen der fehlenden Sachen heuchelte, erzählte sie stolz, daß alles wieder da wäre. Wiedemanns hätten sogar ein paar Bettlaken mitgeschickt, die gar nicht Christa gehörten. Die hätte sie natürlich zurückerstattet.

„Und wie haben dir Wiedemanns gefallen?"

„Etwas schnurrig, aber sonst sehr angenehme Menschen. Eins nur verstehe ich nicht: wie kann der Mann es in seinem Zimmer aushalten? Aber mit seiner Schriftstellerei scheint er es ja sehr ernst zu nehmen. Er will jetzt das Kino reformieren."

„Und seine Frau?"

„Seine Frau — sag' mal, hast du dich mit der mal gezankt?"

„Sprach sie davon?"

„Sie machte so Andeutungen. Übrigens läßt sie dir bestellen, du möchtest doch nicht böse sein, sie hätte dich so besonders gern. Sie sähe ein, daß alles auf ihrer Einbildung beruhte. Was hat's denn eigentlich zwischen euch gegeben?"

„Ach, ein dummes Mißverständnis —"

„Sie entschuldigte sich mit ihrem schlechten Befinden. Heute morgen hat mir das Ehepaar schon seinen Gegenbesuch abgestattet. Das finde ich, wo der Mann so in der Arbeit steckt, doch aller Ehren wert. Wir haben uns sehr interessant über moderne Literatur unterhalten, und Herr Wiedemann hat mir sein neuestes Werk verehrt, mit einer hübschen Dedikation. Leider konnte ich sie nicht lesen."

„O Gott, Mutter, hör' auf!" sagte Christa und biß rasch in einen Zipfel ihrer Bettdecke.

„Kind, was hast du?"

„Hör' auf! Ich darf doch nicht lachen."

Ohmi machte ein etwas gekränktes Gesicht. Sie hatte das Buch, nachdem sie es tüchtig am offenen Fenster ausgeklopft, in sauberes Seidenpapier eingewickelt und in die Tiefe ihres Koffers verpackt. Später würde es sie neben die alten Armeeranglisten ihres Mannes aufstellen. Was gab es da zu lachen?

Der Arzt hatte Christa eine möglichst ruhige Körperlage befohlen. Deshalb verbiß sie immer wieder ihr Lachen, das doch, lange nachdem ihre Mutter sie verlassen hatte, wie ein zerrender und zugleich lösender Krampf sie immer von neuem zu erschüttern versuchte.

Die Erinnerungen, die Hohngespenster ihrer Lächerlichkeit, waren wieder da, aber mit verwandeltem Gesicht.

Wenn man den Menschen nur ein bißchen näher auf den Leib rückte, war dann nicht ein kleines Gelächter ihnen allen angemessen? ‚Ach,' dachte Christa, ‚wenn ihr alle so komisch seid und euch so ernst nehmt, habe

ich dann nicht auch Anspruch auf ein bißchen Narrheit? Muß ich mir deshalb gleich die Daseinsberechtigung absprechen?'

★

Arme, kleine Tinette! Geliebte, verwöhnte Tinette — und jetzt der Vogel im fremden Nest. Ohmi konnte es nicht unterlassen, bei jeder Gelegenheit auf sie zu sticheln. Gleich am zweiten Tag hatte sie das Grammophon ein greuliches, altes Kneipeninstrument genannt. Mit ihrem Liebling fühlte auch Tinette sich zu einem kaum geduldeten Winkeldasein verdammt.

Aber anschmiegsam und zutraulich wie sie war, hörte sie nicht auf, um die Gunst der neuen Herrscherin zu werben. Als diese eines Tages mit den drei Mädchen zusammensaß und in besonders leutseliger Stimmung schien, bat Tinette die strenge, alte Dame, sie auch Ohmi nennen zu dürfen. Doch Frau von Barnewitz erwiderte trocken, Ohmi sei sie nur für ihre Enkelkinder.

Ohne sich etwas merken zu lassen, blieb Tinette noch eine Weile, um dann still zu verschwinden.

Einige Zeit später traf Klaus sie in ihrem Zimmer auf der Fensterbank sitzen. Er war, durch ihre Verlobung mit Alfred im geheimen wohl verwundet, ihr während der letzten Wochen aus dem Wege gegangen und wollte auch jetzt sich rasch zurückziehen.

Aber Tinette bat ihn mit sanfter Stimme, doch näher zu kommen, und fügte hinzu: „Du kannst mich wohl auch nicht ausstehn?"

„Och — wieso?" brummte er verlegen.

Da ihm weiter nichts einfiel, begann er, in seinem mathematischen Lehrbuch zu studieren. Erst nach einer kleinen Weile fragte er, warum sie so allein sei. Sie antwortete nicht, sondern fuhr fort, ihm halb den Rücken zukehrend, aus dem Fenster zu blicken. Plötzlich griff sie nach seiner Hand und wandte ihm voll ihr Gesicht zu. Da sah er, daß sie weinte.

„Ich bin so unglücklich," sagte Tinette mit leiser Stimme. Er runzelte ein wenig die Stirn. „Nicht darum, Klaus. Nein. — Aber wenn man keine Mutter hat, und mein Vater kümmert sich nicht um mich. — Ich fühle mich so furchtbar verlassen."

In diesem Augenblick, wo das blühende Land des Lebens sich so ungeahnt ihm auftat, wo soviel heiße Worte sich ihm aufdrängten, ließ er doch keins davon entschlüpfen. Sagte nur: „Man muß die Ohren steif halten, Tinette. Wenn man's anfangs schwer hat, das schadet nichts. Das hilft einem vorwärts. Du wirst dich schon durchsetzen. Davon bin ich fest überzeugt."

„Aber dann hast du mich vergessen."

Tinettes Augen waren ganz ernst, blickten voll dunkler Zärtlichkeit in seine, aber in den Grübchen auf ihren Wangen lag ein leises Lächeln. „Ich vergesse dich schon nicht." Und seine Hand fester umschmiegend: „Gib mir einen Kuß."

Als sein Mund so bebend und ungeschickt nach ihrem Gesicht tastete, drückte sie ihre Lippen auf die seinen und ließ sie einen Augenblick sanft darauf ruhen. Dann glitt ihre Hand von seinem Haar über seine Wangen nach seiner Brust hinunter. „Mein lieber, guter Klaus, bist du mein treuer Freund? Ich glaub's. Überhaupt bist du so lieb. Das Taubenblau steht dir so gut. Du solltest immer solche Krawatten tragen. — Nun geh lieber. Wenn Ohmi uns findet —"

★

In dem Maß wie Ohmi sich in ihrer neuen Umgebung mehr und mehr einlebte und durch Christas zunehmende Besserung von der Sorge um sie befreit wurde, beunruhigte sie ihr bis dahin unterdrückter Tatendrang. Nach dem großen Reinemachen, das sie mit Hilfe von Frau Schreier und deren Beistand veranstaltet hatte, ging sie mit einem Zollstab von Schrank zu Schrank und stellte alle Möbel um. Eines Tages überraschte sie ihren Enkel mit der Frage, ob seine Mutter wohl etwas dagegen hätte, wenn man die Bücher verkaufte.

„Um Himmels willen, Ohmi, die sind ja ihr größter Schatz. Lieber alles andere."

„Klaus, du weißt wohl nicht, wie gräßlich schwer die alten Dinger sind. Für die Hälfte von dem Geld, was der Transport kostet, könnte deine Mutter beim Antiquar neue kaufen. Der Umzug wird ohnehin schon recht teuer."

„Warum sollen wir denn umziehen?"

„Weil deine Mutter nicht länger allein bleiben kann. Sie geht hier zugrunde. Zu Haus hätte ich eine so nette Wohnung für sie. Und —" fügte sie mit etwas gedämpfter Stimme hinzu — „es wäre auch eine gute Gelegenheit, um Tinette loszuwerden."

Klaus begann heftig mit den Augen zu zwinkern und sagte: „Da wären wir aber alle sehr traurig. Wir haben uns so an Tinette gewöhnt."

„Ihr Kinder müßt nicht zuerst an euch denken. Eure arme Mutter läßt sich in ihrer Gutmütigkeit immer so ausnutzen. Zahlt denn der alte Emingen Pension?"

„Soviel ich weiß, ja."

„Es sähe ihm eigentlich nicht ähnlich. Früher stand er im Ruf, seine Rechnungen schuldig zu bleiben. — Jedenfalls so geht's nicht weiter! In der Engigkeit müßt ihr alle verkommen."

„Wenn dich die Engigkeit stört, Ohmi," begann Klaus mit furchtbar brummiger Miene, „bald wird hier mehr Platz. Denn ich gehe sehr wahrscheinlich fort."

„Aber doch erst nach deinem Examen?"

„Nein. Eigentlich wollte ich dir's noch nicht sagen, aber du wirst es ja doch in den nächsten Tagen erfahren. Ich werde nämlich geschaßt."

„O Gott! Was hast du denn gemacht?"

„Die Lehrer behaupten, ich hätte die Autorität untergraben."

„O Gott, o Gott! Du armer Junge!" Vor Schreck war Ohmi auf einen Stuhl gesunken. Nun richtete sie sich wieder auf, und während sie mit gefalteten Händen, steil dasitzend, die bekümmerten Augen auf ihren Enkel richtete, dachte sie: ‚Da haben wir die Bescherung! Autorität untergraben. Rebellion.' Wahrscheinlich hatte er eine geheime Gesellschaft gegründet. So einen Verschwörerbund. Womöglich die Staatsform umstürzen! — Der unglückliche Junge! — sie hatte es ja vorausgesagt.

„Was hast du dir nur dabei gedacht?"

„Ich habe mir gar nichts dabei gedacht, war nur wütend über die Ungerechtigkeit."

Zorn über die Ungerechtigkeit. Das war's! Ohmi verstand das im Grunde so gut. Aber es war trotzdem ein schreckliches Unglück. „Weiß es denn deine Mutter schon?" fragte sie wieder nach einem längeren Schweigen.

„Sie hat es schon vor einigen Wochen erfahren."

„Was soll denn nun mit dir geschehen?"

„Ich komme schon durch!" sagte Klaus trotzig. „Jedenfalls — wenn sie mich schassen — auf eine andere Schule gehe ich nicht. Ich nehme eine Stellung als einfacher Arbeiter an, und wenn ich mir etwas Geld erspart habe, gehe ich nach drüben."

„Nach Amerika?" Ohmis erfinderischer Geist sann gleich auf Hilfsmittel und Wege. „Ich könnte mal an Onkel Eduard schreiben. Der hat in Illinois große Kupferminen. Da könntest du vielleicht ankommen."

„Wenn du so freundlich sein wolltest . . ."

„Herzlich gern. Aber ist es denn schon ganz sicher, daß sie dich schassen?"

„Ich weiß nicht. Mutter wollte schon mit dem Direktor sprechen. Aber — —"

„Deine Mutter versteht das nicht," sagte Frau von Barnewitz in sehr bestimmtem Ton. „Sie ist eine viel zu weiche Natur. Ich werde hingehen."

*

Der Gott der Bücher schien sich an Frau von Barnewitz auf ihre alten Tage rächen zu wollen, denn das Schicksal verschlug sie immer wieder in Räume, die reichlich damit ausgestattet waren. Aber in dem Amtszimmer des Direktors war man wenigstens durch Glasscheiben vor ihnen geschützt. Überhaupt machte der Raum in seiner Höhe und Kahlheit einen sehr wohltuenden Eindruck auf Ohmi, ebenso wie sein Bewohner selbst, bei dessen stattlicher Figur von Gardemaß sie dachte, der Mann hätte Hofprediger werden müssen.

Sie hatte vorher ihre Karte hereingeschickt. Um aber den Zweck ihres Besuchs zu erklären, sagte sie, daß sie die Großmutter des unglücklichen Klaus von Immhof sei.

„Ja," sagte der Direktor und schien dabei seine blau angelaufenen Hände zu waschen. „Der Fall geht uns sehr nahe. Beschäftigt uns nun schon seit Wochen. Ein so begabter und fleißiger Schüler. Aber Sie müssen sich in meine Lage versetzen, gnädige Frau. Als Schulleiter darf ich nicht dulden —"

„Nein! Ich gebe Ihnen vollkommen recht," unterbrach Ohmi ihn. „Rebellion darf nicht geduldet werden. Die Autorität muß aufrechterhalten werden, auch mit den schärfsten Mitteln." Und Ohmi hörte Gewehrsalven krachen und sah Haufen tumultuierender junger Burschen flüchten. „Für eine alte Offiziersfrau versteht sich das von selbst. So schmerzlich es auch ist."

„Nicht wahr!" sagte der Direktor, angenehm überrascht. Und die Wagschale mit dem strengen Urteil über den Schüler von Immhof neigte sich bedenklich nach unten.

„Aber nun müssen Sie sich auch in meine Lage versetzen, Herr Direktor. Ich fühle mich für den Jungen verantwortlich. Er muß es doch wohl irgendwoher haben. Und von seinem Vater? Nein, dem kann man alles mögliche nachsagen. Aber gegen staatliche Autoritäten hat er sich nie vergangen. Dazu hatte er gar nicht das Kaliber. Der Junge hat's von meiner Familie. Wir Wiemkens können uns nun mal nicht beugen. Und dann die unruhigen Zeiten natürlich —"

„Gerade weil augenblicklich die Begriffe von Zucht und Autorität so gelockert sind —"

„Muß ein Exempel statuiert werden. Und der Anführer muß dran glauben. Anführer war er ja wohl?"

„Wenigstens ging der Schritt von ihm aus."

„Natürlich. Er voran. So sind wir Wiemkens. Immer an der Spitze und die andern hinterher. Manchmal auch nicht."

Etwas beunruhigt sah Ohmi auf die sich waschenden und immer noch blauen Hände. Wenn er doch nur damit aufhören wollte! Er schien ja der reine Pilatus zu sein.

„Ja, Herr Direktor, was ist da nun zu tun? Wir beide haben den besten Willen und wissen keinen Ausweg. Obwohl man auch wieder bedenken muß, daß aus jugendlichen Revolutionären manchmal die besten Staatsbürger werden. Ich meine nicht meinen Ahn, den Klaus Ede Wiemken. Der hat seine Tat am Galgen gebüßt. Aber mein Großvater, ein Achtundvierziger, er wurde in contumaciam zum Tode verurteilt. Und später ist er Minister geworden. Das sollte man doch auch bedenken."

„Gewiß. Wir wollen Ihrem Enkel ja auch nicht seine Karriere unterbinden. Er kann immer noch auf eine andere Schule —"

„Das tut er nicht. Wenn er nicht bleibt, geht er nach Amerika. Entweder oder. Und darin gebe ich ihm auch vollständig recht. So hart es auch für seine arme Mutter ist. — Überhaupt, wenn ich mir vorstelle, wie die sich damit abfinden soll. Ich hatte es ja kommen sehen. — Wie weit sind denn die Pläne des Jungen gediehen? Hat er schon was zur Ausführung gebracht?"

„Von dem Brief, den er an mich geschrieben hat, werden Sie wohl wissen?"

„Ich weiß gar nichts. Aber wenn Sie so freundlich sein wollten, mir den Brief mal zu zeigen —"

Ohmi mußte sich den größten Zwang antun, um den Brief ordentlich und hintereinander zu lesen. Immer wieder schweiften ihre unruhigen Augen über die Seiten, um das zu finden, was sie suchte: Geheimbünde, Verschwörungen und Umsturzpläne. Nachdem sie endlich seinen Inhalt aufgenommen hatte, sagte sie: „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen, Herr Direktor. Das ist doch ein ganz vernünftiger und harmloser Brief."

„Verzeihung! Sind das nicht im höchsten Maß ungehörige Ausdrücke? Gestatten Sie!"

Und der Direktor las ihr einige Sätze, die besonders die Entrüstung des Lehrerkollegiums erregt hatten, vor. ‚Wenn er sitzt, sieht er längst nicht mehr so gut aus,' dachte Ohmi. ‚Die Stattlichkeit liegt wohl mehr in seinen Beinen.'

„Gewiß, ja. In der Form hat sich der Junge vergriffen," stimmte sie etwas zerstreut zu. „Er war wohl sehr aufgeregt. Hat denn dieser Herr Professor Schmerfing —"

„Schmerling," verbesserte der Direktor.

„Hat der wirklich soviel von Politik gesprochen?"

„Allerdings — ich kann nicht leugnen —"

„Und dieser Schüler — wie heißt er? Sind dessen Arbeiten denn wirklich so schlecht?"

„Das müssen wir erst noch nachprüfen."

„Die Tatsachen scheinen also zu stimmen."

„Auf die kommt es aber nicht an, sondern auf die beleidigende Form."

„Natürlich! Ja. — Nämlich — mein Mann ist eine ganze Reihe von Jahren Oberst der Uhlstädter Dragoner gewesen. Da ist mehr als einmal so ein hitzköpfiger Leutnant zu ihm gekommen und hat sich über einen Vorgesetzten beschwert, in Ausdrücken, die waren nichts weniger als einwandfrei. Mein Mann hat dann jedesmal gesagt: ‚Lieber Herr von Dingsda, ich bin heute ein bißchen schwerhörig, und Sie scheinen mir ein bißchen aufgeregt. Kommen Sie ein andermal wieder.' — Wissen Sie, was ich mit dem dummen Brief gemacht hätte, Herr Direktor?" Ohmi riß ihn ruhig mitten durch.

„Aber das geht doch nicht!" sagte der Direktor händeringend. „Der Brief gehört zu den Akten."

„Ach was, der Brief gehört in den Papierkorb."

„Wenn Sie glauben, auf diese Weise die Sache aus der Welt zu schaffen! Sie haben sie nur verschlimmert."

„Sind Sie denn nicht der Ansicht, daß mein Enkel entlassen werden muß?"

„Bis jetzt war ich vielleicht geneigt, Milde walten zu lassen . . ."

„Das freut mich zu hören," sagte Ohmi rasch und erhob sich. „Mit den anderen Herren werde ich selbst sprechen. Ich danke Ihnen, Herr Direktor."

Und ehe der verblüffte Herr noch etwas erwidern konnte, war er entlassen. Wenigstens machte es ganz den Eindruck.

‚Da schlag' doch 'ne Bombe drein,' dachte Ohmi, während sie, mit der eisernen Zwinge ihres Spazierstocks gegen die Steinstufen stoßend, die Schultreppe hinunterstieg. ‚Aber wir wollen doch mal sehen!'

Ans Wunderbare grenzte es nun, wie sie beinahe von einem Tag auf den andern eine Menge Bekannte in dieser ihr bis dahin doch fremden Stadt ausfindig machte. Allerdings beschränkte sie sich durchaus nicht auf ihre Kreise. Wenn sie, mit Frau Schreier als Adjutant, Besorgungen machte, so warf sie die Brandfackel in sämtliche Läden. Ein solcher Fall müsse alle Eltern, die einen Sohn auf der Schule hatten, aufs höchste beunruhigen. Sie hoffe ja noch immer, daß er einen Ausgang nähme, wie er für alle Beteiligte nur erwünscht sei. — Denn sonst — Was aber die Lehrer anging, so ließ Ohmi keinen aus, besuchte selbst den Zeichen- und den Gesangslehrer. Teils mit Liebenswürdigkeit und teils mit Grobheit, hier als die Frau Oberst von Barnewitz und dort als die Nachkommin des Rebellenführers Klaus

Ede Wiemken, bald an das Mitgefühl für die arme Mutter appellierend und bald durchblicken lassend, daß es außer dem Lehrerkollegium noch höhere Instanzen gäbe, verfocht sie ihre Sache, und ihre Besuche bildeten in den nächsten Tagen auf dem Schulhof den Gegenstand eifriger Unterhaltungen.

Die Überzeugung, daß es für das Ansehen der Anstalt am vorteilhaftesten sei, wenn man die Sache durch ein mildes Urteil möglichst rasch aus der Welt schaffte, gewann immer mehr Anhänger. Eines Tages wurde Klaus wieder vor die Lehrerkonferenz geladen, und nachdem der Direktor ihm noch einmal sein Sündenregister vorgehalten hatte, verkündete er ihm, daß man es diesmal noch beim consilium abeundi bewenden lassen wollte.

Frau von Barnewitz konnte diesen Triumph der genesenen Christa gewissermaßen als Heimkehrgeschenk überreichen. Deren Freude wäre noch ungetrübter gewesen, wenn sie nicht mit einigem Bangen die andere Aussprache erwartet hätte.

Die äußeren Vorteile der Übersiedelung waren so unwiderlegbar, daß man über sie am besten schwieg. Aber konnte sie ihr sagen, daß sie bei aller Liebe zu ihrer Mutter sich durch ihre Gegenwart bedrückt fühlte? Und nicht nur durch ihre, sondern durch die ganze geistige Atmosphäre der Stadt, in der sie ihre Kindheit verlebt hatte und die nun wie ein verlassener und überwundener Abschnitt ihres Lebens hinter ihr lag. Es wäre lächerlich gewesen, davon zu sprechen. So sprach sie denn von diesem und jenem, was ihr selbst nicht einleuchtete, und hörte schon kleinlaut die erdrückenden Gegengründe ihrer Mutter. Doch es machte die Sache noch schwerer, daß die sonst so beredte Ohmi von ihrem Rüstzeug gar keinen Gebrauch machte, sondern nur ihre mageren, welken Hände auf die der Tochter legte und traurig sagte, Christa müßte es ja am besten wissen. Sie hätte es sich nur so schön gedacht, für sich und auch für Ohpi, der sich doch manchmal recht einsam fühlte und sich nach ein bißchen Jugend und Fröhlichkeit sehnte. Aber wenn Christa nicht wolle — Einsamkeit sei ja das Los des Alters. Und sie müßte sich fügen.

Das Gespräch versiegte, kaum daß es begonnen, wie das verglimmende Abendlicht. Und danach saß Ohmi in ihrer Sofaecke, ganz still und regungslos und fern, von Dunkelheit umsponnen.

Und Christa fühlte ihren Willen wie eine drückende Schuld. Was sie hoffte und plante, war so vage, wie draußen der graue Schein. Und doch konnte sie nicht anders und mußte ihrem Stern folgen.

Im romanischen Café saß Alfred mit seinem alten Schulfreunde, dem Kunstschüler Hermann Keßler und dem Bildhauer Mielitz zusammen. Die drei suchten nach einem Gedanken für ein Kostümfest, das die Kunstschüler planten.

Der Bildhauer, ein engbrüstiger, ziemlich strapazierter Sachse mit hektisch rotem Gesicht und einem gewaltigen Adamsapfel, saugte an dem heruntergebrannten Ende einer Zigarette, das er an einem Zahnstocher zwischen den Zähnen hielt, während er mit seiner schaufelähnlichen Linken winkte, daß ihm soeben ein Einfall käme.

„Wenn's hier keene Auswahl gibt," sagte er, „gehn wir doch in'n Kosmos. Fürs Kosmische hat's Publikum immer noch was übrig. Wie wär's denn mit den Marsbewohnern?"

„Nicht schlecht. Aber was haben die Marsbewohner für Kostüme?" Niemand wußte darüber näher Bescheid. Man ließ den Mars fallen.

„Mir würde etwas Exotisches am meisten zusagen," nahm Keßler das Suchen wieder auf. Er träumte von blauer Südsee, Dattelpalmen, Wäldern voller Kolibris und schreienden Affen. Vor dem Krieg auf einer Weltreise begriffen, war er vier Jahre lang in Chile gefangen gewesen und hatte erst nach abenteuerlichen Irrfahrten den Weg in die Heimat zurückgefunden.

Während die drei noch berieten, trat die Freundin Keßlers, Inge Maurer, an den Tisch. Sie arbeitete in ihres Vaters Fabrik und war wegen ihres großen Gehalts für Mielitz ein Gegenstand hoher Verehrung. Über ihrer Erscheinung lag der Hauch zarter Blondheit, und die etwas forsche Sicherheit, mit der sie den dreien die Hand gab, schien weniger ihrer Natur angemessen, als gewählt, um ihre Schüchternheit zu verbergen.

Man wiederholte die durchgesprochenen Vorschläge und fragte sie um ihre Meinung. Auch sie gab dem Exotischen den Vorzug, meinte aber, das Wichtigste sei, daß man den Damen genügend Spielraum für ihre Kostüme ließe. Es müßte etwas gefunden werden, was die einfachsten wie die reichsten Toiletten ermöglichte.

„Dann schlage ich vor: Vom Feigenblatt bis zur Krinoline," sagte Alfred.

Man lachte. Nur würde man damit leider bei der Polizei kein Glück haben.

Während die beiden andern weitersuchten, wandte Inge sich an ihren Freund. Sie hatte eine gute Nachricht für ihn. Ein Onkel von ihr wollte von seiner Mutter eine Zeichnung anfertigen lassen, und sie hatte ihren Freund vorgeschlagen. Der Onkel war



Die lange Reise. Gemälde von F. C. Robinson

auch einverstanden. Hermann sollte nur einen Preis bestimmen, der natürlich nicht allzu hoch sein durfte.

„Sehr nett von dir, aber — ich kann das leider nicht machen. Fühle mich nicht sicher genug. In einem Jahr vielleicht."

„Wenn's nicht gefällt, könntest du ja immer noch verzichten."

„Bedauere."

Je eifriger das Mädchen auf ihn einsprach, desto mehr vertiefte sich in dem frischen, hübschen Gesicht des jungen Mannes der eigensinnige Zug. Schließlich gab er seiner schlanken Gestalt einen Ruck und sagte: „Nun höre schon endlich auf. Ich will die Zeichnung gern machen. Aber erst muß ich mehr können. Pfuscherarbeit liefere ich nicht."

„Ich verstehe dich nicht. Verstehn Sie den Standpunkt?" wandte sie sich an Meisel.

Ehe dieser antworten konnte, versicherte Mielitz, daß er ihn ganz und gar nicht verstände. In diesen lausigen Zeiten dürfte man einen Auftrag nicht von der Hand weisen.

Nach einer Weile erhob sich Inge. Sie sei nur wegen dieser Nachricht ins Café gekommen und habe noch Besorgungen zu machen. Sie mochte hoffen, daß Keßler sich ihr anschließen werde. Statt seiner sprang Mielitz auf, der plötzlich ebenfalls einen eiligen Weg hatte.

„Wetten wir," sagte Alfred, „daß unser ‚Ginstler' jetzt deiner Freundin vorschlägt, die alte Dame modellieren zu lassen?"

„Meinetwegen."

„Warum bist du eigentlich zu dem Kind so garstig?"

„War ich das? Ich hab's gar nicht gemerkt. Ich finde sie reizend."

„Und sie ist so verliebt. — Du solltest sie heiraten."

„Ich denke auch gerade ans Heiraten!" fuhr sein Freund ihn an. „Wenn ich erst verheiratet bin, bin ich gebunden."

„Die erste Ehe ist nur eine Durchgangsstation."

„Ich denke anders."

Mißmutig erhob sich Hermann. Aber im Augenblick, als die beiden das Café verließen, sagte er: „Jetzt sind wir über das verdammte Fest noch immer nicht im reinen. Wie wär's mit der Südsee?"

„Südsee liegt in der Luft. Nur ist es ein bißchen einfach."

„Vielleicht: Südseefahrt — Südseeinsel. — Alles nicht lustig genug."

„Nennen Sie's doch Südseekitsch," sagte Alfred.

„Das ist das Richtige."

Und im Atelier angekommen, wiederholte Hermann: „Südseekitsch finde ich glänzend."

Alfred hatte sich auf den Diwan geworfen. Seine Situation war aschgrau und stank wie der Qualm seiner Zigarette.

Mit seinen Bildern war er vergeblich von Kunsthändler zu Kunsthändler gezogen. Man fand die Sachen talentvoll, originell, aber — entweder war man in seinem Nest zurück, oder weit vorausgewesen. In Berlin jedenfalls galt als neuester Schlager etwas Uraltes: „Können." — „Bonne peinture" usw. Die smartesten Kunsthändler sprachen wie Akademiegreise.

Ein Glück, daß er diesen Schulkameraden getroffen hatte. So wohnte er wenigstens umsonst. Alfred hegte für seinen Freund die herzlichste Verachtung, und das war der Grund, warum er so trefflich mit ihm auskam. Dieser blonde Simpel, der mit dem Fleiß einer Spinne strichelte, würde eines Tages das „Können" haben und war doch nur ein Abschreiber der Natur. Aber man würde seine Bilder kaufen, während er — —

So ging's nicht weiter. In seiner Verzweiflung hatte Alfred angefangen, für Witzblätter zu zeichnen. Aber das erzielte Honorar langte kaum für die Mahlzeiten. Man sollte wahrhaftig lieber Lithograph werden, um selbst die braunen Lappen zu fabrizieren. Aber auch das kostete Geld. Geld — Geld — Geld — das umschwirrte ihn wie ein Mückenschwarm.

Tausend Mark, dann waren alle Schwierigkeiten behoben.

Gegen Ersatz der Unkosten wollte ein Kunsthändler ihm seine Räume zur Verfügung stellen. Eine einzige Besprechung in einer größeren Zeitung — dann würden seine Eltern schon aufhorchen. Aber wie die erzielen?

Einige Tage später berichtete Keßler, daß „Südseekitsch" allgemeinen Beifall gefunden und daß man ihm die Oberleitung des Festes übertragen hätte. Er hätte angenommen unter der Bedingung, daß man Alfred beim Ausmalen der Räume helfen ließ.

Für die beiden brach nun eine tatenreiche Zeit an. An der Ausschmückung der Räume beteiligte Alfred sich nur wenige Tage. Als einer der Professoren an seinem Entwurf Korrekturen vornehmen wollte, kam es zu einem heftigen Wortwechsel, der von der einen Seite im hitzigen Polterton und von der andern mit höhnischer Überlegenheit geführt wurde. Aber wenn Alfred seinen Gegner aus dem Felde stach, er merkte doch, daß die Kunstschüler zu ihrem Lehrer hielten, und zog sich von der gemeinsamen Arbeit zurück. Es gab anderes, was ihm mehr Freude machte.

Die verschiedenartigsten Materialien



mußten angeschafft, Verkaufsstellen für die Karten eingerichtet, Abmachungen mit Wirten, Weinhändlern, Kapellmeistern, Verleihinstituten und allen möglichen Leuten getroffen werden. Als Söhne tüchtiger Geschäftsleute, die sie waren, entdeckten die beiden bei dieser Gelegenheit ihr kaufmännisches Talent. Es machte ihnen Freude, über Summen, die sich auf Tausende beliefen, disponieren zu können. Sie waren den ganzen Tag auf den Beinen, und wenn sie einen besonders günstigen Abschluß zustande gebracht hatten, freuten sie sich, als wäre es ihr eigner Nutzen.

Am Abend vor dem Fest kam Hermann nach Haus mit der Meldung, daß alle Karten verkauft seien. Er hatte die letzten Gelder von den Verkaufsstellen einkassiert.

„Wieviel?" fragte Alfred.

„Vierundzwanzig, es können auch fünfundzwanzig sein. Ich wollte sie noch abliefern, aber die Bank war schon geschlossen. Na, hier liegen sie ja sicher."

Dabei schleuderte er die Aktentasche mit dem Geld auf ein Wandbort, blickte ihr nach und sagte: „Wenn man ein Lump wäre, könnte man sich jetzt gesund machen. Wer will mir nachweisen, ob ein Tausender fehlt?"

Als die beiden sich einige Zeit später auskleideten, hatte Alfred seinen Entschluß gefaßt. Dies war die Gelegenheit!

Wann war ihm zuerst der Gedanke gekommen? Doch solcher Gedanken Ursprung verliert sich wohl im Dunkeln.

Schon einmal war eine ähnliche Versuchung an ihn herangetreten, als ein Lieferant ihm gewisse Prozente anbot, wenn er den Zuschlag bekäme. Damals hatte Alfred voller Entrüstung diese Tatsache seinem Freund mitgeteilt, und sie hatten eine andere Firma gewählt. Jetzt aber war er entschlossen. Er mußte. Ein Ausnahmemensch wie er mußte jedes Mittel zu seiner Selbsterhaltung ergreifen. Nur tausend Mark! Später würde er sie mit Zinseszins zurückzahlen. Und wenn nicht: wen schädigte er? Irgendeinen Fonds.

Auf der andern Seite des Raumes, wo hinter dem Wandschirm das Bett seines Freundes stand, brannte immer noch Licht.

„Schläfst du noch nicht? Dreh doch ab!" schrie Alfred ungeduldig.

„Gleich — zwei Minuten —" klang schlaftrunken die Stimme zurück.

Hermann addierte die auf einem kleinen Zettel notierten Einzelposten zusammen. Die Gesamtsumme betrug dreiundzwanzigtausend und etliche Mark. Um sicher zu gehen, rechnete er noch einmal nach. Das Ergebnis stimmte. Nachdem er sorgfältig seinen Zigarettenstumpf ausgedrückt hatte — sonst hatte er keine Angst vor Feuer, aber heute — machte er dunkel. Kaum hatte er sich in die richtige Lage gebracht, als er auch schon einschlief.

‚Vor dem Eßtisch der große Sessel — dann rechts halten — dann links am Waschtisch vorbei — mehr als zehn Schritte können es nicht sein — hoffentlich fasse ich nicht lauter falsche Scheine. —'

Hatte er Furcht? Jedenfalls war er furchtbar aufgeregt. Er merkte es daran, daß er die Uhr so laut wispern hörte. Um seine Nerven zu erproben, streckte er ein Bein aus dem Bett. Die verworrene Vorstellung, er müßte sich aus einem brennenden Schiff in eiskaltes Wasser stürzen, ließ ihn wieder zurücksinken.

Warum Experimente? Wenn's Zeit war, würde er alles erstaunlich ruhig und sicher ausführen. Er mußte ohnehin noch lange warten. Von zwölf bis vier ist Diebeszeit. Kindheitserinnerung . . . Gut, wenn ein bißchen Mondschein käme. So ein kleiner, feiner Diebslaternenmondschein.

Er schloß die Augen, um zu warten. Auf einmal fuhr er hoch und hätte beinahe geflucht. Heller Tag draußen!

Aber es war der Mond. Unverschämt grell. Und unverschämt laut alles. Nein, dies Tacken kam von dem irrsinnig gewordenen Pendel in seinem Brustgehäuse.

Übrigens beschien der Mond nur einen Teil des Raumes. Die Wand mit dem Bort lag im Dunkel. Schöner konnte es gar nicht sein.

‚Raus mit euch!' kommandierte Alfred die widerspenstigen Glieder. ‚Raus mit dir, du — Lump!' entglitt es ihm. Auf dem Bettrand sitzend, die Füße gegen den kalten Boden gestemmt, die Hände zwischen die Oberschenkel gepreßt, mußte er plötzlich dran denken, daß der da drüben auch dies Wort gebraucht hatte: „Wenn ich ein Lump wäre —" ‚Was für eine dürftige Gradlinigkeit! Wie bequem! Ich hab's weniger bequem. — Nun zeig', wer du bist!'

Da stand er aufrecht, reckte und streckte sich und ging, etwas schwankend, steif, aber sonst gelassen, zwischen Tisch und Stuhl, am Waschtisch vorbei zu dem Bort. Nahm die Tasche, die nur mit einem Druckknopf geschlossen war, herunter und wühlte in den teils losen, teils gebündelten Scheinen, indem er einige mit zynischem Behagen zwischen seinen Fingern rieb.

‚Ich darf's!' dachte er, von seiner Kraft wie berauscht, ‚denn ich kann's! Und ich muß es, weil ich ein Ausnahmemensch bin.' War

das nicht eigentlich ein altes Klischee? Hatte das nicht schon einmal jemand gebraucht?

‚Hund, greif doch zu! Wenn Keßler aufwacht! Aber der wacht nicht auf! Der wacht nicht auf! Hahaha,‘ lachte es in ihm, ‚ich könnte mich mit der Tasche auf sein Bett setzen, und der gute Kerl würde nicht aufwachen.‘

Verdammt! — Beinah wäre ihm die Tasche entglitten, während der Gedanke ihn überfiel, wie gemein er das Vertrauen seines Freundes mißbrauchte.

‚Pack' zu!‘ kommandierte er noch wütender. Doch wenn er es wollte, schlug jedesmal ein Gedanke wie ein Nagel in sein Hirn. ‚Ruhig!‘ mahnte er. ‚Jetzt mal einen Augenblick ganz ruhig. Ich muß ins Helle gehn, kann doch nicht so auf gut Glück eine Handvoll herausgreifen.‘ Aber während mit kaltem Angstschweiß ihm alle Kraft entwich, fühlte er, daß er die wankenden Beine kaum bewegen konnte, und hörte die gutmütige Stimme eines Onkels, eines versoffenen, alten Schiffers, sagen: „Et geiht nich, und et geiht nich.“

Da drückte Alfred das Schloß der Tasche zu und warf sie aufs Bort zurück. Dann stand er, keuchend, als wäre er von einem ungeheuer hohen, schwindligen Turm hinuntergestürzt, in einem doch sehr sanften Fall, und würde unten aufgefangen und gehalten von Hunderten sich ihm entgegenstreckender Arme, denen er in wunderbar gelindem Sinken sich überließ — bis plötzlich ein Schlag von hinten ihn in die Tiefe schleuderte.

In diesem Augenblick, als sein Atem vor Schreck aussetzte, hörte er sein Keuchen.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte Hermann. Ohne zu antworten, schüttelte Alfred die Hand von seiner Schulter.

‚Er hat alles gesehen, aber es ist mir gleich,‘ dachte er und taumelte zum Waschtisch. Während er aus der Karaffe Wasser in sein Glas goß, krächzte er: „Rasender Durst.“

„Du gießt ja alles daneben, Mensch!“

Plötzlich lag das Atelier in grellem Licht. Alfred stand in einer großen Wasserlache.

Während Keßler den Blick vom Boden über Alfred weg zum Bort hinaufgleiten ließ, sagte er: „Eine nette Schweinerei.“

Kannegießer — mit diesem Namen wachte Alfred am nächsten Morgen auf. Aber um den Namen drängten sich auch alle Ereignisse der Nacht. Wie lange mochte Keßler hinter ihm gestanden haben? Jedenfalls hatte er ihn schon mit der Aktentasche in der Hand gesehn. Aber wenn er sich unterstehn sollte, auch nur die leiseste Anspielung zu machen —

Hermann stand mit entblößtem Oberkörper am Waschtisch.

„Du bist ja schon so früh auf!“

„Allerdings!“

Etwas im trocknen Ton dieser Antwort versetzte Alfred in rasende Wut, krampfte sein Inneres zur Abwehr zusammen. ‚Schon gut!‘ dachte er. ‚Fang nur an!‘ Während er sich noch ankleidete, sah er, wie sein Freund die Aktentasche vom Bort nahm und die Scheine zu zählen begann.

„Wieviel?“

„Dreiundzwanzigtausend und sechzig Mark.“

‚Dreiundzwanzig? Hatte er gestern nicht von vierundzwanzigtausend gesprochen? Denkt er vielleicht, ich hätte einen genommen? Denkst du das wirklich? Sprich doch aus, was du denkst!‘ flackerte es in Alfreds Augen, die herausfordernd immer wieder zu dem Freund hinüberirrten.

Der verzehrte stumm, zerstreut, offenbar mit etwas Schwerem beschäftigt, sein Frühstück. Seine erste Äußerung war, daß er jetzt auf die Bank gehen wollte. Aber anstatt sich zu erheben, sah er Alfred ernst, erwartungsvoll an, den bei diesem Blick neue Wutschauer durchzitterten. ‚Hab' doch Courage! Sag', ich soll die Taschen umkehren. Wühl' mein Bett durcheinander! Wo mag ich den Tausender nur versteckt haben?‘

„Also — ich bin gleich wieder da,“ sagte Hermann zögernd und ging.

‚Ganz sicher scheint er seiner Sache nicht zu sein,‘ dachte Alfred, der ihm höhnisch nachsah. Aber kaum war er einige Augenblicke allein, als er zusammenfiel. Die Augen mit der Hand beschattend, starrte er auf sein nächtliches Erlebnis, als sänke er in schwarze Traumwirrnis zurück . . .

Auf dem Wege zur Bank hatte Keßler wieder die Frage des Berufswechsels in sich gewälzt. Bei seinen Besprechungen hatte er gelegentlich einen Farbenfabrikanten gefragt, ob er nicht eine Stellung für ihn wüßte, und zu seiner Überraschung hatte dieser geantwortet, wenn er Lust hätte, könnte er sofort bei ihm eintreten.

Lag hier nicht die Lösung des ganzen Zwiespalts? Seine Neigung zu Inge saß tiefer, als er sich zugestanden. Was ihn gestört, war der Gedanke, daß seine Liebe allzu eng mit pekuniärem Interesse verkuppelt war, und die Furcht, er würde, wenn er auf den Vorschlag von Inges Vater einginge, in Abhängigkeit von seiner zukünftigen Frau geraten. Anders war's, wenn er später, aus einer sicheren Position, in die Fabrik eintrat. So hatte er sich entschlossen, das Angebot des Farbenfabrikanten anzunehmen.

Heute mittag sollte die entscheidende Verhandlung stattfinden.

Nun aber bedrückte ihn mit ganzer Schwere der Abschied von seiner Kunst. Das Bedürfnis nach freundschaftlicher Teilnahme bedrängte ihn. Er wollte mit Alfred über alles sprechen. Aber der Freund schien heute seinen bösen Tag zu haben. So verharrte Hermann in Schweigen und unentschlossenem Brüten, während Alfred das Gefühl hatte, ihm säße ein Mensch mit geladenem Revolver gegenüber, höbe den Arm, ließe ihn wieder sinken, richte von neuem die Waffe auf ihn und drückte doch nicht ab.

Plötzlich erhob Keßler sich, dachte: ‚Warum spreche ich nicht? Ich will ja nicht seinen Rat. Was er sagt, kann mich nicht irremachen. Ich bin meiner Sache völlig sicher. Möchte nur — — Aber wozu dann drüber reden?‘ Und Alfred, der einen Moment lang etwas wie das Knacken eines Hahnes gehört hatte, fühlte das marternde Schweigen von neuem.

Aber da durchblitzte ihn die Erkenntnis, daß sich hinter dem, was ihm wie eine beabsichtigte Folter erschienen war, die ihm das Geständnis abzwingen sollte, etwas anderes verbarg: Keßler wollte sprechen, brachte es aber nicht über sich! Er schämte sich für den Freund! — Das war die tödliche Kugel.

Hermann reichte ihm die Hand, zögernd, als müßte er sich dazu überwinden. „Leb' wohl!"

„Auf Nimmerwiedersehn!" flüsterte Alfred, nachdem der andere die Tür geschlossen.

In aller Hast packte er seine Sachen zusammen, gab dem Portier ein Trinkgeld und bat ihn, ein Auto zu besorgen. Er müsse verreisen.

Nachdem er seine Koffer am Bahnhof untergestellt hatte, sprang er in einen Omnibus. In einer anderen Welt stieg er aus. Die hohen Häuserkästen mit ihren schillernden Fassaden, ihren dicht gereihten Balkons und Fensterchen glichen aufeinandergetürmten Vogelkäfigen. Laden lag neben Laden. In den Schaufenstern sah man vor den ausgehängten Preistafeln kaum die Waren. Alles war von gröberem Stoff. Über dieser Welt schwebte nicht wie über der im Westen die Devise: Eitelkeit und Vergnügen, sondern Sorge.

Irgendwo im vierten Stock entdeckte Alfred ein Schild: „Zimmer zu vermieten." Es war schmal wie ein Handtuch. Auf dem schwarzen Ripssofa lagen gehäkelte Deckchen und ein Kissen: „Nur ein Viertelstündchen." Darüber hing ein imitierter Gobelin mit einem pausbäckigen Trompeter. Die Wand gegenüber zierte ein Brautkranz unter Glas. Alles in allem eine Umgebung, von der Alfred früher behauptet hatte, wer darin leben könne, verdiene nicht den Namen Mensch.

Jetzt saß er unter dem pausbäckigen Trompeter, atmete auf wie ein entsprungener Sträfling, dachte: ‚Lieber in dem Loch verrecken, als noch einmal Hermann oder einem aus unserm Kreis unter die Augen kommen.‘

★

In den ersten Tagen nach der Operation hatte Christa sich gewünscht, dem Ehepaar Wiedemann nie wieder zu begegnen. Dieser Wunsch ging, wie so mancher, den wir später bereuen, in Erfüllung. Bald nach ihrer Rückkehr aus dem Krankenhaus siedelte die Familie nach Berlin über, wo Herr Wiedemann bei der Gesellschaft, für die er sein erstes Filmmanuskript geschrieben hatte, eine Stellung als „Hausdichter" bekam.

Etwas später reiste Klaus dorthin.

In Anbetracht seiner vorzüglichen schriftlichen Arbeiten, wenn betreffs seiner moralischen Reife auch ernste Bedenken bestanden — so ungefähr hatten die Worte des Direktors gelautet —, war dem Oberprimaner von Immhof das mündliche Examen erlassen worden.

Er wollte auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg sich auf seinen zukünftigen Beruf vorbereiten. Die Regierung setzte ihm ein monatliches Stipendium von 50 Mark aus, dem sein Großvater eine kleine Summe hinzufügte. Bei einer befreundeten Familie konnte er umsonst wohnen, von irgendeinem wohltätigen Verein erhielt er Marken für unentgeltliches Mittagessen. So brauchte er nur noch für Frühstück, Abendessen, Wäsche, Kleidung und Kolleggelder zu sorgen — und das war sein Glück, denn sonst hätte der junge Mann wahrhaftig nicht gewußt, was er mit seinen zahlreichen Moneten anfangen sollte.

Die beiden Mädchen machten zu Ostern ihr Examen als Handelsschülerinnen.

Tinette war am Vorabend von einem heftigen Unwohlsein befallen worden, dessen Ursache, Sitz und Wesen allerdings im Dunkel blieben. Es trat aber doch so heftig auf, daß sie bestimmt glaubte, am nächsten Morgen nicht aufstehn zu können. Christa löffelte ihr etwas Klosterlikör ein. Diese bewährte Medizin und die Erwägung, daß ihr schließlich nichts Schlimmeres passieren könne, als daß sie durchfiel, führte allmählich eine Besserung herbei.

Während Annemarie am nächsten Morgen noch rasch einige Lehrsätze der Nationalökonomie repetierte, überlegte Tinette sich, ob sie das Dunkelblaue oder das Mausgraue

mit dem kleinen Ausschnitt anziehn sollte. Sie wählte schließlich das zweite und hatte damit das richtige getroffen. In strahlender Laune kehrte sie heim und erzählte, es wäre sehr nett gewesen.

Hinterher sagte Annemarie unter vier Augen zu ihrer Mutter: „Eigentlich war's ein Skandal. Gewußt hat sie nischt. Aber die alten Knacker haben ihr die Antworten nur so in den Mund geschmiert. Wenn du etwa denkst, Mutter, es ginge auf dieser Welt alles mit rechten Dingen zu, dann irrst du dich gewaltig."

Dank den Verbindungen ihres Vaters erhielt Tinette in Rudolstadt eine gut bezahlte Stellung bei einem wissenschaftlichen Verlage. Bei ernstem Streben konnte sie es dort in einigen Jahren zur Direktrice bringen, hatte der Kammerherr an Christa geschrieben. Trotz dieser glänzenden Aussichten fuhr sie ungern nach Rudolstadt. Sie wäre viel lieber mit Klaus nach Berlin gereist.

Die Aussichten Annemaries waren weniger glänzend. Auf eine Anzeige hin bewarb sie sich um die Stellung eines Tippfräuleins bei der Landespolizei und erhielt sie. Da sie bei ihrer Mutter wohnen blieb, reichte das Gehalt gerade aus.

So war Christas Haushalt auf einmal um soviel kleiner geworden, und sie selbst um manche Sorge erleichtert. Sie zeigte sich dankbar dafür, indem sie gute Grundsätze faßte. Sie wollte von nun an alle Träume und Torheiten unterlassen, sich nur den beiden Kleinen widmen und als tüchtige Hausfrau wirken. Um gleich einen guten Anfang zu machen, entließ sie die Stundenfrau.

Diese nickte nur: „Schön, gnädje Frau!", stellte den Besen beiseite, band die Schürze ab und verschwand. Zu ihrem Mann aber sagte sie später: „Die Frau wird sich vielleicht wundern."

*

Klaus, dem in seinem Drillichanzug und mit den ungewohnten Holzpantinen nicht ganz wohl und etwas nach Maskerade zumute war, stellte sich vor, indem er gleichzeitig jedesmal eine kleine Verbeugung machte. Die Arbeiter und Lehrlinge nannten ihrerseits ihre Namen, einige den Nachnamen, andere den Vornamen. Mancher tat auch einen kurzen Griff an seine Mütze. Der Arbeiter, an den er sich zuletzt wandte, ein bärbeißig dreinschauender, etwa vierzigjähriger Mann mit einer alten Artilleristenmütze auf dem runden Wendenschädel, fragte ihn, was er gelernt hätte.

„Ich bin heute als Lehrling eingetreten," sagte Klaus. „Ich studiere auf der Technischen Hochschule."

„Techniker sind Se? Denn wer'n Se woll allens besser wissen?"

„Wieso?"

„Techniker wissen allens besser. Aber verstehn dhun se nischt. Un arbeeten wollen se ooch nich," brummelte der Arbeiter und ließ Klaus stehn.

Der Meister kam angelaufen und brachte die roten Kommissionszettel mit den Aufträgen. Lehrlinge schleppten Holzmodelle herbei, auf welche der Mann mit der Artilleristenmütze die Zahl der herzustellenden Stücke notierte. Da und dort lagen auf dem Boden kleine rauchende Erdhaufen, die von Lehrlingen auseinandergeharkt wurden. Andere schaufelten Sandhügel aufeinander. Von Zeit zu Zeit füllte einer der Arbeiter damit sein Sieb und schüttelte den Inhalt in einen der Formkästen, der das Modell enthielt. Wenn dieses mit einer dünnen Sandschicht bedeckt war, wurden der Steiger und der Einguß hineingestellt, der Kasten gefüllt und mit dem Stampfen begonnen.

Da sich im Augenblick niemand um Klaus bekümmerte, beschränkte er sich aufs Zusehn. Er hatte die Prozedur des Formens oft genug in seinen Büchern der Erfindung beschrieben gelesen, so daß sie ihm nichts Neues bot. Ihn überraschte nur die primitive Einrichtung dieses engen Raumes. Nirgendwo war etwas von maschinellem Betrieb zu sehen, alles war Handarbeit, Siebe, Schaufeln, Stampfer die einzigen Werkzeuge. Man konnte sich gut ein paar hundert Jahre zurückversetzt denken, wo die Formen für die ersten gußeisernen Röhren kaum anders hergestellt sein mochten.

Aber vor ihm die gewaltige Halle der Gießerei zeigte in blendender Tageshelle das Gesicht des zwanzigsten Jahrhunderts und seinen tosenden Lärm. Das Brausen des Gebläsewindes aus den Kupolöfen, dieser gleichmäßige, dumpfe Sturm wurde zerhackt, durchkreischt, überdonnert von dem mißtönenden Getöse der durch Preßluft getriebenen Meißel und Stampfer. In einem der Siemens-Martin-Öfen fand gerade ein Abstich statt. Ein weißglühender Eisenstrahl von Armesdicke schoß aus dem Innern des brodelnden Vulkans und ergoß sich, einen Sprühregen blitzender Sterne umherspritzend, in einen tonnenartigen Behälter, in dem schwarzberußte, nacktarmige Arbeiter mit ledernen Schurzfellen vor der Brust und Ledergamaschen an den Beinen, die Augen durch dunkle Gläser gegen die feurige Lohe geschützt, mit Stangen herumstocherten, um die an der Oberfläche sich bildenden Krusten abzuschlacken. Kaum war der Behälter gefüllt, als auf die Zurufe der Arbeiter der

hoch unter dem Glasdach in einem Kasten sitzende Kranführer Brücke und Laufkatze herandirigierte, die mit ihren Stahlpranken die Tonne umklammerten und an ihren Bestimmungsort trugen.

Noch stand Klaus in diesen Anblick versunken, als er die Stimme des Mannes mit der Artilleristenmütze vernahm: „Sie, Franz aus Neuruppin, wat stehn Se so? Sie strecken ja die Neese in de Luft wie'n pensionierter Jeneral. Wollen Se nich en bißken arbeeten?"

„Geben Sie mir nur was zu tun."

„Wat is'n det?" fragte der Arbeiter und führte Klaus vor eine Reihe der an der Wand liegenden Boxe.

„Sand," antwortete Klaus.

„Ach ne? Jk habe jedacht, det is Streuzucker. Wat denn for Sand?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Sehn Se woll, Franz aus Neuruppin, dat Se nischt wissen. Passen Se mal uff. Det hier is Ellricher Sand und det is Hallescher Fettsand und det —" Eine Sorte nach der andern nannte der Vorarbeiter seinem Lehrling und sagte dann, er solle eine Schaufel nehmen.

„Haben Se mal ne Schaufel in de Hand jehabt?"

„Ich denke doch."

„Denn nehmen Se immer ne Schaufel voll von det Zeug und schütten Se det uffenander. Un wenn't stoobt, könn'n Se't 'n bißken anfeuchen. Vastehn Se?"

Franz aus Neuruppin tat, wie ihn geheißen. Als er aber mit einem reichlichen Guß aus der Gießkanne die Wolken von Staub zu vertreiben suchte, schrie ihn der Arbeiter an: „Franz, sind Se varrückt? Jk habe jesagt: 'n bißken anfeuchten. Un Se machen 'ne Überschwemmung. — Nu schütten Se mal det Sieb voll un streuen Se den Sand iber die Form. Sehn Se, die Form ha'k abjestäubt. Det is feinster Blitenstoob. Det sieht so leichte aus. Aber det will allens jelernt sind."

Um seinen Eifer zu beweisen, hatte Klaus einen tüchtigen Berg in dem Sieb angehäuft. Nun er das Sieb umklammert hielt, riß es ihn förmlich herunter. Keuchend gab er seinem Körper einen Ruck und noch einen. Der Berg oben zerteilte sich, aber unten fiel nichts heraus. Die andern Lehrlinge, die ihn heimlich beobachteten, grinsten.

„Junger Mann aus Neuruppin," nahm der Arbeiter wieder das Wort, „haben Se mal wat Kleenes im Arm jehabt? Jk meene, hat Ihre Mutter Ihnen mal en kleenet Briderchen anvertraut, dat Se det in Schlaf wiejen? Sehn Se mal, so missen Se det machen. — Immer sachte wiesen. Nu machen Se det mal 'ne Viertelstunde."

Aber nach einigen Minuten erklärte Klaus, er müsse sich erst verschnaufen.

„Det Briderchen is Ihnen wohl zu schwer? Keene Midigkeit vorschützen, Franz. Immer wiejen. Immer so sachte weck. Det will allens jelernt sind. — Nu könn'n Se zur Abwechslung mal 'n bißken stampfen. Det sieht so leichte aus, is aber nich. Nich zu doll un nich zu sachte, immer jleichmäßig. Wenn Se zu doll stampfen, denn kotzt det Eisen hinterher, un wenn der Sand zu lose is, denn jibt et Blasen. Det will allens jelernt sind. Un manch eener lernt det nie ..."

Klaus, der das erste Semester an der Hochschule hinter sich hatte und nun die Ferienmonate benutzte, um bei Borsig einen Teil seines praktischen Jahres zu erledigen, hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß nicht nur die Schullehrer ihre Eigenheiten haben. Sein augenblicklicher Lehrmeister hier gehörte offenbar zu der Sorte von Pädagogen, die der Ansicht sind, daß der ihnen anvertraute Zögling sich in einem Zustand gelinder Idiotie befinde, aus dem er erst durch ihre Hand zum Menschen geformt werden müsse. Sonst aber war er nicht der schlechteste.

Die neue Tätigkeit in dem „Saftladen", wie die Arbeiter ihren Betrieb nannten, versetzte ihn anfangs in einen Zustand dumpfer Betäubung. Nach kurzer Zeit schmerzten ihn alle Muskeln, Sehnen und Gelenke, und er konnte, wie ein Arbeitskollege ihm prophezeit hatte, seine Knochen einzeln numerieren.

Jeden Morgen, ehe der Tag graute, riß der Lärm des Weckers ihn aus tiefstem Schlaf. Er schwang sich aufs Rad und fuhr durch die dämmernden Straßen des Westens und den Tegeler Forst nach seiner Arbeitsstätte, legte jeden Nachmittag denselben weiten Weg zurück, um sich dann nach gierig verschlungenem Abendessen in sein Bett fallen zu lassen. Allmählich aber gewöhnte er sich an die „Knochenarbeit", und sein Zustand war nicht ohne Behagen, gemischt aus körperlicher Ermüdung und tiefer Ausgeruhtheit des Geistes. Seine Gemütsverfassung ähnelte in dieser Zeit, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, sehr der seiner Arbeitskollegen und war eine Art grimmiger, stolzer Zufriedenheit mit dem Gefühl unverdienten Zurückgesetztseins auf ihrem Grund: eine Gemütsverfassung, wie sie zu allen Zeiten den Handarbeiter gegenüber dem Geistesarbeiter, den Kaufmann im Laden gegenüber dem im Kontor, den Mann am Ruder gegenüber dem über der

Seekarte, den Frontsoldaten gegenüber dem Generalstäbler beseelt, und die aus dem Bewußtsein kommt, daß er es eigentlich sei, der die wahre Arbeit leiste, während der andere den besten Teil seines Gewinnes einstreiche.

Mit seinen neunzehn Jahren lebte Klaus in dieser Zeit wie ein einsiedlerischer Mönch, und an allem, was die Jugend lockt und verführt, was die Litfaßsäulen mit ihren Programmen, die Kinotheater mit ihren bunten Plakaten, die glänzend erhellten Restaurants und Dielen an großstädtischen Genüssen anpriesen, nahm er so wenig teil, als wenn er auf irgendeinem Dorf gelebt hätte.

Sein Sonntagsvergnügen bestand darin, daß er bis gegen Mittag schlief, dann an seine Mutter oder Tinette schrieb und nachmittags einen Spaziergang machte, wo er auf der Straße in seinem blauen Cheviotanzug, der von seiner Konfirmation herstammte und ihm immer noch etwas das Aussehn eines Konfirmanden gab, manchem Vorübergehenden dadurch auffiel, daß er auf seiner schmächtigen Knabenfigur einen so strengen und vergeistigten Kopf trug.

In den Abendstunden aber tat er etwas, was er mit einer kleinen Selbstverachtung, da er sich verpflichtet und doch unfähig fühlte, ein Buch zu öffnen, Dösen nannte. Dann betrachtete er die Bilder seiner Mutter und seiner Geschwister und nahm später aus seinem verschlossenen Koffer ein anderes Bild. Und wenn er davor saß und es betrachtete, dann lag auf seinem von einem harten Meißel aller jugendlichen Unbestimmtheit entkleideten Gesicht der weiche, träumerische, in seiner Sehnsucht so glückliche Ausdruck eines verliebten Jungen.

Tinettes Briefe klangen immer etwas traurig: Sie langweilte sich in Rudolstadt und hatte große Sehnsucht nach Klaus. Die Arbeit in dem wissenschaftlichen Verlag gefiel ihr gar nicht. „Zu viel Fremdwörter," gestand sie, „und Fremdwörter finde ich gräßlich." Und ihr Papa war zu Hause gar nicht so nett und guter Laune wie in Gesellschaft. „Tante Regina" — das war die Hausdame — „führt aber auch ein etwas zu strenges Regiment," schrieb sie. „Sie sorgt ja rührend für Papa und paßt auf, daß er nichts Schädliches genießt. Wenn nur das Schädliche nicht immer am besten schmeckte! Manchmal drücken wir uns heimlich, und Papa traktiert mich dann in einer Konditorei. Er ist hier mein einziger Courmacher."

Sie langweilte sich offenbar furchtbar in der kleinen Stadt, und aus all ihren Briefen klang Sehnsucht nach Klaus.

So wenn sie schrieb: „Heute las ich, daß in den nächsten Tagen die Premiere der neuen Revue stattfindet. Stell' Dir nur vor, ich könnte mit Dir zusammen hingehen. Natürlich auf den Bums. Oder wie nennt man die Galerie? Wäre das nicht himmlisch?"

Einem kaltsinnigeren Leser dieser Briefe hätte vielleicht geschienen, daß der Sehnsucht nach dem Freunde ein klein wenig Sehnsucht nach der Großstadt beigemischt sei. Aber Klaus, der verliebte Neunzehnjährige, las nur die Worte: „Mit Dir."

*

Eines Herbstabends nun, als gerade die ersten elektrischen Mondkugeln ihren altväterlichen Urahn am Himmel verschwinden und sein bescheidenes Licht über Wälder und Auen, Kleinstädter und Bauern scheinen ließen, für die es gerade ausreichen mochte, an einem solchen Herbstabend gelang es nun doch einem der Plakate an den Litfaßsäulen, die Blicke des jungen Asketen an sich zu ziehen. Er entdeckte in ziemlich großen Buchstaben den Namen Wiedemann. Nicht gerade in den allergrößten, auf andere Namen war entschieden mehr Druckerschwärze verwandt worden. Immerhin war auch für diesen noch ein wenig von dem kostbaren Ruhmesbalsam übriggeblieben, und unter dem Bild einer in Anbetracht des Frostwetters recht dünn bekleideten Dame stand deutlich zu lesen: Manuskript Oskar Wiedemann.

Da hatte Klaus den Einfall, seinen alten Freund Hellmuth zu besuchen.

Die Tür öffnete die picklige Minna — nein, nicht mehr die picklige: ihr Gesicht ähnelte jetzt einem bläßlichen Kuchen ohne Butter und Rosinen. Hatte sie etwa Ohmis Rezept benutzt? Überhaupt präsentierte sie sich höchst herrschaftlich, in weißem Häubchen und Tändelschürze. Aber ihr Lächeln war noch von der alten, zutraulichen Vergnügtheit, während sie ihm die Hand hinstreckte und im schönsten Berlinisch sagte: „Der junge Herr von Immhof, herrjeh! Haben Sie ooch nach Berlin jemacht? Das is recht. Legen Sie ab! — Ein' Augenblick!" unterbrach sie sich und drehte die Flamme über dem weißlackierten Garderobenständer an. „Es muß allens seine Richtigkeit haben. Fein, was?" Sie wies auf einen scharlachroten Fußbodenteppich. „Haben wir uns erst vorigte Woche zujelegt. Na, überhaupt, Sie werden staunen, wie wir uns herausjemacht haben, seitdem der Herr beim Kientopp is."

„Großartig!" bewunderte der höfliche Klaus. „Aber Sie selbst auch! — Die Brosche!"

„Hat mir mein Schatz jeschenkt. Herr Wiedemann, Besuch!" schrie sie, die Tür aufreißend.

„Besuch sollen Sie doch in den Salon führen!“ knurrte eine Stimme zurück.

„Da is der Klavierfritze.“

Der Segen des Kientopps sprang dem Besucher sozusagen ins Gesicht, mit den Klubsesseln, dem riesenhaften Schreibtisch, den Kelims an den Fenstern, der Perserbrücke auf dem Diwan. Noch immer wucherten überall Bücher, alte, ehrwürdige auf den Borten, aber die auf dem Schreibtisch und den Stühlen glichen nicht mehr den früheren und erinnerten mit ihren bunt kolorierten Umschlägen an die ausgezogene Dame auf dem Litfaßplakat.

Wiedemann hatte die Zeitung sinken lassen, klemmte sein Einglas ins Auge und musterte, nach einer Schwenkung seines Drehstuhls, mißmutig den Besucher, dem er dadurch Zeit ließ, auch seinerseits ihn zu betrachten. Bis auf die Hausjacke und die kamelhaarenen Schuhe hatte er schon Abendtoilette gemacht, und sein Frackhemd zierten zwei gar nicht ganz kleine Perlen. Die Falten seines energischer gemodelten Gesichtes von bräunlicher Blässe, wie sie Menschen eigen ist, die mit dem Schlaf geizen, hatten sich vertieft und gaben ihm ein bewußteres und beherrschteres Aussehn.

Diesem Mann von Erfolg gegenüber fühlte Klaus unwillkürlich Respekt, und er beeilte sich, sein Eindringen zu entschuldigen. Kaum aber hatte er seinen Namen genannt, als Wiedemann aufsprang, ihn mit der alten, bezaubernden Herzlichkeit begrüßte, Platz nehmen hieß und Zigarren- und Zigarettenkisten herbeischleppte, während er immer wieder seiner Freude über den Besuch Ausdruck gab, sich nach seiner Mutter, an die er so oft denken müsse, erkundigte und fragte, wie es denn in dem alten, verschlafenen Spießernest aussähe.

Klaus hatte eben begonnen, Bericht abzustatten, als die Tür aufgerissen wurde und Hellmuth hereinstürzte. Ein Blatt schwenkend und ohne von seinem Freund Notiz zu nehmen, keuchte er: „Also der junge Mensch dringt ins Zimmer, ergreift eine Axt —“

„Willst du nicht —?“

„Ach doch, bitte, nicht unterbrechen! — Der junge Mensch dringt ins Zimmer, ergreift eine Axt am Kamin, will eben dem Alten den Schädel zerschmettern, als der in die Knie bricht: ‚Mein Sohn!‘ schreit er — da fällt dem die Axt aus der Hand —!“

‚Um Himmels willen,‘ dachte Klaus, ‚hatte sich das etwa soeben zugetragen?‘

„Eine Axt?“ fragte Wiedemann, zweifelgequält, und bohrte seine Faust ins Auge. „Wie kommt eine Axt auf den Kamin?“

„Was soll's sonst sein? Ein Feuerhaken?“

„Nein, nein, eine Axt! Nur müssen wir sie motivieren. — Sonst aber — ich glaube — das ist —“

Mit verlorenem Blick, wie im Halbtraum schritt Wiedemann an die Heizung, nahm von der Holzverkleidung eine längliche Kristallvase, drehte sich plötzlich um und erhob, während ein Ausdruck höchster Wut seine Züge verzerrte, das Pseudomordinstrument über einer imaginären Persönlichkeit.

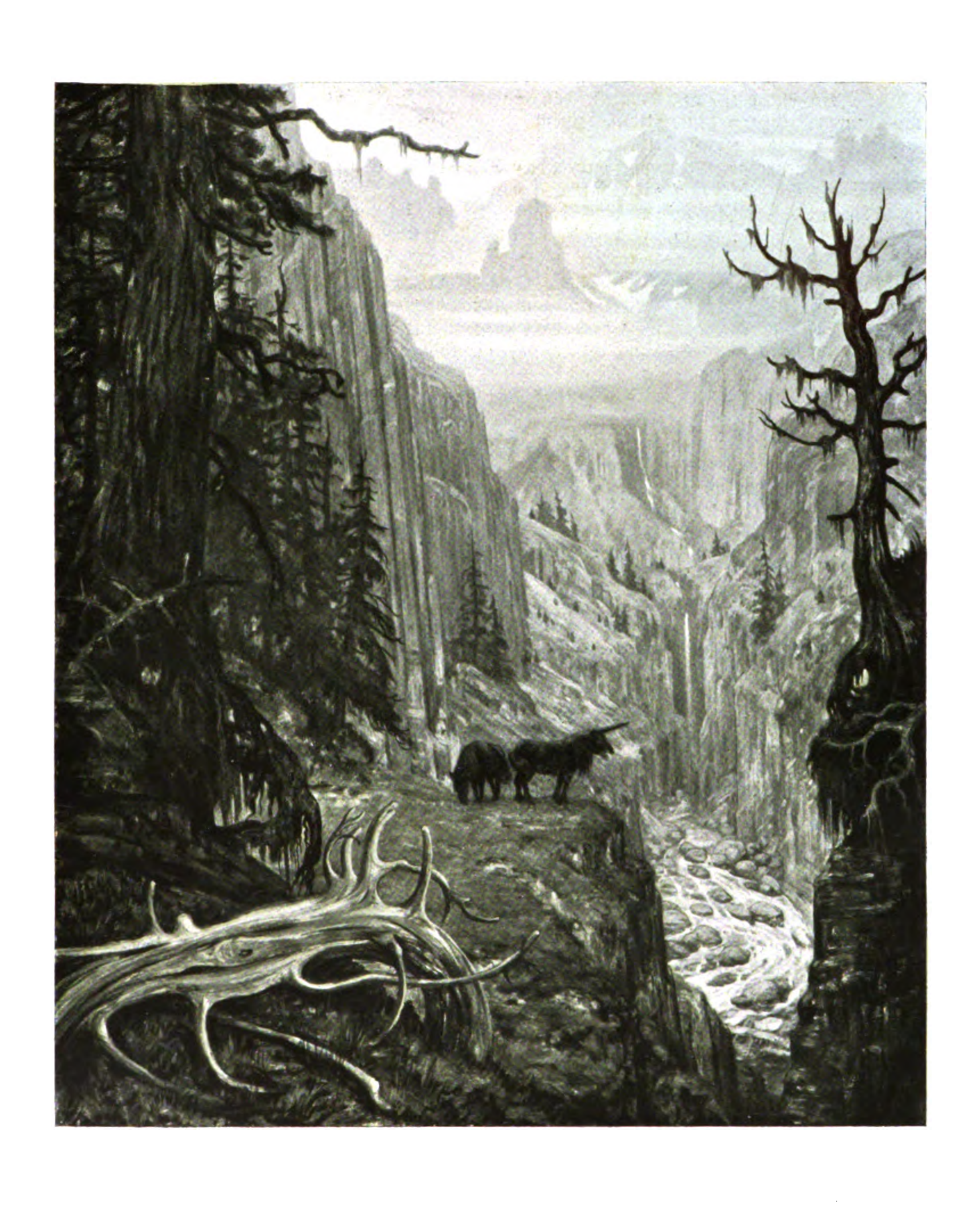
„Großaufnahme! — Herrlich! — Das ist — wirklich — die Lösung. Bravo, mein Sohn! Bravo! Das hast du gut gemacht. — Aber nun begrüße erst mal deinen Freund. Ein Prachtmensch ist er geworden, unser Hellmuth,“ wandte er sich an Klaus. „Früher war er doch ein so trockener Geselle, der nur seine Bücherkataloge im Kopf hatte. Aber seitdem er mir beim Film hilft, entwickelt er eine Phantasie! Ich möchte nur wissen, wo Mama bleibt?“

„Sie ist doch im Verschönerungsinstitut.“

„Seit drei Uhr! Das kann doch unmöglich vier Stunden dauern. Na, wenn's nur wenigstens ein bißchen hilft,“ seufzte Wiedemann und forderte die beiden jungen Leute auf, wieder Platz zu nehmen. Dann fiel ihm ein, daß Klaus unbedingt heute abend zur Premiere seines neuen Films mitkommen müsse. Seine Loge sei zwar schon gedrängt voll, aber irgendwie werde sich schon ein Plätzchen finden.

Aus der Unterhaltung mit Vater und Sohn erfuhr Klaus, daß Wiedemann in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit beim Film sich bereits einen bedeutenden Namen gemacht hatte. Vom „Hausdichter“ war er zum „Großautor“ aufgestiegen. Von allen Seiten kamen Bestellungen, manchmal sogar telegraphisch, als wenn er die fertigen Manuskripte nur so auf Lager hätte. Um den Anforderungen zu genügen, half die ganze Familie, indem sie die Bücher auf brauchbare Filmmotive untersuchte. Besonders Hellmuth war darin Meister, der, wenn er im Zug war, zwei bis drei Romane an einem Tage konsumierte.

Bald darauf kamen auch Kaspar, der ewige Quartaner, und das Nesthäkchen Bella herein. Die ganze glückliche Familie war nun versammelt, mit Ausnahme von Frau Wiedemann. Minna kam mit der Meldung, daß das Abendessen bereit stände. Immer ungeduldiger wurden die Fragen nach Mama. Wiedemann, nervös mit seinem übergeschlagenen Bein wippend, brummte: „Vier Stunden! Unglaublich! In der Zeit kann man ein ganzes Haus anstreichen.“ Endlich schellte



Land der Sage. Gemälde von Hans Stadelmann

es, und alle atmeten auf. Aber da kam Minna wieder und sagte, die gnädige Frau ließe die Herrschaften in den Salon bitten.

Nach einem kleinen Gebrumm über diesen Unsinn folgte Wiedemann seinen Kindern, um an der Schwelle des Salons geblendet zurückzufahren. In der Mitte des Raumes stand, gelehnt an einen der neu gekauften Seidenfauteuils, lichtübergossen, denn sie hatte große Illumination hergestellt, Frau Wiedemann, aber was für eine Frau Wiedemann! Eine aus den Schaumwellen des Verschönerungsinstituts wie neugeboren entstiegene und dem Reich der Unwirklichkeit angehörige Erscheinung.

Ihr kurzes, gewelltes Haar zeigte goldene Lichter von dem seidigen Glanz ihres goldbraunen Kleides, das sie beinahe schlank erscheinen ließ. Die nicht zu verbergende Üppigkeit ihrer Waden hatte sie sorgfältig hinter dem Fauteuil versteckt. Um ihren tief entblößten Hals schlang sich eine Doppelschnur von Perlen, ebenso imitiert und ebenso echt wirkend wie die strahlend weiße Haut darunter. Das etwas maskenhafte, aber sehr hoheitsvolle Lächeln auf ihrem faltenlosen, perlmutterbleichen, nach der Mitte der Wangen zu jedoch rosa überhauchten Gesicht mit dem scharlachroten, herzförmig geschnittenen Mund, den aus mystisch violetten Höfen unergründlich und erschreckend groß strahlenden Pupillen und den schlanken, geschwungenen Brauenbögen darüber gab ihr das Aussehen von etwas sehr Fremdartigem und Exotischem.

Die Kinder machten auf der Schwelle des Salons „Ah“ wie beim Anblick eines brennenden Christbaumes. Wiedemann aber — machte einige Schritte in den Salon, verbeugte sich tief und fragte: „Verzeihung meine Gnädigste, mit wem haben wir die Ehre?“

Seine Frau drehte sich mit der wiegenden Grazie einer Vorführungsdame um sich selbst und sagte: „Na, gefalle ich dir?“

„Gefallen ist überhaupt kein Ausdruck. Du bist ein Gedicht.“

„Hält das nun lange vor?“ fragte Kaspar.

Aber über die Haltbarkeit der Prozedur wurde nicht weiter verhandelt. Wenn die Familie nicht ihres Oberhauptes Ehrenabend versäumen wollte, war es höchste Zeit zum Aufbruch. — — —

Klaus hatte den Dichter gewissermaßen im Rausch der Flitterwochen angetroffen. Sehr bald nach diesem Abend aber sollte Wiedemann erkennen, daß seine neue Ehe mit dem Film, wie die mit so mancher reichen Frau, auch ihre Schattenseite hatte.

Vielleicht hätte dies Leben ihn schon um seiner Neuheit willen für eine Weile befriedigt, wenn nur nicht — Aber dies „nur nicht“ — war so törichter und unwirklicher Natur, daß man eigentlich gar keinen Gedanken daran hätte verschwenden dürfen.

Frau Wiedemann war von jeher eifersüchtig gewesen. Und anfangs hatte diese hadernde Liebe ihrem Mann geschmeichelt. Erst als sie anfing, ihn mit Dienstmädchen, Ladenfräulein, allen möglichen untergeordneten Wesen zu verdächtigen, bat er sich aus, sie möge doch wenigstens etwas würdigere Objekte wählen.

Bei der Übersiedelung nach Berlin hatte es zwischen dem Ehepaar eine ernste Auseinandersetzung gegeben. Wiedemann erklärte seiner Frau, daß er von jetzt ab beruflich gezwungen sei, mit jener Gattung von Damen, die in ihren Augen gefährlicher als Fliegenpilze waren, zusammenzukommen und auch auf Gesellschaften zu gehen, in denen ein etwas freierer Ton herrsche, als sie gewöhnt sei.

Frau Wiedemann hatte Besserung gelobt, nicht nur ihrem Mann, sondern, was wichtiger war, sich selbst. Und um ihr Selbstvertrauen zu heben, hatte sie nun diesen köstlichen Jungbrunnen entdeckt. Vor jeder Gesellschaft unterzog sie sich der furchtbar strapaziösen Behandlung, ließ durch stundenlange Massage mit weißem Fettschaum und durch heiße Benzoedämpfe allen Alltagsstaub von ihrem Gesicht entfernen, ließ sich mit Eisbeutelchen schlagen und in feuchte Bandagen wickeln und die Krähenfüße, Stirn- und Mundfalten mit Wachs glattplätten, ließ die Augenbrauen auszupfen und in die Pupillen Belladonna träufeln, und Wangen, Mund und Wimpern bemalen und alles mit vielerlei Puder bestreuen, bis aus der Alltagsfrau Wiedemann die jugendlich elegante Weltdame geworden war. Und welche Weltdame hätte sich wohl mit so spießbürgerlichen Regungen wie Eifersucht abgegeben!

Aber es kam sehr bald die Zeit, wo Frau Wiedemann die Erfahrung machte, daß auf die schimmernde Rüstung kein Verlaß war.

Bei Tisch beherrschte sie sich gewöhnlich krampfhaft, um nicht nach ihres Mannes Platz zu sehen. Aber wenn sie seine dunkelwarme Stimme vibrieren hörte — was für ein höllisches Feuer ergoß sich dann in ihr Herz! Und dann nach aufgehobener Tafel — nun zuerst wurde ihr noch eine kleine Gnadenfrist gegönnt, während der die Herren sich um die Tische mit Zigarren und Likören drängten. Aber einmal kam mit der Bestimmtheit eines unabwendbaren Schicksals

der Augenblick, wo eine dieser verhaßten Katzen, deren entblößter Rücken sich so beutelüstern schlängelte, um ihren Mann herumstrich. Bisher hatte sie immer in den Bühnenkünstlerinnen die Kerntruppe ihrer Feindinnen gesehen, aber diese Filmstars waren ja weit ärger. Schließlich wurde sie von ihrer Qual überwältigt, stand plötzlich vor ihrem Mann und sagte mit rauh belegter Stimme, sie fühle sich nicht wohl.

„Willst du schon nach Haus?“

„Kommst du nicht mit?“

„Selbstverständlich — sofort!“

Niemals sagte er nein, aber der kurze, bedauernde Blick, den er vielleicht seiner Nachbarin zuwarf, genügte, um ihren Verdacht zu rechtfertigen.

Gewöhnlich gab es schon im Auto eine heftige Szene.

Schließlich kam es immer wieder zur Versöhnung, denn nach Entladung des Gewitters bereute die im Herzen gutmütige Frau ihren Ausbruch und gelobte Besserung. Aber Wiedemann fand allmählich immer weniger Geschmack an den Freuden der Geselligkeit und verzichtete gegen Ende des Winters ganz darauf. Er fühlte sich müde, zermürbt und enttäuscht in jeder Hinsicht. Es kamen Stunden, wo er sich inbrünstig nach seinem früheren Leben zurücksehnte, nach dem Leben eines armseligen „Lumpensammlers“ und Königs.

*

Da soeben ein Platzregen niedergegangen war, hatten sich die Zeitungsverkäufer unter Torbögen und auf Treppenstufen geflüchtet. Nun warfen sie sich, das eben erschienene Blatt in der Hand schwenkend, mit verdoppeltem Geschrei in das von überall her wieder zuströmende Gewühl.

Einem der großen Zeitungsgebäude gegenüber hatte Alfred Schutz vor der Nässe gefunden. Obwohl er zu eben dieser Stunde dorthin bestellt war, rührte er sich doch nicht, sondern starrte gedankenverloren in das Straßentreiben. Er dachte, wie mannigfaltig und abgestuft nach Qualität und Preis die leiblichen Speiseanstalten seien. Ihren geistigen Hunger aber stillten alle, der Chauffeur auf dem Bock wie der Herr im Auto, mit demselben Groschenblatt. Wär's doch lieber umgekehrt. Bekämen wir für zehn Pfennige alle dasselbe Mittagessen!

Alfred hatte einen bösen Winter hinter sich, und solche Essensgedanken beschäftigten ihn nicht das erstemal. Traurig betrachtete er seine Schuhe. Ihr Glanz hatte ihm soviel Mühe gekostet. Jetzt sahen die Schmutzbespritzten doppelt schäbig aus. Sein Vertrauen zu Bluff und Äußerlichkeiten hatte sich mit der Zeit in das finstere Mißtrauen verwandelt, daß, wenn man ihm erst seine schlimme Lage anmerkte, er rettungslos verloren sei. Deshalb hungerte er lieber, als daß er sein Äußeres vernachlässigte. Und bis auf die Schuhe, den abgegriffenen Hut, eine leichte Unsauberkeit der Wäsche hatte seine Kleidung durch sorgfältige Schonung halbwegs die alte Eleganz bewahrt. Nur der etwas raubtierhafte Ausdruck auf seinem abgemagerten Gesicht ließ ahnen, daß er nicht nur heitere Tage und sorglose Nächte hinter sich hatte. Aber damit fiel er nicht weiter auf; es gab unter den Passanten hunderte solcher Gesichter.

Statt den Lift zu benutzen, stieg er langsam die Treppen hinauf. Vielleicht aus Feigheit, um die Frist vor der Entscheidung noch zu verlängern, vielleicht aus einer Art selbstquälerischer Neugier, um seine Gedanken zu kontrollieren.

Im dritten Stock bog er in einen langen Gang ein. Junge Mädchen, jüngere und ältere Herren rannten an ihm vorbei. Beinahe jeder warf ihm einen raschen, gleichgültigen Blick zu, und jeder schien in seinem Gesicht etwas von der Wichtigkeit zu verraten, welche die Zugehörigkeit zu diesem Hause verlieh. Selbst die blassen Zeitungsjungen mit ihren geflickten Hosenböden zeigten diesen Ausdruck.

Nachdem Alfred einen Zettel mit seinem Namen und Anliegen ausgefüllt hatte, wurde er in ein Sprechzimmer geführt. ‚Die Entscheidung!‘ zwängte es sich aus seiner zusammengeschnürten Brust. ‚Entscheidung? Glückt's, dann glückt's, und wenn nicht, dann mache ich noch längst keinen Sprung zum Fenster hinaus. Es gibt noch viele — hunderte Wege. Schlimmstenfalls —‘ Aber die zusammengepreßten Zähne zermalmten den aufkommenden Gedanken. Nein, das nicht!

Alfred wollte lieber vor die Hunde gehen, als vor seinen Eltern zu Kreuz kriechen. Bis heute hatte er allen Versuchungen widerstanden, heute aber spielte er so etwas wie eine letzte Karte aus. Er war seiner Wirtin zwei Monate Miete und „Auslagen“ schuldig. Wenn er nicht endlich zahlte, wurde er hinausgesetzt.

Im Augenblick, als sich die Tür öffnete, heiterte sein finsteres Gesicht sich auf. Mit sorgloser Nonchalance streckte er dem eintretenden jungen Mann die Hand entgegen.

„Na, da bin ich mal wieder. Bringe Ihnen einige mondäne Sachen. Vielleicht glückt's diesmal besser. Hatte ein paar recht hübsche Einfälle.“

„Das sollte mich freuen,“ erwiderte der andere mit höflicher Zurückhaltung.

„Wenn man nur mehr Zeit hätte! Aber, wissen Sie, die großen Arbeiten — ehe man sich davon losreißt —"

Es gelang den unsicheren Händen nicht gleich, die doch nur lose gebundenen Schleifen der Mappe zu lösen. In seiner Nervosität begann Alfred wieder von der schon öfter erwähnten Ausstellung seiner Bilder zu schwatzen, die demnächst stattfinden werde. Der andere schien nicht recht darauf hinzuhören, sondern sagte endlich mit kaum hörbarem Spott: „Darf ich Ihnen vielleicht behilflich sein?" Aber gerade hatten sich die Schnüre gelöst.

„Also sehen Sie mal, bitte! Famos — was?"

„Gestatten Sie!" erwiderte der andere trocken und nahm ihm das Blatt aus der Hand.

‚Nur nicht so überlegen, du!' knirschte Alfred im stillen. ‚Wie lange ist es her, daß du in derselben Misere gesteckt hast wie ich?'

Stillschweigend, ohne eine Miene zu verziehen, legte jener ein Blatt nach dem andern aus der Hand und fragte schließlich: „Was wäre Ihre äußerste Forderung?"

Alfred nannte kühn einen Preis. Der junge Mann rundete die Lippen. „Sehr viel. — Nun, ich will mit Herrn Doktor sprechen." Und verschwand.

Alfred schritt auf und ab: Wellenkamm hinauf, Wellental hinab, von brausender Hoffnung emporgerissen, von dumpfer Furcht hinuntergeschleudert.

Endlich öffnete der junge Mann wieder die Tür, ölglatte Undurchsichtigkeit auf seinem Gesicht, aber noch während er die Klinke in der Hand hielt, sagte er: „Leider —"

Alfred lehnte sich lächelnd gegen einen Stuhl, und nur ein ganz kurzer Griff an seine Stirn verriet das schwarze Schwindelgefühl, das ihn überkam.

„Leider," sagte der junge Mann, „können wir von den drei Zeichnungen eine nicht gebrauchen. Sie paßt nicht in unser Format. Aber die beiden anderen sind recht hübsch. Wir bieten Ihnen dafür —"

„Ah nein, ah nein!" Alfred schleuderte in gespielter Entrüstung seinen Hut auf den Tisch, obwohl der Preis ungefähr seiner Erwartung entsprach. „So billig können Sie mich nicht haben. Mindestens muß ich —"

Der junge Herr in seiner Vornehmheit schien gegen nichts solchen Widerwillen als gegen Handeln zu empfinden, erklärte aber schließlich, er wolle nochmals mit dem Herrn Doktor sprechen. „Könnte ich nicht selbst —?"

„Nein, wirklich nicht!" Und die Stimme etwas senkend: „Die Herren sind gerade zur Konferenz."

‚Knauserige Bande — wollen einem das Fell —' wütete Alfred in sich hinein, und doch war dies Toben nur die Entladung seiner stürmischen Freude. Nach kurzer Zeit kehrte der junge Mann zurück und sagte, der Herr Doktor wolle Alfreds letzte Forderung bewilligen. Gleichzeitig händigte er ihm eine Anweisung an die Kasse aus. Einige Minuten unterhielten sich die beiden noch, wobei der junge Herr einen wesentlich wärmeren Ton anschlug. Zum Schluß sagte er: „Also die Sachen sind wirklich sehr hübsch. Wenn Sie mal wieder was haben, denken Sie, bitte, an uns. Solche Kleinigkeiten müssen Sie doch aus dem Ärmel schütteln."

‚Dummkopf! Weißt du nicht, wieviel Angstschweiß an diesen Sachen klebt?' Unter zwanzig Versuchen hatte er diese drei ausgewählt. Seitdem seine Karikaturen von den Witzblättern dauernd abgelehnt worden waren, hatte er alles Zutrauen zu sich verloren. Seine jetzigen Zeichnungen hätte er noch vor einem Jahr übelsten Kitsch genannt. Aber — man wollte leben.

Nachdem er sich an der Kasse den Betrag hatte auszahlen lassen, schlenderte er den langen Korridor hinunter. In der gelassenen Art, womit er jetzt die Blicke der Vorübergehenden erwiderte, lag etwas von der vertraulichen Kollegialität, untermischt doch schon mit dem überheblichen Gefühl, daß er ein freier Mann sei und die andern Kulis.

Aber unten auf der Straße schlug eine Sturzwelle von Glück ihm die Augen zu. Frei! Er kann seine Schulden bezahlen, hat noch zu leben, braucht die Wirtin nicht mehr zu fürchten. Geld — selbstverdientes Geld, an dem kein Geruch aus dem Versatzamt klebt. — Jeden Tag wird er jetzt eine Zeichnung machen. Er muß in die Höhe kommen. Seine Eltern dürfen nicht recht behalten. Er ist kein aufgeblähtes Windei.

Ohne acht zu haben, folgte er der Richtung nach dem Westen. Ein volles Jahr lang hatte er sich von hier verbannt. Wollte mit seinem heimlichen Brandmal nicht Keßler und den früheren Bekannten begegnen. Aber nun schien ihm alles ausgelöscht.

Auf dem Hinweg hatte er wie ein Nachtwandler nicht nach rechts noch links gesehen. Jetzt sprang der Inhalt der Schaufenster ihm förmlich ins Gesicht. Schuhe — Wäsche — Uhren — seine verpfändeten Wertsachen fielen ihm ein. Später! Später! Alles wird wiederkommen. Nur jetzt keine unnützen Ausgaben.

Aber sein leerer Magen rumorte mit geradezu bestialischer Wildheit. Nach langem Überlegen trat er in eine Stehbierhalle und verzehrte zu einem Schnitt Bier ein Käse-

brot. Erstand auch ein Paket billigster Zigaretten. Draußen spürte er auf einmal, daß es Frühling war. Die auf den Dächern flatternden Fahnen, die schäumenden Blumensträuße, die flitzenden Autos, die hübschen Mädchengesichter — das alles strömte auf ihn zu wie der Inhalt eines großen Füllhorns, das Frühling hieß.

Er hatte in seinem dunklen Zimmer nur grauen Winter gekannt oder stickige Sommerschwüle und auf den Straßen das Gewimmel unfroher, gehetzter Menschen — eine Welt im rauhen, häßlichen Arbeitskittel. Nun war er im Tiergarten, atmete Hyazinthenduft, sah auf den seidigen Glanz der dunklen, stillen Weiher und das Samtgrün der Rasenflächen — ein trunkener Spaziergänger, noch nicht ein Bürger, aber ein hoffnungsseliger Anwärter jener schöneren Welt, die einmal seine Heimat gewesen war. Lange Zeit saß er auf einer Bank, lächelte und hätte doch weinen mögen, so lind umwehte ihn die Luft, wie die Hand einer Geliebten, die er verschmäht und gering geschätzt hatte und die ihm seinen Hohn jetzt mit Zärtlichkeit vergalt.

Dann ging er weiter. Seine ausgehungerten Augen wollten immer mehr Schönheit sehen.

Und da begegnete ihm Klaus, der aus der Hochschule seiner Wohlfahrtsküche zustrebte, wo er gegen Eßmarken eine unentgeltliche und beinahe sättigende Mittagsmahlzeit einzunehmen pflegte. Er erkannte Alfred sofort, doch drängte eine erste unwillkürliche Regung ihn vorüberzugehen. Seine Mutter hatte vor längerer Zeit schon in einem ihrer Briefe erwähnt, Alfred Meisel sei verschollen. Keiner seiner alten Bekannten hätte aus Italien oder sonst woher je eine Zeile von ihm bekommen. Alle möglichen Gerüchte würden über ihn erzählt. Er müsse wohl unter die Räder gekommen sein.

Aber gerade dies bestimmte Klaus, seinen Entschluß zu ändern. Er beschleunigte seine Schritte und rief den vor ihm Gehenden beim Namen. Alfred fuhr zusammen, aber sein verfinstertes Gesicht erhellte sich sofort, als er Klaus erkannte. Hocherfreut schüttelte er ihm die Hand und fragte, wie es ihm gehe.

„Man schlägt sich so durch. Und dir?"

„Ausgezeichnet! Rauchst du?"

Da er sich gerade eine Zigarette angezündet hatte, hielt er Klaus das Schächtelchen hin. Und als wenn er gewisse Vermutungen, welche die billige Sorte etwa aufkommen lassen könnte, sogleich abschneiden müßte, wiederholte er: es ginge ihm ausgezeichnet. Er hätte einen famosen Winter hinter sich. Man lebe eben nirgendwo besser als in Berlin.

Dann sei er wohl gar nicht in Italien gewesen?"

In Italien? Aber natürlich. In Rom, in Neapel, in Sizilien, ein bißchen überall. Jetzt sei er einige Wochen hier, der Ausstellung seiner Bilder wegen. Wolle aber bald wieder fort.

Er merkte selbst, wie aufgeregt er drauf los schwatzte und immer nahe daran, sich in Widersprüche zu verwickeln.

Klaus hatte alles mit Genugtuung angehört und sagte jetzt: „Da sieht man doch, was für einen Kohl die Leute quatschen!"

„Was quatschen sie denn?"

„Ach, lauter Blödsinn natürlich. Du kannst es dir wohl denken."

„Die mögen sich schön die Mäuler zerreißen, hätten am liebsten, wenn ich vor die Hunde gegangen wäre. Bande! Aber ich habe ihnen nicht den Gefallen getan."

„Hast du dich denn mit deinen Eltern ausgesöhnt?"

„Nein!" sagte Alfred finster. „Und ich werde es auch nicht. Es geht auch ohne das väterliche Portemonnaie, wenn man wer ist."

Klaus fühlte sich etwas gedrückt. Da er hungrig war und noch einen weiten Weg vor sich hatte, wollte er sich verabschieden. Aber Alfred hatte sich eingehängt. Er fühlte auf einmal: was ihm gefehlt hatte in seinem Glück, war ein Mensch, ein bekanntes Gesicht.

„Können wir nicht zusammenbleiben? Mach' mir die Freude und iß mit mir zu Mittag. Komm!" Er wies auf ein großes Restaurant, dessen Schild von der anderen Seite des Platzes lockte.

„Aber ist das nicht gerade ein sehr teures Lokal?"

„Ach was, du bist mein Gast!"

Und während er mit zurückgeworfenem Kopf den großen Saal durchschritt, schienen seine Blicke nach rechts und links die Gäste herauszufordern: ‚Schaut mich nur an! Sieht so ein Mensch aus, der vor die Hunde geht?' Aber fast im selben Augenblick durchkreuzte diesen Gedanken ein anderer: ‚Ach das tut wohl! Diese weißgedeckten Tische mit Blumen, diese Sauberkeit, dieser gute Geruch.' Seiner Fröhlichkeit gelang es bald, die kleine unsichere Verlegenheit seines Gastes zu verscheuchen.

Während die beiden sich ihr Essen schmecken ließen, fragte Alfred, nachdem er sich nach Klausens Mutter und seinen Geschwistern erkundigt hatte, mit betonter Nachlässigkeit, wo denn Tinette stecke. Und

ebenso gleichgültig, wenn auch zögernd, antwortete Klaus, Tinette sei hier. Seit einigen Monaten sei sie in Berlin. Sie arbeite in einem Versicherungsbüro.

„Und das sagst du erst jetzt? Aber dann müssen wir uns doch mal treffen. Weißt du ihre Telephonnummer?“

Äußerst brummig gab Klaus sie an, indem er hinzufügte, im Augenblick sei Tinette nicht zu erreichen. Trotzdem ließ Alfred sofort sein Essen stehn und verschwand in der Telephonzelle.

Klaus legte ebenfalls, aber nicht nur aus Höflichkeit, Messer und Gabel beiseite und dachte, da hätte er eine verwünschte Dummheit gemacht. Wenigstens würde Tinette nicht zu Hause sein, und wenn, dann würde sie kaum Verlangen tragen, Alfred wieder zu sehen. Doch nach einiger Zeit kehrte dieser strahlend zurück. Er hatte Tinette in ihrem Büro angeklingelt und gleich für heute abend ein Zusammensein verabredet. Klaus mußte natürlich dabei sein. Tinettens ausdrücklicher Befehl. Dieser brummte etwas Undeutliches.

„Ich habe vorgeschlagen, daß wir ins Theater gehen. Zur Bergner. Ich besorge Karten.“

„Aber das kostet doch ein Heidengeld,“ entfuhr es Klaus.

Alfred lachte nur und stieß mit ihm an. Er freute sich ja so über dies Wiedersehen!

Es war spät geworden. Alfred mußte sich beeilen, nach Haus zu kommen. Aber kaum hatte er sich verabschiedet, als ihm aus einem Blumenladen Orchideen entgegenleuchteten. Tinettens Lieblingsblumen. Das war keine Lockung, sondern ein Befehl. Er mußte sie kaufen. Er mußte Tinette zeigen, wie glücklich er war. Vor einer Stunde noch hatte er sich auf den Moment gefreut, wenn er seine Wirtin bezahlen würde. Jetzt schlich er leise, mit Herzklopfen in sein Zimmer.

Während er alles verkauft und versetzt hatte, was von Wert war, hatte er doch Smoking, Lackschuhe und einige Frackhemden zurückbehalten, in der Erwägung, daß für einen Mann, der Karriere machen will, die überflüssigsten Dinge die allernotwendigsten sind. Nun konnte er sich mit Genugtuung sagen, wie richtig er gehandelt hatte. Ein anderer Mensch als der, den er ein Jahr lang gesehen, blickte ihm jetzt aus dem Spiegel entgegen. Stand er nicht da in seinem alten Glanz? Seine Uhr? Wer vergaß nicht mal die Uhr? Seine blechernen Manschettenknöpfe? Tinette würde schon nicht hinsehen.

Tinette — alle holden Dinge, die das Füllhorn des Frühlings über ihn ausgeschüttet hatte, waren Versprechungen gewesen dieses unnennbaren Glücks und flossen zusammen in ihrem Gesicht.

Obwohl er kurz nach Kassenöffnung im Theater ankam, herrschte doch schon großes Gedränge. Ein junges Mädchen bot ihm leise Plätze im zweiten Rang an: ein günstiger Zufall, plötzliche Erkrankung....

Er lächelte nur verächtlich. Zweiter Rang, mit Tinette! Da das Parkett bereits ausverkauft war, mußte er Plätze im ersten Rang erstehen.

Er hatte noch viel Zeit, ging vor dem Theater auf und ab. In langen Reihen fuhren die Autos vor. Damen in Pelzen, in schillernden Abendmänteln, mit Perlenketten um den Hals, Diamantreifen im Haar, herrlich gekleidete Damen stiegen aus. Kohlweißlinge gegen Tinette! Es wurde dreiviertel — es wurde zehn — es wurde fünf Minuten vor acht, und die beiden kamen nicht. Diese kurze Spanne des Wartens war endlos und schrecklich. Wenn Tinette plötzlich verhindert war! Und er stand da mit seinem Strauß, seinen Billetts! Etwas wie eine Feuersbrunst prasselte in ihm hoch.

Aber da tauchten die beiden auch schon auf. Wie unscheinbar sie wirkten, der kleine Klaus und auch Tinette, in dem billigen Mäntelchen, dem schwarzen Filzhut . . . Aber gerade ihr bescheidenes Äußere erfüllte ihn mit süßer Zärtlichkeit und dem Gefühl triumphierenden Stolzes.

Zu langen Begrüßungen war nicht Zeit. Sie mußten in die Garderobe eilen.

„Erster Rang? Das ist ja fürstlich, Mensch. Du bist wohl Millionär geworden!“ staunte Klaus.

Tinette hatte ihren Strauß erhalten, hatte nur gesagt: „Orchideen, wie nett!“ Aber kein Mensch hätte dies Wort so aussprechen können wie sie.

„Hoffentlich hast du die ‚Johanna‘ noch nicht gesehen?“ fragte Alfred.

„Nein!“ antwortete sie etwas atemlos. „Ich war hier überhaupt noch nie im Theater.“

„Ich auch nicht,“ sagte Klaus. ‚Ich ebenfalls nicht,‘ hätte Alfred hinzufügen können, was er aber unterließ.

Solange die Vorstellung währte, hingen die drei jungen Menschen ganz an dem Schauspiel auf der Bühne, das ihre persönlichen Regungen wie in einem großen Strudel verschlang. Nur als sie während der Pause sich im Foyer ergingen, genoß Alfred das Entzücken und den etwas eitlen Triumph an Tinettens Gegenwart, die, indes Klaus wegen des Gedränges manchmal vorgehen und manchmal zurückbleiben mußte, ehrfürchtig seinen Erklärungen lauschte und sich

so eng an ihn schmiegte, als höbe seine Sicherheit und Eleganz ihre etwas unsichere Provinzbefangenheit. Nach Schluß der Vorstellung wollten die beiden heim, aber Alfred erklärte, so dürfe dieser Abend nicht enden. Sie hätten ja kaum miteinander gesprochen. Es sei noch reichlich Zeit für ein Glas Wein. Aber Tinette hatte Angst. Die alten Damen in ihrer Pension würden sie bei ihrem Vater verklatschen, wenn sie nicht um Mitternacht zu Hause wäre. Doch Alfreds Gesicht drückte so furchtbare Enttäuschung aus, daß sie umgestimmt wurde.

Man überlegte, wohin? Klaus erlaubte sich, das Lokal vom Mittag in Vorschlag zu bringen. In ein Bierlokal mit Tinette? Alfred hatte bereits heimlich den Theaterzettel studiert und ein ihrer würdiges Weinrestaurant entdeckt. Da es angefangen hatte zu regnen, schlüpften sie in ein Auto.

Unterwegs erzählte Tinette von der Pension, in der ihr Vater sie untergebracht hatte. Lauter alte Damen. Wenn alle vollzählig versammelt waren, saßen rund tausend Jahre um sie herum.

„Arme, kleine Tinette! Aber nur Mut! Denke an Napoleons Soldaten in Ägypten. Auf die blickten vier Jahrtausende hinunter."

„Aber das waren stumme Pyramiden. Und meine haben Zungen. — Na, mir ist's gleich. Morgen sollen sie über mich herfallen. Heute ist heut!"

‚Ja, heute ist heut,' dachte auch Alfred.

Das Weinrestaurant war eine kleine Enttäuschung. Zu viel protzige Eleganz, ein Heer von Kellnern und so wenig Gäste. Immerhin spielte eine gute Jazzband. Nachdem man Platz genommen hatte, stellte Alfred eine Gewissensfrage: was hatten die beiden zu Abend gegessen? Sie wichen aus, aber nochmals auf Ehre und Gewissen gefragt, mußten sie gestehen, es war nur ein Butterbrot gewesen.

So bestellte er denn Filetschnitten am Rost. Da ihm aber der Kellner sagte, sie dauerten eine Viertelstunde, suchte er auf dem Büfett noch einige der leckeren Vorgerichte aus.

„Also, Tinette, die Vorstellung hat dir gefallen?"

„Es war überhaupt der herrlichste Abend seit" — sie suchte eine Sekunde mit begeistertem Blick — „mindestens einem Jahr."

Etwas mehr als ein Jahr war es her, daß sie sich nicht gesehen hatten.

„Auch für mich ist es der schönste Abend," sagte Alfred.

„Ich fand es auch einfach großartig," stimmte Klaus ein. „Es gibt eben auf jedem Gebiet etwas Erstklassiges. Hast du übrigens schon auf der Automobilausstellung die neuen Modelle gesehen, Alfred? Du mußt unbedingt hingehen."

Aber Alfred unterlag in diesem Moment einer Sinnestäuschung, die, indem sie zwei kontrastierende Augenblicke in einen zusammenrückte, die Wirklichkeit zu etwas unheimlich Überwirklichem machte.

Einige Abende vorher war er, ziemlich um dieselbe Stunde, in einem Kellerlokal gewesen und hatte ein Mädchen beobachtet, rothaarig, mit unzähligen Sommersprossen, breit gedrückter Nase und farblosen Augen. Trotz ihrer abstoßenden Gewöhnlichkeit hatte auf ihren saftigen Lippen etwas gelegen, was ihn reizte. Dies Mädchen an dem schmutzigen Holztisch, das mit breiter, roter Hand in ihrer Tasse rührte, sah er jetzt, mitsamt vielen andern rohen Gesichtern, atmete die rauchdunstige Atmosphäre, hörte die heiser streitenden Stimmen, während zugleich Tinette sein Auge erfüllte — und der nachträgliche Ekel, die empörte Auflehnung gegen das in ihm, was dieser Versuchung unterlegen war, verzuckten schnell im Blendlicht eines schwindligen Traums.

Die Erinnerung verschwand, es blieb nur die unwahrscheinlich süße Gegenwart. Aus ihrem dunklen Mantel herausgeschält, wirkte Tinette wie eine liebliche, helle Frucht, wirkte gerade hier so naturhaft und rein, wie das aus Blumen und Wolken und Himmelsblau erschaffene Gesicht des Frühlings.

‚Und die hab' ich geküßt, hab' sie im Arm gehalten, sie war mein, und jetzt hab' ich sie verloren! —' durchfuhr es Alfred mit dem Gefühl schmerzlichen Betrogenseins. Wenn in diesem Augenblick seine Eltern den Saal betreten hätten, er wäre zusammengebrochen, hätte gebeten: ‚Nehmt mich wieder auf, aber laßt mir Tinette!'

Als sie jedoch etwas später sich nach seiner italienischen Reise erkundigte und fragte, ob seine Eltern denn seinen jetzigen Aufenthalt wüßten, erwiderte er: „Ich weiß nichts von ihnen und sie nichts von mir."

„Wie kann man nur so sein?" sagte Tinette vorwurfsvoll. „Wenn du auf eigenen Füßen stehen willst, das kann ich begreifen. Aber daß du ihnen keine Nachricht gibst, finde ich wirklich nicht nett. Sie müssen sich doch schreckliche Sorgen machen." Alfred schwieg. „Hörst du, Alfred, du mußt ihnen schreiben. Gleich heute noch. Versprichst du's?" Er schüttelte nur leise den Kopf. „Also das finde ich ganz dumm. Deine Mutter würde sich doch furchtbar freuen, wenn sie deine Ausstellung sieht."

„Schön Wenn sie stattfindet, werde ich ihr eine Einladung schicken."

„Du solltest ihr lieber gleich morgen schreiben."

„Lassen wir doch das Thema. Ich werde mich schon melden, wenn's Zeit ist. Erzähle lieber von dir. Also du bist bei einer Versicherungsgesellschaft. Was machst du da?"

„Ich tippe den ganzen Tag. Schrecklich, Aber wenigstens bin ich in Berlin."

„Weißt du nicht eine andere Stellung für Tinette?" fragte Klaus.

Alfred überlegte. „Ich werde mich mal erkundigen. Wozu hättest du denn am meisten Lust?"

Am liebsten würde sie Tänzerin, gestand Tinette. Aber das erlaubte ihr Papa nicht. Sie hatte auch an den Film gedacht. Doch davon glaubte Klaus, der durch seinen Freund Hellmuth verschiedenes über die Zustände beim Film erfahren hatte, ihr dringend abreden zu müssen.

Alfred pflichtete ihm bei. Nein, nein, der Film war nichts für sie. Aber warum wurde sie nicht Schauspielerin?

„Da müßte sie aber schon solch ein Talent wie die Bergner haben," sagte Klaus.

Tinette begann wieder von der Vorstellung zu schwärmen. Das Gespräch wollte gar nicht davon loskommen, bis Alfred anfing, sich zu ärgern. Gewiß, die Bergner war ausgezeichnet gewesen, aber er hatte sie schon in besseren Rollen gesehen. Zum Beispiel — er nannte den Namen eines Stückes, worauf Tinette ihm mit der Bestimmtheit einer Provinzlerin, die sich aus ihrer Zeitung täglich über alle Berliner Vorkommnisse orientiert hat, erklärte, in dem Stück sei die Bergner niemals aufgetreten. Wann Alfred sie darin gesehen haben wollte?

„Im vorigen Winter."

„Aber da warst du doch in Italien," sagte Klaus überrascht.

„Dann muß es später gewesen sein," erwiderte er verwirrt. „Oder sollte ich mich geirrt haben?"

„Vielleicht irre ich mich," sagte Tinette sanft. Sie hatte auf einmal das Gefühl, daß irgend etwas mit Alfred nicht stimmte. Vorhin in der ersten Freude des Wiedersehens hatte sie das nicht gemerkt. Jetzt flog es sie an mit unbestimmter, mitleidiger Furcht. Ging es ihm vielleicht gar nicht so glänzend, wie er tat?

Die Musik überhämmerte ihre Gedanken. Als es still war, erkundigte sie sich nach der Zeit. Unwillkürlich griff Alfred in seine leere Westentasche, indes Klaus seine altmodische Uhr hervorzog.

„Wo hast du deine hübsche Uhr?" fragte Tinette.

„Vergessen."

„Hoffentlich haben sie sie dir nicht in Italien geklaut," sagte Klaus.

„Wär' schlimm. Du mit deiner Kartoffel bist besser dran."

„Erlaube! Das ist doch eine sehr gute Uhr."

„Eine feine Uhr, mein lieber Franz aus Neuruppin."

Die Unterhaltung stockte. Verstimmt schlug Alfred die Weinkarte auf. Tinette warf dem brummig dreinschauenden Klaus einen raschen Blick zu.

„Kleiner, lieber Klaus," flüsterte sie ganz leise und drückte ihm unter dem Tisch die Hand.

In diesem Augenblick winkte Alfred dem Kellner und deutete auf eine Marke. Die beiden protestierten, aber die Bestellung war schon gemacht.

Der Sekt belebte die Stimmung wieder. Aber wirklich vergnügt wurde nur Klaus, dem der Sekt — oder war es noch etwas anderes? — ein wenig zu Kopf zu steigen schien. Er wollte durchaus Ansichtspostkarten bestellen. Er mußte doch gleich seiner Mutter mitteilen, was für einen famosen Abend er verlebe. Und Alfreds Eltern sollten auch einen Gruß bekommen.

Alfred verbat sich, weniger witzig als erregt, solchen Philisterbrauch. Wenn er diesen verwünschten Jungen nur loswerden könnte! Er mußte auf dem Nachhauseweg mit Tinette allein sein. Aber als er diesen Wunsch andeutete, erklärte sie, was ihm einfiele. Sie wohnte ja ganz in der Nähe der Untergrundbahn, die Klaus benutzen konnte. Klaus war ihr getreuer Ritter. Von dem trennte sie sich nicht.

Obwohl die Flasche noch nicht geleert war, drängte sie ängstlich zum Aufbruch. Die Worte flogen hin und her, scherzhafte Worte, doch klirrte etwas wie Scherben dazwischen. Tinette bestand auf ihrem Willen, Alfred mußte nachgeben. Als er den Kellner herbeirief, hob Klaus, der jetzt wirklich einen kleinen Schwips hatte, sein Glas: „Na prost, alter Junge! Wir sind dir ja hübsch teuer zu stehn gekommen. Eigentlich hatten wir's uns ganz anders gedacht. Nicht wahr, Tinette?"

„Wie hattet ihr ihn euch denn gedacht?"

„Wir haben uns überlegt: auf den Bums wird er uns nicht gerade einladen. Aber allerhöchstens auf den zweiten Rang. Und dann gehn wir vielleicht noch in ein Café! Aber es war ein ganz famoser Abend, wirklich tadellos."

In diesem Augenblick durchfröstelte Alfred, der auf die zusammengestellte Rechnung blickte, plötzlich Angst, sein Geld reiche nicht.

Seine Hand zitterte leicht, als er seiner Brieftasche — wie vergilbt und schäbig sie sich von dem weißen Tischtuch abhob! — die letzten Scheine entnahm, und er merkte nicht, wie er ein kleines Papierchen mit herauszog, das auf den Boden fiel und vom Oberkellner höflich aufgehoben wurde. Doch als er seine Brieftasche schließen wollte, wies Klaus darauf und sagte: „Vergiß das nicht!" Es war der Pfandschein über Alfreds Uhr.

Nachdem Alfred die beiden vor Tinettens Pension abgesetzt hatte, fuhr er allein weiter. Aber schon nach wenigen Minuten verabschiedete er den Chauffeur und stand nun plötzlich im strömenden Regen, mit einem Gefühl im Innern, als wäre soeben ein Feuerwerk erloschen. Zum Glück kam gerade eine Elektrische an.

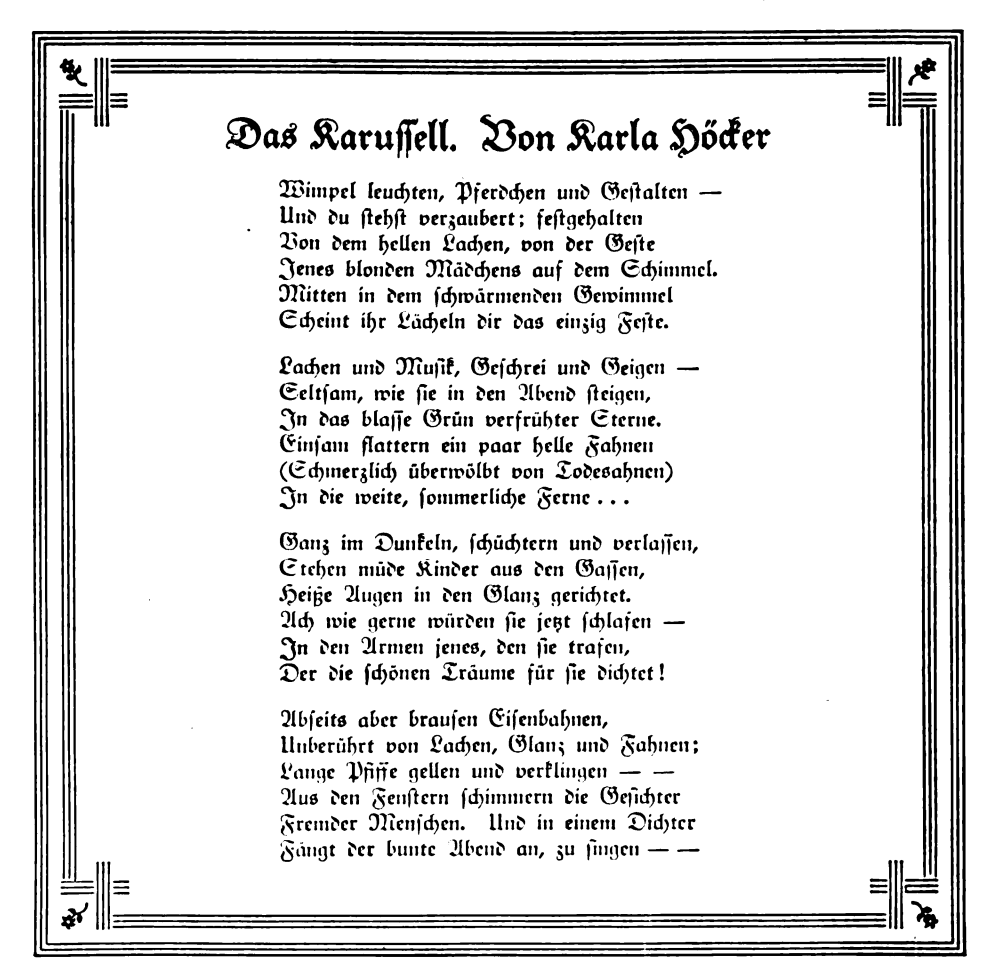
Nur jetzt nicht denken! Nur nicht die helle Freude auslöschen lassen! Zwischen Wachsein und Traum stürzte sein Geist im Bienenflug sich immer wieder auf die eine Blume, um aus ihrem Kelch alle Süßigkeit, allen berauschenden Duft, alle Beschwichtigung und Betäubung der schwarz in ihm aufsteigenden Angst zu saugen.

Als aber die letzten Insassen ausstiegen und Alfred sich erkundigte, wo er sei, mußte er erfahren, daß er in einen falschen Wagen eingestiegen und in einer fremden Stadtgegend war.

Nachdem er lange Zeit an einer Haltestelle gewartet hatte, ohne daß eine Elektrische sich sehen ließ, machte er sich zu Fuß auf den Weg.

Langsam, mit gesenktem Kopf, schlich er daher, während das Wasser an seinen frierenden Schultern hinablief und in seinen Lackschuhen quietschte, ein Wanderer in Dunkel und Regen, in Enttäuschung und Gram, ein flüchtiger, nur allzu flüchtiger Gast jener schöneren Welt. Er war doch wohl nicht heimatberechtigt dort, sondern ein Anwärter des Elends — ein Mensch wieder ohne Geld und morgen wahrscheinlich ohne Obdach.

(Schluß des Romans folgt)



Das Karussell. Von Karla Höcker

Wimpel leuchten, Pferdchen und Gestalten —
Und du stehst verzaubert; festgehalten
Von dem hellen Lachen, von der Geste
Jenes blonden Mädchens auf dem Schimmel.
Mitten in dem schwärmenden Gewimmel
Scheint ihr Lächeln dir das einzig Feste.

Lachen und Musik, Geschrei und Geigen —
Seltsam, wie sie in den Abend steigen,
In das blasse Grün verfrühter Sterne.
Einsam flattern ein paar helle Fahnen
(Schmerzlich überwölbt von Todesahnen)
In die weite, sommerliche Ferne ...

Ganz im Dunkeln, schüchtern und verlassen,
Stehen müde Kinder aus den Gassen,
Heiße Augen in den Glanz gerichtet.
Ach wie gerne würden sie jetzt schlafen —
In den Armen jenes, den sie trafen,
Der die schönen Träume für sie dichtet!

Abseits aber brausen Eisenbahnen,
Unberührt von Lachen, Glanz und Fahnen;
Lange Pfiffe gellen und verklingen — —
Aus den Fenstern schimmern die Gesichter
Fremder Menschen. Und in einem Dichter
Fängt der bunte Abend an, zu singen — —

Aus der Chronika des „Malkasten"

Von Maler Carl Murdfield

Am östlichen Ende des herrlichen Düsseldorfer Hofgartens, an der Jakobistraße, hinter einem kleinen Vorgarten, liegt die schlichte, schöne Front unseres lieben Malkastens. Wenn wir, das Haus zur Linken, durch ein Gitterpförtchen in den Garten eintreten, der gewissermaßen eine Fortsetzung des Hofgartens und wohl seinen allerschönsten Teil bildet, so sehen wir links vor uns, an unser Vereinshaus anschließend, über einen großen Rasenplatz hinweg eines der leider ganz seltenen geschichtlichen Gebäude Düsseldorfs.

Es war in einer stürmischen Novembernacht des Jahres 1792, da klopfte hier ein Mann an, der nur von einem laternentragenden Jungen begleitet war. Der Besitzer des Hauses — es hieß Pempelfort und lag weit vor den Toren —, war der Dichter und Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi. Er ließ nach einigem Zögern — denn es waren unruhige Zeiten — öffnen und erkannte in dem Eintretenden, nachdem dieser seinen ganz durchnäßten Hut und Mantel abgelegt hatte, zu seiner größten Freude seinen Freund Goethe, der als Flüchtling aus der Kampagne in Frankreich kam und in einem alten, lecken Kahn von Koblenz den Rhein herab in zweitägiger Fahrt nach Düsseldorf gelangt war. — Nun wird mancher aus Goethes Beschreibung wissen, wie wohl er sich hier im Hause seines lieben Freundes gefühlt hat, wie eingehend er über die hochinteressanten Unterhaltungen berichtet, die in dem großen Eßzimmer Jacobis, unserem jetzigen Kegelbahn-Vorzimmer, gepflogen wurden und wie er unsern Garten schon damals ein wahres Paradies nennt. Die Tradition berichtet weiter, daß in diesen seinen ersten Ruhetagen auf der Flucht Goethe hier zum erstenmal erwog, das Flüchtling-Epos „Hermann und Dorothea" zu schreiben. Auf jene Zeit, in der der Stern von Pempelfort hell und weit über die Lande strahlte, weist natürlich jeder heutige Malkästner gern seinen besuchenden Freund hin, erzählt ihm von dem wundervollen Festspiel „Goethe in Pempelfort", das vor einigen Jahren Professor Ludwig Keller auf der Wiese vor dem alten Jakobihause zur Aufführung brachte, und zeigt ihm dann ein treulich aufbewahrtes Stück Buchenrinde — es stammt von einem Baume, den vor einigen Jahren der Sturm fällte —, in das Goethe noch mit eigener Hand seinen Namen hineingeschnitten hat.

Wir treten durch die Tür, die sich Goethe öffnete, steigen die alte, mit schöngeschnitztem



Das Eßzimmer im alten Jacobi-Hause in Pempelfort. Gemälde von F. J. Fagerlin



Blick von der Terrasse in den Malkastenpark

Geländer versehene Treppe hinauf und treten in das Stübchen unseres Archivars, der uns gern aus der „Chronika de rebus Malkastaniensibus“ berichtet: Unter der glanzvollen Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm (geb. 1658) errang Düsseldorf zum erstenmal den Namen einer Kunststadt. Dieser Fürst war es, der zuerst Kunstwerke für die Düsseldorfer Galerie sammelte, dieselbe Galerie, die heute den Grundstock der Münchener Alten Pinakothek bildet. Nach dem Tode des Jan Wellm, dessen Erinnerung am besten Grupellos vortreffliches Reiterbildnis auf dem Markte festgehalten hat, sank die Stadt schnell zur vorigen Bedeutungslosigkeit. Erst mit der Berufung des Malers Peter von Cornelius, eines der ersten Ehrenmitglieder des späteren Malkastens, zum Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, am 1. Oktober 1819, wurde der Grundstein gelegt, auf dem die heutige Geschichte der Düsseldorfer Kunst sich aufbaut. Sein Nachfolger wurde Wilhelm von Schadow, der es verstand, eine stetig wachsende Anzahl junger Talente heranzuziehen. Unter seiner Leitung gewann die Düsseldorfer Schule durch ihre Leistungen in kurzer Zeit bedeutenden Ruf. Aber bald lag der Wirkungskreis dieser Schule nicht mehr allein im Bereiche der Akademie, und schon in der Mitte der dreißiger Jahre finden wir eine starke, freie Künstlerschaft in Düsseldorf. Daß diese sich nun wieder zu Künstlerverei-



Bildnis Jacobis



Szene aus dem Kellerschen Festspiel „Der junge Goethe bei Jacobi in Pempelfort"
Gemälde von Hans Seyppel

nen zusammenschloß, erscheint uns selbstverständlich; aber mit Ausnahme des 1844 gegründeten „Vereins der Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hilfe" lebt nur noch einer. Das Sturm- und Drangjahr 1848 hat uns den „Malkasten" beschert, der heute noch gesund und jung mit beiden Füßen im Düsseldorfer Leben steht.

Bei seiner Gründung ist es also zugegangen: Am Morgen des 6. August sah auf der Allee am Friedrichsplatz der erstaunte Düsseldorfer Bürger eine wohl „sechzig Werkschuhe" hohe Germania stehen, die in der Nacht vorher von der Malerzunft nach dem Entwurf von Carl Sohn errichtet worden war. Diese gewaltige Statue ward das Ziel eines vom alten Zechlokal in der Altstadt kommenden großen Fest- und Fackelzuges der bildenden Künstler. An der Spitze schritt die bekannte Gestalt Albrecht Dürers mit einem Herold, der das dem Meister von seinem Kaiser Maximilian verliehene Künstlerwappen trug. In altväterlichen Droschken folgten die Künstler Leutze, Knaus, Achenbach, Jordan, Carl Sohn, Lessing, Hasenclever, Hübner, Weber, der Dichter Ferdinand Freiligrath. Daran schlossen sich in malerisch glänzendem Zuge die deutschen Staaten, Provinzen und Freien Städte, alle in ihren Landestrachten und mit ihren Fahnen. Zum Schluß erschien, von Landsknechten und Rittern umgeben, das große deutsche Banner mit dem doppelköpfigen Reichsadler auf goldenem

Goethebüste
von Gustav Rutz im Malkasten-Park

Grunde. Das letztere nahm unmittelbar vor der gewaltigen Germania Aufstellung, und der ganze Festzug gruppierte sich ringsum. Als nun nach einer feierlichen Rede das Reichsbanner unter Fanfarenklangen hochgehalten wurde, mußten alle Länderfahnen sich tief vor diesem neigen. Das hieß: es sollte aller Kleinstaaterei ein Ende gemacht sein zugunsten der Einigung im großen deutschen Vaterlande. Die Chronika meldet nun weiter, daß der Maler Emanuel Leutze, der ein Deutsch-Amerikaner und „sehr gut zu Fuß unter der Nase“ war, die hohe Begeisterung dieser Stunde dazu benützt habe, die Künstlerschaft zur Einigkeit zu mahnen und ihr die Gründung eines alle umfassenden Vereins mit dem einzigen Zwecke „geselligen Künstlerlebens“ unter brausendem Beifall zu empfehlen. Das war die Geburtsstunde unseres Malkastens, wie auf Carl Hübners Vorschlag der neue Bund genannt wurde. Aus dem alten Reichsbanner entstand die Malkastenfahne, indem die Gründer dem Doppeladler das Künstlerwappen Dürers auf die Brust hefteten.



Venusteich im Malkasten-Park

Damit aber auch der Humor zu seinem Rechte käme, gab man dem Wappentier Hausschlüssel und Bierglas in seine Fänge.



Zechlokal des Malkastens in der Altstadt, vor Erbauung des jetzigen Hauses





Selbstbildnis von Eduard von Gebhardt

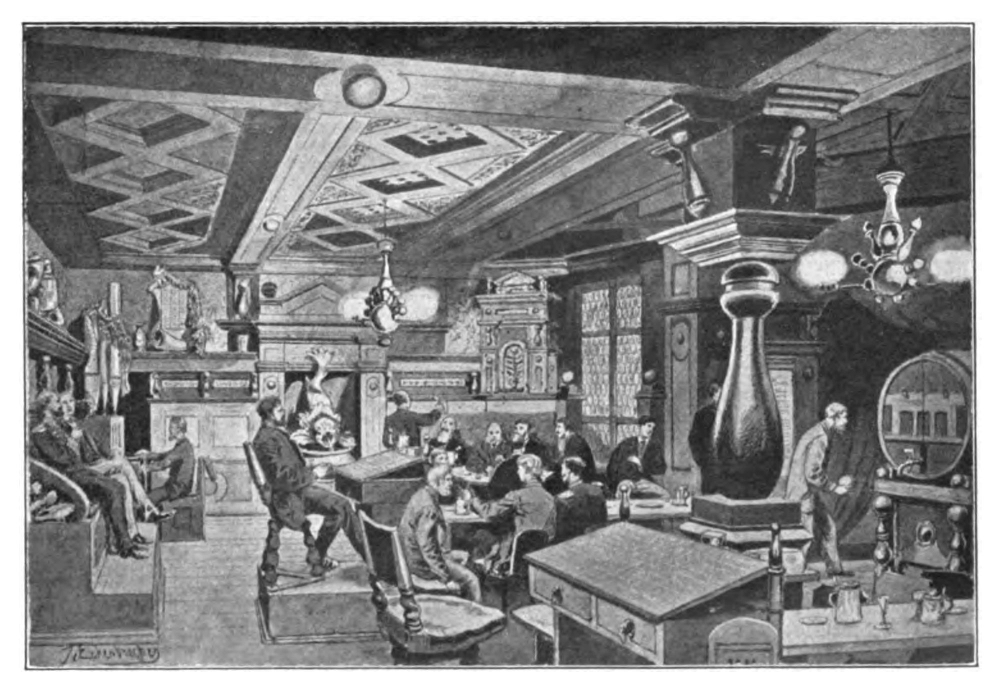


Jugendbildnis von Ludwig Knaus



Jugendbildnis von Andreas Achenbach. Gemälde von E. Leutze

Die Amerikaner haben diese Gründungsgeschichte natürlich immer besonders gern gehört. Es ist wenigstens ein Dutzend Jahre her, da fand in Düsseldorf anläßlich eines internationalen Pressetages ein Festessen statt. Neben mir saß ein junger Amerikaner, Vertreter einer großen Zeitung aus den Vereinigten Staaten. Er war sehr liebenswürdig; wir wurden schnell bekannt, und ich erzählte ihm vom Malkasten. Er unterbrach mich und sagte: „Müllkasten — was ist das für ein Name? Das habe ich noch nie gehört.“ Ich meinte: „Das ist möglich, aber vielleicht interessiert es Sie, daß der Gründer des Malkastens ein Deutsch-Amerikaner war. Er hieß Emanuel Leutze.“ Der Amerikaner antwortete mir: „Leutze? Den Namen habe ich nie gehört.“ Ich sagte: „Das ist möglich, aber gewiß kennen Sie ein Bild, das er gemalt hat.“ Er lächelte: „Einen Maler Leutze und ein Bild von ihm kenne ich nicht.“ Da sagte ich: „Kennen Sie nicht das Bild: Washington crossing the Delaware?“ Da sprang der Herr auf, ergriff meine Arme und rief: „Was sagen Sie da? Das Bild kennt jedes Kind in Amerika!



Auf der Kegelbahn des Malkastens. Zeichnung von K. P. Themistokles von Eckenbrecher



Entwurf von Carl Gehrts für ein Maskenfest „Hochzeitsmärchen"

Und das ist hier gemalt?" — „Jawohl," sagte ich, „das Bild ist hier in der Immermannstraße gemalt, und Sie können dort das Atelier noch sehen, und Leutze, der es malte, war der Gründer des Malkastens." Der Herr antwortete: „O! Ich schäme mich, aber ich freue mich! Wenn man in Washington im Weißen Hause die große Treppe hinaufgeht, geradeaus hängt da das Bild. O, ich danke Ihnen! Morgen gehe ich und sehe das Atelier, und den Malkasten will ich nie vergessen." — Wir wurden gute Freunde an diesem Abend.

Manches aus der ersten Zeit unseres Vereins hat mir ein anderer Gründer, unser Ehrenmitglied der alte Professor Ludwig Knaus mitgeteilt, dem ich in Berlin um die Jahrhundertwende öfter die Grüße seines lieben Malkastens bringen durfte. Er erzählte: „Als Cornelius nach Düsseldorf kam, da klopfte mir das Herz gewaltig, als ich dem großen Mann vorgestellt wurde. Er gab mir die Hand, sah mich scharf an und sagte: ‚So, Sie sind der Knaus? Wenn Sie aber meinen, daß Sie mir mit Ihrer modernen Kunst imponieren, dann irren Sie sich!‘"

Einer der besten und getreuesten Malkästner ist sein Leben lang unser späteres Ehrenmitglied Andreas Achenbach gewesen. War er es doch, der einige Jahre nach der Gründung in Gemeinschaft mit dem Kommerzienrat v. Sybel die notwendigen 22000 Taler zinslos vorstreckte, um die durch Goethe und Jacobi geweihte herrliche Be-



Die Narrenburg. Dekorationsentwurf von Andreas Achenbach für ein Malkastenfest

sitzung Pempelfort vor den Toren der Stadt für den Verein zu erwerben.

„Nach Pempelfort!
Den Krempel fort,
Fort Pinsel und Palette!“

So beginnt ein lustiges Liedchen aus jener Zeit.

Durch Verlosungen der für diesen Zweck gestifteten Bilder und durch Künstlerfeste, die den Ruhm des jungen Malkastens in alle Lande trugen, wurde dann im Laufe einiger Jahre der Jacobische Garten Eigentum der Künstlerschaft. Von nun an zieht sich durch alle Versammlungs- und Vor-



Eintrittskarte. Zeichnung von Caspar Scheuren

standsprotokolle die Sorge um ein neues, um ein eigenes Heim. Und lustig ist es zu lesen, wie über alle Schwierigkeiten und endlose Widerwärtigkeiten hinweghalf der stolze Wahlspruch des Malkastens: „Ich komm' doch, durch komm' ich doch." Jubelnd begrüßt der Leser mit dem Chronisten schließlich den Tag, an dem das Malkastenbanner auf den Zinnen des neuen Hauses flatterte. Männer mit berühmten Namen sind es, die das alles vollbracht haben. Außer den bereits genannten befinden sich darunter Th. Hildebrand, Christian Böttcher, Oswald Achenbach, Caspar Scheuren, Ed. Geselschap, Th. Mintrop, W. v. Schadow, Hans Gude, Arnold Böcklin,

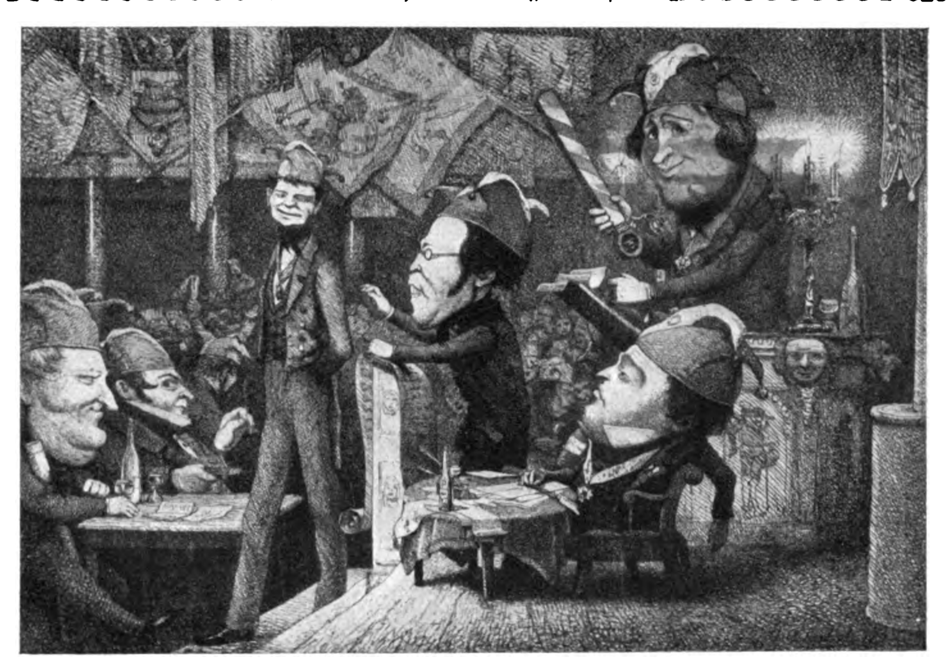


Ein herberg in der Mühl.

Komische Oper in 2 Acten nach einem Gedicht aus dem 16ten Jahrhundert von Burcard Waldis Musik von W. A. Mozart

Personen: Der Müller (Osw. Achenbach) Die Müllerin (M. Bels) Der Amtmann (M. N. Bauser) Fahrender Schüler (O. Arnz) Der Müllerknecht (A. Flamm)

Zeichnung für ein Theaterfest im Malkasten von Andreas Achenbach



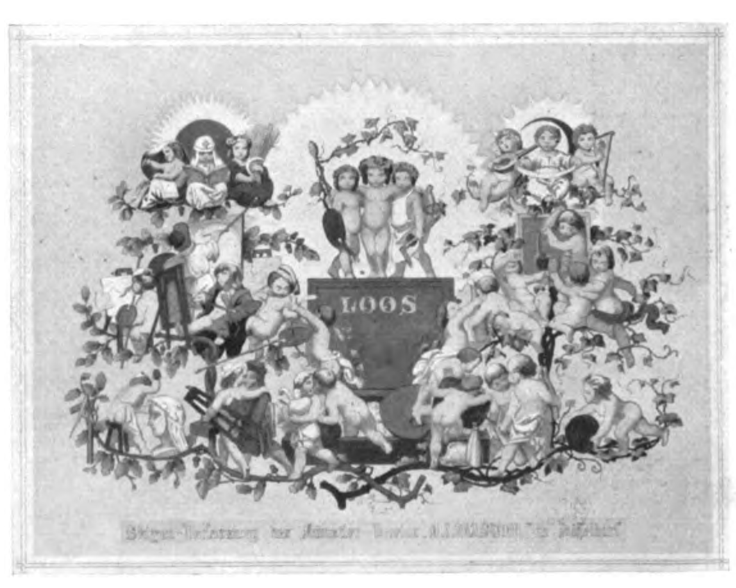
Karikatur auf eine Karnevalssitzung im Malkasten. Zeichnung von Andreas Achenbach

Carl Hoff, Max Heß, Adolf Schrödter, Aug. v. Wille, Wilhelm Schirmer, W. Camphausen, Ed. Bendemann, Benjamin Vautier, der Musiker Julius Tausch und der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter. Welche Bedeutung im Laufe der Zeit der Künstlerverein sich dann errang, das zeigt auch die Zahl unserer Ehrenmitglieder, unter denen sogar die Namen des Fürsten Bismarck und des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten v. Hindenburg sich befinden.

Welche Zeit ist nun die größte für den Malkasten gewesen? Viele sagen, die Höhe lag in jenen stolzen Septembertagen des Jahres 1877, von denen ein Handschreiben des alten Kaisers Wilhelm Zeugnis gibt, welches also lautet:

„An den Vorstand des Künstlervereins Malkasten in Düsseldorf.

Ich habe dem Vorstande des Künstlervereins zwar schon mündlich Meine Befriedigung über den schönen Verlauf des Festes ausgedrückt, welches Mir und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Meiner Gemahlin, am 6. d. M. von dem Verein bereitet worden ist. Der nachhaltig wohlthuende Eindruck, welchen Ich von dem Feste empfangen habe, bewegt Mich jedoch, dem Vereine nochmals zu bezeugen, wie an-

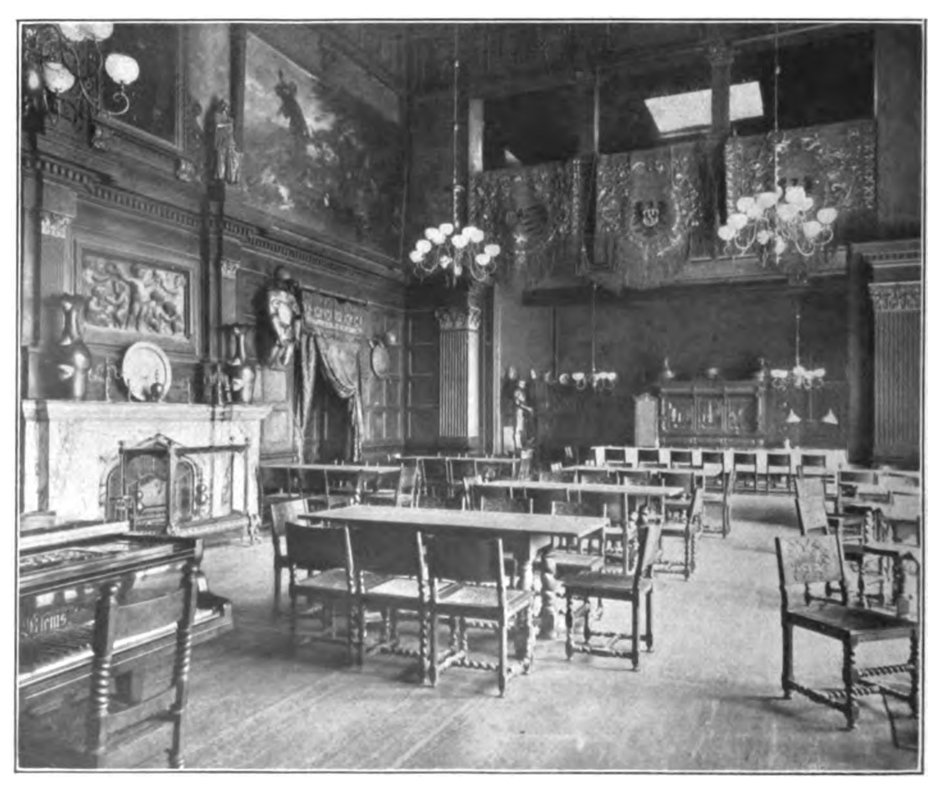


Lotterielos. Originallithographie von Theodor Mintrop

genehm Mir die Stunden gewesen sind, die Ich als Gast desselben in seinen Festräumen verlebt habe. Ich fand nach des Tages ernsten Geschäften an der von Düsseldorfs Künstlern der Erholung geweihten Stätte eine so traulich berührende Aufnahme, Ich wurde aus den Mühen der Gegenwart so freundlich in die poetisch verklärte Vergangenheit Deutschlands, insbesondere der Rheinlande geführt, Ich sah Mich nach der rauhen Arbeit der dem Schutze des Vaterlandes gewidmeten Waffenübungen mit Meiner Gemahlin in eine so sinnig und überraschend geschaffene Märchenpracht versetzt, daß Ich Mich nur schwer von diesem Reiche zauberischer Gestaltung zu trennen vermochte. Es bleibt Mir indes der Genuß schöner Erinnerung, und der Achtung, welche Ich der jetzt vorzugsweise in Düsseldorf vertretenen rheinischen Kunst gern zolle, wird sich, durch das Fest des Künstlervereins vermittelt, nunmehr in



Eintrittskarte für ein Maskenfest im Jahre 1910. Zeichnung von Hans Kohlschein
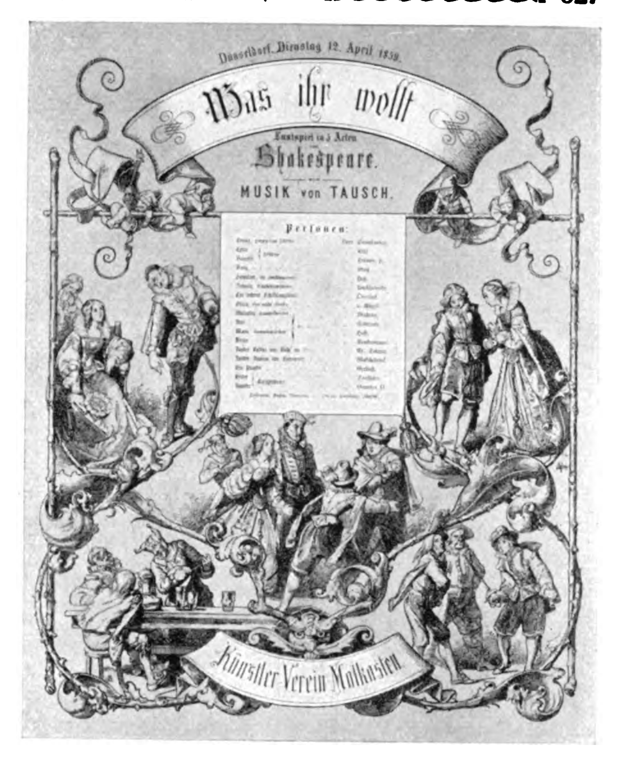


Malkastensaal. Oben: Jagdbild von Christian Kröner. Aufnahme vom Jahre 1887

Mir das Band neuer herzlicher Erkenntlichkeit zugesellen. In diesem Sinne danke Ich mit Meiner Gemahlin dem Verein für das Fest mit der Versicherung, daß Wir der Düsseldorfer Künstlerschaft ein freudig empfundenes Andenken bewahren werden.

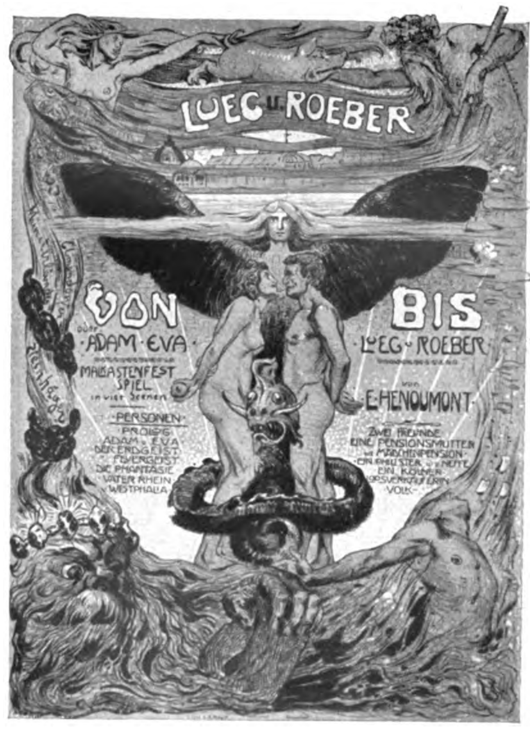
Schloß Benrath,
den 8. September 1877
Wilhelm."

Die in diesem Schreiben betonte Märchenpracht unserer Künstlerfeste hat dem Malkasten seinen weitberühmten Namen gegeben, und sie hat auch auf mein junges Herz, da ich Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre als Kunstakademiker an den von Carl Gehrts geschaffenen Malkastenredouten teilnehmen durfte, einen unauslöschlichen Zauber ausgeübt. Und dieser Zauber wirkt bis auf den heutigen Tag.

Der Humor, der schon unter den Gründern des Vereins am Tisch saß, ist ihm treu geblieben. Das zeigen die folgenden Geschichtchen, ich entnehme sie einem Büchlein von mir, welches im Verlage von L. Schwann in Düsseldorf erschienen ist: „Malkasten-Anekdoten und Künstler-Erinnerungen, erzählt von Maler Carl Murdfield."



Theaterzettel für ein Malkastenfest von Benjamin Vautier



Plakat für ein Malkastenfest von Robert Seuffert

★

Am „Altmännertisch" des Malkastens saßen die Maler Andreas Achenbach, Christian Kröner und Hubert Salentin. Da hörte man vom Saaleingang eine schnarrende Stimme: „Ach — das ist also der berühmte Malkasten? Freut mich kolossal," und herein strahlte ein ganz junger Regierungsrat aus dem fernen Osten. Als er am „Altmännertisch" vorgestellt wurde, klopfte er freundlich Achenbach auf die Schulter: „Verehrter Meister, freut mich kolossal, Sie kennenzulernen, habe Ihre Werke immer sehr bewundert." Andreas sah ihn ruhig mit seinen Löwenaugen an und schwieg. Ebenso schwieg Kröner, als er apostrophiert wurde: „Verehrtester Professor, bin selbst Jäger, finde Ihre Jagdbilder süperbe!" Als er nun Salentin vorgestellt wurde, sprudelte der Regierungsrat los: „Also Ihre Genrebilder, lieber Meister, sind zu köstlich; wo haben Sie nur all die originellen Ideen dazu her? Haben



Malkasten-Karikaturen von Andreas Achenbach

Sie dazu Vorlagen?“ Salentin sagte ruhig: „Nee, — dat kriejen wir all' von de Rejierung.“

★

Hubert Salentin, geboren 1822 zu Zülpich, war zuerst ein in seiner ganzen Zunft wegen seiner Kunstfertigkeit weitberühmter Schmied, der in Köln mit 28 Jahren sein Meisterwerk in Gestalt einer dort jetzt noch stehenden Pumpe schmiedete und erst dann zur Malerakademie nach Düsseldorf kam. Später war er hier als bekannter Genremaler bei ersten Familien ein gern gesehener Gast. Die Gattin des Altoberbürgermeisters Hammers hat nun selbst dem Schreiber dieses das Folgende erzählt: „Mein Mann und ich machten mit Salentin eine Eifeltour. Wegen eines heraufziehenden Gewitters traten wir unter in einer Schmiede. Während es nun draußen regnete, schauten wir am Amboß dem Meister zu, wie er Hufnägel schmiedete. Aus einem Draht, den er im Feuer zur Weißglut brachte, schlug der Schmied jedesmal mit vier Schlägen einen Nagel fertig. Meinem Mann erklärte er auf seine Frage, daß ein guter Hufnagel in vier Schlägen geschmiedet werden müsse, sonst würde er überhaupt nicht fertig. Salentin mischte sich ein und meinte, daß man das doch auch wohl mit drei Schlägen machen könnte. Da lachte der Schmied: ‚Ja, Här, dat versuchense enns.' Staunend hörte der Lehrjunge auf, den Blasebalg zu ziehen, als er sah, wie der ‚feine Herr' sich den Rock auszog und die Hemdärmel aufkrempelte. Der Meister aber zeigte lächelnd, wie der fremde Herr den Draht in die Zange nehmen müsse. ‚So, Jung', nu blas enns,' sagte Salentin und stieß den Draht ins Feuer. Der Junge tat das, und als der Draht glühte, päng päng päng, schmiedete jedesmal in drei Schlägen Salentin einen Nagel fertig. Sprachlos sah der Schmied zu, ergriff dann aber den fremden Herrn am Arme und rief: ‚Här, Ihr sid der Düwel, oder Ihr sid der Salentin!'“

★

Eines der ersten Bilder, die Eduard v. Gebhardt in Düsseldorf malte, war „Herr, hilf mir!“ Darauf war dargestellt, wie Christus über die Wogen schreitet und dem



Fahne des Malkasten-Quartetts. Gemalt von Rüdiger Wintzen



Entwurf für ein Maskenfest „Winternachtstraum" von Carl Gehrts

versinkenden Petrus die Hand reicht. Zuerst hatte Gebhardt die Christusfigur gemalt, und zwar wohl noch von den damaligen „Nazarenern" beeinflußt, idealisiert, schön und milde. Als er aber beim Petrus begann, gewann der Realist in dem Meister die Oberhand. Er sagte sich: „Petrus war ein einfacher Fischer" und holte sich sein Modell vom Rhein. Das Modell war ein struppiger Mann, der sich offenbar bei seiner naßkalten Beschäftigung hin und wieder einen hinter die Binde gegossen hatte. Als das Bild vollendet war, wurde es bei Schulte in der Alleestraße ausgestellt. Viele Beschauer standen bald vor dem neuen Kunstwerk, wagten aber nicht recht, mit ihrer Meinung loszukommen, als man ehrfürchtig Platz machte, denn Andreas Achenbach und sein Freund Salentin kamen in die Ausstellung und vor das Bild. Nach kurzem Schweigen fragte Salentin: „Na, wat sagste, Andreas?" Dieser zeigte auf die Figur des Petrus und antwortete: „Ich mein', den hätt' er besser versuffe losse."

★

Salentin beklagte sich darüber, daß er vom Schicksal nicht zum Porträtmaler geboren sei. Zu ihm sei mal eine Dame gekommen, um sich malen zu lassen. Als das Bild halb fertig war, hätte die Dame gesagt: „Können Sie mir den Mund nicht etwas kleiner malen?" Da habe er gesagt: „Jawohl, gnädige Frau; wenn Sie aber wollen, kann ich ihn auch ganz weglassen." Und das hätte die Auftraggeberin ihm übel genommen. —

★

Am 3. April 1906 erschien im Malkasten der chinesische Vizekönig Tuang-Fang mit dem chinesischen Minister des Innern und einem großen glänzenden Gefolge, um sich von einer europäischen Studienreise durch einige vergnügte Stunden bei uns zu erholen. Es gelang durch ein von unserem bewährten Festausschuß schleunigst durchgeführtes Kostümfest die helle Begeisterung der zuerst in ihren seidenen Gewändern sehr gemessen auftretenden Söhne des himmlischen Reiches der Mitte zu erwecken. Die Freude des prachtvoll kostümierten Gefolges erreichte aber ihren Höhepunkt, als der Vizekönig zum Staunen seiner Landsleute auf den Tisch stieg und ein von ihm in altklassischem Chinesisch verfaßtes Gedicht vortrug, in dem er dem herzlichen Wunsch Ausdruck gab, den ganzen Malkasten mit nach Peking zu nehmen, und das Zusammensein mit uns zu den freudigen Ereignissen rechnete, die nur alle 1000 Jahre einmal vorkämen! Der Dolmetscher, der uns das Gedicht übersetzte, fügte hinzu, daß Seine Exzellenz bereit sei, das Gedicht in unser goldenes Buch zu schreiben. Sogleich wurden dem Vizekönig Feder und Tinte gereicht, aber dieser erklärte, daß er nur mit einem kleinen Pinsel schreiben könne. Da war, trotz eifrigen Suchens, im ganzen Malkasten kein Pinsel zu finden! Das Gedicht ist



Ehrenmitglieds-Urkunde für Ludwig Knaus von Arthur Kampf

schließlich aber doch in unser goldenes Buch gekommen, und beim herzlichen Abschied versprach Seine Exzellenz, uns ein 800 Jahre altes chinesisches Gemälde zu stiften. Und er hat sein Versprechen gehalten. Am 7. Oktober 1907 wehte wiederum auf dem Parkhotel die goldene Drachenflagge. Professor Kleesattel und ich begaben uns als Vertreter des Vorstandes dorthin, um den mit mehreren Gesandtschaftssekretären dort abgestiegenen Kaiserlich Chinesischen Gesandten Exzellenz Sun Pao Ki zu begrüßen, der den Auftrag hatte, das versprochene Gemälde „Der herbstliche Mond am Lutai“ des Malers Yan Yao uns feierlich zu überreichen. Da wir sehr wohl die große Ehrung für unsern Verein zu schätzen wußten, die in dieser Schenkung eines der höchsten chinesischen Würdenträger wie in der feierlichen Form der Überreichung dieser Gabe ausgesprochen war, wurde wiederum schleunigst ein Festabend angesagt, der einen sehr schönen und fröhlichen Verlauf nahm. Die fremden Gäste wurden auf das herzlichste begrüßt und das schöne und seltene Bild mit Bewunderung und großer Freude entgegengenommen. Da der Vizekönig auch zu dieser Sendung ein begleitendes Gedicht verfaßt hatte, wurde ich als Schriftführer des Vorstandes gedrängt, ebenfalls in poetischer Form zu erwidern, und ich habe daher an diesem Abend die chinesische Gesandtschaft poetisch begrüßt.

Im nachhaltigen Gefühl der Freude über das Geschenk beschloß der Vorstand, dem hohen Gönner des Malkastens eine Dankesadresse zu übersenden, deren Text mein Gedicht sein sollte. — Die Adresse ist auch, mit Illustrationen von Prof. W. Spatz und anderen Herren geschmückt, einige Monate später abgegangen. Im September 1908 erhielten wir dann aus seiner Residenzstadt Kanton die Antwort des Vizekönigs. Es war ein von ihm selbst in künstlerisch vollendeter Schönheit gemalter, in altklassischem Chinesisch abgefaßter Dankesbrief, welcher die hohe Freude über den Empfang der Adresse durch die schönen Worte ausdrückt:

„Ob nahe, ob fern, die Freundschaft kennt keine Trennung und



Karikatur aus dem Malkasten-Album



Malkastensaal
Aquarell von E. Freiherrn von Perfall

durchfliegt alle Räume. Ich nehme die Adresse als einen Freundschaftsbeweis mit tiefgefühltem Danke entgegen und werde sie als einen kostbaren Schatz und eine treue Erinnerung in Ehren halten. Es ist mein Lieblingsgedanke und mein sehnlichster Wunsch bei Tag und bei Nacht, daß die Herren auf ihren Reisen auch einmal mein Vaterland mit ihrem Besuche beehren möchten und daß wir dann zusammen beim Anblick dieser Bilder von vergangenen Zeiten sprechen können."



Karikatur aus dem Malkasten-Album

Unterzeichnet ist der Brief: Tuang-Fang. Kaiserlicher Handelssuperintendant von China und Generalgouverneur der beiden Kiang-Provinzen. Übersetzt hat uns den Brief Herr Prof. Forke vom orientalischen Seminar in Berlin.

Als ich später einmal den Geh. Legationsrat und Generalkonsul Dr. Knappe in Charlottenburg besuchte, sagte mir dieser, ihm gegenüber habe unser Staatssekretär Herr v. Schoen öfter betont, daß die Düsseldorfer Künstler, welche in fröhlicher Laune diese herzliche Freundschaft mit Tuang-Fang geschlossen hätten, diese Angelegenheit im Interesse des Vaterlandes gar nicht ernst genug nehmen könnten. Dr. Knappe drängte mich deshalb, die chinesische Gesandtschaft in Berlin zu besuchen. Ich bin auch dort gewesen und habe mit der so überaus liebenswürdigen Exzellenz Sun Pao Ki und seinen Herren Sekretären den Tee eingenommen.

Damals hat mir der chinesische Gesandte gesagt:

„Der Vizekönig hat mir geschrieben: Wenn ein Herr des Vorstandes vom Düsseldorfer Malkasten zu mir nach Kanton kommt, dann will ich Salut schießen lassen." —

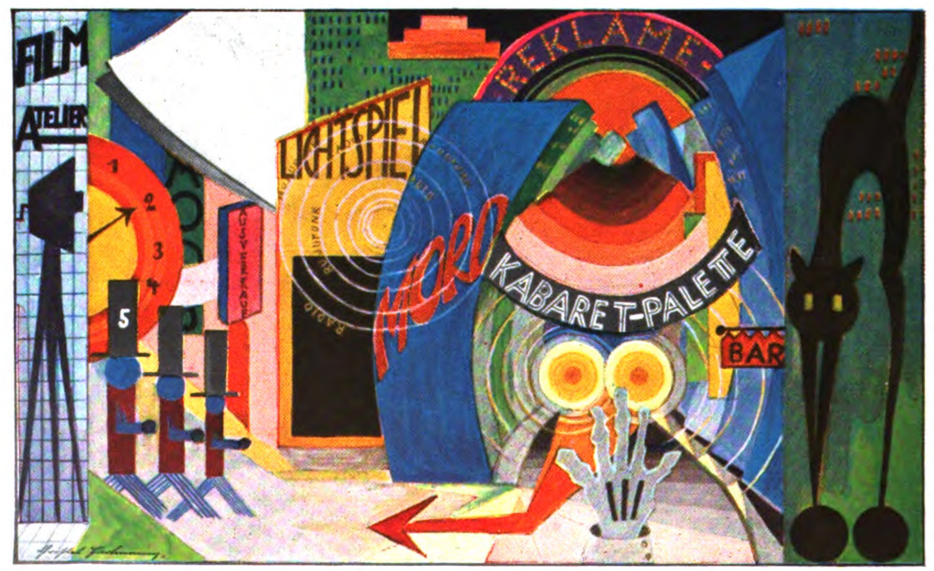
★

Malkastenkeller, du wonniger Platz,
Ach hätte zu dir ich den Schlüssel,
Du birgst so manchen köstlichen Schatz,
Du Sesam-Berg an der Düssel.

„O Sesam, Sesam, tue dich auf!" —
Da öffnet sich plötzlich die Mauer,
Es ruft ein herzlich Willkommen herauf
Der Hüter des Schatzes Bernd Gauer. —

Das ist fürwahr kein dunkles Verlies,
Wohin ich hinuntergestiegen,
Es ist ein duftendes Paradies,
Wo die stolzesten Jahrgänge liegen.

Und ringsum raunt es an diesem Ort:
„Sie sollen nicht länger dich quälen,
Wir jagen die lästigen Grillen dir fort,
Du brauchst nur den Jahrgang zu wählen."



Malkasten-Plakat von Christel Hartmann für die Festspiele im Jahre 1925

Jape im Warenhaus

Novelle von Vicki Baum

Der Gegenstand, an dem das dumpfe Wesen und Bewußtsein des siebzehnjährigen Jape Flunt sich entzündete, war eine bunte, seidene Krawatte und lag im Schaufenster eines Warenhauses. Der ziemlich lauten Mode des Jahres zufolge war diese Krawatte sehr glänzend, in vielen Farben gestreift und überdies mit einem Muster goldfarbiger Pünktchen überstreut. Man hatte den witzigen Einfall gehabt, diese Krawatte nicht als Einzelerscheinung vor die Augen des Publikums zu bringen, vielmehr entquoll sie zu hunderten einem vergoldeten Füllhorn aus Pappe, rann als Seidenfluß, als Strom durch die ganze Breite des Schaufensters und staute sich hinter der Spiegelscheibe zu bunten und glänzenden Hügeln. Jape Flunt erlebte seinen Zusammenstoß mit dieser Krawatte an einem Samstagabend, als er seinen Weg durch die Hauptstraße nahm, um einer Kundschaft ein Paar geriesterte und geflickte Arbeitsstiefel zuzustellen. Daß dies.s Schaufenster mit seinem Überfluß an Glanz und Buntheit den jungen Flunt so heftig zu erschüttern vermochte, ist letzten Endes nicht verwunderlich; denn Jape Flunts Leben war bis dahin durchaus auf grauen und trüben Wegen hingelaufen, und daß es Farben in der Welt gab, entdeckte er an diesem Abend zum erstenmal.

Jape Flunt war in einem Keller geboren und in einem Hinterhof aufgewachsen. Er war ein Kind mit einem großen Kopf und rachitischen Beinen gewesen und spielte mit vielen Kindern, die ebensolche Köpfe und Beine besaßen und in der Mehrzahl seine Onkel und Tanten waren. Denn Japes siebzehnjährige, uneheliche Mutter hatte ihn auf eine sozusagen eilige und wenig ehrenvolle Weise geboren, und er wuchs geduldet zwischen den Kindern seiner Großeltern auf; als er drei Jahre alt war, erhielt er noch eine neue kleine Tante, und diesem nachgeborenen Wesen, das noch hilfloser und schutzbedürftiger war als er selbst, hing er mit inniger Liebe an.

Aus seinem Keller wanderte er in die Schule, ein abstoßendes und rußgraues Gebäude; er saß dort ein paar Jahre hindurch mit schwerem Kopf, begriff wenig, und als er sie verließ, hatte sich ihm nur ein getrübtes und verwischtes Bild der notwendigsten Kenntnisse eingeprägt. Sodann wurde Jape in einen anderen Keller getan, genoß die Aussicht auf einen anderen Hinterhof und war Schuhmacherlehrling. Als solcher arbeitete er viel, aß wenig und bekam gar keinen Lohn. Doch war sein Leben nicht ohne Lichtblicke. Am Sonntag etwa wusch er seine verpichten Hände mit Scheuersand, bürstete seinen guten Anzug, seinen Konfirmationsanzug, und ging mit behaglichen Gefühlen durch die Armutsgassen seines Viertels zum Flusse hin. Am Fluß traf er Magda, seine dreizehnjährige Tante, und sie legten sich steif nebeneinander hin in das vermagerte Gras der Flußböschung. Da gab es Boote, Segel, Schleppdampfer. Ein Hund sprang in den Fluß und apportierte. Ein Angler brachte einen erbarmungswürdigen Weißfisch aus dem Wasser. Am Heimweg traf man vielleicht auf Licht und Orgelgekreisch, ein Karussell hatte sich etabliert, oder Luftschaukeln schwangen sich hoch in die neblige Abendluft. Es kam vor, daß Jape zwei Groschen zutage förderte — denn es gab spendable Kunden, die dem Lehrjungen Trinkgelder verabreichten — und daß er mit Magda sich dem Vergnügen hingab. Nachher war ihnen ein wenig übel und heiß, und etwas dumpf Bedrängendes und Halbverstandenes rumorte in ihren Gliedern. „Später heirate ich dich, sollst sehen," pflegte Jape Flunt dann zu sagen. Und dieses Später hatte etwas wie Schimmer oder Glanz oder Farbe...

Dieser Schimmer war es, dieser Glanz und diese Farbe, die Jape in der wirklichen Welt zum erstenmal erblickte, als ihn sein Weg an dem Schaufenster des Warenhauses vorbeiführte. Er fraß den neuen Anblick und das neue Gefühl in sich hinein und nahm es mit nach Hause. Noch im Traum umklammerte sein Bewußtsein das Füllhorn aus goldener Pappe, dem die bunten Krawatten entströmten.

Von da an hatte Jape Flunt etwas, woran er denken konnte, wenn er hinter der Schusterkugel hockte, wenn er den Keller säuberte, wenn er in seinem Verschlag einschlief und wenn er im Morgendämmern erwachte. Auch entlief er abends dem Hinterhof, rannte der Hauptstraße zu und bohrte sich durch viele flanierende Menschen hin bis zu dem Warenhaus. Aber da hatte man neidische Rollbalken vor die Herrlichkeit gesenkt. Der Traum brachte Ersatz. Im Traum fuhr ein großer Möbelwagen in den Hinterhof, und als er sich öffnete, rannen Krawatten daraus hervor. Sie waren bunt und glänzend und flüssig. Jape

ging hin und badete sich darin, und das war warm und wunderlich süß und verlockend.

Am Sonntag wanderte Jape Flunt nicht zum Fluß hinunter; er ließ Magda allein an der Böschung liegen, obwohl Magda mit den Krawatten in seinen Gedanken auf eine dunkle und unerklärliche Weise verbunden war. Er trabte zur Hauptstraße, er kam vor das Warenhaus, der Rollbalken war diesmal nicht heruntergesenkt, mehr noch, man hatte Lichter im Schaufenster entzündet, damit die sonntäglichen Straßengänger angelockt und erfreut würden. Wieder stand Jape lange und versunken vor diesem Schaufenster; er atmete selten und vorsichtig und rieb mit seinen verdorbenen Fingern an seiner Mütze hin und her. Diesmal brachte sein schwerfälliges Gehirn einen Gedanken mit nach Hause in die Kellerwerkstatt.

Haben — so hieß dieser neue und große Gedanke. Jape Flunt, der siebzehnjährige, besitzlose Schusterlehrling, wollte eine solche Krawatte haben, und dies war nun ein Ziel und ein Weg für ihn. Er begann zu verdienen, gleich, als wenn der harte Wunsch nach Geld das Geld anzuziehen vermocht hätte. Er bekam in der nächsten Woche dreimal einen Groschen Trinkgeld. Magda, welche ihn eines Abends aufsuchte, fand sich bereit, ihm zwei weitere Groschen leihweise zu überlassen. Das Kapital wuchs! Mit geänderten, mehr ins Wirkliche gerückten Empfindungen näherte sich Jape an einem Spätnachmittag, von einer Kundschaft heimkehrend, dem Warenhaus. Da waren die Krawatten weg.

Jape starrte in die Auslage hinein und begriff nicht. Da lagen nun andere Dinge, unfarbige Dinge, ohne jeden Schimmer. Man hatte graue Wolldecken aufeinandergestapelt, das Stück zu zwei Mark achtzig, häßliche und elende Decken, wie Jape sie von seinem eigenen Bett her kannte. Überdies war das Schaufenster umrahmt mit einer Girlande grauer, kratziger Wollsocken, und das sah unerfreulich und trübselig im höchsten Grade aus. Als Jape sich mit ganz verlöschtem Gefühl von dem Schaufenster abwandte, leuchteten gerade die elektrischen Lichter auf. Sie bestrahlten die andern Schaufenster, welche Jape kaum beachtet hatte. Nun stürzten sie mit ihrem Wirbel von Dingen, Farben, Begriffen über ihn her.

‚Was gibt es alles?‘ dachte Jape, und dabei begannen seine Lippen zu zittern, ohne daß er es wollte. Ihm wurde zumute, wie manchmal bei der kreisenden Karussellfahrt, wo alles huscht und jagt und nicht zu fassen ist. Doch haftete endlich ein Anblick in ihm, und der war solcher Art:

Auf unbegreiflichen Möbeln aus Seide und mit goldenen Beinen saßen Frauengeschöpfe, die schöner aussahen als wirkliche Frauen, die stärker lächelten und mit leuchtenderen Augen, deren Haar glänzte, deren Haut schimmerte und die dennoch nicht lebendig waren, was den unerfahrenen Jape unheimlich anmutete. Hinter diesen Frauen, über ihre Schultern gebeugt und scheinbar im Gespräch mit ihnen, standen Herren, feine Herren mit roten Wangen und seidenen Schnurrbärtchen. Auch die Herren lächelten verbindlich; der hübscheste von ihnen hielt einen Rosenstrauß in der Hand, und auf seinem Vorhemdchen erblickte Jape mit einem süßen und heftigen Erschrecken: die Krawatte.

Diesmal stand Jape so lange vor dem Warenhaus, bis man die Rollbalken herabließ. Er hatte einen freien Abend und begab sich zu Magda, die als Kindermädchen bei einer jüdischen Familie diente. Er saß dort längere Zeit auf der Kohlenkiste, starrte Magda an und schwieg. Er hätte gerne gesprochen, sich von seinem Eindruck erlöst, sich mitgeteilt und befreit, aber das ging nun eben nicht. Er sagte einmal: „Später werde ich dir auch seidene Kleider kaufen.“ Wozu Magda lachte und ein Gesicht zog, weil das „auch“ sie verwunderte. Jape beugte sich über ihre Schulter und lächelte so, wie er es von dem hübschen wächsernen Herrn gesehen hatte.

„Ich habe fünfzig Pfennige,“ sagte Jape. „Wenn ich 'ne Mark hab', will ich mir 'ne Krawatte kaufen,“ sagte er. Er hielt seine schwarzen Schusterhände zierlich vor sich hin, als trüge er einen Rosenstrauß. Er wurde der junge Mann aus dem Schaufenster, er spürte sich selbst, er fühlte schon die Krawatte auf seiner Brust. Magda sah ihn an und zeigte auf ihre Stirne.

„Plem Plem,“ sagte sie einfach.

*

Als Jape so weit war, daß er nach einigen Wochen mit seiner zusammengesparten, zusammengeborgten, zusammengebettelten, zusammengekratzten Mark ausging, um die Krawatte zu kaufen, erlitt er einen großen Zusammenbruch. Die Krawatte kostete sechs Mark und damit fertig. Eine schnippische, junge Verkäuferin mit Stirnlöckchen gab diese Auskunft und brach die Verhandlungen mit dem verwirrten, insolventen Jape Flunt kurzerhand ab, als er stotternd seine Vermögensumstände kundgab. Man hatte auch billigere Krawatten, gewiß, es gab sogar solche um den geringen Betrag von einer Mark. Sie hingen an einem Gestell, das karussellartig vor Jape herumgedreht wurde

und ihn schwindlig machte. Es waren armselige Krawatten ohne Glanz und Farbe, nichts von dem Unsagbaren, Verheißungsvollen, das Jape mit dämonischen Kräften an jene Eine, Auserwählte, verhaftete. Jene eine, zuerst erblickte Krawatte hatte Jape Flunt erlebt, so wäre es vielleicht auszudrücken, und alle andern blieben ihm gleichgültig. Als er das Warenhaus verließ, hatte er geballte Fäuste wie ein Mann und tränenblinde Augen wie ein Kind. Er ging heim in seinen Keller, in seinen Verschlag und träumte.

Was träumt dieser Jape Flunt in den nächsten Wochen, was brütet sein großer, entarteter und schwerfälliger Kopf für Dinge, während er hinter der Schusterkugel sitzt, was macht den Burschen so flackernd und ungleich, finster in einer Stunde und übermütig in der andern? Wovon faselt er in ungeformten Worten, wenn er abends bei Magda auf der Kohlenkiste hockt, und wie sind seine Gedanken, wenn er vor dem Schaufenster seine Zeit vertut und das Bild des hübschen, jungen Wachsmannes so brennend in sich hineinfrißt?

Es ist ja nun so weit, daß Jape die Krawatte haben muß. Sonntags wird er sie tragen und dadurch völlig jenem blendenden Herrn aus dem Schaufenster gleichschauen. Er wird, hat er nur erst die Krawatte, Magda für sich erobern, allen Weibern gefallen, große Abenteuer erleben und ein bedeutender Mann sein. Ein Plan ist plötzlich da, reif, unaufhaltsam nach Verwirklichung verlangend.

★

Der Plan war einfach, großzügig und geradlinig. Man ging nachmittags, nach Feierabend in das Warenhaus, versteckte sich hinter einem der Warenstapel — Jape hatte schon einen geeigneten Platz dazu ausersehen — und ließ sich unbemerkt dort einschließen. Nachts kam man hervor, brachte die Krawatte an sich, und alles war in Ordnung. Man brauchte nur versteckt den Morgen abzuwarten und das Warenhaus unbemerkt verlassen, wenn Käufer seine Räume füllten.

Weil alles hundertmal bedacht und jedes Hindernis vorausgesehen war, ging am Tage der Ausführung alles erstaunlich glatt und leicht. Auch beschritt Jape Flunt nicht ohne Vorbereitung den Pfad des Abenteuers. Er hatte sich in den letzten Tagen, der Übung und besseren Kenntnis halber, des öfteren in das Warenhaus begeben und wußte, wie es zu geschehen hatte.

Und nun also ging Jape Flunt hin, betrat das Warenhaus gegen Abend, tauchte im Gewühl der Kaufenden unter, verbarg sich hinter einem Stapel hoher, zusammengerollter Teppiche, wartete, bis die Verkaufszeit vorbei war, und ließ sich in das geleerte Warenhaus einschließen.

Da steht nun Jape Flunt verborgen in seiner halbdunklen Höhle aus aufgerollten Teppichen, die wie Pfeiler drei und vier Meter hoch um ihn emporwachsen. Er steht ein wenig beengt, die Hände hat er in die Taschen versenkt, die Rechte umfaßt eine Radfahrlaterne, und in der Linken hält er seine Abendmahlzeit, eine Scheibe Brot mit Leberwurst, in Zeitungspapier eingeschlagen: denn so vorsorglich hat Jape Flunt sich für die Nacht im Warenhaus vorgesehen und ausstaffiert. Die entschlafenden Geräusche des Warenhauses, das sich leert, dringen nur undeutlich zu ihm. Sein linkes Ohr, von Geburt an schwerhörig, ist heute überdies durch eine besondere Art von Dumpfheit benommen. Dem jungen Jape Flunt wächst ein Weisheitszahn, der sich unter argen Schmerzen und Entzündungserscheinungen aus dem degenerierten Kiefer emporbohrt. Die Backe ist heiß, im Ohr saust ein übertriebener Pulsschlag seinen Takt. Manchmal reibt Jape sein Gesicht an der kühlen, rauhen Hinterseite der Teppiche. Manchmal scheuert er mit der Zunge über die schmerzhafte Stelle hin. Es riecht nach Jute, nach Wolle, nach Staub in Japes Versteck Hoch oben brennt eine Bogenlampe über ihm und erlischt später. Klingeln kreischen ihr Schlußzeichen und werden stumm. Noch laufen Stimmen durch das Warenhaus, Tritte rennen über Treppen, Lifts kommen mit einem kleinen Pfeifen aus dem obersten Geschoß, über dem Jape ein Stück der Glasdecke zu sehen vermag, welche den Mittelraum überdacht. Klopfen, Rufen, Donner von herabrollenden Schaufenstern, zufallende Türen. Endlich Stille. Vollkommene Stille in dem geleerten Haus.

Jape Flunt traute der Stille nicht. Er wartete noch darauf, daß es vollends dunkel gemacht würde. Vorläufig hing noch ein halber Lichtschein in dem ungewiß hohen Raum seiner Höhle. Jape gab sich ans Warten. Er richtete sich auf längere Dauer ein, hockte sich auf seine Fersen und holte sein Brot hervor, um es mit der Miene eines geduldigen Tieres in sich hineinzukauen, behindert durch den Weisheitszahn. Später, viel später, hört er mit dem gesunden Ohr, daß es draußen in der Stadt neun Uhr vom Rathausturm schlägt. Neun Uhr abends. Kein Zweifel, das Warenhaus ist längst geschlossen, geleert, vereinsamt. Zwecklos, noch länger auf völlige Dunkel-

heit zu warten; es ist später Abend. Jape allein mit dem Gegenstand seiner Wünsche im großen Haus. Das Abenteuer kann beginnen.

Witternd und sichernd wie ein Tier kroch Jape aus seiner Höhle hervor. Er fühlte seine Glieder ein wenig steif und verbogen, und seine Augen waren ihm schwer und unzuverlässig geworden. Es liefen Streifen, Kreise, Wellen an ihm vorbei, die er erstaunt anstarrte, wie etwas Wirkliches. Aber das verging schnell, indes er dastand und sich zurechtzufinden suchte. Einen Augenblick lang erschrak er tief, weil ihm alles so fremd und unheimlich erschien und ihm so war, als hätte er sich verirrt, ohne Hoffnung auf ein Zurechtfinden in dem großen, verworrenen Halbdunkel. Er faßte hastig nach Streichhölzern in seine Tasche und entzündete die Radfahrlaterne. Sie warf ihren weißen Kegel hart vor sich hin. Davon — so schien es Jape — wurde es noch stiller in der Stille, und das Licht trennte ihn klein und einsam von dem großen Raum. Er hielt sich an der Laterne fest und überlegte.

Das Halbdunkel, so fand er zunächst, kam aus den Wänden selbst. Da waren Türen und neben jeder Türe war eine kleine Scheibe aus mattem Glas, hinter welcher viereckiges Licht hervordrang. Eine spärliche Notbeleuchtung, Nachtbeleuchtung: eine Einrichtung ohne erkenntlichen Zweck oder Sinn. Er befand sich im Teppichlager, im zweiten Geschoß. Die Krawatte war unten zu finden, in der Herrenmode-Abteilung, dicht neben der großen Drehtüre des Haupteinganges. Jape folgte dem kleinen Lichtkegel seiner Laterne und fand sich zu der breiten Treppe, welche in zwei Biegungen von Geschoß zu Geschoß führte. In der Folge, wie das Licht der Laterne sie aus dem Halbdunkel herausholte, kamen Verkaufsgegenstände auf ihn zu und glitten hinter ihm wieder in Schatten. Doch faßte er nichts auf von dem, was er sah. Sein Wille ging dem Wunder der Krawatte entgegen.

In der Herrenmode-Abteilung herrschte eine überraschende nächtliche Ordnung. Über Verkaufstische und ausgelegte Gegenstände waren weiße Papierbogen gebreitet; die kleinen Trittleitern standen in Reih und Glied. Ein Spiegel empfing den Strahl der Laterne, blitzte auf wie ein Reflektor und machte sich gleich wieder unsichtbar. Jape Flunt ging schnurgerade und gut unterrichtet auf die Schublade zu, in der er die teuren Krawatten, die Krawatten zu sechs Mark wußte. Er nahm die Laterne in die Linke und wischte die rechte Hand nochmals an seiner Hose ab, bevor er versuchte, ob die Lade offen war. Denn nun geschah es dennoch, daß sein Herz heftig klopfte, und seine eben abgewischte Hand bedeckte sich sofort wieder mit einem kühlen, dünnen Schweiß.

Die Lade war nicht verschlossen, sie glitt mit bemerkenswerter Leichtigkeit wie auf Schienen auseinander.

Da lagen die Krawatten.

Jape ließ seine Hand, die ihm plötzlich schwer wurde, zwischen die seidenen Dinger fallen. Ein kleiner Schauer erhob sich in seinem Genick, so, als würden seine Haare aufgestellt. Magdas Hand, liebkosend in seinem Nacken, pflegte ihm manchmal dieses Gefühl einer schaurigen Annehmlichkeit zu vermitteln — wovor er sich ängstigte. So also war es, wenn man Seide angriff. Junge, Junge — er preßte die Zunge gegen die Zähne.

Gleich darauf hatte er die Krawatte, seine Krawatte, erfaßt, er hielt sie vorsichtig, etwa so, wie eine gefangene Kreuzotter. Er stellte die Laterne vollends beiseite und versuchte, sich die Krawatte umzuknoten, was nur ungenügend gelang. Da Jape am Alltag nicht im Besitz eines Kragens war, fühlte er die Seide weich und knisternd an seinem nackten, etwas unsauberen Hals, und ein paar Minuten lang stand er ganz steif da und überließ sich diesem sonderbaren und unbekannten Gefühl. ‚Der Spiegel —!' dachte er sodann, nahm die Laterne auf und ging dicht an das Glas heran, in dem, grell beleuchtet, sein großer Kopf erschien.

Die Krawatte war schön, kein Zweifel, sie war großartig, sie glänzte, sie warf kleine Lichter aus sich, ihre Farben spielten. Auch kleidete sie Jape vorzüglich, sein Kopf schaute unerwartet vornehm und erwachsen aus. Und wenn man erst einen Kragen dazu trug...

Jape seufzte. Er wußte nicht, was ihm war. Er kannte die Enttäuschung noch nicht. Er kannte noch nicht dieses kleine, kalte, schleichende Gefühl, diesen winzigen, innerlichen Einsturz im Moment des Besitzens, der erfüllten Sehnsucht...

Ein Kragen also fehlte. Jape blickte sich hastig um, als stände plötzlich jemand hinter ihm. Die Krawatte besaß er nun, sie war sein Eigentum. Es blieb nichts zu tun, als sich wieder in die Teppichhöhle zu begeben und den Morgen abzuwarten. Jape schob die geöffnete Krawattenlade zu, nichts war zu bemerken. Er nahm seine Laterne auf, die blinzelte. Ein Kragen fehlte noch —

Jape hielt eine Sekunde lang Zwiesprache mit einer dumpfen Stimme in sich selbst. Dann stellte er die Laterne wieder

hin. Er trocknete erneut seine schweißfeuchten Hände, die nun ein wenig zu zittern begonnen hatten, und begab sich daran, einen Kragen zu suchen. In seinem Ohr sauste es stärker. Es war, als würden irgendwo Teppiche geklopft. Das Licht brannte unstet, blinzelnd, beinahe unverschämt. Jape, hastiger werdend, zog Laden auf, eine Schublade neben der andern, und als er sah, was es hier gab, begann er verwundert und unwissend zu lächeln.

‚Kolossal, was es alles gibt —', dachte er und etwas später sagte er es auch ganz laut, wobei er heftig über seine deutliche, einsame Stimme erschrak. Es begann mit Dingen, die verhältnismäßig einfach und unscheinbar waren. Kragenknöpfe, Strumpfhalter, Hosenträger. Dann kam es besser, Schals quollen aus den geöffneten Laden, Binden, Krawatten, immer mehr glatte, seidene und ungekannte Dinge. Jape holte ein Trittleiterchen heran und untersuchte die oberen Laden. Ja, hier waren Kragen, Kragen ohne Zahl, steife und weiche, schmiegsame, hohe und niedrige, weite und enge, alle von einer neuen, fast blauen Weiße. Jape entfiel ein Bündel und als er es aufhob, war diese Weiße beschmutzt, er rieb mit dem Handballen darüber hin. Davon wurden die Kragen noch schmutziger. Er warf sie zurück in die Schublade. Einige, die ihm schön und passend erschienen, legte er für sich auf die Theke hin. Weiter. Da waren Strümpfe, Socken, dünn, zart, gemustert. Jape lachte laut aus sich heraus. Socken aus Seide — die Menschheit war wohl verrückt! Immerhin: er warf ein Bündel davon auf den Tisch. Unterwäsche, nilgrün, zartlila — ‚Junge, Junge, was es für Dinge gibt!' sagte Jape und bohrte seine rissigen Daumen in das Gewebe, das nachgab, wie zartes, warmes Fleisch. Hemden — Jape hob sie mit beiden Händen heraus und warf sie auf den Tisch — Hemden, kühl, aus dünnem Leinen, aus Batist, aus Seide, Mensch, wahrhaftig, da trugen sie Hemden aus Seide! Gestreift, gemustert, gepunktet, kariert. Ein Berg von Hemden lag vor Jape, welcher in einer seltsamen Benommenheit zu murmeln begonnen hatte. Die Dinge bemächtigten sich seiner, die ungekannten, unbesessenen, luxuriösen Dinge, von denen ihn sonst eine Spiegelscheibe trennte.

Weg mit der geflickten Hose, dem schmutzigen Sweater, dem verschwitzten Wollhemd! Und dann dieses weiche, kühle, saubere Rieseln von neuer, seidener Wäsche an der Haut. Es wurde Jape beinahe übel, so stark war die Lust. Wieder liefen Schauer über ihn hin. Er fror, er wurde schwach, seine Beine, diese rachitischen, etwas nach außen gebogenen Beine zitterten jetzt, als er im Hemd, mit Kragen und Krawatte, wieder vor dem Spiegel landete. Die nächtliche Ordnung der Herrenmode-Abteilung war zerstört und nicht wieder herzustellen, das sah er, als er mit einem kurzen und gehetzten Blick vom Spiegel fort und um sich schaute. Die Dinge waren aus den Laden gestiegen wie unheimliche und selbsttätige Wesen; sie hatten sich über Tische und Schränke ausgebreitet, sie waren zu Boden gefallen, in Winkel gekrochen, sie hatten sich entfaltet, zerknittert, beschmutzt und in heillose Verwirrung gebracht. Jape, mit einem schwachen Versuch zu retten, tauchte seine Hände zwischen die aufgequollenen Mengen, stopfte sie in die Laden zurück, so gut es gehen wollte, und ergriff die Flucht, als hätte er Tiere in schlecht schließende Käfige verwahrt.

Die nächsten Minuten waren erfüllt mit Schrecknissen. Hinter einem Pfeiler hervor trat ein Herr mit strengem Gesicht und wartete steif und unbewegt auf Jape. Eine Ewigkeit standen sie einander gegenüber und starrten sich gläsern an. Jape war der Mutigere — er näherte sich dem Herrn. Der Herr war aus Wachs. Jape schrie erlöst ein Lachen aus sich heraus. Gleich darauf flatterte etwas Weißes gespensterhaft heran. Es drohte, es schwang Fäuste in der Luft, hatte Löcher statt Augen. Dann war es, von einem entfernten Spiegel hergeworfen, Japes aufgelöstes Bild. Jape mußte sich, erschöpft und ausgehöhlt, auf die Erde setzen und sich erholen...

Immerhin. Der wächserne Herr stand einladend am Eingang zur Herren-Konfektions-Abteilung. Jape, dem Angst und Schrecken die letzte Bewußtheit, die letzte Hemmung weggerissen hatte, war nicht mehr schüchtern. Er wühlte sich zwischen die Anzüge, die hinter grünen Vorhängen in Reih und Glied hingen. Er zerrte Kleidungsstücke von den Bügeln, warf beiseite, was ihm mißfiel und traf seine Wahl. Er atmete jetzt heftig und laut, wie bei einer schweren Arbeit. Anzug, Mantel, Hut, Regenschirm! Die schmutzigen, abgelegten Sachen packte er in ein Bündel und legte sie beiseite. Als das glänzende Abbild des wächsernen Herrn verließ er die Abteilung. Aber er kehrte nochmals zurück und holte die Streichhölzer und den Rest seines Abendbrotes aus seiner alten Hose hervor. Die Laterne warf weiße, zuckende Kreise, wie betrunken war das Licht in seiner Hand. Er setzte sich zur Erholung auf eine Treppenstufe und versuchte, zu essen. Der anrüchige

Geschmack der billigen, übersalzenen Leberwurst widerte ihn plötzlich an. Feine Herren aßen solches Dreckzeug nicht. Was aber aßen feine Herren denn?

Jape verlor sich ein wenig in Träumereien. Seine Gedanken wucherten ungewiß und formten sich nicht. Seine Ansprüche waren gewachsen, das fühlte er, ohne es zu verstehen. Er erhob sich, den Regenschirm vornehm unter den Arm gepreßt, und begab sich im Schlenderschritt in die erste Etage. Er war fast noch ein Kind, dieser siebzehnjährige Jape Flunt mit seinem Weisheitszahn und seiner Diebslaterne, und nun spielte er ‚Einkaufen‘. Bei einem großen Obelisken aus Schokolade, der rein nur zu Spaß und Dekoration da aufgebaut war, kaufte er einige Tafeln, er stopfte eine davon gierig in den Mund. Der neue Zahn schmerzte höllisch, während er sich den Mund mit dieser schmelzenden Süßigkeit füllte; er schmerzte so, daß Jape Tränen in die Augen bekam. Das machte ihn wild. Er riß die weißen Papierbogen von den nächstliegenden Verkaufstischen. Sieh einer an! Da waren Ledertaschen. Jape klemmte nach kurzer Wahl eine davon unter den Arm, für Magda. Weiter, um die Ecke verfing er sich in einer Abteilung voll mit unsinnigem, weiberhaftem Firlefanz, Bändern, Spitzen, Sächelchen, deren Namen man nicht wußte. Er riß ein paar Hände voll davon an sich und in seine Taschen, eine Bandrolle wickelte sich um seine Füße, er stolperte Stufen hinunter. Unten war er mitten in eine Schatzkammer gefallen, zwischen Gold, Brillanten, Steine, Uhren, unbeschreibliche Kostbarkeiten, wie der gutgläubige Jape — unbekannt mit den glitzernden Erzeugnissen der Galanteriewarenbranche — vermeinte. Er hatte jetzt Fieber. Er keuchte jetzt. Er riß sich an Ketten, stach sich an Nadeln, kratzte sich die Handrücken blutig, brach sich die Nägel ab. Magdas Tasche gefüllt bis oben hin, daß sie dick und schwer wurde und fast lebendig wie ein trächtiges Tier. ‚Was se alles haben!‘

Aber wie geschah es ihm, als er in die Lebensmittel-Abteilung gelangte? Wieviel Jahre des Hungerns brachen aus ihm heraus, als er mit nachgebenden Knien dastand, mitten im Schlaraffenland, umringt von Würsten, Schinken, Früchten allerart. Die Leckerbissen sauber unter Glasstürzen, die Dosen aufgetürmt, die Flaschen übereinander hinkletternd, und hinter dem weißen Lichtkegel weite halbdunkle Perspektiven, angefüllt mit Keksschachteln und Zuckerhüten und Bismarckheringen, Dinge über welche hinaus sich Japes Phantasie nichts vorzustellen vermochte.

Jape begann hier seine Eroberungen mit einem Raffinement, und das war unklug. Er fraß nicht sofort alles in sich hinein, wie eine drängende Regung es heftig in ihm verlangte. Er schob zwischen sich und die Dinge den Genuß des Wartens. Er stand so steif inmitten der Fülle, wie er steif neben Magda im Gras zu liegen pflegte, bedrängt und dennoch abwartend. Und das erste, wonach er griff, war nicht der Lachsschinken, auch nicht das köstlich gelbe Büschel von Bananen, das sich als heftige Verlockung ihm anbot. Nein, Jape Flunt, dieser anspruchsvoll gewordene junge Mann, Besitzer einer unbeschreiblich schönen Krawatte und Entdecker ungeahnter Lebensbezirke, dieser Jape Flunt griff zuerst nach einer Flasche und öffnete sie murmelnd mit seinem Taschenmesser, während ihm der Speichel heiß im Munde zusammenlief und der Zahn brannte und ganz selbständig zu dursten schien und das Ohr sauste und klopfte und er alles in allem in einem Meer von siedenden Ängsten, Freuden und Bewußtlosigkeiten nah am Untergehen war. Was die Flasche enthalten sollte, das wußte Jape nicht — Malaga Gold stand darauf — und dieses „Gold“ vor allem war ein Wort voll Verheißung, Zauberei und suggestiver Kraft.

Als Jape die Flasche geleert hatte, als er diesen brennenden und süßen Wein in sich hineingeschüttet hatte, der den Durst nicht löschte, den Weisheitszahn nicht kühlte und den Kopf nicht klarer machte, da war er zu allerhand Dingen aufgelegt. Zuerst kam das schlechthin Tierische und Einfache in ihm hoch. Er grinste und fraß; er stopfte ungeordnet Eßbares in sich hinein, süß, sauer, gesalzen, geräuchert, Fettes und Trockenes, Gebackenes und Rohes, wie es eben kam, und alles schmeckte ihm herrlich auf eine kannibalenhafte Weise. Dann, noch immer grinsend und schluckend, schritt er zu weiteren Vergnügungen. Er tappte unter großen Mühsalen eine Treppe empor, die von schiefen und einstürzenden Wänden flankiert war. ‚Mensch, jetzt biste besoffen,‘ äußerte er dazwischen stolz und froh und kam auf allen vieren im dritten Geschoß an, welches den Erzeugnissen der Damenkonfektion zugeteilt war. Am Treppenende empfingen ihn zwei lächelnde Damen, die eine in eleganter Toilette, die andere — ‚Mensch, hastu Worte?‘ — in seidenem Nachthemd. Jape, mit der Laterne zwischen den beiden hin und her leuchtend, fand alle beide bezaubernd. „Guten Abend, Frolein,“ sagte er. „Wollen wa mal 'n bisken?“

Da keine der beiden lächelnden Schönen antwortete, lachte er laut, faßte die Ele-

gante an ihre kühle, glatte Wachshaut und sagte ihr alles, was er an galanten Unflätigkeiten wußte. Jemand kicherte irgendwo dazu, so schien es. Jemand klirrte mit Metall, mit Porzellan oder Glas. Die Laterne blinzelte, irgendwo pochte es an Holz. Jape erschrak eisig. Er ließ von der Wächsernen ab, stand, starrte. Man klopfte irgendwo. Es kam näher, ganz nah, ganz, ganz nah. Jetzt war es dicht bei Jape, jetzt in ihm, jetzt klopfte es so hart und dumpf aus ihm heraus. Sein Herz, sein Ohr, sein Puls. Wo bist du, Jape? Was tust du? Liegst du in deinem schlechten Lehrlingsbett und träumst? Träumst du nur die Dinge, die Schätze, die Genüsse, die du nicht kennst, den Wein, der brennt, Weiber aus Seide, die lächeln, den Schein der Laterne so unsäglich fremd zwischen der unheimlichen, unbekannten Welt der Gegenstände ...?

Jape löste sich von der Wachsdame ab und trat unsicher ein paar Schritte vor, aus dem Lichtkegel ins Halbdämmern. Er lehnte sich mit beiden Händen an das kühle Geländer aus Messing und schaute in die Tiefe des Warenhauses hinunter. Erst war es schwarz, schwankend und ungestalt, dann öffneten sich seine Pupillen und ließen ihn sehen. Da sah nun Jape Flunt. Da stand er nun und sah, und etwas wie Erkennen oder Bewußtwerden wuchs in seinem dumpfen Hirn. Er sah die Dinge, jetzt sah er sie. Er sah dieses Haus, fünf Stockwerke, angefüllt mit allem Bedarf und allem Überfluß des Lebens. Alles hier war in tausendfacher Fülle, alles war Reichtum, alles wucherte weit über das Notwendige hinaus. Was war das, ein Bett, ein Kleid, ein Brot? Diese nackte, reizlose Notdurft des Lebens, um die wir uns die Hände blutig schinden, wir in unsern Hinterhöfen, wir in unsern Kellerwänden, wir in den Armutsgassen? Aber ihr, ihr habt alles zu viel, alles aus Seide, Wäsche aus Seide, Kissen aus Seide, Weiber aus Seide — ihr! Euch schmeckt das Leben heiß und fett und süß, das geht euch ein wie Butter, ihr, oder wie Malaga Gold — ihr Fresser! Und als Jape Flunt seine Rede bis zu dieser Pointe zugespitzt hatte, fielen ihm die Arme schwer herunter, und er starrte wild aus sich heraus. Jetzt war er zornig — „Mensch, jetzt biste aber tüchtig zornig," bestätigte er sich selbst. Mit einer rohen und ungezügelten Bewegung riß er eine der seidenen Kaskaden, mit denen die Wände geschmückt waren, zu sich herunter; ein Glasschrank folgte stürzend und klirrend und entleerte brokatenen Goldglanz. Jape, eingerollt in den weichen Stoff, wälzte sich über den Boden hin, jetzt ganz entfesselt, mit weit offenem Munde stumm schreiend. Alles fetzte er zu sich her, was ihm erreichbar war, schmiß es zu Boden, trampelte mit seinen groben Stiefeln darauf herum, spie es an, ließ es verwüstet und beschmutzt hinter sich. Ohne sichtbare Grenze, wie die einzelnen Abteilungen ineinander übergingen, hatte die Damenkonfektion den tobenden Jape schon entlassen, ihn weitergegeben an die Möbel- und Kunstgegenstände. Was Jape neuerdings hinwarf, zertrat und anspuckte, das waren Bilder, Erzeugnisse eines geläufigen Kunsthandwerkes. Nicht Kunstwerke geradezu, doch manchmal Nachahmungen von solchen, Kopien weltberühmter Vorbilder, freundliche und erhellende Strahlen aus reineren Bezirken des Lebens. Eines davon — „Mensch, so 'ne Schweinerei" — brachte Jape zum Einhalten. Denn da lag nackt, splitternackt und schlafend, ein Weibsbild und zeigte alles, was sie hatte. „Dunner!" — murmelte Jape und fraß den Anblick dieser feinen, langen Renaissanceglieder kochend in sich hinein. Mit dem Bild in der Hand richtete er sich auf und schaute. Seine Augen hatten sich an das Halbdunkel gewöhnt — oder war es heller geworden? Kam schon der Tag? Er konnte die Linien und Farben des verhexten und höllenmäßig erregenden Bildes erstaunlich genau sehen.

Einen Augenblick lang schwankte Japes Seele — denn auch Jape hatte eine Seele — zwischen Höhe und Abgrund, einen Blitz lang war sie bereit, aufzufliegen und sich gestillt der Schönheit hinzugeben. Er stand ganz still und starrte beinahe angstvoll in das Bild. Aber es gelang ihm nicht, er stürzte ab. Er schrie etwas Unflätiges aus sich heraus, schmiß das Bild zu Boden, der Rahmen krachte, das Glas klirrte. Venus lag zertreten und schmutzig zwischen anderen Scherben und Fetzen; Jape entfloh.

Wo sind seine Schätze hingekommen im Taumel der vergangenen Stunden? Draußen schlägt es zwölfmal, er hört es durch Ohrensausen, Herzklopfen und keuchenden Atem hindurch. Wo ist die Laterne, der Mantel, der Hut, der Schirm? Wo sind die zusammengerafften Kostbarkeiten, die Geschenke für Magda? Jape besinnt sich auf Rückzug und Vernunft. Er wird seine Laterne suchen, die Laterne zuerst, dann wird er Proviant holen, ein paar Flaschen Malaga Gold, und damit in die Teppichhöhle zurückkehren. Ach, vielleicht wird er sogar schlafen. Eine hohle, schwere Müdigkeit fällt über ihn her, indes er Treppen hinabtaumelt, noch immer zwischen Schleiern und Gespinsten der Trunkenheit irrend.

Die Laterne fand er. Sie stand noch auf

dem Boden zwischen den beiden freundlichen Damen. Ihr Schein ging weiß und starr, fast körperlich in den Raum hinaus und projizierte weitab einen weißen Kreis auf eine Wand. Jape, inwendig in dem Höllenfeuer brennend, das jenes Bild in ihm angezündet hatte, faßte hinter sich, tastete über die glatte Haut der Dame, die nur ein Nachthemd an sich hatte. Das Kühle, Unlebendige, Nichtatmende machte ihm angst. Er riß die Augenlider auf und starrte. Drüben, weit, an einer Wand der reglose, gipserne, weiße Schein der Laterne. Hinter ihm zwei lächelnde Gespenster aus Wachs. Sonst nichts. Alles sehr still. Alles ganz ohne Regung, als warte es in einer verzauberten Starre. — Nein. Doch nicht. Nicht ganz ohne Regung. Es geschieht etwas. Es bewegt sich irgendwo. Irgendwo in den fünf Stockwerken lebt etwas, atmet etwas wie ein Mensch, dringt in die Stille ein, verändert alles auf eine schaurige Weise.

Und jetzt bewegte sich der weiße Lichtkreis an jener weit entfernten Wand. Die Laterne stand reglos, aber jener Schein bewegte sich. Erst war es fast unmerkbar, aber dann, kein Zweifel, geschah dort Unerklärbares. Der weiße Kreis floß auseinander, wurde zur Ellipse, verzerrte sich, gebar, einschrumpfend, einen zweiten Lichtkreis aus sich. Und dieser zweite Kreis kam näher, kroch die Wände entlang, kam näher, kam tappend, atmend, murmelnd näher. Entsetzlich —

Um neun Uhr war der Wächter die erste Runde gegangen. Um Mitternacht machte er sich zum zweitenmal auf den Weg, um in den fünf Stockwerken des Warenhauses die Kontrolluhren zu stechen, welche seine Wachsamkeit ihrerseits bewachten. Er verließ zu diesem Zweck sein wohlgeheiztes Wachtstübchen, das hinter dem zweiten Vorratshof sich befand, dort, wo die Benzintanks lagerten. Er tappte fröstelnd und ein wenig lahmend — denn er war Kriegsinvalide — den gewohnten Rundgang, halb schlafend und keiner Ungewöhnlichkeit gewärtig. Im Herrenmodelager stutzte er vor den herabgerissenen, weißen Papierbogen, fand weitergehend die nächtliche Ordnung rätselhaft gestört, entdeckte ein schmutziges Bündel alter Kleider hinter einem Pfeiler. In sein Überlegen und Nachdenken kam ein Knittern und Klirren von oben, ein diebshaftes Rumoren im dritten Geschoß. Der Wächter entsicherte seinen Dienstrevolver und stieg langsam und vorsichtig hinauf und acht Minuten nach Mitternacht näherte sich der Wächter in treuer Pflichterfüllung unserem Jape, den entsicherten Revolver in der Rechten, die elektrische Taschenlaterne in der Linken, und einen Lichtkreis voll eigenen und erschreckenden Lebens vorauswerfend.

„Na warte nur, Bürschchen, was machste denn da?" sagte er, als er Jape, starr und steif zwischen den beiden Wachsschönheiten stehend, erblickte. Jape bewegte die Lippen, aber er war völlig gelähmt und jeden Tones unfähig. Übrigens klang auch des Wächters Stimme heiser und behindert durch Angst. So also standen sie einander lange gegenüber, etwa fünf Minuten lang, eine Ewigkeit voll abstürzender Gedanken.

Dann geschieht ganz schnell etwas. Dann tut der Wächter einen Schritt vor und hebt — nur zur Warnung — die kleine, schwarze Revolvermündung vor sich hin. Und Jape, voll Entsetzen, greift hinunter, faßt seine Radfahrlaterne und schlägt sie mit der Kraft eines Wahnsinnigen irgendwohin. Der Wächter stürzt, begräbt Taschenlampe und Revolver unter sich und schweigt. Japes Radfahrlaterne ist zerbrochen. Es wird finster. Aus den Scherben quillt abscheulicher Geruch von dampfendem Karbid und füllt alle fünf Stockwerke des Warenhauses bis hinauf zur Decke, wo eine Fortuna aus Kunstglas Schätze ausstreut.

★

Um zwölf Uhr hatte der Wächter die Kontrolluhr am Seiteneingang gestochen, drei Minuten später die zweite, rückwärts beim Lager der Seifen und Putzmittel, sieben Minuten nach Mitternacht hatte er seine ordnungsmäßige Wachsamkeit bei der Kontrolle der Herrenkonfektion bewiesen. Und ein Viertel nach zwölf lag er in der Damenmode-Abteilung auf dem Gesicht und war tot.

Jape glaubt es lange nicht, aber dennoch war es so. Der Wächter hatte auf eine hartnäckige, unwiderrufliche und beinahe boshafte Weise aufgehört zu atmen. Er war immer ein stiller Mensch gewesen, von Berufs wegen wie aus Veranlagung, und war nun noch ein wenig stiller geworden. Ein Nachtwächter, ein Kriegsinvalide, ein Bewohner von Armutsgassen, Hinterhöfen und Kellerwohnungen wie Jape auch, eine armselige und bedeutungslose Existenz — aber doch ein Mensch. Der Sohn einer Mutter, der Gatte eines Weibes, der Vater eines Kindes, atmend, lachend, weinend, kämpfend, ausgestattet mit dem Mut des Pflichtgetreuen und der Angst der Kreatur, beschenkt mit den unerklärbaren, herrlichen und schmerzensvollen Fähigkeiten des Lebendigen — bis vor kurzem. Nun nur ein Bündel Anorganisches, Stoff, Gegenstand zwischen den gehäuften unlebenden Gegenständen des Warenhauses...

Die Fechter. Gemälde von Heinrich Revy

Jape, dieser geschlagene und aus den Fugen gegangene Rest eines Menschen, hatte sich ein wenig entfernt von dem Toten hingehockt und begriff gar nichts. „Was is 'n da passiert?" fragte er einige Male flüsternd, und als er keine Antwort bekam, lächelte er schüchtern, so, als wäre alles nur ein Scherz gewesen. Reue spürte er nicht und auch kein Mitleid. Bis zu so klaren Gefühlen vermochte er nicht durchzudringen. Er war sehr müde. Ihn erfüllte über alle Grenzen hinaus der Wunsch und die Hoffnung zu schlafen, einzuschlafen und in seinem schlechten Lehrlingsbett zu erwachen, in seinem kalten Verschlag voll Nachtdunst und Morgendunkel. Er lehnte den Kopf an das Holzbein der Wachsdame und schloß die Augen, und es ist wahrscheinlich, daß er wirklich einschlief, drei Schritte entfernt von dem erschlagenen Mann. Auf jeden Fall wußte er lange Zeit nichts, schwebte er durch eine vollständige Leere, was in seiner Lage eine ungemeine Erleichterung, eine Wohltat, eine wahre Gnade bedeutet. Er genoß traumlos diese Narkose, mit der die Natur den Menschen gegen Unerträgliches schützt.

Dennoch schien in den Tiefen dieses Schlafes oder dieser Bewußtlosigkeit etwas vorzugehen. Es war gleichsam so, als würde da unten, innen in den tiefsten und unerkanntesten Bezirken der Seele ein Befehl an den schlafenden Jape erteilt. Denn als er erwachte, wußte er ganz genau, was zu geschehen habe, und führte es auch ohne Zögern aus.

Er befand sich in einem höchst sonderbaren Zustand, er schwebte in einem Gelähmtsein und zugleich in einer Überwachheit dahin, wie sie der Genuß mancher Gifte mit sich bringt. Der Weinrausch saß noch in seinem Hirn, den Magen hatte er überfüllt mit unbekannten Speisen, die Lunge war vollgesogen mit den Karbidgasen seiner zerschmetterten Laterne, und ein wüster Geschmack wuchs in seinem Mund mit den anwachsenden Zahnschmerzen zusammen. Ihm war übel auf eine erbärmliche Weise, hundejämmerlich und elend — „Mensch, wie is mir elend," sagte er zu sich selbst — und dabei war ihm unbeschreiblich freudig zumute. Ja, diesem Jape Flunt in seiner schlechthin verzweifelten Lage war es auf eine unwahrscheinliche und prickelnde Weise freudig, taumelnd und genußsüchtig ums Herz.

Dies aber war der Befehl, den seine Seele in ihren Tiefen und ihrer Bewußtlosigkeit empfangen hatte:

Er mußte seine Tat unkenntlich machen. Er mußte das Zerstörte noch einmal zerstören. Er mußte den Anschein erwecken, als sei der Wächter bei einem großen Unglück nur ganz nebenbei und zufällig und selbstverständlich verunglückt. Er mußte, mit einem Wort, das Warenhaus anzünden und den Toten im Brand umkommen lassen. Ach, wundert euch nicht, daß es Jape in seinem Elend freudig und erwartungsvoll ums Herz war. Denn wer kennt die abgründige Lust des Vernichtens bis in die letzte Tiefe?

Da ist das Warenhaus, fünf vollgespeicherte Stockwerke, drei Höfe, sechs Treppen, zwei Liftanlagen, ungerechnet die Keller, die Magazine, die Benzinlager, die Automobile, die Anlagen für Heizung und Lüftung, für die vielfachen und üblichen Verfeinerungen einer Zeit, welche den Komfort an die Stelle des Wesens gesetzt hat.

Und da ist auf der anderen Seite Jape Flunt, ein armer, dumpfer Junge, ein Feind, ein Eroberer mit einer kleinen Schachtel Streichhölzer in seiner gestohlenen Hosentasche. Und da ist das erste winzige, aufzuckende Flämmchen im Halbdunkel, das sogleich und ohne Kraft erlischt. Und da das zweite, das schon ein wenig glimmendes Leben besitzt. Und da und dort noch eines, aber alle klein, armselig und ohne rechten Atem. Und somit muß Jape sein Werk anders beginnen, mit mehr Überlegung, mit einer gewissen grausamen Sachlichkeit, zu welcher ihn der überwache und zugleich gelähmte Zustand seines Hirns besonders befähigt. Er wird jetzt geschäftig und fleißig, er arbeitet mit einer verbissenen Heftigkeit, er läuft hin und her, Treppen ab und wieder hinauf über die weichen Läufer. Er trägt zusammen, schichtet auf, prüft und verwirft, und baut still und eifrig an seinem Scheiterhaufen. Die Auswahl an brennenden Gegenständen ist groß. Man findet Dinge aus Papier, aus Pappe, aus Holz. Dünne Stoffe — Jape hüllt den schweren Körper des toten Wächters hinein und fürchtet sich nicht einmal. Es ist ihm tief innen eine große Lockerung widerfahren, eine Erlösung, eine Befreiung gehemmter und ungewußter Triebe. Jetzt fürchtet er sich nicht mehr. Er baut einen Hügel, eine Pyramide, in deren Mitte und innerstem Kern der erschlagene Mann wohnt, und er gießt am Ende und zu allem Überfluß einige Flaschen Terpentin darüber aus, die er am Seifenlager gefunden hat.

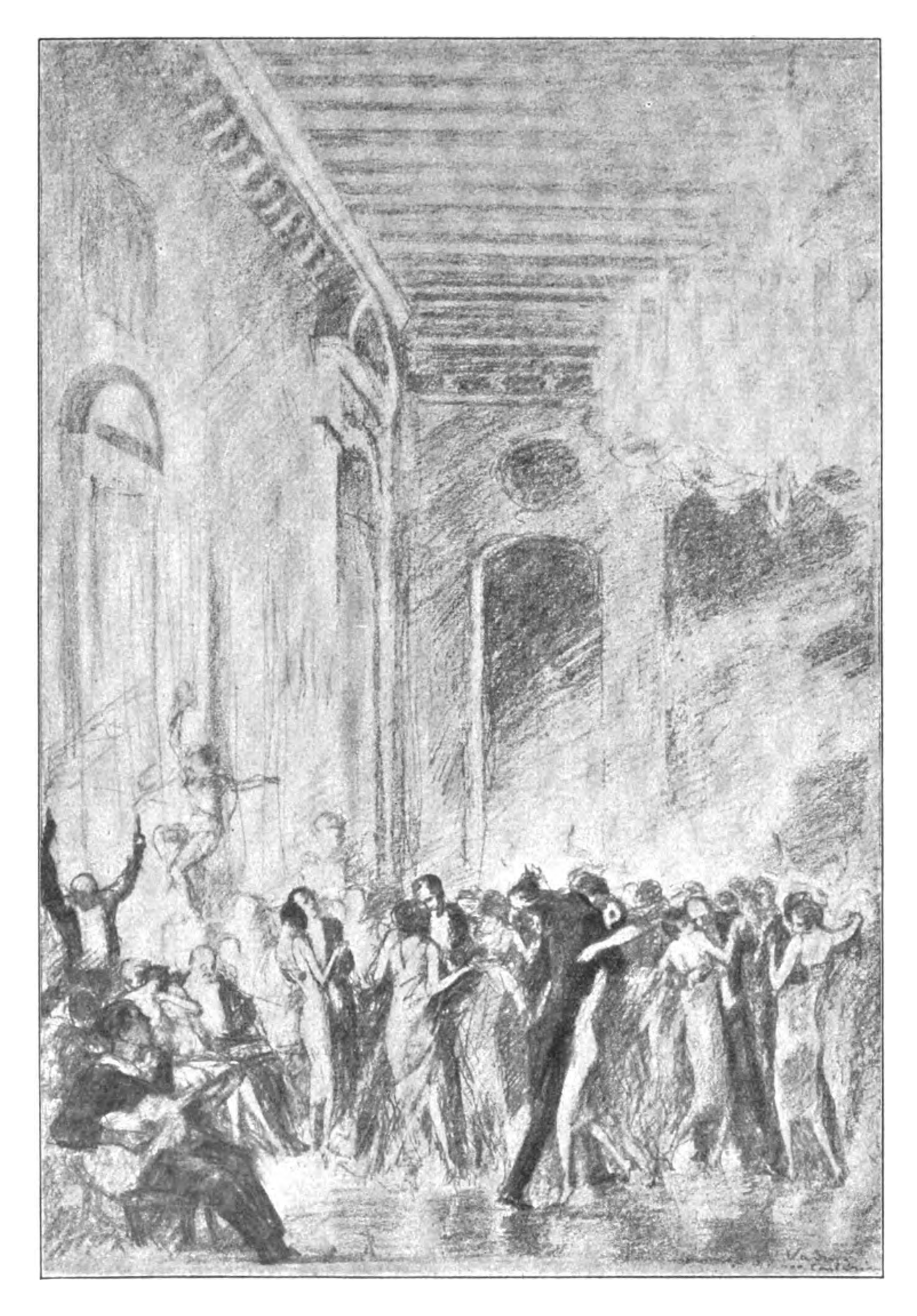
Diesmal gelingt es, und die erste Flamme fährt gleich hoch hinauf, lang und spitzig und sausend wie ein Schwert. Jape lehnt sich an das Geländer und genießt das Schauspiel. Er zittert unmäßig vor Vergnügen, er zuckt am ganzen Körper, seine Glieder schlagen

aus. Etwas geschieht in ihm, er muß tanzen, er muß auch schreien. Er muß ganz weit den Mund aufreißen und schreien, es biegt ihm den Kopf in den Nacken, es schlenkert mit seinen Armen, es reckt seine Knie zu hohen Sprüngen aus. Er hat keine Gewalt mehr über sich und keine Gewalt mehr über die Flammen. Er wollte nur ein Feuer anlegen, ein nicht zu großes Feuer in der Damenmode-Abteilung, und dann wollte er in seiner Teppichhöhle den Tag abwarten und entkommen. Aber nichts davon. Die Flammen sind rasend geworden und Jape desgleichen. Er brüllt, er singt, er schleudert seinen rachitischen Kopf in Krämpfen hin und her. Die Flammen sausen, kochen, knattern. Schüsse aus der brennenden Pyramide, wo sich der Dienstrevolver entzündet hat! Senkrecht, wie eine Armee rücken die Flammen vor, sengend gegen Jape. Sie sind blau und gelb und haben Köpfe, Gesichter, Bärte. Über sich schwingen sie schwarze Fahnenfetzen aus Rauch gegen die gläserne Decke. Siehe, da tanzen auch die Damen, sie sind nun doch lebendig geworden in der Hitze, sie krümmen und biegen sich, sie drehen gespenstisch ihre wächsernen Glieder, sie zerschmelzen; glühend und mit einer weißen Flammenschichte bedeckt fließen sie über den Boden. Jetzt springen die Flammen, sie fassen die Teppiche, welche über die Balustraden hängen, sie schleudern brennende Dinge weit hinaus, hinüber. Sie greifen überallhin, sie rennen an den Treppenläufern hinunter, krachend, schmetternd, sie kommen von allen Seiten, sie schlagen über dem Mittelraum zusammen. Jape jagt davon, sie sind hinter ihm her, er spürt sie immerfort an sich, sein Haar ist abgesengt, auch Brauen und Wimpern, seine Haut ist bedeckt mit Brandwunden und Blasen. Aber Zahnschmerzen hat er jetzt nicht mehr, nicht im geringsten, und selbst in dem Brennen seines Körpers ist noch dieser unmäßige und abgründige Genuß der Vernichtung. Es ist jetzt alles zur Flamme geworden vom Erdgeschoß bis in das dritte Stockwerk, es ist eine blaugelbe, fließende und bewegte Fläche, unter der sich ein unbeschreibliches Getöse vollzieht. Sonderbar, daß trotzdem eine seltsame Stille und Stetigkeit von dem Flammenfluß auszugehen scheint, eine Art von Schweigsamkeit und Öde inmitten des Tobens. Und dann beginnt es aus dem Feuer zu singen, ja, es gibt Dinge, welche singen, während sie verbrennen. Es gibt Balken, Metalle, Stoffe, die einen Rest von Leben bewahrt haben, und nun singen sie, während sie aufgelöst werden. Aber jetzt ist das Warenhaus nur mehr eine Hölle, jetzt faßt es den Rauch und Qualm nicht mehr, jetzt haben die Flammen alle Luft aufgefressen, jetzt kann man nicht mehr atmen. Jape, erstickend, verwundet, von fallenden, brennenden Trümmern getroffen, flieht nach oben, in einem unbewußten Rettungsdrang immer weiter nach oben. Das Feuer folgt ihm nach, und oben preßt sich der Rauch unter der Decke schwarz zusammen. Eine Minute faßt Jape den irrsinnigen Gedanken, das Feuer zu löschen. Er blickt wirr um sich, aber er sieht ja nicht mehr mit seinen rauchblinden Augen. Wie es geschieht, daß er trotzdem die Scheibe für den Feueralarm findet, das weiß er nicht. Er weiß nichts, nichts mehr. Er schlägt mit der Faust die Scheibe ein, er spürt die Wunden nicht und das Blut nicht. Er ist von den Flammen in den letzten, äußersten Winkel gepreßt, und auch hier dringt das tobende Feuer ihm nach. Mit einem ungeheuren Getöse bricht über ihm die Glasdecke des Hauses entzwei, Fortuna klirrt in den brennenden Abgrund hinab, Brand und Rauch schießt über das Haus in die Nacht.

In der Stadt wird es hell, es spiegelt sich in Fensterscheiben, es weckt schlafende Bürger aus ihren Betten. Es gellt Signale, es rast auf Wagen heran, es schlägt mit Haken an die Rollbalken, klimmt Leitern hoch, zischt Wasser und Kohlensäure in die Flammen. Feuerwehrmänner, schlechtbezahlte, blauuniformierte Werkzeuge der öffentlichen Sicherheit stürzen sich mit Todesmut in das brennende Warenhaus. Zwanzig lebendige Menschen, dreißig, vierzig Menschen finden sich bereit, zu retten. Was zu retten? Das Möbellager, die Konservendosen, die toten Vorräte in Kellern und Magazinen —

Die Flammen gehen ihren Weg. Sie verlassen die leergenagten, unverbrennbaren Betonpfeiler, schlagen über das Haus hinaus, über die Straßen, auf den Platz hin, springen in die Höfe, brechen die Treppen ab, schleudern brandige Fetzen in angsterfüllte Stadtteile. Der Oberbürgermeister selbst erscheint mit bleicher Dienstmiene an der Brandstätte, welche in weitem Umkreis abgesperrt wird. Der Himmel über der Stadt ist rot und entzündet...

Jape hing an ein Gitter verklammert im fünften Stockwerk, über ihm lag der rote, brennende Himmel, hinter ihm Qualm und Untergang, er sah ihn mit seinem letzten Blick, bevor seine verbrannten Hände losließen und er mit dem stürzenden Gitter in die Tiefe sauste. Im gleichen Augenblick hatten die Flammen den dritten Hof erreicht. Die Benzintanks brachen auf, und der ungeheure Schlag der Explosion schleuderte alles in das Nichts.



Meister der Zeichnung: Ball
Zeichnung von Nicolaus Vadasz

Das goldene Kalb

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Jaekel

Das Alte Testament hat uns eine unerschöpfliche Fülle historischen Materials überliefert; nicht nur aus der Geschichte des jüdischen Volkes, sondern auch aus der Kulturgeschichte Vorderasiens. Es ist dort vieles zusammengetragen, wofür uns sonstige Belege fehlen, oder was uns sonst in ganz anderem Lichte erscheint als hier, wo es unmittelbar in das Leben der Israeliten eingriff. Wie man den Sinn eines Gesetzes erst versteht, wenn man mit eigenen Augen erlebt hat, wie es auf den einzelnen wirkt, so werden uns auch hier erst intimere Kulturprobleme des Altertums menschlich nähergerückt. Freilich formte dabei der überaus scharf ausgeprägte Nationalismus des jüdischen Volkes nicht nur die psychologische Wirkung, sondern meist auch die Form und den Sinn der Vorgänge nach seiner Art, so daß wir diese Berichte sehr kritisch prüfen müssen. Die Theologen, die sich meistens mit diesen Problemen befaßt haben, hinderte schon die Ehrfurcht vor der Bibel an einer durchgreifenden Prüfung; sie begnügten sich meist mit einer Auslegung des religiösen Sinnes der einzelnen Worte.

Ein typisches Beispiel solcher Berichterstattung ist die Erzählung vom goldenen Kalb im 2. Buch Mosis, 32. Kapitel des Exodus, dem Auszug der Juden aus Ägypten. Dort wird berichtet, daß sich Moses auf den Berg Sinai zurückzog, von dem er dann die ehernen Gesetzestafeln mitbrachte. Da er dabei lange ausblieb und das Volk in der Wüste sich führerlos fühlte, wurden die Leute ungeduldig und baten Aaron, ihnen einen anderen Gott zu geben, der sie aus der Wüste nach Palästina zurückführen sollte. Aaron ließ sie alles goldene Geschmeide, die Frauen vor allem ihre goldenen Ohrringe abliefern und machte daraus ein „goldenes Kalb", dem nun in einem Freudenfeste gehuldigt wurde. Da kam Moses zurück, verbrannte das Götzenbild, ließ seine Asche verstreuen und durch die Leviten 3000 Diener dieses Kultus töten.

Diese grell belichtete Momentaufnahme aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. — der ungefähren Zeit der Vertreibung der Juden aus Ägypten — ist unendlich viel interessanter, als die theologische Auslegung dieses kurzen Hinweises vermuten läßt: sie zeigt uns den Ausklang eines weit verbreiteten Kultus, der im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. die Alte Welt beherrschte und der sich auf einem der größten Fortschritte menschlicher Entwicklung aufbaute. — Zunächst das „Kalb"! Selbstverständlich haben die Menschen niemals das Kalb in den Mittelpunkt eines Kultus gestellt, sondern den Stier. Das semitische Wort dafür wird wohl kleiner Stier, d. h. kleine Nachbildung eines Stiers bedeutet haben, und Luther hat den kleinen Stier dann mit Kalb übersetzt. In dem sonst so inhaltreichen Werke von Jeremias (Altes Testament 1906, S. 396) finde ich nur die Notiz, daß das semitische Wort „Kalb" wohl nicht als eine Verächtlichmachung des „heidnischen" Kultus aufzufassen sein dürfte. Das allein genügt aber nicht zum Verständnis des Wortes, und ich glaube, daß wir uns der obigen Auffassung eines Übersetzungs-Irrtums wohl nicht entziehen können. In Samarien hieß das betreffende Wort nach Jeremias „Egel Jau".

Ein Stierkultus war im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. sehr weit verbreitet. Da ich nirgends eine zusammenfassende Behandlung dieses Kultus finde, so stelle ich hier einiges darüber zusammen, was mir in Museen und der kunstgeschichtlichen Literatur davon begegnete.

Am längsten bekannt ist uns der Apiskult in Ägypten. Der heilige weiße Stier genoß dort ja nahezu göttliche Verehrung, und das scheint besonders in der Zeit von 2500 bis 1500 v. Chr. gewesen zu sein.

Da uns das Altertum anderer alter Kulturvölker nur aus deren gelegentlichen Berührungen mit dem allein „klassischen" Griechentum bekannt wurde, so lernten wir auch von der viel älteren Kultur Kretas nur die Sage von dem Minotaurus und dem Labyrinth kennen, dem Theseus mit dem Faden der Ariadne entging. Daß es jemals ein Wesen gab, das wie der Minotaurus halb Stier und Mensch war, können wir heute nicht mehr gelten lassen. Jede Art pflanzt sich nur in sich fort, höchstens einmal mit ganz nahe verwandten Formen. Auch Mißgeburten können niemals einen Kopf mit Stierhörnern gehabt haben, wohl aber setzten unsere Altvorderen sich einstmals Stierköpfe aufs Haupt, um sich schreckhafter zu machen und Hiebe auf den Kopf zu parieren. Es ist also gut möglich, daß in unterirdischen Felsentempeln, die seit der Steinzeit in Kalkgebirgen bestanden haben und in Indien wohl noch in unseren Tagen zu grausamen Kulten benutzt wurden, Priester sich ihren Opfern gegenüber einen Stierkopf aufstülpten und so einen Minotaurus vor-

stellten. Jedenfalls bezeugen auch viele neueren Funde der minoischen Kultur Kretas aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. einen dort gepflegten Stierkultus, kleine Stierbilder in Stein und Metall dienten offenbar als Idole und ebenso Stiergehörne, bisweilen noch mit der Doppelaxt des nordischen Thor vereinigt.

Eine Anzahl Stierbilder liegen uns aus dem Gebiete germanischer Skythen nördlich vom Schwarzen Meere vor. In einem Grabe der späteren Steinzeit in Majkop aus der Kulturphase der rotbemalten Skelette fand sich ein massiv goldenes Figürchen eines Stieres, und im Stettiner Museum sah ich zahlreiche kleine Idole von Stierköpfen, flach in Metall gegossen, die wohl den letzten Jahrhunderten vor Christus entstammen und bezeugen, wie lange dort wenigstens der Stierkultus seine symbolische Bedeutung bewahrte.

Wir kennen mehrere solcher kleinen Stieridole aus der Vorgeschichte Palästinas, und auch die Bibel bringt noch einige Belege dieses Kultus aus dem dortigen Lande. So wurde im Hauran-Gebiet des Ostjordanlandes ein kleiner Bronzestier gefunden. In dem Jehova- oder Jahwe-Kultus des älteren Palästina galt der Stier als Symbol Jahwes; und von Jerobeam wird erzählt, daß er in Bethel und Dan Stierbilder aufgestellt habe, die offenbar nur eine kultische Bedeutung gehabt haben können.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. hatte auch der assyrische König Assurbanipal noch vor einem großen Stierbild, vor dem einst sein Vater Sanherib ermordet worden war, als Opfer babylonische Kriegsgefangene hinrichten lassen.

Stierhörner sind nach Jeremias auch in der babylonischen Symbolik das Zeichen der Gottheit und des göttlichen Königs, und so mußte sich auch Moses, der so scharf gegen das „goldene Kalb" wetterte, gefallen lassen, daß man später seinem Standbilde zwei Hörner auf die Stirn setzte. Wie lange sich diese Tradition erhielt, bezeugt auch Alexander der Große, der bei dem Besuch des Tempels des Jupiter Ammon feierlich erklärte: „Ich weiß, daß du meine Hörner auf meinem Haupte hast wachsen lassen, daß ich die Reiche der Welt zerstoße." Das war allerdings im Tempel des Jupiter Ammon eine deplacierte Redensart, denn dessen Kult war nicht mehr auf den Stier, sondern auf einen riesigen Widder gegründet, dem ich fossile Reste zuschreiben möchte, die vor dem Kriege aus Ostafrika nach Berlin gelangten. Das Ammonshorn hat sich dann bei uns in den Ammonit verwandelt und die Hörner, auf die Alexander der Große noch so stolz war, will sich heute niemand mehr aufsetzen lassen. Sic transit gloria mundi. Nur das agrarische Mecklenburg hat sich den Stierkopf als Wappentier bewahrt.

Aus nordischen Gebieten erwähne ich den Fund eines kleinen Stiers aus Bronzeblech von Spjuterum auf der Insel Öland, dessen große Hörner weit nach vorn gerichtet, aber wohl nachträglich im Erdboden verschoben sind. Auch die Hallstatt-Kultur, die etwa zwischen 1000 und 500 v. Chr. angesetzt wird, hat solche Nachbildungen des Stiers in Bronze geliefert.

Das Wiener anthropologische Museum besitzt einen Bronzestier von Byziskala.

Reichere Funde aus älterer Zeit hat kürzlich Babylonien geliefert. Einerseits wurde dort ein Stück eines ganzen Frieses von Stieren gefunden, die in schreitender Stellung und seitlicher Ansicht etwa in 60 Zentimeter Höhe aneinandergereiht sind (Britisches Museum). Sie sind in Kupfer hergestellt, das, soviel ich mich entsinne, auf Holz aufgesetzt war. Die Darstellung ist durchaus naturalistisch. Dasselbe gilt von einem kleinen Stier in liegender Stellung, der kürzlich in Ur ausgegraben wurde und aus einer dicken Muschelschale herausgefeilt ist. Dieses Stück wird der ersten Dynastie von Ur zugeschrieben. Es war das eine der ältesten sumerischen Städte des babylonischen Gebie-

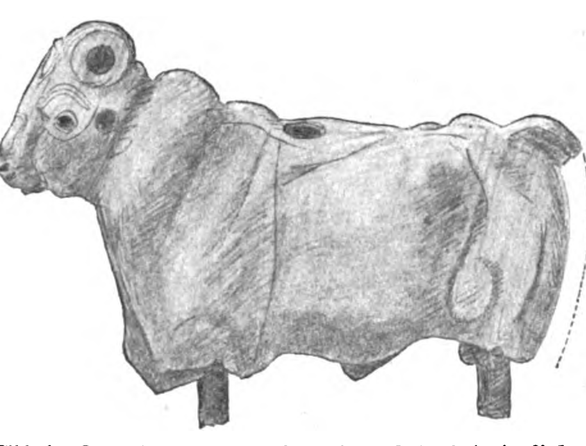


Abb. 1. Steinplastik aus dem sumerischen Kulturkreis in Babylonien: 3. Jahrtausend v. Chr. Nach dem Original im Britischen Museum zu London gezeichnet

tes, deren Bedeutung noch weit vor der semitischen Periode liegt, die etwa um 2900 v. Chr. mit Sargon beginnt. Die erste Dynastie von Ur wird allerdings erst etwa auf 2700 angesetzt.

Ein wunderbares Stierbild aus Stein, wahrscheinlich aus einem feinkörnigen Diorit, ist im Britischen Museum in der babylonischen Abteilung unter Nr. 116686 ausgestellt. Unter vielen anderen Funden aus Babylonien kommt dort seine wunderbare Schönheit meinem Empfinden nach nicht zur vollen Geltung. Es hätte mindestens eine eigene Abteilung in einem Glasschranke verdient. Seine Unterschrift besagt: „Body of stone. Figure of a Bull. Early sumerian time," etwa 3000 v. Chr.

Ich bemerke dazu, daß die neuesten Ausgrabungen der Engländer in Ur auch zwei neue Frauenköpfe aus dem Schutt herausholten, die so typisch nordisch-germanisch anmuten, daß man schon nach Gesichtsschnitt und Haartracht nicht daran zweifeln könnte. Zum Überfluß zeigt aber einer dieser Köpfe auch noch blaue Saphire als Augen eingesetzt. Danach scheint mir jeder Zweifel behoben, daß die Träger dieser sumerischen Kultur echte Germanen waren. Da ich keine Abbildung von dem genannten Stierbild bekam, und es mir in Stil und Technik als eines der wunderbarsten Werke babylonischer Kunst erschien, konnte ich mir nicht versagen, eine Skizze davon anzufertigen. Die Abbildung zeigt sie in etwa ein Fünftel Größe, sie läßt zunächst erkennen, daß die vorragenden Teile abgestoßen sind, und zwar die Hörner, die Ohren, der Schwanz und die Füße. Die letzteren sind durch kleine Holzpfeiler ersetzt, von den Hörnern und Ohren sieht man noch die Ansatzstellen, in denen sie befestigt waren. Oben ist ein Loch, auf dem irgend etwas, vielleicht auch ein Reiter, saß und der harte Stein — wahrscheinlich ein Diorit — ist in der Längsachse durchbohrt, muß also noch mit anderen Dingen in Zusammenhang gestanden haben.

Diese an sich langweilige Beschreibung wird wenigstens dem Beschauer Gelegenheit geboten haben, diesen Bullen auf seine wunderbar feine Modellierung hin zu betrachten. Das Profil seines Kopfes und Halses, die schweren Linien seiner hängenden Fettwülste am Hals und an den Beinen könnte kein Michelangelo künstlerischer auffassen und stilistisch großzügiger darstellen. Das Werk gehört jedenfalls zu dem Besten, was an Tierdarstellungen im Altertum geleistet worden ist, da es mit feinster Lebenswahrheit höchste subjektive Eigenart der Darstellung vereinigt.

Diese hohe Stufe der künstlerischen Qualität läßt mich auch daran zweifeln, daß dieses Werk wirklich schon um 3000 v. Chr. entstanden sein soll. Sumerisch mag es gewiß sein und nicht semitisch, aber die sumerische Kultur, d. h. also sumerische Kulturträger, Gelehrte und Künstler, haben die Periode politischer Herrschaft der Sumerier in Babylonien wohl zweitausend Jahre überdauert. Wir müssen also wohl schärfer als bisher auseinanderhalten sumerische Herrschaft etwa bis Sargon I. um 2700 v. Chr. und sumerische Kultur, die während der babylonischen Gefangenschaft der Juden um 700 v. Chr. noch in voller Blüte stand.

Wenn ich hiernach glaube, daß dieses Stierbild erst später etwa um 2000 v. Chr. entstanden sein dürfte, so stütze ich mich dabei nicht nur auf die Kulturgeschichte Babyloniens, sondern auch auf allgemeine künstlerische Erwägungen. Wie in Ägypten scheinen auch in Babylonien gerade die Schätzungen von englischer und amerikanischer Seite etwas weniger hoch anzusetzen. Aus Zentralasien wurde von Minns der Fund eines kleinen Bronzestiers aus der Gegend von Minussinsk erwähnt, der, wie mir scheint, auch ganz unter germanischem Einfluß entstanden ist.

Ein glücklicher Zufall brachte mir einige Jahre vor dem Kriege und sogar aus China einen Bronzestier in meine Sammlung, der wirklich volles Anrecht auf ein solches Kultobjekt erheben kann. Es ist ein stattlicher Bursche, der etwa einen Zentner wiegt und über 50 Zentimeter lang ist. Er ist sehr primitiv, „aus der verlorenen Form" gegossen, d. h. nach einem Wachsmodell, das dann aus der umhüllenden Tonform ausgeschmolzen wurde und nur einen Guß erlaubte, da die Tonform dann wie bei unserem Glockenguß zerschlagen wurde. Wie mangelhaft die Gußkunst bei seiner Herstellung noch war, geht auch daraus hervor, daß die Beine besonders gegossen und dann angesetzt sind und daß der Schmuck dieses Kulttieres am Kopfe, der als Halfter gebildet, aber einst mit Edelsteinen besetzt war, ebenso wie die Augen erst später herausziseliert sind, mit groben Meißelschlägen, die auch diese Arbeit noch als roh und unbeholfen kennzeichnen.

Dabei ist aber die Gestalt des Stieres künstlerisch sehr gut erfaßt. Kopf und Rückenlinie sind vortrefflich modelliert und zeigen die Eigenschaften, die unsere Rinderzucht auch heute noch an unseren Bullen als Idealform zu züchten sucht. Die Primitivität des Gusses erstreckte sich also nicht auf die künstlerische Seite des Objektes. Es war

nicht etwa eine rohe Bauernarbeit, sondern ein Kapitalstück, das man nur eben damals noch nicht seinem Kunstwert entsprechend gießen konnte.

Später hat dieses Prachtstück natürlich noch mancherlei erlebt. Daß die helle Bronzefarbe im Laufe der Jahrtausende natürlich einer dunkelgrünen Patina gewichen ist, bedarf keiner Erklärung. Auch die vermutliche Vergoldung ist dabei restlos verschwunden. Die Hörner sind abgebrochen und später ersetzt, die Zeichen seiner Männlichkeit mußten später zarten Anwandlungen von Prüderie geopfert werden, wie das öfter der Fall war, und die Beine sind unten arg zerfressen. Das Tier mochte wohl später zeitweise mit den Füßen in einer Steinplatte mit Blei eingegossen sein, aber abgesehen von diesen kleinen Altersschwächen hat es sich doch recht gut erhalten und steht heute noch imponierend da — ein seltener Zeuge einer uralten Kulturphase unseres Geschlechtes, dem wir schon deshalb eine gewisse Hochachtung nicht versagen.

Wir finden also in der Bronzezeit, d. h. etwa im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, einen Stierkultus, der wahrscheinlich ebenso weit ausgebreitet war, wie der Pflug reichte von Nordeuropa bis Indien, China und Ägypten.

Der Sinn dieses Kultus konnte ursprünglich nur sein, dem Tier eine symbolische Dankbarkeit und Verehrung zu erweisen, das gerade diesen Völkern bei ihrem Ackerbau die wertvollste Hilfe leistete. In diesem Ausgangspunkt liegt die ethische Bedeutung dieser Kulturphase, nicht in ihren letzten Auswüchsen, bei denen schließlich, wie wohl auch bei dem Minotaurus-Kult, verblaßte Ideen niederen Instinkten dienstbar gemacht wurden.

Der Stierkultus war aufs engste verknüpft mit dem Ackerbau und damit auch mit der Seßhaftigkeit, deren Sinn uns Schiller schon in seinem eleusinischen Fest mit wenig Worten herausmodellierte. Ihre Bedeutung in der historischen Entwicklung des Menschengeschlechtes wird vielleicht noch klarer, wenn wir die vorhergehende Phase unserer Kulturgeschichte ins Auge fassen. Das war die Zeit, wo der Mensch mit der Tierwelt um den Besitz der Erde rang, als in Babylonien der König mit dem großen Löwen kämpfte und der mythische Herakles den Löwen und den Eber bezwang.

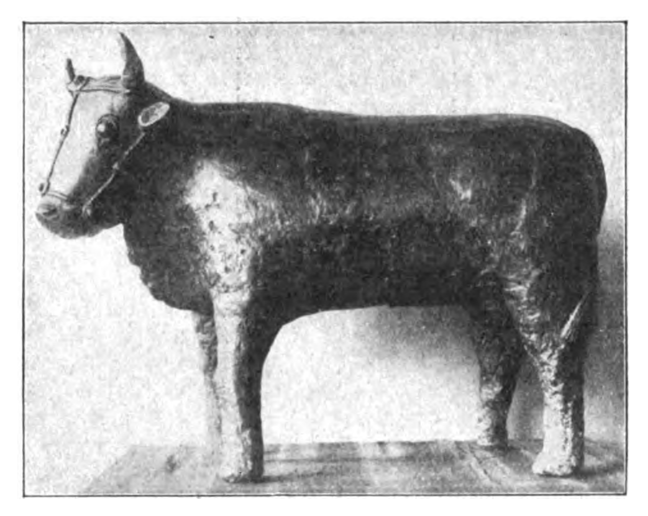


Abb. 2. Bronzestier aus China, 52 cm lang, durch den Kopfschmuck als Kulttier gekennzeichnet
Etwa Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. (Sammlung Jaekel)

Die Erziehung des Rindes als Haustier wird auch kaum mit seiner Verwendung zum Ackerbau begonnen haben. Der nomadischen Lebensweise der vorangehenden Zeit der Jäger entsprach wohl zunächst mehr eine Benutzung der Rinder als Zugtiere.

Wir wissen von unseren Altvorderen, daß sie bei ihren Wanderungen ihre Frauen und Kinder sowie ihren Hausrat auf Ochsenkarren mitführten, und auch in dem biblischen Berichte des Exodus ist, wie Jeremias schon betonte, das „Kalb" wohl als Wegegott gedacht, der das Volk nach dem Gelobten Lande begleiten sollte. Erst mit der Seßhaftigkeit, die in gün-

stigen oder erzwungenen Wohnplätzen allmählich zustande kam, werden die Rinder vor die Pflugschar gespannt sein, die vorher von Menschen gezogen wurde. Daß das Rind als Haustier auch in Babylonien schon lange vor dem eigentlichen Stierkultus gehalten wurde, beweisen Reliefs aus dem Tempel von Obrid. Die Engländer nehmen an, daß sie dem vierten Jahrtausend entstammen.

Auch der von mir abgebildete steinerne Stier (Fig. 1) aus Babylonien und die hohen schreitenden Kupferstiere von dem Tempelfries im Britischen Museum, die wie gesagt der älteren sumerischen Zeit zugeschrieben werden, dürften keine Kultobjekte gewesen sein, sondern naturalistische Darstellungen von Rindern.

Wir können also annehmen, daß schon im 4. Jahrtausend v. Chr. Rinder als Haustiere gehalten wurden, wie wir ja kürzlich auch aus der jüngeren Steinzeit Palästinas einen Brotmahlstein kennenlernten, der das Alter des Ackerbaues viel früher ansetzen läßt, als wir bisher annahmen.

Es mag dann also tausend und mehr Jahre gedauert haben, bis aus der Rinderzucht ein Rinderkultus wurde, wobei natürlich der Stier als stärkster Repräsentant seines Geschlechtes in den Mittelpunkt der Verehrung gestellt wurde. Das mögen zunächst reine Erntedankfeste gewesen sein, wie wir sie heut noch feiern.

Nun noch ein Wort über das Gold des „goldenen Kalbes". Gold war, wie ich früher einmal begründete, wohl das älteste Metall, das der Mensch benutzte. Er fand es in Flüssen des Kaukasus als Schwemmgold und legte Felle hinein, in deren Haaren sich die feinen Goldkörnchen ansammelten. Das war das goldene Vlies, das Jason von seiner Fahrt ins Schwarze Meer heimbrachte und das vor 500 Jahren noch einmal in dem Orden vom goldenen Vlies seine Auferstehung feierte. Das Gold wurde nur zum Schmuck benutzt, im alten Mexiko war es als Abglanz der heiligen Sonne sogar Staatsmonopol und dem privaten Besitz entzogen.

Stierbilder wurden in massivem Gold nur als kleine Idole hergestellt, wie das erwähnte Stück aus Südrußland. Größere Stierbilder aber, die zum Kult dienten, werden nur vergoldet worden sein. Dazu waren zwei Möglichkeiten gegeben. Die erste war wohl die eine Form in billigem Material wie Holz oder Asphaltmasse mit einem Überzug von Metall zu versehen. Die Angabe im „Exodus", daß Moses das goldene Kalb verbrannte und die Asche verstreute, spricht dafür, daß auch dieses Bild eine brennbare Füllung hatte.

Ein anderer Weg war erst später möglich: als man das gediegene rote Kupfer von Cypern (Kypros) gefunden hatte und schmieden lernte, und zuletzt dann die ganze Stierform in Bronze gegossen werden konnte, lag es nahe, sie noch mit einem dünnen Überzug von Gold zu versehen. Die Bronze wurde um 2000 v. Chr. erfunden, als die nordischen Seefahrer aus England das Zinn bis nach Phönizien und Syrien gebracht hatten. Vorher war in Babylonien dem Kupfer Blei und Zink beigesetzt, aber das ergab nur das weiche Messing. Die Bronze aber erreichte durch einen schließlichen Zusatz von 10 Prozent Zinn ihre vorzüglichen Eigenschaften, die es für eineinhalb Jahrtausende zum Träger der Bronzekultur machten. Mit dieser Bronze dürfte dann, wie wir sahen, der Stierkultus aufs engste verknüpft sein, und es bleibt nur fraglich, wie lange er dauerte und ob nicht Stücke, wie der prächtige, große Stier meiner Sammlung aus China, noch einer erheblich späteren Zeit angehörten.

Nun bleibt an dem mosaischen Bericht noch unklar, welcher Teil des Volkes dem Stierkultus unter Aaron huldigte. Daß die Leute nicht von sich aus plötzlich auf den Stierkultus verfielen, ist klar, nachdem dessen weite Verbreitung im zweiten Jahrtausend bekannt ist. Es muß also ein beträchtlicher Teil des Volkes unter dem Einfluß solcher Ideen gestanden haben, und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir diesen Teil in Zusammenhang bringen mit den nordischen Einschlägen, die in der älteren Bevölkerung Palästinas anscheinend eine bedeutende Rolle spielten. Nordisch war der Ackerbau und die Wanderlust, die germanische Stämme über ganz Europa, Teile von Afrika und fast alle Teile Asiens ausbreitete. Die Ermordung der 3000 Stierverehrer durch die Leviten mag also dort in Syrien einer der vielen Kulturwellen nordischen Blutes ein letztes Ende bereitet haben.

Daß wir aber den Tanz ums goldene Kalb als den Ausdruck widerlichen Mammonismus ansehen, dazu liegt wirklich keine Berechtigung vor.



Georg Marcgrav und Wilhelm Piso, die ersten Erforscher Brasiliens

Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter

Mit Abbildungen nach Originalen im Besitz der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin

Bis zur Renaissancezeit herrschten auf dem Gebiete der Tierkunde unbestritten Aristoteles und dessen griechische und römische Nachfolger wie Theophrast, Plinius, Aelianus. Man suchte damals die Kenntnis der Natur nur in den Werken der Alten und betete ihnen nach, was sie über die äußere Gestalt der Tiere, ihre Gewohnheiten, ihre Instinkte zu berichten wußten. Erst unter dem Einfluß eines neuen Weltgefühls fing man an, die Natur selbst über ihre Schöpfungen zu befragen. Dies mußte von selbst die Lust rege werden lassen, in den neu erschlossenen fremden Ländern festzustellen, ob dort Pflanzen und Tiere existierten, die den alten Schriftstellern unbekannt geblieben waren. Die großartigen Funde, welche die ersten derartigen Reisen, wie die von

Inneres Titelblatt aus Band III des Theatri Rerum Naturalium Brasiliae

„Ein paradis-Vogel“ (Paradisea fulva)



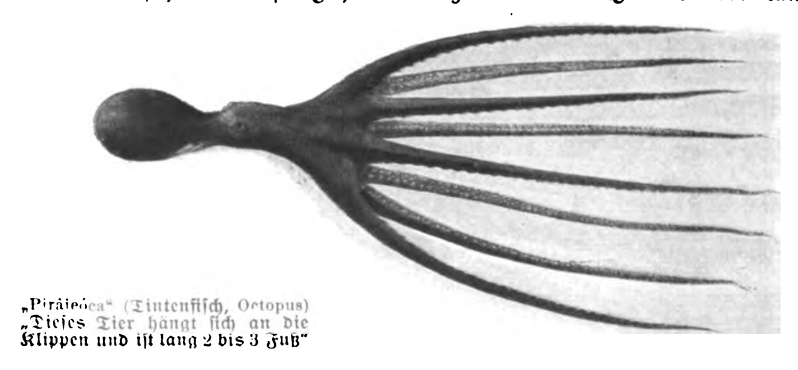
Nicolas Monardes nach der Neuen Welt unternommenen, geliefert hatten, die vielfachen auch für den Heilmittelschatz wichtigen Mitteilungen der ersten Missionare, wie José d'Acosta, der von 1571 bis 1588 in Peru, und Francesco Hernandez, der von 1593 bis 1600 in Mexiko gesammelt hatte, regten mächtig an, zumal jetzt der Ansporn hinzukam, nicht nur zum eigenen Vergnügen, sondern auch zum Besten der Kranken zu wirken.



„Een monstrus kycken“
Vierfüßiges Huhn aus Brasilien 1640

Eine der wichtigsten Reisen für die Naturgeschichte erfolgte im Anschluß an die von 1637 ab unternommene Expedition der holländisch-westindischen Kompagnie, die unter den Befehl des Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen gestellt wurde und der unter anderen Begleitern Georg Marcgrav und Wilhelm Piso angehörten, die durch die Erforschung Brasiliens ihre Namen verewigt haben. Einiges über diese Gegenden war schon dadurch bekannt geworden, daß einer der Direktoren der genannten Kompagnie, Jan de Laet, nach Mitteilungen, die ihm und seiner Gesellschaft über die der Kompagnie gehörigen überseeischen Besitzungen zugegangen waren, 1633 ein Werk „Novus orbis seu descriptio Indiae occidentalis libri XVIII“ herausgegeben hatte; hier war eine Anzahl brasilianischer Tiere beschrieben und abgebildet worden.

Am 24. Januar 1637 landete die Ex-



„Piráieóca“ (Tintenfisch, Octopus)
„Dieses Tier hängt sich an die Klippen und ist lang 2 bis 3 Fuß“

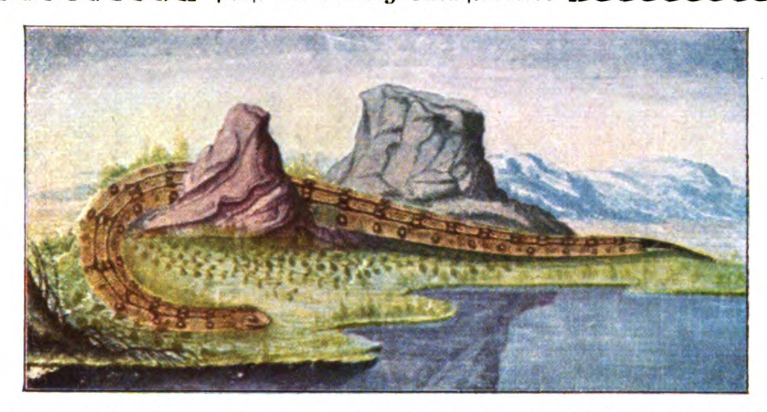


Tapuyasische Venus

pedition in Olinda und vertrieb die spanische Armee. Landbau und Handel wurden sehr befördert, eine neue Stadt, Mauritia, angelegt, die Tiere und Pflanzen des Landes gesammelt und in einem siebenjährigen Aufenthalt eine so reiche Naturaliensammlung zusammengebracht, daß das Naturalienkabinett des Grafen, die Museen zweier Universitäten, von denen die eine Leiden war, und eine Anzahl Privatsammlungen damit bereichert werden konnten und länger als ein Jahrhundert die Wissenschaft noch von diesem großen Vorrat zehrte.

Fast all das haben Wilhelm Piso und Georg Marcgrav allein gesammelt; ihr Arbeitsgebiet erstreckte sich über das gesamte Land vom Rio Grande bis südlich von Pernambuco. Sie waren beide tüchtige Mediziner und Naturforscher und, wie wir aus den kurzen Abrissen ihres Lebens sehen werden, für ihre großen Aufgaben gut vorgebildet; sie bearbeiteten die Fauna und die Flora, sie entwarfen Landkarten und Pläne, machten zahlreiche astronomische Beobachtungen, zahlreiche Längenbestimmungen und beschäftigten sich mit Studien über das Klima, die Hygiene, die Pathologie und die Therapie, so daß man fast versucht sein könnte, ihnen eine gewisse Universalität zuzuerkennen.

Wilhelm Piso ist 1611 in Leiden geboren, hat dort bei Jan van Heurne und Ewaldus Schrewelius Medizin studiert und im Alter von 19 Jahren in Caen seinen medizinischen Doktorgrad erworben. Wie und wo Piso die Bekanntschaft des Grafen Moritz gemacht hat, dessen Leibarzt er in frühem Alter geworden ist, wissen wir nicht; seine Wahl zur Expedition war aber ebenso glücklich, wie es die von Marcgrav war, und Graf Moritz muß wahrlich mit einem guten Scharfblick begabt gewesen sein, daß er sich gerade diese Männer auswählte. Der Graf kümmerte sich auch persönlich um die Ausschmückung des Reisewerkes, das 1648 unter dem Titel „Historia naturalis Brasiliae“ erschien, und ebenso betätigte sich hier auch Jan de Laet wieder, wenn auch nicht zur vollen Zufrie-



Boa constrictor. „Diese Schlangen können einen Hirsch einschlucken und seint sehr gefehrlich, schlingen sich um einen Menschen, daß er sich nicht rühren oder bewegen kann und töten ihn also"

denheit von Piso. — Nach der Rückkehr 1644 studierte Piso in Leiden weiter und ließ sich 1648 als praktischer Arzt in Amsterdam nieder, wo er eine zahlreiche Klientel erwarb und bis zu seinem 1678 erfolgten Tode wirkte. Die de Laet zum Vorwurf gemachte Flüchtigkeit ließ Piso nicht ruhen und er veröffentlichte 1658 ein ausführlicheres Werk, in das er auch merkwürdigerweise Ostindien einbezog und das den Titel hatte: „De Indiae utriusque re naturali et medica", in der Beschreibung der brasilianischen Entdeckungen von ihm und Marcgrav aber wenig Neues hinzufügte.

Weniger glücklich als sein Freund Piso war Georg Marcgrav, der ein Opfer seiner Unternehmung wurde, indem er bei seiner Heimkehr an der Westküste von Afrika in San Paola de Loanda im Mai 1644 vom Fieber ergriffen und rasch dahingerafft wurde. Er war am 20. September 1610 in Liebstadt bei Meißen geboren und hat nur ein Alter von 34 Jahren erreicht. Er war aus guter Familie und hat früh schon erhebliches Zeichentalent besessen. 1627 verließ er die Heimat und studierte auf verschiedenen deutschen Universitäten Naturkunde. Gegen 1630 finden wir ihn in Stettin, wo er bei Lorenz Eichstadt Astronomie studierte. Von da ging er durch Deutschland und Dänemark nach Leiden, wo er bei Jakob Golius Astronomie und bei Adolphus Vorstius Naturkunde trieb. Dort muß er die Bekanntschaft von de Laet gemacht haben und durch diesen dem Grafen Moritz empfohlen worden sein. Bemerkenswert für das Verhältnis zwischen dem Grafen Moritz und Marcgrav ist, daß der Graf ihm 1639 in Mauritia ein Observatorium errichten ließ und daß er, wie Mangetus berichtet, sich in verschiedenen Wissenschaften von Marcgrav unterrichten ließ. In diesem Observatorium entstanden auch die „Progymnastica americana", in denen die astronomischen Arbeiten von Marcgrav niedergelegt sind.



Schwarzes Lama aus Chile

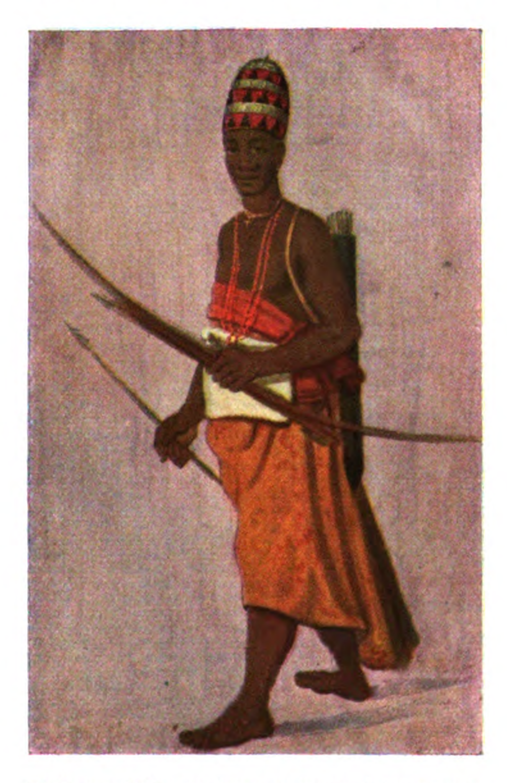
Daß zwischen Marcgrav und Piso kein gutes Einvernehmen geherrscht habe, beruht lediglich auf einer unbewiesenen Notiz von Mangetus; ebenso scheint mir die von Dr. Gudger in seiner Arbeit über Marcgrav auf



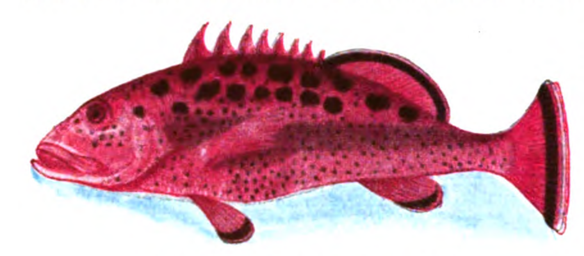
Tamandûaguaçû (Ameisenbär). „Dieses ist ein großer Mieren-Esser, seine Zunge steckt er in die Löcher, die Mieren setzen sich drauf, so zieht er sie ein. Die Zunge ist lang $1\frac{1}{2}$ Ellen“

die Worte „meus domesticus“ aufgebaute Theorie, daß Piso die Idee gehabt habe, er sei der Vorgesetzte von Marcgrav, nicht stichhaltig. Meus domesticus bedeutet lediglich „mein Hausgenosse“ und hat keineswegs die Bedeutung der Über- und Unterordnung. Übrigens mißt selbst Gudger dem nicht viel Bedeutung bei, da er ausdrücklich die wissenschaftliche Überlegenheit von Marcgrav hervorhebt.

Heinrich Lichtenstein hat sich viel Mühe gegeben, an Hand der in der Staatsbibliothek in Berlin aufbewahrten Marcgravschen Originalabbildungen seine Angaben und Beschreibungen genau zu bestimmen. Er hat dadurch erst die große Wichtigkeit der Marcgravschen Beobachtungen in das richtige Licht gesetzt und ihn, der so früh für seine idealen Bestrebungen dahingegangen ist, mit vollem Recht als einen großen Heroen der Wissenschaft erkannt und bezeichnet. Von besonderem Interesse ist auch, daß schon in



Fürst aus Chile, zur Jagd oder zum Krieg gerüstet



Pirâñâpoá. Natürliche Größe 1½ Fuß

dieser frühen Zeit Marcgrav berichtete, daß die südamerikanischen Tiere von den altkontinentalen grundsätzlich verschieden seien, wenn auch gewisse Verwandtschaften existierten.

Mit dem Grafen Moritz verband Marcgrav ein schönes Vertrauensverhältnis. Das zeigt die Wärme der Widmung des Werkes von 1648, das Marcgrav seinem Grafen darbringt: „als ein Zeichen der Dankbarkeit für die so großen Freundlichkeiten, die ich von ihm empfangen habe.“

Das beweist aber noch mehr das große persönliche Interesse, das Graf Moritz an den herrlichen Zeichnungen, Aquarell- und Ölbildern nahm, die zu diesem Buche gehören und einen großen Schatz der Preußischen Staatsbibliothek bilden. Vermutlich gehörten die 8 Bände dieser Bilder zu den Sammlungen brasilianischer Gegenstände, die Graf Moritz 1652 dem Großen Kurfürsten für 50 000 Taler verkaufte. Gleichviel ob Marcgrav, der, wie ich oben sagte, von Haus aus ein großes Zeichentalent hatte, oder ob Franz Post von Harlem oder ein anderer Maler sie gemalt hat, sie sind so herrlich, daß die Staatsbibliothek stolz auf diesen Besitz sein kann, der um so wertvoller ist, als viele der Bilder charakteristische handschriftliche Bemerkungen des Grafen Moritz tragen. Die Wissenschaft hat allen Grund, auch den Grafen Moritz in dankbarster Erinnerung zu halten, den Piso mit Alexander dem Großen verglichen hat und der, wie Dr. Gudger hinzufügt, in Marcgrav seinen Aristoteles gefunden hat.



Mann aus Tapuya (Brasilien)

Der Pfarrer von Lepoglava

Skizze von Gerhart Herrmann Mostar

Lepoglava liegt in Zagorien, und das Hügelland Zagorien liegt in Kroatien, und Kroatien ist weit; aber über dem Bett des Mietzimmers, das ich seit zwei Wochen bewohne, hängt dieselbe Barockkonsole aus Stuck wie über dem Bett deines Pfarrhauses, in das du mich einst als todmüden, geldlosen Landstreicher stecktest. Deine Augen, gelbschimmernd wie der kroatische Wein, den du so gerne trankst, wollten so tun, als ob sie mich prüften. Ach, du hättest mir, als du mich draußen unter den Arm nahmst, gar nicht dein Leid zu klagen brauchen. Ich wußte schon so: das neugebaute Zuchthaus für die Dressurkünste menschlicher Gerechtigkeit war es nicht wert, von dem guten Mond deines Antlitzes beschienen zu werden, und der dürre, schwarzbärtige griechisch-katholische Anstaltsmönch mit den tiefliegenden und doch flachen, harten Fanatikeraugen mußte dein Feind sein. Ich hätte sogar diese Geschichte, die von dir zu erzählen ist, damals, auf dem Wege zum Pfarrhause, erfinden können, wenn sie nicht schon passiert gewesen wäre — zwei Jahre vorher, als ein anderer in dem Gastbett lag, das du mir einräumtest.

Zu jenem andern warst du gekommen wie zu mir. Er war eines Abends, mit Rucksack und ohne Hut und in Gamaschen, in derselben Gostiona aufgetaucht wie ich. Aber der Anstaltsmönch brachte an diesem Abend keinen schwarzen Fleck in die sowieso bescheidene Helle des Raumes, und die Tore deines Herzens taten sich dem Fremden infolgedessen ohne jedes hemmende Knarren bereitwillig auf, und das heiser scheppernde Klingeln deiner Worte läutete lange und einladend. Er sei Student, sagte der Gast, Student aus Belgrad und auf der Durchreise; und wenn in slawischen Landen jemand sagt: „Jessam Student", so heißt das: „Ich habe kein Geld."

Ich weiß nicht, ob es dem guten Pfäfflein von Lepoglava auffiel, daß der Mann für einen Studenten reichlich alt aussah, obgleich er sich anscheinend erst eben und recht ungeschickt rasiert hatte. Einige Schnitte in seinem Gesicht bluteten noch ein wenig. Auch der schlechte Sitz des westlichen Rockes und der deutschen Beinkleider scheint im friedlichen Parlament der seelenhirtlichen Gefühle zu keiner Vertrauensfrage geführt zu haben. Jedenfalls nahm Hochwürden den Fremden schließlich unter den Arm und ließ sich von ihm ins Pfarrhaus geleiten. Der Mond, der droben die verzwickten Straßen des Himmels zu durchwandern hatte, ohne die Sternlaternen anzurempeln, und das gute Vollmondgesicht hier unten, das es in den laternenlosen drei Gassen von Lepoglava etwas leichter hatte, lächelten sich an; etwas nüchtern der da oben, etwas weinselig der hier unten. Nur als der Kessel des Zuchthauses auftauchte, aus dem eben der widerwillige Abendmeßgesang der Sträflinge breit in die Nacht kroch, seufzte der gute Seelenhirt traurig auf, und der Fremde schien zu verstehen und seufzte mit.

Aber dann öffnete sich der weitläuftige Friede des Pfarrhauses, in dem viele Wohnungen waren, als in einem rechten, väterlichen Hause des Herrn. Und auch für den Studenten fand sich ein Zimmer und ein Bett und ein Krug selbstgekelterter Wein, den der Spender leeren half. Bis die Beschaulichkeit ihres Trinkens durch einen ganz ungewohnten Lärm gestört ward.

Da hallten Schritte von schweren Stiefeln und Rufe aus groben Kehlen durch die friedsame zagorische Nacht. Man hörte, wie das Volk aus den Häusern und die Gäste aus der Gostiona zusammenliefen. Hochwürden wurde blaß, und auch der Gast schien zu erschrecken, stieß sogar ein Glas um und sprang auf.

„Nun, mein lieber Sohn," brummelte Hochwürden, „es wird nichts Gefährliches sein!" Und er stapfte die Treppen hinunter, um zu erfahren, was geschehen war.

Als er wieder heraufkam, stand der schreckhafte Student in der Nähe des Fensters und sah den Pfarrer aus weitgeöffneten Augen an. „Sie brauchen keine Angst zu haben, mein Sohn. Wir sind hier nicht in der Wildnis!" sagte der Alte mit gutem Spott. „Man jagt nur nach einem Zuchthäusler, der entsprungen ist."

Die alte Hand zitterte etwas stärker als sonst, als sie wieder Wein in die Gläser goß. „Das ist leider schon öfters geschehen. Solche Nächte pflegen etwas unruhig zu sein, bis man ihn gefunden hat. Das geschieht immer sehr schnell. Die helle Anstaltskleidung verrät den Flüchtigen."

Der Fremde beruhigte sich, zuckte nur nervös zusammen, wenn draußen wieder Schreie und Schritte dröhnten. „Sie haben keine Nerven, mein junger Sohn! Sehen Sie mich alten Mann an! Lepoglava schont die Nerven besser als Belgrad. — Gut, daß Sie nicht mehr auf der Landstraße sind. Der Ausbrecher hätte Sie anfallen können."

Der Student lächelte mit, etwas gezwungen. Wieder ging eine schweigsame Zeit. Hochwürden suchte noch immer nicht sein Bett auf; seine Äuglein tränten heftiger; er schien nachzudenken.

Endlich stand er auf. „Man sollte denen da drinnen mehr Freiheit lassen. Dann würden sie die Freiheit nicht draußen suchen..." Er besann sich rasch. „Die Freiheit ist nur in Gott, mein Sohn. Nun, Gott mit dir!" Und er machte das Kreuzzeichen und ging zur Tür.

Dort hielt er inne, weil sich wieder Schritte dem Hause näherten. Rufe schrillten: „Sie haben ihn! Auf der Landstraße lag er, ganz erschöpft!" Die beiden traten ans Fenster und sahen, wie man draußen einen gefesselten Mann in heller Anstaltskleidung vorüberstieß.

Der Student neigte sich rasch über die welke, kalte, krüpplige Greisenhand und küßte sie. Die Rasiermesserschnitte in seinem grauen Gesicht bluteten merkwürdigerweise wieder. „Nun, Gott mit ihm!" sagte Hochwürden und tapfte ächzend zu Bett.

Sein Schlummer war ob des guten Weines nicht so leicht wie sonst der Schlaf des Alters; und als nicht lange danach heftig und unwirsch an die Tür gepocht und in die Fenster gerufen wurde, war die Haushälterin eher im Flur als der geistliche Herr. Draußen stand der Anstaltsmönch mit zwei Gendarmen und einem Mann in Zuchthauskleidung. „Wo ist Hochwürden?" fragte der Geistliche kurz.

Die Haushälterin bekam vor Schreck über dies frühe Erscheinen des „Griechen" den zahnlosen Mund weder auf noch zu. Der Mönch schritt wortlos mit einem der Gendarmen an ihr vorbei in Hochwürdens Schlafzimmer. Als die Tür aufschlug, haspelte sich drinnen der zittrige Greisenkörper rasch wieder in die Kissen, aus denen er sich eben herausgeschält hatte.

„Guten Morgen, Herr Amtsbruder!" grüßte der Mönch und es klang höhnisch. „Wo ist Ihr Schlafgast?"

„Schläft wohl noch," meinte Hochwürden.

„Das bezweifle ich, Herr Amtsbruder! Ihr Schlafgast ist ein Zuchthäusler!"

Der Grieche ging rasch hinaus, so daß der Pfarrer keine Zeit zu einer Antwort fand; er hätte auch keine gewußt. Er lag mit offenem Munde, hörte den Gendarmen und den Geistlichen die Treppen zum Gastzimmer hinaufstampfen, stand dann schnell auf und suchte etwas, was er durchaus nicht fand, obgleich er es doch gestern abend über den Stuhl neben seinem Bett gehängt hatte ...

Hochwürden setzte sich und dachte nach, lange. Er trat zum Fenster; da sah er den Mann, der die Anstaltskleidung getragen hatte, aus dem Hause treten — in der Studentenkluft des Fremden, und den Drillichanzug dem Gendarmen überreichen. Die deutsche Hose und der westliche Rock saßen ihm wie angegossen; er durchsuchte den Rucksack und sagte schließlich: „Es fehlt nichts, außer meinem Rasierapparat."

„Und verwundet hat er Sie nicht?" fragte der Gendarm.

„Nein. Er zwang mich nur, ihm meine Kleider zu geben und die seinen anzuziehen, und muß mich dann betäubt haben ... Weshalb saß er denn eigentlich?"

„Ach, nichts Bedeutendes. Einbruchsdiebstahl, glaube ich."

„Aber daß der Kerl meine Sachen hiergelassen hat! Ist er denn nackt durchgebrannt?" — Der Gendarm zuckte als Antwort die Achseln.

Hochwürden hatte alles gehört. Sein starrer Mund löste sich in ein Schmunzeln. Seine Äuglein blickten hinaus und weit die Landstraße hinauf, die über den Berg lief und zwischen den Felsbrocken mit der Morgensonne Versteck spielte, und dabei lächelte Hochwürden, und ein letztes Lichtlein schien ihm aufzugehen. Und als der Mönch mit dröhnendem Schritt wieder ins Zimmer trat, war dies Lächeln beinahe pfiffig zu nennen.

Der Mönch trat zu ihm ans Fenster. „Durchgebrannt ist der Kerl, Herr Amtsbruder. Das kommt von Ihrer christlichen —"

Er unterbrach sich. Seine flachen Augen glitten an Hochwürdens Gestalt herunter. Da stand der Pfarrer von Lepoglava wahrhaftig im weißwallenden Nachthemd am offenen Fenster in der hellen Morgensonne und sah aus wie ein behäbiges, strahlendes Englein aus der guten, alten Himmelszeit ... und sah wirklich mit weitreichenden Engelsaugen in die zagorische Welt; sah irgendwo im nächsten Dorfe einen Mann in schwarzer Soutane den Dorfkindern großmütig die Hand zum Kusse reichen und dann in den Bergen Kroatiens untertauchen ... und sah sich selbst hier soutanenlos im Nachthemd stehen neben einer Mönchskutte, die schwarz im Morgenwinde flatterte ...

„Mizica!" rief Hochwürden nicht allzu laut nach seiner Haushälterin, die schwerhörig war und nicht kam. „Mizica!"

Und er fing des Herrn Amtsbruders starren Blick ab und sagte mit einem unchristlich überheblichen, aber nur ihm selbst vernehmbaren Spott: „Oh, diese Mizica, Herr Amtsbruder! Jetzt hat sie meine Soutane noch immer nicht fertig geflickt ...!"

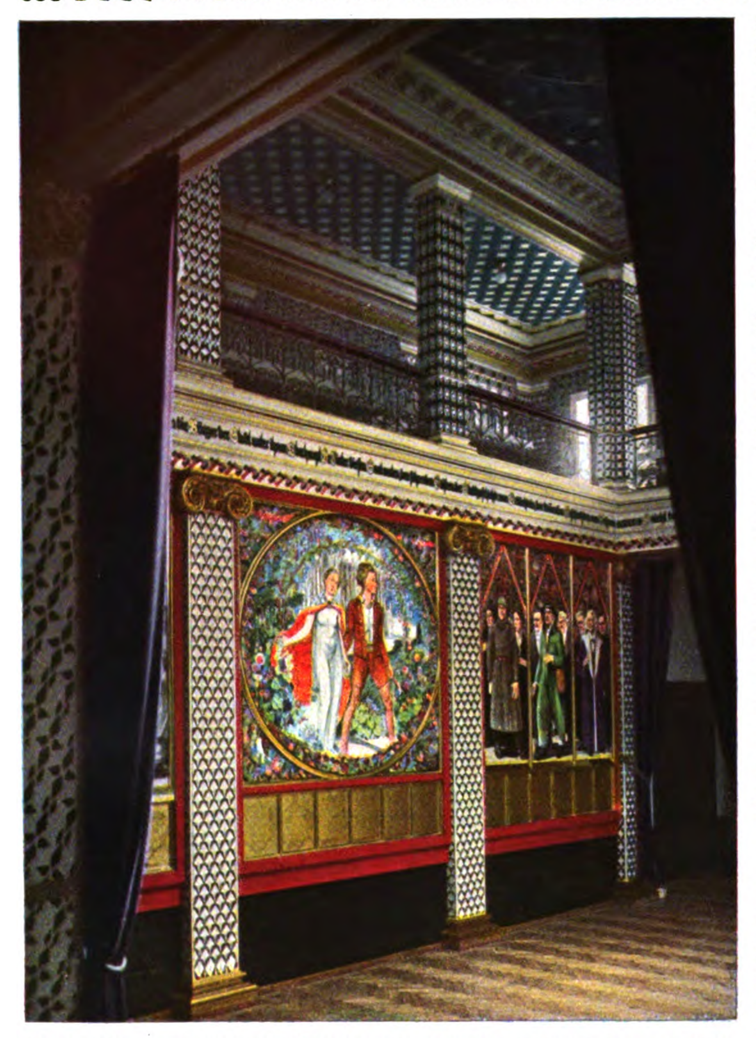
Die Wandmalereien Hans Adolf Bühlers im Karlsruher Rathaussaal

Von Prof. Dr. Albert Schneider

Der Bürgersaal des Karlsruher Rathauses, eines Werkes Friedrich Weinbrenners, stellt dem Maler keine leichte Aufgabe. Er erstreckt sich in schwach gedehntem Rechteck in nordsüdlicher Richtung und wird durch zwei Säulenreihen, die Stützen der Seitengalerien, von den Schmalseiten her eingeengt. Die Wandflächen hinter den Säulen sind wie die freien Stirnwände durch Pilaster aufgeteilt. Eine Mittelgalerie auf der Ostseite springt aus dem Quader des Saalraums in den Lichthof des Treppenhauses vor, ihr gegenüber wird die Stirnwand in gleicher Höhe von Glasfenstern durchbrochen. Galeriebrüstung und Decke verbinden viereckige Säulen, anstehend an einen Gesimsbalken, der die hufeisenförmige Galeriedecke von



Mittelbild an der westlichen Stirnwand:
Der Traum des Markgrafen Karl Wilhelm, des Gründers von Karlsruhe



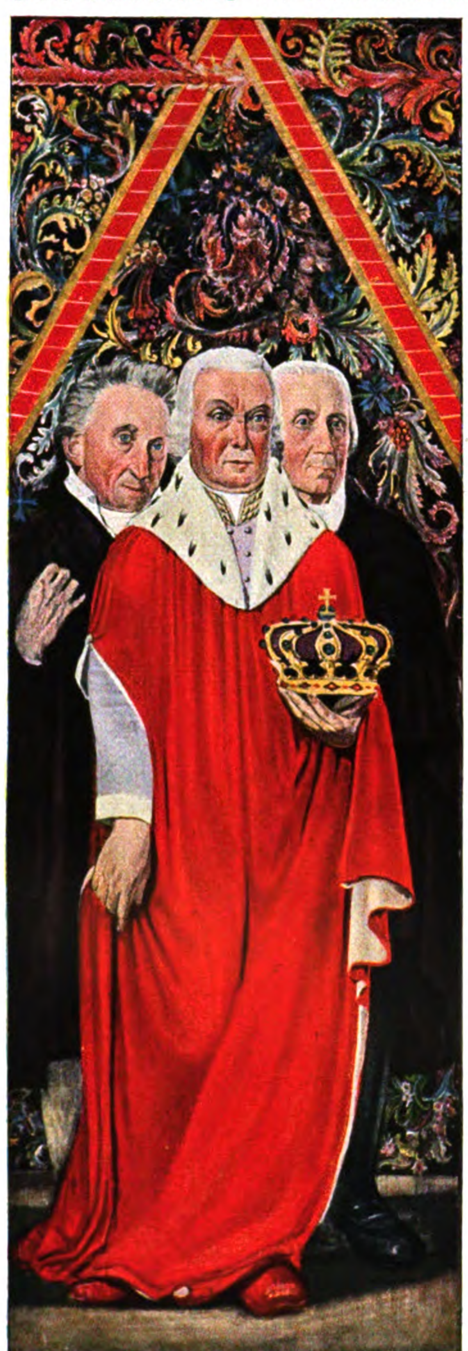
Östliche Stirnwand unter der Mittelgalerie: Der Weg der Jugend in die Welt, seitlich Persönlichkeiten aus der Geschichte der Stadt

der Saaldecke abgrenzt. Die solcherweise verfügbaren, nach Lage und Bedeutung recht vielfältigen Flächen faßte Hans Adolf Bühler in einem überaus glücklichen Leitgedanken zusammen. Er betrachtete den Raum als eine Welt im kleinen. An der Decke bildete er den Sternhimmel ab; an den Saalwänden stellte er das menschliche Leben dar, verkörpert in den Geschicken des Gemeinwesens, dem der Saal zu dienen hat; durch eine lückenlos gefügte Ornamentik, die das stützende Mauerwerk betont, machte er den festen Grund der Erde gegenwärtig, auf dem der Mensch die Sicherheit seines Daseins gründet.

Beim Betreten des Saales fällt der Blick auf das große Rundbild in der Mitte der westlichen Stirnwand. Es knüpft an das sagenhafte Jagderlebnis des Markgrafen Karl Wilhelm an, den ein Traum zur Gründung der Stadt angeregt haben soll. Der Fürst liegt zur Abendstunde im wildwuchernden Wald, eingefangen im Gezweig und Blütengeranke, neugierig lauschende Tiere um ihn her. Das ist Rückblick, Vergangenheit, darum ist das Bild an der Seite angebracht, wo die Sonne untergeht. Kehrt man sich von dem versunkenen Grün und dem dämmerblauen Ausblick um nach der Morgenseite, so klingt es hell auf aus der Rundung des Rahmens, das Rotgelb der Kleidung und das lichte Blau des Himmels. Dort schreitet ein blondes Menschenpaar mit dem zuversichtlichen Ernst der Jugend in die Welt. Froh schlingt sich der Kranz der Blumen um ihr gemeinsames Leben, und hinter ihnen, ohne Schwere aufstrebend, baut sich auf, was sie suchen, der Dom der Zukunft, das einigende Andachtshaus eines zerklüfteten Volkes. Die beiden Mittelstücke sind das Gestern und das Morgen, zwischen denen die Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten aus der Geschichte der Stadt, in freier Auswahl, aber natürlicher Reihenfolge, wiedergegeben ist, eingebaut unter die Bedachung eines durchlaufenden Zickzackbandes wie lebendige Denkmale.

Leicht spannt sich über dieser prunkenden Farbenpracht die Decke. Was der Künstler in diesem Abbild des Himmels gegeben hat, ist das Erzeugnis gläubiger Hingabe an die ewigen Gesetze der Natur und den tiefen Sinn altüberlieferter Mythologien, eine Wissenschaft fast, freilich nicht der Begriffe, sondern der Schaunisse. Wie hier natürliche Erscheinung und kreatürliche Versinnbildlichung in klaren Linien und sinndeutenden Farbwerten Anschauung wird, kann sich nur in eingehender Betrachtung erschließen.

Die Galeriedecke mit ihren hellen, auf



Karl Friedrich, erster Großherzog von Baden, 1738—1811



Der Städtebaumeister Weinbrenner mit dem Wasserbaumeister Tulla und dem Forstmeister Drais

tiefblauem Grunde aufgesetzten Rautensternen weist auf die Darstellung der Mitteldecke hin, bildet aber zugleich durch die ornamentale Behandlung den Übergang zum Schmuckwerk der Galeriewände und mittelbar zu dem des gesamten Saals. Sie gibt, einem Bildrahmen gleich, die unverrückbare Ebene an, innerhalb deren das verschlungene Linienspiel der Saaldecke schwingt. Die geometrischen Ornamente der Galeriewände binden den durch die Ausbuchtung in der Mitte gefährdeten Raum; aus ihnen



Ausschnitt aus der östlichen Saaldecke mit Widder, Perseus und Andromeda, Mars und Erde

wachsen wieder die organischen Figuren der Monatsbilder und vermitteln formal und inhaltlich zwischen der Sternwelt der Saaldecke und den Bildern aus dem Menschenleben an der Saalwand, und endlich verdeutlichen die durchgehends schwarzweiß gehaltenen Pfeiler- und Säulenornamente das starre architektonische Gerüst.

Auf diesen Beziehungen beruht der geschlossene Eindruck dieser Wandmalereien Hans Adolf Bühlers und ihr Zusammenhang mit der vorhandenen Architektur.

Der kleine Junge der Frau Pigulla

Novelle von Carl Bulcke

Ich kenne die Frau Pigulla nicht, aber ich weiß etwas von ihr. Frau Martha Pigulla ist die Frau des Fabrikarbeiters Konrad Pigulla, sie ist neunundzwanzig, er ist dreiunddreißig Jahre alt, ihr Mädchenname ist Gendritzki. Sie ist eine zierlich blasse Frau, offenbar blond, und ihr Gesicht hat vor reichlich vier Jahrhunderten der Maler Antonio Pollajuolo aus Florenz auf einem Bilde gemalt, das er „Die Gerechtigkeit" genannt hat. Der Geburtsort der Frau Pigulla war nicht zu erfahren, auch nicht, ob ihre Eltern noch am Leben sind. Die Familie Pigulla wohnt in Chemnitz-Ost, Krausestraße 132, drei Stock hoch, im Seitenhaus. „Seitenhaus", so wurde mir mitgeteilt, aber dies Wort hat wahrscheinlich die verschämte Bedeutung von Hinterhaus. Die Wohnung besteht aus einem Zimmer und einer Küche. Das Zimmer hat zwei Fenster, die Küche eins, und aus dem Küchenfenster sieht man auf einen Baum. Was das für ein Baum ist, konnte ich nicht ermitteln. Es soll ein schöner, großer und buschiger Baum sein. Im Zimmer stehen die drei Betten, ein Schrank, ein dunkelroter Lehnstuhl. Ein Spiegel hängt an der Wand und auch ein Bild, darauf ist eine Frau zu sehen. Frau Pigulla hat ein Kind, einen zehnjährigen Jungen, namens Willi. Er hat es ein bißchen auf den Lungen, der Willi, natürlich ganz ungefährlich.

Ich weiß etwas von Frau Pigulla, die ich nicht kenne. Ich wette, daß ich etwas von ihr weiß, mit voller Bestimmtheit weiß, obwohl ich mir das, was ich weiß, nur ausgedacht habe.

Ich weiß folgendes: An einem dieser Tage, letzten Herbsttage, da ich dies schreibe, früh am Morgen, Herr Pigulla ist zur Arbeit, Willi zur Schule gegangen, steht Frau Pigulla in der Küche, sie hat sich zum Ausgang fertiggemacht, denn den Vormittag über versieht sie Aufwartedienste in einer Konditorei, sie steht unschlüssig, sie hebt vom Küchentisch ein blankes Röhrchen aus Aluminium, sie führt dies Röhrchen an den Mund... führt es an den Mund...

Hier ist schon zu Ende, was ich weiß.

Lacht sie dabei oder weint sie? Ich weiß es nicht.

Kurz und gut, die Geschichte, die ich weiß, ganz kleine Geschichte, ist lustig zum Lachen und traurig zum Weinen.

Her mit der Geschichte.

Es gibt bei uns in Berlin einen D-Zug, den ich jedermann herzlich empfehlen kann. Er verläßt den Lehrter Bahnhof kurz vor Mitternacht, die Schlafwagen sind um die Herbstzeit nur ganz wenig besetzt, und am anderen Morgen, gegen neun Uhr oder so, kommt man wohlausgeruht und guter Laune hart am Rande der Nordseeküste an. Norddeich heißt die Station.

Angekommen hat man nur noch nötig, sein bißchen Gepäck die dreißig Schritt zum Dampfer hinüberzutragen, um dann hinüber zu den Inseln zu fahren. Es liegen dort im Hafen mehrere Dampfer, sie sehn aber alle ganz gleich aus, ganz gleich wie die vielen Möwen, die sie umflattern, sie haben auch alle den gleichen Namen, nämlich Frisia. Wenn man aber sehr genau aufpaßt, so gewahrt man, daß sie hinter dem gleichen Namen verschiedene römische Zahlen tragen, von I bis IV glaube ich, ich weiß nicht wieviel. Ich für meine Person passe niemals sehr genau auf, wenn ich ganz gleiche Dampfer mit demselben Namen vor mir sehe, und deshalb bin ich denn auch an jenem Tage in einen falschen Dampfer gestiegen und ganz woanders hin gefahren, als wohin ich hatte fahren wollen. Doch das tut nichts zur Sache, ich erzähle das nur so nebenbei, das hat mit der Geschichte ganz und gar nichts zu tun.

Also ich hatte wohlausgeruht und guter Laune mein bißchen Gepäck zu einem dieser Dampfer namens Frisia hinübergetragen, wahrscheinlich zu jenem, der mir am besten gefiel, an Bord war außer mir bloß noch ein Mensch, Matrose vermutlich, der langweilte sich fürchterlich, und ich fragte ihn auf plattdeutsch, wann die Reise losgänge. Der Mensch saß mit vorgestreckten Beinen, Hände in den Hosentaschen, sah angestrengt in die Wolken, ich dachte, er schläft, er hat dich nicht gehört, am Ende ist er taubstumm, aber so nach einer guten Minute antwortete er auf plattdeutsch: „Jetzt haben wir neun. Um zwei ist Hochwasser, also in fünf Stunden." Und sah weiter in die Wolken.

Fünf Stunden Aufenthalt. Ein wenig lange.

Ich fragte den Schweigsamen noch einmal: „Ist hier was los?"

Und der Schweigsame antwortete, indem er seine Worte vom Himmel ablas: „Was los?! Nee."

Nun trägt die Station Norddeich ihren

Namen keineswegs zu Unrecht, das hatte ich schon beim Verlassen des Zuges gesehen. Ein großer, hoher und schöner Deich lief dicht am Hafen vorbei, und auf einem solchen Nordseedeich spazieren zu gehen, in Sonne und Wind, zu welcher Jahreszeit auch immer, vorwärtszuschreiten; immer weiter, immer weiter, bis dicht an das Ende der Welt, liebe Menschen, liebe Menschen, das ist die dritte von den drei großen Vergnügungen, die sich der liebe Gott für uns ausgedacht hat. Die zweite ist das Bücherschreiben, und die erste... Ihr wißt schon.

Ließ also meinen Kram an Bord, marschierte auf den Deich, herrlich, und es wehte, grünes Land, graues Watt, Hohlebbe, Mühlen am Himmelsrand, kein Mensch weit und breit, herrlich, und es wehte, es wehte stark. So war ich oft mit dem Poggfredsänger gegangen, dem einst auf solch einem Deich Dante begegnete, mit dem Dichterprinzen aus Haseldorf und meinem lieben Freunde von Prangen. Alle drei waren nun schon viele Jahre tot. Ich freue mich, daß ich noch lebendig bin, dachte ich. Und weiterschreitend, — wie schön ist es, rasch zu gehen und mit langen Schritten, — dachte ich nach, wie ich mir diese leidenschaftliche Liebe für Deichwanderungen erklären könnte; dachte ich nach, daß die erste Kunde von Menschen meines Namens aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stammte, die als Deichbauer von Holland nach Westpreußen ausgewandert waren; und im Jahr 1330 war einer von ihnen Ratsherr in Danzig. Dachte ich nach... doch es wurden bald müßig flatternde Gedanken. Wenn man ganz rasch geht, weiß man nicht mehr viel, was man denkt. Wenn man aber ganz rasch über Deiche geht, so geschieht noch etwas anderes, völlig Ungewohntes. Man verfällt in Selbstgespräche. Man merkt plötzlich, daß man laut redet. Weshalb tut man das? Ich glaube, es ist die Einsamkeit der Welt, die man auf solchen Deichen gewahr wird und gegen die man sich verteidigen will.

Ich kam nicht weit auf meiner Wanderung.

Hundert Schritt vor mir zappelte etwas. Etwas Menschengroßes, grau mit dunklem Kernpunkt, das, scheinbar ohne die Erde zu berühren, auf dem schmalen Fußsteig mir vorauslief. Es war ein Junge, der Rad schlug.

Er blieb aufatmend stehen, als ich ihn eingeholt hatte. Ein zehnjähriger Junge, aus den Augen blitzender, bezaubernder Junge, braunverbrannten Gesichts, schlank und zart, dunkeläugig und blond.

„Junge, weshalb hast du so langes Haar? Du siehst ja aus wie ein Mädchen."

„Ich war zwei Monate drüben auf der Insel."

„Was machst du denn hier außer Radschlagen?"

„Wir warten auf den Zug nach Chemnitz."

„Wer, wir?"

„Nun, unsere Gruppe."

„Wo sind denn die andern?"

„Gleich dort hinter der Biegung. Weil dort Windschutz ist. Wir haben auch Mädchen mit und ganz kleine Kinder."

„Also gehn wir dorthin. Willst du mir sagen, wie du heißt?"

„Ich heiße Willi Pigulla."

An der Biegung des Deichs, unter dem Wind, die Stelle war geschickt gewählt, hockten an fünfzig Kinder, dazu ein paar Erwachsene. Auch eine Schafherde weidete dort.

Ich schritt, den Jungen an der Hand, den Deich hinab. Das erste, das ich gewahrte, war ein Säugling, der abseits lag, zwanzig Schritte abseits von den andern, und schlief. Rechts neben dem Säugling stand ein schwarzes Schaf, links ein weißes. Schlaf, Kindchen, schlaf.

Ein Lehrer war da, hagerer, junger Mensch mit Brille, saß, las, rauchte, schlug das Buch zu, als ich kam, der Name des Verfassers, Max Stirner, stand breitgedruckt auf dem Buch, der Lehrer erwiderte meinen Gruß, machte eine Bewegung des Beiseiterückens, um mich zum Niedersitzen einzuladen. Zwei Frauen waren da, eine, der das Baby gehörte, sie schlief langausgestreckt. Die andere, auffallend schönen, harten Gesichts, wand Heidekraut zu Sträußen und hieß Herta. Dann die Kinder. Die Mädchen waren in der Überzahl. Ein paar tobten auf der weichen Grasnarbe, die meisten waren mit ihren kugelrunden Rucksäcken beschäftigt.

Sie seien vor zwei Stunden mit dem Dampfer hergekommen, erzählte der Lehrer. Der Zug ginge erst gegen Mittag. Jede Stunde in freier Luft sei den Kindern zu gönnen. Um Mitternacht sei die Gruppe in Chemnitz.

Dann las er weiter.

Neben mir saß der bezaubernde Junge. In seinem Gesicht mit dem langen, fallenden Haar war deutlich das Gesicht der Mutter zu sehn. Er hatte das Gesicht auf die linke Handfläche gestützt, und er und ich kamen in ein leises Gespräch, das zwei Stunden dauerte. Zwischendurch, fast aus Versehen, stellte ich eine Frage: „Ihr fünfzig Kinder seid doch nicht etwa krank? Ihr seid als Kranke auf die Insel geschickt?"

„Krank? Ich weiß nicht. Doch wohl. Ja. Wir sind die dritte Gruppe aus Chemnitz. Zwei Gruppen waren schon im Sommer hier. Wir haben alle ein bißchen T. b. c."

„Was ist das?"

„Ich weiß nicht. Es heißt so. Bei mir ist es ganz ungefährlich."

„Woher weißt du das, daß es bei dir ganz ungefährlich ist?"

„Das weiß ich doch. Ich habe keinen gefragt."

„Wenn du heute nacht nach Hause kommst, holt dich deine Mutti von der Bahn ab?"

„Natürlich. Papi auch."

„Haben sie dir das geschrieben?"

„Ja, hier."

Dabei geschah etwas Merkwürdiges: Der Junge wollte den Brief, oder was es war, aus der Innentasche seines zugeknöpften Rockes ziehen, er zögerte, sah mich prüfend an und drehte mir dann den Rücken zu. Irgend etwas sollte ich nicht sehen. Dann reichte er mir, nachdem er mir abgewandt die Jacke wieder zugeknöpft hatte, eine Postkarte.

Auf der Karte stand: „Mein kleiner, geliebter Junge, Mutti und ich freuen uns so, daß Du wieder zu uns kommst. Deine Eisenbahn ist repariert, und an unserem Apfelbaum sind zehn Äpfel. Wir werden vorne an der Sperre stehn. Dein Papi."

„Ihr habt auch einen Apfelbaum?"

„Ja, draußen. Wir haben einen kleinen Garten mit einer Laube."

„Hast du auch einen Strauß für deine Mutti wie die anderen Kinder?"

„Ich wollte ihn vorhin, als ich Sie traf, pflücken gehen."

Er tanzte davon.

Der Lehrer hatte in die Hände geklatscht; es sollte gefrühstückt werden. Die Kinder saßen im Halbkreis um uns vier Erwachsene und kramten in ihren Rucksäcken.

„Sagen Sie, was ist T. b. c.?"

„Eine Abkürzung." Und, ruhig weiterkauend, nach einem schweifenden Blick zu den Kindern, „T ist Abkürzung für die Silbe Tu, b für die Silbe ber, c für cu, und so fort. Nun wissen Sie das Wort."

„Alle fünfzig Kinder sind so?"

„Mit Ausnahme des Babys, ja. Fast alle Fälle sind leicht."

„Willi ... ist auch so?"

„Willi auch. Kein leichter Fall."

Herta, die Lehrerin mit dem schönen, harten Gesicht, sah auf: „Das dürfen Sie nicht sagen. Er hat sich doch so brav erholt." Sie begann von Willi zu erzählen. Er sei das begabteste Kind, das ihr als Lehrerin begegnet sei. Sie sah geradeaus, während sie sprach, sie vermied es, den Lehrer anzusehen.

Auch der Lehrer sah geradeaus. „Willi ist der Liebling von Herta."

Schweigen. Die Möwen hatten gemerkt, daß es bei uns zu essen gab. Sie segelten, Möwen und Seeschwalben, in schrägen Gleitflügen um unsere Köpfe, und die Kinder warfen ihnen Krumen zu.

„Wollen Sie, daß die Kinder ein Lied singen?"

„Nein."

„Dann zeigt dem Herrn, was ihr als Geschenke nach Hause bringt."

Das mochten die Kinder gern, besonders die Mädchen. Merkwürdig, die meisten hatten kleine Dinge aus Aluminium gekauft. Sie zeigten kleine, schmale Pappschachteln, in denen sich ein mit Messern versehenes Maschinchen befand, dessen Aufgabe war, Petersilie zu zerkleinern. Andere hatten Löffel aus Aluminium, Salzbüchschen, und wieder ein paar kleine Hefte erhandelt mit Ansichten von der Insel. Ein einziges Kind, und es zeigte seinen Schatz mit strahlendem Gesicht, brachte eine große, rosige Muschel mit Kalkkrallen. Ich lobte.

Doch dann versank das Gespräch. Die Kinder lagerten sich, um zu schlafen. Es war noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt.

Die junge Mama saß abseits bei ihrem Kinde und hatte ihm die Brust gereicht. Herta nahm aus ihrer Handtasche Briefe und las.

Der Lehrer fragte: „Sie haben sich die Briefe hierher nach Norddeich nachschicken lassen, wie? Wer schreibt Ihnen gleich zwei Briefe auf einmal? Denn es ist doch die gleiche Handschrift auf beiden Briefen, wie man sehen kann."

Das schöne Mädchen sah auf, sah geradeaus, zuckte die Schultern, schwieg.

Willi saß wieder neben mir. Er hatte ein paar Blumen gefunden, sie reichten nicht zu einem Strauß. Er hatte sich neben Herta setzen wollen. Aber Herta hatte leise ein paar Worte auf sein Ohr gesagt, er war aufgestanden und hatte leichtlächelnd sich zu mir begeben. Er war jetzt schläfrig, der schöne Knabe. Ich hatte seinen Kopf auf mein Knie legen wollen, doch es hatte erst aus seinen dunklen Augen gewittert, ob er nicht beobachtet würde. Dann legte er seinen Kopf auf mein Knie und sah mich an, weil ich sein heißes Haar streichelte.

„Beten Sie zum lieben Gott?" Ich schwieg. „Sind Sie gut?" Ich schwieg. „Sind Sie auch in Not?" Ich schwieg.

Und in einer wunderlich verkrümmten Haltung, so, daß sein Gesicht auf meinem Knie liegen blieb, sein Gesicht aber dem

meinen nahe war, führten wir unser Abschiedsgespräch, ganz langes, ganz leises Abschiedsgespräch. „Ich war auch einmal so alt wie du und es ging mir nicht gut. Ich habe zu Hause einen Jungen, der ist genau so alt wie du. Der hat auch eine Eisenbahn, aber einen Apfelbaum hat er nicht."

„Herta sagt, ich soll auf die Begabtenschule im nächsten Jahr. Papi sagt, es sei nicht gut für mich, aber ich sollte selber entscheiden. Soll ich es tun? Herta sagt, die Leute auf der Insel seien Seeräuber. Was ist das?"

Er zog aus der Seitentasche seiner Jacke ein kleines Notizbuch, schrieb sich den Namen und Geburtstag meines Jungen auf und sagte, er wolle ihm einen Brief schreiben und auch erzählen, was der Arzt bei der Untersuchung gesagt habe. Lange, ganz leise Abschiedsgespräche. Fast am Schluß fragte ich: „Vorher, als du fort warst, haben die Kinder gezeigt, was sie ihren Müttern als Geschenke mitbringen wollen. Was hast du deiner Mutti mitgebracht, Willi?"

Da wandte er den Kopf ab. Das wollte er nicht sagen. Er errötete, er schwieg hartnäckig.

„Warum willst du es mir nicht sagen?"

„Herta hat mich auch gefragt und ich habe es auch Herta nicht gesagt."

„Also will ich nicht weiter fragen."

Willi hob den Kopf und witterte. Die Kinder schliefen oder plauderten, Herta hielt ihr Gesicht in die Hände gestützt, der Lehrer las in seinem Buch von Max Stirner.

„Ich will es Ihnen zeigen."

Willi knöpfte rasch seine Jacke auf und zog aus der Innenseite der Jacke eine kleine Flöte aus Aluminium, kleine, hübsche, blanke Flöte mit sieben Schallöchern.

„Das willst du deiner Mutti schenken?"

„Ja. Ich habe es lange überlegt. Ich dachte, das würde ihr Freude machen."

*

Ich weiß etwas von Frau Martha Pigulla, geborenen Gendrißki, in Chemnitz. Ich weiß es mit Bestimmtheit, denn ich kenne ihr Gesicht und ihr Herz. Am Morgen nach jener Nacht, als sie und ihr Mann ihren kleinen, geliebten Jungen von der Bahn abgeholt haben, oder am zweiten Tage danach, auf den Tag kommt es nicht an, in aller Frühe, als ihr Mann und ihr Junge, der eine zur Arbeit, der andere zur Schule fortgegangen waren, hat Frau Pigulla in der Küche gestanden und versucht, ein bißchen auf der Flöte zu blasen. Ein paar Töne auf und ab, ein paar Töne ab und auf.

Das Flöteblasen auf dieser schwarzen Erde ist eine verdammt seltene Kunst. Wer das Flöteblasen gut und richtig kann auf dieser schwarzen Erde, hat das Spiel gewonnen. Aber es sind nachweislich nur ganz wenige Menschen, die das richtige Flöteblasen heraushaben. Die zierlich blasse Frau mit dem Madonnengesicht gehört nicht dazu.

Aber ich meine, es ist eine süße und lachende Trauer, zu überdenken, daß ein Kind seiner Mutter eine Flöte schenkt.

So. Es ist alles erzählt.

Olde Dünen. Von Berend de Vries

Rufe in der Einsamkeit, zimbrische, helle;
Dann schweigt das donnerdunkle Drohn der Brandungswelle.
Ich weiß, da ruft mein jüngstes Kind,
Das stürmt mit fliegenden Haaren
Die Düne hinab in Sonne und Wind,
Wie ich es tat – vor Jahren.

Ich steh' und lausche dem Kinderlaut
Dort hinter den Dünen.
Die Insel ruht, eine Meeresbraut,
Im Arm des Nordseehünen.
In Wind und Wetter, in Sturm und Not
Hab' ich zur Heimat gestanden –
Meine Kinder und Enkel, bin ich einst tot,
Stürmt weiter ins ewige Branden!



Berliner Bühnen

Das „Land ohne Musik“ hat nur diese eine einzige Operette von musikalischem Wert hervorgebracht: den „Mikado“. Sie ist mit den einfachsten harmonischen Mitteln gearbeitet, kontrapunktisch sehr sauber, verwendet gelegentlich sogar die alte Form des Madrigals, hält sich meist im Zweitakt, den der wenig geschmeidige Engländer dem wienerischen Dreitakt entschieden vorzieht, und sie hat auch bei ihrem ersten Auftauchen vor fünfunddreißig Jahren nicht die geringste musikrevolutionäre Überraschung geboten. Ihrer ganzen schematischen Arbeit nach hätte sie ebensogut schon hundert Jahre früher zur Welt kommen können. Und doch ward's ein Welterfolg, der nun über ein Menschenalter vorgehalten hat. Nicht nur, daß in allen Gassen die Lieder und Chöre des „Mikado“ gepfiffen und geträllert wurden, — nein, auch das Milieu, das diese Operette für die zeitgenössische Bühne neu gewann, wurde volkstümlich: Japan war plötzlich entdeckt! Möglich, daß der Aufschwung der Handelsbeziehungen zwischen Europa und dem fernen Osten damals das Interesse für die Kultur des Mikadoreiches, für seine Geschichte und seine Legenden, für seine Kakemonos und Kimonos, auch ohne Sullivans Operettenerfolg geweckt hätte — die Zeit war nun einmal reif dafür —, aber der Triumphzug dieses liebenswürdigen Musikspielchens hat doch überall den sichtbaren Anstoß dazu gegeben.

Sullivan ist hernach zu hohen Ehren gekommen, hat die höchsten Tantiemen scheffeln können, und die auf musikalischem Boden so bescheidenen Engländer haben ihn sogar zu ihrem ersten Klassiker ernannt. Er hat aber nach dem „Mikado“ keine Erfolge mehr feiern können; es ist ihm nichts Neues mehr eingefallen. Das ist nicht eben verwunderlich. Sullivan war kein Neuschöpfer, er war mehr Sammler. Seine Musik zum „Mikado“ ist irgendwie aus dem Kulturleben Englands herausgeboren. Mit feinem Ohr hat er die leichtfaßlichen Rhythmen der lustigen Abzähllieder festgehalten, die in



Maria Paudler vom Staatlichen Schauspielhaus. Pastell von Ernst Klausz



Gruppenbild aus dem „Mikado“ im Großen Schauspielhaus. Von E. Godal

allen englischen Kinderstuben seit Jahrhunderten schon gesungen wurden, im Unterbewußtsein schlichen sich in seine Tonwelt die sparsamen melodischen Wendungen und charakteristisch-spröden Modulationen der englischen, schottischen und irischen Volks- und Kinderlieder. Alle Musik, die in dem „Lande ohne Musik“ hatte wachsen können, scheint im „Mikado“ mit Geschick und Geschmack und in guter technischer Zucht end-



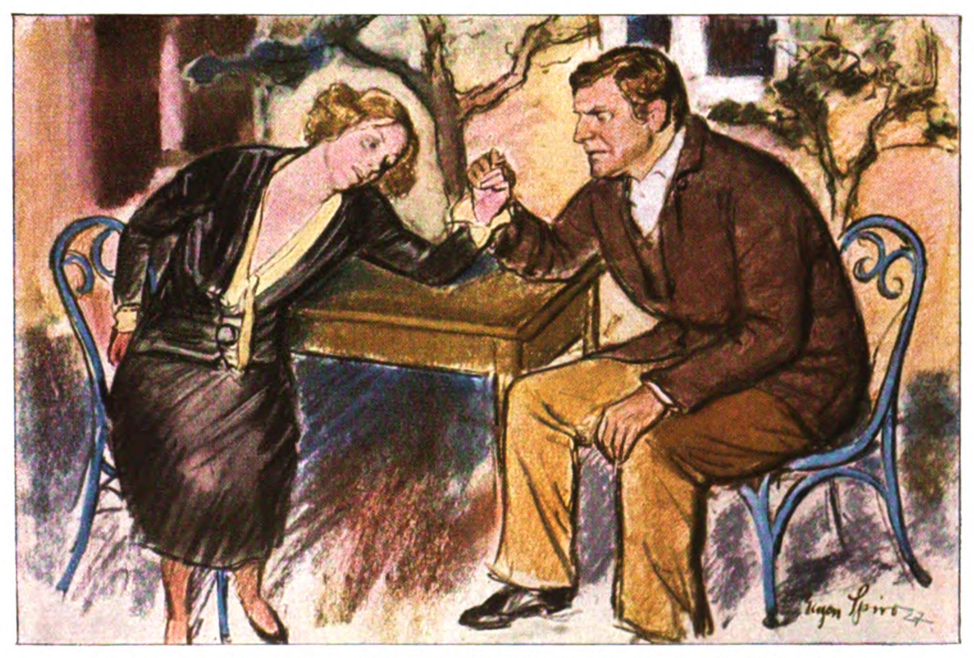
Gruppenbild aus dem „Mikado“ im Großen Schauspielhaus. Von **E. Godal**



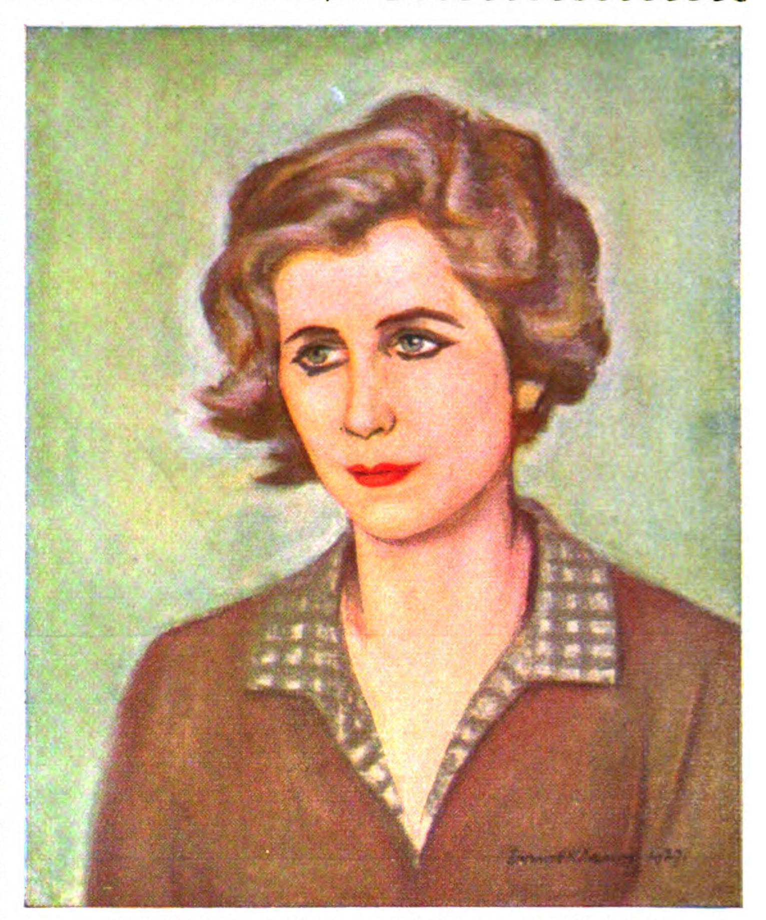
Bühnenbild für Zuckmayers „Schinderhannes" im Lessingtheater. Von Prof. Dr. Max Liebermann

gültig zusammengefaßt. Mehr an Eigenem hatte England danach nicht mehr zu vergeben.

Es war ein guter Einfall, das altbewährte Kostümstück wieder einmal aus der Mottenkiste hervorzuholen, ein bißchen abzustauben und mit neuem Aufputz zu versehen. Pallenberg feierte darin die ganze erste Hälfte des Berliner Bühnenwinters hindurch Abend für Abend stürmische Lacherfolge im Großen Schauspielhaus. Der ehemalige Zirkus in der Karlstraße verträgt



Friedrich Kayßler und Helene Thimig in Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann"
Deutsches Theater. Zeichnung von Eugen Spiro



Grete Mosheim. Pastell von Ernst Klausz. Komödie, Berlin

die Vergröberung der komischen Wirkungen zu gelegentlichen Clownspäßen. Die bunten Aufzüge tun das Ihre, um ein Publikum anzulocken, das nur eben ein paar Stunden amüsiert sein will. Aber das, was den Welterfolg des „Mikado“ ausgemacht hat, das bißchen erdgewachsene englische Musik, dessen Mittler Sullivan war, kommt in dieser auf Massenbetrieb eingestellten Aufführung schon wegen des Riesenraumes nicht so recht zur Geltung. Man hat das Werk auch zuviel mit Jazz durchsetzt. Gerade die Schlichtheit und Sauberkeit der Instrumentation machte einen Hauptreiz der „Mikado“-Partitur aus. Der Satz ist da am hübschesten, wo er mit kammermusikalischen Mitteln auskommt. Doch der heute vom Film fürs Leben und für die Kunst erzogene Galeriebesucher will ja nicht hören, sondern in erster Linie sehen. Und die hübschen Szenenbilder bei Charlé, japanisch stilisiert, sind unbedingt sehenswert.

Wendet man sich dem aus dem Abonnentenskandal der Volksbühne neu erstandenen Piscator-Theater am Nollendorfplatz zu, so müßte man eigentlich die Artikelüberschrift ändern. Denn es handelt sich hier ja gar nicht um Bühnen- sondern lediglich um politische Vereins-Angelegenheiten. Die kommunistische Partei brauchte in Berlin eine Stätte der Propaganda für den Sowjetstern. An der Weichbildgrenze im Osten und im Norden war wohl kein geeignetes Vereinslokal aufzutreiben, so boten denn kapitalkräftige Förderer des bolschewistischen Gedankens, deren es im Berliner Westen unter den Kunst- und Literaturhändlern ja übergenug gibt, dem rabiaten Glaubensgenossen Piscator das ehedem so schmucke Heim zwischen Tauentzienstraße und Bülowpromenade. Das Publikum setzt sich zusammen aus jenen lieblichen Gestalten, die man immer in den stramm militärisch geleiteten Roten Frontkämpfertrupps gegen den — längst überwundenen! — Militarismus demonstrieren sieht, und aus den nicht minder lieblichen der kinngepolsterten Geldgebergemeinde. Dem hilflosen dramatischen Versuch „Hoppla wir leben!“ von Toller ist nun ein blutrünstiges Spektakelstück „Rasputin“ gefolgt. Die von dem jüngeren Tolstoj schlecht und recht gezimmerte Haupt- und Staatsaktion ist, mit Film durchsetzt, für die Bedürfnisse eines kommunistischen Vereinsabends hergerichtet worden. In kindlichster Form wird hier den Analphabeten Geschichte beigebracht. Aller Haß, der sich in den Gemütern der in Deutschland vorläufig noch nicht zur Macht gelangten Sowjetanhänger gegen die alte Regierung aufgespeichert hat, entlädt sich ungehemmt. Das Publikum wirkt mit. Stehend wird die Internationale gesungen. Die Monarchen sind Scheusäler, Rasputin ist der Teufel — und Lenins Vergottung bildet das Ende. Für das Vereinsfest sind Prospekte nicht und nicht Maschinen gespart. Die sowjetistische

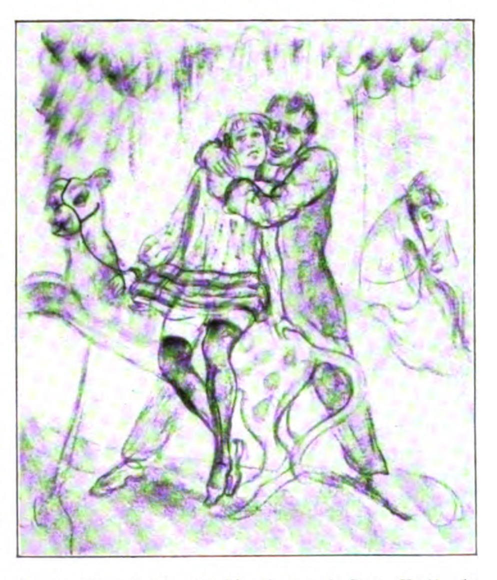
Parteileitung krankt nicht an Kreditmangel wie die Berliner Theaterdirektionen. Sieht man die grämlichen Gesichter der Vereinsmitglieder des Piscator-Unternehmens in der Zwischenpause, dann kommt einem der Gedanke: wie gesund würden die Ärmsten sich lachen etwa in einer guten Aufführung vom „Raub der Sabinerinnen" — denn das heimliche Lachen der geschäftstüchtigen Parteisekretäre, die diese dramatischen Zahlabende leiten, nützt ihnen ja nichts.

*

Der „Enterbte" ist heute die gefragteste Bühnenfigur auch der bürgerlichen Theater. Zuckmayers „Schinderhannes" (im Beobachter des Dezemberheftes schon eingehend besprochen) ist der Saisonerfolg des Lessingtheaters geworden. Parkett und Ränge weinten auch in der 50. Aufführung noch ebenso herzlich, wie sie im „Fröhlichen Weinberg" gejuchzt haben. Es ist wundervoll wirkungsvolles Theater, das Zuckmayer zu machen weiß. Soll man ihn darum nicht beglückwünschen? Wieviel Dank schuldet das Theater der erst verhimmelten, dann verdammten Birch-Pfeiffer! Und auch das gräßlichste Elend, das ein zugkräftiger Theatermann auftischt, bleibt nicht so ergebnislos für den Zuschauer wie das von blassen Literaten in undramatischen Theorien erörterte. Die Seelenrettung der Dirne ist nun wieder einmal aufgetaucht. Zum Beginn des Naturalismus mußte jeder junge Dramatiker, der in die Zunft aufgenommen werden wollte, in der Haustochter das innerlich verkommene oder verkrüppelte Wesen verachten und allein in der Kellnerin das heldische Weib verehren. Die Mittel der Darstellung haben inzwischen einige „Fortschritte" aufzuweisen. Ein Dirnenstück kann heute gut und gern in einem Bordell spielen. Wie wir es endlich so herrlich weit gebracht! Die Gedankengänge sind dieselben geblieben wie Anno 1890. Herr Simon Gantillon durfte uns in den Kammerspielen in die Lebensaufgabe einer „Maya" von 1927 einführen. Und da man sich durchaus keiner Unrichtigkeit im technischen Betrieb eines Marseiller Puffs schuldig machen wollte, verschrieb man sich eigens einen französischen Regisseur. In neun Bildern, einem Prolog und einem Epilog rollt sich der Tageslauf der armen Bella ab. Sie erfährt die Nachricht vom Tode ihres unehelichen Kindes, ihre Genossinnen legen zusammen, um ihr die Teilnahme am Begräbnis zu ermöglichen; aber die Utensilien des Freudenhauses reichen nicht aus, um auch nur die dürftigste Trauerausstattung zusammenzubringen. So beendet sie den Tag in den Armen irgendeines Besuchers. Da gibt es Bild um Bild einen Werftarbeiter, einen Nordländer, einen Zuhälter, einen Maler, einen Schiffsheizer, einen indischen Barmixer, einen arabischen Teppichhändler, Matrosen, es bleibt ihr nichts erspart. Dem Zuschauer auch nicht. Wer nun je gedacht hat, daß es in so einem Haus auch recht toll und ausgelassen zugehen könnte, der wird eines andern belehrt. Da kommen Männer, die sich nur einmal ausweinen wollen. Tiermenschen dazwischen. Und das ganze Stück riecht nach Jodoform. Es war ein dringendes Bedürfnis, es dem Kurfürstendamm vorzusetzen. Schauspielerische Leistungen, die in all dem Schmutz künstlerische Würde zu wahren wußten, gaben Else Eckersberg, Toni van Eyck, Frida Richard, Ida Wüst, Walter Gynt, Oskar Karlweis, Fritz Kampers, Jakob Tiedtke. Eine in ihrer Ekstase eindringliche Gestalt bot Erwin Faber als Barmann, und Paul Hörbiger, der Virtuos der Harmonika, begleitete das Schlußbild mit seiner aus manch anderem „Enterbten"-Stück schon bekannten Meisterschaft.

*

Soll man nun gleich zu Hauptmanns „Dorothea Angermann" übergehen? Es wird nichts anderes übrigbleiben, denn das Stück könnte Szene um Szene im Jahre 1891 entstanden sein, als in Roman und Drama das Dirnenthema so neu und so kühn war. Seltsam, wie altbacken es heute anmutet. Wer glaubt noch an die Pfarrerstochter, die sich, in der Kochschule von einem unappetitlichen Koch verführt, diesem Schubiack gewaltsam vom Herrn Papa antrauen läßt? Wer an den Pfarrer, der, um seine Stellung als Gefängnisgeistlicher zu retten, die Tochter, die in Kindesnot geraten ist, dem erstbesten Schuft an den Hals wirft? Von einem Meister wie Werner Krauß gespielt, mit tausend köstlich dem Leben abgelauschten Menschlichkeiten, wirkt dieser



Lucie Mannheim als Lieschen und Fritz Valk als Heinrich in Else Lasker-Schülers Schauspiel „Die Wupper". Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von A. Grunenberg



Rudolf Forster als Gustav III. im gleichnamigen Schauspiel von August Strindberg
Im Theater an der Königgrätzer Straße. Zeichnung von A. Grunenberg

alte Herr in manchen Szenen vielleicht noch als Zeitgenosse. Aber es ist erstaunlich, wie unjung Hauptmann die junge Welt von heute sieht. Auch eine moderne Schauspielerin wie Helene Thimig kann, selbst betreut von Max Reinhardt, dem modernsten aller lebenden Regisseure, die junge Dorothea Angermann nicht für unsere Zeit lebendig machen. Hauptmann weiß nur die Jugend zu schildern, wie er sie vor vierzig Jahren sah, als er selbst noch ein springlebendiger Jüngling war. Eine Dorothea Angermann von heute würde Hebbel und Ibsen und ihren Papa und den Hauptmann des alternden Naturalismus glatt überwinden. Das hat ja sogar schon die Magda in Sudermanns „Heimat" fertiggebracht. Eine unsagbar biedere Nebenhandlung, die in einem unsagbar biederen Amerika spielt, dehnt das Stück in die Breite, ohne ihm vorwärtszuhelfen. Diese Dorothea Angermann, durch den zum Zuhälter gewordenen Ehemann, den Koch, ins Dirnentum gesunken, erleben wir in allen fünf Akten nur als bemitleidenswerte Tränensuse. Das Dirnchen prägt sich nur in einer einzigen Szene aus, als sie im Schlußakt, kurz vor ihrem Erschöpfungstod, in einem kokett wiegenden Gang zu ihrem biedermeiernden Vater über die Bühne tänzelt. Auch hier die besten Kräfte des Deutschen Theaters aufgeboten — Oskar Homolka, Friedrich Kayßler, Toni van Eyck, Matthias Wiemann u. v. a. — und doch der Gesamteindruck: das Stück geht uns heute gar nichts mehr an, es hätte höchstens noch zwischen dem „Friedensfest" und den „Einsamen Menschen" die Gemüter bewegen können.

Und noch einmal verläßt der Naturalismus der neunziger Jahre sein Grab. Zu einem kurzen Gastspiel im Staatlichen Schauspielhaus. Else Lasker-Schülers Schauspiel „Die Wupper" wird gegeben, von Jürgen Fehling in Szene gesetzt. Der damals hochmoderne Vorder- und Hinterhauskonflikt taucht auf, der sich sehr einfach daraus ergibt, daß der reiche Fabrikantensohn das minderjährige Schwesterchen eines Fabrikarbeiters verführt. Natürlich erschießt sich der Übeltäter zum Schluß, es bleibt ihm schon nichts anderes übrig. Seine eigene Schwester, die nächtens mit dem Stubenmädchen auf dunkle Abenteuer ausgeht, war für die neunziger Jahre eine kühne Schöpfung; heute kann sie dem Kurfürstendamm kaum mehr imponieren. Nicht das ganze Vorderhaus ist übrigens so korrumpiert: der junge Wüstling hat einen wenn auch kranken, bereits vom Tod gezeichneten, so doch bei weitem edler veranlagten Bruder; dessen reine Liebe zu dem armen geschändeten Proletarierkind bringt den poetischen Ausgleich. Die Ausschnitte aus dem Arbeiterviertel atmen noch ganz den alten naturalistischen Stil. Wenn der hustende, krächzende, schleimauswerfende, ewig Pfeife rauchende alte Großvater über die Szene schlurft, ohne Wesentlicheres als verworrene Anklagen gegen das Schicksal vorzubringen, dann freut man sich darüber, daß die blaurotgewürfelten Armeleutbetten nicht mehr zum eisernen Bestand der zeitgenössischen



Werner Krauß. Karikatur von Jul. Maçon



Günther Hadank als Antonio, Erich Riewe als Bassanio und Fritz Kortner als Shylock im „Kaufmann von Venedig“
Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von A. Grunenberg

Dichtung gehören. „Die Wupper“ gibt nichts als Milieu. Einzelne Volksszenen wie die auf dem Jahrmarkt mit der tollen Besoffenheit des reichen jungen Fabrikantensohnes (der natürlich Reserveoffizier sein muß und mit enger Stimmritze einen Parademarsch der Fabrikarbeiter kommandiert), sind trotz all ihrer Übertreibung wirkungsvoll und sehenswert. An die Begebenheiten und Umgangsformen im Vorderhause glaubt auch heute wohl kein Mensch. Überraschend die Wendung: man habe an dem Erben der Fabrik ein Unrecht getan, als man ihn ins Kontor steckte, denn sein Blut habe ihn eben zur Soldatenlaufbahn bestimmt. Als ob ein Früchtchen, wie dieser junge Fabrikantensohn, der im Rausch sofort jede Haltung verliert, in irgendeiner Armee der Welt, gar in der alten preußischen, es über den Fähnrich hinausgebracht hätte! Es ist so vieles, vieles schief und falsch durchs Schlüsselloch gesehn in diesem Stück — aber da der dramatische Gehalt so winzig ist, daß es kaum lange am Leben bleiben wird, lohnt es nicht, die schiefe und falsche, weil durchaus einseitige Darstellung der Kulturgeschichte der Wupper zurechtzuzupfen.

Unter Victor Barnowskys glänzender Regie brachte das Theater in der Königgrätzer Straße Strindbergs Schauspiel „Gustav III.“ heraus. Diese Verschwörergeschichte aus der Zeit der französischen Revolution würde uns nicht das mindeste mehr angehn, wenn die bunte Darstellung nicht durch vorzügliches Zusammenspiel und hervorragende Einzelleistungen ein Theaterstück auf die Bretter stellte, das rein menschlich spannende Wirkungen herausarbeitet. Rudolf Forster gibt den eiteln, schöngeistig-überheblichen, femininen König, der den Volkswillen gegen sich aufstehen sieht, als er im Begriff ist, die Verfassung umzustoßen, um seine Scheidung durchzusetzen. Der Verschworenenhäuptling Anckarström (Carl Ludwig Achaz macht aus ihm einen ganzen Kerl) läßt den Revolver im entscheidenden Augenblick sinken, als auf dem Fest im Schloß zu Drottningholm die Versöhnung des fürstlichen Paares zustandekommt. Geschichtlich stimmt das nicht, denn Gustav III. fiel von Anckarströms Hand. Aber darauf kommt es nicht an, denn der Parkettbesucher hat ja das Konversationslexikon nicht zur Hand. Hauptsache, daß er den (durch unzählige Figuren zuerst recht verworrenen) Fäden, ihrer strammen Verknotung und glücklichen Entwirrung mit Anteilnahme folgt. Ich könnte mir denken, daß dieses Schauspiel, an einer kleineren Bühne, mit spärlichem Apparat, mit Durchschnittskräften gegeben, eine lähmende Langeweile ausstrahlen könnte. Barnowskys Regiekunst hat es für Berlin gerettet. Im dramatischen Gesamtwerk Strindbergs wird es auch künftig nicht allzuviel bedeuten. Aber für den Fleiß eines großen Ensembles und die treue Kleinarbeit der szenischen Gestaltung ist die erfolgreiche Aufführung ein beredtes Zeugnis.

Im Theater am Schiffbauerdamm eine „Patriotenkomödie“ von der französischen Lustspielfirma Pagnol & Nivoix. Sie be-

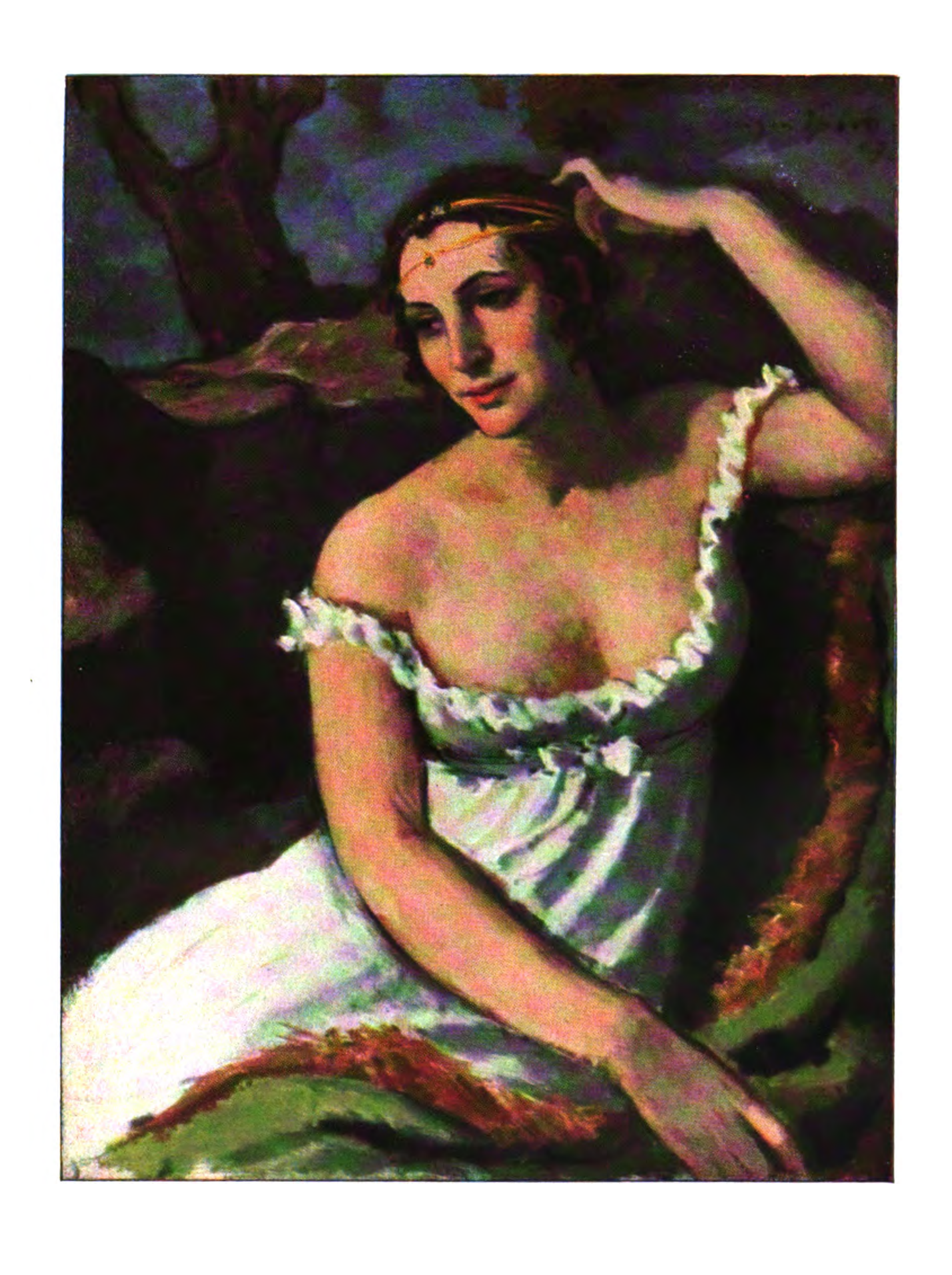
titelt sich „Schieber des Ruhms“. Ein Kleinbürger erlebt den stolzen Schmerz, daß sein einziger Sohn im Weltkrieg fällt, angeblich unter heldenhafter Aufopferung. Papa Bachelet wird aller Ehren zuteil, wird das Symbol der vaterländischen Opfertreue, steigt aus seinem Subalternendasein bis zu Staatssekretärwürden empor, — aber da kommt sein Junge plötzlich heiler Haut aus der Gefangenschaft zurück. Er war gar kein Held, eher ein Drückeberger. Aber um Papa nicht seine Karriere zu stören, soll er nun unter neuem Namen ein neues Leben führen — im Glanze seines nichtverdienten Ruhmes und unter der schiebungstüchtigen Regie des arrivierten alten Herrn. Rasch findet er sich damit ab, denn er ist ein moderner Pariser geworden. Man hat das Stück an der Seine bejubelt. Im besetzten deutschen Gebiet wird man's wohl nicht aufführen dürfen, weil es doch eigentlich eine der bissigsten Satiren auf die Siegestrunkenheit und Ruhmredigkeit des heutigen Frankreichs darstellt. Ernst Gronau als Vater und Ernst Karchow als Sohn bewiesen in vielen heiklen Situationen vornehmen Takt. Eine einzige Szene fiel ins Possenhafte ab; doch da galt es, den Militarismus zu verhöhnen, und das ist im Rahmen der Volksbühne, selbst wenn es sich einmal um Frankreich handelt, überlieferungsgemäß seines Erfolges sicher.

Carl Sternheim, der früher einmal in schnoddrigen Karikaturen den jüdischen Bourgeois veräppelte, brachte im Theater am Kurfürstendamm sein Lustspiel „Die Hose“ heraus. Die hübsche junge Durchschnittsfrau eines Durchschnittsphilisters verliert auf der Straße ihre Hose, der Ehemann geht vor Wut über die Blamage in die Lüfte, aber die Sensation verschafft Frau Louise Maske zwei Anbeter, einen Friseur und einen Schöngeist, die Aftermieter im Hause werden. Eine Angelegenheit — pikant etwa im Stil des Herrnfeldt-Theaters. Und auch da nur in jenen Vorkriegszeiten, da die weibliche Unterkleidung die Schlüpfer noch nicht kannte. Eine mumifizierte Saisonanekdote also. Aber Ralph Arthur Roberts, der sich, entgegen dem Geist des Stücks, bemühte, das Milieu von Galizien nach Sachsen zu versetzen, stellte einen so köstlich verstaubten Spießbürger auf die Beine, daß das Lachen jeden Einwand gegen die überflüssige Wiederbelebung der längstverstorbenen Eintagsfliege niederschlug. Roma Bahn als das Frauchen mit der verlorenen Hose brachte für den Herrnfeldtheatergeist zu wenig Eignung mit. Recht schlechter Provinzstil war durch Lotte Stein als kupplerische Freundin und Meyerink als schöngeistigen Freund vertreten. Eine Kabinettsleistung aber gab Herbert Grünbaum als Friseur Benjamin Mandelstam.

Mit großen Erwartungen ging man ins Schauspielhaus, um Jürgen Fehlings Neueinstudierung des „Kaufmanns von Venedig“ zu erleben. Fritz Kortner der Shylock — Elisabeth Bergner die Porzia! Wir werden über den Zwiespalt nie hinwegkommen: rührt uns das Schicksal des geprellten Wucherers, dann erscheint uns das ganze Drama roh. Mit großem schauspielerischem Können hat Kortner den gedrückten, verachteten, rachsüchtigen und gedemütigten Shylock herausgearbeitet. Die einheitlichste Verkörperung wohl, die diese Gestalt in den letzten Jahrzehnten hier fand: mit überlegenem Taktgefühl! Die geniale Bergner war in den ersten Bildern ein goldig-humoriges Geschöpf. Aber es geht nicht, die rhetorischen Wirkungen der großen Advokaten-Szene zu verinnerlichen. Das ist nun einmal Theater — und da heißt es nur: Gutes Theater machen. Lothar Müthel hatte als Lanzelot Gobbo einen Sondererfolg. Und dem Professor Cesar Klein ist nachzurühmen, daß er uns in ein paar Bühnenbildern Venedig mit seinen Kanälen wirklich nahezubringen wußte. Nur waren alle Auftritte, in denen die arme kleine Bergner spielen mußte, so unglücklich angelegt, daß das liebe Persönchen irgendwo oben in den Soffitten verschwand und ihr Stimmchen den Hörer kaum mehr erreichte. Ist es denn nötig, die Szene durchaus und durchum so grundneu und verblüffend zu gestalten, bloß weil sie anders sein soll, als bisher üblich?



Elisabeth Bergner. Karikatur von Jul. Maçon



Dagny Servaes als Josephine in Unruh's „Bonaparte"
Gemälde von Eugen Spiro

Die drei Siege des Kanzlers

Novelle von Alfons v. Czibulka

In einem kleinen, fast leeren Gemach vor einem ans Fenster gerückten Tisch gekrümmten Rückens ein Schreiber. Eilfertig kratzt seine Kielfeder über den Bogen. Hüstelnd hält er ein Spitzentuch vor Mund und Nase. Er hat auch Ursache dazu. Denn an der Wand, gegenüber dem Fenster, stößt ein alter, ein wenig verwachsener Diener aus einem Blasebalg Wolken von Puderstaub gegen die Mitte der Decke. Vor ihm stehen, zum Spalier geordnet, acht Lakaien, die, mächtige Fächer auf- und niederbewegend, den weißlichen Staub auf die gewaltige Perücke eines hochgewachsenen, hageren Mannes lenken, der in einen weißen, seidenen Umhang wie in eine Toga gehüllt, langsam zwischen den Dienern wandelt.

Eine Marotte des Reichsfürsten Wenzel von Kaunitz, Staatskanzlers der Kaiserin und Königin Maria Theresia. Tag für Tag beendet er so seine Toilette. Auf- und niederschreitend unter den Puderwolken, damit der fein verteilte Staub sich ohne Tadel auf seinen würdevollen Kopfputz senke.

Doch ruht er nicht bei dieser Prozedur. Denn er ist fleißig und ewig beschäftigt. Der allmächtige Herr, nach dessen Pfeife Europa tanzt, und, wenn es sein muß, ohne es zu ahnen, auch der preußische Friedrich, mit dem vor einem Jahr wieder das Raufen begonnen. Den Spiegel in der Linken haltend, mit der Rechten da und dort eine Locke ordnend, diktiert der Kanzler dem hinter dem Pudernebel hockenden Schreiber. Nicht eben Erschütterndes oder Geheimes. Gedanken, Einfälle, Notizen, Rösselsprünge eines der gescheitesten Hirne seines Jahrhunderts.

Doch heute ist der Fürst nicht in rechter Diktierlaune, und der Schreiber hat Zeit, den Puderstaub vom Papier zu blasen und erfolgreich gegen den Husten zu kämpfen. Indes doch sonst seine Feder nur mühsam hinter den hastigen Worten des Staatskanzlers dreinhinkt.

Heute ist Wenzel Kaunitz in seinen goldgerahmten Spiegel vertiefter als in geniale Gedanken. Und es scheint ihm mehr darum zu tun, in der nächsten Stunde durch die Pracht seiner Perücke zu glänzen als durch den Flug seiner Gedanken für Jahrhunderte. Woraus der Schreiber ketzerischen Gemütes schließt, daß Seine Durchlaucht wieder einmal verliebt zu sein geruht.

Und er hat recht mit dieser Meinung. Denn als der Staatskanzler endlich mit einer sanften Bewegung seiner weißen, gepflegten Hand das Ruhen der Fächer befiehlt und zurück in sein prunkvolles Schlafgemach tritt, sagt er dem alten, vor ihm sich neigenden Diener: „Meld' Er der Demoiselle, ich lasse fragen, ob sie empfange!“

Der Alte verschwindet. Kaunitz steht vor dem Spiegel und ist zufrieden. Blendend weiß fällt die Perücke in seidigen Wellen und Locken auf den schwarzen Samt seines Kleides. Der Kanzler wartet, zupft eine Falte zurecht, bläst da und dort ein Stäubchen von einer Vase oder einem Bilde.

Der Diener erscheint und meldet: „Die Demoiselle läßt Eure Durchlaucht bitten.“

Kaunitz nickt. Eilt über die weichen Teppiche des Ganges hinüber zum rechten Flügel seines Palais, wo seine Gäste zu logieren pflegen. Zum Ärger der Kaiserin nicht immer nur Freunde des Fürsten oder adelige Damen seiner Familie in schon vorgeschrittenem Alter. Nein, gerade der schönste der Prunkräume, die den Gästen gehören, ein weites Gemach in Silber, Gold und dunkelroter Seide, über dessen gewaltigem Bett zärtliche Liebesgötter einen barocken Himmel tragen, pflegt nicht selten einer Aktrice oder Tänzerin aus Paris als Quartier zu dienen. Es ist nicht immer die gleiche. Gleich aber sind sie alle an betörender Schönheit, an quecksilbrigem Lachen, an französischem Esprit und französischem Leichtsinn.

*

Eigentlich war die Demoiselle Lyon eine Ausnahme. Nicht, daß sie nicht schön gewesen wäre. Vielleicht hatte das Palais der Kaunitz noch keine schönere Frau gesehen als sie. Aber die Demoiselle schien — fürs erste wenigstens — der Meinung zu sein, daß fürstliche Gastlichkeit durchaus nicht sogleich den fürstlichen Dank der Venus erheische. Und sie war bisher eigentlich recht kühl gewesen, die schöne Französin, und hatte Kaunitz, den Kutscher Europas, wie einen kleinen, verliebten Kavalier behandelt.

Widerstände aber reizten den Staatskanzler. Sie waren für ihn da, um überwunden zu werden. Nicht nur in der Diplomatie. Auch war er verliebter, als selbst sein Schreiber glaubte. Doch hatte der durch den Puderstaub wohl nicht so deutlich zu sehen vermocht.

Wenzel Kaunitz verstand sich auf die Kunst, Ziele zu erreichen. In der Politik wie in der Liebe. Und so sprühte er nur so von Geist, Liebenswürdigkeit, Laune und Galanterie, als er mit der Demoiselle vor dem wärmenden Kamine saß. Man trank Schokolade, plauderte, lachte. Der Staatskanzler begann der Demoiselle zu gefallen. Der Mann schien unwiderstehlich und zugleich reich wie der Großsultan. Demoiselle Lyon zwitscherte zutraulicher. Plötzlich fragte sie, wie es denn mit einer Schlittenpartie wäre. Eben fiel draußen hinter den hohen Spiegelscheiben in der weichen Helle des frühen Winternachmittags flockiger Schnee. Schlittenglocken klangen verlockend von der Straße herauf.

Kaunitz haßte nichts mehr als Schlittenfahrten. Frische Luft und gar Kälte waren ihm ein Greuel. Man könne sich den Tod davon holen, so pflegte er zu sagen, und ging selbst im Sommer in warmes Pelzwerk gehüllt. Also machte es ihm wenig Freude, was die Demoiselle da erbat. Doch seine Stimme blieb ungezwungen, als er sich über die kleine Hand der Französin neigte und halb Liebhaber, halb Sultan Gewährung nickte.

Doch habe er, so meinte er diplomatisch, nur einen geschlossenen Schlitten. Mit den beiden offenen wären seine Neffen über Land zur Jagd.

Die Demoiselle lächelte bezaubernd: „Tant mieux, mon prince! So werden wir ganz unter uns sein."

Der Staatskanzler strahlte. Er wußte, er hatte gesiegt. Ein Griff nach dem Glockenzug. Fünf Minuten später klingelte im Hofe der Schlitten. Auf verschnörkeltem Holz eine mit Glas verschlossene Muschel aus Silber und himmelblauer Seide. In mächtige Pelze gehüllt stiegen sie ein. Die Tür schlug zu. Die Heiducken sprangen auf. In scharfem Trabe zogen die vier Lipizzanerhengste das verzierte Gefährt durch die hallende Torfahrt. In den Gassen neigten sich die Menschen tief vor dem Wappen der Kaunitz. Der Staatskanzler sah es nicht.

Bald lag die Wienerstadt hinter ihnen. Lautlos glitt der Schlitten der Donau zu in das weite, weiße Land hinaus. Nur die Glocken der Pferde klangen, zu silbernen Akkorden gestimmt, in das verliebte Geplauder der beiden.

Einmal nur fuhr die Demoiselle auf, als draußen in gestrecktem Galopp wie ein Schatten ein Reiter vorüberjagte. Einen Augenblick schien der Kanzler in Gedanken versunken, sah überlegend dem Reiter nach, der in einer stäubenden Wolke verschwand. Dann streichelte er die Hand der Erschreckten. „Nicht der Rede wert, ma chère, — ein Kurier vielleicht ..."

Erst als die Sonne jenseits des Stromes, gegen Böhmen zu, langsam in graue Nebel versank, Abendrot, düster wie das Schwelen brennender Dörfer oder einer tobenden Schlacht über den Dünsten und dem Eise der Donau stand, klopfte der Kanzler mit dem Goldknauf seines zierlichen Stockes an die gläsernen Scheiben. Der Kutscher wendete.

Eben als der Fürst der Demoiselle für den Abend ein kleines Souper à deux in ihrem Schlafgemach vorschlug, und die Französin ihm zum Zeichen der Gewährung die Hand zum Kusse bot, hielt mit einem Ruck der Schlitten. Man war an der Linie beim Roten Turm. Ein Heiduck öffnete die Tür.

Draußen hielt im Schneetreiben ein Offizier zu Pferd. Senkte grüßend den Hut. Wirbelnder Schnee fiel tänzelnd auf seine kleine Perücke und auf die dampfende Mähne des Pferdes. Mit lauter Stimme meldete der Reiter, daß Ihre Majestät Seine Durchlaucht unverzüglich zum Vortrag wünsche.

Kaunitz fragte nicht. Warf einen Blick auf die Gefährtin, nickte, winkte mit der Hand einen lässigen Gruß und rief dem Kutscher zu: „Zur Burg!" Der Schlag flog zu. Der Schlitten verschwand klingelnd in den Schluchten der Gassen.

Die Französin hatte die Meldung des Offiziers nicht verstanden. Kaunitz erklärte sie ihr. Bat um Vergebung. Es werde wohl nicht lange dauern, so versicherte er. Nur müsse die Demoiselle solange im Schlitten warten. Denn es sei leider unmöglich, zuvor noch nach Hause zu fahren. Denn die Majestät habe es wohl eilig, wenn sie durch Berittene nach ihm suchen lasse. Auch ginge es nicht, von der Hofburg aus die Demoiselle ins Palais zu fahren, da die Audienz in Minuten beendet sein könne und es für ihn, den Kanzler, impossible sei, am Ende im Burghof auf den Schlitten zu warten. Ob sie ihm böse sei deswegen?

Demoiselle Lyon zwitscherte, sie warte gerne. Was solle sie allein in dem großen Zimmer? Sie käme ja um vor Kälte, trotz des prasselnden Kamins. Auch fürchte sie sich. Denn sie habe von Gespenstern im Palais des Fürsten gehört.

Kaunitz lächelte.

Und zum Souper, so setzte die Französin hinzu, werde er sich ja wohl nicht verspäten. Es sei ja erst fünf.

Der Fürst war im Himmel. Mit Siegermiene entstieg er im Burghof dem Schlitten. Dankte gnädig der präsentierenden

Wache. Während er die Treppe hinauf zum Arbeitszimmer der Kaiserin stieg, fiel ihm ein, daß der Schlitten gerade unter dem Fenster der Monarchin halte. ‚Was tut's,' dachte er, ‚er ist ja geschlossen.'

Durch ein kurzes, hallendes Gewölbe, in dem vor dem Flackern der Kerzen zuckende Schatten tanzten, durch leere Gemächer ging langsamen Schrittes der Kanzler. An einer weißen, schimmernden Türe zwei Offiziere der Garden. Sich neigend, öffnete einer den Flügel.

⋆

Kaunitz trat ein. Verneigte sich tief und doch eine Spur zu wenig für die Etikette jener Zeit.

In der Tiefe des Raumes saß in einem silbergrauen Kleide vor ihrem Arbeitstisch Maria Theresia. Sie reichte dem Kanzler die Hand zum Kuß. Ihr Blick war ernst, geängstigt fast. Ihre Augen schienen gerötet. ‚Kein Wunder,' dachte der Fürst, ‚wenn man bei dieser sibirischen Kälte bei offenem Fenster sitzt."

Ein kurzes Schweigen. Dann sagte die Kaiserin leise: „Wir haben eine große Bataille verloren!"

Und während der Kanzler überlegte, daß das also wohl der Kurier gewesen, dessen wildes Reiten die Demoiselle an der Donau so erschreckt, sprach die Kaiserin weiter: „Bei Leuthen in Schlesien ist der Daun vom König affreusement geschlagen worden. — Was soll nun werden, Kaunitz? Wir werden Schlesien für immer verlieren."

„Vielleicht — aber dafür Europa regieren!" erwiderte der Kanzler. Er verstand sich auf die Kunst, blitzende Bonmots zu sagen, wenn seine Gedanken ferne von den Geschäften weilten.

Doch ein Wort der Monarchin riß ihn aus seinen Träumen... „Er ist frivol, Kaunitz! — Ich bin's von Ihm gewöhnt. Aber hat Er einen Plan?" Und sie reichte ihm die Meldung, die der Kurier gebracht.

Es war sein Ehrgeiz, dafür zu gelten, daß man ihn, Wenzel Kaunitz, niemals vergebens um einen Ausweg fragte. Aufmerksam las er den Bericht des Marschalls. Sein Gehirn begann zu arbeiten. Aber der rechte Gedanke wollte nicht kommen. Eine Pause lastete drückend und schwer über der Stille.

Maria Theresia wartete geduldig. Sie wußte, im nächsten Augenblick werde er nur so sprühen von blitzgescheiten Gedanken. Niemals noch hatte sie seinen Rat vergeblich gesucht.

Doch diesmal dauerte die Pause lang. Unruhig spielte Maria Theresia mit dem goldenen Crayon. Kaunitz starrte auf das Papier, doch er wußte sich keinen Plan. Heute fühlte er sich seiner Gedanken nicht Herr. Die Hauptarmee geschlagen, zur Hälfte vernichtet. Der Marschall Daun nicht der Mann, dem König den Weg nach Wien zu verlegen.

Da klang draußen im Burghof ein Schlittenglöckchen. Hell, silbern, wie aus einer andern heitereren Welt. Die Kaiserin wandte den Kopf nach dem Fenster, durch das kalt die Winterluft drang. Kinderlachen war zu hören. Dazwischen eine scherzende, zwitschernde Stimme. Kaunitz begriff. Die Demoiselle schien sich unten im Schlitten zu langweilen.

Da legte auch schon Maria Theresia den Crayon vor sich hin und erhob sich. Schritt langsam auf das weitgeöffnete Fenster zu, als wollte sie den Kanzler nicht in seiner Arbeit stören.

Wie ein Blitz durchfuhr es Kaunitz, daß es allzu kühn gewesen, was er gewagt. Mit einem Frauenzimmer, wie Maria Theresia das nannte, in die Burg seiner Kaiserin zu fahren. Es war unerhört.

Kaunitz wußte: viel stand auf dem Spiel. Vielleicht der Staat. Aber noch mehr. Des Kanzlers Macht, ohne die ihm das Leben kein Leben schien. In diesen sechs Schritten, die die Kaiserin bis zum Fenster brauchte, mußte sich sein Schicksal entscheiden. Da kam ihm sein Plan. Einen Schritt noch war Maria Theresia vom Fenster entfernt. Schon neigte sie sich vor, um besser zu sehen. Da fiel, befehlend fast, des Kanzlers Wort: „Majestät!"

Die Kaiserin wandte sich um, blieb stehen. Aufgerichtet, hart das scharf geschnittene Antlitz, in das das Licht der Kerzen dunkle Schatten grub, die blauen Augen kalt wie Stahl, so stand der Kanzler an ihrem Arbeitstisch. Mit leichter, beherrschter Handbewegung seine Rede begleitend, manchmal an seine Brust greifend, wo, schimmernd auf schwarzem Samt, der Orden vom Goldenen Vliese hing, begann er Vortrag zu halten. Wunderbar klar, kurz, knapp, selbst von seiner Monarchin keinen Einwand erwartend. In wenigen Sätzen entwickelte er seinen Plan. Mehr Gold in Rußland, mehr Höflichkeit in Versailles. Auch gegen die Pompadour, wenn es sein müsse. Eine russische Armee gegen Berlin. Ein Reiterkorps nach Sachsen. Daun das Kommando lassen. Sein Zaudern schütze vor fragwürdigen Affären. Dagegen dem General Laudon, mit dem Teufel im Blute, größere Vollmachten, damit er den Generalissimus mit sich fortzureißen vermöge.

Das sei alles. Dann werde der Marquis von Brandenburg bald sein Wunder erleben.

Längst hatte sich Maria Theresia wieder vor ihren Arbeitstisch gesetzt. Aufmerksam lauschte sie den Worten des Kanzlers. Indes Kaunitz, im Eifer seiner Rede der Etikette nicht achtend, gemessenen Schrittes auf und nieder wandelte.

Wieder klang draußen ein silbernes Lachen und das Kichern von Kindern. Eben war Kaunitz am Fenster. Seine Rede mit einem knappen, überzeugenden Satze beendend, schloß er das Fenster. Nicht ohne zuvor einen Blick in den Burghof zu tun.

Das war selbst für einen Kaunitz viel. Marie Theresia blickte betroffen auf. Schneidend klang ihre Frage: „Er friert wohl?"

Der Staatskanzler schien nicht zu hören. Langsam wandte er sich um und sagte lächelnd: „Die Gefahr, Majestät, ist vorüber!" Er wußte, was er sprach. Denn unten im hell erleuchteten Burghof ließ die Demoiselle Lyon die Beine aus der geöffneten Türe des Schlittens hängen und verteilte Geldstücke und Schokolade an die jubelnd um das Gefährt sich drängenden Kinder der Gasse.

Maria Theresia verstand seine Antwort freilich anders. Sie war von seiner Rede überzeugt. Nie noch hatte sich Kaunitz geirrt. Aber die Kaiserin war auch genau. Sie liebte das Rasche. Schön! Rußland und Frankreich enger ans Bündnis fesseln. Das gefiel ihr. Dem Laudon Gelegenheit zu Siegen geben. Vortrefflich. Aber dann auch keine Minute Zeit verlieren. Dann noch heute einen Kurier ins Hauptquartier, nach Moskau und Versailles!

Ihre Glocke schellte. Ein Adjutant neigte sich in der Tür. Die Kaiserin befahl: „Augenblicklich den Ministerrat! Dazu den General Neipperg vom Hofkriegsrat!"

Kaunitz schwieg. Was konnte er auch tun? So war sie, die Kaiserin. Und es war ja auch nicht das erstemal, daß der Schlitten des Staatskanzlers bis zum Morgengrauen im Burghof wartete. Arme Demoiselle Lyon! Nun, bis zum Morgen würde es ja wohl nicht dauern. Und das Schlafgemach der Demoiselle besitzt einen vortrefflichen Kamin, um sich sattsam daran zu wärmen. Der Kanzler lächelte still vor sich hin, wie er die Neugier der Kaiserin besiegt. Der zweite Sieg, der über die Französin, würde wohl leichter sein.

★

Nach einer halben Stunde trat der Ministerrat zusammen. Kaunitz wiederholte seinen Vortrag. Vielleicht war seine Rede nicht so beschwingt wie zuvor. Aber noch knapper, sachlicher, überzeugender. Keiner widersprach ihm. Zustimmend nickten die Perücken über den von Orden übersäten Röcken. Kaum daß der General vom Hofkriegsrat einen fachlichen Einwand erhob, die Kaiserin eine Frage stellte. Die Befehle an die Hauptarmee in Schlesien, an den Generalwachtmeister Laudon in Böhmen, die Weisungen für die Gesandten in Moskau und Versailles wurden ausgefertigt. Meisterwerke diplomatischen Stils. Kaunitz verlor keine Zeit. Ärgerlich nur verlas er noch einmal die Meldung des Marschalls. Und doch schlug die Uhr im Burghof zehn, als der Staatskanzler, nachdem er selbst noch die Eilstafetten abgefertigt, endlich als letzter wieder die Treppe der Hofburg hinunter stieg. Fünf Stunden hatte die Demoiselle gewartet.

Zitternd vor Frost, trommelte sie nervös an die Scheiben des Schlittenfensters, als Kaunitz das Gefährt bestieg. Sonst schien sie zu Eis erstarrt. Der Kanzler erhielt keine Antwort auf seinen Gruß. Lächelnd ließ er sich neben sie nieder, denn er nahm das nicht ernst. Schwerer als dem preußischen Friedrich den Sieg von Leuthen zu entwinden und Maria Theresia daran zu hindern, ans Fenster zu treten, würde es ja wohl nicht sein, die kleine, schmollende Französin zu versöhnen.

Kaunitz irrte sich. Wohl zog er alle Register seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit. Aber die Demoiselle schwieg. Der Staatskanzler Maria Theresias, das Genie Europas, schien Luft für sie zu sein.

Und als er sie an der Tür ihres Gemaches fragte, ob er nun das leider ein wenig verspätete Souper dürfe auftragen lassen, stampfte sie zornig mit dem kleinen, allerliebsten Fuß und warf ihm die Tür vor der Nase ins Schloß.

Am nächsten Morgen fuhr sie ab nach Paris.
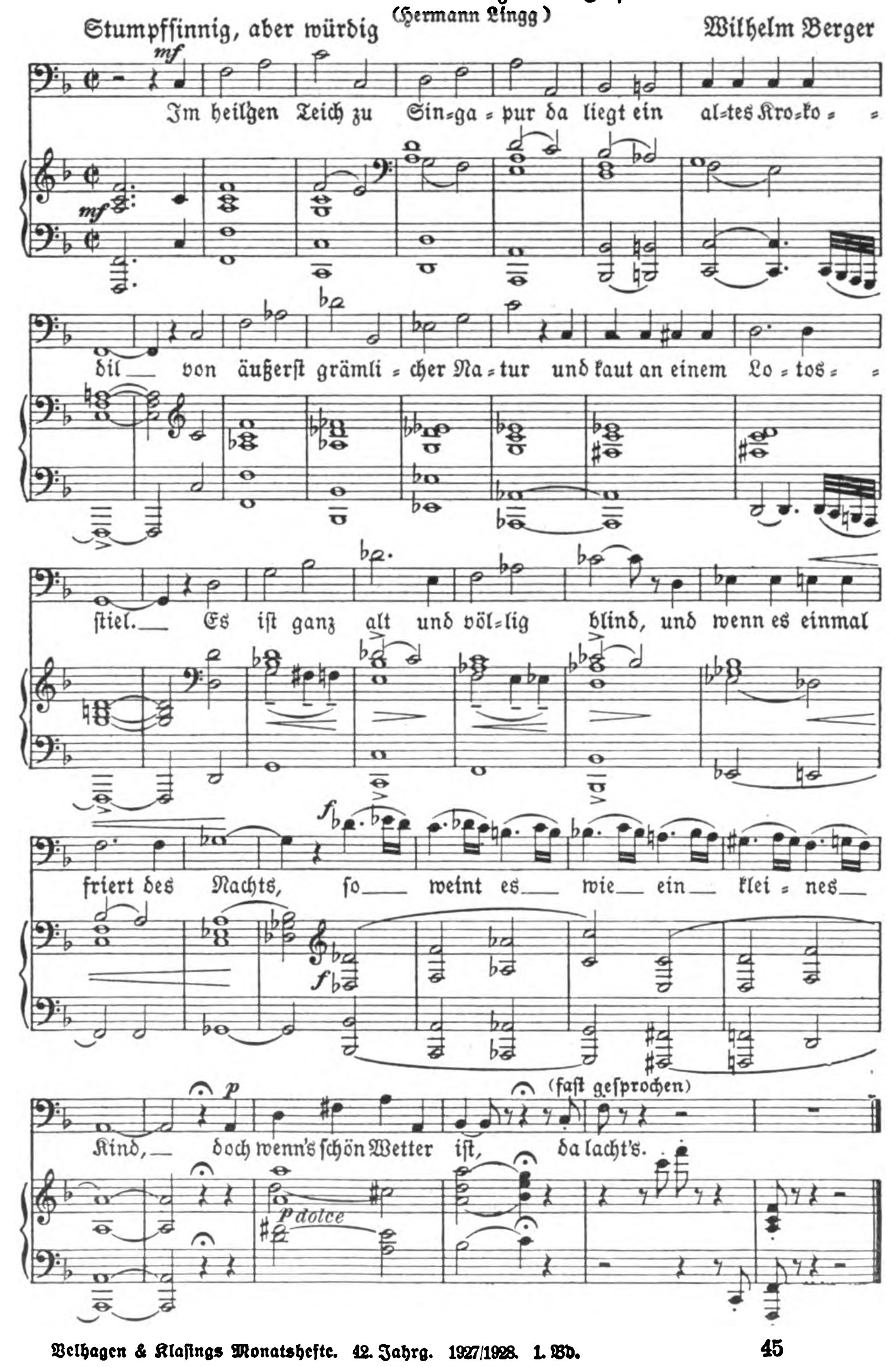
★

Dennoch siegte der Kanzler auch über sie. Denn Wenzel von Kaunitz verstand nicht nur Staatsschriften, sondern auch Briefe zu schreiben. Auch vergaß er seine Sparsamkeit, wenn es galant zu sein galt. Und die Demoiselle Lyon hat doch noch mit Kaunitz in dem Zimmer voll Gold, Silber und dunkelroter Seide soupiert. Nur wurde es Herbst, bis das geschah.

In jener Nacht hat Kaunitz auch diesen Sieg errungen, in der der General Laudon, auf die Vollmachten des Staatskanzlers gestützt, den Marschall Daun zu seinem Überfall auf den preußischen König und so zum Siege von Hochkirch zwang.

Humoristische Lieder von Wilhelm Berger

(aus dem Nachlaß)
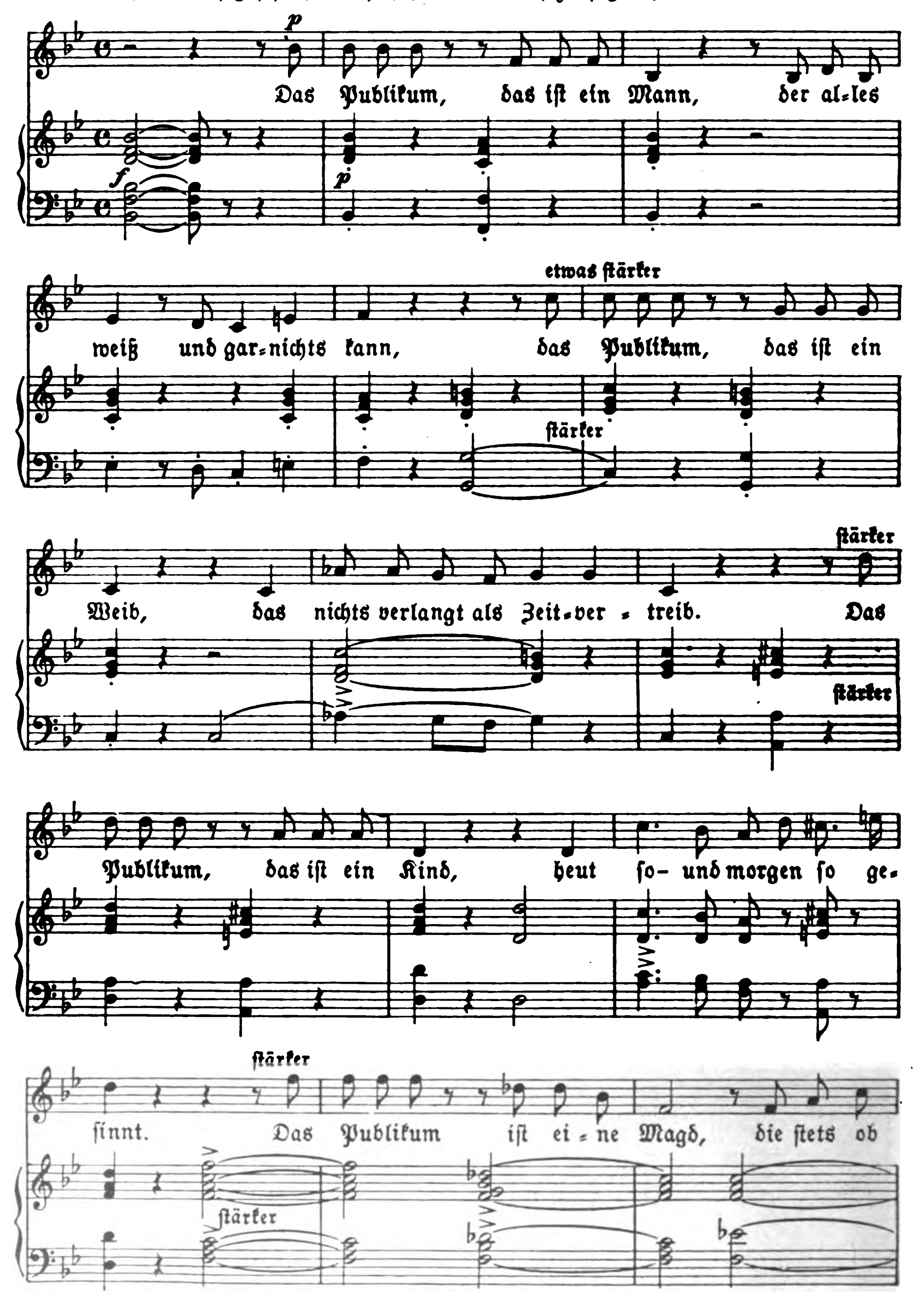
1. Das Krokodil zu Singapur
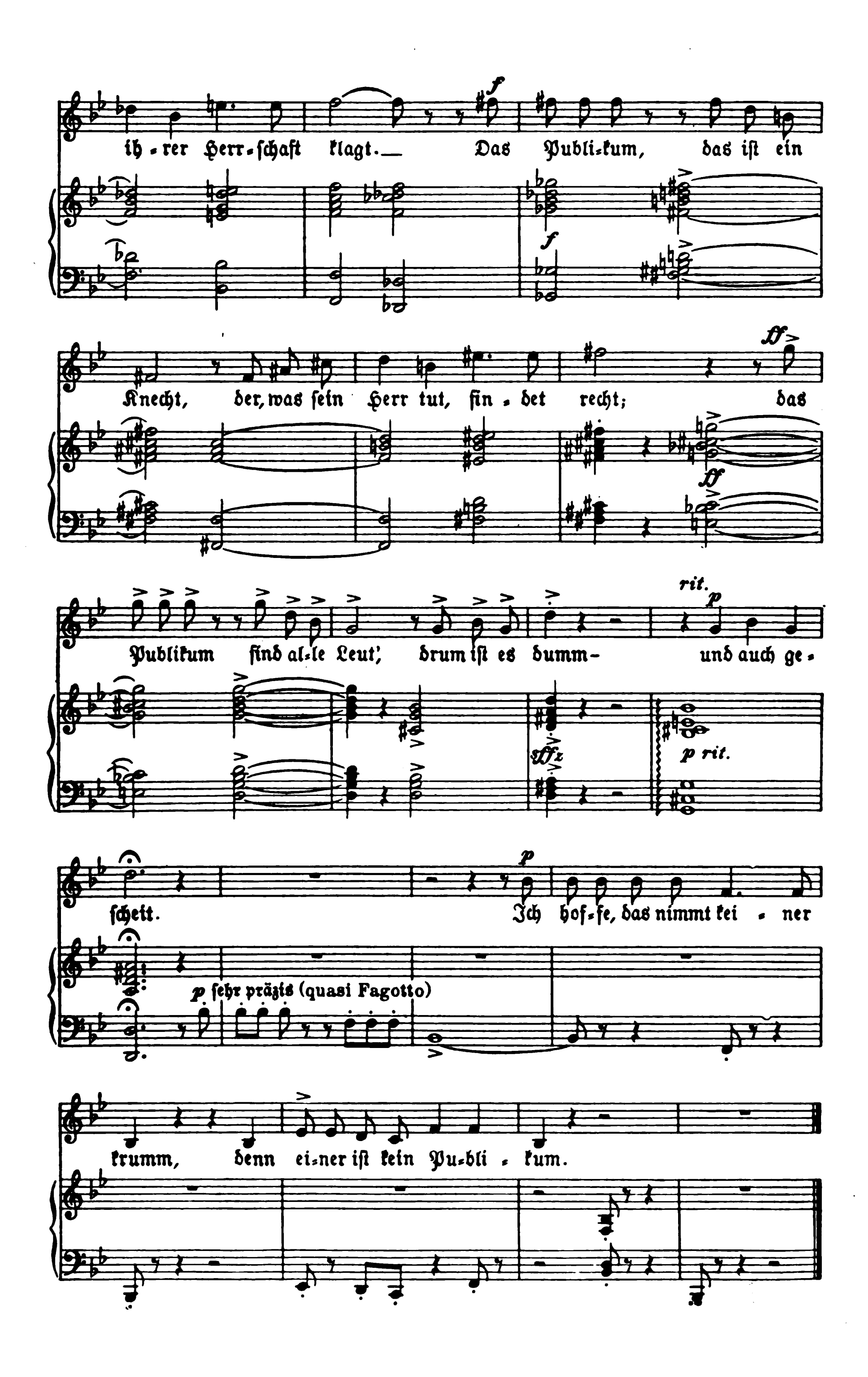


2. Das Publikum

(Gedicht von Robert)

Vortrag: Ruhig beginnend und allmählich immer erregter werdend bis zu den Worten „und auch gescheit," welche sehr verbindlich zu sagen sind




f
ih - rer Herr - schaft klagt. — Das Publi - kum, das ist ein
f
Knecht, der, was sein Herr tut, fin - det recht; das
ff
ff
Publikum sind al - le Leut', drum ist es dumm - und auch ge -
rit.
p
sffz
p rit.
scheit. Ich hof - fe, das nimmt kei - ner
p
p sehr präzis (quasi Fagotto)
krumm, denn ei - ner ist kein Pu - bli - kum.

Goethes Gedicht „Kore“

Von Arthur v. Gwinner

Nicht gedeutet!

Ob Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?
Gefunden? — Rätsel ist's dem Künstler-Sinn.
Und ruhte sie verhüllt in düstre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt acherontischer Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt sich zum Gewinn:
Nach höchster Schönheit muß die Jungfrau streben,
Sizilien verleiht ihr Götterleben.

Was Goethe wohl mit den Worten „nicht gedeutet“ und namentlich mit dem Ausrufungszeichen gewollt hat? War es sein Ernst? Jeder Goethe-freund weiß, wie sehr der Dichter das Geheimnisvolle liebte, und ich möchte vermuten, daß gerade unser köstliches Gedicht und seine Überschrift solch ein offenbares Geheimnis verstecken.

Wer ruht „verhüllt in düstre Schleier?“ Und wer „vom Rauch umwirbelt acherontischer Feuer?“ — die Königin der Unterwelt, Proserpina, sie, die von Goethe in seinem Monodram gleichen Namens besungene Zeustochter „enthüllt ihre Gott-Natur“ alljährlich von neuem, im Frühjahr, wenn sie zur Erde wiederkehrt. Sizilien baut ihr Tempel und „verleiht ihr Götterleben“ durch unsterbliche Münzen, darauf Proserpina in ewiger Jugend und „höchster Schönheit“ strahlt.

Proserpina oder griechisch Persephone, die jugendliche Tochter der Erdmutter Demeter, ist Kore, wohl auch Demeter-Chloe, die Grünende, genannt; sie ist das junge Mädchen überhaupt, ein Bild des Frühlings. Persephone-Kores Symbol ist das breite Blatt der jungen Gerste, wie es der Göttin in das reichgelockte Haar geflochten ist, ähnlich so wie der Lorbeer und die Leier Symbole des Apollon sind.

Die „in Ähren geschoßte, noch grüne Gerste“ hat denn auch Goethes helles Auge nicht übersehen, damals auf seinem viertägigen Frühlingsritt von Girgenti nach Catania, als ihm „ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sizilien den Ehrennamen einer Kornkammer erlangen“ konnte. Ich möchte aber auch annehmen, daß Goethe den Namen Kore schon zu hören bekommen hat, als ihm und seinem Reisegefährten am 12. April 1787 in Palermo das Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza gezeigt wurde. Er schreibt davon: „Gewissermaßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig, und ein bloß neugieriger Reisender ist wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, so bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vorteil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die Alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ! Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der sizilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.“

Wie sollten in einer solchen Sammlung die bedeutendsten aller sizilischen Münzen gefehlt haben? Nämlich eben unser syrakusisches Zehndrachmenstück, bezeichnet „Euaine“, von dem großen Münz- und Gemmenschneider Euainetos? Sowie auch die gleichzeitige Dekadrachme mit dem Arethusakopf des Künstlers Kimon? Übrigens erwähnt Goethe schon in Neapel „die schönen Profile der sizilianischen Münzen“, als er bei dem englischen Gesandten Sir William Hamilton die plastischen Posen der reizvollen Miß Emma Harte bewundert, der Geliebten und späteren Lady „des alten



Der Nil bei Assuan. Gemälde von Prof. M. Zeno Diemer

Ritters", die durch ihr Verhältnis zu Nelson berühmt und berüchtigt geworden ist.

Auch Goethes Zeitgenossen kannten den Namen der Kore-Persephone und ihre Münzdenkmäler. Eben zu der Zeit, als Goethe in Italien weilte, verfaßte Eckhel, der Direktor („praefectus" nennt er sich) des Kaiserlichen Münzkabinetts in Wien, sein grundlegendes Monumentalwerk, die „Lehre von den Münzen der Alten". Gleich im ersten Bande rühmt Eckhel die ungewöhnlich reiche Menge der syrakusischen Münzen: an Eleganz, Vollendung und Abwechslung seien sie das Höchste, was die Kunst zu leisten vermag. Zu unserer Münze bemerkt er, unter Bezug auf Stellen des Diodor und des Cicero: „Der Proserpina, genannt Kore, ist zu Syrakus eine berühmte Kultstätte geweiht."

Nahe südlich von Syrakus fuhr Pluton, der Beherrscher der Unterwelt, mit der am „himmelklaren Strom des Alpheios" bei Olympia geraubten Kore, durch einen Erdschlund hinab in den Hades. Auf Demeters Klage gebot Zeus die Rückgabe der Entführten. Aber Persephone hatte in Plutons Reich von einer lockenden Granatfrucht gegessen und war dem finsteren Gott nicht mehr ganz zu entreißen. Goethe läßt seiner Proserpina die Parzen zurufen: „... nüchtern solltest du wiederkehren, der Biß des Apfels macht dich unser! ... Königin, wir grüßen dich!" Zeus vermochte nur noch zu entscheiden, daß Kore zwar den dritten Teil des Jahres über im finstren Hades weilen müsse, die übrigen acht Monate aber zum holden Licht der Sonne zurückkehren dürfe. Aus der Kluft, in die Pluton mit Kore zur Unterwelt verschwunden war, entspringt seitdem die blaue Quelle Cyane zwischen hohem Papyrusgebüsch. Mit heiligen Lobgesängen feierten die Syrakusaner alljährlich, hier an dem tiefen und fischreichen Wasser der Quelle, die Wiederkunft des Frühlings und ihre jugendliche Göttin Kore, sie selbst ein Sinnbild der wiederaufblühenden Natur. Die den Kopf des Münzbildes umspielenden vier Delphine deuten auf die meerumschlungene Lage der Stadt.

Zum Überfluß sei noch angeführt, daß auch auf späteren Münzen des Tyrannen Agathokles von Syrakus Kores Name in voller Schrift neben dem Kopf der Göttin zu lesen ist. Auch kommt auf einer Münze von Cyzicus (in Mysien am heutigen Marmara-Meer) Persephone-Kore als „Soteira" bezeichnet vor, also als die „Retterin" — vielleicht nach Mißwachs und Hungersnot. — Somit wäre der Name Kores (latein. Kora) befriedigend gedeutet.

Wir wollen aber auch die Rückseite unserer Münze beachten. Schon auf ganz frühen syrakusischen Stücken kommt das Viergespann vor und wurde drei Jahrhunderte hindurch als Münzbild beibehalten. Gelon, König von Syrakus (485 bis 478 v. Chr.), hatte als Herrscher der benachbarten Stadt Gela im Jahre 488 das Wagenrennen in den Olympischen Spielen gewonnen; ebenso auch sein Schwager und Nachfolger Hieron I., an dessen Hofe Pindar geweilt und den olympischen Sieg seines Gönners besungen hat. Darauf bezieht sich die heranschwebende, dem Wagenlenker den Siegeskranz bringende Nike. Unter der Quadriga, im Abschnitt der Münze, sehen wir auf Stufen eine sog. Panoplia aufgestellt: den attischen Helm mit hohem Busch, ein Bruststück, Schild und Beinschienen; darunter in griechischer Schrift das Wort Athla, Siegespreise. Ein scharfsinniger englischer Archäologe, Arthur Evans, hat des Rätsels Lösung entdeckt und mit einleuchtender Wahrscheinlichkeit erklärt. Nach Vertreibung des Tyrannen Thrasybulos (466 v. Chr.) genoß Syrakus ein halbes Jahrhundert lang beglückendste Freiheit, und die Stadt erreichte den Gipfel ihres Reichtums, ihrer Volkszahl und ihrer Macht. Da mischten sich die von üblen Demagogen verführten Athener in die sizilischen Händel und belagerten Syrakus zu Wasser und zu Lande. Im dritten Jahre der Einschließung gelang es den Syrakusanern, sowohl die Flotte wie das Heer der Athener zu vernichten, ein Schlag, von dem sich Athen nie wieder erholen sollte. An den Ufern des Flüßchens Asinaros wurden im September des Jahres 413 die Athener geschlagen, Tausende gefangen genommen und in die tiefen Steinbrüche von Syrakus eingeschlossen. So herrlich sollen die Gefangenen, zur Ausfüllung bitterer Stunden, die Gesänge Homers rezitiert haben, daß die lauschenden Sieger, erschüttert von soviel Wohllaut und Schönheit, ihnen die Freiheit schenkten. Zum Gedächtnis und zur Feier ihres Sieges und der eigenen Befreiung aus schwerster Gefahr feierten die Syrakusaner dann alljährlich auf jener Walstatt die asinarischen Spiele, und zwar erstmals am 18. September des Jahres 412 v. Chr. Zu dieser Feier nun wären nach Evans die ersten jener unübertroffenen Dekadrachmen geprägt und als Preise nebst den erbeuteten attischen Rüstungen an die Sieger verteilt worden.

„Die beiden Namen Euainetos und Kimon können nicht vergessen werden, solange ihre Werke bleiben, wenn auch kein Schriftsteller des Altertums ihrer erwähnt." So



Kore-Proserpina
Münze aus Syrakus
um 412 vor Chr.



schreibt Barclay V. Head, der Direktor des Londoner Münzkabinetts, in seinem großen, dem Andenken Eckhels gewidmeten Werke „Historia Numorum". An anderer Stelle bricht der vorsichtige Head in einen Superlativ aus: „In der ganzen Welt des Altertums, wie auch in der neueren Zeit, haben die Münzen (des Evainetos und des Kimon) als unübertroffene Meisterwerke der Münzprägekunst gegolten." Unsere Kore ist übrigens nicht nur auf den Münzen vieler griechischen Städte nachgeahmt worden, sondern auch in Karthago, wie in Kleinasien. Ja im Barbarenlande bis ins westliche England hinein findet sich die Spur des Korekopfes, wenn auch in sehr unbeholfenen Nachahmungen.

Gleichzeitig mit Goethe reiste in Italien ein Engländer, Mr. Payne Knight. Er hatte sich einen deutschen Gelehrten mitgenommen, fand und sammelte herrliche Münzen, und was er zusammenbrachte, ward der Grundstock zu der heute größten Sammlung der Welt, der des Britischen Museums. Dieser Herr schreibt: „Der erhabenen Vollendung dieser syrakusischen Münzen hat sich bis jetzt kein Menschenwerk gleicher Gattung auch nur genähert."

Winckelmann, der arme Stendaler Schulmeister, der es bis zum „Oberaufseher aller Altertümer in und um Rom" und — zur Unsterblichkeit brachte, sagt von jenen Dekadrachmen: „Sie übersteigen jede Vorstellung." An anderer Stelle führt er aus: „Hätte nicht Raffael, der sich beklagte, zur Galatee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten syrakusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laokoon, zu seiner Zeit noch nicht entdeckt waren? Weiter als diese Münzen kann der menschliche Begriff nicht gehen."

Nach der Großherzog Wilhelm-Ernst-Ausgabe hätte Goethe unser Gedicht in den Jahren von 1815 bis 1818 verfaßt. Ob es, so spät, nun „erst durch Jahre durchgedrungen" „in vollendeter Gestalt" erschienen ist? Ob der Name Kore dem Dichter in einem Schriftsteller der Alten oder bei Eckhel wiederbegegnete? Ob ihm ein Exemplar der Münze des Evainetos wieder in die Hand gekommen? Ob das Ausrufungszeichen hinter „Nicht gedeutet" auf den eigenen „Künstlersinn" hinweist oder auf einen fremden, etwa den des Reisegefährten Kniep, oder den Heinrich Meyers, der in jenen Jahren Winckelmanns Werke herausgab? All dies bleibt der Goetheforschung zu ergründen.

Nachschrift. Ehe die Korrektur zum Druck geht, finde ich noch im Berliner Münzkabinett den Folianten von Gabriel L. Castelli, das ist der genannte Fürst von Torremuzza, über die Alten Sizilischen Münzen (Palermo 1781). Darin ist nicht nur unsere Münze abgebildet, sondern auf Tafel 101 auch das Vierdrachmenstück des Königs Agathokles mit der Inschrift Koras (Münze der Kore) neben dem Kopf der Göttin. Auf Seite 99 wird dazu kommentiert: Kore, Virgo, das Mädchen, ist Persephone.

Hiernach bleibt kaum ein Zweifel, daß Goethe den Namen Kore schon in Palermo bei Torremuzza gehört und auch unsere Münze gesehen hat, daraus ihm „ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst entgegenlachte".

Neues vom Büchertisch

Epos, Romane, Novellen u. a. Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Till Eulenspiegel (Berlin 1927, S. Fischer) — **Friedrich Griese: Der Winter** (Lübeck 1927, Otto Quitzow) — **Hermann Stehr: Auf Leben und Tod** (Berlin 1927, Horen-Verlag) — **Alfons Paquet: Städte, Landschaften und ewige Bewegung.** Ein Roman ohne Helden (Hamburg 1927, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung) — **Alfred Döblin: Das Ich über der Natur** (Berlin 1927, S. Fischer) — **Gottfried Kellers Briefe** (Leipzig 1927, Bibliographisches Institut)

Ist Genie wirklich Fleiß? Mit Gemeinplätzen soll man vorsichtig sein. Bei Gerhart Hauptmann ist es gerade sein Fleiß, sein pausenloses Schaffen, das ihn immer weiter von der Höhe hinabführt, auf der er (in seinen besten Bühnenstücken und Erzählungen) geniale Züge aufwies. Jetzt legt er sein lange erwartetes Epos: Till Eulenspiegel vor, gefüllt mit fast neuntausend Hexametern. Schon bei Betrachtung seines Epos „Anna" wies ich hier (Märzheft 1922) auf die Unzweckmäßigkeit des daktylischen Sechsfußes hin, besonders für die Gegenwart, für die deutsche Sprache und für jemand, der dies Metrum nicht sicher beherrscht. Immerhin mochte der Hexameter bei jener idyllischen Dichtung noch hingehen — aber hier? Armer Schalksnarr Till, du leichtfüßiger, munterer Bursch, wie kann man dir die nachschleppenden Ketten eines so langweiligen Versmaßes um die Beine legen; für dich wäre der freigebaute vierhebige Reimvers, den Hans Sachs und der Faustdichter zu Ehren gebracht haben, das einzig Richtige gewesen.

Schlimmer noch als um das Kleid ist es um den inneren Bau und Gehalt des Werkes bestellt. Hauptmann läßt seinen Till als ehemaligen Fliegeroffizier, der es im Kampf zu hohen Ehren gebracht hat, zurückkehren in sein armes, geknechtetes Vaterland. Der soll die Laune eines Till aufbringen? Ein Mißgriff schon in der Anlage. Ein dichterischer Schöpfer wie der des Narren im „König Lear" würde allenfalls den großen schmerzgeborenen Welthumor haben, der hierzu nötig wäre. Hauptmanns Kraft reicht nicht aus, solche Gegensätze zu einen. Nun hat freilich auch Charles de Coster einen Till Eulenspiegel geschrieben und keck aufs Titelblatt gesetzt: „Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen." Aber wenn auch sein Till in traurigen politischen Verhältnissen durchs Leben ging, so hatte er doch Gelegenheit, seinen Übermut und Witz in Kampf zu stellen gegen die spanisch-katholische Bedrückung seines Vaterlandes. Ein solcher Gegensatz und Gegenstand fehlt einem deutschen Till, der als geschlagener Krieger, ohne Ziel und Beruf in ein zerrüttetes Vaterland zurückkehrt. Überdies hatte de Coster die Fülle, die selbständige Kraft und die künstlerische Perspektive, die dem mehr auf naturalistische Kleinkunst eingestellten Talente Hauptmanns fehlen. So wird es denn eine etwas gequälte Lustigkeit, die sein Till zur Schau trägt. Zwar zieht er, wie sein Vorbild in der Volkssage, als Stromer durchs Land, aber er bedient sich dazu eines Wägelchens, vor das er zwei zottige Pferdchen „Gift und Galle" gespannt hat. Ein übler Vorspann! Zwar konnte der Grundgedanke, den Till so umherziehen zu lassen, dichterisch fruchtbar sein, wenn er alles, was an Not und übriggebliebener Kraft, an Schäden und Hoffnungskeimen in dem zusammengebrochenen Vaterlande zu finden ist, entdeckt und aufgezeigt hätte, nur müßte er sich ein anderes Gespann dazu anschaffen, denn „Gift und Galle" werden gerade einen Schalksnarren nicht vorwärtsbringen und zum Ziel führen, der würde mit dem Einspänner Humor besser fahren.

So ist es denn kein Wunder, wenn die Karre nur im Schneckentempo vorwärtsgeht und wir etwa um die Mitte des ganzen Werks noch immer vom Kapp-Putsch lesen, vom Kapitänleutnant Paasche, oder von anderen Personen und Ereignissen, die uns heute lebhaft beschäftigen, zumal wenn Hauptmann in viertausend Hexametern seine wohlbegründeten Ansichten davon vorträgt. Das Unglaubliche läßt nur eine Erklärung zu: Der Dichter hat dies Epos gleich nach dem Kriege begonnen und eifrig gefördert, dann aber auf einmal die Lust daran verloren und es nun ein paar Jahre liegen lassen. Endlich rafft er sich auf. Es wäre doch schade um die große Arbeit! Aber wie nun fortfahren, wo einsetzen? Er hat sich in dieser ersten Hälfte seiner Dichtung so begeistert für Ebert eingesetzt (woran nicht gemäkelt werden soll), ihn den „Sattler, den Retter des Reichs, der die Zügel ergriffen, nach Gottes Beschluß" genannt, daß er nun unmöglich umschwenken oder auch nur objektiv die Ära Hindenburg besingen kann. Eine Warnung für Dichter, sich auf die schmale Planke der Parteipolitik zu begeben!

Was aber tut Hauptmann? Etwas, worauf sicherlich nur ein Dichter verfallen konnte, dessen Unselbständigkeit in der Erfindung verhängnisvoll beeinflußt wird von

Schulbankerinnerungen und dem Gelehrsamkeitsehrgeiz des Autodidakten — er schreibt den zweiten Teil des „Faust" noch einmal. Man frage nur nicht wie, wenigstens jetzt noch nicht, wo wir uns erst von unserem Staunen erholen müssen, daß ein denkender Poet es fertigbekommt, an eine Reihe von Zeitungsberichten aus den Jahren 1918 bis 1921, in ungefähr viertausend Hexameter gebracht, unmittelbar ebensoviele anzuknüpfen, die einen dürftigen Abguß aus dem Helenateil des Faust, eine Gesellschaftsreise durchs klassische Altertum mit vielem Gerede enthalten, oder, um in dem Bestreben nach Gerechtigkeit die Worte eines Freundes Hauptmanns zu gebrauchen — Hans von Hülsens in seiner warmherzigen Hauptmannbiographie —: „die erneute faustisch-phantasmagorische Vermählung unseres Nordens mit der Antike". Das war wirklich ein dringendes Bedürfnis. Ja, Hauptmann weiß, wo den Deutschen von heute der Schuh drückt.

Übrigens hat Goethe das wirklich besser gemacht. Und schließlich läßt er (bei dem die Winckelmannschen Anschauungen noch erklärlich sind) seinen Faust die sittliche Selbsterlösung als Tatmensch finden. Was aber tut der Held Hauptmanns? Er geht zum Schluß einsam in die Schweiz, wo er sich in einen Abgrund stürzt . . . Das also ist der Weisheit letzter Schluß bei Hauptmann. So sieht er den heutigen Deutschen und seine Ziele . . . So das Ende einer Dichtung, die wie eine Flickendecke aus allerhand Stücken verschiedensten Stoffes und verschiedenster Farbe zusammengesetzt ist. Unverständlich bleibt der ganze zweite Teil. Wenn Till wie Helena auf dem Rücken des Cheiron reitet und wie Achilles sich von ihm unterweisen läßt, wenn er tausend Jahre (!) auf einer Alm bei der alten Baubo wie im Hörselberg weilt und zwölf Kinder in dieser kurzen Flitterzeit mit ihr zeugt, so fragt man sich, wie so oft bei Hauptmanns Alterswerken: Was hat er damit sagen wollen? Und, wie so oft, gibt man sich schließlich die Antwort: das weiß er sicherlich selber nicht . . . Es schmerzt, einem Dichter, den man trotz allem verehrt und um seiner früheren Werke willen zu unseren Ersten zählt, dies sagen zu müssen, aber ein anderes Urteil kann ich wenigstens nicht verantworten.

Betrübend genug, daß ein Dichter wie Hauptmann, der berufen wäre, die deutsche Seele in ihren leisesten und tiefsten Regungen zu belauschen, nur das äußere Geschehen von einseitigem Standort aus beobachtet, und nichts von dem heimlichen Sich-regen spürt, das auf einen neuen Vorfrühling — mehr noch nicht — hoffen läßt. Wer nur aufmerksam hinhorcht, der hört es wachsen — und nicht nur das Gras — in Deutschland. Nicht mit dem äußeren Ohr. Vielleicht hört man am besten, was in der Stille vorgeht, wenn man das Gehör für Außendinge verloren hat, wie etwa Friedrich Griese, Lehrer und Poet dazu. Er ist schwerhörig bis zur Taubheit trotz seiner Jugend — der Krieg hat auch hier hineingepfuscht — aber gerade diese Stille um ihn hat wohl sein inneres Ohr geschärft. In der Nacht reden die Springbrunnen lauter, in der Stille hört man das, was der innere Mensch, der heimliche Quell zu uns spricht, vernehmlicher. Kein Wunder, daß Griese so tief in sich hineinhorcht. Aber ein Wunder, was er da hört. Ein Raunen, das von ewigen Dingen spricht und doch von der Scholle ausgeht, die sein Vater und sein Großvater schon gepflügt haben, eine mystische Verwurzelung, tiefes, ererbtes Verbundensein mit der Erde und mit dem Acker der Heimat. Da schweben schemenhaft zeitlose Gestalten mitten durch lebenswarme, scharf beobachtete Gegenwart. So zeitlos schemenhaft ist dieser „Knecht", der im ersten Kapitel von Grieses Roman Der Winter auftaucht und dann spurlos verschwindet. Er ist ein Landfremder, und man weiß nichts von ihm als seinen Namen Petrusch. Aber die zwanzigjährige Tochter des Hofbesitzers von Kroog folgt ihm wie von unsichtbaren Händen gezogen und ist mit ihm für immer verschwunden. „Ich weiß nicht," sagt der Hausvater, der sie noch einmal in einer Waldhütte erblickt, „ob es unsere Tochter war, was meine Augen dafür hielten. Aber gewiß ist, daß auf Kroog zwanzig Jahre etwas mit uns gegessen und getrunken hat, was wir weder geboren noch großgezogen haben."

Schon bei diesem geheimnisvollen Knecht finden wir eine Merkwürdigkeit, die Griese kennzeichnet: sein Verhältnis zu den Tieren. Sie sind ihm Freund und Bruder, sie verstehen diesen Petrusch sogleich, und der bissige Hofhund wedelt die Bitte, mit ihm zu spielen. Da geschieht das Seltsame, daß wohl ein Jahrzehnt nach dem Verschwinden des Paares eine Kuh von der großen Rinderherde des Kroog sich absondert und fast den ganzen Tag über im Walde bleibt. Es stellt sich heraus, daß sie am Abend keine Milch gibt — sie nährt einen Knaben, der sich im Walde versteckt hält, in dürftigste Fetzen gekleidet, aber für seine zehn Jahre groß und stark. Vor den Menschen mußte er sich verbergen, aber die Tiere erhielten ihn am Leben. Der Hausvater von Kroog, der ohne Erben ist, erkennt den kleinen Waldmenschen als seinen Enkel an, und der, Jona, übernimmt nach des Alten Tode den Hof, welcher der erste in der „Langen Reihe" ist, d. h. eine der acht Großbauerwirtschaften, die an der Landstraße nebeneinander ein kleines Dorf bilden. Jona wird größer und stärker als alle von den Höfen, die Tiere sind seine Freunde, und die Zeichen der Wolken, der Luft und der Erde kann er deuten wie keiner. So erkennt er auch die Vorzeichen zuerst, die einen nahen, furchtbaren Winter künden, er sieht einen sonder-

baren Stern, er allein, der ostwärts mitten im Himmel hängt. Und schon der Herbst bringt schaurigen Sturm, ein Hungerwinter folgt, wie man noch keinen erlebt hat, Wanderratten vernichten Korn und Stroh, bei den Menschen der Langen Reihe wüten böse Leidenschaften, Habgier, Lug und Trug. Ein verlotterter Widersacher zückt von hinten das Messer auf Jona, da springt dessen Hund ihm an die Kehle und rettet seinen Herrn. Wieder ist es das Tier, das ihm Heil bringt, denn durch den Tod dieses Ehrlosen wird Grita frei, ein hartes, starkes Mädchen, von seltsamem Feuer durchloht. Und als nun der Winter mit grausamer Hand alle Höfe, Mensch und Vieh zerstört, da ziehen Jona und Grita mit dem treuen Hunde davon. Die Erde unter ihnen „war stärker als die Lange Reihe und ihr Ruf lauter als der der Menschen in ihr". Mit dem Frühling werden sie wiederkehren und in ihrem Kinde werden auch sie sich erneuern.

Griese ist ein Dichter, der wie der Mond seinen eigenen Hof hat und einsam steht. Verwandten Wesens sind (dies ohne Wertmaß, nur als Artbestimmung besagt) Stehr, Wiechert, etwas leichter an spezifischem Gewicht: Leip, oder auch Löns. Aber Löns ist, selbst in seinem prachtvoll-düsteren „Werwolf", doch die von Herz aus freiere, weltfrohere Natur, Griese bleibt der dunklen Mystik dieses Erdballes, dessen Geheimnisse er in seinen „Alten Glocken" zeitlich vor Gott stellt, tiefer verhaftet, er ist darum auch unklarer, aber gerade aus diesem dumpfen Nebelbrauen, das über seinen Äckern liegt, weiß er eine epische Tugend zu machen. Im Mantel des Nebels erscheinen die Gestalten größer . . . so auch wohl die seinen. Aber er gehört mit diesem Werk zu unseren Besten. Seltsam: ein Buch kann die Gestalt und das Gesicht des Menschen wiedergeben, der es geschrieben hat. Wolfgang von Einsiedel, ein Freund des Dichters, beschreibt ihn so: „Er hat den Körper eines Bauern, schwer, ein wenig stark. Im Blick ist Güte, Kraft und Schwermut — und zugleich Gespanntheit des Schwerhörigen und Mißtrauen des Bauern. Um den Mund ein Zug von Bitterkeit; dem Antlitz unerhörtes Ringen und Leiden sichtbar eingeprägt." So steht er in diesem Winter vor uns, dem Winter seines Mißvergnügens. Einer der nicht häufigen Mecklenburger, die keinen Humor haben — wenigstens dem Anschein nach. Hoffentlich täusche ich mich. Aber eine gewisse Kälte, die von Griese ausgeht, bestätigt diese Vermutung. Auf alle Fälle ein erfreulicher Zuwachs des stattlichen Kreises guter deutscher Erzähler in der Gegenwart, angesichts derer es eine Schande ist, daß der deutsche Buchhandel in so dreister Weise mit dem Import dürftiger Auslandsromane geradezu überschwemmt wird. —

Es ist ein ertragreicher Genuß, Werke von Griese und S t e h r hintereinander zu lesen und den Wesenszügen nachzuspüren, in denen sie zum tiefsten verwandt sind, anderen, die sie trennen. Hermann Stehr, der mehr verinnerlichte Gottsucher, steht trotz seiner mystischen Religiosität in klareren Linien vor uns, er nimmt auch sichtlich persönlicheren Anteil an seinen Menschen — hat man doch mitunter das Gefühl, als wende er, während er die Schlußzeilen einer seiner erschütternden Erzählungen schreibt, den Kopf zur Seite, damit ein verstohlenes Tränlein nicht auf das Schreibblatt falle. Tiefernst legt er seine Hand auf die Stirnen der armen Hascherl, die in dem Novellenbande A u f L e b e n u n d T o d an ihrem Schicksal zerbrechen. Denn das ist ihrer aller Los, man könnte die Sammlung Das Buch vom Freitode nennen, denn alle Hauptgestalten dieser sechs Erzählungen bis auf zwei enden durch eigene Hand.

Da ist der arme „Graveur", ein Künstler in seinem Fach und auch als Mensch eine feine Natur, voll selbstloser Güte. Er hilft seinem verbummelten Bruder, einem Säufer und Nichtstuer, mit Aufopferung seiner kleinen Ersparnisse aus der Not. Zum Dank dafür schlägt der Lump ihn halbtot, so daß er die Sprache verliert. Aber noch eine andere Wandlung ist mit ihm vorgegangen, eine innere, und als er, wiedereingestellt in der Fabrik, dort von Neid und Verleumdung verfolgt wird, wachsen sein Argwohn, sein Haß und sein Rachebedürfnis so, daß er seinen Hauptfeind und Ehrabschneider in einem Streit mit dem Hammer niederschlägt. In der Aufregung gewinnt er die Sprache wieder, aber sein Leben ist verwirkt. Er erhängt sich. Der Held der zweiten Geschichte, „Meicke der Teufel", erschießt sich aus Herzensnot; ein ihm zugelaufener Hund „Meicke" scheint von unheimlichem Einfluß auf das Verhältnis zwischen ihm, seiner Brotherrin und deren Tochter gewesen zu sein. „Der Schindelmacher" greift wiederum zum Strick, nachdem er ähnliche Leiden wie jener Altsitzer in Zolas „La Terre" erduldet und sich durch Vernichtung des zu früh vererbten Bauernhofes gerächt hat. Eines natürlichen Todes stirbt in diesen sechs Erzählungen eigentlich nur die Frau eines Offiziers („Der Besuch"), die in junger, glücklicher Ehe ihren Mann bei einer Untreue ertappt — wie von einem tödlichen Hieb getroffen, sogleich ihn und ihr Kind verläßt und ins Ausland geht. Fünfzehn Jahre lebt sie einsam in Italien, bis der Weltkrieg sie von da vertreibt, sie geht in die Schweiz und erfährt dort den Tod ihres Mannes und ihres inzwischen erwachsenen Sohnes im Felde. Nun kehrt sie zurück; verarmt durch Krieg und Inflation, hält die ehemals sehr wohlhabende Frau noch immer den Schein einer vornehmen Haushaltung aufrecht. Zuletzt vollkommen geistesgestört, findet sie ihr Ende auf eigentümliche Art: in einer Vision erblickt sie

ihren Sohn: in blauer Dragoneruniform schlank und jung, er hebt sie auf und mit einem glücklichen Aufschrei stirbt sie.

So unmöglich es ist, hier den Inhalt der sechs Erzählungen anders als in Andeutungen zu geben, so unmöglich können diese Andeutungen die gebändigte Kraft und Fülle ahnen lassen, die Stehr in jeder einzelnen Erzählung wieder offenbart, die feinspürige Seelenkunde, die bildhafte Darstellung, vor allem aber sein aus Liebe erwachsenes, wunderbares Einfühlungsvermögen in die heimlichsten Träume der Menschen, diese schönen, rührenden Träume von Glück und Liebe, die doch alle im Wintersturm des Lebens zerbrechen.

★

Wer Alfons Paquets Begabung kennt, konnte nur mit Bedauern sehen, daß er sie nicht zu sammeln vermochte oder wollte zu Werken inneren Schauens — so schön auch an sich die Entdeckerfreude und Weltsehnsucht dieses noch immer jugendlich empfindenden Poeten sind. Aber jetzt hat er wenigstens die Ergebnisse dieser seiner kennzeichnenden Eigenschaften gesammelt zu einem Werk äußeren Schauens. Einen Roman ohne Helden nennt er das 478 Seiten starke Buch: Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Er begründet jene Bezeichnung damit, daß es kein Werk zufälliger Beschreibung sei, Problem und Entwicklung fehlen nicht, aber statt der Menschen treten Städte hervor als Träger der Schicksale, Krieg, Unternehmung, neue Lebensäußerung und alte Glaubensformen stehen in weiten Zusammenhängen, und er sieht es als einen Auftrag der Kunst an, einen solchen Stoff an seinem Leben zu erfassen. Ganz erfüllt Paquet die Erwartungen nun freilich nicht, die er mit diesem seinem lever de rideau erweckte, es sind eben in der Hauptsache Reisebeschreibungen, wie man sie von anderen Federn auch kennt. Freilich von einer überraschenden Fülle des Geschauten und einer niemals nachlassenden Freudigkeit der Darstellung. Er teilt den großen Stoff in vier Bücher: Große Welt, Enge, Die alten Städte, Boden. Aber diese Einteilung besagt nicht allzuviel, denn fast durchweg sind es Städte, die der Dichter beschreibt. Er nennt sie „die Mütter des Reisens“. „Mir sind Städte bleibender, wichtiger als Staaten. Ich selbst komme mir manchmal vor wie eine Stadt.“ Und so ziehen Städte aller Länder — Deutschland ist nur spärlich vertreten — an uns vorüber, friedliche und kriegerisch gerüstete, moderne Großstädte mit dem lebhaften Puls des Verkehrs, vergessene Städte, in denen die Geheimnisse ferner Vorzeit weben. Den Reisenden ergreift plötzlich der Eindruck der von vielen Geschlechterfolgen geleisteten geduldigen Arbeit, er sieht die Formen der Berge ausgeglichen von gepflegtem und umgrenztem Bewuchs, und wie die Erdschichten noch eine Erinnerung an die Kämpfe ihrer Urzeit aufbewahren, finden sie ihr Abbild in den „stoßenden, sich still übereinander hinlegenden, nach Ruhe verlangenden Schichten der Völker“. Die ewige Bewegung dazwischen, das fließende Band bilden die Schiffe, die lebendige Wesen sind, die Bahnhöfe, die großen Landstraßen, sie zeigen uns in der Schilderung Paquets — der selber hier ein fließendes Band webt — das Gesicht der Erde und unserer Zeit. Alles ist anschaulich und farbig, alles getragen von einer gehobenen, des Schauens frohen Stimmung und auch an gelegentlichem Versenken in tiefere Nachdenklichkeit fehlt es nicht, so in dem Kapitel „ER“ am Zauberblau des Sees Genezareth.

Naturbetrachtung in anderem Sinne bietet Alfred Döblin in seinem neuen Werk Das Ich über der Natur. Es ist das Ergebnis von sechsjährigen Studien und Beschaulichkeiten, die zu manchem merkwürdigen Ergebnis führen. Ein Grundfehler des Buches scheint mir die förmliche Gegenüberstellung von Ich und Natur, ein Fehler, der sich freilich in der Praxis, will sagen, im weiteren Lauf der Döblinschen Untersuchungen mehr und mehr verliert. Eine Schwäche des Buchs ist fernerhin seine bedingungslose Ablehnung der Mathematik, die sich später als gar nicht durchführbar erweist. So einfach kann man denn doch eine der bedeutendsten Wissenschaften auch in der Naturbetrachtung nicht auf den Index setzen. Sieht man näher zu, so findet man in Döblins Werk nicht einmal viel Neues, hier und da einen merkwürdigen Anklang an Oerstedts fast vergessenes Werk „Der Geist in der Natur“. Und doch liest man das Buch des deutschen Dichters mit nicht erlahmender Spannung. Denn seine Art zu schauen ist so eigenartig, daß man vieles in ganz neuer Beleuchtung, Verbindung und Bedeutsamkeit erblickt. Wer gibt sich noch die Mühe, Dinge des Alltags, immerwährende Erscheinungen, wie das Wasser, die Flamme, die Gestalt als etwas ganz Fremdes zu betrachten? Man kommt da zu den überraschendsten Ergebnissen. Aber Döblin zieht aus allem Folgerungen, die weitab von der Materialisierung und Mechanisierung unsrer Zeit liegen. Er erkennt nur beseelte Wesen an infolge der sinnvollen Ordnung und Gestaltung bis zur Schönheit. Ein sinnbegabtes Ich stellt er in den Mittelpunkt der ganzen Natur. Die Welt hält sich und wird real durch eine Überrealität, welche aus dem Ur-Ich, dem Ur-Sinn stammt. Mit manchen Anschauungen Döblins kann man sich nicht einverstanden erklären, so mit der Überschätzung des intellektuellen Erkennens, aber als Ganzes ist es ein höchst wertvolles Werk, das durch die eigenen Wege seiner Untersuchungen überrascht und durch seine metaphysischen Einsichten bereichert.

Zu begrüßen ist eine ausgezeichnete Sammlung von Gottfried Kellers

Briefen in einem stattlichen und doch handlichen Bande von 540 Seiten. Über den Wert der Kellerschen Briefe braucht nichts mehr gesagt zu werden. Sie gehören dahin, wo die erlesensten Kleinodien deutscher Sprache stehen. So echt und wahr in jedem Zug, wie der Dichter selber, ist hier alles geschaut und erlebt; ohne Pathos, aber mit unzerstörbarem Humor geschrieben. Gerade in diesen Briefen, die überall kunstvolle Form wahren, erkennt man die weiche Natur des Dichters, die so wunderbar menschengläubig bei aller Skepsis und Ironie in einem tragischen Weltempfinden wurzelt, das doch nicht ohne Lebensbejahung ist. Nußberger, der schon die achtbändige Ausgabe der Werke Kellers im selben Verlage besorgt hat, zeigt sich als ein geschickter Ordner, behutsamer Wähler und feinfühliger Kenner seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Das Buch ist mit mehreren Bildertafeln und einer Handschriftenwiedergabe geschmückt.

Bücher aus der Zeit der deutschen Einheitskämpfe

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Schüßler

Wohl keiner Epoche ist die Kenntnis der jüngsten Vergangenheit so innerliches Bedürfnis gewesen wie uns. Sind doch durch den Zusammenbruch die gesamten Probleme der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert aufgerollt worden; daher kann jedes Werk, welches unser Schicksal zu deuten versucht, des allgemeinen Interesses sicher sein.

Die heutige, unter den Erfahrungen des Jahres 1918 stehende Geschichtschreibung ist selbstverständlich der Gefahr ausgesetzt, sich ihr Blickfeld allzusehr durch das Erlebnis der Revolution verengern zu lassen. Mehr oder weniger ist die Auswahl des Stoffes beherrscht durch das Bemühen, die unleugbaren Risse und Sprünge in unserem Staatsbau darzustellen. Es wird eine solche Geschichtsbetrachtung, die lediglich nach den Wirkungen der vergangenen Ereignisse für unsere Gegenwart fragt und sich nicht streng bemüht, die Vergangenheit aus ihren eigenen Gesetzen und Forderungen zu beurteilen, leicht unhistorisch, d. h. parteiisch werden. Bekannt ist ja der Vorwurf Rankes gegen die Hegelsche Geschichtsphilosophie: daß sie jede Epoche nur nach dem beurteile, was aus ihr hervorgehe, sie also als Stufe für die folgende Epoche gleichsam mediatisiere. Demgegenüber hat Ranke das schöne Wort gesprochen, daß jede Epoche unmittelbar zu Gott sei und daß ihr Wert in ihrem eigenen Selbst liege.

Mit diesen allgemeinen Vorbemerkungen seien hier vier Werke genannt, die durchaus in die Linie unserer modernsten Geschichtsbetrachtung gehören. Es kann ja nach der ganzen Herkunft unseres Reiches gar nicht anders sein, als daß alle geschichtliche und politische Betrachtung immer wieder auf das Problem Bismarck stößt; er ist der tragende Untergrund unseres staatlichen Daseins. Gibt es überhaupt noch Epochen dieses unerhörten Lebens, die im Dunkeln liegen? Das glänzende Buch A. O. Meyers, des bekannten Göttinger Historikers, „Bismarcks Kampf gegen Österreich am Bundestag 1851—59" (598 S. Verlag von K. F. Koehler) hat bewiesen, daß trotz aller Veröffentlichungen gerade für Bismarcks diplomatische Lehrzeit noch reiches Neuland zu erschließen war. Da uns die Fortsetzung der großen Biographie Bismarcks von Erich Marcks leider noch nicht geschenkt ist, bedeutet Meyers Buch eigentlich eine Art zweiten Bandes. Mit meisterhaften Strichen zeichnet der Verfasser auf Grund vor allen Dingen der österreichischen Gesandtschaftsberichte den Kampf zwischen Bismarck und dem Groß-Österreich Schwarzenbergs und Buols; in höchst lebendigen Porträts werden uns die österreichischen Präsidialgesandten nacheinander vorgeführt. Für die Kenntnis der politischen und diplomatischen Entwicklung Bismarcks bis zu dem Entschluß, Österreich aus Deutschland zu verweisen, ist das Buch unentbehrlich.

Ein Werk, in welchem der Reichsgründer und seine Politik zwar nicht biographisch, aber sachlich beherrschend im Vordergrunde steht, ist das auf drei Bände berechnete des Kölner Historikers Johannes Ziekursch „Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreichs", von dem der erste Band „Die Reichsgründung" (362 S. Frankfurter Sozietätsdruckerei) vorliegt. Wir haben schon gesehen, daß der Blick der Historiker durch das Erlebnis von 1918 zwar außerordentlich geschärft ist, um die Risse und Sprünge im Bismarckschen Reichsbau zu erkennen. Aber, so müssen wir fragen, ist mit dieser Überschärfe nicht wieder die Gefahr der Einseitigkeit und dann der historischen Ungerechtigkeit verknüpft, wenn wir die Vergangenheit allzusehr unter dem Aspekt ihrer Wirkungen für die Gegenwart betrachten? Zwar sagt Meinecke im Eingang seines unten behandelten Werkes, daß bei der Betrachtung der jüngsten Vergangenheit Historie und Politik ineinander übergehen müssen; aber allgemeine Anerkennung darf ein Historiker der jüngsten Vergangenheit angesichts gerade unserer heutigen Parteizerrissenheit nicht beanspruchen. Bei aller hohen Anerkennung für die Leistung des Verfassers, vor allem für die fördernde Betrachtung der inneren Politik jener Tage, kann man auch Ziekurschs Werk parteipolitische Färbung nicht ganz absprechen. Sein Grundgedanke, wenn wir ihn richtig

verstanden haben, ist, daß Bismarck sein Werk dem Strom der Zeit entgegengebaut habe und daß es schließlich von diesem hinweggerissen sei. Es kommt ganz auf die parteipolitische Stellung des Betrachters an, ob man Bismarck, statt ihn deswegen zu tadeln, nicht vielmehr zu rühmen hat, daß er versuchte, dem westeuropäischen Staatsideal den deutschen Staatsgedanken entgegenzustellen, der von Luther über den Pietismus zu Stahl und ihm weiterführt und der schon aus zwingenden außenpolitischen Gründen allein durchzusetzen war. So müßte u. E. die Bismarcksche Reichsgründung weniger aus dem Erlebnis von 1918/19 und mehr aus dem inneren Zwang jener Epoche gewürdigt werden.

Zu jenen maßgebenden Personen, mit denen Bismarck rechnen und nach deren Charakter er sein Werk einrichten mußte, gehört ja vor allem Kaiser Wilhelm I. Dem herrlichen Buche über den ersten Kaiser, das wir Erich Marcks verdanken, hat jetzt **Paul Wiegler** ein Werk zur Seite gestellt, das nach des Verfassers eigenen Worten journalistische Historie sein soll. Die Absicht des Verfassers war es offenbar, durch eine Fülle von Einzeltatsachen und Einzelzügen das wahre Bild des Kaisers in höchster Lebendigkeit herauszuarbeiten; und in der Tat werden vor uns ungezählte Fakten, Zitate usw. in feinster Strich- und Punktmanier massenhaft ausgebreitet. Die Schwäche einer solchen Darstellung scheint uns aber darin zu liegen, daß der Verfasser in „neuer Sachlichkeit" so vollständig hinter seinem Stoffe zurücktritt, daß der Leser die geistige Durchdringung vermißt und so eine eigentlich künstlerische Darstellung nicht zustande kommt. Eine weitere Schwäche dieser Art Werke, die lediglich Porträts geben wollen, ist es ferner, den Gegenstand allzu stark zu isolieren und damit die allgemeinen Kräfte, Strömungen und Zustände über Gebühr zu vernachlässigen. So bleibt der Gesamteindruck dieses Werkes nicht so befriedigend, wie es das hohe porträtistische Geschick des Verfassers eigentlich verdiente.

Alle solche Bücher, die direkt oder indirekt dem Fürsten Bismarck die Schuld am Zusammenbruch aufladen, sind schon deshalb im eigentlichen Sinne unhistorisch, weil sie die Staatsmänner des neuen Kurses von 1890—1914 in ungerechter Weise entlasten. Als ob die Fehler der inneren Politik und die noch weit entscheidenderen der auswärtigen nach Bismarcks Entlassung gar nichts bedeuteten! Wie wäre es aber gekommen ohne Kündigung des Rückversicherungsvertrages, oder wenn wir das englische Bündnisangebot im Jahre 1901 angenommen hätten?

Daß mit diesem letzten Punkt vielleicht das wichtigste Problem zur Beurteilung unseres Schicksals angeschnitten wird, ist klar. Es ist das hohe Verdienst des gefeierten Berliner Historikers **Fr. Meinecke**, in seinem Buche „Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems" (Verlag Oldenbourg 1927, 268 S.) mit ebensoviel Geist und Feinheit wie politischem Blick und historischer Kritik dieses schicksalvollste aller außenpolitischen Probleme Deutschlands erörtert zu haben. Wie in der Politik, so gibt es auch in der Historie eine russische und eine englische Richtung. Zur ersteren gehört Max Lenz, der von der Annahme des englischen Bündnisangebotes die größten Gefahren für Deutschland voraussehen will; der Wortführer der letzteren ist jetzt Meinecke geworden. Gegen seine Argumente, mit denen er die Notwendigkeit der Annahme des englischen Bündnisangebotes begründet, wird sich nur von einem Punkte aus etwas einwenden lassen; nämlich von der Frage aus, ob damals und später ein russisches Bündnis für uns vollständig ausgeschlossen war. Meinecke verneint die Möglichkeit einer russischen Allianz in einem besonderen, hochinteressanten Kapitel; allerdings werden die Gegner dagegen einwenden, daß noch im Jahre 1912 Sassonow zu Bethmann Hollweg sagte: Lâchez l'Autriche et nous lâcherons la France. Man muß Meinecke aber unbedingt zugeben, daß in der Lage von 1901 kein deutscher Staatsmann imstande war, das Ruder in solch revolutionärem Sinne herumzuwerfen, und daß gerade deshalb nur das englische Bündnis, sogar unter drückenden Bedingungen als ein „Nothafen" in Betracht kam. Was Meinecke über den Einfluß der innenpolitischen Zustände auf Entschlüsse des deutschen Auswärtigen Amtes sagt, sowie über die Rolle, die der Flottenbau bei der Ausgestaltung unserer Beziehungen zu England gespielt hat, ist klassisch formuliert. Die Dreadnoughtflotte, die erst nach dem Scheitern der deutsch-englischen Bündnisbesprechungen die Beziehungen zu England vergiftete, war, nach Meineckes Worten, „nur ein Surrogat für die mißlungene englische Allianz, sie war ein ungenügendes Verzweiflungsmittel, zu dem uns die Politik der freien Hand führte". Es wird gezeigt, daß der Nutzen der Flotte nur sekundär, der Schaden aber primär war. „Aus der Zwangslage unserer Isolierung geboren, führte sie in neue, schlimmere Zwangslagen hinein bis zur Katastrophe." Allen Deutschen, deren Denken um die außenpolitischen Probleme der letzten Jahrzehnte, das deutsch-englische Verhältnis und den Flottenbau kreist, sei dringend empfohlen, nicht nur den genialen Organisator und Agitator Tirpitz zu hören, sondern auch den vorsichtig abwägenden und in die Tiefe der Dinge blickenden Historiker Meinecke.



Die Erde. Gemälde von Prof. Richard Teschner



Illustrierte Rundschau

Carl Ebbinghaus — Plauener Spitzen — Goldschmiedearbeiten von Arthur Berger — „Graphische Werbekunst“ in Mannheim — S. Maçons Karikaturen — E. O. Hoppés „Romantisches Amerika“ — Eisblumen — Bruno Goldschmitts Bibelillustrationen — Zu unsern Bildern

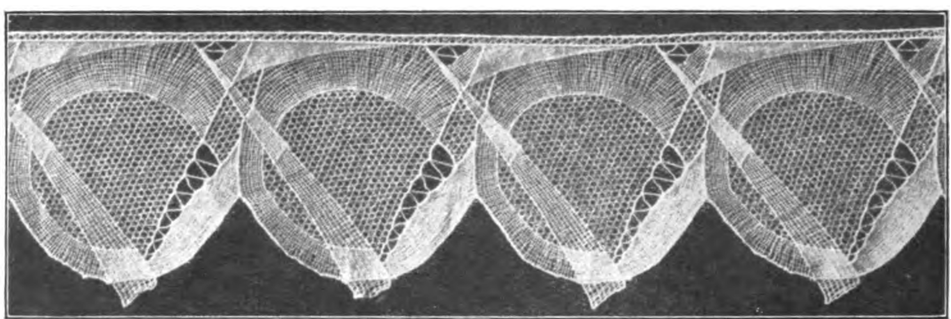
Die lustige Bulldogge gehört zu den kostbaren Kleinplastiken, an denen das Schaffen des Professors Carl Ebbinghaus reich ist. Der 1872 in Hamburg geborene und in Berlin ansässige Bildhauer hat auch große monumentale Aufgaben bewältigt, ein strenger Plastiker im Sinne seines Meisters Adolf Hildebrand. Aber am glücklichsten sind seine dekorativen Arbeiten gelungen, und so zeigt er auch in unsrer Bulldogge, wie schön er die Figur umreißt und wie klar er ihre Flächen behandelt.

Die Mehrzahl der auf S. 690 abgebildeten Spitzen stammt aus Schülerwettbewerben der Staatlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen i. V. Wir haben einige moderne Entwürfe ausgewählt, um zu zeigen, daß die deutsche Maschinenspitze nicht immer wieder denselben Wegen folgt. Möchten unsre Damen dadurch angeregt werden, auch in den Ladengeschäften neue Muster zu fordern, vor allem aber deutsche Spitzen! Ein gewisses Vorurteil besteht noch immer gegen die Maschinenspitze. Man vergißt, worauf Prof. J. M. Avenarius, ein ausgezeichneter Kenner, aufmerksam macht: es ist nicht immer schön, was alt und kostspielig ist, und es gab auch früher schlechte Spitzen. So muß man auch Maschinenspitzen einzig nach der Güte und Schönheit wählen.

Die Bildniskraft des Gemäldes von Christian Schad (S. 691) ist so stark, daß man die sonderbaren Beigaben zunächst übersieht, sie eben bloß als Hintergrund empfindet. So sind sie auch gemeint, und es wäre falsch, aber auch sehr leicht, wollte man anfangen zu deuten. Die offenherzige Dame, die mit so wundervoller Ruhe unsern Blick erträgt, ist von zwei Herren begleitet, von denen wir nichts weiter zu wissen brauchen, als daß sie im Smoking stecken. Ihr Gesicht ist gleichgültig; sie huldigen der schönen Frau, und



Bulldogge. Bildwerk von Prof. Carl Ebbinghaus



Spitzen. Aus Schülerwettbewerben der Staatlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen i. V.

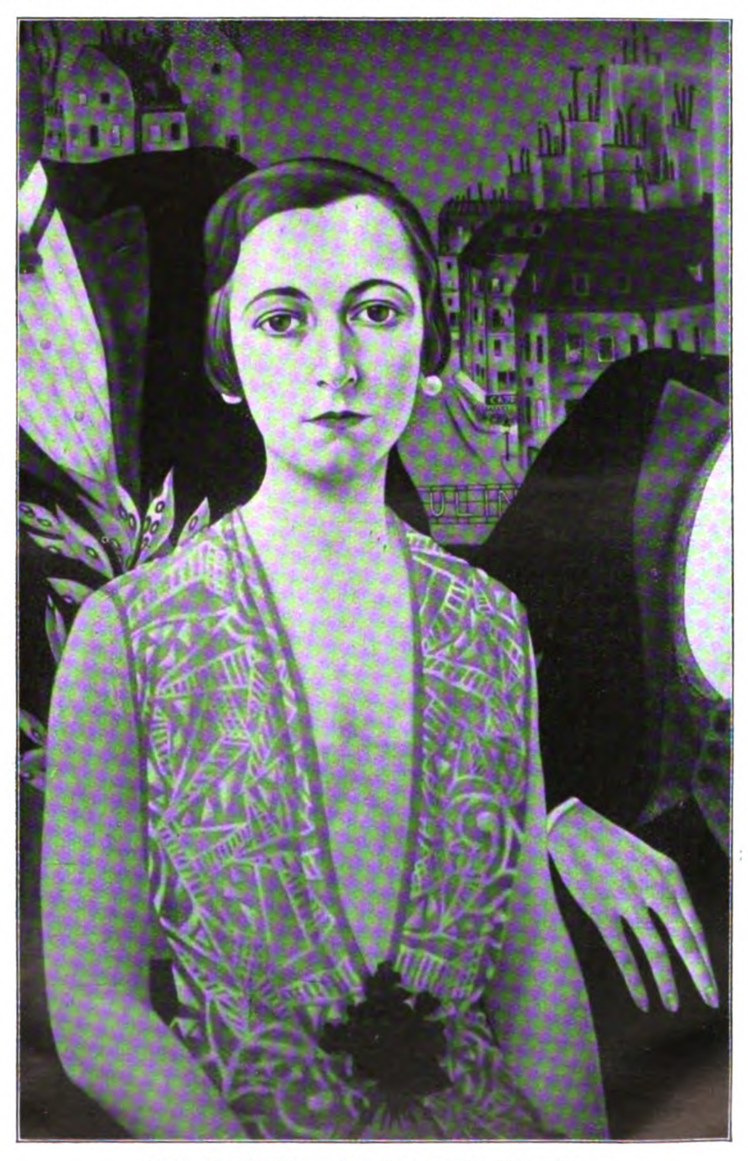
wahrscheinlich sind es morgen zwei andre, wieder im Smoking. Ein Blick in eine öde, nächtliche Großstadtstraße, wahrscheinlich Paris, Café Moulin Rouge — es ist alles wohl bedacht, aber wir vergessen es schnell, wenn wir wieder in den Bann der Frauenaugen geraten.

Von dem Bremer Goldschmied Arthur Berger zeigen wir zwei neue Arbeiten, einen Anhänger und eine Kette. Mit Schmuck steht es ähnlich wie mit Spitzen. Neue Formen werden häufig durch die Kunden in ihrem Erfolg behindert. Man will immer wieder haben, was schon Großmutter getragen hat. Das ist gewiß ein hübscher Zug, aber man vergißt, daß eine

allzuhäufig wiederholte Nachahmung am Ende leblos, langweilig und damit häßlich wird. Berger bemüht sich um eine besondere und doch nicht herausfordernde Ornamentik und erfüllt damit, was ein guter und fortschrittlicher Geschmack wünscht.

Dr. G. F. Hartlaub, der Direktor der Städtischen Kunsthalle in Mannheim, unsern Lesern auch als Mitarbeiter wohl bekannt, hatte im vorigen Herbst eine internationale Schau zeitgemäßer Reklame unter dem Titel „Graphische Werbekunst“ veranstaltet. Es kam ihm dabei nicht auf Vollständigkeit an. Er wollte vielmehr die verschiedenen Richtungen zeigen, die heute den Gesamteindruck der Werbegraphik bestimmen. Höchst fesselnd war, wie sich die Völker unterschieden und einen Teil ihres Wesens in ihren Plakaten enthüllten. Mit Recht wies Hartlaub darauf hin, daß das Plakat, die „Galerie des kleinen Mannes“ an der Anschlagsäule, für viele Millionen neben der modernen Zweckarchitektur die einzige öffentliche Kunst bedeutet. Die Werbekunst allein erreicht jene namenlosen Massen, die dem Sport, der Mode, dem Kino, dem „Betrieb“ ihre Begeisterung widmen und überall mehr zu Hause sind als in Museen und Theatern.

Der Radierer J. Maçon ist ein geschickter Karikaturist. Der Aufsatz von P. O. Höcker über Berliner Bühnen bringt einige seiner Schauspielkarikaturen; die Rundschau zeigt Chamberlain, Briand und Stresemann. Es geht uns wie bei jeder Karikatur: am besten gefallen uns die, deren Urbilder wir nicht von Angesicht kennen. — Wir Deutschen haben in Hielscher einen Landschaftsphotographen von Weltruf. Der Krieg hat ihn uns geschenkt. Er hielt ihn in Spanien zurück, und Hielscher begann das „Unbekannte Spanien“ mit der Kamera zu entdecken. Die „Monatshefte“ waren die ersten, die Bilder aus dieser reichen Beute brachten. Vor kurzem hat sich in Berlin ein englischer Wettbewerber Hielschers vorgestellt: E. O. Hoppé. Auch er hat gleich dem deutschen Meister eine Reihe ausgezeichneter photographischer Bücher herausgegeben, z. B. „Das unbekannte England“, „Der Humor von



Baronesse Wassilko. Gemälde von Christian Schad (Berlin, Galerie Neumann-Nierendorf)

London". Jetzt hat er, wie die amerikanischen Zeitungen begeistert schreiben, Amerika entdeckt und überschwengliche Herrlichkeiten gefunden. Er hat Blick und Gefühl, und er kann etwas! Man hat die Wolkenkratzer noch nie so romantisch, so großartig, so babylonisch gesehen wie er.



Kette und Anhänger. Von Goldschmied Arthur Berger-Bremen

Eine weit kunstlosere, aber jeden Naturfreund fesselnde Aufnahme haben wir aus St. Moritz bekommen, Reifblumen, deren köstliche Bildungen auch auf unsrer Wiedergabe gut zu erkennen und zu bewundern sind.

Bruno Goldschmitt (geb. 1881 zu Nürnberg) ist nach kurzem Studium in seiner Vaterstadt und in München bereits mit 19 Jahren frei schaffend geworden. Seine wesentlichsten Leistungen und Wünsche liegen auf zwei Gebieten: architektonische Wandbilder und Holzschnitte! Wir bringen hier zwei Holzschnitte zum Alten Testament. Das große Werk, das sie schmükken sollten, ist in der Inflation stecken geblieben. — Schade, denn Goldschmitts Illustrationen sind stark im Ausdruck, streng in der Technik. Wie weiß er den Feuergeist, der Hirn und Herz des Propheten erfüllt, zu gestalten! Und wie dürerisch deutsch folgt er den Gesichten Daniels (Kap. 7) und bildet die vier großen Tiere, die vier Weltreiche bedeuten: den Löwen mit Adlerflügeln, den





Deutsches Plakat von J. Tschichold — Schweizer Plakat von N. Stöcklin

Plakatausstellung der Städtischen Kunsthalle in Mannheim



Chamberlain

Briand

Bären mit drei langen Zähnen, den Parder mit vier Köpfen und das greuliche Tier mit sechs Hörnern und einem siebenten, das ein Auge trägt.

Wenn man noch vor wenigen Jahren den Unfug der modernen Malerei geißelte, pflegte man auch den Namen Pechstein zu nennen. Er war der Führer der Dresdner Künstlervereinigung „Die Brücke", und manchem schien es, als führe diese Brücke nicht über den Abgrund, der Jugend und Alter trennte. Jetzt bringen die „Monatshefte" ein Gemälde des mittlerweile zum Akademieprofessor gewordenen Künstlers als Titelbild. Ja, sagen die Leute, Pechstein ist älter, reifer, anders geworden. Nein, es will uns scheinen,



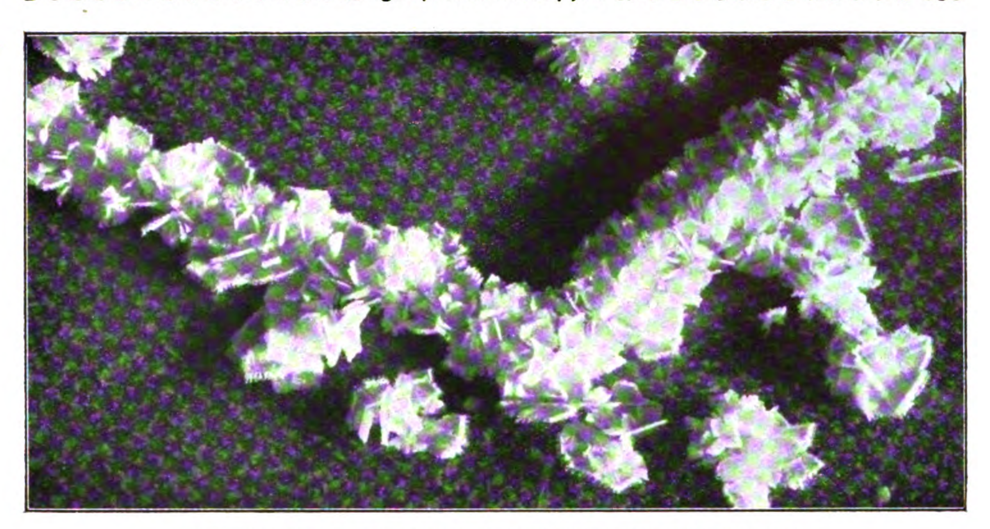
Stresemann. Radierungen von Jul. Maçon (Linden-Verlag)

als ob sich unsere Augen gewandelt hätten. Denn das Entscheidende an Pechsteins Kunst: die Glut der Farbe und des Gefühls war immer und ist dasselbe geblieben. — Der früher in Worms, jetzt in Darmstadt wirkende Adam Antes zählt auch zu den Neuschöpfern, deren Werke sich mit der Zeit selbst einem großen Publikum ohne viel Worte erschließen. Niemand stößt sich mehr daran, daß seine Bronze „Traum" (zw. S. 592 u. 593) nicht naturalistisch ist. Jeder erkennt, daß die mehr andeutende Formung dieses Frauenkopfes notwendig war, um den seelisch-körperlichen Zustand rein zu gestalten. Antes hat nicht immer so gearbeitet. In seinen Anfängen war er



Das romantische Amerika: Die Bastionen von Neu-Babylon
Künstlerische Aufnahme aus der Ausstellung von E. O. Hoppé-London im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin

lauter und leidenschaftlich-bewegter. — Daumier hat ein bekanntes Bild gemalt, den Blick in ein Abteil dritter Klasse, wo man zu stumpfer Ergebung zusammengerüttelt ist. Einfacher, weniger lustig, aber malerisch reizvoller hat der Engländer F. C. Robinson „Die lange Reise“ aufgefaßt. Den müde gewordenen



Eisblumen auf dem Schwarzeis des St. Moritzer Sees (Phot. Steiner)

Menschen entspricht die winterliche Landschaft. Und dennoch: wer in der Enge sitzt, den reizt die unbekannte Weite, an deren Rand es endlos vorübergeht. — Ein Nürnberger wie Goldschmitt ist Hans Stadelmann und gleich diesem ist er ein echter Sohn seiner Stadt; nur weniger grüblerisch als sinnig. Er ist ein Phantast, ein Romantiker, der die „Gralsburg" und „Orplid" sucht, der das „Land der Sage" und die „Einsamkeit" kennt und dem auch die „Stunde der Schwermut" nicht fremd ist. Auch unser Bild (zw. S. 608/609) erweist, auf welch festem Boden der Wirklichkeit diese Berge und Burgen der Träume aufgerichtet sind. — Heinrich Revy ist ein Wiener (geb. 1883), Mitglied des Hagenbundes und später der Sezession. Er ist,



Der Prophet. Holzschnitt von Bruno Goldschmitt aus seiner Bilderfolge zum Alten Testament



Traumgesicht Daniels. Holzschnitt von Bruno Goldschmitt aus seiner Bilderfolge zum Alten Testament

wie er uns selber, ein unwilliger Schreiber, mitteilt, noch nach alter Schule erzogen und hat sich deshalb, des Zwanges müde, sehr früh mit allen möglichen Bestrebungen vertraut gemacht. Er malt, was ihn bewegt, d. h. keine literarischen, sondern malerische Erlebnisse, und zu diesen gehört auch einmal der Paukboden (zw. S. 640/641). Bewegung und Licht bestimmen die Bildwirkung.

Nicolaus Vadacz, einer der besten jungen ungarischen Künstler, ist vor kurzem gestorben. Seine elegante Zeichnung (S. 643) soll den Vorläufer zu einigen andern nicht minder reizvollen Arbeiten bilden. — Für Kunstphilologen höchst interessant ist Eugen Spiros Dagny Servaes. Er hat die Künstlerin als Josephine Beauharnais in Fritz von Unruhs Bonaparte gemalt (zw. S. 672/673), und zwar in starker Anlehnung an das Gemälde von Pierre Paul Prudhon. — Prof. Michael Zeno Diemer ist weit in der Welt herumgekommen und weiß in Island so gut wie im Orient Bescheid. Seine Bilder, so auch sein „Nil bei Assuan“ (zw. S. 680/681) sind immer geographisch richtig, von dokumentarischer Treue und dennoch nicht trocken, denn Diemer sieht die Welt eben doch wie ein Romantiker. Diese Mischung von Dichtung und Wahrheit hat zu seinen volkstümlichen Erfolgen beigetragen. — Über das große Temperagemälde „Die Erde“ (es faßt zwei Meter im Quadrat; zw. S. 688/689) hat uns Professor Richard Teschner selbst ein paar erläuternde Zeilen geschrieben: „Das Bild der Erde als weibliche Figur von gewaltigen Formen, inmitten ihrer drei Reiche, des Mineral-, Pflanzen- und Tierreichs, thronend; auf den Handflächen wägend ihre größte Schöpfung: ein Menschenpaar, links das Weib in Beziehung gebracht zur Nacht und zum Mond; rechts auf der Tagseite unter der Sonne — der Mann. Das Ganze eingeschlossen und bestrahlt von den Zeichen des Tierkreises.“ Teschner, dieser Tausendkünstler, der auch Chemiker, Musiker, Tischler, Gießer, Mechaniker, Filmoperateur und Perückenmacher ist, ist auch ein guter deutscher Grübler und Phantast. Aber er hat darüber das Malen nicht verlernt, und seine farbigen Träume sind uns kostbare Geschenke einer höheren Wirklichkeit. **P. W.**

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

